Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundvierzigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Karl Alexander, Großherzog von Weimar, Albert Niemann, Victorien Sardou.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 41. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1887.

Seite

Friedrich Althaus in London.
Thomas Carlyle. Ein Lebensbild 92

Karl Gustav Andresen in Bonn.
Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen 367

A. Brückner in Dorpat.
Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe 391

Heinrich Bulthaupt in Bremen.
Ganymed. Novelle 177

Paulus Cassel in Berlin.
Die Symbolik des Schleiers 113

Hermann Friedrichs in Messina.
Das Kreuz der Liebe. Novelle 130

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Victorien Sardou. Ein literarischer Essay 341

Moriz Hoernes in Wien.
Das Heroon von Gjölbaschi 230

Josef Kiss in Budapest.
Jehovah. Eine poetische Erzählung. Uebersetzt von Josef Steinbach 384

Agnes Gräfin Klinckowström in Berlin.
Nyx. Novelle 290. 315

Philipp Knoll in Prag.
Ueber die Entwickelung und die Störungen der Sprache 73

Inhalt des 41. Bandes.

Kurd Laßwitz in Gotha.

Die poetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur..... 270

Paul Lindau in Berlin.

Die kleine Madonna. 1

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.

Weimar und seine Kunstschätze. 22

Paul Marsop in München.

Albert Niemann. Ein Beiblatt zur Theatergeschichte der Gegenwart. 211

A. v. Reumont in Aachen.

Pauline de Montmorin. Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit. . 43. 246

Victor Rydberg in Stockholm.

Prometheus und Ahasverus.................................... 59

Karl von den Steinen in Berlin.

Samoageschichten. 411

Rudolf Schmidt in Kopenhagen.

Die Kammerherrin.. 427

* * *

Pater Beckx... 161

Bibliographie 167. 305. 444

Bibliographische Notizen 174. 311. 451

Einundvierzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Page 169 missing

Band 41. — Heft 121.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLI. Band. — April 1887. — Heft 121.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Alexander, Großherzog von Weimar.)

Breslau.

April 1887.

Inhalt.

Seite

Paul Lindau in Berlin.
Die kleine Madonna 1

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.
Weimar und seine Kunstschätze 22

A. v. Reumont in Aachen.
Pauline de Montmorin. Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit. 43

Victor Rydberg in Stockholm.
Prometheus und Ahasverus 59

Philipp Knoll in Prag.
Ueber die Entwickelung und die Störungen der Sprache 73

Friedrich Althaus in London.
Thomas Carlyle. Ein Lebensbild 92

Paulus Cassel in Berlin.
Die Symbolik des Schleiers 113

Hermann Friedrichs in Messina.
Das Kreuz der Liebe. Novelle 130

* * *

Pater Beckx 161

Bibliographie. 167
Adamy, Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage. Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. (Mit Illustrationen.)

Bibliographische Notizen 174

Hierzu ein Portrait von Karl Alexander, Großherzog von Weimar.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
J. F. Richter in Hamburg. (Zeitschrift für deutsche Sprache).

Google



Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Prospect.

Nord und Süd beginnt mit dem 121. Heft seinen elften Jahrgang. Die allgemeine Theilnahme und Anerkennung, deren sich unsere Monatsschrift in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens erfreut hat, bürgt uns dafür, daß unsere Bemühungen, nach Inhalt und Form stets das Beste zu bieten, sich in den richtigen Bahnen bewegt haben. Wie wir das einerseits mit dankbarem Herzen anerkennen, schöpfen wir daraus auch die Ermuthigung zu erneuter Arbeit in der gleichen Richtung.

Wir haben das Glück gehabt, die ersten Schriftsteller und Gelehrten der Nation in unserer Zeitschrift zur Mitarbeiterschaft zu vereinigen, und auch die hervorragenden Autoren anderer großer Culturvölker sind gern bei uns zu Gaste gewesen.

So waren wir in der Lage, ein Publikum zu finden, das sich aus den Gebildetsten der Nation zusammensetzt, einen Leserkreis, der das Gediegene zu würdigen weiß und der die Beschäftigung mit den letzten Ergebnissen der Wissenschaft, wenn sie ihm in edler Form geboten werden, und die novellistische Gestaltung ernster Lebensprobleme einer flüchtigen, lediglich der seichten Unterhaltung dienenden Lectüre vorzieht.

Wir haben begründete Ursache, darauf zu bauen, daß die stattliche Zahl unserer Autoren uns auch in Zukunft treu bleiben wird. Die Beiträge, die in unserer Mappe liegen, und die vielen Zusagen,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die wir von unseren bewährten Mitarbeitern bereits in Händen haben, geben uns die Gewähr, auch diesen und die kommenden Jahrgänge unserer Monatsschrift auf gleicher Höhe erhalten zu können.

Und darum, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, wird auch der Leserkreis unserer Zeitschrift uns treu bleiben.

Wir werden bemüht sein, in gleicher Weise alle Gattungen der poetischen Productionen, soweit sie in dem engen Rahmen einer Zeitschrift Raum finden, wie alle Gebiete der Wissenschaft, die sich für ein nicht speciell vorgebildetes Publikum und zu populärer Darstellung eignen, wie bisher zu pflegen.

In erster Linie steht naturgemäß die erzählende Dichtung in der Form der Novelle; aber auch die epische Erzählung und die Lyrik sollen gebührend gepflegt werden; die bildenden Künste und die Musik, die Geschichte und Literaturgeschichte, Volkswirthschaft und Rechtswissenschaft sollen in gleichem Maße wie bisher berücksichtigt werden. Dem Gebiete der Naturwissenschaften, das immer mehr das Interesse der Gebildeten in Anspruch nimmt, soll eine aufmerksamere Pflege zugewandt werden, als dies in dem ersten Jahrzehnt unseres Bestehens der Fall gewesen ist.

Und so treten wir denn in unseren elften Jahrgang mit der freudigen Erwartung, daß unsere Monatsschrift in der Gunst des Publikums sich erhalten und sich die Stellung, die sie innerhalb der deutschen Presse einnimmt, auch fernerhin wahren wird.

Die Redaction. **Der Verleger.**

Google

Die kleine Madonna.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Hermann Pfeifer behauptete, der Mensch sei von Hause aus kein Monogam, und die Einehe sei eine Kunstbildung der Cultur. Die körperliche Ueberlegenheit der Männer hätte die armen Weiber dazu gezwungen, diese Einrichtung als die sittliche Grundlage der ganzen Gesellschaft anzuerkennen; für männliche Selbstsucht, männliche Feigheit und Furcht hätten die Männer diese feste Schutzwehr aufgerichtet, während sie selbst vor der Ehe unbedingt, und bedingt auch in der Ehe, offen oder versteckt dieser Satzung zuwiderhandelten.

Bei diesen Anschauungen war er natürlich Junggeselle geblieben, und so war er allmählich bis an die Schwelle der Fünfzig vorgerückt.

Was er eigentlich trieb, womit er die vierundzwanzig Stunden des normalen Kalendertags verbrachte, war selbst seinen nächsten Bekannten ein unaufgeklärtes Geheimniß. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn seufzen: „Ich habe wieder einen Brief zu schreiben!“ Und nach ein paar Tagen sagte er: „Wenn ich meinen Brief nur erst geschrieben hätte!“ Und nach Verlauf von abermals einigen Tagen rief er strahlend aus: „Gottlob, ich habe meinen Brief geschrieben!“

Seine Altersgenossen erinnerten sich, ihn vor etwa fünfundzwanzig Jahren als Auscultator gekannt zu haben. Aber schon vor dem Referendarexamen hatte er, da sich eben seine sittliche Ueberzeugung mit den Grundlagen unserer Gesellschaft nicht versöhnen konnte, schmollend Kehrt gemacht. Er hatte so gut wie keinen Familienanhang. Mit seiner einzigen Schwester verkehrte er wenig, da er deren Mann nicht ausstehen konnte. Er hatte viel zu viel sehr gute Freunde, um einen Freund zu haben. Ueberall war er gern gesehen,

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aber er wurde auch kaum vermißt, wenn er nicht da war. Dieser Fall ereignete sich übrigens selten: er war beinahe immer da!

Er fehlte bei keiner ersten Vorstellung im Theater, er war Stammgast im Circus. Man traf ihn im Winter auf der Eisbahn, im Frühling, Sommer und Herbst auf der Rennbahn; im Hochsommer konnte man ihn sicher im Engadin, im Salzkammergut, im bayerischen Gebirge oder in irgend einem vielbesuchten Luxusbade finden; im Januar an der Riviera, im Mai in Paris, im October in einem englischen Seebade — er war überall.

Ueberall sah man die kleine rundliche Gestalt mit dem runden Bäuchlein von schon ziemlich bedenklichen Verhältnissen, das runde, faltenlose, blühende Gesicht mit dem bräunlichen kurzgeschorenen Vollbart, in dem sich, namentlich in der Gegend des Ohransatzes, schon weiße Stoppeln in erheblicher Anzahl zeigten. Und im Theater erkannte man ihn, wenn man nur einen flüchtigen Blick durch den Saal gleiten ließ, sofort an seiner weithin glänzenden Glatze. Sein Schädel war in der That von Haaren nahezu völlig entblößt, und nur ein schmaler tiefer Kranz anmuthig gewellter und sehr gepflegter Haare erinnerte an die entschwundene Pracht des braunen Lockenkopfes. Hermann Pfeifer gab sehr viel auf die körperliche Pflege und sah immer aus wie aus dem Ei geschält. Er kleidete sich mit größter Sorgfalt, nur vielleicht etwas zu stutzerhaft jung.

Alle Welt kannte ihn, und man hatte ihn, wie gesagt, recht gern, weniger seiner wirklichen Verdienste wegen, als wegen des gänzlichen Mangels an unangenehmen und lästigen Eigenschaften. Er war nicht boshaft und nicht schwatzhaft. Man konnte auf seine Verschwiegenheit bauen. Er war auch sehr gern gefällig, und seine ausgeglichene heitere Stimmung machte den Verkehr mit ihm zu einem sehr angenehmen. Er besaß ein hübsches Vermögen, von dessen Zinsen er allen seinen ziemlich weitgehenden Anforderungen an das Leben vollauf genügen konnte. Er hatte eine sehr reizende Wohnung in der Victoriastraße, in der er im Laufe des Winters in fünf oder sechs verschiedenen Serien seine Freunde bewirthete. Seine Küche erfreute sich des besten Rufs. Dieser, sowie seiner ganzen Wirthschaft, stand seit zwanzig Jahren Frau Willner vor, die bereits im Hause seiner verstorbenen Eltern gedient hatte. Frau Willner hatte sich vor fünfundzwanzig Jahren verheirathet, ihren Mann aber nach zweijähriger Ehe verloren und war dann zu ihrer früheren Herrschaft, zu Pfeifers Eltern, zurückgekehrt, nachdem sie ihr Kind bei einer nahen verheiratheten Anverwandten in Pflege gegeben hatte. Der Junge hatte sich gut gemacht. Pfeifer, der mit allem Andern auch Frau Willner von seinen Eltern geerbt, hatte seiner Wirthschafterin die Gelegenheit geboten, ihrem Sohn eine angemessene Erziehung zu geben. Und da seine Wohnung genügend groß war, hatte er auch nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß Frau Willner ihren Sohn Eduard, als dieser etwa das siebente Lebensjahr erreicht hatte, zu sich nahm. Er hatte sich dann um den

Google

Jungen ziemlich viel bekümmert und ihn auf die Handelsschule geschickt, um ihn da etwas Ordentliches lernen zu lassen.

Seitdem Eduard herangewachsen war, sah und hörte Pfeifer weniger von ihm. An jedem Sonntag jedoch durfte ihm der junge Willner Guten Tag sagen und wurde bei diesem Anlaß jedesmal mit einigen liebenswürdigen Worten und einem kleinen Geschenk erfreut.

Pfeifer nannte Eduard merkwürdiger Weise nie bei seinem Namen, sondern immer den „Bua". Woher diese für den echten Berliner Strick so wenig wie nur möglich geeignete Bezeichnung eigentlich stammte, war ihm selbst nicht mehr recht klar. Er mochte wohl vor vielen Jahren längere Zeit die heißen Sommerwochen in Tirol oder in der Steyermark verbracht und nach seiner Rückkehr als spaßhafte Erinnerung an die Naturkinder im Gebirge den Sohn seiner Wirthschafterin im Scherze manchmal „Bua" genannt haben. Und dieser Name war nun dem ungeschlachten Vollblutberliner geblieben; Frau Willner selbst hatte aus Verehrung für ihren guten Herrn den „Bua" als Kosewort für ihren Sohn mit übernommen.

Pfeifer bemerkte gar nicht, daß der „Bua" inzwischen immer größer geworden war. Wenn sein Diener gerade beschäftigt war, so schickte er bisweilen auch den „Bua" aus, um dies und das für ihn zu besorgen. Namentlich ließ er auch durch ihn Briefe befördern, deren Adresse er seinem Diener aus irgend welchen Gründen nicht anvertrauen wollte. Die in die Verhältnisse nicht Eingeweihten waren immer sprachlos vor Erstaunen, wenn Pfeifer in ihrer Gegenwart die Erledigung irgend einer solchen Sache dem „Bua" übertragen zu wollen erklärte, und alsdann ein hochaufgeschossener breitschultriger Lümmel mit dem häßlichen, dummdreisten und verschmitzten Lächeln des Berliner Heranwuchses auf der Bildfläche erschien.

Eduard war sehr groß. Seine Hände und Füße waren geradezu enorm. Er stieß überall an und warf Alles zu Boden, was nicht niet- und nagelfest war. Erst während seiner Dienstzeit im zweiten Garderegiment hatte er einigen Schliff erhalten, und er kleidete sich, nachdem er den „bunten Rock" ausgezogen hatte, mit billiger und häßlicher Stutzerhaftigkeit. Auf dem imposanten Zeigefinger seiner rothen Rechten trug er einen großen Siegelring mit einem geringwerthigen Steine. Er hatte eine Stelle als Verkäufer in einem Confectionsgeschäfte gefunden und verbrachte seine Abende mit seinesgleichen in den verschiedenen Tanzlocalen und nächtlichen Conditoreien der Friedrichstadt. Er ließ sich ziemlich regelmäßig vom Barbier in einem benachbarten Keller frisiren, und zwar möglichst soldatisch: den Scheitel ziemlich hoch und bis zum Nackenansatz verlängert, das Haar an den Schläfen fest angepappt. Sein spärlicher hellblonder Schnurrbart endete in gewichsten Spitzen. Er trug einen zweireihigen Rock hoch zugeknöpft und war glücklich, wenn ein Unbekannter in ihm einen Lieutenant in Civil vermuthete.

Pfeifer hatte von dieser Umwandlung, die sich ganz langsam vor ihm vollzogen hatte, nichts bemerkt. Er sah in Eduard immer noch den dummen

Google

Jungen von früher — und dumm war er auch geblieben — und für ihn war er noch immer der „Bua“ von ehedem. Pfeifer wußte, daß der „Bua“ von seinen Cigarren rauchte, und er wandte daher die Vorsicht an, daß er die guten Sorten einschloß und eine billige eigens für den „Bua“ bestimmte Kiste offen stehen ließ. Und noch Eins machte Pfeifer klar, daß der „Bua“ inzwischen doch etwas größer geworden war und höhere Ansprüche an das Leben machte, nämlich der Umstand, daß Eduard ziemlich oft seinen Gönner um eine kleine Summe anging, die er am Ersten künftigen Monats von seinem Gehalte zurückzuerstatten regelmäßig versprach und ebenso regelmäßig vergaß.

So war das Verhältniß zwischen Pfeifer und dem Sohne seiner Wirthschafterin ein ungetrübtes und sehr sonderbares.

Hermann Pfeifer war im Allgemeinen eine durchaus harmlose Natur und sehr bescheiden. Nur auf Zweierlei bildete er sich sehr viel ein: auf seine Menschenkenntniß und auf sein Glück bei den Frauen. Er behauptete, sich niemals in einem Menschen getäuscht zu haben, und jedes weibliche Wesen, das ihm huldvoll begegnete, war immer etwas ganz Außerordentliches und Ungewöhnliches. Für unangenehme Erfahrungen, die er gerade in dieser Beziehung gemacht hatte, besaß er gar kein Gedächtniß. Er war von seinem psychologischen Scharfblick und von seiner Bevorzugung durch das gütige Schicksal fest überzeugt, und nichts vermochte ihn in dieser Ueberzeugung zu erschüttern.

Er suchte sein Glück aber auch zu verdienen. Er machte es sich nicht so bequem wie die Andern, die, wo immer der Zufall sie mit einer hübschen Larve zusammenführte, gleich Feuer und Flamme waren und sich mit ihren wohlfeilen Erfolgen brüsteten. Er suchte die Veilchen, die im Verborgenen blühen, und er suchte sie lange. Sein besonderer Ehrgeiz war es, unter unscheinbarer Hülle etwas Außergewöhnliches aufzufinden.

Dieses mühsame Aufsuchen einer edlen Menschenseele, mit der er sich auf kürzere oder längere Zeit harmonisch verbinden konnte, war eigentlich der einzige Zweck seines Daseins. Er ließ ihn nie aus den Augen und prüfte mit ernster Aufmerksamkeit jede weibliche Erscheinung, der er von ungefähr begegnete — gleichviel, ob diese nun in Sammt und Seide angethan an ihm vorüberrollte, oder in dürftigem Kattunkleidchen, ein in Papier gewickeltes Packet auf dem Arm, schnell vor ihm hertrippelte.

Pfeifers nähere Freunde zerbrachen sich oft den Kopf darüber, was er in gewissen Stunden, in denen er absolut unfindbar war, eigentlich anfange. Der Eine und der Andere war erstaunt, wenn er, durch irgend einen Zufall in ein ganz entlegenes Stadtviertel geführt, auf einmal Pfeifer begegnete.

In Wahrheit bildeten diese unaufgeklärten Stunden seine eigentliche Arbeitszeit: in diesen suchte er Seelen.

Er suchte sie überall, und seine Freunde im Club machten große Augen, wenn ihm hier und da eine Aeußerung über irgend ein gänzlich unbekanntes

Google

Vergnügungslocal entschlüpfte. Er schien Alles zu kennen. Und der Schein trügte nicht: er kannte in der That Alles. Trotz seiner auffälligen Eleganz in der Erscheinung verschmähte er es nicht, von Zeit zu Zeit in einem Keller ein Glas Weißbier zu trinken, blos um das Intelligenzblatt zu studiren und Kenntniß von jenen Vergnügungslocalen bescheidenerer Art zu erlangen, die eben nur in diesem Blatte auf die Genüsse, die sie ihrem Besucher boten, aufmerksam machten.

Auf diese Weise hatte er auch erfahren, daß eine neue, sehr sehenswerthe Künstlerin in der Alhambra sich zeigte. Und er erinnerte sich nun, daß er im Alhambratheater seit langer Zeit nicht gewesen sei, und daß er sich dort wohl wieder einmal zeigen müsse.

Er löste ein Billet zur Prosceniumsloge und war angenehm davon berührt, in dieser ein sehr hübsches junges Mädchen allein zu finden. Auf seinen Gruß hatte sie mit einem kaum merklichen Schließen der schönen dunklen Augen sehr zurückhaltend geantwortet.

Das Theater war sehr voll, von Qualm aus allen möglichen Cigarren durchräuchert und sehr heiß. Die verschiedenen Schaustellungen auf der Bühne waren nicht derart, daß sie Hermann besonders hätten reizen können. Er beobachtete vielmehr unausgesetzt und so unauffällig wie möglich seine Nachbarin; denn sein scharfer Blick hatte ihm sofort verrathen, daß er mit einer zu jähen Aeußerung seines Annäherungsbedürfnisses Alles verderben würde.

Es war wirklich ein sehr hübsches Mädchen, von kleiner und zierlicher Gestalt, mit einem reizend geschnittenen Köpfchen. Ihre großen dunklen Augen blickten mit traurigem Ausdruck auf die Bühne. Sie hatte ihr volles beinahe schwarzes Haar nicht in modischer Art geordnet, es war einfach gescheitelt, und die langen und breiten Flechten fielen über ihren Rücken. Das Mädchen sah sehr blaß aus und machte durchaus den Eindruck des Kindlichen, Unglücklichen. Die Erscheinung hatte etwas reizend Bescheidenes, rührend Anspruchsloses — eine unbewußte Schönheit von schwermüthigem Liebreiz.

Sie blickte zwar unverwandt auf die Bühne, aber auch sie schien wenig Interesse an dem Dargebotenen zu haben. Sie seufzte mehrere Male tief auf, ja, sie zog auch heimlich ihr Tuch — denn sie wußte gewiß nicht, daß sie beobachtet wurde — und drückte es vor die Augen, wahrscheinlich um ihre geheimen Thränen zu trocknen. Und da sie ihren Nachbarn, der seine Anwesenheit durch keine störende Zudringlichkeit verrieth, wohl ganz vergessen haben mochte, wandte sie ihren Blick schließlich auch von der Bühne ab, starrte in die Leere und sagte für sich, kaum hörbar, aber doch so, daß es der aufmerksam spähende und lauschende Hermann vernehmen konnte: „Du mein Gott!"

Hermann war wirklich ergriffen, und in der Pause, als das Licht im Saale heller gemacht wurde, machte er einen discreten Versuch, mit der hübschen Nachbarin eine Unterhaltung anzuknüpfen. Sie aber blickte ihn so geängstigt und zugleich so strafend an, daß er, der erfahrene Mann, doch einigermaßen aus der Fassung gerieth und einige Worte der Entschuldigung stammelte.

Google

Im nächsten Theile stand sie plötzlich auf und verließ die Loge. Pfeifer war beunruhigt. Wahrscheinlich wurde sie von irgend Jemand erwartet. Vielleicht bestieg sie eine Droschke. Und wenn sie ihm jetzt entwischte, war die Hoffnung, sie wiederzufinden, eine sehr geringe. Aber Pfeifer kannte die Welt, und er hatte das bestimmte Gefühl, daß er auch hier einem ungelösten Räthsel gegenüberstand, und daß es wohl der Mühe verlohnen würde, dieses zu ergründen. Er war daher schnell entschlossen. Auch er verließ nun die Loge und traf noch rechtzeitig am Ausgange des Theaters mit der Unbekannten zusammen. Zum Glück schien sie ihn nicht gesehen zu haben.

Es war etwa um die neunte Abendstunde. Es war ein häßlicher naßkalter Octoberabend. Es war schmutzig, und die Straße war um diese Stunde sehr belebt. Pfeifers Befürchtungen bestätigten sich nicht. Das junge Mädchen nahm seinen Weg zu Fuß und ging bescheidentlich, den Kopf etwas nach vorn gebeugt, ruhig seines Wegs. Pfeifer war, um nicht von ihr bemerkt zu werden, auf die gegenüberliegende Seite der Straße gegangen und beobachtete sie von da. Er sah, wie zu verschiedenen Malen jüngere und ältere Herren den Versuch machten, sie anzureden. Aber sie lehnte jeden Antrag, sie zu begleiten, mit stiller Entschiedenheit ohne Entrüstung, in sicherem Vollgefühle der Anständigkeit ab und ging weiter.

Als sie auf der verhältnißmäßig dunklen Jannowitzbrücke angelangt war, verlangsamte sie ihren Schritt, blieb endlich stehen und blickte spähend um sich. Niemand schien sie zu beachten. Zaghaft trat sie an das Geländer und starrte hinüber in das dunkle Wasser. Noch einmal warf sie einen scheuen Blick um sich . . .

Jetzt war Hermann seiner Sache sicher. Im nächsten Augenblicke konnte sich ein großes Unglück ereignen. Ihm schlug das Herz, und mit voller Entschlossenheit trat er nun auf das junge Mädchen zu und sagte ihr mit dem befehlenden Tone eines Polizisten, der einen Verbrecher verhaftet:

„Ich fordere Sie auf, mein Fräulein, mir zu folgen!"

Bestürzt sah das junge Mädchen, das in dem harmlosen Rentier in der That einen Beamten der öffentlichen Sicherheit voraussetzen mochte, zu Pfeifer auf. Der Anblick des so freundlich wirkenden, behäbigen, untersetzten Mannes, in dem sie gewiß ihren Nachbarn aus der Loge sogleich wiedererkannte, hätte sie wohl beruhigen dürfen. Sie war indessen sichtlich betroffen und fragte leise mit zitternder Stimme:

„Was wünschen Sie denn von mir?"

„Ich werde auf keinen Fall dulden," versetzte Hermann mit einer schneidigen Bestimmtheit, die die Kleine in ihrem Glauben, daß der ihr unbekannte Herr mit Berechtigung in diesem Tone zu ihr sprechen dürfe, nur bestärken konnte — „ich werde auf keinen Fall dulden, daß Sie das ausführen, was Sie offenbar vorhaben! Ich weiß Alles, mein Fräulein, ich habe Sie beobachtet. Ich fordere Sie also auf, mir zu folgen, und wenn Sie sich meiner Forderung widersetzen, so nehme ich die Hülfe der Behörden in Anspruch."

Google

Das junge Mädchen zitterte nun und konnte kein Wort hervorbringen. Ein jugendlicher Strolch, der langsam über die Brücke schlenderte, blieb neben dem Paar stehen. Hermann bemerkte ihn und fürchtete, daß sich mit der Zeit mehr Menschen ansammeln würden.

„Bitte, mein Fräulein," sagte er mit weicherer Stimme, „geben Sie mir den Arm, hier ist unseres Bleibens nicht."

Willenlos legte das Mädchen ihren Arm in den seinigen, und die Beiden gingen nun in mäßigem Schritt weiter.

„Sie dürfen dem gütigen Zufall danken," fuhr Hermann fort, „daß er mich in dieser verhängnißvollen Stunde zu Ihnen geführt hat. Ich besitze Verständniß für alle Verhältnisse. Sie dürfen mit mir ganz offen sprechen. Haben Sie also Vertrauen zu mir, ich weiß das Unglück zu respectiren."

Er machte eine Pause, aber seine Begleiterin bewahrte ihr Schweigen.

„Aber so sagen Sie mir doch nur um des Himmels willen, was kann ein blühendes junges Mädchen wie Sie zu einem so verzweifelten Schritte treiben? Denn gestehen Sie nur, sie standen im Begriff, etwas Furchtbares zu thun."

Die Kleine schwieg, er fühlte aber, wie sie schaudernd zusammenfuhr. Er blickte sie von der Seite an. Sie hatte den Kopf gesenkt, und in ihren Augen standen Thränen.

„Aber so sprechen Sie doch! Sie müssen mir doch anhören, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Ach!" seufzte die Kleine, „wenn Sie es wirklich gut mit mir meinten, dann hätten Sie mich ruhig gewähren lassen, dann wäre es jetzt vorbei mit allem Kummer und aller Noth!"

„Aber Fräulein, wie kann man nur so etwas sagen! Sie treten eben in das Leben ein und wollen den Kampf aufgeben? Sie sind jung, gesund, hübsch und wollen verzweifeln? Ich finde kein genügend starkes Wort für meine Entrüstung über soviel Undank und Leichtsinn!"

„Vielleicht würden Sie mich weniger streng beurtheilen, wenn Sie wüßten, wie schlecht es mir ergangen ist," sagte das Mädchen mit wohllautender Stimme und rührender Einfachheit.

„Das will ich ja gerade von Ihnen erfahren! Und ich weiß im Voraus, daß Ihr Leid nicht so unermeßlich groß sein kann, um den äußersten Schritt, den sie beabsichtigten, zu rechtfertigen! Fassen Sie Vertrauen zu mir, mein Kind! Sprechen Sie wie zu einem väterlichen Freunde! Ihnen muß ja zu helfen sein, und soweit meine geringen Kräfte reichen, will ich Ihnen helfen."

„Ach, mein Herr, das läßt sich so nicht sagen, nicht in wenigen Worten und nicht hier."

„Da haben Sie Recht," sagte Hermann, der den Widerspruch zwischen seiner weihevollen Stimmung und der häßlichen Umgebung, der schmutzigen und sehr belebten Wallstraße, längst empfunden hatte. „Aber ich lasse mich nicht

Google

vertrösten, und heute noch will ich mit Ihnen ernsthaft und vernünftig sprechen. Können Sie mich in Ihrer Wohnung empfangen . . . bei den Ihrigen?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nun," fuhr Hermann fort, „es könnte leicht mißverstanden werden, und ich wage Ihnen kaum den Vorschlag zu machen, mit mir in meine Wohnung zu kommen, obgleich ich Ihnen feierlich verspreche . . ."

„Aber was denken Sie denn von mir?" unterbrach ihn das Mädchen.

„Gut, gut!" fügte Hermann schnell mit begütigendem Ausdruck hinzu. „Sprechen wir nicht mehr davon! Also suchen wir ein neutrales Gebiet. Um diese Stunde finden wir schon irgend ein Plätzchen, wo wir uns ungestört aussprechen können. Vielleicht bei Hiller, bei Uhl oder bei Dressel?"

„Unmöglich!" sagte die Kleine mit Bestimmtheit. „Was würden die Leute von uns denken, wenn sie uns da zusammen sähen?"

„Nun also, so machen Sie mir doch irgend einen Vorschlag."

Sie zuckte die Achseln.

„Nun, dann gehen wir in das erste beste Wirthshaus. Da drüben ist ja gleich eine rothe Laterne! Ich bin hier in der Gegend vollkommen unbekannt, und Sie dürfen versichert sein, daß ich Sie hier nicht compromittiren werde."

Gegen diesen Vorschlag schien sie keinen Einwand mehr zu erheben. Die Beiden überschritten den Straßendamm und traten in eine Bierwirthschaft sechster Ordnung ein, in der verschiedene dem Handwerker- und Arbeiterstande angehörige Männer und Frauen ihr Bier tranken und ihr Abendbrot verzehrten.

Ein nicht sehr sauberer Kellner legte die stark befettete Speisekarte vor und brachte unaufgefordert zwei Glas Bier. Eigentlich hatte Pfeifer blos der Form halber gefragt, ob seine Begleiterin etwas zu essen wünsche. Nun freute er sich, als sie die Frage bejahte. Und er freute sich noch mehr, als sie während des Folgenden ein deutsches Beefsteak mit bestem Appetit verzehrte. Er stellte währenddem tiefsinnige Betrachtungen an über die unerklärlichen Widersprüche der menschlichen Natur. Während das arme Mädchen mit treuherzigen Worten und dem Eindrucke der vollsten Glaubwürdigkeit ihm schlicht und ergreifend die traurige Geschichte ihres Lebens erzählte, aß sie das gehackte zweideutige Fleisch mit erstaunlichem Behagen und beseitigte bis zur Unerkennbarkeit auch die letzten Spuren des braunen Fettes, das sie durch die Vermittelung von auf die Gabel aufgespießten Brotbrocken ihrem reizenden rosigen Munde zuführte; und bis zur Nagelprobe leerte sie das Seidel. Pfeifer war davon wahrhaft gerührt, und in andächtiger Ergriffenheit hörte er ihre einfache Geschichte.

Es war die Geschichte von tausend anderen Mädchen.

Mariechen Gärtner war armer Leute Kind. Es herrschte zwar kein eigentlicher Mangel im Hause der Eltern, aber es ging doch sehr schmal her.

Google

Der ältere Bruder war mit vierzehn Jahren in die Lehre gegeben, und Mariechen hatte, nachdem sie die Gemeindeschule verlassen, die Stickerei erlernt. Das schönste Zimmer der Wohnung war an einen jungen Maler vermiethet. O diese Künstler! Er hatte Mariechen in's Unglück gebracht. Wie scheinheilig hatte er sich benommen! Mit welcher Schlechtigkeit hatte er sich in das Vertrauen der Mutter einzuschleichen gewußt! Wie hatte er der einfachen Frau klar zu machen verstanden, daß seine ganze Zukunft davon abhinge, wenn Mariechen ihm für sein Madonnenbild, das er für die nächste Ausstellung fertigstellen wollte, einige Sitzungen bewilligte! Sie hatte ja ganz den Kopf, nach dem er immer gesucht hatte! Und Mariechen, die damals kaum siebzehn Jahre alt war und von den Tücken der Welt nichts wußte, hatte schließlich ihr geheimes Widerstreben überwunden und war in die Werkstatt gegangen. Da arbeitete noch ein anderer junger Maler nach einem bezahlten Modell, und da ging es denn allerdings viel lustiger zu als in dem Stickereigeschäft, und in den Pausen der Heiligenmalerei war das Treiben so weltlich wie möglich. Und Mariechen war ein junges Mädchen und fand Gefallen daran. Mit rührender Offenherzigkeit klagte sie sich ihres Leichtsinns an. Sie hatte sich in den Maler verliebt, und eines Tages war das Unglück geschehen. Und die Mutter war dahinter gekommen und hatte sie aus dem Hause gejagt. Und der junge Maler hatte kein Geld, und sein Bild wurde überhaupt nicht ausgestellt. Und da hatte sie sich denn mit ihrer Hände Arbeit kümmerlich durchzuschlagen versucht . . .

Aber in der letzten Zeit hatte sie fast gar nichts verdienen können. Die Wirthin, der sie seit vierzehn Tagen die Miethe nicht gezahlt hatte, wollte unter Zurückhaltung des Wenigen, was Mariechen hatte, sie vor die Thür setzen. Und von Gewissensqualen gefoltert, in der Verzweiflung über ihre gegenwärtige Lage und über ihre Zukunft war sie heute Abend ausgegangen, ohne zu wissen wohin, und ohne zu wissen, wie der Abend endigen würde. Eine Freundin aus dem Stickereigeschäfte, deren Schwester in der Alhambra engagirt war, hatte ihr ein Billet gegeben, und die Freundin hatte ihr versprochen, sie dort aufzusuchen. Aber diese hatte natürlich nicht Wort gehalten, und da hatte sie es denn im Theater nicht mehr geduldet. Ohne ein bestimmtes Gefühl war sie auf die Straße getreten und planlos vor sich hingegangen.

„Und wäre ich Ihnen nicht begegnet," schloß Mariechen ihren traurigen Bericht, „Gott weiß, was geschehen wäre!"

„Zum Glück sind Sie mir begegnet!" rief Hermann freudig. „Und nun, da ich Ihre Geschichte weiß, mache ich Ihnen erst recht den ernsten Vorwurf der Kleinmüthigkeit. Ja, es ist Ihnen schlecht ergangen, und Manches, was geschehen ist, läßt sich nicht wieder gut machen, das gebe ich zu! Aber du mein Gott! zum Verzweifeln ist Ihre Lage doch nicht, und mit einem verhältnißmäßig geringen Opfer kann Ihnen ja über Ihre jetzige Verlegenheit hinweggeholfen werden. Wegen der paar Mark, die Sie Ihrer Wirthin schulden und die Sie gebrauchen, um wieder flott zu werden, brauchen Sie sich keine

Google

grauen Haare wachsen zu lassen. Und wenn Sie aus der Geldverlegenheit heraus sind, werden Sie das Leben wieder mit ganz anderen Augen betrachten, glauben Sie mir! Und nun seien Sie ein verständiges Mädchen, und sagen Sie mir ganz offen, was Sie brauchen."

Mariechen erröthete über und über, und Pfeifer mußte alle Mittel seiner Ueberredungskunst erschöpfen, um das Mädchen zu veranlassen, endlich zaghaft und mit gesenkten Lidern die allerdings ganz bescheidene Summe anzugeben. Pfeifer machte sich klar, daß mit dieser einmaligen Hülfeleistung wenig gethan sei. Das anmuthige, hübsche, junge Mädchen hatte auf ihn einen sehr sympathischen Eindruck gemacht, und er war fest entschlossen, seinem Schützling, mit dem ihm sein gütiger Stern unter so seltsamen Umständen zusammengeführt hatte, dauernd hülfreich zur Seite zu stehen. Er begleitete sie bis vor die Thür ihrer Wohnung. Und als er ihr unterwegs sagte, daß sie sich morgen um sieben Uhr wieder in demselben Locale treffen wollten, daß er sich bis dahin nach einer geeigneten einfachen, aber hübschen Wohnung von zwei Zimmern umsehen werde, daß er ihr wöchentlich ein kleines Taschengeld bewillige, um ihre bescheidenen Bedürfnisse in ausreichenderem Maße als bisher zu bestreiten, und daß er ihr später, wenn sie sich bewähre, eine bescheidene eigene Einrichtung schaffen wolle, die sie in den Stand setze, nicht mehr von den Launen und der Habgier der gewissenlosen Zimmervermietherinnen abhängig zu sein, als er ihr endlich bei dem Wunsch einer guten Nacht in großer Verlegenheit, als begehe er ein Unrecht, etwas in die Hand drückte — da war Mariechen bis zu Thränen gerührt. Sie war kaum eines Wortes mächtig und schluchzte:

„Gott wird es Ihnen lohnen! Und Sie werden es nie zu bereuen haben, was Sie an mir gethan!"

Pfeifer war mit seinem Abend sehr zufrieden, und den Freunden, mit denen er später zusammentraf, fiel seine ungewöhnlich gute Laune auf.

Am anderen Morgen — es war ein Sonntag — gab er, da er sich in seinen Gewohnheiten nicht stören lassen und zur gewohnten Frühstückstunde im Club erscheinen wollte, dem „Bua" den Auftrag, im östlichen Theile der Stadt, in einer anständigen Straße, bei anständigen Leuten eine möblirte Wohnung, aus Wohn- und Schlafzimmer bestehend, zu miethen. Der „Bua" lachte dummdreist wie gewöhnlich und trollte ab.

Am Nachmittag fand Pfeifer auf seinem Schreibtisch einen Zettel mit der Angabe der gemietheten Wohnung in der Manteuffelstraße.

Zur festgesetzten Stunde war Hermann pünktlich vor der Wirthschaft in der Wallstraße, und vor der Thür fand er schon Mariechen, die eben angekommen war und auf ihn wartete. Sie betraten das Local gar nicht, sondern fuhren gleich zusammen nach der Manteuffelstraße, wo Mariechen als die neue Miethelin der Wirthsfrau vorgestellt wurde. Hermann versäumte es nicht, dieser das junge Mädchen noch ganz besonders zu empfehlen, und da er die Miethe des Monats vorausbezahlte, war die Wirthin auch

Google

sehr liebenswürdig und versprach, Alles zu thun, was sie thun könne, um ihn und das Fräulein zufriedenzustellen.

Mariechen war blutarm. Die wenigen Gegenstände, die sie die ihrigen nennen durfte, waren in schadhaftem Zustande und werthlos. Es machte Hermann ein besonderes Vergnügen, dem stillen, bescheidenen, guten Mädchen allmählich eine kleine Ausstattung zu schaffen. Er besuchte sie allabendlich, wenn sie aus ihrem Geschäft kam, so etwa in der achten Stunde, und er kam nie, ohne irgend ein nützliches Geschenk mitzubringen. Und Mariechen besaß das unbewußte Talent, ihre Dankbarkeit in wahrhaft entzückender Weise auszudrücken. Um neun, halb zehn verließ er sie dann immer mit einem gehobenen Gefühle der Beruhigung und des Behagens.

Mariechen war zu einer kleinen Hausfrau wie geschaffen. Nach einem Monat war die kalte und langweilige Wohnung nicht mehr zu erkennen. Alles war traulich und gemüthlich geworden. Sie hatte für Pfeifer auch Hausschuhe angeschafft, die allerdings viel zu groß waren. Und wie reizend konnte sie schwatzen! Es waren die angenehmsten Stunden des Tages, die Pfeifer verbrachte, wenn er Abends, mit den großen Hausschuhen angethan, auf dem bequemen Sopha in der Manteuffelstraße saß, vor ihm das bildhübsche, junge Mädchen, das ihm allerhand Schnickschnack in anmuthigster Weise vorplauderte. Er war auch tief gerührt, als sie ihm nach einigen Wochen eine wunderhübsche Brieftasche mit feinster Stickerei verehrte, die sie in ihren Mußestunden neben ihrer anstrengenden Arbeit für ihn gefertigt hatte. Und da das Stickereigeschäft noch immer schlecht ging, ließ Pfeifer Mariechen für seine Bedürfnisse arbeiten. Und so befand er sich denn nach einiger Zeit im Besitz von siebzehn Dutzend Taschentüchern, die alle mit den schön verschlungenen Initialen H. P. gestickt waren.

Es machte Pfeifer offenbares Vergnügen, das ursprünglich bescheidene Taschengeld, das er für Mariechen ausgesetzt hatte, von Woche zu Woche zu vermehren, da er sah, einen wie vortrefflichen Gebrauch das gute Kind davon machte. Sie schaffte allerhand praktische Gegenstände dafür an. Sie kaufte das nöthigste Geräth für die Küche: eine Kaffeemaschine, eine Theemaschine, einen kleinen Kocher, verschiedene Teller, Tassen und Geschirr. Und nirgends schmeckte ihm der Kaffee so gut wie bei ihr. Mit der Zeit hatte sie sich auch eine einfache, aber sehr kleidsame und geschmackvolle Garderobe angeschafft, ihre Kommode hatte sich mit Wäsche gefüllt, die sie selbst gestickt hatte. Kurzum: man konnte beinahe schon von einem Hausstande Mariechens sprechen, und Alles hatte den Charakter des fröhlichen Gedeihens.

Mariechen war Hermann Pfeifer immer lieber geworden, und zum Weihnachtsfeste hatte er eine große Ueberraschung für sie in Aussicht. Er wollte ihr eine zwar nur ganz einfache, aber doch vollständige Einrichtung für Wohn-, Schlafzimmer und Küche schenken. Und er hatte auch schon im Geheimen durch den „Bua", den er zu solchen Dienstleistungen immer verwandte, eine entsprechende Wohnung in der Nähe gemiethet.

Google

Mariechen hatte sich in den letzten Tagen etwas unwohl gefühlt. Sie hatte sich auf dem Wege vom Geschäft nach ihrer Wohnung eine starke Erkältung zugezogen, und Pfeifer hatte ihr gesagt, sie solle doch einige Tage nicht ausgehen.

So fand er sie denn auch am Heiligabend, als er schon zu ungewohnt früher Stunde im Laufe des Nachmittags zu ihr kam, zu Hause. Sie lag in ihrem Schlafrock auf dem Sopha und las die „Gartenlaube". Es fiel ihm auf, daß es im Zimmer nach Tabak roch, und als er sich umsah, sah er auf einer Untertasse einen Cigarrenstummel liegen. Ein häßlicher Verdacht stieg in ihm auf. Mißtrauisch erkundigte er sich danach, wie die Cigarre hiehergekommen sei, und er hörte nun von Mariechen, daß ihr Onkel, der im Auftrage ihrer Mutter seit Wochen nach ihr geforscht, endlich ihre Wohnung erfahren, sie heute unerwartet aufgesucht und ihr einen fürchterlichen Auftritt gemacht habe. Sie sei davon noch kränker geworden, als sie schon war. Die Erinnerung an die harten und ungerechten Worte, die sie hatte hören müssen, wirkte noch so lebhaft nach, daß Mariechen in bitteres Schluchzen verfiel und zuerst gar nicht zu beruhigen war.

Aber Schmerz und Freude lösen sich im Dasein des Menschen regelmäßig ab, und auf die Thränen des Kummers folgten nun Thränen der Rührung und der Freude, als Mariechen von dem wundervollen Geschenk hörte, das Pfeifer für sie bestimmt hatte. Die Freude machte sie wieder gesund, und mit kindlicher Lieblichkeit bestürmte sie ihren Freund und Wohlthäter, ihr die Herrlichkeiten gleich heute zu zeigen. Sie lief in das Nebenzimmer und machte sich schnell zurecht. Zehn Minuten später trat sie fix und fertig angezogen in freudigster Erregung wieder in das Zimmer, in dem Hermann auf sie gewartet hatte, und rief ihm zu:

„Nun wollen wir nach der Reichenbergerstraße fahren!"

„Nach der Reichenbergerstraße?" fragte Pfeifer erstaunt. „Aber woher wissen Sie denn das?"

„Nun, Sie haben es mir doch eben gesagt!" versetzte Mariechen ruhig. „Oder habe ich mich verhört? Sagten Sie nicht, daß Sie in der Reichenbergerstraße eine kleine Wohnung für mich gefunden hätten?"

„So," sagte Pfeifer, „das habe ich Ihnen gesagt? Ich wußte es gar nicht. Aber es stimmt! Hier dichtbei in der Reichenbergerstraße habe ich ein recht hübsches Quartier für Sie gefunden, und die Möbel sind alle schon an Ort und Stelle."

Sie bestiegen die Droschke, die unten gewartet hatte, und fuhren nach der vom „Bua" gemietheten Wohnung, die Pfeifer bis jetzt selbst noch nicht in Augenschein genommen hatte.

Der Tischler und Tapezierer hatten ihre Schuldigkeit gethan. Die Wohnung war bei aller Bescheidenheit sehr hübsch, sehr geschmackvoll und anheimelnd. Mariechen war außer sich vor Freude. Mit dem reizenden Ungestüm eines Kindes bestand sie darauf, schon heute den Umzug zu be-

Google

werkstelligen, und sie bat so rührend und lieb, daß Pfeifer ihrem harmlosen Verlangen nicht widerstehen konnte. Und obwohl er eine Verabredung in einer befreundeten Familie für den Abend getroffen hatte, mußte er ihr doch versprechen, wenigstens auf eine halbe Stunde vor Thoresschluß zu ihr zu kommen, um ihr neues Reich gemeinsam mit ihr einzuweihen und sich über den kleinen Baum zu freuen, den sie mit allerhand Schnurrpfeifereien reizend geschmückt hatte.

Der Umzug war in der That bald bewerkstelligt. Und als Pfeifer in der neunten Abendstunde Mariechen aufsuchte, war Alles in der Reichenbergerstraße schon in schönster Ordnung. Auf dem kleinen Tisch, über den eine Serviette gebreitet war, stand der niedliche Baum, darunter zwei Teller mit Aepfeln und Nüssen, der eine für Hermann, der andere für sie. Und auf dem für Hermann bestimmten Platze lag eine sehr geschmackvolle Schreibmappe mit einer mühsamen und schönen Lederstickerei.

Hermann war wieder einmal glücklich, und es that ihm aufrichtig leid, daß er so früh aufbrechen mußte, um die gleichgültigen Leute, die ihn der Höflichkeit halber eingeladen hatten, aufzusuchen.

„Gerade heute," sagte er, als er sich erhoben hatte, „thut es mir doppelt leid, Sie verlassen zu müssen. Ich habe schon oft mit einem gewissen Gefühle von Beunruhigung daran gedacht, daß ich Ihnen doch herzlich wenig an Zerstreuungen biete. Sie sind jung und lebenslustig, und es ist ganz natürlich, daß Sie das Bedürfniß haben, ab und zu Leute zu sehen. Meine Verhältnisse gestatten es mir aber nicht, Sie in Gesellschaften zu führen, und mit Ihnen die Abende im Theater zuzubringen; ich habe nun die Empfindung, daß Sie sich doch schließlich mit mir langweilen müssen. Sagen Sie offen, Mariechen, habe ich nicht Recht?"

„Nein, Sie haben ganz und gar nicht Recht! Ich langweile mich nie, und ich habe mich nie glücklicher gefühlt als jetzt. Ich arbeite, ich bin gesund, es geht mir gut — was kann ich mehr verlangen? Sie sind immer freundlich und gütig zu mir. Ich wäre das undankbarste Geschöpf von der Welt, wenn ich mich beklagen wollte."

„Das ist Alles schön und gut," versetzte Hermann, „aber es würde mir ganz natürlich erscheinen, wenn Sie von Zeit zu Zeit sich danach sehnten, einmal aus dem gewöhnlichen Einerlei herauszukommen, um mit irgend einer guten Freundin oder Bekannten einen vergnügten Abend zu verbringen."

„Freundinnen!" wiederholte Mariechen mit treuherzigem Augenaufschlage. „Wenn Sie die Mädchen näher kennten, die wir im Geschäft als Freundinnen finden, dann würden Sie mir den Umgang mit ihnen sicher verbieten! Ich mag nichts von ihnen wissen. Ich habe nie den Hang verspürt, mich zu amüsiren, wie man das nennt. Wenn ich in meinen vier Pfählen bin, meine Lampe brennt, wenn ich mich mit einer Arbeit beschäftige oder zu meiner Zerstreuung etwas Hübsches lese, dann ist mir am wohlsten, dann verlange ich nichts weiter. Und wenn Sie dann kommen und mit mir ein Stündchen

Google

verplaudern, dann wüßte ich wirklich nicht, was ich mir noch wünschen könnte! Sie brauchen sich meinethalben wahrhaftig nicht zu beunruhigen."

„Und doch kann ich es nicht so leicht nehmen, wie Sie es mir schildern. Sie sind zuviel allein, Mariechen, und das taugt nicht; da kommt man auf allerhand dumme Gedanken. Ich habe mir schon lange vorgenommen, mit Ihnen einmal irgend etwas Lustiges zu unternehmen, und da jetzt der Winter mit seinen Vergnügungen hereingebrochen ist, mache ich Ihnen gleich heute einen Vorschlag: Wie wär's, wenn wir den Sylvester-Maskenball bei Kroll mitmachten? Unter dem Schutze der Masken können wir uns Freiheiten gestatten, die mir sonst nicht eingeräumt sind. Ich mache Sie auf Bekannte aufmerksam, die Sie intriguiren können. Es kann ganz spaßhaft werden. Was meinen Sie?"

„Ich habe dergleichen nie mitgemacht," sagte Mariechen lächelnd. „Aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich mir kein Vergnügen davon verspreche, und wenn Sie wirklich wollen — ich bin natürlich dazu bereit! Aber ich wiederhole noch einmal: glauben Sie nicht etwa, daß Sie mir aus Vernunftgründen gewisse Zerstreuungen bieten müssen. Ich bedarf deren nicht. Ich fühle mich wirklich glücklich und vermisse gar nichts."

„Es bleibt dabei," schloß Pfeifer das Zwiegespräch, „die Sylvesternacht verbringen wir bei Kroll. Die Dominos werde ich schon besorgen."

Er war wirklich ärgerlich, daß er sich entfernen mußte. Er hätte viel lieber mit dem anmuthigen Kinde weiter geschwatzt.

Die Verabredung wurde innegehalten. Mariechen hatte freilich darauf bestanden, ihre wundervollen langen Haare unter der Kapuze zu verbergen, aber Pfeifer war viel zu eitel darauf.

„Es kennt Sie ja doch Niemand," sagte er, „und mir macht es Freude, Ihre schönen Zöpfe über den schwarzen Domino fallen zu sehen."

Pfeifer war unter dem Domino und der Maske Allen, die ihn überhaupt kannten, viel kenntlicher als zuvor. Jetzt erst machte man die Wahrnehmung, wie wenig sein Gesicht eigentlich zu bedeuten hatte. Es war eben nur die kleine komische Gestalt mit dem runden Bäuchlein, die das Charakteristische seiner Erscheinung bildete, und diese trat nach Beseitigung der Physiognomie noch in viel verrätherischerer Deutlichkeit hervor.

Sobald er, Mariechen am Arm führend, den hellen Saal betreten hatte, wurde er sofort von verschiedenen Bekannten umringt und verhöhnt. Er machte gute Miene zum bösen Spiel und war stolz auf das Aufsehen, das seine zierliche Begleiterin mit den wundervollen dunklen Zöpfen erregte. Er fand es ganz in der Ordnung, daß ihm diese von Bekannten und Unbekannten auf längere und kürzere Zeiten entführt wurde, und er amüsirte sich königlich, wenn er beobachtete, mit welcher natürlichen angeborenen Grazie das reizende Kind tanzte. Jetzt sah er sie wieder, wie sie sich am Arme einer sehr großen Maske mit kolossalen Füßen im Kreise drehte, und ihr Tänzer schien ihr etwas zuzuflüstern. Und es war ihm, als ob sie darauf

Google

antwortete. Er konnte sich nicht Rechenschaft davon ablegen, weshalb ihn gerade dieser Tänzer mehr interessirte als die andern; aber als sie zu ihm zurückkehrte, fragte er sie doch:

„Wer war denn das?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Mariechen.

„Was hatte Ihnen denn der lange Kerl so Besonderes anzuvertrauen?"

„Nichts Besonderes. Er sprach eben dummes Zeug, wie alle Andern."

„So?"

Pfeifer war darüber verstimmt. Er wußte selbst nicht, weshalb; aber er ärgerte sich.

Und wieder wurde ihm Mariechen von einem andern Tanzlustigen entführt. Und wie er so in seiner ihm selbst unerklärlichen Verstimmung an der Saalthür stand, trat einer seiner Bekannten an ihn heran und fragte ihn:

„Wo haben Sie denn die kleine Madonna aufgegabelt?"

„Die kleine Madonna?" wiederholte Hermann erstaunt.

„Spielen Sie nur nicht den Unbefangenen! Ich habe sie auf den ersten Blick an ihren wundervollen Zöpfen erkannt."

„Die kleine Madonna?" wiederholte Pfeifer noch einmal.

„Nun ja, so wurde sie früher in Künstlerkreisen genannt. Sie war früher Modell, und unser alter Freund Bertram, der jetzt in Metz steht, hat sie einem jungen Maler abgejagt. Sie hat wirklich ein Madonnengesichtchen. Sie sieht aus, als ob sie kein Wässerchen trüben könne, in Wahrheit soll sie aber ein ganz durchtriebenes Frauenzimmer sein. Bertram hat sie übrigens unter ganz besonderen Verhältnissen kennen gelernt. Es ging ihr damals herzlich schlecht, und sie stand im Begriff, sich das Leben zu nehmen."

„So?" versetzte Hermann mit gespielter Gleichgültigkeit. „Ich bin mit der Kleinen zufällig zusammengekommen. Ich weiß sonst nicht viel von ihr."

Er war seelenfroh, daß er die Maske vor dem Gesicht hatte, denn sonst würde der Ausdruck tiefer Erregung und bebender Entrüstung, der jetzt unzweifelhaft auf seinen Zügen lag, dem Andern kaum entgangen sein.

„Kommen Sie!" herrschte er Mariechen an, nachdem diese wieder zu ihm zurückgekehrt war, und in so barschem unfreundlichen Tone, daß sie ganz erschrocken zurückwich.

„Auf der Stelle!" wiederholte er.

Und er nahm gewaltsam ihren Arm und führte sie zum Saale hinaus.

Sie fuhren den langen weiten Weg, ohne ein Wort zu wechseln. Mariechen hatte die Maske abgenommen, und Hermann sah, wenn sie an den Straßenlaternen vorüberfuhren und der helle Schimmer in den Wagen fiel, daß sie bleicher als je vor sich hinstarrte, mit fest zusammengekniffenen Lippen und feuchten Augen. Drei- oder viermal setzte er an, um eine Auseinandersetzung herbeizuführen, um sich das Unerklärliche erklären zu lassen. Aber er besann sich dann wieder eines Andern und schwieg. Er ließ den Kutscher vor dem Hause halten und trat mit Mariechen in das Haus. Sie

Google

war darüber erstaunt, aber sie fürchtete sich, ihrer Verwunderung Ausdruck zu geben, und ließ es ruhig geschehen, daß er mit ihr hinausging.

In fieberhafter Aufregung durchschritt Hermann das Zimmer, während sie still geschäftig wie immer die Lampe angezündet und auf das kleine Tischchen vor dem Sopha gesetzt hatte. Sie selbst hatte sich auf den Sessel niedergelassen und starrte vor sich hin.

Nun endlich platzte Hermann los. Alle Wuth, die er langsam in sich angesammelt hatte, durchbrach die Schleuse. Er machte dem Mädchen, das ihn so schmählich hintergangen hatte, die bittersten Vorwürfe. Weshalb hatte sie mit ihm Komödie gespielt? Gerade mit ihm, der ihr nur Gutes gethan hatte? Er schnob vor Wuth. Mariechens Schweigsamkeit erzürnte ihn immer mehr. Er redete sich in den wildesten Zorn hinein und war schließlich so fassungslos, daß er sich beinahe an dem kleinen wehrlosen Dinge vergriffen hätte.

Mariechen erwiderte kein Wort. Sie weinte auch nicht. Sie war still, ergeben, tief betrübt.

„Und haben Sie denn kein Wort der Erklärung, der Entschuldigung?“ schrie Pfeifer endlich. „Aber so antworten Sie doch! Lügen Sie meinetwegen, aber antworten Sie!“

Da schlug Mariechen die Augen auf — die schönen treuherzigen guten Augen. Es zuckte schmerzlich um ihre Mundwinkel, und sie sagte nichts weiter als:

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen! Nehmen Sie mir Alles, was Sie mir gegeben haben, ich muß es mir gefallen lassen. Ich kann Ihnen nur sagen: ich verstehe Sie nicht. Ich weiß gar nicht, was Sie meinen.“

So billigen Kaufs sollte nun Mariechen allerdings nicht davon kommen. Pfeifer machte sie in erregtester Weise auf die Unmöglichkeit einer zufälligen Uebereinstimmung aufmerksam. Er selbst hatte sie unwillkürlich „die kleine Madonna“ genannt. Der Name war für sie ein so natürlicher, gegebener, daß er unmöglich auf zwei Personen gleichzeitig angewandt werden konnte. Und hatte sie nicht selbst erzählt, daß sie einem Maler Modell gesessen und diesem ihr erstes Unglück zuzuschreiben habe? Und die zweite Auflage ihrer selbstmörderischen Verzweiflung? Weshalb hatte sie alles Andere verschwiegen?

Mariechen wiederholte immer wieder:

„Ich kann Ihnen nicht antworten. Ich weiß nicht, was das Alles zu bedeuten hat. Ich habe nie von einem Herrn Bertram gehört. Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt. Sie mögen mir nun glauben oder nicht.“

Und schließlich, als sie immer auf's Neue beschuldigt wurde, stimmte sie die unverdiente Kränkung weich, und sie weinte wie ein kleines Kind. Sie konnte ihrem Wohlthäter nicht grollen, aber es that ihr in der Seele weh, daß sie gerade von diesem verkannt wurde. Und sie weinte und weinte, und ihre Thränen schwemmten endlich auch den wilden Zorn weg, der sich Pfeifers bemächtigt hatte. Und schließlich mußte er ihr ja glauben: es war doch nur ein zufälliges Zusammentreffen gewesen! Mit dieser Ruhe und

Google

Sicherheit konnte sich nur die Reinheit vertheidigen. Wenn dies Mädchen log, dann gab es keine Wahrheit mehr in der Welt. Er beschuldigte sich, machte sich heftige Vorwürfe und bat sie um Verzeihung. Und er war glücklich, als ein erstes Lächeln wieder ihre reizenden Lippen hob, und als aus ihren schönen Augen der goldige Strahl der Versöhnung auf ihn fiel. Er küßte ihre Stirn, als sie ihm mit der Lampe die Treppe herunterbegleitet und ihm die Thür geöffnet hatte; und dann fuhr er beruhigt nach Hause.

Ganz spurlos war dieser stürmische Auftritt nun allerdings nicht vorübergegangen. So ernsthaft Mariechen auch bestrebt war, die ihr zugefügte Unbill zu vergessen, und so unverkennbar Hermanns Bestreben, das, was er in einer zornigen Aufwallung schlecht gemacht hatte, wieder gut zu machen, in der Verdoppelung seiner sorgsamen und freundschaftlichen Bemühungen um seinen Schützling auch zu Tage trat — es war doch etwas anders zwischen den Beiden geworden. Mariechen war ganz philosophisch. Mit trübem Lächeln sagte sie ihrem Freunde:

„Ich wußte ja, daß es nicht so bleiben konnte! Es war zu schön. Und wenn ein neues Jahr gleich so anfängt, dann endet es schlecht. Und da haben Sie den Beweis, daß mich meine Ahnung nicht getäuscht hat: Heute im Geschäft ist mir gekündigt worden. Das Geschäft geht zu schlecht, und der Prinzipal hat dreiviertel der Stickerinnen entlassen müssen. Was soll ich nun anfangen? Ich kann doch nicht ganz von Ihrer Gnade leben."

Hermann beruhigte sie, und um ihr das kränkende Gefühl des Almosenempfangs zu ersparen, bestellte er bei ihr einen großen Ofenschirm in kunstvoller Arbeit, der sie einige Wochen lang beschäftigen mußte. Er fand in den nächsten Tagen denn auch in ihrem Zimmer einen großen mächtigen Rahmen und freute sich über die Fortschritte, die die Arbeit machte. Er war ganz erstaunt, wieviel Mühe und wieviel Zeit dieselbe erforderte, und wie schlecht sie bezahlt wurde.

Eines Tages vermißte er den Rahmen, und als er sich danach erkundigte, sagte Mariechen:

„Ich habe ihn bei Seite gestellt. Ich möchte doch nicht, daß Sie die Arbeit Stich um Stich verfolgen können. Lassen Sie mir die Freude, Sie mit der Fertigstellung zu überraschen."

Vierzehn Tage später überreichte sie ihm dann bei seinem Besuche eine mächtige Rolle, und als Hermann sie entfaltete, sah er ein wahres Meisterstück der Kunststickerei. Er war innig erfreut und tief gerührt von diesem mühsamen Kunstwerke. Er schloß Mariechen liebkosend an sich und dankte ihr herzlich. Mit ihren guten, treuen, kindlichen Augen blickte sie lächelnd zu ihm auf und sagte nur:

„Ich freue mich, daß Ihnen die Arbeit gefällt. Ich habe während der langen Stunden beständig an Sie gedacht, und wenn nur ein kleiner Theil der Wünsche, die ich für Sie hineingestickt habe, sich erfüllt, dann wird es Ihnen gut ergehen."

Google

„Sie sind ein gutes liebes Mädchen," versetzte Hermann wahrhaft ergriffen.

Hermann hatte die aufmerksame Gewohnheit angenommen, sein Nichtkommen zu den gewohnten Abendstunden, wenn er durch irgend eine gesellschaftliche Verpflichtung in Anspruch genommen war, oder wenn der Tag eine unvorhergesehene Störung brachte, mündlich oder brieflich anzuzeigen. Als er heute mit seiner großen Rolle sich verabschiedete, sagte er, indem er Mariechens Hand zärtlich drückte:

„Morgen bitte ich Sie mich nicht zu erwarten. Ich bin zu einem Junggesellendiner eingeladen, dem sich eine kleine Spielpartie anreihen wird, und da wird es jedenfalls spät werden."

Mariechen sprach ihr Bedauern aus, aber sie war so absolut anspruchslos und verständig, daß nie ein Wort der Beschwerde über ihre Lippen kam.

„Also auf übermorgen!" sagte sie mit freundlichem Lächeln.

Hermann war höchlich überrascht, als er am anderen Tage, nachdem er in tadellosem Frack und strahlender Binde bei dem Freunde angeklingelt hatte, von dem Diener hörte, daß das Diner erst für den folgenden Tag angesetzt sei. Er hatte sich in dem Tag geirrt, aber er hatte doch keinen Grund, diesen Irrthum zu bereuen. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er fuhr bei einem großen Laden vor, kaufte allerhand zum Essen ein: eine große Gänseleberpastete, Spickgans, eine Büchse mit Sardinen, eingemachte Früchte 2c. und freute sich schon im Voraus darauf, mit Mariechen, die sein Kommen höchlich überraschen mußte, im vertraulichen tête-à-tête ein gemüthliches Mahl einzunehmen. Außerdem war es ihm ganz angenehm, daß ihn Mariechen einmal in seinem vollen Glanze, im Knopfloch mit der Miniaturausgabe eines ausländischen Ordens, den er unbekannten Verdiensten zu verdanken hatte, bewundern konnte.

Die Taschen seines Ueberrocks waren dick aufgebauscht, und sein linker Arm war ganz bepackt, als er den Schlüssel, den er zu Mariechens Wohnung besaß, in das Schloß steckte und aufdrückte. Er hatte die Flurthür leise geöffnet, weil er die Ueberraschung zu einer vollkommenen machen wollte.

Jetzt stand er nun vor der Thür der Wohnung und klopfte dreimal sehr stark an dieselbe. Dies unerwartete Klopfen übte die gewünschte Wirkung. Er hörte Mariechen ganz erschrocken aufschreien und gleich darauf ein unerklärliches Geräusch.

„Nun, nun!" rief Hermann von außen. „Beruhigen Sie sich nur, ich bin's."

Gleichzeitig drückte er die Klinke, aber die Thür war merkwürdiger Weise verriegelt. Er hörte im Zimmer Tritte und Laute, die er sich nicht erklären konnte.

„Aber so öffnen Sie doch!"

„Jawohl, gleich, einen Augenblick!" antwortete Mariechen mit einer

Google

Stimme, der Hermann sogar vor der Thür eine ungewohnte Erregung anmerkte. Er geduldete sich noch eine Weile, dann klopfte er wieder.

„Aber machen Sie doch auf, Mariechen!" drängte er gutmüthig.

Nun wurde der Riegel zurückgeschoben und er trat ein mit schmunzelndem Gesicht, die Spickgans unter dem Arm und die Terrine mit der Gänseleberpastete in beiden Händen vor der Brust präsentirend. Aber diese Ueberraschung, von der sich Hermann die größte Wirkung versprochen hatte, versagte vollkommen. Mariechen war durch das unerwartete Klopfen so maßlos erschreckt worden, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte und, ohne die Augen zu ihm aufzuheben, sich an der Lehne des Stuhles festhielt. Sie sah ganz verstört aus.

„Aber wie kann man sich so erschrecken!" sagte Hermann mit gutmüthigem Tone, indem er die Terrine auf den Tisch setzte. „Wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte . . ."

Er hatte eine halbe Wendung gemacht, und sein Blick fiel nun auf den kleinen Kleiderschrank, der dem Sopha gegenüberstand . . .

Und er verstummte.

Er stand da mit weitgeöffnetem Munde und traute seinen Augen nicht.

Das dümmste, albernste Schauspiel, das sein Auge je erblickt hatte, war da leibhaftig vor ihm. Was war aus dem harmlosen Schrank geworden? Der elende, tausendmal dagewesene, blödsinnige Theaterschrank, der in schlechten Stücken dazu dient, überraschte Liebhaber zu verbergen. Die Thür war nicht geschlossen, sondern von innen angezogen, und zwischen der Thürspalte zeigte sich in der mittleren Höhe eine große rothe Hand mit einem Siegelring am Zeigefinger, die den einen Flügel des Schrankes nach innen zog. Er blickte auf diese rothe Hand, zunächst mit dem Ausdruck der vollkommensten Bestürzung.

„Was ist denn das?" sagte er ganz langsam.

Mariechen hatte sich auf den Stuhl fallen lassen und weinte heftig.

Das Lächerliche und Alberne der Situation überwog nun in Hermanns Empfinden alles Andere. Der Besitzer dieser rothen Hand im Schranke, das weinende Mädchen auf dem Stuhl vor ihm, er selbst mit der Gänseleberpastete auf dem Arm und dem Orden im Knopfloch mitten im Zimmer — Alles kam ihm gleichermaßen abgeschmackt und blöde vor.

Dann aber wallte es doch einen Augenblick in ihm auf, und er vergegenwärtigte sich den schwarzen Undank des Mädchens. Er hatte nicht übel Lust, den Schrank aufzureißen, den Insassen bei den Ohren zu packen und in der unsanftesten Weise aus dem Zimmer zu befördern.

Aber diese zornige Aufwallung ging schnell vorüber. Er machte sich auf einmal Manches klar, an das er nie gedacht hatte. Er sagte sich: Der Mensch im Schrank ist wirklich kein Missethäter. Er thut einfach dasselbe, was Du vor zwanzig Jahren auch gethan hast. Zum ersten Mal in seinem Leben vergegenwärtigte sich ihm blitzartig die Erkenntniß, daß er unmerklich die entscheidende Schwelle von den jungen Jahren zum Alter überschritten

Google

hatte, daß er aus dem Betrüger von ehedem der Betrogene von heute geworden war. Früher war er in den Schrank geflüchtet, jetzt war es ein Anderer. So ein Schrank war überall, und es war immer Jemand darin. „Der Mensch ist kein Monogam!"

Er hatte ein wehmüthiges Gefühl bei diesen stillen Betrachtungen, zuckte die Achseln und sagte ohne Erregung:

„Befreien Sie nur den Menschen da aus seiner lächerlichen Zwangslage."

Er wandte sich ab. Langsam ging oder schlich vielmehr Mariechen wie ein gepeitschter Hund dem verhängnißvollen Schranke zu und öffnete ihn.

Hermann hatte sich zwar vorgenommen, den Betreffenden, an dem er ja gar kein Interesse hatte, nicht anzusehen, aber unwillkürlich regte sich doch die Neugier in ihm, und er wandte den Kopf.

Da sah er den „Bua" in den großen Hausschuhen, die ihm allerdings paßten, mit dem thörichtsten Gesichte von der Welt aus dem Schranke steigen und schnell durch das Zimmer huschen.

Den uninteressanten, ungebildeten, albernen „Bua!"

Und während Mariechen diesem das Geleit gab, fragte er sich:

„Womit hat dieser dumme Junge das Herz des Mädchens gewonnen?"

Und er beantwortete die Frage ganz richtig:

„Er ist jung, er hat auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Er gehört zu ihresgleichen. Er wird mit ihr an den Abenden, an denen ich die Beiden nicht gestört habe, in Theatern, Biergärten und sonstigen Localen gewesen sein, in denen ich mich nicht zeige, und in denen sich das Mädchen gewiß am wohlsten gefühlt hat. Da hat sie mit den Freunden des „Bua" und deren Freundinnen ohne Zweifel sehr vergnügte Stunden verbracht. Art läßt nicht von Art, Jugend will austoben, und der Mensch ist nun einmal kein Monogam."

Er war also in vollständig ausgeglichener versöhnter Stimmung, als Mariechen ganz zu Boden gedrückt und zerschmettert langsam wieder in das Zimmer schlich. Aber er war allerdings fest entschlossen, in der geistlosen Komödie fernerhin keine Rolle mehr zu spielen. Er legte die Spickgans, die ihm zum Ernste der Situation so wenig wie möglich paßte, auf den Tisch, stellte die andern in Papier gewickelten Packete, die er seinen Taschen entnahm, daneben und sagte ruhig:

„Das ist mein Abschiedsgeschenk. Und jetzt fordere ich Eines von Ihnen: geben Sie mir die Briefe wieder, die ich Ihnen geschrieben habe. Denn es ist mir nicht gleichgültig, Schriftstücke von meiner Hand ferner in Ihrem Besitze zu wissen."

Schluchzend, aufgelöst in Thränen trat Mariechen an den Schreibtisch, schloß den obersten Kasten auf, nahm ein dickes Packet, das sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte, heraus und übergab es Pfeifer, der es ohne weitere Prüfung in die Tasche steckte. Darauf verließ er Mariechen ohne Gruß, fuhr nach dem Club und dinirte dort im Kreise seiner Freunde recht gut.

Google

Er lächelte im Laufe des Abends bisweilen in ganz eigenthümlicher Weise und schüttelte den Kopf.

Etwa um Mitternacht fuhr er nach Hause. In seinem Ueberrock fand er noch eine verstohlene Büchse mit Sardinen, die ihm die lächerliche Scene in der Reichenbergerstraße noch einmal mit aller Deutlichkeit vergegenwärtigte.

Nachdem er es sich bequem gemacht hatte, nahm er die Briefe und überlas sie. Sie waren voll respectvoller Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit. Aber da war auch ein Brief von fremder Hand! Ihm war die Hand allerdings nicht fremd. Es war die große rothe Hand des „Bua", der seinen Wünschen zum neuen Jahre in schrecklichen Versen Ausdruck gegeben hatte. Und dann fand er noch etwas unter den Papieren, das ihn überraschte: eine Rechnung vom Stickereigeschäft: „Fertigstellung eines Ofenschirms 24 Mark". Und noch eine Rechnung: „Drei Dutzend Taschentücher gezeichnet 9 Mark".

„Also auch noch faul und verlogen," sagte er ruhig.

Im Kamin glimmte noch das Feuer. Er warf alle Briefe hinein und dazu die schlechten Verse des „Bua" und die beiden Rechnungen. Und er sah die dünnen schwarzen Aschenblättchen zusammenschrumpfen und sich krümmen und die kleinen Fünkchen an den Rändern langlaufen und erlöschen, und er seufzte:

„Man lernt doch nie aus!"

Er lächelte freilich wieder, aber es war ihm doch nicht ganz leicht um's Herz. Und die eine Empfindung, die alle andern überwog, stimmte ihn schwermüthig: Mit der holden Jugend ist's vorbei . . .

Und jetzt, da ihm die Augen geöffnet waren, war es ihm unangenehm, daß gerade der „Bua", den er nie beachtet hatte, und dem er das Recht, irgend welchen Eindruck auf ihn zu machen, unbedingt verweigerte — daß gerade dieser ungelenke Tolpatsch ihm die sieghafte Gewalt der jungen Jahre in brutaler Weise vergegenwärtigen sollte.

Als ihm Frau Willner am anderen Morgen den Kaffee brachte, sagte er ihr:

„Liebe Frau Willner, es thut mir leid, aber Ihr Sohn darf nicht mehr bei mir wohnen. Ich werde Ihr Gehalt entsprechend erhöhen."

„Ja," seufzte die Mutter, „ich weiß schon." Und sie ging sorgenschwer aus dem Zimmer.

Pfeifer ist Mariechen später noch einmal begegnet, ganz zufällig, als er einem Fremden die interessanten nächtlichen Locale Berlins zeigte, in einer Umgebung und unter sonstigen Bedingungen, die keine Täuschungen über die schnöde Weltlichkeit ihres Wandels gestatteten. Sie hatte sich sehr verändert. Aber der keusche mädchenhafte Ausdruck ihres lieben Gesichts war ihr geblieben, und unter ihren jetzigen Freundinnen hatte sie den Spitznamen behalten: „Die kleine Madonna".

Google

Weimar und seine Kunstschätze.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Wenn bisher schon für jeden gebildeten Deutschen das kleine Weimar eine geweihte Pilgerstätte war, welche betreten zu haben dem Leben eine unverlierbare Erinnerung gab, so ist es dies in noch viel höherem Grade, seitdem die Pforten des so lange verschlossen gewesenen Goethehauses sich geöffnet, seine unermeßlich reichen Kunstschätze sich aller Welt erschlossen und unter staatlicher Obhut zu einem „Goethe-National-Museum" sich gestaltet, seitdem endlich die seit mehr als einem halben Jahrhundert verborgen gehaltenen Reichthümer des Goethe-Archivs der Hand einer hochsinnigen Fürstin anvertraut sind, unter deren Auspicien fachkundige Männer von dem kostbaren Inhalt der Nation, ja der ganzen gebildeten Welt mitzutheilen begonnen haben. Was die erste dieser inhaltreichen Spenden, die Originalberichte Goethes aus Italien in Briefen und Tagebüchern, jedem Verehrer des großen Mannes gebracht haben, mögen Berufenere darzulegen versuchen; mir sei es gestattet, auf die künstlerischen Schätze der überreichen Goethesammlungen die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Wie aber diese Dinge nicht allein stehen, sondern an den übrigen bis jetzt nur zu wenig bekannten und gewürdigten Kunstschätzen Weimars ihre natürliche Ergänzung finden, so wird mein Bericht auch diese mit in die Darstellung hineinziehen, obwohl meine Studien dort nur den kurzen Zeitraum von vierzehn Tagen umfassen und also weit entfernt sind, den Gegenstand erschöpfen zu können. In Fällen wie der vorliegende ist aber selbst eine skizzenhafte Andeutung dem völligen Verschweigen vorzuziehen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Vierzehn Tage in Weimar! eine kurze Zeit und doch hinreichend, um von dem edlen Inhalt des dortigen Lebens eine Anschauung zu gewinnen und den Wunsch nach tieferem Eindringen wachzurufen. Es dürfte nicht leicht eine zweite Stadt sich in Deutschland finden, in welcher die Traditionen einer großen hochidealen Zeit sich so lebendig erhalten haben. Obwohl auch Weimar sich dem Zuge der modernen Entwickelung nicht hat verschließen können, obwohl stattliche Neubauten den architektonischen Gesammtcharakter wesentlich modificirt haben, so behauptet der Kern der Stadt mit seinen meist engen gewundenen Straßen und traulich bescheidenen Privathäusern das anheimelnde Gepräge einer Residenz des vorigen Jahrhunderts. Man sieht sich so ganz in jene frühere Zeit versetzt, daß man auf Schritt und Tritt den vertrauten Gestalten eines Goethe und Schiller, eines Herder und Wieland begegnen zu müssen meint. Es ist aber auch durch die Kunst dafür gesorgt, jene Heroen in dauernder Form dem Auge vorzustellen: das gewaltige Doppelstandbild Goethes und Schillers von Rietschel, das Standbild Herders von Schaller, dasjenige Wielands von Gasser, endlich das wuchtige Reiterbild Karl Augusts von Donndorf sind würdige Zeugnisse von der Pietät, welche das heutige Weimar seiner großen Vergangenheit widmet. Wie viele deutsche Städte ver-vermögen in solchen monumentalen Huldigungen mit dem kleinen Weimar zu wetteifern!

Daß aber dieser hier besonders berechtigte Cultus der Vergangenheit die warme Theilnahme am Leben der Gegenwart nicht beeinträchtigt, beweist das schöne Kriegerdenkmal von Robert Härtel, beweisen namentlich auch die Fortschritte des Kunstgewerbes, der Metallarbeit, der feineren Möbelfabrikation, der Intarsien, textilen Erzeugnisse u. s. w., von denen ich schöne Proben in der permanenten Ausstellung, im Großherzoglichen Residenzschloß, auf der Wartburg u. s. w. zu sehen bekam.

Was nun vor Allem dem weimarischen Leben von heute sein Gepräge verleiht, ist der Umstand, daß an höchster Stelle die Traditionen einer großen Vergangenheit nicht blos passiv gepflegt, sondern in lebendiger Bethätigung fortgeführt und im Sinne der Gegenwart erneuert werden. Es ist nichts Kleines und Leichtes, das Erbe einer solchen Glanzepoche anzutreten; wie Mancher würde unter solcher Last zu Boden gedrückt werden! Wie oft sehen wir Epigonen unter der Wucht einer gewaltigen Ueberlieferung verzagen und erlahmen! Nichts davon in Weimar; wir finden einen Hof, der gleich den italienischen Fürstenhöfen der Renaissance alle höchsten Interessen in Wissenschaft, Literatur und Kunst, und zwar bildender Kunst wie Musik und dramatischer Darstellung, auf's Würdigste zu pflegen unausgesetzt beflissen ist. Zwar Dichter wie jene Großen unsrer klassischen Epoche vermag nicht jede Zeit hervorzubringen; aber es darf wohl daran erinnert werden, daß eine der köstlichsten Liedersammlungen unsrer Zeit, Scheffels Frau Aventiure, großen Theils auf thüringischem Boden entstanden und dem hohen Burgherrn der Wartburg, Großherzog Karl Alexander, vom Dichter zum Dank für edle Gastfreundschaft

Google

gewidmet ist. So knüpfte der moderne Poet an jene sangdurchtönten Tage des 12. Jahrhunderts an, da einige der trefflichsten Sänger das Gastrecht des Landgrafen Hermann genossen. Was sodann in jüngsten Zeiten in Weimar für die Pflege der Musik und der dramatischen Kunst geschehen ist, sei nur flüchtig gestreift. Eingehendere Schilderung aber würde meinerseits jenes Streben des regierenden Herrn verdienen, welches auf die selbständige Pflege der bildenden Künste gerichtet ist. Auch hier kann ich mich nur auf Andeutungen einlassen; zwei schwerwiegende Thatsachen stehen im Mittelpunkt der Betrachtung: die Gründung des Museums für bildende Kunst und die Stiftung einer Kunstschule, diese das Ergebniß des unmittelbaren von großherziger Opferwilligkeit getragenen persönlichen Vorgehens des fürstlichen Herrn. Was selbst einem Goethe, so sehr es ihm als Ideal vorschwebte, in der Ungunst der damaligen Zustände nicht gelingen wollte: die thatkräftige Förderung einer auf künstlerisches Schaffen gerichteten Anstalt, das ist dem Großherzog Karl Alexander auf's schönste gelungen, und die durch ihn in's Leben gerufene und aus seinen Mitteln dotirte Kunstschule (1. October 1860) hat bereits mehr als ein Vierteljahrhundert rühmlichst die Berechtigung ihrer Existenz bewährt. Im Laufe von 25 Jahren sind 360 Künstler hier ausgebildet worden, darunter manche, deren Namen in der deutschen Kunstwelt den besten Klang haben; ja nicht blos aus Deutschland, sondern auch aus Schweden, Norwegen, Rußland, England, Amerika fanden und finden sich junge Männer ein, welche hier ihrer künstlerischen Ausbildung nachgehen. Die liebliche Lage Weimars in einem fruchtbaren, abwechselungsreichen Hügelland, die behagliche Ruhe der Stadt, die so reizend an dem herrlichen Park sich hinschmiegt, vor Allem aber die auf freie Selbstbethätigung gegründete Wirksamkeit der Anstalt und — last not least — die warme einsichtsvolle Förderung und Pflege, welche der Anstalt stets seitens ihres hohen Stifters zu Theil wird, haben eine Blüthe hervorgerufen, welche immer weitere reiche Früchte verschafft. Wie gern künstlerische Kräfte dem Rufe dorthin folgen, beweist die stattliche Reihe angesehener Namen, welche an der Kunstschule bis jetzt schon thätig waren, und von denen ich Graf Kalckreuth Vater und Sohn, Lenbach, Böcklin, Ramberg, Pauwels, Wislicenus, Thumann, Plockhorst, Brendel, Verlat, Michelis, Max Schmidt, Gussow, Thedy nenne: wahrlich lauter Namen vom besten Klange. So tritt auch hier wieder die unleugbare Thatsache uns entgegen, daß eine frische Kunstblüthe in unseren kleineren Residenzstädten sich in erster Linie aus der warmen Fürsorge und sympathischen Theilnahme entwickelt, welche das künstlerische Schaffen an höchster Stelle findet. Daß allen Richtungen der Kunst verständnißvolle Empfänglichkeit entgegen kam und auch die hohe Kunst keineswegs vernachlässigt wurde, bewies seinerzeit die Berufung Genellis und die Förderung, welche Preller zu Theil ward, sowie die Aufnahme, welche die herrlichen Zeichnungen von Carstens bereits in früherer Epoche hier gefunden hatten.

Es ist keine Frage, daß die Anstalt im Geiste des hohen Stifters segens-

Google

reich gewirkt hat und wesentlich dazu beiträgt, den Sinn für die Kunst in weitern Kreisen zu wecken. Man erkennt das namentlich in den schönen Leistungen des Radirvereins, aber auch in der permanenten Ausstellung, welche stets die neuen Schöpfungen der Kunst und hervorragende Arbeiten kunstgewerblicher Art zur Anschauung bringt, und außerdem in der Riebeck'schen Japanischen Sammlung einen bleibenden Schatz der prachtvollsten Erzeugnisse des Kunstfleißes jenes Volkes, namentlich großartige Bronzen und unübertreffliche Lackarbeiten aufweist. Vor Allem aber hat es der Kunst in Weimar nicht an monumentalen Aufgaben gefehlt, und wie die Plastik mehrfach berufen wurde sich in bedeutenden Denkmälern zu bethätigen, so sind auch der Malerei ansehnliche Gelegenheiten zu Schöpfungen dauernden Werthes geboten worden. Werke wie Prellers Odysseecyklus, wie Schwinds sieben Raben, wie desselben Meisters monumentale Arbeiten auf der Wartburg gehören unbedingt zum Schönsten, was die deutsche Kunst jemals hervorgebracht hat. So sieht man überall mit hoher Befriedigung, wie aus einem einsichtsvollen, stets das Höchste erstrebenden Willen eine Pflege der Kunst hervorgegangen ist, welche dem kleinen Weimar einen hohen Rang unter den Kunststädten Deutschlands verbürgt und der anmuthigen Residenz an der Ilm den Vorrang vor mancher weit größeren, volkreicheren Stadt verleiht. Daher ist es denn auch kein Wunder, daß Weimar auch für solche Künstler, die keine feste Stellung begehren, ein Anziehungspunkt geworden ist, den sie um so lieber zu längerem Verweilen aufsuchen, als wiederum durch das aufopfernde Eintreten des Großherzogs für wohleingerichtete Ateliers in genügender Weise gesorgt wird.

Ein Ausflug auf die Wartburg erneuerte alte Eindrücke und gab werthvolle neue Anschauungen. Es war ein herrlicher Wintertag, die Luft klar und nicht zu kalt, denn ein starker Südwest wehte über die weiten Schneeflächen daher. Auf trefflicher Bahn führte uns im Fluge mit lustigem Schellengeläut ein flotter Schlitten die bequem angelegte breite Fahrstraße zur Burg hinauf. Wie oft ich sie auch im holden Zauber des Sommers mitten über den tiefgrünen Wäldern hatte thronen sehen, das Winterbild, das sich jetzt bot, gewann durch die Einsamkeit und Stille, durch die Größe und den Ernst seiner Formen einen ganz besonderen Zauber. Weithin dehnten sich endlos die ungeheuren Schneeflächen, nur hie und da von den dunklen Nadelholz-Massen des Waldes unterbrochen. Ein großartiges Bild ernster Poesie. Obwohl der letzte Aufstieg über die Stufen etwas schwierig war, und der Wind schneidend durch die Thore und die Höfe pfiff, fesselte uns doch auf's Neue der Anblick dieser herrlichen sagengefeierten Stätte, welche die Kunst unsrer Zeit auf Befehl des hohen Burgherrn so reich geschmückt hat. Des trefflichen Ritgen Verdienst in der Wiederherstellung und dem Ausbau des Landgrafenhauses trat in unverkürzter Geltung hervor. Immer wieder wird man sagen müssen, daß die Leistung eine für den damaligen Stand unserer Kenntnisse von der romanischen Architektur des zwölften Jahrhunderts

Google

sehr schätzenswerthe ist. Ohne Frage waren es hauptsächlich die Studien, wie sie Puttrich in seinem bekannten Werk über die sächsischen Denkmäler des Mittelalters niedergelegt hat, welche diesem Restaurationsbau, erweitert und vertieft durch eigene Forschungen des Baumeisters, zu Grunde gelegt wurden.

Aber auch die malerische Ausstattung, die Moritz v. Schwinds Händen anvertraut war, hätte schwerlich einem Würdigeren und Geeigneteren übergeben werden können. Wie freute ich mich, das große Bild des Sängerkrieges, namentlich aber die köstlichen kleineren Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth und die mit ihnen alternirenden Medaillons mit den Werken der Barmherzigkeit wiederzusehen. Zuerst hatte ich sie kennen gelernt bei einem von Ruhla aus mit dem unvergeßlichen Franz Kugler unternommenen Besuch, wo wir den Meister unter heftigen Zahnschmerzen mit dick verbundenem Gesicht eifrig bei der Arbeit fanden. Dann hatte ich in späterer Zeit wiederholt mich an dem fertigen Ganzen gefreut, nun aber doch seit mehr als einem Decennium die Stätte nicht mehr betreten. Welche Wandlungen hat seitdem die deutsche Malerei durchgemacht, welche große Fortschritte nach der Seite natürlicher Durchbildung, schlagender Kraft und Weltwirklichkeit! Wer möchte diese großen Errungenschaften leugnen, wer sich nicht gern derselben freuen! Aber es ist, im stolzen Bewußtsein, wie wir es „so herrlich weit gebracht“, ein Ton des Uebermuths in die jüngste Generation gekommen, der sie veranlaßt, die Meister jener Epoche über die Achseln anzusehen und ihre Werke als unvollkommene Leistungen gering zu schätzen.

Wie einseitig, wie kurzsichtig dies ist, wurde mir wieder auf der Wartburg klar. Gewiß, alle diese Werke lassen den Reiz illusionärer Wirkungen, wie sie dem modernen Realismus am höchsten stehen, vermissen; sie sind in einem ganz andern Geist empfangen und hingestellt. Es ist vor Allem die Rücksicht auf monumentale Wirkung, auf formreiche Flächenbelebung, welche diesen Schöpfungen ihren besonderen Stempel aufprägt. Während die moderne Kunst dies Grundgesetz monumentaler Composition fast vollständig verloren hat, finden wir hier im rhythmischen Aufbau, in wohlabgewogenem Gleichgewicht die wichtigsten Forderungen solcher Darstellungsweise erfüllt. Damit verbindet sich in Zeichnung und Charakteristik jenes Stilgefühl, das den Ueberschuß naturalistischer Tendenz abdämpft, und endlich in der Färbung gleichermaßen eine harmonische Grundstimmung, welche den Flächencharakter hervorhebt und das Ganze wie eine Teppichdecoration erscheinen läßt. Es sind hier also die beiden Klippen vermieden, welche entweder im überkräftigen Herausarbeiten der Effecte von Oelgemälden die Flächen zerreißen und unruhig machen, oder in affectirter Alterthümelei die unbeholfene Zeichnung frühmittelalterlicher Darstellungsweise nachahmen. Man muß daher immer wieder als einen Vorzug der Schwind'schen Arbeiten rühmen, daß sie sich dem Charakter des ruhigen Flächenstils romanischer Kunst, wie er hier durch das Bauwerk selbst vorgezeichnet war, auf's glücklichste anschmiegen. Wenn die heutige künstlerische Generation größtentheils für diese Verdienste das Ver-

Google

ständniß verloren hat, so wird sicher eine Zeit kommen, wo man dieselben wieder zu würdigen weiß.

Nun wurde mir aber in den Lutherzimmern, welche ich noch nicht gesehen hatte, der Beweis geliefert, mit welchem nie rastenden Interesse der hohe Burgherr sein Werk der Wiederherstellung dieses Kleinods unsres mittelalterlichen Profanbaues seitdem weitergeführt hat. Enthält der Kern des alten Landgrafenhauses Darstellungen aus dem heroischen Zeitalter des 12. und 13ten Jahrhunderts, Schilderungen des Wartburgsängerstreites und der Elisabethsage, deren Ton der Künstler in unübertrefflicher Weise getroffen hatte, so führt uns hier die Malerei mitten in die Stürme und Kämpfe hinein, aus welchen die neue Zeit geboren wurde. Luthers Leben, sein Auftreten, sein muthiger Kampf, sein schließlicher Sieg über eine Hierarchie, die sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen liebte, die Befreiung des individuellen Geistes vom Banne des Dogmas, das ist der Inhalt eines durch diese Zimmerflucht sich ausdehnenden Gemäldecyklus, in welchem wir nun in's volle Licht der Geschichte treten. Mit Recht ist daher im Gesammtton eine energischere Behandlung, entsprechend den Bestrebungen moderner realistischer Geschichtschilderung, angeschlagen worden, und namentlich die Arbeiten von Pauwels und Thumann sind aller Beachtung werth.

Und hier ist nun eine allgemeine Bemerkung nicht abzuweisen. Seitdem im Gegensatz zu einer früheren Epoche, welche das Kunsthandwerk zu sehr vernachlässigte, die Pflege desselben zu einer Art Manie geworden ist, haben wir uns gewöhnen müssen, bei Neubauten oder Wiederherstellungen den Kunsthandwerker, den Möbeltischler, Schnitzer, Intarsiator, Metalltechniker, Tapezier, Weber und Sticker u. s. w. in erste Linie treten, ja geradezu ausschließlich verwendet zu sehen. Auch dies wieder eine bedenkliche Einseitigkeit, denn die übertriebene Liebhaberei für alle diese gewiß sehr wünschenswerthen Dinge hat fast überall die Schätzung der eigentlichen Kunst, der „hohen Kunst" wie wir sie nennen dürfen, in bedauerlicher Weise zurückgedrängt. Und zwar dies Alles in demselben Maße, als die heutige Kunst überwiegend auf bloße Befriedigung der Augenlust ausgeht und den denkenden Geist, der auch Tieferes, Ewiggültiges, Ideales in den Schöpfungen der Kunst verlangt, auf's Trockene setzt. Daß aber die Kunst selbst unausbleiblich verarmen, verkümmern und verflachen muß, wenn ihr nicht ernste monumentale Aufgaben gestellt werden, das ist unzweifelhaft. Ehre also dem Fürsten, der durch solche höhere Aufgaben dem künstlerischen Schaffen seine höchsten Ziele vor Augen hält. Würde überall in ähnlichem Sinn die Kunst gepflegt, so stände es um die gegenwärtige Entwickelung derselben ganz anders!

Doch nun von der Wartburg zurück in das trauliche Weimar. Das Erste, was beim Austritt aus dem Bahnhof sich uns vor Augen stellt, ist der in edlen Renaissanceformen durchgeführte Bau des Museums. Auf sanftansteigender Anhöhe sich erhebend, welche ringsum Luft und Licht in ungehemmtem Strome zuläßt, weit hinaus über das liebliche Thal der Ilm bis

Google

zu den fernen Höhenzügen und zu den dunklen Massen des herrlichen Parkes schauend, thront der Bau als eine der gelungensten Heimstätten, welche irgendwo den bildenden Künsten errichtet worden sind. Auf breiter Freitreppe gelangt man zu einem schön angeordneten Vestibül, das sich mit den Sälen des Erdgeschosses bequem verbindet. Hier hat die Sammlung der Gipsabgüsse angemessene Aufstellung gefunden. In der Mitte führt eine stattliche Treppe zum oberen Stockwerk, welches die Gemälde und die Schätze des Kupferstichcabinets, Handzeichnungen, Stiche und Holzschnitte, sowie eine gewählte Kunstbibliothek enthält. Die schönen trefflich beleuchteten Räume machen einen festlichen Eindruck; man fühlt, daß hier die Kunst im edelsten Sinne gepflegt, daß von kundiger Hand Alles auf's Beste angeordnet und eingerichtet ist. In der That besitzt Weimar an C. Ruland, dem Director des Museums, dem zugleich die Goethesammlungen anvertraut sind, einen ganz vorzüglichen, durch reiche Kenntnisse und vielfache Erfahrungen erprobten Verwalter seiner künstlerischen Schätze. Man muß nur sehen, welche Büchersammlung er hier durch glückliche Verbindung alter aus fürstlichem Besitz in der berühmten weimarischen Bibliothek stammender Schätze und einsichtsvoll geleiteter neuerer Erwerbungen in kurzer Zeit zu schaffen wußte. Sind doch unter vielem Andern hier kostbare Exemplare der ersten Ausgaben Cranach'scher, Dürer'scher, Holbein'scher Holzschnittwerke zu finden. Auf den Inhalt dieser Sammlungen näher einzugehen, muß ich mir versagen; bedürfte es dazu ja eines längeren Verweilens, um mehr als oberflächlich schildern zu können. Aber es mögen als ganz besondere Schätze die kostbaren Zeichnungen von Carstens, das werthvolle Vermächtniß dieses edlen Märtyrers der neueren Kunst, sodann die herrliche Halle mit dem Odysseecyklus Prellers, endlich unter den neueren Bildern Schwinds bezauberndes Märchen von den sieben Raben hervorgehoben werden. Klingt uns aus Prellers Schöpfung die große gedankenreiche und lebensvolle Welt des klassischen Alterthums in einer Auffassung entgegen, die doch wiederum wie Goethes Iphigenie aus modernem deutschem Gemüthe hervorgegangen ist, so athmet in Schwinds köstlichem Cyklus uns die Holdseligkeit der deutschen Märchenwelt mit ihrem naiven Reize entgegen. Auch der große Carton Nehers zu seinem Friese am Isarthor in München mit dem mächtigen Wehen echt historischen Lebens darf hier nicht vergessen werden. Wahrlich, eine Stätte, welche solche Schätze echter deutscher Kunstherrlichkeit umfaßt, ist dazu angethan, für immer ein Hort edelster Kunstpflege zu sein. Was aber dies Museum zu einem hochgeschätzten Ziel künstlerischer Studien macht, ist der Umstand, daß die Sammlungen geheizt werden und also das ganze Jahr hindurch für den Betrachtenden eine behagliche Stätte des Verweilens bilden. Wie sehr haben wir bei so vielen deutschen Sammlungen den geradezu unbegreiflichen Mangel an Heizvorrichtungen zu beklagen, welche den Zutritt zu diesen Sammlungen für den größten und zu Studien geeignetesten Theil des Jahres zu einem sehr problematischen machen. Diese unheizbaren Museen vermögen nur zum kleinsten Theil die ganze Tiefe und

Google

Breite des Einflusses zu üben, den sie bei einer verständigeren Anlage und Einrichtung zu bringen im Stande wären.

Sehr ansprechend ist besonders im Kupferstichcabinet die Art, wie eine Anzahl hervorragender Handzeichnungen alter Meister unter Glas der beständigen Anschauung dargeboten sind. Hier auf Einzelnes einzugehen würde zu weit führen; doch möge unter mehreren trefflichen Zeichnungen Dürers die Studie zur knieenden Stifterin auf dem Heller'schen Altare angemerkt werden. Es war mir ein großer Genuß, unter Rulands kundiger und liebenswürdiger Führung das Erlesenste dieser feinen Kunstschätze durchmustern zu dürfen.

Nicht minder reich ist nun aber der Kunstbesitz, der im großherzoglichen Schloß sowohl in den Gemächern des Großherzogs als in denen der Frau Großherzogin nicht sowohl angehäuft, als vielmehr in würdigster und geschmackvollster Weise angeordnet ist. So findet man in die Holztäfelung der Bibliothek der Großherzogin eingelassen eine Auswahl kostbarster Handzeichnungen alter Meister, und zwar vorzüglich der flandrischen und niederländischen Schule; ebenso hat der lange Corridor, welcher sich vor den Gemächern des Großherzogs hinzieht, eine ähnliche nicht minder werthvolle Decoration erhalten, wobei Meister wie Lionardo, Michelangelo, Rafael, Rubens, van Dyck, Murillo u. A. vertreten sind. Es ist ein Hochgenuß, immer wieder diese herrlichen Blätter namentlich Abends bei günstiger Beleuchtung zu betrachten. Weltberühmt sodann sind mit Recht die prachtvollen farbig ausgeführten Apostelköpfe aus Lionardos Abendmahl, die in würdigster Fassung die Wände des großen Ecksalons der fürstlichen Frau schmücken. Sie gewähren nicht blos die werthvollsten Aufschlüsse über die ursprüngliche Form des jammervoll ruinirten Werkes, sondern bieten auch an und für sich eine unerschöpfliche Quelle edelsten Genusses. Nicht minder unschätzbar sind die beiden aus mediceischem Besitz stammenden, noch in prächtigem Originalband vorhandenen Bände mit beinahe 400 Zeichnungen von Fra Bartolommeo, die in ihrer Gesammtheit den ganzen übrigen Bestand der Handzeichnungen des großen Florentiner Meisters, selbst die in den Uffizien vorhandenen nicht ausgeschlossen, weit überragen und uns so ziemlich das ganze Lebenswerk dieses edlen Künstlers vor Augen führen. Es ist vom größten Interesse, hier zahlreiche Studien zu seinen berühmtesten Werken zu finden; namentlich war es für mich von besonderem Reiz, eine Anzahl Blätter festzustellen, die zu einem seiner großartigsten Werke, der Madonna des Kanzlers Carondelet, gehören, welches ich vor einigen Jahren in der Kathedrale von Besançon aufsuchte, und das wegen der Abgelegenheit des Ortes nur von wenigen Kunsthistorikern gesehen wurde. Der Reichthum von Anschauungen, den diese beiden Bände bieten, ist geradezu unerschöpflich.

Noch ein anderes Prachtstück künstlerischer Handzeichnungen im Besitze der hohen Frau ist von besonderem Interesse: dreiundsiebzig große Studienblätter von Willem van de Velde (geboren 1610) und zwar wohl hauptsächlich dem Vater, der für sich und seinen gleichnamigen Sohn (geboren 1633) eine

Google

außerordentlich große Zahl solcher Zeichnungen angefertigt hat, nach welchen dann die berühmten Gemälde der großen unter de Ruyter und de Monk gelieferten Seeschlachten der Holländer und Engländer ausgeführt wurden. Bekanntlich begleitete der ältere van de Velde stets die auslaufenden Flotten, sei es auf einem der Kriegsschiffe, sei es auf einem kleineren Fahrzeuge, von wo er die Evolutionen der Flotten und die Vorgänge der Seegefechte beobachten konnte. Mitten im Gebrüll der Kanonen und im Pulverdampf, unerschrocken sich allen Gefahren der Schlacht aussetzend, machte er seine Studien, wie z. B. bei dem Seetreffen von Solebey, und gewann dadurch die außerordentliche Wahrheit, welche seine Bilder auszeichnet. Da er in seiner Jugend sich der Schiffsbaukunst gewidmet hatte, so erhielten seine Zeichnungen das Gepräge des tiefsten Verständnisses, und so sehen wir es denn auch in dieser unvergleichlichen Sammlung, wo die prachtvollen großen Kriegsschiffe jener Zeit mit allen Einzelheiten ihres Baues und ihrer Ausrüstung, namentlich auch mit den prunkenden Schnitzwerken ihres Bugs meisterhaft wiedergegeben sind. Denn so künstlerisch geartet war bekanntlich jene Zeit, daß sie Schiffe und Geschütze, die wir heute nur nach den Forderungen bloßer Zweckmäßigkeit gestalten, künstlerisch zu schmücken liebte.

Von den werthvollen Gemälden, welche das Schloß birgt, will ich nur zwei im Besitze der Frau Großherzogin befindliche hervorheben, weil es Meisterwerke der italienischen Kunst aus ihrer höchsten Blüthezeit sind. Zunächst eine große Altartafel mit der thronenden Madonna und den heiligen Rochus und Sebastian; ein Prachtbild aus der Schule Lionardos, dem Luini zugeschrieben, aber vielleicht zu großartig für ihn in Formen und Typen, so daß ich an Boltraffio denken möchte. Dies herrliche Bild von tadelloser Erhaltung, voll strahlender Schönheit und Hoheit und von jenem tief goldigen Colorit, das die Mailänder Schule auf der Höhe ihrer Entwickelung verräth, ist eine der vollkommensten Leistungen, welche aus jener Schule hervorgegangen sind. Das andere Bild, ein unverkennbarer Perugino, und zwar aus seiner besten Zeit, stellt den heiligen Herculanus, den Stadtpatron Perugias, dar in jenem gesteigerten Ausdruck schwärmerischer Frömmigkeit und jenem leuchtenden Colorit des Meisters, welches in seiner Gluth auf unübertreffliche Weise die Innerlichkeit der Empfindung gleichsam in strahlende Farbenwirkung umsetzt.

Wie reich außerdem das Schloß an kostbaren Werken höherer kunstgewerblicher Thätigkeit aus alter und neuer Zeit ist, sei hier nur flüchtig erwähnt. Aus all diesen Herrlichkeiten will ich nur der berühmten Rüstung Herzog Bernhards von Weimar gedenken, welche dieser von Ludwig XIII. geschenkt erhielt, die aber offenbar ein Werk aus der höchsten Glanzzeit des 16. Jahrhunderts, und zwar noch aus den Zeiten Franz I. oder Heinrichs II. ist. Denn die wunderbar fein getriebenen Ranken und Figuren, welche in Gold den ganzen Panzer in allen seinen Theilen bedecken und an den kleineren Gliedern, z. B. den Panzerhandschuhen in tauschirte Arbeit übergehen, tragen durchaus den Charakter edelster Renaissance und zwar im Besonderen nach der

Google

Art wie die Ranken gezeichnet sind und in köstliche kleine Figuren, namentlich in allerlei Phantastisches auslaufen, das Gepräge der Schule von Fontainebleau, wie Ruland richtig bemerkte. So gehört die Rüstung zu den höchsten und vollkommensten Erzeugnissen der Harnischmacherkunst aus der glänzendsten Zeit ihrer Blüthe und würde jedem Museum, jeder Waffensammlung zur besonderen Zierde gereichen.

Endlich dürfen auch die Wandgemälde des Schlosses nicht vergessen werden, welche aus der Zeit Karl Friedrichs stammen und durch die Großfürstin Maria Paulowna gestiftet sind. Sie enthalten im Herderzimmer Compositionen von Jäger, im Schiller- und Goethezimmer Darstellungen aus den Dichtungen der beiden Heroen von B. Neher, im Wielandzimmer treffliche Arbeiten Prellers. Von besonderer Schönheit sind die Arabesken von Simon; Nehers Compositionen habe ich selbst vor längerer Zeit in einer Publikation (bei Spemann in Stuttgart) herausgegeben. Wenn seine Compositionen real-geschichtlicher Scenen uns heute nicht mehr voll befriedigen, so bieten die Gestalten eines rein idealen Kreises immer noch eine Fülle des Schönen.

Und nun das Goethehaus! Wie oft war ich in früheren Jahren, wenn ich Schillers Wohnhaus meinen pietätvollen Besuch abgestattet hatte, mit Sehnsucht und Wehmuth an dem stattlichen ernsten Hause Goethes vorbeigegangen, das so menschenscheu sich vor jedem Besuche verschloß, nachdem es zu Goethes Lebzeiten die Stätte des vielseitigsten gastlichen Verkehrs gewesen war. Dieses Haus, welches der große Dichter und Forscher ein halbes Jahrhundert lang bewohnt hatte, das in allen Bewegungen und Strömungen der Zeit wie ein fester Hort, wie eine Wartburg höchsten Geisteslebens da gestanden war, von wo tausende belebender und erquickender Lichtstrahlen in die Welt hinausgegangen, wohin tausende geistiger Fäden aus ganz Deutschland, aus der ganzen Welt zusammenstrebten, dieser geweihte Mittelpunkt alles geistigen Ringens, — mit einem Schauer von Ehrfurcht überschritt ich seine Schwelle. Als die Nachricht kam, daß die Erben das Haus mit allen seinen Schätzen dem Staate vermacht, daß dieser das Erbtheil zum Heil der ganzen gebildeten Welt angetreten hatte, daß der Großherzog als erlauchter Protector in dem hohen Sinn, in welchem er die großen Traditionen seines Hauses pflegt, die Gründung eines Goethe-National-Museums und den weitern Ausbau der Sammlungen in die Hand genommen, da gelobte ich mir, die erste Mußezeit zu einer Pilgerfahrt nach Weimar zu verwenden. Denn glücklich pries und preise ich mich, daß ich dies noch erlebt, daß ich die lang ersehnte Oeffnung des Goethehauses und die Zueignung seiner Sammlungen an den geistigen Mitbesitz der ganzen gebildeten Welt noch mit Augen schauen durfte. Wenn ich sage, daß einer der höchsten Wünsche meines Lebens damit erfüllt ward, so werden Tausende mit mir von gleicher Empfindung beseelt sein.

Wir verdanken Ruland, dem berufensten Zeugen, dem in Würdigung

Google

seiner Verdienste und seiner reichen Begabung die Obhut über das Museum anvertraut ist, einen vorläufigen Bericht über die Kunstsammlungen in Lützows Zeitschrift für bildende Kunst Bd. XXI; eine eingehende Beschreibung des ganzen Hauses sammt seinem reichen Inhalt hat die kundige Feder Robert Keils in einer kleinen Schrift „Das Goethe-National-Museum in Weimar; Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar“ (Weimar 1886) geliefert, die jedem Besucher als Führer gute Dienste leisten wird. Ich verdanke beiden Schriften schätzenswerthe Winke, denen ich nun in kurzen Zügen meine eigenen Eindrücke hinzufüge.

In das Vestibül eintretend hat man sogleich zur Rechten das Treppenhaus, dessen Stufen so breit und so sanft ansteigend sind, wie man sie nur in Italien, sehr selten in Deutschland findet. Nach seiner Rückkehr aus Italien hat Goethe die Treppe so anlegen lassen, aber später, wie aus einer Aeußerung gegen Eckermann hervorgeht, diese Raumverschwendung, die den Zimmern Abbruch that, als unzweckmäßig bedauert. Die Nischen des Treppenhauses sind überall mit Abgüssen nach antiken Statuen und Büsten geschmückt, wodurch der Raum noch mehr ein vornehmes und feierliches Gepräge gewinnt. Wie Goethe allen Bewegungen des Kunstlebens theilnehmend folgte, erkennt man aus den großen Kreidezeichnungen nach den Giebelgruppen des Parthenon. Auch die übrigen Räume des Hauses sind mit Gipsabgüssen nach den berühmtesten Antiken ausgestattet; unter ihnen ragen die Büsten des Zeus von Otricoli und der Juno Ludovisi hervor. Vor letzterer hatte Goethe einst in höchster Bewunderung gestanden, indem er ausrief: „Wie ein Gesang Homers.“ Er nannte sie seine erste Liebschaft in Rom, indem er hinzufügte: „Keiner unsrer Zeitgenossen, der zum ersten Mal vor sie hintritt, darf behaupten, diesem Anblick gewachsen zu sein.“ Das Zimmer, in welchem sich diese Büste befindet, heißt nach ihr das Juno-Zimmer. Es enthält größtentheils noch die Möbel aus der letzten Goethe'schen Zeit, das alte grüne Sopha, die von Heinrich Meyer mit Zeichnungen geschmückten Spiegel, den Ofen mit den Gipsadler, den großen runden Tisch und den Streicher-schen Flügel, merkwürdige Proben von der Genügsamkeit jener Zeit. Auf diesem Flügel, dessen dünne Töne den jetzigen verwöhnten Ohren sehr verwundersam klingen, entzückte der zwölfjährige Felix Mendelssohn durch sein geniales Spiel den 72 jährigen Dichter. Neben diesem Zimmer liegt als Mittelpunkt der nach vorn gewendeten Gesellschaftsräume der Saal, der hauptsächlich mit Portaits Goethes und der Seinigen geschmückt ist, unter denen das Goethebildniß von Angelica Kauffmann hervorragt. In zwei Glaskästen an den Fenstern sind eine Menge kleinerer Kunstwerke und Erinnerungsmale Goethes der Betrachtung dargeboten. Darunter sieht man die auf Goethe geprägten Medaillen, ferner seinen Reisetrinkbecher, seine Orden, seine und seiner Gattin Trauringe, das Stammbuch der Frau Aja u. dgl. Aus dem Juno-Zimmer tritt man andrerseits in das Urbino-Zimmer, so genannt nach dem hier befindlichen Portrait eines angeblichen Herzogs von Urbino.

Google

Noch manche andere Bilder, darunter mehrere von H. W. Tischbein, schmücken die Wände, und ein großer Schrank enthält die zahlreichen Kupferstichmappen.

Auf der andern Seite stößt an den mittleren Saal das Deckenzimmer, so genannt nach der für unsre heutigen Vorstellungen überaus einfachen, aber damals offenbar als prachtvoll geltenden Stuckdecke. Hier stehen namentlich die Schränke mit den zahlreichen Zeichnungen, unter denen sich auch manche von Goethes eigener Hand befinden. In einem Glasschrank sieht man allerlei Instrumente, namentlich optische Apparate, Mineralien und Anderes, in zwei Schaukästen an den Fenstern eine Auswahl aus der Medaillensammlung Goethes, auf die ich noch zurückkomme. Das folgende Zimmer ist mit einer Anzahl trefflicher Handzeichnungen geschmückt und enthält in einem Schaukasten herrliche Bronzeplaquettes aus der besten Zeit der italienischen Renaissance, sowie in einem Glasschranke Proben der köstlichen Majoliken. Die Hauptmasse dieser über hundert Stück umfassenden Sammlung ist aber im folgenden „Majolikenzimmer" aufgestellt und fesselt durch den Glanz ihrer Erscheinung und die Pracht ihrer Farben auch das Auge des minder kundigen Beschauers. Die Mitte des Zimmers nimmt ein Glasschrank ein, in welchem man eine Anzahl köstlicher Bronzestatuetten der Antike und der Renaissance, sowie manche andere werthvolle Kunstgegenstände erblickt. Auch an interessanten Erinnerungszeichen verschiedene Art fehlt es nicht. Das letzte Zimmer, nach rückwärts an den Saal grenzend, das Büstenzimmer, enthält eine reiche Zahl von Abgüssen, darunter den köstlichen Ilioneus der Münchener Glyptothek, aber auch die Marmorbüste Herders von Trippel, Goethes Portrait von David d'Angers und Christianens Büste von Weisser.

Der Gesammteindruck dieser stattlichen Räume, welche, so weit es anging, in den zur letzten Lebenszeit Goethes nachweisbaren Zustand auch hinsichtlich des Mobiliars mit großer Pietät zurückversetzt worden sind, dünkt uns heutzutage, die wir an luxuriösere Ausstattung gewöhnt sind, wohl etwas nüchtern, aber er trägt dabei doch durchaus das Gepräge einer vornehmen Selbstbeschränkung. Und was wollen alle modernen Effecte des Tapeziers und Decorateurs besagen gegenüber dieser selbst gewollten Einfachheit, die nur im Edlen, Unvergänglichen den Werth der Existenz erkennt. Wohin wir blicken, überall grüßt uns ein Geist, der nur in der höchsten Schönheit den würdigen Schmuck des Lebens sieht. Dafür spricht Alles, was wir hier erblicken: die Abgüsse nach den Meisterwerken der Antike, die Nachbildungen der Farnesinafresken, die Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, der himmlischen Liebe Tizians u. s. w. Die eigentlichen Repräsentationsräume sind sodann in würdigster Weise mit zahlreichen Portraits Goethes und seiner Angehörigen geschmückt. Von Goethe selbst zählen wir nicht weniger als neun Bildnisse, aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, darunter das früheste das von G. M. Kraus aus dem Jahre 1775, das plastische Brustbild von J. P. Melchior aus demselben Jahre, das poetische Bild von Angelica Kauffmann von 1787, bis zu dem Bild von Stieler von 1828 und den Büsten

Google

von Tieck, Werner und David d'Angers. Auch das vielbewunderte Miniaturportrait von Sebbers auf einer Tasse vom Jahre 1826 sieht man jetzt hier. Interessant sind sodann die Bilder Goethes und Christianens von Bury aus den neunziger Jahren, hochinteressant die Zeichnung, welche Goethe selbst 1791 von seiner „kleinen Freundin“ angefertigt, sowie das Aquarell derselben mit dem kleinen August aus dem Jahr 1792 von Heinrich Meyer. Daß es nicht an Bildnissen Karl Augusts sowie der Herzoginnen Luise und Anna Amalia, ferner an Bildern und Büsten des Freundeskreises, voran Herders, Wielands, Zelters, Willemers und seiner geistvollen Gattin Marianne-Suleika fehlt, ist selbstverständlich. Endlich ist des berühmten Albums zu gedenken, in welchem Schmeller 130 Portraits der weimarischen Berühmtheiten und Gäste des Goethe'schen Hauses aus den zwanziger Jahren verewigt hat. Wahrlich alles dies bietet ein unerschöpfliches Interesse, gewährt aber zugleich jenen Eindruck eines höheren Lebens, das nur im Unvergänglichen, Edlen, Geistigen sich heimisch fühlt und auf den flüchtigen Reiz prachtvoller Decorationen, Teppiche, Vorhänge, Polster und kunstgewerblicher Nippes, welche mit ihrem allerdings behaglichen, aber weichlichen Ensemble unsere heutigen Einrichtungen kennzeichnet, gern verzichtet. Es ist eine in hohem und ernstem Sinn klassische Stimmung, die uns hier umfängt; der Geist des Herrlichen, Einzigen weht uns aus diesen Räumen an.

Während diese stattliche Reihe der nach vorn gelegenen Zimmer dem gesellschaftlichen Leben gewidmet waren und als Repräsentationsräume zu betrachten sind, hatte Goethe sich für sein eigenstes Leben und Arbeiten einige äußerst bescheidene Räume nach der Rückseite des Hauses, still gegen den schönen großen Garten gelegen, vorbehalten. Mittelst einer Treppe, die in das Urbino-Zimmer mündete, konnte er aus diesen seinen Privaträumen in die Gesellschaftszimmer gelangen und sich von dort nach Bedürfniß wieder zurückziehen. Das Arbeitszimmer, das, durch ein Vorzimmer zugänglich, mit einem Bibliothekraum verbunden ist und mit dem Schlafzimmer zusammenhängt, hat seine äußerst einfache Ausstattung bewahrt. Mit Ehrfurcht treten wir in diesen Raum, aus welchem die unabsehbare Reihe höchster Dichtungen hervorgegangen ist, durch die der große Mann über ein halbes Jahrhundert lang die Welt in Staunen und Entzücken versetzte. Der runde Schreibtisch in der Mitte des Zimmers mit dem einfachsten Schreibmaterial von der Welt diente dem Secretär Goethes, dem dieser, auf- und abwandelnd, zu dictiren pflegte; der eigentliche Schreibtisch des Dichters steht an der Wand rechts; zwei Stehpulte an den beiden Fenstern, eine Commode und ein Glasschrank, sowie einige einfache Stühle und der alte Ofen vollenden die überaus anspruchslose Ausstattung des Raumes. Nichts von Prunk, von Teppichen, von Vorhängen, kein Sopha, kein Divan verleiht dem Raume den Ausdruck von Behagen. Es ist bekannt, wie Goethe in seiner privaten Umgebung allem Prunke abgeneigt war. Sehr bezeichnend sagt er: „Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in

Google

einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." Aber statt allen künstlichen Prunkes hatte er durch die beiden Fenster, in welche die Strahlen der Morgensonne freundlich scheinen, den Blick in seinen Garten mit seinen prachtvollen alten Bäumen und seiner köstlichen Stille, damals noch poetischer, weil die seitdem entstandenen Gebäude die Aussicht noch nicht beschränkten.

Und nun treten wir endlich in das winzige Schlafzimmer, einen Raum von solcher Enge und Kleinheit, daß man kaum begreift, wie eine Natur wie die Goethes fünfzig Jahre lang in ihm ruhen und athmen konnte. Auch hier die allergrößte Einfachheit: eine tannene Bettstatt mit Waschtisch und Nachttischchen von demselben Holze, daneben der Sessel von Birnbaumholz mit grünem Wollstoff überzogen und mit dem Polster für den Nacken, auf welchem das Haupt des Dichters ruhte, als er am 22. März 1832 nach einem Leben voll unabsehbarer Arbeit die Augen schloß.

Soviel in kurzen Zügen von der Wohnung selbst, und nun zu den Sammlungen, welche die Haupträume des Hauses füllen. Sie geben uns nicht blos erwünschten Einblick in die Universalität seines Schaffens, Sinnens und Denkens, worin er an die großen Universalgeister aus der Glanzzeit der italienischen Renaissance erinnert, sondern sie bieten auch an sich in mehr als einer Beziehung eine Fülle köstlicher werthvoller Anschauungen. Zunächst sind es Documente seines großartigen Alles umfassenden Geistes, und während wir sie durchmustern, steigt in uns immer höher das Staunen, die Bewunderung dieses einzigen Genius. Und es war nicht ein todtes Zusammenhamstern, wie man es so oft findet und woraus nichts Lebendiges hervorgeht, sondern ein aufmerksames geisterfülltes Sammeln, das unmittelbar zum Prüfen, Forschen, Durchdringen ward. Goethe hatte das tiefste Bedürfniß, überall bis zu den letzten Gründen der Dinge vorzugehen, sich selbst und Andern durch das Erworbene zu nützen, sich und seinen Freunden die unerschöpflichen Schätze seiner Sammlungen vor Augen zu halten, die Erörterung über diese Dinge zum Inhalt einer geistvollen Geselligkeit zu machen. So entwickelte sich bei ihm in und an diesen Kunstdenkmalen ein wahrhaft menschenwürdiges gemeinsames Leben und Treiben, himmelweit verschieden von der leeren geistlosen gesellschaftlichen Gewohnheit, die ihr Ziel nur in culinarischen Genüssen findet. In dem großen Dichter Goethe lebte derselbe starke Zug und heiße Durst nach Erkenntniß, den Albrecht Dürer so schön ausspricht, wenn er sagt: „Ich weiß, daß die Begierde der Menschen mag aller zeitlichen Dinge durch Ueberfluß also sehr gesättigt werden, daß man dessen verdrossen wird: allein ausgenommen viel zu wissen, dessen wird Niemand ganz verdrossen, denn es ist uns von Natur eingegossen, daß wir gern viel wüßten, dadurch zu erkennen eine rechte Wahrheit aller Dinge."

Ganz so bei Goethe; und daher kommt es denn auch, daß wir, von seinen reichen naturwissenschaftlichen Sammlungen abgesehen, blos auf dem

Google

Gebiete der Kunst schon seinen allumfassenden universalen Sinn bewundern müssen. Noch interessanter wird uns diese seine Richtung, wenn wir sehen, wie er in manchen Beziehungen dem Banne seiner Zeitanschauungen sich nicht zu entwinden vermochte, in andern Punkten dagegen seiner Zeit weit vorausgeeilt war, für Dinge und Erscheinungen Sinn und Verständniß hatte, die erst lange nach ihm dem allgemeinen Interesse nahe gebracht wurden. Findet man doch in seinen Sammlungen einen prachtvollen Bronzekelt und Bronzefibeln aus alten Grabfunden, ja auch ein schönes Exemplar einer Lanzenspitze aus Feuerstein; dann wieder ein kleines Grab Christi, in welchem sich der Erlöser eben aufrichtet, während die sitzenden vier Evangelisten (von denen beider einer verschwunden ist) das kleine Werk tragen. Dies ist nach dem noch ziemlich starren byzantinischen Charakter der übrigens gut ausgearbeiteten Figuren offenbar ein Werk des 12. Jahrhunderts, vielleicht aus der durch Bischof Bernward in Hildesheim begründeten Schule von Erzarbeitern. Dann wieder mehrere prächtige Gefäße mit figürlichen Ornamenten in Limosiner Email von Pierre Reymond ausgeführt. Oder der kostbare Toilettenspiegel in eisernem Rahmen mit schließbaren Flügelthüren, dies alles auf's Reichste in Silber und Gold tauschirt, mit den geistreichsten Ranken und kleinen figürlichen Darstellungen im Stil unserer Kleinmeister, ein Werk deutscher Renaissance, etwa um 1540 entstanden, von seltenster Art und einer Schönheit, daß es, wenn es auf den Kunstmarkt käme, zum Gegenstand des heftigsten Kampfes werden würde; denn ich entsinne mich nicht, in irgend einer Sammlung etwas Aehnliches gesehen zu haben.

Und so ist denn auch Goethes Interesse für die italienischen Majoliken seiner Zeit weit vorausgeeilt. Diese köstliche Sammlung von erlesenen und zumeist wohl erhaltenen Vasen, Krügen, Schalen u. s. w. besteht ausschließlich aus Werken des 16. Jahrhunderts aus den verschiedenen Werkstätten Italiens. Nur eine merkwürdige Schüssel, offenbar auch aus dem Quattrocento und noch ohne farbigen Reiz mit etwas unbeholfener Zeichnung versehen, welche antipapistischen Inhaltes ist, gehört einer älteren Epoche an. Offenbar ist es in erster Linie bei Goethe das Interesse an den reichen figürlichen Compositionen gewesen, welches ihn zu diesen Werken hinzog; deshalb waren ihm auch die blos ornamentalen Majoliken minder wichtig. So gehört die Sammlung freilich nicht zu den ersten ihrer Art, aber sie fesselt doch durch den Glanz, die Schönheit der einzelnen Stücke, die reiche Mannigfaltigkeit des Bilderschmuckes und der Gesammtformen.

War in allen diesen Dingen Goethe dem Verständniß seiner Zeit vorausgeeilt, so stand er dagegen in den ausgedehnten Sammlungen von Handzeichnungen (1056 Stück nach Keils Angabe) und den über 2000 Kupferstichen und Radirungen unter dem Banne des Zeitgeschmackes. Für die damalige Anschauung begann die neuere Kunst eigentlich erst mit Rafael; was davor lag, die herben Meister des italienischen Quattrocento, lag dem weicheren Geschmack zu fern. Am meisten Freude gewährte die glatte Kunst der Eklektiker,

Google

überhaupt der Nachblüthe, und dann die gesammte Entwickelung des 17. und 18. Jahrhunderts. Es sind dieselben Gesichtspunkte, nach denen damals die Dresdener Galerie begründet worden ist. So findet man denn unter Goethes Handzeichnungen keine Blätter eines Mantegna und der geistesverwandten Künstler; von Rafael und Michelangelo sowie dem hochgeschätzten Giulio Romano nichts Echtes, dagegen manches Blatt von Meistern wie Guecino, Guido Reni, darunter einzelnes Gute und Geistreiche. Am interessantesten unter den Italienern sind zahlreiche Entwürfe kunstgewerblicher Art von den Carracci, Zucchero und ihren Zeitgenossen, Skizzen und Entwürfe zu Vasen, Panneaux, Decken, Möbeln und sonstigen Decorationen, die wiederum den hellen Scharfblick Goethes für das Kunstgewerbliche bezeugen.

Ein großes Verdienst darf der Dichter dadurch für sich in Anspruch nehmen, daß er die Kunst unserer altdeutschen Meister in ihrer frischen Kraft und naiven Wahrheit so früh erkannt hat. Ich brauche nicht an seine herrlichen Worte über Dürer zu erinnern: seine zwar nicht zahlreichen, aber kostbaren Zeichnungen deutscher Meister sind ein Beweis, wie sehr er sie zu schätzen wußte. An der Spitze steht jenes merkwürdige große Blatt von Peter Vischer, über welches Ruland in Lützows Zeitschrift Bd. XXI. berichtet hat. Vom Jahre 1524 datirt und mit dem Namen des Meisters versehen, enthält dieses treffliche Blatt eine Allegorie auf den Kampf der Reformation mit dem Papstthum. Man sieht den päpstlichen Palast in Flammen aufgehen, seine Bewohner theils flüchten, theils zu Boden gestreckt. Ein armer Bauersmann, mit dem Dreschflegel auf dem Rücken, von seinem Weibe, dem gefesselten „Gewissen“ begleitet, wendet sich vom Statthalter Christi ab und scheint bei der links im Vordergrund thronenden weltlichen Gewalt Zuflucht suchen zu wollen; da tritt Luther als jugendlicher Held, mit dem Schilde des Glaubens bewaffnet, auf ihn zu, um ihn auf den wahren Retter in der Noth, den im Hintergrund aus Wolken erscheinenden Erlöser hinzuweisen. Ganz vorn sieht man die Gestalten von Glaube, Liebe, Hoffnung; der Kaiser aber thront mit Schwert und Reichsapfel vor dem Palaste, von der Justitia begleitet, welche sich die Binde abgenommen hat, um sie ihm vor die Augen zu halten, indem sie dabei ebenfalls auf Christus hinweist. Trägt dieses Blatt die stärksten Spuren des Geistes der Reformation, so ist es zugleich der vollste Beweis vom Einfluß der italienischen Renaissance, denn sämmtliche Figuren, mit Ausnahme von Christus, Papst und Kaiser sind nackt und bekunden durch die Anmuth der Formen, was wir auch sonst wissen, den lebendigen Sinn, mit welchem Peter Vischer als einer der ersten unter den deutschen Künstlern den Geist der Renaissance und der Antike erfaßt hatte.

Weiter finden wir unter den Altdeutschen vier Aquarellen von Daniel Hopfer, welche Salomos Abgötterei, ein Liebespaar, eine Todtentanzscene (Tod und Mädchen) und zwei männliche Heilige darstellen. Sodann eine Federzeichnung von Albrecht Altdorfer aus dem Jahre 1508, die Apostel Judas und Thomas, mehrere Bibelillustrationen; eine Skizze Hans von Kulmbachs zu einer Marter

Google

des heiligen Sebastian. Auch hier fällt wieder eine Anzahl trefflicher kunstgewerblicher Entwürfe, Zeichnungen zu Glasgemälden von Tobias Stimmer, Christoph Maurer u. s. w. auf. Wer sammelte damals schon solche Dinge, die erst im Lichte unserer Tage eine neue Bedeutung gewonnen haben!

Daß Goethes Neigung schon früh sich den Niederländern zuwandte, für welche er schon als Leipziger Student bei einem Besuche der Dresdener Galerie Verständniß gewann, ist allgemein bekannt. So finden wir denn auch manche werthvolle Handzeichnungen niederländischer Meister; vorab eine prachtvolle Rothstiftskizze von Rubens zu einem St. Michael, der die Dämonen der Hölle niederwirft, dann in einem großen Rahmen sieben meisterliche Blätter von Rembrandt, darunter eine Verkündigung, Christus und die Samariterin, der vorzüglich energische Studienkopf einer alten Frau und der geistreiche Entwurf des trunkenen Lot mit seinen Töchtern. Außerdem fehlt es nicht an trefflichen Blättern von Jan Both, Paul Beil, van Bloemen, Waterloo, van Huysum, Jacob de Wit und andern.

Das 18. Jahrhundert ist zunächst durch einige vorzügliche Franzosen, wie Watteau, Natoire, Wille, besonders aber durch graziöse Blätter Bouchers, Venus und Adonis, Studie einer sitzenden halb entkleideten weiblichen Figur u. s. w. vertreten. Daran reihen sich zahlreiche Blätter der von Goethe so hoch geschätzten Tischbein, Oeser, Hackert, Kobell, Angelica Kauffmann an. Hier sind auch die eigenen Handzeichnungen Goethes zu erwähnen, namentlich jener Band mit 22 großen Federzeichnungen, von welchen er selbst berichtet und die er als ein Document seiner darauf gewandten Bestrebungen bezeichnet. Man sieht in diesen Blättern Goethe den durch seine von ihm hochverehrten Zeitgenossen eingeschlagenen Weg verfolgen; er kommt namentlich im Baumschlag nicht über die conventionellen Manieren der damaligen Zeit hinaus; er konnte auf diesem Gebiet kein Bahnbrecher zur Unmittelbarkeit und Wahrheit der Natur sein, aber er erkannte mit voller Klarheit, daß nur der über Kunst zu urtheilen vermöge, der selbst sich in ihr thätig versucht habe, und so ist er auch darin eine Leuchte für jede Zeit und besonders für die unsrige, in welcher Viele über bildende Kunst sprechen und sogar schreiben, die nie einen Zeichenstift angerührt haben, wie Manche über Musik sich vernehmen lassen, die nie auf einem Instrument einen Ton anzuschlagen vermochten. Uebrigens fehlt es den Goethe'schen Zeichnungen nicht an einem lebendigen Gefühl für die Natur, vollends aber entwaffnet er die Kritik, wenn man erfährt, wie bescheiden er selbst über seine Versuche dachte. „Daß ich auch wieder einiges Landschaftliches zeichne," so schrieb er an seinen treuen Heinrich Meyer, „mag ich kaum erwähnen, indem es immer auf die alte Weise geschieht, wobei nichts herauskommen kann. Da ich es jedoch behandle wie Andre das Tabakrauchen, so mag es hingehen."

Daß er unter seines Freundes Meyer Führung übrigens eine nicht geringe Einsicht in den Entwickelungsgang der Kunst gewonnen hatte, läßt sich aus vielen seiner Aeußerungen schließen. Ich will nur an die im 25. Band

Google

seiner Werke mitgetheilte Disposition zu einem Aufsatz über die Landschaftsmalerei erinnern. Wie tüchtig überhaupt das künstlerische Urtheil Meyers war, welches im Wesentlichen mit dem Goethe'schen zusammentraf, mag man aus den kürzlich von Dr. Weizsäcker in den deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts (Heilbronn 1886) veröffentlichten Kleinen Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer ersehen, wo namentlich der Aufsatz über Rafaels Vaticanische Stanzen ein klares Urtheil und eine unbefangene Würdigung verräth. Wie Verschiedenes Goethe nach seinem eigenthümlichen Verdienst zu würdigen wußte, beweisen in seiner Sammlung die allerliebsten Blätter von Chodowiecki und dann wieder die große Anzahl der trefflichen Handzeichnungen von Carstens, worunter besonders meisterhafte Gewandstudien zur Nacht, zu den Parzen, zur Nemesis u. a. sich befinden.

Den außerordentlichen Reichthum der Kupferstichmappen eingehender zu prüfen, mußte ich wegen der Kürze der Zeit aufgeben. Man weiß, daß Goethe auch hier wie bei den Majoliken im Wesentlichen auf die Gegenstände sah, also in erster Linie durch ein stoffliches Interesse geleitet wurde. Was heute bei den Kupferstichsammlern vor Allem im Vordergrund steht, die Rücksicht auf das eigentlich Künstlerische, auf die technische Vollendung und die Schönheit der Abdrücke, stand bei ihm in zweiter Linie. Doch sieht man aus seinen gelegentlichen Bemerkungen, daß er gute von schlechten Abdrücken wohl zu unterscheiden vermochte. Wie sehr er schon früh Dürer zu schätzen wußte, wissen wir. Auch sonst ist die altdeutsche Kunst bei ihm durch einzelnes Treffliche vertreten. Dahin gehören die wundervollen Abdrücke von Schongauers Tod der Maria und der phantasievollen Composition der Schlacht des heiligen Jakobus gegen die Ungläubigen. Von demselben Meister sieht man noch die Grablegung, sowie eine von den klugen und eine von den thörichten Jungfrauen. Sogar für die ältesten Schöpfungen, die Incunabeln des Holztafeldrucks hatte er Sinn, wie ein allem Anschein nach als Unicum dastehendes Blatt aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts beweist. Es stellt die sinnliche Liebe in der Gestalt eines nackten jungen Mädchens dar, welches mit verbundenen Augen, den gespannten Bogen in der Hand, seine Pfeile auf's Gerathewohl versendet. Unter ihr mit züngelnden Flammen der Höllenrachen, ringsum zehn Köpfe von Kirchenvätern und Theologen mit Sprüchen über die Liebe. Eine höchst merkwürdige und originelle Darstellung.

Endlich ist das ganze Haus mit zahlreichen Werken plastischer Kunst in Gipsabgüssen ausgestattet, von denen ich nichts erwähnen will als die interessante Sammlung von 100 Gipsmedaillons David's d'Angers mit Portraits berühmter Zeitgenossen, welche er unserm Dichter geschenkt hat. Weiterhin eine werthvolle Reihe von Entwürfen zu Goethedenkmalen von Rauch, Thorwaldsen, Rietschel, von Trippel eine kleinere Büste Goethes in gebranntem Thon, wahrscheinlich das erste Studium zu der berühmten Marmorbüste.

Mit besonders glücklicher Hand aber hat Goethe eine Collection von

Google

Bronzen zusammengebracht, die den größten Museen zur Ehre gereichen würde. Dahin gehören zunächst zahlreiche Statuetten und Gruppen, köstliche Werke der Antike und der Renaissance, mehrere der bekannten Merkurdarstellungen, ein sehr schöner Jupiter, ein Bacchus, einige Venusstatuetten, ein antiker Schauspieler in der drolligen Haltung eines Priap, ein prachtvoller antiker Stier, dem als Pendant ein ähnlicher aus der besten Zeit der Renaissance gegenüber steht. Auch einige Werke hochalterthümlichen Charakters finden sich darunter. Ferner aus der Renaissance eine Venus im Charakter Donatellos, eine kauernde Venus von Giovanni da Bologna, ein tadelloser Guß mit schönster Patina, ein kleiner Perseus, der wie eine Vorstufe zu Benvenuto Cellinis Statue erscheint, vielleicht der Abguß eines ersten Wachsmodellchens, und noch manches dergleichen.

Vom höchsten Staunen aber wurde ich ergriffen, als ich einige Blicke in die herrliche Sammlung der Bronzemedaillen that. Von den frühesten Anfängen und den ersten Arbeiten des Quattrocento bis in unser Jahrhundert ist hier in einer Zahl von 1675 Stück wahrhaft Bewundernswürdiges zusammengehäuft. Gleich beim ersten Blick über die in den Schaukästen ausgelegten Proben gewahrte ich, daß alle jene größten Seltenheiten, deren nur wenige Cabinete, in erster Linie Berlin und Paris, sich erfreuen dürfen, in vorzüglichen Exemplaren vertreten sind. Die Arbeiten eines Pittore Pisano, Giovanni Boldu, Sperandio, Matteo de Pasti u. A. sind alle vorhanden; mit Entzücken haftet der Blick an den Portraits eines Sigismondo Malatesta und seiner Isotta da Rimini, am charakteristischen Selbstportrait Pisanos, an den Bildnissen der Gonzaga, Sforza, z. B. die prachtvolle Doppelmedaille des Constantino und seines Vaters Alessandro, Borso d'Este, Niccolo Palmieri, Guidobaldo von Urbino, Gilbert de Bourbon, L. Carbone, Bartolommeo Pandalia, des Kaisers Johannes Paläologus, und so vieler anderer berühmter Namen. Wer die großartige Kraft, die schlichte Wahrheit in den Medaillon-Bildnissen jener italienischen Meister kennt, versteht den Hochgenuß, den eine solche Sammlung bietet. Dazu kommen nun aber manche Stücke, die bisher nirgends bekannt zu sein scheinen, weder in Berlin noch in Paris vorkommen und also als Unica zu betrachten sind. So eine Medaille mit der mir unverständlichen Inschrift Gian Francesco GRATT, darüber ein Abkürzungszeichen. Ferner eine prachtvolle große Medaille Karls VII. von Frankreich, mit dem Bildniß des thronenden Königs, auf der Rückseite die elegant stilisirte Figur eines galoppirenden Reiters; eine Medaille auf Tasso, ein wenig ciselirter Abguß eines Wachsmodells; ein großes Medaillon Hercules II. von Este, nach Rulands Vermuthung vielleicht ein Abguß des von Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnten Medaillons. Eine herrliche unbekannte Medaille auf Karl V. und eine große Reihenfolge von Papstmedaillen, Julius II. und Leo X. an der Spitze; ferner viele vortreffliche deutsche Medaillen aus der Glanzepoche des 16. Jahrhunderts, von schönster Arbeit.

An diese unvergleichliche Sammlung, die allein einen längeren Aufent-

Google

halt in Weimar lohnen würde, schließen sich ebenbürtig die köstlichen Bronze-plaquettes, bekanntlich kleinere Reliefs von mannigfaltigem Inhalt, wie sie von den italienischen Künstlern meist als Schmuck- und Ausstattungsstücke hergestellt wurden. Auch hier findet man nicht blos das Erlesenste, das in Moliniers schönem Buche besprochen wird, sondern eine Anzahl unbekannter, wie es scheint nirgend sonstwo vorhandener Werke. Unter Anderem viele vorzügliche Exemplare von Moderno (Darstellung im Tempel, Anbetung der heiligen drei Könige, S. Hieronymus, Thaten des Hercules), von Andrea Briosco der große S. Georg von unvergleichlicher Schönheit; Satyr und Bacchantin nach der Patera Mitelli in so vorzüglichen Exemplaren, daß man begreift, wie sie Donatello zugeschrieben werden konnten; von Giovanni delle Corniole der Horatius Cocles und Mucius Scävola, die von Bacchanten umgebene Ariadne u. a. m. Auch hier eine stattliche Zahl von Werken, welche bis jetzt ganz unbekannt sind, also ebenfalls Unica zu sein scheinen; so eine Anbetung der Hirten von Jacopo Caraglio mit dem Namen des Künstlers; Meleager und Althäa von einem an Mantegna erinnernden Meister; eine treffliche Darstellung der auf einem Delphin stehenden Amphitrite; ein Engel der Verkündigung mit reizender Umrahmung, zu dem die Madonna noch zu suchen wäre; ein köstlicher kleiner Amor als Besieger der Welt in einem Rahmenwerk mit Putten, Trophäen von Instrumenten u. dgl. Ferner Hercules und Antäus in einer aus Marc Antons Stich bekannten Composition; sodann zwei alterthümliche Stücke, Vertumnus und Pomona, sowie das Urtheil des Midas, an Donatellos herbe Weise erinnernd. Dagegen ein anderes größeres Urtheil des Midas aus der Zeit der vollendeten Renaissance; Jupiter und Calisto in einem reichen landschaftlichen Hintergrunde, der auf einen in Italien arbeitenden Niederländer zu deuten scheint. Aus alledem ist leicht zu entnehmen, welchen Genuß auch diese köstliche Sammlung bietet. Sie fügt gleich der Medaillensammlung dem jetzigen Bestande der Denkmälerkunde sehr wesentliche neue Momente hinzu und bietet der Forschung eine Menge von neuen Aufgaben.

Von allen diesen Eindrücken sich loszureißen, ist außerordentlich schwer. Immer wieder kehrte ich namentlich zur Betrachtung der Bronzen, Medaillen und Plaquettes zurück, in welchen ein künstlerischer Schatz aufgehäuft liegt, der auch dem Geldwerth nach ein erstaunlich großes Capital repräsentirt. Mir fiel dabei ein, wie schön und treffend Goethe von solchen Sammlungen spricht. Er sagt Bd. XXV, S. 258: „Warum sollte man leugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstbesitz oft unbequem sei. Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sei nun auf Productivität oder auf Kenntniß, auf That oder auf Geschichtseinsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler sowie dem Liebhaber öfter vorzulegen und dadurch eine höhere, freigesinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist, ihre schöne Pflicht zu er-

Google

füllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, das man stiften, das man fortpflanzen wollte, so wird wohl nichts zu wünschen übrig bleiben."

In diesem glücklichsten und erstrebenswerthesten Zustande befinden sich jetzt die Goethe'schen Sammlungen. In der edelsten Pflege durch einen hochsinnigen Fürsten gehütet und bewahrt, von staatlicher Obhut beschützt, unter einem Vorstand wie Ruland, der nach dem ganzen Gange seiner Studien dafür geeignet ist wie kaum ein Anderer und mit jener von Goethe gerühmten „Liebe und Leidenschaft" dies anvertraute kostbare Gut verwaltet und dasselbe immer mehr der Allgemeinheit zugänglich und nutzbar zu machen bestrebt ist, darf man die Ueberzeugung aussprechen, daß ein reicher Strom von Segen aus diesen so lange verborgen gehaltenen Schätzen sich ergießen wird. Sehr viel Mühe wird noch erforderlich sein, um Alles gehörig durchzuarbeiten, zu sichten und zu ordnen. Aber im höchsten Grade fruchtbringend und segensreich wird diese Arbeit sein. Sie wird endlich auch gestatten, das letzte Wort über Goethes Beziehungen zur bildenden Kunst zu sprechen, und es steht nicht zu bezweifeln, daß dies letzte Wort ein ungleich günstigeres Urtheil enthalten wird, als man so oft leichthin über dieses wichtige Thema äußern hört. Tausende aber, nicht blos aus Deutschland, sondern aus der ganzen gebildeten Welt werden mit verzehnfachtem Eifer und Verlangen nach der Stätte pilgern, wo das Leben eines unserer Größten und Besten sich nun in seinem ganzen äußeren Rahmen darstellt. Sie werden mit Ehrfurcht das Haus betreten, das mit zahlreichen Zeichen der Erinnerung, der treuen Pietät uns das intime häusliche Dasein Goethes schildert; und sie werden aus den reichen künstlerischen Anschauungen eine Saat des Schönen und Edlen mit hinwegtragen. Und so wird dies Haus, das so lange Zeit unerschöpfliche Wirkungen des Guten und Schönen ausgestreut hat, eine neue Aera der Blüthe erleben und abermals unermeßlichen Segen spenden, das Wort bestätigend:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn."

Google

Pauline de Montmorin.

Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.

Von

A. v. Reumont.

— Aachen. —

D. O. M.
Après avoir vu périr toute sa famille
Son père sa mère ses deux frères et sa soeur
Pauline de Montmorin
Consumée d'une maladie de langueur
Est venue mourir sur cette terre étrangère.

— · —

J. A. de Chateaubriand a élevé ce monument
à sa mémoire.

Es war im October 1836, als bei meinem ersten Besuch in der französischen Nationalkirche in Rom mein Blick auf diese Inschrift fiel, welche ein in die Wand der ersten Kapelle zur Linken, gegenüber dem Grabmal des Cardinals von Bernis eingelassenes Monument trägt. Auf einem Ruhebette sieht man die schmächtige Gestalt einer jungen Frau in dem Moment ihres Uebergangs zu einem bessern Dasein, das Haupt zurückgelehnt, der rechte Arm und die feine Hand herabhängend, die Linke nach oben weisend. Ueber dieser Sterbenden sind fünf Medaillons mit Bildnissen an dem obern Theil des Marmors sichtbar, unter denselben die Klage Rahels: „Quia non sunt.“

Wer war die Todte, welche hier auf so rührende Weise dargestellt ist? Der Name der Montmorin war mir aus der Geschichte der französischen Revolution als der des letzten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des noch nicht gefangenen Königs Ludwig XVI. bekannt; von Pauline de Montmorin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wußte ich damals nichts. Das Bild und der Name prägten sich meinem Gedächtnisse ein und sie haben mich nicht wieder verlassen.

Erst später gewahrte ich den Grabstein der Entschlafenen. Eine runde Marmorplatte, liegt er im Paviment der Kirche, nahe bei dem Monument vor der zweiten Kapelle, der langsamen und unwillkürlichen Zerstörung preisgegeben, welche alle Inschriften solcher Gedenksteine unbarmherzig verschwinden macht. Auf dem Steine las ich die folgenden Worte:

D. O. M.
Marie Michel Frédérique Ulrique
Pauline de Montmorin femme de
François Christophe de Beaumont née
à Meussy l'Evêque en Champagne
Le 15. Août 1768 et morte à Rome
Le 4. Novembre 1803.

Quame misere data est lux et
Vita his qui in amaritudine animae
sunt? Iob. cap. 3. XX.

Dreiunddreißig Jahre waren dahin geschwunden, seit die Gräfin von Beaumont hier in die Gruft gelegt wurde. Es währte lange, bevor ich Zuverlässiges über Diejenige vernahm, deren Geschick tragisch, deren irdische Laufbahn kurz gewesen war. Was ich erfuhr, steigerte meine Theilnahme für sie, deren Grabschrift mich so mächtig und nachhaltig ergriffen hatte, daß dieselbe mir stets in der Erinnerung blieb. Ein halbes Jahrhundert ist nun seit dem Tage verflossen, an welchem ich zum ersten Mal vor diesem Monumente stand, und wenn ich in spätem Alter es versuche, das Bild Paulinens de Montmorin zu zeichnen, so versetze ich mich in mein eigenes Jugendleben zurück, wo noch die meisten von Denen unter uns wandelten, welche diese Todte gekannt und geliebt hatten, wo wenige Jahre zuvor der Mann, der das Denkmal errichtet und dessen Name von ihrem Namen unzertrennlich ist, kurz vor dem Sturze der bourbonischen Herrschaft Botschafter Frankreichs in Rom gewesen war. Seine Denkwürdigkeiten haben über diese Frau und sein Verhältniß zu ihr manches bekannt gemacht, aber erst jüngere Jahre haben durch Veröffentlichung ihrer Briefe und vieler an sie gerichteten, uns tiefer in ihren Geist, ihre Thätigkeit, ihre Gefühle, ihr Geschick blicken lassen. Es ist eine traurige Geschichte, die ich zu erzählen unternehme, traurig wie die Grabschrift, mit welcher sie beginnt, wie die Zeit, welche in das Leben dieser jungen Frau mit blutiger Hand eingriff. Zugleich aber öffnet sich der Blick in eine bedeutsame Culturepoche des modernen Frankreich, welche unsere Aufmerksamkeit umsomehr auf sich zieht, weil sie unmittelbar auf die Schreckensherrschaft folgte, deren Excesse ihren Ursprung und ihren raschen Sieg erklären helfen.

Google

I.

Die Montmorin stammen aus der Auvergne. Seit dem Jahre 1421 fügten sie den Namen Saint Herem dem ihrigen hinzu. Die ersten Aemter und Würden der Provinz gehörten ihnen. Armand Marc de Montmorin Saint Herem war am 13. October 1746 auf dem Schlosse de la Barge geboren. Sein Großvater, Witwer mit mehreren Kindern, war in den geistlichen Stand getreten und wurde Bischof von Aire. Sein Enkel Armand Marc wurde mit dem Dauphin erzogen, welcher den Namen Ludwig XVI. trug. Er hatte im Jahre 1767 seine Cousine Françoise Gabrielle de Tannes geheirathet, die einer piemontesischen Familie entstammte welche sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Auvergne niedergelassen und mit den Familien des Landes verschwägert hatte. Dieser Ehe waren vier Kinder entsprossen, zwei Söhne, deren ältester in der Marine diente und bei einem Sturme während der Rückkehr von Isle de France sein Leben verlor. Die älteste Tochter, Marie Micheline Friderike Ulrike Pauline, war geboren am 15. August 1768 zu Meussy l'Evêque in Champagne. Die ersten Jahre brachte sie zu Chadieu am Allier zu, wo man in der Ferne die Bergkette des Mont Dore erblickt. Mit acht Jahren trat sie in das Kloster Fontevraud, wo damals die Töchter des französischen Adels ihre Erziehung zu erhalten pflegten. Nachdem sie hier fünf Jahre zugebracht, wurde sie in das Kloster von Panthemont in der Rue de Grenelle zu Paris versetzt, welches diesen Töchtern der hohen Aristokratie die letzte Bildung, eine durchaus weltliche, zu ertheilen pflegte. Dies Kloster stand zu jener Zeit in nahen Beziehungen zu der Familie Montmorin, welche ihm seine beiden Aebtissinnen gegeben hatte. Hier blieb Pauline bis zu ihrer Verheirathung. Jede der jungen Damen hatte eine Gouvernante und eine Kammerfrau; sie konnten im Sprechzimmer Besuche empfangen, und alles war darauf eingerichtet, in der Gesellschaft eine gute Figur zu machen.

Im Jahre 1778 ging Graf Montmorin als Botschafter nach Madrid. Der Krieg zwischen Frankreich und England wegen der britischen Colonien in Nordamerika währte bis zum Januar 1783, und die Anerkennung der Vereinigten Staaten, ein böses Omen für Spanien, erfolgte im September desselben Jahres auf Grund der Pariser Friedenspräliminarien. Im Jahre 1784 wurde Montmorin auf seinen Wunsch von seinem Posten abberufen und mit dem Gouvernement der Bretagne beauftragt, was ihn jedoch keineswegs nöthigte, immer in Rennes zu wohnen. Als am 13. Februar 1787 der Graf von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, starb, ernannte Ludwig XVI. aus eigenem Antriebe Montmorin zu dessen Nachfolger. Neun Tage später fand in Versailles die erste Sitzung der Versammlung der Notabeln statt. Calonnes Finanzpläne wurden von derselben zurückgewiesen und das Deficit starrte das Land an, nicht sowohl wegen seiner Größe als weil alle Hoffnung, demselben ein Ziel zu setzen und ein Gleichgewicht zwischen

Google

Einnahme und Ausgabe herbeizuführen, erschöpft, die Regierung des Königs vollkommen rathlos schien. Einem verwegenen Plänemacher folgte ein anderer. Der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne, hatte die Ambition, die Finanzen wieder zu regeln und den Staat vor dem Bankerott zu retten. Als wäre es noch nicht genug an den bisherigen Streitigkeiten, welche in den Unruhen in verschiedenen Provinzen Widerhall fanden, entzündete er einen Kampf mit dem Pariser Parlament, dessen Mitglieder nach Troyes verbannt wurden, und glaubte durch eine königliche Sitzung (Lit de justice) die Verwaltung in die Hand nehmen und seine Pläne durchführen zu können. Sein Rang als Cardinal Erzbischof von Sens, zu welcher Würde er während seines Ministeriums gelangte, verdeckte vor seinen Augen die Schwierigkeiten der Lage, in die er sich begab.

In der Familie Montmorin schienen die Dinge eine glücklichere Wendung nehmen zu wollen, als in den öffentlichen Angelegenheiten der Fall war. Am 27. September 1786 vermählte Pauline de Montmorin sich mit Christophe Arnaud de Beaumont, Sohn des Marquis de Beaumont, eines Freundes ihres Vaters. Er war zwei Jahre jünger als seine Frau und Offizier in der französischen Garde. Am 4. October wurde die junge Frau dem königlichen Paar vorgestellt. Etwas über ein Jahr später wurde die jüngere Tochter Victoire Marie Françoise mit dem Grafen de la Luzerne, Neffen des Botschafters in London und des Bischofs von Langres, vermählt. Er war Capitän bei den Chevauxlegers, und die beiden jungen Frauen genossen am Hofe zu Versailles alle Ehren, welche der französischen Aristokratie jener Tage zustanden.

So war äußerlich alles friedlich und glänzend. Die innere Lage und Stimmung wurde aber unterdessen immer bedrohlicher. Man hat sich oft über die Plötzlichkeit des Ausbruchs und den überwältigenden Fortschritt der französischen Revolution gewundert, die einer vulkanischen Eruption gleich das Land in einem Nu überschwemmte und in weniger als zwei Jahren den stolzen Bau mehrerer Jahrhunderte bis auf die Grundmauern vernichtete. Aber die spätern Jahre Ludwigs XV. hatten gezeigt, daß Frankreich von seiner Stellung in der Welt sehr herabgesunken, seine Kriegsmacht geschwächt, seine Institutionen veraltet, seine pecuniären Hülfsmittel erschöpft, seine aristokratische Gesellschaft in ein Mißverhältniß zu der Nation gerathen war, während seine Literatur fortwährend an den Fundamenten der Achtung vor Gesetz und Glauben gerüttelt hatte, alle Institutionen der Kirche und des Staates ihre alte Bedeutung und Berechtigung eingebüßt hatten und zu einer Last für die Gesammtheit geworden waren, um einer einzelnen Klasse zu dienen. Gerade in den Jahren, in denen die Entscheidung reifte, hatte Wunderglaube die Stelle des Glaubens usurpirt, den die Philosophie verspottete, und die Gesellschaft, die das Christenthum über Bord warf und deren Evangelium der Contrat social war, glaubte an St. Germain, Cagliostro und Mesmer. In solcher Lage bedurfte es nur momentan ungünstiger Umstände, um den vollen Becher

Google

überschäumen zu machen. Dazu gehörten Mißwachs und Vertheuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, welche die längst vorhandene und durch wechselnde ökonomische Systeme nicht entfernte Finanznoth bei einem hungernden und durch Noth zu Excessen getriebenen Volke zum drohenden Ausbruch kommen ließ. Die Brotcravalle führten zur Emeute, an welcher sich neben den Hungernden und mehr als diese die zahllosen Vagabunden betheiligten, die Emeute führte zur Revolution.

Die französische Politik hatte seit längerer Zeit dürftige Lorbeeren geerntet. Die Theilnahme am amerikanischen Freiheitskriege, wenn sie dem militärischen Drange eines Theils der Nation Genugthuung gewährte, war ein politischer Fehler, indem sie Principien und Anschauungen Eingang verschaffte, welche den heimatlichen Zuständen direct widersprachen. Die erste Theilung Polens hatte sich vollzogen. Die Opposition der Niederlande wider das Haus Nassau-Oranien war, gegen französische Wünsche und Zusagen, mühelos durch Preußen niedergeschlagen worden. Hart an der französischen Grenze vollgog Oesterreich rasch und ohne Anstrengung die Pacificirung Belgiens. Die ohne Frankreichs Betheiligung erfolgte Beilegung eines Streites zwischen Großbritannien und Spanien, welches letztere auf Grund des bestehenden Familienpactes französische Unterstützung nachgesucht hatte, schädigte französisches Ansehn. Solcher Art waren die äußeren Verhältnisse in den ersten Zeiten des Ministeriums des Grafen von Montmorin.

Die Ehe Paulinens mit dem Grafen von Beaumont war keine glückliche. Von schwachem Charakter, zu heftigen Aufwallungen geneigt, war er ohne höhere Bildung und stand tief unter dem Geist und den intellectuellen Bedürfnissen seiner jungen Frau. Bald gab er sich anderer Gesellschaft hin, und aus der Erkaltung und einem augenblicklichen Zerwürfniß enstand eine Entfremdung, welche zu einer dauernden wurde. Wir werden seiner später noch gedenken. Pauline kehrte in das elterliche Haus zurück, welches in der Rue Plumet in der Nähe des Invalidenplatzes lag. Hier waren die Verhältnisse dem damaligen Zustande des öffentlichen Dienstes entsprechend. Wenn man liest, daß die Tafel des Ministers jährlich über 200000 Livres kostete, der Lohn der Dienstboten über 50000, die persönlichen Ausgaben der Herrschaft und der Spieltisch der Königin sich auf 80000 beliefen, daß 24 Pferde gehalten wurden, so mag dies von dem Luxus der Zeit einen Begriff geben. Die Gräfin von Beaumont hatte Equipage und eigene Livree, für ihre Bibliothek gab sie 7000 Thaler jährlich aus, und bezog ebenso wie ihre Schwester für ihre persönlichen Ausgaben eine Rente von 18000 Livres. Solchem Aufwande war das Vermögen des Grafen von Montmorin nicht gewachsen. Sein Gehalt betrug mit den außerordentlichen Gratificationen die Summe von 300000 Livres. Sein eigenes Einkommen überstieg nicht 80000, und er hatte sich genöthigt gesehen, seine Besitzungen in der Auvergne zu verkaufen. Um in der Nähe seiner Freunde Megret von Etigny und Serilly bleiben zu können, hatte er von diesen das Schloß von Theil in der Nähe von

Google

Sens für 730000 Livres erworben. Es ist begreiflich, daß solcher Aufwand die Vermögensverhältnisse der Familie völlig zerrütten mußte. Die Pensionen von je 18000 Livres für den Grafen und die Gräfin, die auf die königliche Schatulle angewiesen waren, konnten an diesem ruinösen Haushalt auf die Dauer nicht viel ändern.

Pauline unterstützte ihren Vater in der Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe. Sie las für ihn die Journale und die Hunderte von Pamphleten, denen in dieser stürmisch bewegten Zeit jeder Tag ein ephemeres Leben gab, und ertheilte ihm Auskunft über Meinungen und Thatsachen. Sie erleichterte ihrer Mutter die nicht geringen Mühen des Empfangs. Graf Montmorin hatte die Sitte wieder eingeführt, nach welcher der Minister des Auswärtigen das diplomatische Corps und die Gesellschaft bei sich sah, wenn in Versailles kein Empfang stattfand. Die Gesellschaft war somit die zahlreichste und dabei doch gewählteste, in einem Salon, in welchem Lamoignon de Malesherbes, als Minister ohne die rechte Kraft des Widerstandes, in Gesinnung und Leben das Muster eines redlichen und erleuchteten Mannes, täglicher Gast war. Neben Malesherbes ist sein Schützling de Rulhière zu nennen, der eine diplomatische Mission zu den Studien benutzte, die ihn zur Abfassung der Geschichte der Thronbesteigung Katharinas II. und jener der Anarchie und Umwälzungen Polens befähigten, die erst nach seinem Tode an's Licht trat; ein Mann von Geist und Kenntnissen, der zu der Familie Montmorin und namentlich zu Pauline in befreundete Beziehungen trat. Jean Baptiste Suard, der bekannte Literat und Publicist, unterstützte den Minister mit seiner Feder, namentlich in der Ausarbeitung der Denkschriften, welche von diesem ausgingen.

Hier fand sich eine junge Frau, lebhaft aber mit tiefem Gefühl, mit der Bildung von Geist und Herz, welche anzieht und auch die Ernsten fesselt und befriedigt, mit der Begierde sich selber zu unterrichten und einem reichen Schatz eigener Gedanken und Empfindungen, in einer Stellung, welche ihren geistigen Bedürfnissen und Interessen völlig entsprach. Die Gesellschaft, welche der französischen Revolution entgegenging, empfand schon deren Nähe, aber es war nur das rein Menschliche, das Edle und Schöne oder was man oft irrig dafür hielt, welches die alte Frivolität besiegt, die Herzen den Eindrücken der Natur und der Wirklichkeit aufschloß und die Discussion der ernstesten Fragen gestattete. Die alte Exclusivität der Aristokratie begann einem Drange nach Gleichberechtigung der Stände auch in der Gesellschaft Platz zu machen, der noch nichts Offensives hatte, weil die Auszeichnung des Talents und des Wissens zur Geltung kam. Die Aristokratie der Geburt war zugleich Aristokratie des Geistes geworden, und Buffon, Dolomieu, Condorcet, Bailly, Monge repräsentirten die großen Fortschritte der Wissenschaften, die nun neben den Interessen der Privilegirten, der Parlamentarier und der Finanzleute die elegante Welt beschäftigten und bald mit politischer und socialer Oekonomie, mit Physik, Chemie und selbst Anatomie um die Herrschaft stritten. Aber in

Google

dieser vornehmen und hochgebildeten Welt war mit den Wissenschaften und der Philosophie längst der Unglaube eingedrungen, der seit den Tagen des Regenten immer mehr Fortschritte gemacht hatte, die spöttische Glaubenslosigkeit wurde zur Schau getragen und der hohe Clerus bot die scandalösesten Beispiele derselben dar. Horace Walpole staunte halberschrocken über die Frechheit der Reden die bei Tische in Gegenwart zahlreicher Dienerschaft gehalten wurden, Reden, welche sich bald in und vor dieser vornehmen Gesellschaft mit den wildesten Ausbrüchen der Demokratie verschwistern sollten. Es bedurfte der furchtbar ernsten Prüfungen der Revolution, um die Herzen dem Christenthum wieder zu eröffnen, und auch dann war es mehr das Volk und ein Theil der im engsten Kreise von den Verlusten Betroffenen, die sich zu den rettenden Altären flüchteten, als die Mehrzahl derer, welche Glück oder Geburt zu der Höhe gerufen hatten.

Auch die Poesie begann eine andere Richtung einzuschlagen. André de Chénier, der Sohn eines Generalconsuls in Konstantinopel und einer von cypriotischem Geschlecht stammenden Griechin, sagte dem Genre ab, welches mit und nach Voltaire Parny, Dorat, Piron, Bertin, Champfort repräsentirt hatten und mahnte an die Zeit Racines und Boileaus, indem er im Idyll und in der Elegie antiken Mustern nachstrebte, während er die Frische der Persönlichkeit und moderner Stimmungen damit verband, wie er moderne Verirrungen und Trugschlüsse geißelte. Ein wahrer Dichter, der die Reife seines Talentes nicht erlebte, in der Form oft ungleich und unvollendet, in seinen zahlreichen Fragmenten gleichsam ringend mit der Fülle der Gedanken, die ihn beinahe zu beherrschen scheinen. Neben der literarischen Kritik, wie La Harpe sie mit Schärfe und geringer Mäßigung übte, trat die politische Presse auf den Kampfplatz, welche bald die Oberhand gewann, von der herrschenden Meinung anfangs getragen und in maßvoller Haltung, dann unaufhaltsam vorwärts getrieben zu Beschwerde, Verdächtigung, Anklage, Verleumdung, eine rechte Verbündete der wildesten Demagogie.

Den einheimischen Salons reihten sich mehr oder minder Fremde an. Madame Necker, deren Tochter, damals eifrige Anhängerin Rousseaus, im Jahre 1786 den schwedischen Gesandten Baron Staël-Holstein heirathete, vereinigte das protestantisch bürgerliche Element mit dem aristokratischen und durchbrach, auch zur Zeit der vergänglichen Macht ihres Gemahls, nicht ohne Mühe die herkömmlichen Kreise. Vor allen aber war es die Gemahlin des Prätendenten, der einst als Prinz Carl Eduard die Herzen des französischen Adels gewonnen und nun lange schon von einer neuen Generation vergessen war, welche die vornehmen und literarischen Kreise bei sich vereinigte. Im Jahre 1787 siedelte die Gräfin von Albany ganz nach Paris über, nachdem sie schon längere Zeit dort und im Elsaß verweilt hatte; pecuniäre Interessen — sie bezog eine Pension vom französischen Hofe — wie mancherlei Hindernisse, die sich ihr in Italien entgegenstellten, bewogen sie zur Wahl der französischen Hauptstadt. Vittorio Alfieri verließ die Freundin nicht mehr,

obgleich ihre Wohnungen getrennt waren: die Gräfin wohnte Rue de Bourgogne, der Dichter anfangs Rue du Mont Parnasse, später in der Rue de Provence. Im Salon der Gräfin fand sich Alles zusammen, was Paris von einheimischen aristokratischen oder literarischen Celebritäten und von ausgezeichneten Fremden zählte. Hier las zu Anfang Februar 1791 in schwüler Zeit, welche schon nichts Gutes ahnen ließ, Beaumarchais, mit welchem Alfieri im Elsaß bekannt geworden war, sein Drama la mère coupable, den Schluß der Figarotrilogie vor, und der italienische Tragiker, der die Berechtigung dieses dramatischen Genre, wie auch Mercier es vertrat, nicht anerkannte, mag über den Effect desselben Betrachtungen angestellt haben, über welche er sich leider nicht geäußert hat. „Laden Sie einige gefühlvolle Frauen ein, einige Männer, für welche das Herz keine Chimäre ist." So hatte Beaumarchais der Gräfin Albany geschrieben. An jenem Abende befand sich Pauline de Montmorin unter den Zuhörern; Chénier und François de Pange, ihr Verwandter und unerschrockener Vorkämpfer für eine mit Gesetzlichkeit und Ordnung verbundene Freiheit, waren ihre Begleiter. Der Dichter ist durch Lob wie Kritik gleich befriedigt gewesen. Auch bei Madame Suard traf die Gräfin von Beaumont mit Alfieri und der Gräfin von Albany zusammen, mit Mme. de Staël, mit André Chénier und seinem Bruder Maria Joseph, mit de Pange und dem Marquis de Condorcet, dem Mathematiker und Philosophen, der die großen Fortschritte der Wissenschaften und die Nähe des Zeitalters der Glückseligkeit pries, nicht ahnend, daß er ein paar Jahre später, weil er nicht für den Tod des Königs gestimmt, flüchtig umherirren und dem Blutgericht nur durch Gift entgehen sollte.

II.

Der Graf von Montmorin hat sich in der unglücklichen Lage derer befunden, denen eine Aufgabe zugefallen ist, welche ihren eigentlichen Ansichten widerstreitet, während sie nicht auf eine sichere Stütze rechnen können, so daß sie nach keiner Seite hin wirkliche Befriedigung gewähren und am Ende die zwiefache Anklage von Doppelzüngigkeit und Schwäche gegen sie erhoben wird. Seiner Geburt nach gehörte er zu der ältesten und vornehmsten Aristokratie des Landes, ohne mit derselben, soferne man ihn nach seiner Thätigkeit als Minister beurtheilen kann, in den Principien und der Handlungsweise übereinzustimmen. Seine Anhänglichkeit an den König schrieb sich nicht blos von Jugenderinnerungen her, und sie hat sich bis an sein Ende glänzend bewährt. Aber er war weit entfernt, Ludwigs XVI. geheime Politik zu durchschauen und zu unterstützen. Während der König ihm wohlwollte, wurde es ihm schwer und erst in der allerletzten Zeit möglich, das Vertrauen der Königin zu gewinnen, und als er mitten im Feuer des Kampfes stand, genoß er der Gunst des Hofes nicht. Die Gegner der Krone haben aber immer mit Mißtrauen auf ihn geblickt und seinem vorgeblichen Einfluß auf den König die Haltung zugeschrieben, die sie dem König und mit ihm dem Minister

Google

zum Verbrechen machten. Seine Antecedentien boten solcher Ansicht allerdings Anhalt. Man urtheilte, daß Ludwig XVI. persönlich ihm das Auswärtige übertragen habe, weil er von seinem Talent und Charakter die günstigste Meinung hege. Aber schon während der Notabelnversammlung traute man ihm keine große Selbständigkeit zu. Der Baron von Staël-Holstein schrieb schon damals: „Soll ich ein Urtheil über den neuen Minister des Auswärtigen abgeben, so würde ich mir zu sagen erlauben, daß Graf Montmorin vielmehr sein Amt ohne Ruhm als den Ruhm ohne Amt lieben wird." Der Mann, der diese Aeußerung that, gehörte zu dem Kreise, dessen Beziehungen zu dem Minister man diesem zum Vorwurfe machte. Es war der Kreis Neckers, an welchem Montmorin festhielt, auch noch als alle Hoffnung geschwunden war, durch ihn, dessen staatsmännische Gaben dem Talent des Bankiers nicht entsprachen, die Umwälzung zu einem gedeihlichen Ende lenken zu können. Gleich Necker hat auch Montmorin sich zu Gunsten der Einführung eines Zweikammersystems nach englischer Verfassungsform ausgesprochen, als das Zeug für ein Oberhaus in Frankreich nicht mehr vorhanden war, Adel und Clerus die Grundlagen ihrer Stellung vernichtet, sich selber dem Argwohn und Hasse des dritten Standes bloßgestellt sahen, die Herrschaft dem Jacobinerclub gehörte.

Man hat den Grafen von Montmorin der Unsicherheit und Schwäche beschuldigt, aber er ist gleich Tausenden vor einem Räthsel gestanden, das nicht zu lösen war, vor einer Krisis, deren Entwicklung und Ausgang Niemand ahnte noch ermaß, während die Raschheit ihres Verlaufs auch die Entschlossensten und Muthigsten zu augenblicklicher Ohnmacht verurtheilte. Eine Stütze nach der andern erwies sich als hinfällig. Lafayette, dessen Herz nie bei der royalistischen Sache war, sah die Revolution über seinen Kopf wachsen, Mirabeau, dessen Verbindung mit dem Hofe Montmorin gefördert hatte, wurde vielleicht nur durch seinen Tod vor einer Katastrophe bewahrt. Die verfehlte Flucht des Königs, um welche Montmorin nicht wußte, machte seine Stellung unhaltbar, indem sie dem Mißtrauen gegen ihn neue Nahrung gab. Er hatte die Anklage auf Beförderung dieser Flucht vor der Versammlung siegreich zurückgewiesen: Hätte ich, sprach er, zu der Entfernung des Königs gerathen, so würde ich nicht ruhig in Paris geblieben sein. Aber die tobende Menge hatte an sein Hotel Feuer anzulegen gedroht, und die bange Aufregung jener Tage gab der nicht kräftigen Gesundheit seiner Tochter den ersten Stoß, dem bald andere folgten.

Er hatte doch noch das Manifest an die Vertreter Frankreichs im Auslande redigirt, welches die freie Annahme der Constitution durch den König aussprach und die Grundsätze der Verwaltung präcisirte. Mit dem September 1791 nahmen die Arbeiten der constituirenden Versammlung ein Ende, und am folgenden Tage begannen die Sitzungen der Legislativen. Zu Ende dieses Monats trat Graf Montmorin aus dem Ministerium aus. Er that es, weil er sich des königlichen Vertrauens nicht mehr sicher erachtete, dessen

Google

Schwäche ihm längst alles Handeln erschwert hatte. „Sie wissen, wie anhänglich ich dem Könige bin," hatte er einst zum Grafen Ségur gesagt. „Er ist gerecht, tugendhaft, gut, aber seine Güte ist ohne Kraft, und er vermag weder denen die er fürchtet, noch denen die er liebt zu widerstehn. All' meine Bemühungen, ihn zum Verfolge irgend eines Planes zu bewegen, sind vergeblich."

Sein letzter Bericht berührte die Stellung Frankreichs zu den auswärtigen Mächten, die seit der Rückführung des Königs von Varennes und seiner Suspension nur Mißtrauen und Kälte zeigten, und tadelte scharf die Emigration und deren feindselige Haltung.

Einige Wochen brachte Graf Montmorin auf seinem Schlosse von Theil bei Sens mit seiner Familie zu, kehrte aber im Januar 1792 nach Paris zurück, da inmitten des Fortschritts der Umwälzung das Landleben ihm doch keine Ruhe gewährte. Die Dinge nahmen nun einen überwältigend raschen Verlauf. Die Ministerien, welche Ludwig XVI. berief oder sich aufdrängen ließ, hatten keinen Bestand. Die Minister kämpften vergeblich gegen die Uebergriffe der Versammlung, wenn sie nicht an denselben theilnahmen. Als Dumouriez und Roland dem Könige aufgedrungen wurden, suchte dieser ein geheimes Conseil zu bilden, zu welchem er auch Montmorin berief, welches aber keinen wirklichen Bestand gewann. Mit jedem Tage wurde die Lage bedrohlicher. Am 20. April erklärte die Nationalversammlung den Krieg gegen Oesterreich. Von Seiten des Hofes war es von da an nur ein vergebliches Ankämpfen gegen die Revolution, und während man seitens der Versammlung immerfort gegen die Wirksamkeit eines österreichischen Comités in den Tuilerien denuncirte, machte des Königs Verhalten alle Fluchtversuche von vornherein unmöglich. Auch der letzte ihm gemachte Vorschlag, mit Hülfe des Commandirenden in Rouen, Mr. de Liancourt, nach England zu entkommen, wofür ansehnliche Vorbereitungen getroffen waren, scheiterte an des König ausdrücklicher Weigerung. „Varennes," sagte Ludwig XVI., „ist eine Warnung, wir wollen sehen." Am 25. Juli erschien das Manifest des Herzogs von Braunschweig, am 10. August stürmten die revolutionären Horden die Tuilerien. Der König war ein Gefangener.

Die Familie Montmorin hatte sich zerstreut. Der Graf wurde durch Madame de Nanteuil, bei welcher seine Frau und jüngere Tochter eine Zuflucht fanden, ihrer vormaligen Amme anvertraut, die aber zum Unglück in dem unruhigen Stadtviertel des Faubourg St. Antoine wohnte. Sein Haus war von den Behörden besetzt, die Siegel angelegt, er selbst in Anklagezustand versetzt worden. Am 21. August wurde sein Versteck entdeckt und sein Proceß eingeleitet. Seine Vertheidigung, welche die Anklagepunkte siegreich zurückwies, fruchtete natürlich nichts. Er wurde nach der Abbaye gesandt, wo das Criminalgericht unter Maillard, welcher bei der Erstürmung der Bastille sich hervorgethan hatte, seine Sitzungen hielt. Nach einem kurzen Scheinproceß wurde er im Moment, wo er in ein anderes Gefängniß geführt

Google

zu werden glaubte, an der Thüre des Sitzungszimmers von dem wüsten, blutgierigen Gesindel, welches dort angesammelt war, auf die scheußlichste Weise ermordet. Sein Nachfolger als Minister des Auswärtigen, de Lessart, erlag in Versailles einem ähnlichen Schicksal.

Die Gräfin Montmorin und ihre Töchter nebst ihrem Sohne, einem vormaligen Offizier, hatten sein Ende erfahren. Sie hatten sich zunächst nach Rouen geflüchtet, und von dort nach kurzer Zeit heimlich in die Bourgogne begeben, wo ihr Verwandter und Nachbar Graf Megret de Sérilly sie in seinem Schlosse zu Passy sur Yonne aufnahm. Hier brachten sie den Winter zu, während die Schreckensherrschaft, durch den Mißerfolg der Waffen der verbündeten Mächte ermuthigt, wie sie einst durch deren anfängliches Glück gereizt worden war, ringsherum das Land decimirte und den König selber auf das Blutgerüst führte. In der Nähe von Passy, zu Sens, befand sich die Familie Loménie de Brienne, gegen welche auf eine geheime Denunciation hin zugleich mit der Familie Megret ein Verhaftbefehl erlassen wurde. Der vormalige Minister, der allein unter den Erzbischöfen Frankreichs die bürgerliche Constitution des Clerus angenommen und dem Papste seinen Austritt aus dem heiligen Collegium angezeigt hatte, indem er den rothen Cardinalshut mit der rothen Jacobinermütze vertauschte, nahm Gift am Abende vor seiner Auslieferung. Am 17. Februar 1794 erschien ein Commissär des Revolutionscomités zu Passy, um die Familie Montmorin und ihre Wirthe wegzuführen. Als die Frauen und der junge Montmorin das Fuhrwerk bestiegen, das sie nach Paris bringen sollte, bestand die Gräfin Beaumont darauf, die Ihrigen nicht zu verlassen. Ihre Magerkeit und Todesblässe waren aber von der Art, daß man sie, ihres heftigen Widerstrebens ungeachtet, eine kurze Strecke von dem Orte auf der Landstraße absetzte, da die Agenten des Blutgerichts in ihr nur eine Behinderung erblickten. Die anderen Mitglieder wurden bald darauf in den Proceß der Prinzessin Elisabeth, Madame, Schwester des Königs, verwickelt. Gegen Alle erfolgte Verhängung der Todesstrafe. Die Gräfin Montmorin rettete ihre Cousine von Sérilly vor dem Revolutionstribunal durch eine edelmüthige Lüge. Als diese bei dem Ausspruch des Gerichts in Ohnmacht hinfiel, erklärte die Gräfin, sie sei guter Hoffnung, worauf ihre Wegschaffung nach dem Hospiz von St. Lazare erfolgte. So wurde sie von dem Blutgericht gerettet, dem ihre Freunde zum Opfer fielen.

Am 10. Mai 1794 erfolgte die Hinrichtung der Verurtheilten. Sechs Fuhrwerke brachten Madame Elisabeth und die Uebrigen nach der Place de Louis XV. Vor der Prinzessin verneigten sich alle ihre Unglücksgenossen. Der junge Montmorin rief unentmuthigt bei jedem fallenden Kopfe: Es lebe der König! Dann kam auch an ihn die Reihe, nachdem seine Mutter ihm vorausgegangen war. Die Gräfin de la Luzerne erlag einem hitzigen Fieber, bevor die Reihe sie erreichte.

Madame de Beaumont war halbtodt auf der Landstraße liegen geblieben. Da im Schlosse zu Passy die Siegel angelegt worden waren, brachte man

Google

sie in ein ärmliches Bauernhaus in der Nähe, welches von einem Winzer bewohnt war. Zwei vormalige Diener ihres Vaters, welche noch aus der Zeit seiner spanischen Abassade stammten, waren bei ihr geblieben. Der Verkauf einiger Kleinodien, die für sie gerettet worden waren, genügte für ihren kargen Lebensunterhalt. So brachte sie das Jahr und den folgenden Winter krank und halb vergessen zu. Hier entdeckte sie ein Mann, der auf ihr ganzes späteres Leben den größten Einfluß geübt hat.

III.

Joseph Joubert war am 6. Mai 1754 zu Montignac, einem Städtchen geboren, welches noch heute die Trümmer des Schlosses der Grafen und nachmaligen Herzoge von Perigord aufweist. Er war der Aelteste einer zahlreichen Familie, die einem Arzte des Städtchens aufwuchs. Da der Ort keine Bildungsanstalten darbot, ging der junge Joubert nach Toulouse, der alten, durch ihre literarischen Beziehungen bekannten Hauptstadt von Languedoc. Hier trat er in die Anstalt der Brüder der christlichen Doctrin, deren Institut er sich nachmals anschloß, ohne jedoch die Weihen zu erhalten. Die eigenthümliche Art des Unterrichts in diesen Schulen, wo die jüngeren Mitglieder in den unteren Klassen lehrten, während sie selber wieder von den älteren Mitgliedern des Ordens in den höhern Wissenschaften unterrichtet wurden und eine fortwährende Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden stattfand, zog ihn an, ohne jedoch seinem inneren Drang nach freier Bewegung in späteren Jahren vollkommen genügen zu können. Nachdem er Toulouse verlassen hatte, bis zu seinem Ende den Lehrmeistern seiner Jugend anhänglich und dankbar, kehrte er in seinen Geburtsort zurück, wo jedoch die Armuth wissenschaftlicher Interessen seinem Geiste wenig Befriedigung gewähren konnte. Im Jahre 1778 begab er sich zuerst nach Paris, wo er die damals berühmtesten Literaten, Marmontel, La Harpe, D'Alembert, namentlich Diderot kennen lernte, welcher letztere damals das literarische Scepter führte. Die Encyklopädie und die Encyklopädisten scheinen übrigens wenig Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er blieb dem Glauben seiner Kindheit treu, und sein literarischer Geschmack ließ ihn die Lehren der Klassiker des Alterthums ebensowenig wie die des Zeitalters Ludwigs XIV. vergessen. Diese Tendenz verband ihn mit einem andern jungen Manne, de Fontanes, welcher nachmals der berühmteste Repräsentant der klassischen Poesie wurde, wie das zu Ende gehende achtzehnte Jahrhundert und das Zeitalter des napoleonischen Ruhmes sie verstand.

So kamen die ersten Zeiten der Revolution heran. Die constituirende Versammlung veränderte im Jahre 1790 die richterliche Verfassung des Landes durch die Institution der Friedensrichter, deren Wahl durch die Bevölkerung erfolgen sollte. In Montignac vereinigten sich alle Stimmen zu Gunsten Jouberts, der nicht daran dachte, aber die ihn ehrende Wahl seiner Mitbürger bereitwillig annahm. Als zwei Jahre darauf eine Wiederwahl stattfinden

Google

sollte, lehnte er die Candidatur ab; er wünschte seine Freiheit wiederzuerlangen, und die Zeiten waren so drohend geworden, daß auch die bescheidendste Betheiligung an öffentlichen Dingen zu Mißverständnissen und Gefahr führen konnte. Ueberdies sollte seine persönliche Stellung bald einer großen Aenderung entgegengehen.

In Villeneuve-sur-Yonne, einem Landstädtchen nicht ferne von Sens, lebte eine angesehene und wohlhabende Familie, welche in jenen Tagen durch herbe Verluste tief betrübt wurde. Bei gelegentlichem Aufenthalte in Villeneuve hatte Joubert die Bekanntschaft derselben gemacht und mit der Tochter des Hauses, welche dessen Verwaltung führte, engere Beziehungen angeknüpft. Trauer über jene Verluste und das beiderseitige Bedürfniß gesicherter Stellung ließ die Bekanntschaft zu inniger Freundschaft werden, und am 8. Juni 1793, in einer Zeit, wo Niemand des Morgens sicher war, wurde zu Paris die Ehe zwischen Joubert und Mlle. Moreau de Bussy eingesegnet. Sie war in das reife Alter getreten, welches dem Manne eine treue Gefährtin und Theilnehmerin an seinen Freuden und Leiden verspricht. Ein Sohn entsproß dieser Ehe. Zum Theil in Villeneuve, zum Theil in Paris wohnend, erweiterte Joubert den Kreis seiner Bekanntschaften und führte ein den Wissenschaften und den Freunden gewidmetes Leben. Als Napoleon die Organisation des höheren Unterrichts unternahm und die Universität gründete, welche von Paris aus in umfassender Centralisation das ganze Reich mit einem Netz von Anstalten überspannte, die nur immer einzelne Facultäten enthalten sollten, während nur in der Hauptstadt die Gesammtheit der Studien vertreten war, wurde neben Bonald und Beausset auch Joubert zu einem der Oberinspectoren und Mitglieder des Verwaltungsraths ernannt. In dieser Stellung blieb er, vielfach durch seine stets schwächliche Gesundheit behindert, bis an seinen Tod, der am 22. Mai 1824 erfolgte.

Joubert nimmt in der französischen Literatur eine eigenthümliche Stellung ein. Ein Mann, der nie eine Zeile für den Druck geschrieben, aus dessen regellos hingeworfenen Ansichten und Urtheilen erst nach seinem Tode durch Freunde eine anfangs nur für Freunde berechnete Auswahl getroffen worden ist, dessen Briefe in gleicher Weise gesammelt worden sind, ist heute einer der gelesensten und geachtetesten Schriftsteller Frankreichs. Als er starb, kannte ihn nur ein gewählter Kreis; und Chateaubriand, welcher manche Jahre später aus seinen zerstreuten Papieren auf den Wunsch der Familie eine Auswahl veranstaltete, die nicht für das große Publikum bestimmt war, erweckte zuerst einen Autor, der so wenig an seinen Nachruhm gedacht hatte und es nur seinen Freunden zu danken hat, daß mit ihm selber und den Zeugen seines Lebens nicht auch sein Name vor der Nachwelt verschwunden ist.

Dieser Mann gehörte zu der Zahl derjenigen, welche beim Beginn des Jahrhunderts wieder Boten für das ewig Schöne und Wahre zu gewinnen gesucht haben, für das Einfache und Verständige, für die Wissenschaft, welche in den Menschenherzen erhält und aufbaut im Gegensatz zu jener, welche in

Google

den menschlichen Dingen nur Schlimmes sieht und zerstören zu müssen glaubt. „Die Revolution," sagt er, „hat meinen Geist aus der Welt der Wirklichkeit vertrieben, indem sie mir dieselbe zu entsetzlich machte." Er hielt es für nöthig, die liberalen Ideen aller Zeiten zu ersetzen, die ungeduldige und blinde Anbetung der Zukunft durch bewußte Ehrfurcht vor der Vergangenheit. Wie sein moralischer Sinn war auch seine religiöse Ueberzeugung fest und entschieden, gegen den Fanatismus des Unglaubens, inmitten dessen seine Jugend und die beste Zeit seines Mannesalters verstrichen. Wie's Gott gefallen wird, war der Schluß seiner meisten Betrachtungen. Der Unglaube erschien ihm als Eitelkeit und Selbstvergötterung. Illusionen und Chimären hatten ebensowenig Gewalt über ihn, wie der falsche Glanz und die falsche Kraft. „Was mir falsch erscheint, existirt nicht für mich." Er war ein äußerst aufmerksamer und feiner Beobachter so der moralischen wie der die Gemüthswelt enthüllenden Zustände. Er analysirte Empfindungen und Eigenschaften mit einer Ruhe und Klarheit, um so seltener in einer Zeit, in welcher die Leidenschaft die Stelle der Besonnenheit usurpirt und wie überhaupt die Anschauungen auch das literarische Urtheil gefälscht und beirrt hatte. Sein Geist war mit der Lectüre der alten und der klassischen Epoche seiner Heimat genährt, sein Geschmack durch die Sicherheit seines moralischen Sinns bestimmt. Er empfand sehr wohl, was ihm zum Schriftsteller fehlte. „Ich bin," sagt er einmal, „gleich der Aeolsharfe, welche schöne Töne aber keine Melodie erklingen läßt. Mir hat die Beständigkeit des Windes gefehlt." Und ein ander Mal: „Meine Ideen! Es wird mir schwer das Haus zu bauen, um sie unterzubringen. Der Himmel hat meinem Geist nur für eine bestimmte Zeit Kraft gegeben, und diese Zeit ist vorüber. Wie Montaigne tauge ich nicht für regelmäßige Rede." Aber seine Gedanken und Urtheile, die sich über Alles erstrecken, was das Menschenleben und -sinnen in Anspruch nimmt, sind voll von Lichtblicken und stellen ihn in die erste Reihe der Moralisten.

Mit den Besten seiner Zeit stand er in Correspondenz, und seine Briefe sind oft der Commentar zu den Gedanken, welche er, wie sie in ihm aufstiegen, niederzuschreiben pflegte. Der Form nach mögen seine Briefe uns bisweilen das Maß zu überschreiten scheinen, indem sie vielmehr Abhandlungen, als dem wofür sie sich ausgeben, gleichen. Wenn man aber hievon absieht, liest man sie mit großer Freude, und auch das Persönliche und die kleinen Interessen welche sie berühren, ziehen durch die Wärme des Affects, die große Herzensgüte und den eminent praktischen Verstand an, den sie auf jeder Seite an den Tag legen. In dieser Beziehung bleiben sie sich vom Beginn bis zum Ende während mehr als dreißig Jahren gleich und diese Vorzüge, wie das Licht, welches sie über eine Menge von Personen und Dingen verbreiten, erhöhen den Reiz aller bedeutenden epistolographischen Mittheilungen.

Es war zu Anfang rein menschliches Mitgefühl, was Joubert bewog, die Tochter des Grafen von Montmorin aufzusuchen und ihr die Gastfreundschaft seines Hauses in Villeneuve anzubieten, wo die Schreckenszeit wenig

Google

Spuren gelassen hatte. Aber allmählich gesellte sich ein wärmeres Gefühl zu dem der Theilnahme an dem Loose der Verlassenen. Nachdem er sie verloren hatte, hat er in einem Briefe an Molé geschildert, welche Anziehungskraft diese Frau auf ihn übte. „Im ersten Jahre meiner Bekanntschaft mit Ihnen verlor ich die nothwendigste meiner Correspondentinnen. Ich hatte keinen Gedanken, der sich nicht auf irgend eine Weise an sie richtete — ich kann keinen Gedanken haben, der mich nicht die große, von ihr gelassene Leere fühlen läßt. Madame de Beaumont hatte in hervorragendstem Maße eine Eigenschaft, welche, ohne irgend ein Talent zu verleihen, ohne dem Geiste eine besondere Form aufzudrücken, die Seele mit den glänzendsten Talenten gleichstellt: eine bewundernswürdige Intelligenz. Sie verstand Alles, und ihr Geist nährte sich mit Gedanken und ihr Herz mit Empfindungen, ohne in den ersteren die Gefühle der Eitelkeit und in den andern eine andere Freude als die aus ihnen selber hervorgehende zu suchen. Sie Alle haben sie nur krank gekannt und können das nicht wissen gleich mir. Unsere enge Verbindung gehörte einer Zeit an, in welcher wir beide nach Vollkommenheit strebten, so daß unserer Freundschaft sich etwas von dem beimischte, was die Jugenderinnerungen so kostbar macht, nämlich die Erinnerung an die Unschuld. Sie werden in der Welt vielen Frauen von Geist begegnen, aber wenigen, welche wie sie Vorzüge besitzen, um sich derselben zu erfreuen, nicht aber um sich ihrer zu rühmen. Ihre Freunde sagten, sie habe einen eigenen Kopf; das mag sein; aber sie hatte einen vortrefflichen, wie Sie und ich keinen ähnlichen finden werden. Da sie keine sehr bestimmten Ideen hatte, so ging sie um so leichter auf diejenigen ein, die man ihr darbot. Sie urtheilte richtig darüber, und man konnte darauf rechnen, daß Alles, was sie entzückt hatte, es vollkommen verdiente. Ich bin im Leben zu sehr vorgeschritten und durch Leiden zu sehr gereift, um irgend einen Ersatz hoffen oder verlangen zu können."

Um die Zeit, als Joubert die Gräfin von Beaumont kennen lernte, war deren Gesundheit schon stark erschüttert, und es zeigten sich bereits die Anzeichen des Leidens, welchem sie nach Jahren erlag. Die Schicksalsschläge, welche sie erduldet hatte, die prekäre Lage, in der sie sich in Bezug auf Vermögensverhältnisse befand, hatten sie mit einer Gleichgültigkeit gegen das Leben erfüllt, welche ihre natürliche Lebendigkeit stark beeinträchtigte. Jouberts Briefe sind voll von Ermahnungen in dieser Beziehung. „Der schönste Muth," sagt er schon im Jahre 1795, „ist der Muth, glücklich zu sein. Um diesen zu erlangen, müssen Sie erst den Muth haben, für Ihre Gesundheit zu sorgen, das Verlangen des Wohlseins und den Willen, zu genesen. Ich werde Sie dieses Muthes nicht für fähig halten, so lange Sie nicht auf die schöne Laune verzichtet haben, auf der Reise in irgend einer Dorfschänke zu sterben. Man muß das Leben lieben, so lange man es hat: das ist eine Pflicht." Aber solche Ermahnungen fruchteten wenig, und sie dachte erst an ihre Gesundheit ernstlich, als es zu spät war.

Google

Auch in der Literatur war Joubert ein Lehrer seiner Freundin. Von seiner Richtung war schon die Rede. „Ich stelle mir sehr gut vor," sagt er einmal, „wie Bossuet, Fénélon, Plato ihre Schriften Gott darbringen, selbst Pascal und La Bruyère, sogar Vauvenargues und Lafontaine, denn ihre Schriften malen ihre Seele und können ihnen im Himmel angerechnet werden. Doch es scheint mir, daß Jean Jacques Rousseau und Montesquieu nicht den Muth haben würden die ihrigen vorzuzeigen, denn sie haben nur ihren Geist darein gelegt, ihre Launen und ihre Anstrengungen. Was Voltaire betrifft, so zeichnen seine Schriften auch ihn und werden ihm, glaube ich, angerechnet werden, aber zu seinen Lasten. Voltaire hat wie der Affe allerliebste Bewegungen und häßliche Züge. Man findet in ihm immer eine gewandte Hand und ein grinsendes Gesicht. Gott behüte mich je einen ganzen Voltaire in meinem Besitze zu haben. Ich liebe nur seine Briefe." Diese sind auch das einzige, dessen Lectüre er seiner Freundin empfiehlt. Diese las viel und viel verschiedenartiges: Tristram Shandy und La Bruyère, den sie vor Allen liebte, Kant und Platos Phädon, neben der Tagesliteratur, Riouffes und Clérys des Kammerdieners Ludwigs XVI., Denkwürdigkeiten ihrer Erlebnisse in der Revolutionszeit, Neckers neue Schrift, welche Joubert in Schutz nahm und aus welcher er viel lernen zu können glaubte, soviel er auch an der Form aussetzen zu können meinte. Auch Condillac las die Gräfin Beaumont und nannte ihn ihren lieben Abbé, worin ihr Freund nicht mit ihr übereinstimmte, der durch diese Lectüre ausgetrocknet zu werden behauptete. Vor allen andern war es Bossuet, den er liebte und, was Vernunft und Geist betrifft, über die meisten großen Schriftsteller stellte.

Man darf nicht glauben, daß die Gräfin von Beaumont eine Pedantin geworden sei. Während sie ihren Geist nährte, blieb sie die Frau von Welt, welche einem Salon vorzustehen und die Conversation ohne Zwang zu beherrschen verstand. Die Anmuth ihrer Erscheinung ließ ihre geistige Lebendigkeit in vollem Glanze erscheinen, und ihre Freunde haben sie mit den Gestalten der pompejanischen Wandgemälde verglichen, welche leicht in der Luft schweben und keinen Boden berühren zu müssen scheinen. (Schluß folgt.)

Google

Prometheus und Ahasverus.

Ein Entwurf

von

Victor Rydberg.*)

— Stockholm. —

(Aus dem Schwedischen übersetzt.)

I.

Als Noah die Arche verließ, ging er mit seinen Söhnen hinaus, dem höchsten Gipfel des Elbrus zu, um dort dem Ewigen einen Altar zu errichten.

Und da sie der Höhe zuwanderten, hörten sie tiefe Seufzer im Weltenraum und wurden schwermüthig, wie sehr auch ihre Herzen frohlockten über die Errettung aus der Sündfluth.

Bald schien es ihnen, als ob das Seufzen aus dem Innern des Berges käme, bald aus den Wolken, welche bleiern und regenschwer vom Winde ostwärts getrieben wurden.

So erreichten die Männer den Bergesgipfel. Dort stand ein Wall von feuerzerfressenen Klippen, und Noah sah an den Spuren, welche das Wasser hinterlassen hatte, daß die große Fluth bis an den Rand des Walles gestiegen war, ihn aber nicht überschwemmt hatte.

Da drinnen gähnte ein Abgrund, dessen steile Wände sich in tiefer Dämmerung verloren. Aus dieser Tiefe kamen die Seufzer. Die Wanderer beugten sich über den Abgrund und sahen ein Etwas, das sich da unten bewegte.

---

*) Victor Rydberg ist einer der hervorragendsten und vielseitigsten Schriftsteller Schwedens. Seine Landsleute verehren in ihm den Dichter und den Gelehrten, und wenn über sein reformatorisches Wirken auf kirchlichem Gebiete die Urtheile je nach den verschiedenen Standpunkten verschieden ausfallen, so stimmen doch Anhänger und Gegner in der Anerkennung seines Charakters, der Lauterkeit seiner Gesinnung und der durchaus maßvollen Art und Weise seiner Polemik überein.

Im Jahre 1829 in Jönköping geboren, machte er daselbst die Schule durch, kam 1847 nach Vexiö auf das Gymnasium, mußte es aber schon nach einem Jahre wieder

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Himmel hatte sich mehr und mehr aufgehellt, und über ihren Häuptern zog die letzte Wolke dahin, den anderen folgend, welche sich über der Hochebene langsam in Regenschauern auflösten. Die Sonne schien auf die dunkle Wolkenwand im Osten und der Bogen des Ewigen zeigte sich am Himmel, und da Noah aufblickte und den Bogen sah, sprach er: „Sehet, das ist das Zeichen des Bundes zwischen dem Ewigen und uns!"

Die Sonne schien auch hinab in den Felsenabgrund, und ihre Strahlen zitterten, als hätten sie sich verirrt und wären erschrocken über das, was da in der Tiefe war. Sie beleuchteten den braungelben Rücken eines Riesengeiers, der mit seinen gelbgestreiften Fittigen eine Beute überschattete und peitschte und auf sie einhackte, wenn er nicht den langen, schlangengebogenen Hals mit bluttriefendem Federkragen emporstreckte, um Theile derselben zu verschlingen.

Als der Geier die Männer erblickte, flog er auf und umkreiste schreiend den Felsen. Da sahen Noah und seine Söhne eine Gestalt, gleich der eines Menschen, aber übermenschlich groß und schön. Sie lag mit zerfleischter Brust ausgestreckt zwischen den Klippen, von denen aus funkelnde Ketten, mit ungeheuren goldenen Nägeln befestigt, ihre Glieder umschlangen.

---

verlassen, um seinen Lebensunterhalt durch schriftstellerische Thätigkeit zu verdienen. Sobald es seine geringen Mittel erlaubten, ging er auf die Universität Lund, sah sich aber auch hier bald wieder genöthigt, auf Erwerb zu sinnen uud eine Stelle anzunehmen.

Während dieser Zeit warf er sich auf mathematische und astronomische Studien und berechnete die Bahn eines Kometen. Er dachte damals daran, Civil-Ingenieur zu werden. Als ihm aber 1855 A. Hedlund, Redacteur der Gothenburger Handelszeitung, eine feste Anstellung an diesem Blatt anbot, entschied er sich für die Schriftstellerlaufbahn und nahm seinen dauernden Wohnsitz in Gothenburg.

In rascher Aufeinanderfolge erschienen mehrere Novellen von ihm, 1859 der Roman „Der letzte Athenienser". (In das Deutsche übersetzt von E. J. Jonas, Leipzig 1875.) Ferner Kritiken, literarische und culturhistorische Aufsätze, Reiseskizzen, die Erzählungen von Petrus und Paulus, theologische, sociale und politische Abhandlungen.

Sein Buch „Die Lehre der Bibel über Christus", mit dem er sich an einem damals ausgebrochenen kirchlichen Streit betheiligte, wirkte Epoche machend. Wie sich in Rydberg der Dichter mit dem Denker und Forscher harmonisch vereinigt, zeigt am deutlichsten „Prometheus und Ahasverus".

Seit 1873, angeregt durch einen längeren Aufenthalt in Italien, wandte sich Rydberg der Poesie und Aesthetik wieder mehr zu. Seine „Römischen Sagen von den Aposteln Petrus und Paulus", seine kunstarchäologische und poetische Abhandlung über die „Melische Aphrodite" seine „Römischen Kaiser in Marmor" sind mustergültige Aufsätze nach Form und Inhalt, wie überhaupt seine Prosa in Schweden als klassisch hingestellt wird. Erwähnt sei noch, daß seine Uebersetzung des ersten Theil des Faust ein Meisterwerk seiner Art ist.

Vielfache Beweise der Anerkennung sind Rydberg, wie schon angedeutet, zu Theil geworden. Die beiden Universitäten Lund und Upsala haben ihn zum Ehrendoctor gemacht, und die Akademie der Wissenschaften hat ihn zu ihrem Mitglied ernannt. Gothenburg sandte ihn 1870—72 als Vertreter in den Reichstag, wo seine erste Rede der Erweiterung des Rechtes Andersgläubiger galt. Im Herbst 1886 ist er einem Rufe an die Universität zu Stockholm als Professor der Geschichte gefolgt.

Google

Da sagte Noah zu seinen Söhnen: Können wir ihn befreien? Aber aus der Tiefe ertönte eine Stimme: „Geht an Euer Tagewerk, Menschenhände lösen meine Ketten nicht!"

Noah sprach: „Können wir nichts thun zu Deinem Trost?" Die Stimme antwortete: „Verachtet den Gott der Zeit! Betet den Gott der Ewigkeit an!"

Noah und seine Söhne kehrten zu ihren Frauen zurück und erzählten, was sie gesehen und gehört hatten. Und Alle ahnten, daß die Zukunft, der ihre Nachkommen entgegen gingen, viele Leiden in sich bergen würde. Sie bauten einen Altar nahe der Stätte, wo der Bogen stand, und opferten Dankopfer für ihre Errettung und Bittopfer für ihre Nachkommen und Versöhnungsopfer für den Gefangenen im Abgrund.

* * *

Abends beim Sonnenuntergang frugen die Söhne und ihre Frauen den sagenreichen Alten, was er von dem Gequälten im Abgrund dächte. Noah antwortete: „Ich will etwas aus den Tagen unserer Vorväter erzählen, und mögen die Frauen dem aufmerksam lauschen; denn während die Männer jagen oder die Erde bebauen oder Geräthschaften anfertigen und Waffen schmieden, sind es die Frauen, welche den Kindern heilige Ueberlieferungen erzählen und von einem Geschlecht auf das andere vererben sollen.

„In der Urzeit stiegen viele Söhne des Ewigen hernieder auf die Erde, Seraphim und Cherubim, Götter über Zeitperioden und Himmelskörper. Viele lagerten sich auf dem Gipfel des Hermon, andere auf dem Olymp und unter denen war der Größte und Mächtigste der, welchen die Stimme aus der Felsschlucht den Gott der Zeit nannte. Sie verglichen ihre Kenntnisse, Schönheit und Kraft mit denen von Adams Söhnen und empfanden Uebermuth und Herrschergelüst und fielen ab von dem Ewigen. Der Gott der Zeit, der Throne auf vielen Weltkörpern inne hat, baute sich nun auch einen auf dem Olymp und machte sich zum Herrn über alle Völker. Und er und seine Seraphim und Cherubim fanden Wohlgefallen an den Töchtern der Menschen, und aus ihrer Umarmung wurde ein Geschlecht geboren, die Vorweltlichen, die Titanen, welche die Völker in Sclavenketten schlugen und die Erde mit Unrecht erfüllten.

„Aber der Gott der Zeit sagte zu den Titanen: „Meine Gnade will die Menschen von dem Gesetz des Ewigen befreien, denn es ist ein peinigendes Gesetz und kann niemals vollkommen von ihnen erfüllt werden. Macht deshalb das Joch ihrer Schultern schwerer, so daß sie ihre Gedanken nie mehr von ihrer Sclavenarbeit losmachen können, damit sie das Gesetz des Ewigen, das sie in ihrem Geiste haben, vergessen mögen, um meines eigenen Gesetzes willen, das ihnen von außen her entgegen gebracht wird und ihnen Gehorsam auferlegt, sie aber von Verantwortung befreit und ihnen erlaubt, dem Gebot der Lust ihres Fleisches zu folgen! Und löscht das Feuer auf ihren Herden aus, damit ihr unruhiger Geist des Glückes der Thiere theilhaftig werde, die auch ohne mein Feuer gedeihen; denn das Licht, das Sonne, Mond und Sterne geben, ist für sie genug, und die Wärme, welche die Felle der Thiere ihnen geben, ist für sie genug, aber alle andere Wärme und alles andere Licht soll in dem Besitz der Gewaltigen sein und ihnen dienen."

„Da wurde das Feuer auf allen Herden ausgelöscht, und die Menschen litten viel und vergaßen in ihrem Sclaventhum den Ewigen und das Bild und das Gesetz des Ewigen, das in ihnen ist. Ihr Antlitz verlor seine Schönheit, ihre Blicke wurden

Google

scheu, die Rücken krumm, die Gedanken stumpf und ihr Gemüth hinterlistig unter dem zu schweren Joch.

„Da war unter den Titanen ein Einziger, der darüber trauerte, daß das Schöne, Offene und Freie unter den Menschen verschwinden sollte. Er erbarmte sich ihrer, und das Mitleid schärfte sein Erkenntnißvermögen, so daß er die Stimme des Ewigen in sich hören konnte, welche sagte, die Menschen sollten Schönheit und Freiheit wieder bekommen und sollten erweckt werden, dem Gesetz in ihrem Geist von Neuem zu lauschen.

„Eines Tages, als der Zeitengott mit seinen Gewaltigen fort war, um seine Macht in anderen Welträumen zu befestigen, holte der mitleidige Titan Feuer für die Menschen vom Olymp herab, und sie verbreiteten mit Freuden das Feuer von Herd zu Herd, und Eltern und Kinder fanden sich zusammen an der Feuerstätte, und die heiligen Erzählungen von ihrem göttlichen Ursprung erwachten auf ihren Lippen, und sie gedachten der Zukunft und besaiteten ihre Harfen und sangen vom Paradies, das verloren ist, und vom Paradies, das wieder gewonnen werden kann.

„Der Zeitengott aber und seine Gewaltigen, da ihnen die That des barmherzigen Titanen kund ward, ergrimmten und nannten ihn einen Verräther und wollten ihn umbringen. Der Titan rief das Menschengeschlecht zum Kampf an seine Seite, aber dessen Furcht war groß. Und als der Zeitengott den Menschen versprach, sie sollten das Feuer behalten, verriethen sie, wo ihr Freund sich in den Bergen verbarg, um Waffen der Stärke für die Schwachen zu schmieden, und er wurde von den anderen Titanen überwältigt und mit diamantnen Ketten in einem Felsenabgrund angeschmiedet, um die größten Qualen zu erleiden.

„Aber vernichten konnten sie ihn nicht. Sein unbeugsamer Trotz störte sie in ihrer Freude und dem Zeitengott erschien seine Macht im Weltenraum wenig befriedigend, da er nicht vermochte, den Geist eines einzigen trotzenden Wesens zu bezwingen. Die Seufzer des Gepeinigten verbreiteten sich in der Luft, welche die Menschen athmeten und flößten ihnen Sehnsucht nach der Freiheit ein. Da verließen die Gewaltigen den Olymp und den Hermon, um nicht hören zu müssen, wie er sie verhöhnte.

„Aber von den Himmelskörpern aus wollen sie uns von Neuem beherrschen und unterjochen. Und es wird ihnen gelingen, wenn wir das Gesetz des Ewigen, das in uns ist, vergessen. Mögen unsere Nachkommen das wissen!"

* * *

So erzählte der sagenreiche Noah und die Erzählung lebte nach ihm fort.

Sems Söhne erinnerten sich lange des Unrechts, welches die Gewaltigen der Vorzeit unser Geschlecht erleiden ließen, und die Propheten der Hebräer bewahrten die Erinnerung daran in ihren heiligen Büchern mit räthselhaften, aber sinnreichen Worten.

Japhets hellenische Nachkommen nannten den Zeitenbeherrscher Zeus. Den mitleidigen Titanen aber nannten sie Prometheus. Und obwohl sie wußten, daß Zeus, der Beherrscher der Zeit, selbst ein Sohn der Zeit ist, beteten sie ihn an. Doch wurden sie durch den Gedanken beunruhigt, daß Prometheus, der Menschenfreund, beständig gemartert werde, und glaubten deshalb gern, daß Herakles in den Abgrund gestiegen sei und seine Ketten zerbrochen habe. Aber Prometheus ist bis auf den heutigen Tag noch gefesselt.

Die Schaaren, welche die Völkerwanderung über den Kaukasus getrieben hat, haben seine Seufzer gehört. Es hören sie die Heere Rußlands bei ihrem Vordringen gegen Kolchis.

Google

Und die Seufzer steigen über den Elbrus empor und schmelzen wunderbar zusammen mit dem Geräusch des Volkslebens und mischen Wehmuth in die Winde, in das Farbenspiel des Himmels, und vor Allem, wenn der Tag stirbt, in den Schein des Abendrothes.

Eine alte Sage verkündet, daß der Titan durch eine einzige Bitte an Zeus von seinen Ketten frei werden und alle Macht und Herrlichkeit der Erde gewinnen könnte. Aber wehe unserem Geschlecht, wenn diese Bitte über seine Lippen käme!

Wenn Prometheus das Gesetz in seinem Innern verneint und sich unter Zeus' Gesetz beugt, dann steht der Titan als Antichrist auf und die letzte Zeit der Welt ist gekommen.

Einen giebt es, der ruhelos wandert und auf die letzte Zeit wartet und seiner Erlösung darin entgegen sieht. Obgleich noch immer getäuscht, wartet er Tag für Tag, Jahrhunderte hindurch mit verzweifelter Geduld. Er ist auch der einzige Sterbliche, der den Weg in die Höhle des Titanen findet und sich zuweilen dort zeigt. Das ist der alte Wandersmann von Jerusalem, Ahasverus.

Jüngst kam er nach dem Elbrus, südlich von den Gebieten der Kurden und Georgier. Wo er ging, verstummten die Vögel, schlossen die Blumen ihre Kelche, fühlten warme Herzen sich erkalten, und kalte Menschenherzen Lust, andere zu quälen.

Gegen Abend stand er am Fuß des Kaukasus und ging weiter durch die Wälder von hundertjährigen Eichen, Ahorn und Eschen, welche den untersten Abhang des Berges beschatteten. Die Sonne war längst untergegangen, als er unter den Fichten und Tannen der höheren Bergvorsprünge wanderte, und die Nacht war hereingebrochen, als er durch das Reich der Zwergbirken stieg, dem eisbedeckten Gipfel des Elbrus zu.

Als er ihn erreicht hatte, schien der Mond schon von Westen her auf die Trümmer der Arche, die aus dem Gletschereis aufstiegen. Dort blieb er stehen und sah sich um.

Das Gesetz des Gewissens findet keinen Raum in seiner Brust und wirkt deshalb gleichsam von außen auf ihn ein und ruft ein blutendes Gespenst hervor, das ihn verfolgt und ihm zuruft: Geh!

Aber dieses Gespenst sah er jetzt nicht. Er konnte aufathmen. Gestützt auf eine, aus einer Riesenesche gebildete mächtige Rippe der Arche stand er da und sah düster zu den Sternen auf, die seine hohlen Blicke mit einem ängstlichen Schein über sein versteinertes und verwittertes Antlitz beantworteten, über ein Antlitz, dem sclavische Unterwürfigkeit, unvertilgbare Selbstgerechtigkeit und reuelose Qual aufgeprägt waren.

Er ging weiter bis zur obersten Spitze und kletterte in den Abgrund hinab zu Prometheus, auf einem Weg, der des Fußes der Gemse spottete, aber dem seinen nicht zu steil schien.

Das Sternenlicht zitterte auf der Stirn des Titanen, die mild und schwärmerisch war. Des Nachts träumt er halbwach schöne Träume und schaut in sich das Leben der Geschichte, aber auf seine Weise, gefärbt vom Schimmer unsterblicher Hoffnung. Die Stunden der Nacht hatten die Wunden geheilt, die der Geier gerissen hatte, und nur einige Blutstropfen verriethen, was er litt.

Ahasverus stand neben ihm, und die Blicke der beiden begegneten sich.

* * *

Google

Prometheus.
Hab Dank, Du steigst in's Thal der Schmerzen wieder
Zu dem verlassen Leidenden hernieder.

Ahasverus.
Nein, danke nicht, ich komme dieses Mal
Nur um zu lindern meine eigne Qual.
Ich hoffe kurze Ruhe hier zu finden
Bei Dir, den ich das gleiche grimme Weh
Wie mich Jahrhunderte nun tragen seh:
So eitler Trost nur kann uns Zwei verbinden.

Prometheus.
O könnt ich, Dir zu helfen, Mittel finden!

Ahasverus.
Ein Jeder trage seine eigne Last
Und suche für sich selbst nur Trost und Rast.

Prometheus.
Verachtend Zeus, der mich in Ketten schlug,
Find ich in meinem Recht des Trost's genug.

Ahasverus.
Auch dieser Trost ist inhaltslos und leer,
Denn Recht hat nur die Macht rings um uns her.
Wie aber konnt' ich je mich unterwinden
Auf Ruh zu hoffen? Nimmer werd ich Ruh
Für die gejagte Seele wiederfinden
Vor einem Räthsel, schauervoll wie Du. —
Ich bin vom Herrn verdammt in Ewigkeit,
Er giebt, wie es ihn gut dünkt, Schand und Lohn —
Du könntest Dich befrei'n von allem Leid,
Sprich eine Bitte nur vor Jovis Thron;
Es lauscht die Welt, Dein Mund schweigt trotzig still,
Ob auch Jahrhunderte vorüber jagen,
Du trotzest Zeus, der Deine Rettung will!
Demüth'ge Dich, die Bitte nur zu sagen,
Dann bist Du, Sohn des Zorns, der Gnade Sohn.

Prometheus.
Ich fleh' um Kraft, die Ketten stolz zu tragen.

Ahasverus.
Geschlossen hält sie nur Dein eigner Hohn.
Des Schwachen Trotz wird Thorheit oder Schuld.

Prometheus.
Du freilich beugst der Macht Dich in Geduld.

Ahasverus.
Herrscht nicht die Macht, wohin ich mich auch wende,
In jeder Zeit, in jeglicher Gestalt?

Prometheus.
Ja wohl, in Deiner Welt hat Zeus Gewalt,
Doch an der Grenze meiner ist ihr Ende.

Ahasverus.
Dein Ich ist Deine Welt, es schmäht und höhnt.

Prometheus.
Ein heiliges Gebot ist's, das ertönt.

Ahasverus.
Jetzt schläft der Geier — wird er sich erheben,
Und bohrt er dann in dieses Ich die Klauen,
Dann will es sterben.

Prometheus.
Nein, dann will es leben
Und Zeus soll es zur eignen Schande schauen.

Ahasverus.
Der Tag, der nieder steigt in dieses Thal,
Erblickt mit Abscheu Dich und zieht von dannen,
Und eilt zu Zeus, als Zeuge Deiner Qual.

Prometheus.
Er trägt mein Blut empor in seinen Saal
Und wirft's in's Angesicht dem Welttyrannen.

Ahasverus.
Zerreißt der Geierdämon Deine Glieder,
Dann steigen Deine Seufzer dumpf empor,
Die Sonne zieht den Wolkenschleier vor,
Blickt auf den Gottesläst'rer nicht hernieder.
Der Wintersturm wagt hier nicht zu verweilen,
Er muß mit finstrer Stirn vorüber eilen,
Wenn auf Befehl der Macht er hierher kam,
Zu geißeln Dein Gestöhn mit Hagelschauern.
Und wenn Erdbeben dieses Thales Mauern
Erschüttern, flammt empor vor Schreck und Scham
Das Feuer aus der Erde dunklem Schooß
Und stürzt mit Flammenspeeren auf Dich los.

Prometheus.
Hör auf, die kurze Ruhe stör' mir nicht!
Willst Du von meinen Plagen mir erzählen,
Die mich mit einer Feuersprache quälen,

Google

Wie sie allein Hephästus' Mund noch spricht?
Ich kenne sie, weiß, was sie auferlegen,
Und halte dennoch stolz die Brust entgegen,
Mit Schauertönen müssen sie's bekennen,
Den Gott, der sie gesandt, den Schnöden nennen.

Ahasverus.

Dann leide ewig in dem Felsenthal,
Den lauernden Dämonen rings zum Spott,
Gottloser Thor, mit Recht verdammt zur Qual.

Prometheus.

Verachtung trifft nur den gottlosen Gott.

Ahasverus.

Wer ist denn Deiner?

Prometheus.

Hier in dieser Brust
Da spricht der Gott der Ewigkeit.

Ahasverus.

Da tönt
Das list'ge Echo Deiner eignen Lust.

Prometheus.

Nein, diese Stimme räth, erwärmt, versöhnt.

Ahasverus.

Sag an, was aus dem Echo wiederhallt?

Prometheus.

Das, was es sagen wird in jeder Zeit:
Sei, Leidenden zu helfen, stets bereit
Und beug Dich nie der Macht und der Gewalt.

Ahasverus.

Zeus', Adonai's Stimme ist's, von Allen
Gehört, verehrt in wechselnder Gestalt.

Prometheus.

Du warst sein Günstling doch, eh Du gefallen,
Wie noch sein Sclav.

Ahasverus.

Nur Einer der Geringsten.

Prometheus.

Wann fielst Du denn in Adonai's Gunst?

Ahasverus.

Als Jesus ging den Weg nach Golgatha.

Prometheus.

Gewährt Dir die Erzählung ein'gen Trost,
Dann lausch ich Deinen Worten, bis die Sterne
Hin über Elbrus ziehn, von Herzen gerne.

Ahasverus.

(Sieht sich um und da er nirgends die Erscheinung des Messias erblickt, setzt er sich auf einen Felsen neben den Titanen, versinkt schweigend in seine Erinnerungen und beginnt alsdann.)

Mein Vater war ein jüdischer Rabbiner,
Ein schriftgelehrter Mann von stolzem Sinn;
Stolz waren alle jene Tempeldiener,
Doch er der stolzeste im Sanhedrin.
Allein zu vornehm nicht, um treu zu pflegen
Das Handwerk, das den Vätern brachte Segen.
Ich setzt' es fort und erbte später auch
Sein Richteramt, nach unsrer Väter Brauch.
Viel Hunderte von Sclaven waren mein,
Die Byssosschuh für Fürstenkinder machten,
Sandalen, perlbestreute, groß und klein,
Die kostbar zierten königliche Trachten.
Die Sohlen von Tiberius' Legionen,
Mit denen sie zertraten Feld und Land,
Vernichtung brachten Reichen, Königsthronen,
Sie stammten all' aus meiner Sclaven Hand.
Und jeder Söldnerschuh trug meine Zeichen,
Ich ließ ihn reich mit Löwenbronze schmücken;
So schritt er über ungezählte Leichen,
Die Völker unter Romas Joch zu drücken.
Hat Lorbeern auch das Handwerk nie gebracht,
War ich doch stolz, des Römers Fuß zu schmücken,
Und stets bereit, vor dieser größten Macht
Mich, wie vor meinem Herrn und Gott, zu bücken.
Das Handwerk gab mir Gold, unendlich reich,
Dünkt ich des Orients Königen mich gleich.
Und bei Pilatus' üppig reichen Festen,
Zählt ich, der Enkel Davids, zu den Gästen.
Auf Purpurkissen trank ich bei dem Mahl
Falerner Wein aus silbernem Pokal.
Und stolz auf meinen weißen Rathstalar,
Der königlich in reichem Faltenspiel
Von meinen breiten Schultern niederfiel,
Wußt ich, daß ich der Frauen Liebling war.
Wie viele Blicke strahlten allerwegen
Von Fenstern und Altanen mir entgegen,
Wenn ich im Mantel kam, mit Purpurrand
Und Diamantenspangen reich geschmückt,

Google

Die goldne Binde auf die Stirn gedrückt
Und die Gesetzesrolle in der Hand.
So ging ich glücklich meinen Weg dahin,
Ich dankte Gott demüthig auf den Knien,
Für all den Reichthum, den er mir gegeben,
Für die Gelehrsamkeit, den Rang im Leben.
Zum Psalter sang ich Morgens fromme Lieder,
Wie Gott uns über das Verdienst beglückt,
Fromm legt ich Gaben auf dem Altar nieder,
Die Stirne bis zur Erde tief gebückt.
Und schritt ich durch die Menschenmenge hin,
Dann blickt ich nieder mit demüth'gem Sinn.
Doch schaut ich um mich, was erblickt ich da?
In hunderten von Augen, fern und nah,
Da las ich: Wie Bewund'rung weit und breit,
So auch erregt ich Furcht und Haß und Neid. —
In Furcht und in Bewund'rung liegt auf Erden
Das Hochgefühl, das uns die Macht verleiht;
Wenn Du zu hoch stehst, um berührt zu werden,
Bestrafst Du mit Verachtung Haß und Neid.
So wie die Sonne geht in Glanz und Ehre,
Geht der einher, dem Gott der Herr ist hold,
Und wie des Mondes Sichel wächst, die hehre,
Wächst unter Gottes Hand des Frommen Gold.
Mir ward's zu Theil — Du weißt, wie sich's gewandt,
Die Sonne brannte aus, der Mond verschwand!
Man sagt, der Galiläer hat's gewollt.
Ich hab sein Todesurtheil mit gesprochen,
Das schlechte Reis von Jakob's Stamm gebrochen.
Du weißt, der Weg zum Tode führte ihn
Vorbei an meiner Thür, ich sah ihn ziehn,
Ihn, der sein „Wehe" Männern ird'scher Macht
Und Schriftgelehrten zurief — und den Armen,
Den Sclaven — selbst ein Sclave — das Erbarmen
Des Herren und das Himmelreich gebracht.
Da flammt ich auf in jähem Zornesroth
Und rief: Elender, geh in Deinen Tod!
Und da erscholl's — Du weißt es — aus der Erde
Und von dem Himmel: „Ahasverus, werde
Ein Wandrer, ruhlos bis zum späten Tod!"
Seitdem bin ich gewandert hin und her,
Durch wessen Schuld? Ich forsche längst nicht mehr,
Ob sein', ob meine, will ich nicht mehr fragen,
Genug, ich habe meine Last zu tragen,
Wie dunkel auch des Herren Weg mag sein,
Wie man des Lebens Räthsel mag zerlegen,
Am Glück erkennt man immer Gottes Segen,
Die Zeichen seines Zorns sind Qual und Pein.

Prometheus.

Beklagenswerther Wandrer, stets auf's Neue
Belohnt Dein Gott mit Undank Deine Treue.

Ahasverus.

Das geht, Du eitler Tadler, Dich nichts an,
Vergeude Deine Worte nicht daran.
Denn Macht bleibt Recht, sie thut, wie's ihr beliebt,
Gott selbst bleibt frei, wenn er Gesetze giebt.
Man sagt, ich sei das Opfer einer List;
Als Gottes Sohn herabgekommen ist,
Barg er in Armuth seine Gottespracht;
Und als den Schwachen ich an's Kreuz gebracht,
Vergriff Unsel'ger ich mich an der Macht.
So hieß es einst, so hört' man's jetzt noch sagen,
Mir aber scheint dies Märchen wunderlich,
Denn wär' ich selbst als Opfer zu beklagen,
Ist es der Nazarener so wie ich.
Wohin mich auch die müden Füße tragen,
Da seh' ich rings auf Wegen und auf Stegen,
Auf Straßen, in den Häusern, allerwegen
An Tausende von Kreuzen ihn geschlagen.
In jedem Dorf hat er sein Golgatha,
Hoch über Städten und Palästen sah
Ich jene Schädelstätte aufgebaut,
Von der herab das Kreuz, weit blinkend, schaut. —
Ein neues Golgatha, wohin ich gehe! —

Google

Mag man ihm auch mit hohen Säulenreihen,
Mit Bogen und Arkaden Schmuck verleihen,
Ich weiß genugsam, was ich vor mir sehe.
Da drinnen Orgelbraus und Liederhall,
Und von den hohen Thürmen Glockenschall,
Doch drüber, hoch am Kreuz, in Sonnenstrahlen
Krümmt er sich stumm in seinen bittren Qualen.
Da drinnen singt man wohl zu seinem Preise,
Man glaubt, er habe Macht, darum die Ehre,
Doch weiter geht die Welt in alter Weise,
Straft unversöhnlich Lügen seine Lehre. —
Du weißt, was er mit seinen Jüngern lehrte,
Rebellen, so wie er — es steh' geschrieben,
Wie Brüder sollten wir einander lieben,
Damit uns Gott das Himmelreich bescheerte, —
Doch scheint's, die Bruderliebe liegt im Schlaf,
Wie früher sind die Menschen Herr und Sclav.
Denn: Heil dem Starken, doch dem Schwachen Wehe
Ist immer noch Gesetz, wohin ich sehe,
Und Keiner treibt die Welt aus ihrer Bahn,
Nicht er, nicht Du, gefesselter Titan!
Gott offenbaret sich in allem Sein,
Was *sollte sein* ist Euer eitles Streben,
Die Sternenschaar beherrscht nur er allein,
Ihr müßt in Euren Hirngespinnsten leben.

Prometheus.

Ja, Zeus beherrscht noch dieses Sterngewimmel,
Allein es giebt auch einen andern Himmel,
Da wandern schön're Sterne weit und breit;
Und was die Deinen Hirngespinnste schelten,
Sternschnuppen sind's aus jenen lichten Welten,
Verkündend ihre Strahlenherrlichkeit.
Wenn sie in edle Seelen niederschweben,
Dann wecken sie den heil'gen Gotteszug
Zum Kampf mit dieser Welt voll List und Trug,
Der Welt, wo Herren nur und Sclaven leben.
Ja, gegen Trug und List und falschen Schein,
Da wird gekämpft für das, was *sollte sein*;
Bin ich in schnöde Fesseln auch geschlagen,
Sind frei die Schaaren, die mein Banner tragen.
Wohl muß es Starke, muß es Schwache geben,
Doch Keiner soll in schnöder Knechtschaft leben.
Ich steh im Geist an Hellas' fernem Strand
Und seh die blauen Wellen glitzernd schmeicheln
Dem Ufer, seinem silberweißen Sand,
Und ihn mit zarten weichen Händen streicheln,
Mit schimmernden, durchsichtig wie Krystall.
Und Jünglinge und Knaben sah ich gehen
Und einen Kleinen ernst, bedenklich stehen,
Ob er sich wage in den Wogenschwall.
Da kommt sein Freund, ein Jüngling, rasch gegangen,
Schwimmt kühn mit ihm in's Tiefe und zurück,
Und sieht mit Lust das Kind in vollem Glück
Von neuem in den Wellentanz verlangen.
So soll der Starke überall den Schwachen
Auf seinen Schultern tragen und bewachen
Und stählen ihm den rechten Mannesmuth;
Ihm treu und redlich opfern seine Kräfte,
So wie die Mutterbrust giebt ihre Säfte,
Und wie der Pelikan sein Herzensblut.
Sahst Du auf Deinen Fahrten nicht mit Bangen,
Wie *ist* und *sollte sein* im Kampfe liegen?
Und scheint das Gute jetzt nicht *mehr* zu siegen,
Als da, wo Du zu wandern angefangen?
Ich höre in der Luft die Schwerter klingen,
Die meine Streiter schon erhoben haben,
Und in die Erde Spatenstiche dringen,
Der Tyrannei ihr finstres Grab zu graben.
Ich höre durch die Nacht Gebete tönen,
Was ist es, das die Mütter ihren Söhnen
Vom Himmel fromm erflehn in Glaubensmuth?
Sie bitten nicht: „Laß ihnen Alles glücken,
Gieb ihnen Macht zu knechten, zu bedrücken;"

Google

Sie bitten: Mach sie stark im Kampf und gut.
So ziehn Gebete aus, ein neues Heer
An jedem Tag, verstärkend meine Reihen;
Es naht mit lilienumwundnem Speer
Und weißer Fahne, sie zum Kampf zu feien.
Und Dichtergeist und Sängerschwärmerei,
Der starke Feind von aller Tyrannei,
Erweckt den Harfner zu dem hohen Lied,
In dem die Schaar an uns vorüberzieht
Aus jenem Paradies, das sollte sein,
Und das er ahnend sah im Himmelsschein.
Es sieht mein Geist im Kreise meiner Helden
Den edlen Sänger mit der Harfe stehen
Und an der Spitze meines Heeres gehen,
Gält es den Kampf mit tausend Deiner Welten.
Er weckt Begeist'rung in des Tages Qualm,
Und ist am Abend meine Schaar geschlagen,
Stählt er den Muth durch seinen Morgenpsalm
Zu künft'gen Siegen und zu bessren Tagen.
Ich höre ihn des Helden Kampf besingen,
Der seinem Schicksal blutend unterliegt,
Dem Tausende das Todtenopfer bringen,
Ihm, der die Herzen noch im Tod besiegt.
Wir Alle lieben ihn, der kühn sein Leben
Im Streite gegen Zeus dahin gegeben,
Er lebt für uns, verschlang ihn auch das Grab,
Und schaudernd wenden wir von Zeus uns ab.
Doch nicht der Held allein empfängt den Kranz,
Nein, auch die Schwäche, ist sie süß und hold,
Leiht seiner Farbentöne zitternd Gold
Der Frauenblüthe nicht erhöhten Glanz?
Entzückt uns nicht die kleine Kinderhand,
Wenn sie des Vaters braune Wange streichelt?
Blüht lieblich nicht an muntern Baches Rand
Die Blume, der das Frühlingslüftchen schmeichelt?
Ja, göttergroß wird selbst das Herz verklärt,
Das liebend in Entsagung sich bewährt.
Von Lieb und Treu erklingen seine Lieder
Und spiegeln alles Schöne leuchtend wieder.
Das Reich der Macht geht seinem Fall entgegen,
Die Sänger rütteln d'ran kühn und verwegen,
Bekämpfen unerschrocken bis zum Tod
Der kalten Selbstsucht ehernes Gebot
Und pflegen in dem milden Reich der Töne
Das Zarte, daß die Welt es nicht verhöhne.
Und wie der Dichter für mich kämpft als Held,
So schafft der Künstler mit an meiner Welt,
Er baut in Marmor meine Menschenlehre,
Giebt nicht den Ruhm der Schönheit und die Ehre
Dem Giebelbild und Fries nur, die getragen
Von Säulenreihen, stolz zum Himmel ragen,
Er leiht die Schönheit denen auch, die tragen,
Und einer Welt, in welcher wilde Horden
Um Macht sich streiten, ruhelos wie sie,
Verkündigt er in Farben und Accorden
Mein Sehnen nach der Himmelsharmonie,
Nach welcher durch ein thatenreiches Leben
Die Edelsten der Menschheit rastlos streben.
Wie Venus aus dem Marmor, soll auf Erden
Aus warmem Fühlen und aus reinem Denken
Ein besseres Geschlecht geschaffen werden.
Und sieh, die Kunst will uns das Vorbild schenken:
Das Mädchen naht in Hebes Jugendglanze,
Der schlanke Knabe steht vor uns als Eros,
Sie adelt jeden Mann zu einem Heros
Und Schönheit, Schönheit überstrahlt das Ganze.
Dem Künstler und dem Dichter treu zur Seite
Seh ich den Denker in dem großen Streite;
Das Feuer, das ich einst herab gebracht
Vom neidischen Olymp dem Menschenstamme,
An ihm entzündet seiner Fackel Flamme
Der Forscher, trägt durch Nebel sie und Nacht.
Wohin er kommt, fliehn aus dem Altarrauch
Die falschen Götter wie Gespensterhauch;
Sie waren Blendwerk nur in heilger Tracht.
Und wie er kühn die Seelen frei gemacht,
So holt er aus der Berge dunklem Schacht
Kabiren, ein Geschlecht voll Kraft, herbei;

Google

Das duldet ohne Scham die Sclaverei,
Damit die Menschheit endlich werde frei;
Und aus metallnen Lungen Feuer sprühend,
Am harten Tagewerk sich rastlos mühend,
Schafft es zum Denken und zum Schwärmen Zeit
Für den Beruf, zu dem der Mensch geweiht,
Denn so nur kann er jener Welt sich nahen,
Die selbst der Götter Augen niemals sahen,
Und die in ihrer ganzen Herrlichkeit
Ich längst schon ahne über Raum und Zeit.

Blick um Dich, überall wird Zeus verneint,
Glaubst Du an seine liebeleere Macht,
Wenn Dir ein Kinderauge strahlend lacht?
Und wenn die Liebe Glückliche vereint,
Was kümmert die der Streit um Rang und Macht?
Sie sagen sich, ihr Leben soll auf Erden
Ein reines, heil'ges Liebesopfer werden.
Der Krieger, der sich beim Trompetenschall
Des Feindes Uebermacht entgegen stellt,
Zu schützen seiner Väter Burg und Wall,
Verneinet Zeus, die Selbstsucht in der Welt.
Es ahnt der Greis mit neuem Kindersinn
Ein kommendes Mysterium, still im Innern
Knüpft er es an der Kindheit süß Erinnern,
Ihm schwindet mehr und mehr die Welt dahin.
Und selbst der Tod mit seinen tiefen Fragen,
Die Scheiterhaufen aus vergangnen Tagen,
Die frommen Lieder und der Kränze Pracht
Verneinen den Tyrannen und die Macht.

Ahasverus.

Nun bin ich's müde, länger noch zu lauschen
Dem, was Ihr singt und was Ihr ahnet all,
Der Schlachtruf gleicht der Hirtenpfeife Schall
Bei des Orkanes tosend wildem Rauschen,
Und sängen Eure Sänger Tage lang,
Die Welt geht doch zerschmetternd ihren Gang;
Nicht haarbreit treibt des Denkenden Gedanke
Das Weltsystem aus seiner festen Schranke.
Drum besser wär es, wolltest Du entsagen,
Statt Trotz und Uebermuth zur Schau zu tragen.
Wohl herrscht der Streit, allein der Gott der Macht
Wird angebetet, wo ich auch mag wandern,
Die Losung heißt: nimm Deine Haut in Acht,
Wenn Du nicht nehmen kannst die Haut den Andern,
Das ist die Beute, um die alle streiten;
Dir Tollkopf kann ich die Versich'rung geben:
Noch heute rast der Kampf um Macht und Leben
Und rasen wird er fort durch alle Zeiten.
Ich sah deu Wald — wie friedlich schien es hier,
Wie fern des Lebens stürmende Begier,
Wo Bäume träumend sich an Bäume reihten.
Doch träumen nicht die Heuchler, nein, sie quälen
Einander mit den Wurzeln ohne Schonen,
Und leise suchen sie mit ihren Kronen
Der Sonne Gold einander weg zu stehlen,
Die Dichter rühmen das Vergißmeinnicht
Und sehen nicht, wie es die Treue bricht,
Wenn wuchernd es am Boden weiter schleicht,
Bis es des Nachbars Scholle still erreicht,
Und ihn, den es oft zärtlich angeblickt,
In seinem Netz erbarmungslos erstickt.
Im heuchlerischen Schein von tiefem Frieden
Verbirgt sich still ein ew'ger Streit hienieden;
Was allen Wesen als Gesetz gegeben,
Das Gleiche auch beherrscht das Menschenleben:
Hier kämpft man offen, dort im Hinterhalt,
Und niemals, niemals endet das auf Erden,
Man wird zum Tiger, kämpft man mit Gewalt
Und zum Vergißmeinnicht im Frieden werden.
Heer gegen Heer und Mann kämpft gegen Mann,
Der Schwache wird ein Sclave oder fällt,
Die blinden Völker würgen sich, und dann
Verwandelt sich zum Riesengrab die Welt.
Wohin verschwand das Volk der Pyramiden?
Wohin verschwand das Volk des Pantheon?
Ich stand noch bei dem letzten der Gepiden,
Wie stolz fiel er, des Stammes letzter Sohn!
Des Schwarzen Zelt zerfällt am Nigerstrand,

Google

Der Menschenjäger warf hinein den Brand.
Ich sah die Karawan im Nubierland
Bei Geißelhieben, eisenfest geschlossen,
Durchziehn den glühend heißen Wüstensand.
Und bald ist auch der letzte Pfeil verschossen
Vom letzten Wilden in dem fernsten Land.
Tasmaniens Stamm vermodert lange schon,
Demselben Loos erliegt Australiens Sohn,
Wenn aus der Hand zum letzten Male
sprang,
Weit kreisend in der Luft, sein Bumarang.
Was aber ist das große Völkermorden,
Vergleich ich's mit des Kampfes bittrer
Qual,
Der in den Staaten ist entfesselt worden,
Mit dem Gesetz als Wehr und blankem
Stahl?
Hier wird gekämpft mit tückisch wildem Hasse,
Stand tritt auf Stand und Klasse drückt
auf Klasse,
Und wer sich nicht zum Herrn der Andern
macht,
Wird überwunden und zum Fall gebracht.
Und Tyrannei mit des Gesetzes Schein,
Heißt Recht und wird es immerdar auch
sein.
Der Römer stieß die Sclaven ohn' Erbarmen
In seine Teiche, um den Mittagsgästen
Die größten seiner Karpfen fett zu mästen.
Die Braut des Knechts die erste Nacht um-
armen
Sah ich den Burgherrn, weil es Rechtens sei,
Und ist dies auch nun lange schon vorbei,
Gesetz und Sitten wechseln mit der Zeit,
So seh' ich doch nur immer neues Leid
In einer neuen Form von Sclaverei.
Denn die Kabiren, die, aus tiefem Schlaf
Erweckt, den Menschen helfen, dienen sollen,
Sie scheinen grollend rächen sich zu wollen,
Die Menschheit wurde dieser Sclaven Sclav.
Dort auf den Feldern, wo die Lerchen singen,
Verstummt das Saitenspiel und Menschen-
lied,
Und aller Segen, den die Ernten bringen,
Vorüber an des Schnitters Hütte zieht.
Sein elend Obdach wird zuletzt zu klein,
Er schickt sein Kind fort aus dem Sonnen-
schein,

Daß es im Netz der dunklen Gassen lebt,
An dem des Handwerks Riesenspinne webt.
Ich sah im Belgier-, sah im Britenland
Das düstre Thier so Netz auf Netze spinnen,
Und jedes Netz wird eine Stadt genannt,
Doch keine sah den Hügel ich gewinnen,
Um knabenfroh im Aetherblau zu baden,
Von Sonnenstrahlen lächelnd eingeladen,
Hoch auf dem Berg der Tempel stolze
Zinnen,
Der Schmuck der Propyläen und Arkaden.
Nein, über diesen Städten wölbt sich immer
Ein Trauerhimmel und ein Dach von Rauch,
Kaum drängt sich durch ein blasser Sonnen-
schimmer
Bis in die Kellerräume, die der Hauch
Des Elends und des Lasters dumpf erfüllt,
Das früh dem Kind der Armuth wird enthüllt.
Hier wächst die reichste Ernte für den Tod,
Der zum Befreier wird aus tiefster Noth;
Er hebt die zarten Kleinen voll Erbarmen
Aus kranker Mütter, aus des Elends Armen.
Doch überall die eine Wahrheit nur:
Den Lebenskeim verschleudert die Natur;
Und ist die Menschheit dazu ausersehen,
Verzweifelt in den Hades einzugehen,
Kirchhöfe anzufüll'n mit zarten Leichen,
Was thut's? Was schadet's Gott, dem ewig
Reichen?
Das Zwerggeschlecht wächst immer neu empor,
Das sich aus Kellerräumen wälzt hervor.
So ist es. Schrecklich nennst Du diese
Welt,
Rufst einen andern Gott in Deiner Noth,
Ich kann nicht sagen, daß sie mir gefällt,
Doch beug' ich mich vor ihrem Machtgebot.
Ist auch die Welt nicht, wie sie *sollte* sein,
Die beste, die besteht, bleibt sie allein,
Nie wird es Dir und Deiner Schaar gelingen,
Noch eine bessre je hervor zu bringen.
Wenn Schwärmer wie Prometheus in die
Hand
Der Unterjochten einst die Waffen drücken,
Kann wohl der Sieg auch dieses Spiel be-
glücken,
Doch Schein und Irrthum ist sein Unterpfand.
Die Macht wird unbeirrt ihr Recht behalten
In neuer Form, in wechselnden Gestalten,

Google

Und Eins, Du Thor, bedenke: Deine Lehre,
Die jetzt der Sänger preist als rein und gut,
Verliert in seinen Augen Glanz und Ehre,
Wenn sie besudelt wird mit Schmutz und Blut.
Ich bin wie Du, ein Opfer jener Macht,
Doch lernt ich, dem Gesetz mich willig fügen,
Drum seh ich Milde in den strengen Zügen
Und Licht in dieses Elends dunkler Nacht.
Ich sehe Gold im Schacht der Noth erschlossen
Und Rosen aus des Elends Boden sprossen.
Und das, was Adonai noch bescheert
Für seine Sclaven und für deren Erben,
Ach, deshalb find ich sie beneidenswerth:
Sie haben, was mir fehlt, das Recht zu sterben.
Nur Eines kann ich nimmermehr verstehen,
So mitleidsvoll oft Mächtige zu sehen,
Das fremdes Weh und Leid sie mehr bedrückt,
Als sie die eigne stolze Macht beglückt.
Wie durch des Waldes Laubdach sprüht der Regen
Auf bleiche Pflanzen, die am Boden stehen,
So gönnt die Macht von ihrem reichen Segen
Den Kleinen, läßt sie Sonnenblicke sehen.
Man sagt, daß Gott dem Herrn es so gefiel:
Das mildert sein Gesetz, zerstört es nicht,
Und deshalb tadl' ich nicht das alte Spiel,
Weiß ich auch lange, daß es nur verspricht,
Viel Bitt'res in den Freudentrank zu mischen,
Den Leidenskelch nur selten zu erfrischen.
Hör auf zu grübeln, was die Menschen tragen,
Ein Wort an Zeus erlöst Dich von der Qual,
Zerbricht die Fessel, endet Deine Plagen,
Und frei verläßt Du dieses Schmerzensthal.
Verlach Gautama, Indiens heil'gen Sohn,
Britanniens Owen, Galliens St. Simon,
Sie woll'n der Selbstsucht Herrschaft unterdrücken,
Das All aus seiner stolzen Bahn verrücken.
Komm', Du bist Gottes Sohn, Du bist Titan,
Und Deinen Weg zeigt Dir die Sonnenbahn!
Geh' als ein mächt'ges Selbst durch diese Welt,
Wo jedes Volk Dir scheu zu Füßen fällt,
Und Jeder sinkt, der wagt zu widerstehen!
Im Staube wirst Du Königsfahnen sehen,
Cäsaren werden Deine Diener hier,
Napoleone beugen sich vor Dir.
Auf alles Silber, das im Bergesschacht
Gebrochen wird, prägt man Dein Bild, Titan,
Und alles Gold, das dient der Erde Macht,
Häuft man zu einem Herrschersitze an,
Wo Du, Gewalt'ger, thronst in Deiner Pracht.

Prometheus.

In Strömen fließt das Blut auf Erden hier,
Ja, meines Herzens Gott, es kommt von Dir,
Ich sehe Ost und West und Süd und Norden
Zu Armen Deines Kreuzes nur geworden.
Bist, ewig Leid zu tragen, Du erkoren?
Bin ich zu ew'gem Freiheitsdrang geboren?
Im Purpur selbst von Deinem eignen Blut
Bist Du der wahre Gott, denn Du bist gut.

Ahasverus.

Das Wort war eine Gotteslästr'rung wieder
Und löst Dir Deine starken Ketten nimmer.
Soll, frecher Lästrer, Dir der Geier immer
Von neuem nur zerreißen Deine Glieder?
Steh auf, Titan, Dein Gott wird Dir zur Schmach,
Beug Dich ihm nicht, er blutet und ist schwach.

Prometheus.

O nein, ich fühle es mit stolzer Lust,
Es wächst die hohe Kraft in meiner Brust.
Es kommt der Tag, da ich die Fesseln sprenge,
Und frei enteile dieser Felsenenge,
Dem großen Rettungswerke mich zu weihen,
Vom Gott der Zeit die Menschen zu befreien.
Und auf des Elbrus weißem Gipfel steh ich.
Rings um mich her der Arche Splitter seh ich,
Die reiß ich aus dem Gletschereis heraus
Und forme eine Riesenfackel d'raus.
So eile ich vom Berg herab durch's Land
Zu Euch, Bedrücker, mit des Zornes Brand,
Hell lodert meine Fackel Euch Zerstörung,
Doch Euch, Bedrückte, nahet die Erhörung!

Ahasverus.

So tröste Dich damit im Zeitenlauf,
Vermagst Du's, Trost darin noch zu erkennen.
Doch halt! Noch geht uns eine Hoffnung auf:
Du siehst am Himmel viele Lampen brennen,

Google

Hab' ich das Weltenräthsel recht verstanden,
Ist Oel nur in bestimmtem Maß vorhanden,
Die Dochte löschen aus dereinst in allen.
Ist diese Sonne ausgebrannt, vorbei,
Dann wird die Macht der kalten Selbstsucht fallen,
Dann sind auch wir von unsren Qualen frei.

(Ahasverus greift nach dem Stab und geht. Er sieht sich um, und als er die Glorie des Messias durch das Dunkel schimmern sieht, beschleunigt er seine Schritte, die Felsenklippen hinauf.)

Messias.

(Geht bis zu Prometheus und neigt sich über ihn.)

Prometheus.

Du schönes Antlitz, Dich erkenn' ich wieder,
Dein edles Haupt beugst schweigend Du hernieder,
Dein milder Blick dringt warm, wie Sonnenschein
Bis in die Tiefen meiner Seele ein.
Bist Du ein Gott? Ein Mensch? Es fliehn die Sorgen,
Die mir der Arme macht, der jetzt verschwunden,
Durch Alles, was er in der Welt gefunden;
Du kommst, wie nach der Nacht der lichte Morgen.
Aus Deinen Augen leuchtet das Verzeihen.
Ja, wenn ich meine Liebe läutern kann
Von meinem Haß und Rachedurst, ja dann
Kannst Du von meinen Ketten mich befreien.
Doch nein, aus Liebe hasse ich allein
Und wo ein Licht erglänzt, muß Schatten sein.
Mein sei die Qual, der Haß in meinem Herzen,
Und durch Aeonen meiner Wunden Schmerzen,
Ich bleibe, der ich bin, doch leg die Hand
Mir auf das Haupt, sie kühlt den heißen Brand
Der Wunden, fächelt mir Erquickung zu
Und giebt der Seele wunderbare Ruh —
Wie jetzt der Tag das Dunkel hell durchbricht,
So wird es in der Welt vielleicht bald Licht!
Leb' wohl, Gebenedeiter Du!

Messias.

Auch Du!

(Der Messias verschwindet im Morgengrauen. Der Geier erwacht, fliegt auf aus der Felsenkluft, stürzt sich nieder auf den Titanen und bohrt die Krallen in seine Brust.)

Google

Ueber die Entwickelung und die Störungen der Sprache.

Von

Philipp Knoll.

— Prag. —

Der überaus mächtige Einfluß, welchen die Sprache auf die Entwickelung unseres ganzen Geisteslebens ausgeübt hat, verleitet nicht selten zu der Annahme, daß die Sprache eines der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale des Menschen vom Thiere sei, eine Annahme, die Aristoteles in den Satz kleidete: Die Thiere haben eine Stimme und nur der Mensch hat eine Sprache. Fassen wir aber die Sprache, wie dies ihrem Wesen und ihrer Entstehung entspricht, als eine willkürliche, von den Vorgängen in der Seele Kunde gebende Bewegung auf, so müssen wir derselben Ausbreitung zugestehen in dem ganzen Bereich der Thierwelt, in dem willkürliche Bewegung herrscht. Das ängstliche Flattern des Huhnes beim Nahen eines Raubvogels, das Zähnefletschen, durch welches der Affe seinen Unmuth über irgend eine mißliebige Handlung seines Wärters ausdrückt, die Geberde, durch die der Hund um etwas bittet — dies Alles gehört nicht weniger in das Sprachgebiet, wie jene mannigfaltigen Bewegungen, durch welche die Taubstummen sich unter einander verständigen. Auch die Kundgebung von Seelenzuständen durch die Stimme ist nicht ausschließliches Eigenthum des Menschen, wie das laute Liebeswerben von sonst fast stummen Thieren zur Brunstzeit, die mannigfaltigen Affectlaute des Hundes, der Pfiff der Gefahr witternden Gemse und so vieles Aehnliche beweisen. Und daß solche tönende Ausdrucksbewegungen bei Thieren auch auf Urtheil begründet sein können, lehrt z. B. recht eindringlich der wohlgezogene Hund, der durch Winseln sich meldet, um behufs Befriedigung seiner Nothdurft aus dem ge-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schlossenen Zimmer gelassen zu werden, womit er dem Endresultat einer ganzen Kette von Schlüssen Ausdruck giebt. Sogar die articulirte oder Laut-Sprache ist nicht blos dem Menschen eigenthümlich, und der geschwätzige Kakadu weiß durch die Art, wie er die eingelernten Worte betont, ebenso Zuneigung oder Behagen wie Zorn auszudrücken.

Der Aristotelische Satz, demzufolge nur der Mensch eine Sprache hat, ist also nicht haltbar. Wohl aber dürfen wir behaupten, daß sogar die Sprache der Naturvölker einen Reichthum der Ausdrucksbewegungen in sich birgt, über den selbst das intelligenteste Thier kaum gebieten dürfte, und daß das mächtigste Hülfsmittel der Cultur, die Schriftsprache der civilisirten Völker, etwas dem Menschen allein Eigenthümliches ist

Aller Reichthum unserer Sprache ist aber zunächst nur aus der Verknüpfung und Veränderung einer relativ kleinen Zahl von Elementen, den sogenannten Wurzeln, hervorgegangen, die zur Bezeichnung einer Thätigkeit oder Eigenschaft dienten, und deren Entstehung wieder zurückgeführt werden muß auf eine kleine Zahl von Naturlauten, die durch Empfindungen und durch den dem Menschen eigenen Trieb zur Nachahmung ausgelöst wurden, ein Trieb, der auch gegenüber den von der Außenwelt einwirkenden Schalleindrücken zur Geltung kam. So lange diese Empfindungslaute ganz unwillkürlich hervorbrachen, und so lange die Nachahmungslaute nur durch den Trieb hervorgerufen wurden, können sie allerdings nicht der Sprache zugerechnet werden. Zur Sprache aber wurden sie, sobald sie willkürlich erzeugt wurden, um Kunde zu geben von entstandenen Empfindungen oder von Vorstellungen, die mit diesen Empfindungen in enger Beziehung stehen, sobald sie also zum symbolischen Ausdrucke von Vorgängen in der Seele wurden und eine Verständigung der Menschen unter einander über diese Vorgänge ermöglichten. Daß wir in dieser willkürlichen Wiederholung von Empfindungs- und Nachahmungslauten zum Zwecke der Verständigung, eine Wiederholung, die ja auch hinsichtlich der Empfindungslaute eine Nachahmung in sich schließt, schon ein Resultat des Denkens vor uns haben, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Indessen ist dies nichts was wir vor dem Thiere voraushaben, da ja aus den vorher angeführten Beispielen hervorgeht, daß wir der willkürlichen Reproduction von Empfindungs- und Nachahmungslauten behufs Kundgebung von Seelenzuständen im Thierreiche gleichfalls begegnen.

Beobachten wir Thiere bei der Kundgebung solcher Empfindungslaute, so werden wir mit den Lauten in der Regel ein lebhaftes Geberdenspiel, namentlich der Gesichtsmuskeln verknüpft sehen. Wir können nicht bezweifeln, daß die ursprüngliche Lautsprache des Menschen gleichfalls stets von einem lebhaften Geberdenspiel begleitet war. Wir brauchen, um einen Beleg hierfür zu finden, nicht einmal auf die Beschreibungen von Reisenden uns zu beziehen, welche mit Naturvölkern in Berührung kamen, deren Lautsprache ihnen vollständig fremd war, deren Willensmeinung aber sie bis zu einem gewissen Grade aus den die Lautsprache begleitenden Geberden entnehmen konnten.

Google

Schon in Italien finden wir, namentlich bei der großen Masse des Volkes, eine Lebhaftigkeit der die Sprache begleitenden Geberden, welche dem Nordländer fremd ist. Sei es, daß es sich um die Bezeichnung groß oder klein, um einfache Zahlenverhältnisse oder um die Bezeichnung einer bis zur Thätlichkeit gesteigerten Wuth oder Zärtlichkeit handelt — stets giebt sich das Streben kund, den sinnlichen Inhalt der Vorstellung nicht blos durch das Lautsymbol, sondern auch durch eine nachahmende, oder wie wir dann entsprechender sagen, beschreibende Geberde zu erkennen zu geben. Je mehr aber der abstracte Begriff, also das was sich nicht unmittelbar beschreiben läßt, vorwaltet in der Gedankenwelt, desto mehr und mehr schrumpft diese Geberdensprache zusammen, wie wir auch bei einem Vergleiche von verschieden ausgebildeten Personen innerhalb eines und desselben Volkes sehen. Und so können wir das Zurücktreten der Geberdensprache in der Sprache der Culturvölker gegenüber jener der Naturvölker, wohl auch als ein Zeichen der gesteigerten Intelligenz der ersteren betrachten. Und nicht blos die Schwierigkeit, die mit der Entwickelung der Intelligenz sich häufenden abstracten Begriffe durch Geberden zu beschreiben, sondern auch eine natürliche Oekonomie des Organismus, die uns anleitet, alle allgemein verbreiteten Bewegungen, wie Gehen und Stehen, mit dem geringsten Aufwande von Muskelkraft zu vollbringen, muß für das Zusammenschrumpfen der die Lautsprache ursprünglich begleitenden Geberdensprache verantwortlich gemacht werden. In dieser Oekonomie der Muskelkraft beruht auch einer der ungeheueren Vorzüge der Laut- vor der Geberdensprache. Es ist eine verhältnißmäßig kleine Zahl von ganz schwachen, in der Mundhöhle und um den Eingang zu derselben, sowie im Kehlkopf ausgespannten Muskeln, welche bei der Lautsprache neben den ohnedies fortwährend thätigen Athmungsmuskeln in Wirksamkeit treten. Sehr fein und complicirt sind allerdings ihre Leistungen bei der Lautbildung, die im Wesentlichen auf einer verschiedenartigen Brechung und Resonanz des durch die Ausathmung erzeugten Luftstromes durch Stellungsveränderung der beweglichen Theile in der Mundhöhle und um dieselbe beruht. Und die Feinheit der Leistung steigt, wenn es sich nicht blos um die tonlose Flüstersprache, sondern wie gewöhnlich um das Sprechen mit Ton handelt, wobei die im Kehlkopf ausgespannten Stimmbänder wie die Zunge einer Zungenpfeife in tönende Schwingungen versetzt werden, in Schwingungen, die selbst während des Sprechens eines ganz einfachen Satzes von belanglosem Inhalt, das sich ja gewöhnlich auch mit einem Schwanken der Tonhöhe vollzieht, in ihrer Häufigkeit sehr wechseln, was durch den verschiedenen Grad in der Zusammenziehung der als Spanner der Stimmbänder wirkenden Muskeln erreicht wird. Aber alle diese feinen und complicirten Leistungen werden durch eine relativ kleine Zahl von Muskeln hervorgebracht, die in ihrer Gesammtmasse gewiß nicht einmal die Muskelmasse eines einzigen der Oberarmmuskel erreichen, was dadurch ermöglicht ist, daß alle die Theile (einschließlich der Stimmbänder), welche bei der Sprache Stellungsveränderungen erleiden, sehr leicht

Google

und sehr beweglich sind. Vergleichen wir hiermit die Zahl und Maße der Muskeln, welche Taubstumme bei der Geberdensprache, oder die Mimiker in einem unserer Ballete in Thätigkeit versetzen müssen, um Kunde zu geben von den Vorgängen in ihrer Seele, so wird es uns verständlich, welche wunderbare Oekonomie hinsichtlich der Muskelthätigkeit das Menschengeschlecht mit der Ausbildung der Laut- und mit der Vernachlässigung der Geberdensprache geübt hat. Nehmen wir hinzu, daß die Lautsprache vor der Geberdensprache noch den Vorzug hat, die Verständigung auch auf weite Entfernungen und in der Dunkelheit zu ermöglichen, so wird es uns als ganz natürlich erscheinen, daß der Mensch, sobald sein Urtheil sich entwickelt hatte, aus den ursprünglich mit Geberden begleiteten Empfindungs- und Nachahmungslauten die Lautsprache schuf, und die Geberden mehr und mehr unterdrückte. Indessen kommt die ursprüngliche Verbindung von Laut und Geberde zumeist auch bei hochgebildeten Personen unserer Zonen zum Vorschein, wenn sie im Affect sprechen oder, wie der Schauspieler, den Eindruck erwecken wollen, als wenn sie im Affect sprächen. Und selbst bei Personen, die sich nicht im Affect befinden, noch auch einen solchen vortäuschen wollen, die aber lebhaft und ausdrucksvoll sprechen, können wir ebenso den Nachahmungstrieb wie die Geberden beim Sprechen sich geltend machen sehen, ersteren im Rhythmus und Accent, wie beispielsweise wenn geschildert wird, wie dem jähen Blitz das dumpfe Grollen des Donners oder der holperigen Bewegung die sanft gleitende folgt, letztere insbesondere im Spiel der Gesichtsmuskeln, das z. B. beim Aussprechen des Wortes Schrei sehr leicht die weite Oeffnung der Lippen, die starke Ausprägung der Lippen-Nasenfalte und die Faltung der Stirne veranlaßt, die sich mit dem Schrei in Wirklichkeit verbinden, und beim Aussprechen der Worte süß und bitter auch sehr häufig das durch süße und bittere Geschmacksempfindungen ausgelöste Mienenspiel namentlich der Lippen, wenn auch abgeschwächt, hervorbringt. Dabei mag noch bemerkt werden, daß beim Aussprechen der die Begriffe Schrei, Lachen, Süß und Bitter in einer Reihe von Sprachen bezeichnenden Worte die Bewegung der Lippen übereinstimmt mit der Lippenbewegung bei dem den Schrei, das Lachen und die Empfindungen des Süßen und Bitteren in Wirklichkeit begleitenden Mienenspiel, was wir vielleicht auch als ein unserer Sprache noch anhaftendes Zeichen der ursprünglichen, innigen Verknüpfung von Laut- und Geberdensprache ansehen dürfen. So sehr auch der sinnliche Inhalt dessen, was wir durch Worte ausdrücken, in den Hintergrund getreten ist in unserer Sprache, ganz nur Symbol ist dieselbe doch noch nicht geworden und unterscheidet sich hierin wesentlich von unserer Schriftsprache, die den beschreibenden, gegenständlichen Charakter, der sich z. B. noch in den Hieroglyphen kundgiebt, ganz abgestreift hat und nur durch Zeichen wirkt, deren Bedeutung lediglich auf einem Uebereinkommen der Menschen untereinander beruht. Die Schriftzeichen waren übrigens von Anfang an reines Erzeugniß des Denkprocesses, während wir die Urlaute unserer Lautsprache als durch Empfindung und Nachahmungstrieb

Google

ausgelöst, also ohne Einwirkung des Denkprocesses entstanden ansehen müssen. Allerdings hat dann dieser, wie schon früher hervorgehoben wurde, den willkürlichen Gebrauch der Laute zur Bezeichnung von Empfindungen und Vorstellungen bedingt, und vollends ist die Sprache unserer Culturvölker Product einer sehr intensiven Denkarbeit, die auch heute noch in derselben fortwirkt, indem keine lebende Sprache etwas Fertiges, Unveränderliches ist, sondern jede sich in fortwährenden Wandlungen befindet, die uns aber erst, wenn wir längere Zeiträume ihres Bestandes überblicken, kenntlich werden. Selbst wenn wir alle Wurzeln der einzelnen Sprachen als nicht willkürlich herbeigeführte Modificationen der ursprünglichen Empfindungs- oder Nachahmungslaute ansehen könnten — wofür uns jeder genügende Anhaltspunkt fehlt — würde sich in der Umgestaltung dieser Wurzeln in den Worten, und in der Bildung von zusammengesetzten Worten, also in der Entwickelung des Wortschatzes aus den Wurzeln, dann in der Beugung und Aneinanderfügung der Worte, welche dieselben in bestimmte Beziehungen zu einander bringt, mithin in der Grammatik und Syntax der Sprachen, eine Summe von geistigen Leistungen ergeben, die den hochgepriesenen geistigen Leistungen der modernen Bildungsepoche zum mindesten nicht nachstehen dürften. Beiläufig 900 Sprachen mit 5000 Dialekten sind uns bekannt, welche die Menschen auf diese Weise gebildet haben.

Sehr verschieden ist allerdings der Reichthum an Worten, die Feinheit der Grammatik und Syntax dieser einzelnen Sprachen; einzelne Sprachen, wie das Chinesische, entbehren sogar der Grammatik; auch der Reichthum an Lauten ist in den einzelnen Sprachen ein sehr wechselnder, wofür als Beispiel angeführt werden mag, daß das Hindustanische über 48, gewisse australische Sprachen dagegen nur über acht Mitlaute verfügen; allein in jeder derselben offenbart sich eine eigene geistige Individualität, die, ob reicher oder geringer entwickelt, in ihrer Sprache den ausreichenden und zugleich einzig zutreffenden Ausdruck findet. Von diesem Gesichtspunkte aus hat man ja sogar die Merkmale des Nationalcharakters in den Sprachen aufzufinden versucht, und als solche Merkmale das Tempo der Rede, das Vorwalten der Selbst- oder Mitlaute, der langen oder kurzen Worte, das seltenere oder häufigere Anwenden von Verkleinerungs- und Vergrößerungsendungen und den Satzbau bezeichnet. Bis zu einem gewissen Grade muß sich auch die Regsamkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens einer Nation in der Fülle von Worten wiederspiegeln, über die sie in ihrer Sprache verfügt, und es kann uns darum wohl mit einem gewissen Stolz erfüllen, daß die deutsche Nation über den größten Wortschatz unter den europäischen Culturvölkern verfügt und in dieser Richtung selbst noch über der englischen Nation steht.

Gegenüber dem ungeheueren Reichthum des Wortschatzes der Culturvölker kann es aber nicht Wunder nehmen, daß der Einzelne nur einen Bruchtheil des Wortschatzes seiner eigenen Nation in sich aufnimmt, und zum Ausdruck seiner Gedanken verwerthet. Je nach dem Bildungsgrade und der geistigen Thätigkeit der Einzelnen ist aber auch der Wortschatz derselben sehr verschieden

Google

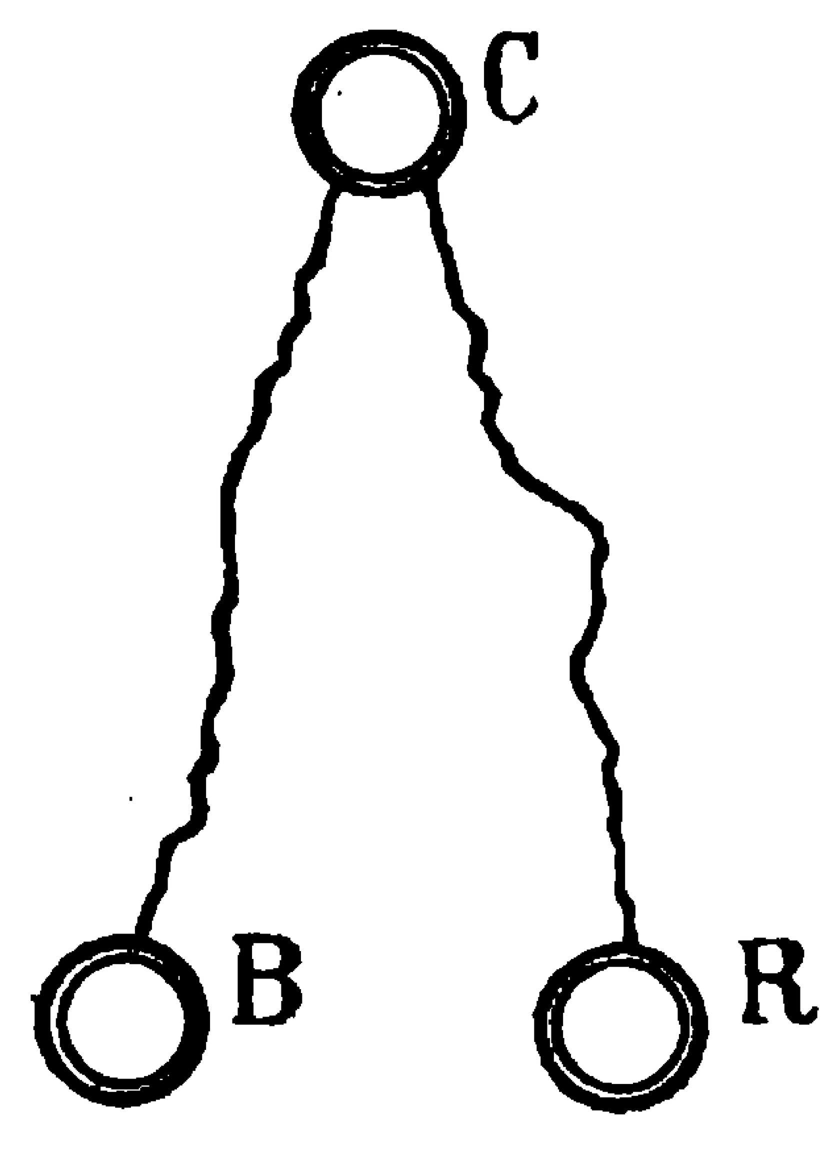
groß. Wesentlich kleiner als der Wortschatz des Einzelnen, d. h. die Zahl der Worte, die er überhaupt kennt, ist die Zahl der Worte, die er beim Sprechen und Schreiben verwendet. Man hat berechnet, daß ein englischer Taglöhner nur beiläufig 300, der gebildete Engländer dagegen im Durchschnitt 2—3000 verschiedene Worte beim Sprechen verwendet. Von Shakespeare wiederum wurde vermittelt, daß sich 15 000 Worte in seinen Werken finden, womit er selbst den größten Meister deutscher Sprache, Goethe, noch übertrifft, in dessen Werken man 14 000 verschiedene Worte auffand. Welche Fülle von Combinationen dieser Worte ist in jenen Werken enthalten! Und doch bildet auch sie nur einen Theil des in der Sprache zum Ausdruck gekommenen Ideenreichthumes ihrer Urheber. All' dieser Reichthum hat aber auch bei Goethe und Shakespeare seinen Anfang genommen von einzelnen Empfindungs- und Nachahmungslauten, denn jeder Mensch muß bei seiner eigenen Sprachenentwickelung im Großen und Ganzen die Folge von Entwickelungsstufen durchmachen, welche die Sprache überhaupt zurücklegen mußte. Freilich durcheilt er dabei Strecken im Fluge, welche die Menschheit in fast unmerkbarer Bewegung in Jahrhunderten zurücklegte, denn Wortschatz, Grammatik und Syntax werden ihm von Anderen als fertiges Werkzeug überliefert, das er nur gebrauchen lernen muß. Zudem wird sich eine ererbte, im Laufe der Jahrtausende allmählich gesteigerte Fähigkeit zum Gebrauch dieses Werkzeuges nicht in Abrede stellen lassen, wenn dies auch nicht so verstanden werden darf, als könnte der Mensch auf Grund dieser Fähigkeit allein sprechen lernen. Sich selbst überlassen bringt er es nicht über das Ausstoßen einzelner Empfindungs- und Nachahmungslaute, wie einzelne traurige Beispiele ergeben haben, ebenso wie ein von Kindheit an sich selbst überlassener Mensch niemals all' das kunstvolle Werkzeug erfinden, gestalten und gebrauchen könnte, mit dem der Gewerbsmann von heute seine Arbeit zu vollbringen lernt. Wird ihm aber die Sprache wie ein fertiges Werkzeug von Anderen übermittelt, so erlernt er die zum Gebrauch desselben nothwendigen äußerst feinen und schwierigen Bewegungen so rasch, daß wir an einer ererbten Fähigkeit zur Ausführung dieser Bewegungen nicht wohl zweifeln können. Durchaus unsicher ist es dagegen, ob eine ererbte Fähigkeit für das Erlernen der Nationalsprache besteht. Der Umstand, daß Kinder zuweilen andere Sprachen als ihre Nationalsprache, und zwar selbst Sprachen mit einzelnen anderen als den ihrer Nationalsprache eigenen Mitlauten, vor oder nach dieser mit gleicher Leichtigkeit erlernen, wie diese selbst, spricht sogar gegen eine solche Annahme.

Als erster Versuch, Kunde zu geben von den Vorgängen in seiner Seele tritt uns bei dem Kinde der Schrei entgegen — überhaupt wohl einer der ursprünglichsten Sprachlaute. Es darf dies allerdings nicht etwa aus dem Umstande erschlossen werden, daß die Kinder nach der Geburt sofort zu schreien beginnen, oder daß sie schreien, wenn sie durstig und hungrig sind. Dieses Schreien ist keine willkürliche Bewegung, sondern rein reflectorisch. Ein solches reflectorisches Schreien wurde auch an Kindern mit ganz ver-

Google

kümmertem Gehirne beobachtet und läßt sich durch schmerzhafte Reize auch bei enthirnten Säugethieren hervorrufen. Hunger und Durst und die unvermittelte Einwirkung unserer atmosphärischen Verhältnisse nach der Geburt sind eben auch schmerzhafte Reize für das Kind. Den Vorgang bei einem solchen Reflex, den man ganz allgemein als einen dem centralen Nervensystem von außen zugeleiteten und von diesem wieder nach außen und zwar zu zusammenziehungsfähigen Gebilden, den Muskeln, geleiteten Erregungsvorgang bezeichnen kann, vermag man sich durch eine Verbindung von drei dynamischen Maschinen mit einander zu versinnlichen. Die eine dieser Maschinen (R) wird durch irgend eine Kraft — in unserem Falle durch den schmerzhaften Reiz — in Bewegung versetzt. Die Elektricität, welche so erzeugt wird, wird zur zweiten Maschine (C) fortgeleitet — in unserem Falle der Theil des centralen Nervensystems, dem der schmerzhafte Reiz zugeführt wird — und erzeugt in dieser eine gleichartige Bewegung, die nun ganz in derselben Weise auf die dritte Maschine (B), also hier auf die zusammenziehungsfähigen Gebilde, welche bei dem Schrei in Thätigkeit versetzt werden, das sind die Ausathmungs- und Kehlkopfmuskeln, sowie Muskeln der Mundhöhle und des Gesichtes, übertragen wird. Ein solcher Vorgang kann sich in unserem Nervenleben abspielen, ohne daß wir uns desselben auch nur bewußt würden, wie aus dem früher Angeführten hervorgeht. Zum Sprachlaut wird ein solcher Schrei aber erst dann, wenn er willkürlich wiederholt wird, um einen Vorgang in der Seele zu verkünden. Bei einer solchen willkürlichen Wiederholung muß aber die Erregung, welche zur Zusammenziehung jener Muskeln führt, vom centralen Nervensystem selbst ausgehen, welches in diesem Falle, um bei dem vorher gewählten Bilde zu bleiben, gewissermaßen wie ein Accumulator fungirt, der durch Entladung seiner elektrischen Spannkräfte eine dynamische Maschine in Bewegung versetzt. Den Augenblick im Leben des einzelnen Kindes zu bestimmen, wo das Schreien desselben ein willkürliches wird, ist freilich nicht leicht, da beim Kinde viele das Tastorgan treffende, Reize reflectorisches Schreien auslösen, und eine zweite Reizeinwirkung, wie man dies auch bezüglich der Reflexe an Thieren ermittelt hat, das durch den ersten Reiz ausgelöste reflectorische Schreien zu unterdrücken vermag, was das Urtheil über die Veranlassung des Schreies sehr erschwert.

Figur 1.



Den letzteren Vorgang, die Hemmung eines eingeleiteten Reflexes durch einen zweiten Reiz, kann man sich an dem früher aufgestellten Schema dadurch versinnlichen, daß man sich der zweiten dynamischen Maschine (C) einen elektrischen Strom zugeleitet denkt, welcher diese in einer der ursprünglichen

Google

entgegengesetzten Richtung zu bewegen strebt, woraus nothwendigerweise eine mehr oder weniger vollständige Hemmung der ersten Bewegung hervorgehen wird. Auf eine derartige Hemmung des Schreireflexes dürfte es z. B. zurückzuführen sein, wenn ein durch Hunger und Durst hervorgerufenes Schreien noch lange, ehe diese gestillt sind, nämlich in dem Augenblicke erlischt, wo durch Darreichung der Brust an den Lippen des Kindes ein neuer Reiz ausgelöst wird — eine Einrichtung, deren hohe Zweckmäßigkeit nicht erst auseinandergesetzt zu werden braucht. So sehr nun auch diese Verhältnisse es erschweren, im Allgemeinen festzustellen, wann das Schreien des Neugeborenen ein willkürliches, auf die Kundgebung eines unbehaglichen Seelenzustandes gerichtetes wird, so gelingt es doch im einzelnen Falle ganz wohl, den Nachweis zu führen, daß das Kind schon frühzeitig das Schreien willkürlich reproducirt, um andere Menschen anzulocken, die es von irgend einem, z. B. von einem durch Einwirkung von Nässe auf das Tastorgan hervorgerufenen Unbehagen befreien sollen, und das Schreien sofort einstellt, wenn diese die nöthigen Vorbereitungen hierzu treffen. Viel später als das, bei älteren Kindern zumeist mit Thränenerguß verknüpfte Schreien tritt das Lachen auf, das übrigens gleichfalls als einfacher Reflex aufzufassen ist, bei etwas älteren Kindern auch durch Kitzeln in der Achselhöhle hervorgerufen werden kann, und anscheinend sehr lange lediglich Reflex bleibt. Wie das Schreien ist übrigens auch das Lachen nicht blos dem Menschen eigenthümlich, indem auch bei Affen sowohl spontanes als auch auf Kitzelreiz eintretendes Lachen zu beobachten ist. Wesentlich früher aber als das Kind lacht, läßt es nicht nur ein lebhaftes, durch mannigfaltige Empfindungen verursachtes Geberdenspiel erkennen, so ganz frühzeitig bei der Einwirkung von bitteren und süßen Substanzen, viel später beim Anblick blinkender Gegenstände u. s. w., sondern es stößt im Affecte unter lebhaften Bewegungen der Gliedmaßen und des Rumpfes auch allerhand einfache Laute aus, theils solche, welche in unserem Alphabet enthalten sind, theils solche, welche sich in demselben nicht finden.

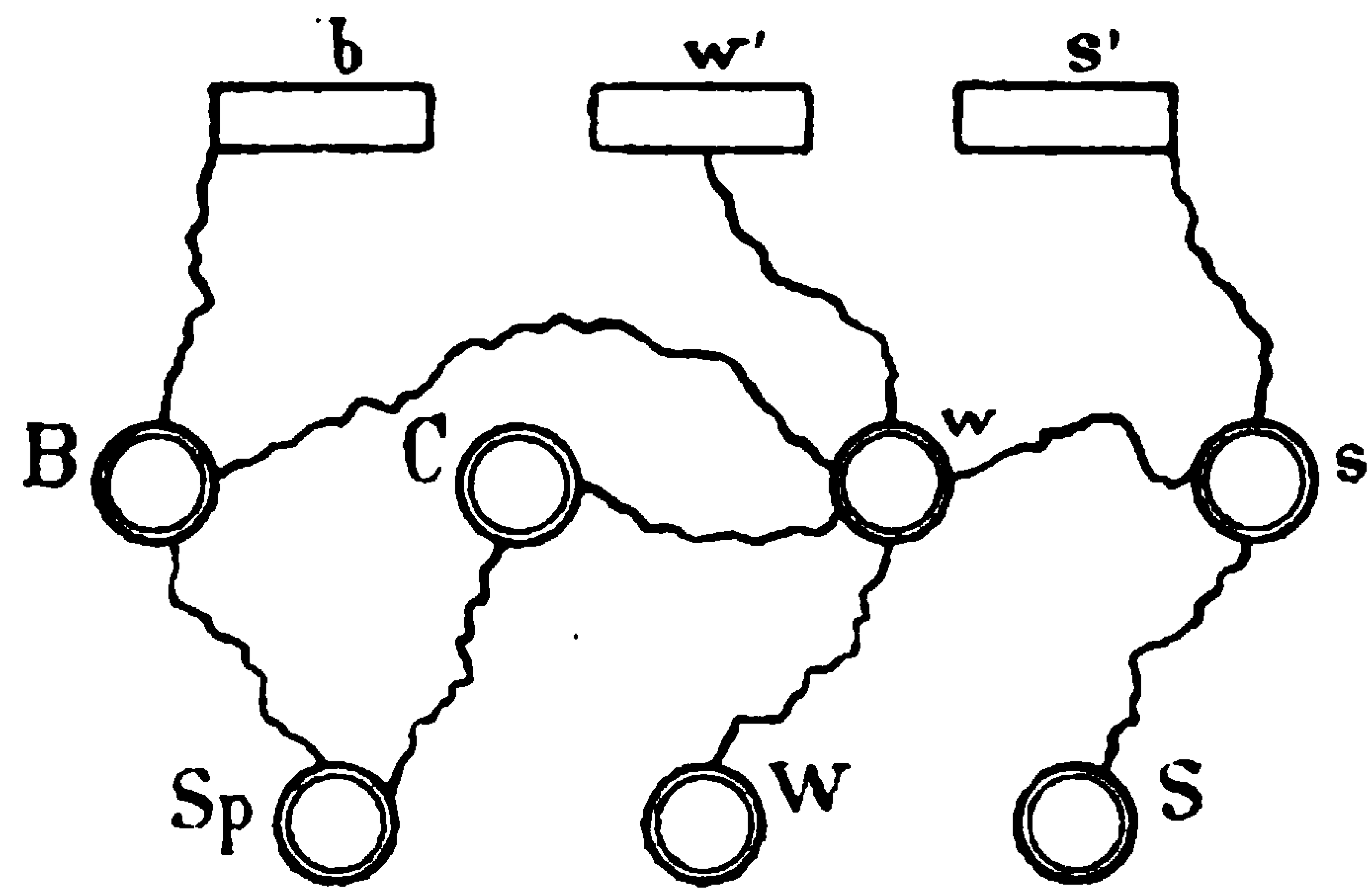
An der zunächst rein reflectorischen Auslösung dieser Laute ist schon darum nicht zu zweifeln, weil sie nur bei Affect erregenden Einwirkungen von außen eintreten. Das Kind gewinnt hierbei Beweglichkeit der Sprachwerkzeuge und einen kleinen Vorrath von Sprachlauten, was ihm das folgende Erlernen der Sprache durch Nachahmung ungemein erleichtert. In einem späteren, je nach Begabung und Erziehung des Kindes wechselnden Zeitpunkte tritt dann die willkürliche Reproduction von Lauten auf, die von der Umgebung des Kindes durch oftmalige Wiederholung einfacher Sprachlaute herbeigeführt wird. Dabei werden zweckmäßiger Weise solche Laute gewählt, welche das Kind schon vorher unwillkürlich hervorgestoßen hat, wie pa, ma, da und ähnliche, am besten in Verdoppelung, weil die rasch aufeinanderfolgende Reproduction eines und desselben Lautes dem Kinde geringere Schwierigkeiten macht, als eine solche verschiedener Laute, und dadurch das Erlernen mehr als einsilbiger Worte leichter angebahnt wird. Der Nachahmungstrieb drängt

Google

das Kind zum Nachsagen dieser elementaren Worte, und es entwickelt sich so eine Art Echosprache, bei der es oft gehörte einfache Worte, wenn sie an sein Ohr schlagen, wiederholt. Sehr bald erfolgt dann auch das willkürliche Aussprechen dieser Worte ohne vorhergehendes Vorsagen, also die Wiederholung derselben aus dem Gedächtnisse. Das Kind verfügt nun über eine Anzahl von Empfindungs- und Nachahmungslauten, die es ganz selbstthätig hervorzubringen vermag, es besitzt also bereits die Fähigkeit der willkürlichen Bildung von Sprachlauten und ein Gedächtniß für dieselben, es verbindet aber mit der willkürlichen Reproduction dieser Laute, wie die Beobachtung vermuthen läßt, zumeist noch keine bestimmten Vorstellungen. Doch muß aus der beim Aussprechen gewisser Worte durch Andere erfolgenden Wendung der Augen und wohl auch des Kopfes nach Objecten, die häufig zugleich mit diesen Worten auf das Kind eingewirkt haben, erschlossen werden, daß das Kind mit einzelnen, durch jene Worte hervorgerufenen Schalleindrücken schon die Erinnerung an bestimmte Objecte verknüpft. Auf der in letzterem sich äußernden Eigenschaft des Organismus, öfter gleichzeitig auftauchende Empfindungen mit einander derart zu verbinden, daß, wenn die eine dieser Empfindungen hervorgerufen wird, unwillkürlich und ohne anderen äußeren Reiz auch die Erinnerung an die zweite Empfindung entsteht, beruht es nun, daß das Kind allmählich lernt, mit dem Worte, das es hört oder ausspricht, stets die Vorstellung von einer anderen, und zwar einer bestimmten Sinnesempfindung zu verbinden, und umgekehrt bei dem Auftauchen der Erinnerung an jene Sinnesempfindung auch dieses Wort auszusprechen.

Zur Versinnlichung der dabei im centralen Nervensysteme stattfindenden Vorgänge kann unser früher für die Darstellung des Reflexvorganges gewähltes Beispiel, nämlich eine Verbindung von dynamischen Maschinen und Accumulatoren dienen.

Figur 2.



Die dynamische Maschine W versinnlicht dabei die durch ein Wort, z. B. Papa, hervorgerufene Erregung im Gehörorgan, deren nächster Effect im Gehirn, nämlich der durch das Wort selbst hervorgebrachte Sinneseindruck sich in einer gleichartigen Bewegung der Maschine w kundgiebt. Die Bewegung dieser Maschine wird durch eine die Auslösung des Wortes durch den Nachahmungstrieb versinnlichende Leitung übertragen auf die Maschine C, welche jene Stelle des Nervensystems vorstellt, von der aus die Erregung der

6*

Google

Sprechwerkzeuge Sp erfolgt, denen eine adäquate Bewegung wie C und w sie besitzen, ertheilt wird, als deren Endresultat wir uns ein Lautzeichen von derselben Beschaffenheit zu denken haben, wie jenes, das die Bewegung in W hervorgerufen hat, in unserem Falle also das Wort Papa. Dieser Theil des Schemas repräsentirt gewissermaßen das Stadium der Echosprache beim Kinde, indem es eben gehörte Worte nachspricht ohne sie aus sich selbst heraus zu wiederholen. Denkt man sich die Maschine w außer mit C noch in leitender Verbindung mit dem Accumulator w', so wird von w aus neben der Bewegung von C auch noch die Ladung des Accumulators w' herbeigeführt werden können, der uns die durch das Wort Papa in der Seele erzeugten Spannkräfte versinnlichen soll. Die durch Entladung des Accumulators hervorgerufene Bewegung in w, C und Sp versinnlicht uns dann die durch keinen äußeren Reiz hervorgerufene Reproduction der Bewegung von w in Sp, also das Stadium der Sprache des Kindes, indem es selbständig Worte hervorbringt.

Die Bewegung der Maschine S stellt ferner die von einem Objecte der Außenwelt, um bei dem gewählten Beispiele zu bleiben, von der Person Vater (Papa) ausgehende Erregung dar, deren nächster Effect im Gehirn, der durch die Person des Vaters hervorgerufene Sinneseindruck, sich in der adäquaten Bewegung der Maschine s ausprägt, die zu einer Ladung des Accumulators s' führt, der uns die durch jenen Sinneseindruck in der Seele erzeugten Spannkräfte versinnlicht. Die Entladung des Accumulators s' führt zu einer Bewegung in der Maschine s, die eine Reproduction des Sinneseindruckes (Vater) bedingt. Ist nun durch oftmaliges gleichzeitiges Auftauchen des von der Person des Vaters ausgehenden Sinneseindruckes mit dem Worte Papa eine Verbindung hergestellt zwischen s und w, so wird die zur Entstehung des Lautzeichens Papa führende Bewegung in Sp ebensowohl durch die Bewegung von S, ebensowohl durch die Entladung von w', als die Entladung von s' herbeigeführt werden können, und es wird jede in w oder s ausgelöste Bewegung zu einer adäquaten Bewegung in s oder w führen. In diesem Stadium verbindet sich bei dem Kinde mit dem Worte Papa sofort die Erinnerung an die Person des Vaters, ,und mit dieser letzteren selbst die Erinnerung an das Wort Papa, das Kind verbindet den richtigen Begriff mit dem Worte, das Wort dient ihm zum Ausdrucke seiner Vorstellung, und es hat die Stufe des Sprechenlernens erreicht, auf der es die eigentliche Grundlage der Sprache, willkürliche Reproduction von Lauten, mit denen eine bestimmte Vorstellung verknüpft ist, sich angeeignet hat.

Diese Reproduction von Lauten selbst bedingt aber bei dem Kinde wieder Sinneseindrücke, indem das Kind nicht blos den ausgesprochenen Laut hört, sondern auch eine durch die Bewegungen der Sprachwerkzeuge bedingte Erregung von Tastnerven empfindet. Um das letztere Verhältniß an einem einfachen Beispiele darzulegen, sei auf die Empfindungen verwiesen, welche ein Aussprechen der Silbe ta, abgesehen vom Gehöreindruck, hervor-

Google

ruft, Empfindungen die sich nicht blos auf die Lippen und auf die Kiefer, die hiebei weit auseinander gerissen werden, sondern auch auf die Zunge erstrecken, die vom harten Gaumen losgerissen und gegen den Zungengrund zurückgezogen wird, und auf den Kehlkopf, der eine geringe Bewegung noch abwärts vollführt. Alle diese Bewegungen führen zur Zerrung von Tastnerven, die in den genannten Organen verlaufen, wodurch Empfindungen hervorgerufen werden. Sprechen wir die Silbe at aus, also die beiden vorhin gewählten Laute in umgekehrter Folge, so sind die hierbei ausgelösten Bewegungen und Empfindungen schon wesentlich anderer Art, indem Lippen und Kiefer einander rasch genähert werden, die Zunge vom Boden der Mundhöhle gegen den harten Gaumen geschnellt wird und der Kehlkopf eine deutliche Aufwärtsbewegung erfährt, wobei nothwendigerweise andere Nervenfasern gezerrt werden, als bei der im Ganzen entgegengesetzten Bewegung beim Aussprechen der Silbe ta. Ebenso wird selbstverständlich das Aussprechen der Silbencombinationen tata, atta, atat jeweils verschiedene Empfindungen auslösen. Und so entsprechen verschiedenen Silben und verschiedenen Worten stets auch verschiedene Arten von Bewegung und Empfindung. Diese Bewegungsempfindungen aber können einerseits, wenn sie oft aufgetreten sind, willkürlich reproducirt werden, andererseits verknüpfen sie sich, wenn sie oftmals gleichzeitig mit den zugehörigen Silben und Worten auftauchten, so fest mit den durch diese hervorgerufenen Schallempfindungen, daß sie beim Entstehen dieser, beziehungsweise der wieder eng mit ihnen verknüpften anderen Sinneseindrücke auch sofort entstehen. Und so bilden dann Sinneseindruck, zugehöriges Wort und zugehörige Bewegungsvorstellung gewissermaßen einen dreigliedrigen Mechanismus, in welchem eine jede einem der drei Glieder ertheilte Bewegung sich auf die beiden andern überträgt.

Um sich auch diesen Vorgang durch das früher gewählte Bild zu versinnlichen, braucht man demselben nur eine weitere dynamische Maschine B hinzuzufügen, welche mit der die Sprachwerkzeuge Sp symbolisirenden leitend verbunden, und durch die Bewegungen derselben in Thätigkeit versetzt wird. Die Verbindung dieser Maschine mit einem Accumulator b und mit der Maschine w versinnlicht dann die Möglichkeit Bewegungsempfindungen willkürlich zu reproduciren, und die enge Verknüpfung dieser Empfindung mit dem zugehörigen Worte und Objecte.

In der ersten Zeit des Sprechenlernens fungirt nun der nervöse Apparat, den wir hier zu zergliedern und zu versinnlichen versucht haben, noch einigermaßen schwerfällig, und es bedarf zumeist einer kräftigen, anhaltenden oder wiederholten Einwirkung bevor das Vorsagen eines Wortes oder der durch ein Object hervorgerufene Sinneseindruck, und zwar erst nach einem meßbaren Zeitintervall zum Aussprechen des betreffenden Wortes führt. Auch die Reproduction des Wortes aus dem Gedächtnisse hat etwas Mühsames und erfolgt oft erst wie nach einer Art von Anlauf. Nach oftmaliger Wiederholung des bezüglichen Erregungsvorganges aber genügt ein momentan

Google

wirkender schwacher Reiz, um mit großer Schnelligkeit den Enderfolg hervorzurufen. Es ist, um zu unserem Bilde wiederzukehren, als wenn durch die oft wiederholte Bewegung in den dynamischen Maschinen Rauhigkeiten abgeschliffen würden, die den Gang derselben anfänglich beeinträchtigen. Die Erscheinung, daß anfangs schwer ansprechende Apparate nach oft wiederholter Function leicht ansprechen, ist keineswegs eine dem Nervensystem allein eigenthümliche. Saiteninstrumente z. B. bieten dieselbe gleichfalls dar, und es ist eine alte Erfahrung, daß diese erst nach längerem Gebrauche auch auf den leisesten Strich und bei den raschesten Läufen klar und deutlich tönen. Ja selbst ein längere Zeit hindurch gebrauchtes Instrument spricht schwer an, wenn es auf eine demselben vorher selten ertheilte Tonhöhe eingestimmt wird. Es ist als müßten die Holzmolecüle des Resonanzkastens erst eine Umlagerung erfahren, welche sie befähigt, selbst die leisesten Tonschwingungen in raschester Folge und in jedem möglichen Zeitverhältnisse mitzumachen.

Solche leicht ansprechende nervöse Wortapparate, um einen kurzen Ausdruck zu wählen, mit ihren Verknüpfungen gewinnt nun das Kind im elementaren Sprachunterricht in zunehmender Zahl, deren endliche Größe von der Begabung des Kindes und dem Unterrichte, den es empfängt, abhängt.

In der ersten Zeit, wo dieser Wortschatz sehr klein ist, und die Worte einzeln hervorgestoßen werden, vermag das Kind durch seine Sprache bestimmte Objecte, Eigenschaften und Thätigkeiten auch nur vereinzelt zu bezeichnen. Es lernt nun zunächst, Object und Thätigkeit oder Eigenschaft durch aufeinander folgendes Aussprechen der Worte mit einander verbinden — eine Verbindung, bei deren Herstellung die Aufeinanderfolge der den betreffenden Worten zu Grunde liegenden Sinneseindrücke eine große Rolle spielt. Auf diese Weise gewinnt das Kind zunächst einen gewissen Schatz an Wortgruppen, denen zusammenhängende Sinneseindrücke entsprechen, so um ein paar Beispiele elementarster Art anzuführen, Hund wau wau, Mama ei—ei. Diese elementaren Wortgruppen, mit denen das Kind seine Beobachtungen an den Gegenständen der Außenwelt, seine Auffassung derselben ausdrückt, werden nun wieder mit einander in Verbindung gesetzt, und so z. B. durch aufeinander folgendes Aussprechen der beiden vorhergehenden Wortgruppen dem Gedankengang Ausdruck gegeben, daß die Mutter das Kind liebkosend beruhigt, wenn der Hund bellt und hierdurch dasselbe erschreckt — eine Verbindung von Wortgruppen, der wieder die Aufeinanderfolge der betreffenden Sinneseindrücke zu Grunde liegt. So steigert sich bei entsprechender Unterweisung schrittweise fortschreitend mit den Erfahrungen des Kindes über die Vorgänge der Außenwelt seine Fähigkeit, den durch diese Vorgänge hervorgebrachten Eindrücken durch die Sprache Ausdruck zu geben, wobei man sich den in der Seele des Kindes sich vollziehenden Vorgang auf Grund unseres früheren Beispieles durch Herstellung gutleitender Verbindungen zwischen den einzelnen, die betreffenden Worte mit den zugehörigen Sinneseindrücken symbolisirenden elektrischen Apparaten versinnlichen kann, Verbindungen, welche es bedingen,

Google

daß die in einer der dynamischen Maschinen eingeleitete Bewegung auf alle anderen dieser Gruppe übertragen wird. Die sprachliche Darstellung der Vorgänge in der Außenwelt würde aber bei einer Häufung der Beobachtungen und Erfahrungen ungemein schwierig werden, wenn dieselbe lediglich durch einfache Aneinanderreihung solcher Wortgruppen erfolgen sollte, die bestimmte Sinneseindrücke und ihre Beziehungen zu einander bezeichnen. Die Aneignung einer überaus großen Zahl solcher Wortgruppen wäre dann nothwendig, und um Mißverständnissen hinsichtlich des Objectes und hinsichtlich der Beziehungen von Object und Eigenschaft oder Thätigkeit vorzubeugen, müßte oft eine ermüdende Anhäufung von Wortgruppen erfolgen. Da tritt nun einerseits die Beugung einzelner Worte und ihre Aneinanderreihung nach bestimmten Gesetzen, welche das Kind zunächst auch durch Nachahmung erlernt, also Grammatik und Syntax ein, behufs erleichterten Ausdruckes für die Beziehungen der Gegenstände und Vorgänge in der Außenwelt, andererseits der Gebrauch von Worten, die zur Bezeichnung einer größeren Zahl von Objecten, Eigenschaften und Thätigkeiten dienen, denen wesentliche Eigenthümlichkeiten gemeinsam sind, also Worte, die einen aus der Ableitung von einer größeren Reihe von sinnlichen Eindrücken hervorgegangenen Begriff ausdrücken, wie Mensch, Thier, Güte, Bosheit, farbig, tönend u. s. w.

Wie aber zwischen oft nacheinander auftauchenden Sinneseindrücken und deren Bezeichnung durch das Wort sich eine Verbindung herstellt, in Folge deren das Auftreten des einen das Entstehen des anderen bedingt, so findet ein Gleiches auch bei den Begriffen und ihrer Bezeichnung durch das Wort statt.

Und so gebietet das Kind dann über eine Anzahl von kleinen, grammatisch und syntaktisch gefügten Wortgruppen, durch deren Aneinanderreihung es seinen Erfahrungen über die Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt und die aus diesen abgeleiteten Begriffe, sowie seinen Beziehungen zu den einen und den anderen Ausdruck giebt. Das Kind hat damit die Fähigkeit der zusammenhängenden Rede gewonnen, eine Fähigkeit, deren Entwickelung aus der wiederholten Aufeinanderfolge von auf das Kind einwirkenden Eindrücken sich unter Anderem auch darin äußert, daß dieselbe sich zunächst am kräftigsten und deutlichsten in dem Aufsagen von auswendig gelernten Gebeten, Erzählungen und Gedichten äußerst.

Zu dieser Zeit müßte man beim Zugrundelegen des früher von uns gebrauchten Bildes die Vorgänge beim Sprechen sich versinnlichen an einer großen Zahl von zu Gruppen verschiedener Ordnung vereinigten dynamischen Maschinen und Accumulatoren. In den Gruppen niederster, also erster Ordnung tritt uns dabei der Apparat entgegen, den wir für die Versinnlichung des Aussprechens eines einen bestimmten Sinneseindruck bezeichnenden Wortes gewählt haben. Die Gruppen zweiter Ordnung, welche das Aussprechen von Begriffen symbolisiren, sind gleichartige Apparate, denen aber die Bestandtheile (S, s s') fehlen, welche wir zur Bezeichnung des Vorganges gewählt haben, der bei der Einwirkung eines bestimmten Objectes durch die

Google

Sinne und der Reproduction dieses Sinneseindruckes sich abspielt. Die Gruppen dritter Ordnung, welche die Verbindung zusammengehörender wiederholt nach einander aufgetauchter und dadurch gewissermaßen zu einem Complex verschmolzener Objecte, Eigenschaften, Handlungen und Begriffe, und deren Bezeichnung durch das Wort, also die Wortgruppen versinnlichen, bestehen aus einer Anzahl mit einander leitend verbundener Apparate erster und zweiter Ordnung. Eine in einem dieser Apparate hervorgerufene Bewegung theilt sich allen anderen Apparaten dieser Gruppe mit, ähnlich wie das Auftauchen eines einzigen Sinneseindruckes beim Kinde, in einem vorgerückteren Stadium der Sprache, die Reproduction anderer Sinneseindrücke oder das Auftauchen von in Beziehung mit denselben stehenden Begriffen und die entsprechende einfache Wortgruppe auslöst.

Die Verbindung einer größeren Anzahl von Gruppen dritter zu solchen vierter Ordnung versinnlicht dann das Stadium der zusammenhängenden Rede. Die in einer der Maschinen einer solchen Gruppe vierter Ordnung ausgelöste Bewegung setzt alle anderen Maschinen in Thätigkeit, ähnlich wie ein einziger Sinneseindruck, z. B. ein Bild, oder ein Schlagwort, die mechanische Abhaspelung eines längeren Gedichtes beim Kinde zu veranlassen vermag.

Während aber die Thätigkeit dieses Mechanismus zunächst immer eine geräuschvolle ist, das Kind allen Worten, die in demselben auftauchen, lauten Ausdruck giebt — ein Zustand, in dem es nicht selten bei der Umgebung eine gelinde Verzweiflung erregt — lernt es später die Reaction auf das Auftauchen der Worte in der Erinnerung durch das gesprochene Wort, in den Fällen wo dieses nicht erforderlich ist, unterdrücken. Der Vorgang ist derselbe wie bei der Unterdrückung der Geberden, und kann auf dem früher gebrauchten Schema durch Einschaltung einer durch einen entgegengesetzt gerichteten Strom bedingten Hemmung in C versinnlicht werden, welche diese Maschine verhindert, an der Bewegung der übrigen Maschinen Theil zu nehmen.

Die Sinneseindrücke mit den zugehörigen Worten und Bewegungsempfindungen tauchen dabei ebenso auf, wie beim lauten Sprechen, der ganze Vorgang führt aber nicht zu einer Bewegung in den Sprachwerkzeugen — das Kind spricht gewissermaßen innerlich. Es braucht wohl kaum aufmerksam gemacht zu werden, daß diese Verinnerlichung des Sprechens für alle die Fälle, wo eine Mittheilung nach Außen unnöthig, ja vielleicht schädlich ist, eine sehr zweckmäßige und kraftsparende Einrichtung ist. Auch die willkürliche Einschaltung dieser Hemmung muß das Kind erlernen, und ehe es die nöthige Uebung erlangt hat, kann man es oft genug auf lauten Selbstgesprächen ertappen. Wahrscheinlich haben wir in dem Umstande, daß Kinder so oft im Traume laut sprechen und im Fieber laut phantasiren, auch einen Ausdruck der noch nicht vollständig erlangten Sprachhemmung zu sehen. Unter der Einwirkung sehr lebhafter Eindrücke erweist sich aber auch bei Erwachsenen die durch Uebung erlangte Hemmung unzureichend, und das Sprechen steigert sich unwillkürlich von einem innerlichen zu einem äußerlichen, gewissermaßen

als wenn die von den anderen Maschinen auf C übertragene Bewegung zu kräftig wäre, um dort durch die gewöhnliche Hemmung überwunden zu werden. Wir haben hierbei etwas Aehnliches vor uns, wie bei der früher hervorgehobenen Begleitung der Lautsprache im Affecte durch Geberden, bei Personen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich lediglich der Lautsprache bedienen. Ob dieses innerliche Sprechen, oder, wie wir es auch nennen können, das stille Denken in Worten durch Reproduction von durch Worte hervorgerufenen Schalleindrücken, oder von durch das frühere Aussprechen dieser Worte hervorgebrachten Bewegungsempfindungen erfolgt, ist eine gerade in jüngster Zeit lebhaft erörterte Frage. Ohne in alle Einzelheiten des betreffenden Streites einzugehen, sei hinsichtlich desselben Folgendes bemerkt:

Nachdem, wie früher schon mehrmals hervorgehoben wurde, die Reproduction eines bestimmten Sinneseindruckes immer auch das Auftauchen derjenigen Sinneseindrücke zur Folge hat, welche oft gleichzeitig mit dem reproducirten Eindrucke entstanden sind, können wir nicht annehmen, daß bei dem Denken in Worten nur die eine oder andere jener beiden beim Erlernen der Sprache gemeinsam entstehenden Empfindungen erregt wird. Die Frage kann darum wohl nicht so gestellt werden, welche dieser beiden Empfindungen beim stillen Denken in Worten entsteht, sondern welche die lebhaftere und klarer in's Bewußtsein tretende ist.

Dabei mag es ja individuelle Verschiedenheiten geben, die durch Anlage und geistige Beschäftigung des Einzelnen bedingt sein können, wie ja auch hervorgehoben werden muß, daß nach einer eigenthümlichen Methode, nämlich durch genaue Verfolgung der von Anderen beim Sprechen vollzogenen Bewegungen mittels des Gesichts- und Tastsinnes, von Geburt aus taube Personen, also solche, die niemals einen durch ein Wort hervorgerufenen Schalleindruck empfangen haben, die Lautsprache erlernen. Auch dieses Sprechenlernen erfolgt durch Nachahmung, die Nachahmung bezieht sich aber nicht auf Schalleindrücke, sondern auf Wahrnehmungen, die durch den Gesichts- und Tastsinn gemacht worden waren. Gerade aus dem Umstande aber, daß unter solchen Verhältnissen das Erlernen des Sprechens sehr spät, mühsam und doch zumeist nicht vollkommen erfolgt, und daß die Sprache dann selbst im günstigsten Falle etwas sehr Einförmiges und Rauhes an sich trägt, erhellt die hohe Bedeutung der Schalleindrücke für die Aneignung der Lautsprache, wie daraus, daß Kinder, die gehört und auch bereits fließend gesprochen haben, das Sprechen wieder verlernen, wenn sie frühzeitig (nach den Erfahrungen Bonnafonts bis zum 11. Jahre) durch irgend eine Krankheit das Gehör verlieren, die Wichtigkeit der fortwährenden Erneuerung der durch die Worte hervorgerufenen Schalleindrücke für das Bewahren der Lautsprache hervorgeht.

Berücksichtigen wir nun neben diesen Erfahrungen an Taubstummen, daß das Kind in der Regel die Sprache durch Nachahmung von Schalleindrücken lernt, daß die durch Worte hervorgerufenen Schalleindrücke, weil sie auch durch das Sprechen der Umgebung erzeugt werden, weit häufiger bei

Google

dem Menschen entstehen, als dies hinsichtlich der durch das eigene Sprechen bedingten Bewegungsempfindungen der Fall ist, und darum im Ganzen lebhafter und leichter reproducirbar sein müssen als diese, so werden wir wohl beim stillen Denken in Worten im Allgemeinen ein Ueberwiegen jener Empfindungen erwarten müssen, welche durch Reproduction der den Worten entsprechenden Schalleindrücke bedingt sind.

Und Eines möchte ich noch zu Gunsten einer solchen Annahme aufführen, unsere Träume, die ja zum Theil auch ein stilles Denken in Worten sind, in denen wir aber die durch Worte bei uns hervorgerufenen Schalleindrücke oft so lebhaft in uns reproduciren, daß wir wähnen nicht nur selbst zu sprechen, während wir stumm sind, sondern auch Andere sprechen zu hören, und uns beim Erwachen oft erst allmählich davon überzeugen, daß wir allein gewesen sind.

Ein Rückblick auf die Betrachtungen über die Entwickelung der Sprache beim Kinde lehrt, wie groß die Summe geistiger Arbeit, wie groß das Aufgebot von Willen ist, welches das Kind aufwenden muß, um von den ersten einfachen Reflexlauten zur zusammenhängenden Rede und zum stillen Denken in Worten zu gelangen. Und hat es diese Stufe erreicht, so tritt unter unseren Verhältnissen alsbald die Nothwendigkeit an dasselbe heran, zwei weitere Fertigkeiten sich zu erwerben, die bei solchen Menschen, welche der Lautsprache mächtig sind, wohl mit dieser sich eng verknüpfen, aber doch auch jede für sich und zwar selbst von Taubstummen, die der Lautsprache nicht mächtig sind, erlernt werden können — nämlich Lesen und Schreiben, zwei Fertigkeiten, die man sich durch eine Combination von dynamischen Maschinen und Accumulatoren in ähnlicher Weise wie die Lautsprache versinnlichen kann, und deren Aneignung neuerdings einen erheblichen Aufwand geistiger Arbeit und Willenskraft erheischt. Erwägt man aber weiter, daß das Erlernen einer neuen Sprache abermals eine große Summe von Arbeit auf dem Gebiete der Laut- und Schriftsprache erfordert und daß schließlich die Sprachen im Unterrichte ja doch zumeist nur Hülfsmittel zum Erwerben anderweiten Wissens sind, so werden wohl gewisse Bedenken gegen den Unterricht in mehreren Sprachen insbesondere in der Kindheit entstehen müssen da man hiermit leicht übermäßige Anforderungen an die geistige Thätigkeit des Kindes stellt, oder wenigstens diese Thätigkeit einseitig für das Sprachstudium in Beschlag nimmt.

Sehr mannigfaltig sind nun die Störungen, welche die ausgebildete Lautsprache durch mangelhafte Thätigkeit des Nervensystems oder auch durch Fehler in den Sprachwerkzeugen erfährt. Die wichtigsten dieser Störungen lassen sich aber zurückführen auf drei Grundformen und zwar auf:

1. Störungen hinsichtlich des Aussprechens von Lauten oder Worten.

2. Störungen hinsichtlich der Reproduction der Worte aus dem Gedächtnisse.

3. Störungen hinsichtlich der Verknüpfung zwischen Wort und Bedeutung.

1. Da die Lautbildung, wie früher schon hervorgehoben wurde, durch

Google

eine, von der jeweiligen Stellung beweglicher Theile abhängige Brechung eines bei der Athmung erzeugten Luftstromes in der Mundhöhle bewirkt wird, so kann dieselbe Störungen erfahren: durch Mängel in der Athmung, durch mangelhafte Beschaffenheit und Thätigkeit der bei der Lautbildung in Betracht kommenden zusammenziehungsfähigen und beweglichen Theile, und durch Mängel in der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung in diesen Theilen. Die ersten beiden Mängel kann man sich an dem früher gewählten Beispiele versinnlichen durch Fehler in der Maschine Sp, welche selbst bei ganz intacter Function des übrigen Apparates zu mangelhaftem Auftreten der von Sp gelieferten Lautzeichen, ja selbst zu gänzlichem Ausbleiben derselben führen. Die Mängel in der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung in den bei der Lautbildung in Betracht kommenden Theilen müssen dann versinnlicht werden durch Fehler in der Maschine C, oder in der die Bewegung von C auf Sp übertragenden Leitung.

Mängel der Athmung kommen in Betracht beim Stottern, wo oft beim Versuch zu sprechen überhaupt, oder vor einzelnen schwierigen Lauten oder Worten ein Stillstand der Athembewegung eintritt, der auch bei sonst normal athmenden und sprechenden Menschen bei heftigen Affecten sich einstellen und, wie man sich dann wohl im Volksmunde ausdrückt, zu einem Verschlagen der Rede führen kann. Die Grundursache des Stockens der Rede ist dann das Fehlen eines durch die Athmung producirten Luftstromes, dessen Brechung Lautbildung bedingen könnte.

Oft aber kommt beim Stottern nebstbei oder auch allein eine mangelhafte Thätigkeit der zusammenziehungsfähigen Gebilde in Betracht, welche die Stellungsveränderungen der bei der Lautbildung mitwirkenden beweglichen Theile bedingen, und zwar ein zeitweise eintretender Krampf derselben, welcher sie verhindert, der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung zu folgen. Das Extrem dieser Verhältnisse stellt ein selten vorkommender Zustand dar, in dem bei jedem Versuch zu sprechen ein das Sprechen vollständig behindernder Krampf in den Sprachwerkzeugen auftritt.

Fehlerhafte Beschaffenheit der bei der Lautbildung betheiligten beweglichen Gebilde kann Stammeln bedingen, das heißt Unfähigkeit, die Laute richtig oder gewisse Laute überhaupt auszusprechen. Diese Sprachstörung kann aber auch hervorgerufen werden durch Mängel in der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung in diesen Theilen, welche in ihrer extremen Ausbildung die Unmöglichkeit der Lautbildung überhaupt bedingen. In letzterem Falle ist, falls keine anderweitigen Mängel bestehen, die Fähigkeit, die Worte aus dem Gedächtnisse zu reproduciren und mit den richtigen Sinneseindrücken und Begriffen zu verbinden, also das stille Denken in Worten erhalten, wie man eventuell aus der Wiedergabe des Gedachten durch die Schrift erschließen kann. Ein Analogon dieses Zustandes bietet das Kind zu jener Zeit dar, wo es noch keinen Laut nachspricht, aber beim Hören gewisser Worte an einer Kopfwendung oder ähnlichen Bewegungen erkennen läßt, daß es sich dieser

Google

Worte und ihrer Bedeutung erinnert. Bei geringeren Graden dieser Störung besteht nur die Unfähigkeit, gewisse Worte auszusprechen. Das regelwidrige Durcheinanderwerfen der Silben in einem Worte, das sogenannte Silbenstolpern ist gleichfalls hier anzuführen, das übrigens auch durch mangelhafte Reproduction der Worte im Gedächtnisse bedingt sein kann, in welchem Falle der Sprechende das Regelwidrige nicht bemerkt.

2. Störungen hinsichtlich der Reproduction der Worte aus dem Gedächtnisse beruhen stets auf einer Schädigung des Gehirnes, welche man sich durch einen Mangel in der Maschine w in unserem Schema zu versinnlichen vermag, in Folge dessen sie weder von w', noch von s oder B aus in Thätigkeit versetzt werden kann. Vorgesprochene Worte werden wiederholt, wobei die entsprechenden Bewegungsempfindungen entstehen und die Bedeutung des Wortes richtig aufgefaßt wird, welch letzteres aus den Geberden des Kranken zu entnehmen ist.

Ein wenn auch unvollständiges Analogon dieses Zustandes finden wir in dem Stadium der Sprache des Kindes, in der es nur das eben Gehörte nachzusprechen vermag. Geringere Grade dieser Störung finden sich bei alten Leuten sehr häufig, denen einzelne Worte, namentlich Eigennamen und Hauptworte aus dem Gedächtnisse entfallen sind, während sie dieselben unmittelbar nach dem Hören nachzusprechen vermögen.

3. Störungen hinsichtlich der Verbindung der Worte mit ihrer richtigen Bedeutung beruhen gleichfalls auf Läsionen des Gehirnes, welche man sich in dem früher gebrauchten Schema durch Unterbrechung der von w zu s führenden Leitung versinnlichen kann. Derartige Kranke hören Gesprochenes, ohne dasselbe aufzufassen, sie sprechen auch selbst ohne zu wissen, was sie sprechen, und machen zunächst durchaus den Eindruck geistiger Verwirrung. In ganz uncomplicirten Fällen, die allerdings sehr selten sind, läßt sich jedoch aus der ganzen Handlungsweise der Kranken und ihren Versuchen, sich durch Geberden verständlich zu machen, entnehmen, daß eine wirkliche Verwirrung bei ihnen nicht besteht. Eine gewisse Analogie für diese Erscheinung bietet jenes Stadium der Sprache bei Kindern, in dem diese nicht allen Worten, die sie hören und sprechen, eine Bedeutung oder wenigstens die richtige Bedeutung zu unterlegen wissen.

Als Sprachstörungen sind weiter noch zu erwähnen: überstürztes und verlangsamtes und grammatisch und syntaktisch fehlerhaftes Sprechen. Sowohl bezüglich des Tempos der Rede als der grammatischen und syntaktischen Richtigkeit derselben bestehen aber individuell und bis zur vollendeten Sprachentwickelung auch bei einem und demselben Individuum zeitlich sehr große Verschiedenheiten. Es werden daher nur sehr extreme oder solche Fälle als krankhaft bezeichnet werden können, in denen in einer dieser Beziehungen eine wesentliche Verschlechterung gegenüber dem früheren Zustande zu constatiren ist. In solchen Fällen aber ist die betreffende Sprachstörung nur Theilerscheinung einer umfassenderen Seelenstörung, und wird darum wohl auch besser als solche bezeichnet.

Google

Die Thatsache, daß man bei den drei angeführten Grundformen der Sprachstörung, die man wohl auch als aphasische Zustände bezeichnet, in der Regel Läsionen an einem bestimmten Abschnitte des vorderen Theiles des linken Großhirnes findet, hat Anlaß gegeben, diesen Theil des Gehirnes als nervöses Sprachcentrum zu bezeichnen, und mit Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse ihn als Sitz derjenigen Vorgänge beim Sprechen anzusehen, welche auf unserem Schema durch die Entladung der Accumulatoren s' w' und b und die Bewegung der Maschine w, s und B versinnlicht werden. Man kam hiermit im Wesentlichen eigentlich auf die Behauptung eines deutschen Arztes, Gall, zurück, der zu Beginn dieses Jahrhunderts die Anschauung aussprach, daß die verschiedenen Thätigkeiten der Seele in bestimmten Abschnitten des Gehirnes sich abspielen, und zwar die Sprachthätigkeit speciell im Stirntheil des Großhirnes. In weitesten Kreisen bekannt wurde Gall durch den Versuch, an diese Ansicht anknüpfend, die Entwickelung der einzelnen Fähigkeiten der Seele aus gewissen äußeren Merkmalen des Gehirnschädels zu erkennen. Aber seine nicht auf Thatsachen gestützte Behauptungen, die eine Zeit lang großes Aufsehen erregten, wurden bald vergessen, und erst weit später verschaffte der Umstand, daß man fast regelmäßig bei Leichenöffnungen an aphasisch Gewesenen anatomische Veränderungen im linken Stirnhirn fand, der früher bezeichneten Annahme bleibende Geltung bei den Forschern. Diese Annahme ist aber nicht so zu verstehen, als käme nur diesem Theile des Gehirnes die Fähigkeit zu, die nervösen Erregungen zu vermitteln, welche zum Sprechen nothwendig sind. Gegen eine solche Deutung spricht sowohl der Umstand, daß einzelne Personen, welche, wie nachträglich die Leichenöffnung lehrte, eine vollständige Zerstörung jener Theile erfahren hatten und darnach aphasisch geworden waren, allmählich wieder sprechen gelernt haben, wie der weitere Umstand, daß man bei Personen, welche nicht wie gewöhnlich die rechte sondern die linke obere Extremität vorzugsweise geübt hatten, also bei sogenannten Linkshändern, nach vorausgegangener Aphasie nicht am linken, sondern am rechten Stirnhirn Zerstörungen fand, ein Umstand, der damit in Zusammenhang gebracht werden muß, daß die Bewegungen der linken Körperhälfte von der rechten Gehirnhälfte aus erregt werden, und daß also bei Linkshändern nicht wie gewöhnlich die linke, sondern die rechte Gehirnhälfte insbesondere in Anspruch genommen und geübt wird. Nicht als einen fertig angeborenen und nach der Geburt selbstthätig in Wirksamkeit tretenden Mechanismus können wir uns daher jenes Sprachcentrum denken, sondern in Uebereinstimmung mit unseren Erfahrungen über die Entwickelung der Sprache beim Kinde lediglich als den Theil des Gehirnes, der besonders befähigt ist, durch Uebung die Umgestaltung zu einem solchen Mechanismus zu erfahren.

Google

Thomas Carlyle.

Ein Lebensbild.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

Der englische Essayist, Historiker und Philosoph Thomas Carlyle ist bei uns in Deutschland bekannt und in gewisser Weise gewürdigt, aber wohl kaum schon mit dem Verständniß, das er verdient. Für seine angelsächsischen Landsleute in England und in Amerika war er seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts eine hervorragende zeitgenössische Charaktergestalt von völlig eigenartiger Bedeutung; und wie tief und weit verbreitet das Interesse für ihn in jenen Kreisen noch immer fortdauert, bewies vor Kurzem, nach dem Abschluß seiner langen Laufbahn, die leidenschaftlich erregte Theilnahme, welche durch das Erscheinen seiner autobiographischen Reminiscences (1881), die Sammlung der Briefe seiner Frau (1883) und die Biographie Froudes (1882—85), nicht zu reden von vielen kleineren Lebensbeschreibungen und Memoiren, auf beiden Seiten des atlantischen Oceans hervorgerufen wurde. Die Wirkung dieser erstaunlich rasch anwachsenden Carlyle-Literatur war eine eigenthümliche. Sie lehrte den Menschen Carlyle von einer Seite kennen, die der Masse seiner Bewunderer wie seiner Gegner in mancher Hinsicht neu war, und sie veranlaßte bei jenen Bedauern, Verstimmung, Enttäuschung, bei diesen die cynische Genugthuung des Unglaubens an eine in sich vollendete heroische Persönlichkeit. Neben der genialen Originalität des Schriftstellers hatte immer, als wesentliches Element des Eindrucks von Carlyles Werken, die Vorstellung einer helden-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

haften Kämpfernatur sich geltend gemacht. Jetzt gewann man durch seine eigenen posthumen Bekenntnisse, wie durch das Zeugniß derer, die ihm im Leben am nächsten gestanden, unerwartete Einblicke in die Mängel und Schwächen dieses Charakters, und eine Reaction war unvermeidlich. Der aufgewirbelte Staub der Controverse verdunkelte den Ruhm Carlyles. Seine granitnen Züge erschienen in zweifelhafter Beleuchtung. Ein Chor mißbilligender Stimmen erhob sich gegen Froude, seinen Biographen und literarischen Testamentsvollstrecker, dem man Indiscretion, Uebereilung, Rücksichtslosigkeit gegen das Andenken des dahingeschiedenen Freundes vorwarf. Froude seinerseits vertheidigte sich durch den doppelten Hinweis auf directe mündliche und testamentarische Verordnungen und auf das Interesse der Wahrheit, dem alle andern Rücksichten hintanzusetzen der innersten Natur seines Freundes gemäß gewesen. Und wenn es auch gegen diese Vertheidigung nicht an Einwänden fehlte, so übte doch der Umstand, daß sie thatsächlich vollkommen begründet war, allmälig einen um so entschiedeneren Einfluß, je naturwahrer und bedeutender das Lebensbild Carlyles in Froudes vierbändiger Biographie zu voller Gestaltung heranreifte. Gegenwärtig scheint in dem Meinungskampfe eine Pause eingetreten, die zu einer unbefangenen Würdigung der gewonnenen Resultate auffordert. Ehe ich jedoch von diesen rede und die hervorragendsten Thatsachen der Lebensgeschichte Carlyles zusammenstelle, scheint es mir zum bessern Verständniß seines Charakters von Wichtigkeit, die dauernde Stellung anzudeuten, welche ihm, wie ich glaube, in der Geschichte unseres Jahrhunderts gebührt.

Am umfassendsten läßt diese Stellung sich wohl bezeichnen, wenn man sagt: daß Carlyle einer der größten Vorkämpfer der Reaction des 19. gegen das 18. Jahrhundert war, d. h. der Reaction der idealistischen gegen die materialistische Weltansicht, die in dem Zeitalter der Aufklärung die Oberhand gewonnen hatte und in der französischen Revolution culminirte. Die Wogenschläge dieser Reaction berührten alle europäischen Völker: auf dem Gebiete der Politik durch die großen Kämpfe gegen das revolutionäre Frankreich und den Sturz des napoleonischen Kaiserthums, in den Gemüthern der Menschen durch eine ebenso entschiedene Wendung in der Richtung des Denkens und der geistigen Bestrebungen. In Deutschland fand diese Wendung ihren Ausdruck zum Theil schon in unserer klassischen, dann in höherem Grade in unserer neuromantischen Literatur. In England wird sie charakterisirt durch die Romantik Sir Walter Scotts, den Naturalismus Wordsworths, den Weltschmerz Lord Byrons, den pantheistischen Idealismus Shelleys, die germanisirende Mystik von Coleridge und den puritanischen Idealismus Carlyles. Eine glänzende Reihe bedeutender Geister, die aber, während jener eine Grundzug ihnen gemeinsam ist, zugleich in sehr wesentlichen Charakterverschiedenheiten einander gegenüber stehen. Man kann sie zunächst in zwei Gruppen sondern: die Gruppe Scott-Wordsworth-Coleridge, welche idealistische mit reactionären, und die Gruppe Byron-Shelley-Carlyle, welche idealistische

Google

mit revolutionären Tendenzen vereinigte. Eine conservativ vertiefte Erneuerung des durch Aufklärung und Revolution erschütterten früheren Zustandes der Dinge und der Ideen schwebte jenen als Ideal vor, während diese, obgleich ebenfalls einer blos verstandesmäßigen Aufklärung abhold, doch wesentlich von revolutionären Sympathieen erfüllt und von der Nothwendigkeit des Aufbaues einer neuen Ordnung der Dinge, auf dem Grunde einer neuen Weltansicht, durchdrungen waren. Was Carlyle persönlich angeht, so deuten schon die oben gebrauchten Beiworte „puritanischer Idealismus" seine eigenthümliche Stellung an. Obgleich ein Schotte, empfand er wenig oder gar keine Sympathie für die von seinem Landsmann Sir Walter Scott versuchte romantische Wiederbelebung der Vergangenheit. Dem loyalen Naturalismus Wordsworths versagte er seine Achtung nicht, konnte sich jedoch in den Schranken desselben nicht wohl fühlen. Ebensowenig verlockte das mystisch verworrene Genie von Coleridge, trotz seiner wunderbaren Beredtsamkeit, ihn in das Labyrinth der Bemühungen, das freie Denken zu versöhnen mit dem Glauben an die christliche Dogmatik. Die feurige Energie des Byron'schen Weltschmerzes hatte nur als geistige Entwickelungsphase für ihn Bedeutung, während der verschwommene Idealismus Shelleys ebenso abstoßend auf ihn wirkte, wie sein theoretischer Atheismus. Allen diesen berühmten Zeitgenossen stand Carlyle in großartiger Originalität und Schroffheit gegenüber. Später als sie geboren (er war einige zwanzig Jahre jünger als Scott, Wordsworth und Coleridge, sieben Jahre jünger als Byron, drei als Shelley), überlebte er sie alle bis in das höchste patriarchalische Alter und empfand nicht blos die Einwirkungen der ersten revolutionären Epoche und der Reaction, welche dieser folgte, sondern das Wiederaufleben des revolutionären Geistes in der Katastrophe von 1830 und die dann folgende, mächtig umgestaltende Thätigkeit dieses Geistes bis in die jüngste Gegenwart. Aber auch mit dem Geschlecht dieser neuen Aera, das in England seine Hauptvertreter in Bentham, Mill, Cobden, Herbert Spencer und Darwin hatte, konnte er sich nur theilweise befreunden. Ebenso radikal und heterodox wie sie, betrachtete er doch die von ihnen empfohlenen Mittel zur Besserung der Zustände der leidenden Menschheit, wie die Philosophie, durch welche sie die Geheimnisse des Daseins zu erklären meinten, mit pessimistischen Unglauben und fuhr fort Ideale zu predigen, die ihn in den meisten Dingen zu den Tendenzen der Zeit in schroffen Widerspruch setzten. Seine Natur war in großen Verhältnissen angelegt. Auf einem in die fernsten Tiefen des Weltalls hinabreichenden Grunde des Ernstes und der Ehrfurcht entfaltete sie die Blüthe eines glänzenden Humors. Spartanische Urkraft und Rauhheit der Sitte und des Denkens vereinigten sich in ihm mit der immer gegenwärtigen Empfindung pantheistischer Sympathien, ein Blick von der durchdringendsten Schärfe für die Realitäten der Welt mit den höchsten idealen Aspirationen. Aber an seinem Ideal gemessen, erschien die Welt im Großen und Ganzen ihm in einer traurigen Verfassung, während die Wege des Fortschritts, welche die gegenwärtige

Google

Menschheit wandelt, ihn mehr mit melancholischen Zweifeln erfüllten, als mit frohen Voraussichten der Hoffnung.

Zum Verständniß dieser eigenthümlich gemischten Natur Carlyles sind abgesehen von den allgemeinen Zeitverhältnissen, die Thatsachen seiner Herkunft und der Umstände, unter denen er aufwuchs, von wesentlicher Bedeutung. Am 4. December 1795 in Ecclefechan, einem Dorfe der südschottischen Grafschaft Dumfries geboren, verlebte er seine erste Jugend in dem engen Kreise primitiver bäuerlicher Verhältnisse, dem seine Eltern angehörten. Sein Vater, anfangs Maurer in Ecclefechan, dann Pächter eines kleinen Landgutes in der Nachbarschaft, war ein Mann von ungewöhnlicher Tüchtigkeit und Originalität, aber auch von rauher Schroffheit des Charakters. In dem liebevoll ausgeführten Portrait, das sein berühmter Sohn nach seinem Tode von ihm entwarf*), erscheint er als das Urbild einer stämmigen Männernatur von altem Schrot und Korn, praktisch, zweckbewußt, unermüdlich thätig, von sicherm Scharfblick und treffendem Witz, aber auch lakonisch einsilbig, finster, verschlossen und voll von der Heftigkeit vulcanischer Ausbrüche eines leidenschaftlichen Temperaments — ein Mann, dem vermuthlich nur die Gunst der Verhältnisse fehlte, um eine bedeutende Rolle zu spielen, und der sich in dem ihm angewiesenen engen Kreise schmerzlich abmühte nach einem Ausweg aus dem dunkeln Labyrinth des Widerspruchs zwischen seiner Fähigkeit und seiner Bildung. Carlyle spricht von ihm mit der höchsten Verehrung, gesteht aber zugleich, daß eine gewisse Unnahbarkeit und eine aus dieser entspringende Scheu und Furcht die Gefühle der Liebe zu dem Vater. den er so hoch verehrte, in ihrem natürlichen Wachsthum gehemmt habe, Um so inniger gestaltete sich das Verhältniß zu seiner Mutter, in deren Wesen die lebhafte, bewegliche, liebenswürdige Sinnesweise ebenso charakteristisch ausgeprägt war wie die praktische Tüchtigkeit und Selbständigkeit des Geistes. Die wärmste Neigung verband von früh auf bis an ihr spätes Ende Mutter und Sohn. Bei ihr fand Carlyle schon als Knabe und Jüngling ein liebevolles Verständniß; als er berühmt wurde, blickte sie mit Bewunderung zu ihm empor und begleitete ihn zugleich mit mütterlicher Sorge und mütterlichem Stolz auf den kühnen Gedankenflügen, die ihn so weit entfernten von dem engen Kreise, in welchem ihr Leben verfloß, während er selbst doch unverbrüchlich die Pietät für die Mutter und für die Heimat bewahrte. Wenn sein Charakter wesentlich nach dem Typus des Vaters gemodelt war, so schrieb er gewiß mit Recht viel von der naturwüchsigen Eigenart seines Genies dem mütterlichen Einfluß zu und nach seiner Niederlassung in London, die nicht lange nach des Vaters Tode stattfand, verfloß kaum ein Jahr, ohne daß er die alte Frau durch wochenlange Besuche in ihrer fernen schottischen Landeinsamkeit erfreute. So verschieden übrigens die Charaktere beider Eltern geartet waren, beide wurzelten fest in dem Boden des schottischen

*) Im ersten Bande der „Reminiscences".

Google

Puritanismus und das war ein anderer Grundeinfluß, durch welchen Sinn und Wesen des Menschen und des Schriftstellers Thomas Carlyle dauernd bestimmt wurde.

Nach der Anschauung des schottischen Puritanismus ist das Menschenleben ein rauhes Kampfgebiet schroffer, gewaltiger Gegensätze. Sein Gott und seine Welt sind mehr die des alten als die des neuen Testaments. Die extremen Vorstellungen von Himmel und Hölle, Sünde und Gerechtigkeit, Erlösung und Gericht sind ihm stets in furchtbarer Nähe gegenwärtig, werfen ihre grelle Beleuchtung von tiefem Schatten und blendendem Licht nicht blos auf Anfang und Ende, sondern in alle Ecken und Winkel, über die geringsten Vorgänge des täglichen Lebens. Er ist mehr pessimistisch als optimistisch, glaubt fester an den strafenden göttlichen Zorn als an die verzeihende göttliche Liebe, ist tiefer überzeugt von der eingeborenen menschlichen Schlechtigkeit und Entartung als von irgend welchen guten Eigenschaften, die der schwache, höherer Leitung bedürftige Mensch aus eigenem Antrieb entwickeln könne. Nur innerhalb des Kreises seiner Glaubenslehren liegt die Möglichkeit des Heils; für alles außerhalb derselben Befindliche hat er wenig mehr als dunkle Vorahnungen unvermeidlicher Verdammniß. Wenn diese finstere Weltansicht schon damals Manches von ihrer schroffen Form verloren hatte und durch Einflüsse verschiedener Art (unter denen nur der scharfe gesunde Menschenverstand, sowie der eifrige Erwerbstrieb des schottischen Volkes erwähnt seien) modificirt wurde, so wurzelte sie doch tief und fest in dem engeren Lebenskreise, in welchem Carlyle seine ersten geistigen Einflüsse empfing, und fand überdies einen fruchtbaren Boden in seinem persönlichen Temperament, das von Haus aus zu grübelnder Melancholie neigte. Dieser letztere Umstand, im Zusammenhang mit dem von früh auf bei dem Knaben hervortretenden ungewöhnlichen Lerneifer, veranlaßte seinen Vater, ihn für eine gelehrte Laufbahn zu bestimmen, eine Laufbahn, deren natürliches Ziel unter den angedeuteten Verhältnissen das Studium der Theologie, dessen praktische Consequenz das Prediger- und Seelsorgeramt sein mußten. Schottland hatte vor seinem übrigens in der Civilisation ihm bedeutend vorangeschrittenen historischen Gefährten, England, längst ein weit verbreitetes, billiges, allen Volksklassen zugängliches Erziehungswesen voraus gehabt. Es kam dort verhältnißmäßig häufig vor, daß Söhne der niederen Stände auf der Universität in Edinburgh studirten und durch Talent und Energie Zutritt erlangten in den verschiedenen Berufsfächern. Dennoch empfand Carlyle den nicht ohne Opfer durchzuführenden Entschluß seines Vaters um so mehr als Grund dauernder Dankbarkeit, als auf den schottischen wie auf den englischen Universitäten die allgemeinen Studien den sogenannten Brotstudien vorangehen, für die schließliche Wahl eines Berufes daher immer ein gewisser Spielraum offen gelassen wurde.

Vorgebildet in der Dorfschule in Ecclesechan und in der Stadtschule in Annan, bezog Carlyle also im Herbst 1810, noch nicht ganz fünfzehnjährig, die Universität Edinburgh. Es öffnete sich ihm dort eine neue Welt: ein ver-

Google

hältnißmäßig großstädtisches Leben, Tendenzen der Bildung und des Denkens, die zu den Erfahrungen, in denen er aufgewachsen war, einen überraschenden Gegensatz bildeten. Edinburgh genoß damals, im Vergleich mit Oxford und Cambridge, nicht mit Unrecht den Ruf des Liberalismus und Rationalismus, und eine Rückwirkung dieser Denkweise auf die puritanische Orthodoxie einer feurigen, empfänglichen, leidenschaftlichen Seele wie der des jungen Carlyle war unvermeidlich. Nicht lange, so empfand sein gläubiges Gemüth die nagenden Zweifel der Reflexion. Er sah sich in innere Kämpfe gestürzt, welche die Welt seines Glaubens in ihren Fugen wanken machten und lange Jahre seinen Seelenfrieden umdüsterten. Wenn er aber in dem Sturm und Drang dieser Kämpfe die Mängel seiner früheren Weltansicht klar genug erkannte, so gewährte doch andererseits die Lösung der Räthsel der Welt und des Menschenlebens, welche die herrschende rationalistische Philosophie an deren Stelle setzte, ihm nichts weniger als die ersehnte Befriedigung. Ueberhaupt entsprachen die Leistungen der Universität in keiner Weise seinen Erwartungen. Vor dem rohen lärmenden Treiben der Commilitonen zog er sich mit sensitiver Scheu in sich selbst zurück. Mit faustischer Rastlosigkeit und Unersättlichkeit durchschweifte er alle Gebiete des Wissens, ohne den Seelenfrieden wieder zu gewinnen, den die Reflexion ihm zerstört hatte. Merkwürdig genug war es die exacteste aller Wissenschaften, die Mathematik, in der er sich gerade während dieser Periode düsterer chaotischer Gährung am meisten auszeichnete. Doch verließ er nach vierjährigen Studien (1814) die Universität, ohne einen der üblichen akademischen Grade erlangt zu haben. Den Gedanken an die theologische Laufbahn hatte er noch nicht ganz aufgegeben, aber die Vorbereitungen für den Eintritt in dieselbe wurden verschoben. Nicht lange nachdem er Edingburgh verlassen, fand er eine Anstellung als Lehrer der Mathematik an der Stadtschule in Annan, in der er die nächsten zwei Jahre (1814—1816) beschäftigt war, dann eine ähnliche in Kirkcaldy, einem Städtchen in Fifeshire, am Firth of Forth, Edinburgh gegenüber, wo er die beiden folgenden Jahre (1816—1818) ausharrte. Hier schloß er seinen Freundschaftsbund mit Edward Irving, der ebenfalls während jener Jahre in Kirkcaldy schulmeisterte, und zugleich mit Irving kam er im Jahre 1818 zu dem Entschluß, dem Schulmeisterthum, das ihm widerstrebte, zu entsagen, obgleich nicht wie Irving zu der weiteren Entscheidung, statt dessen die theologische Laufbahn zu betreten. So dunkel die Zukunft vor ihm liegen mochte, daß dies für ihn unmöglich sei, war ihm inzwischen zweifellos klar geworden. Er dachte an eine schriftstellerische Thätigkeit und ging zur Anknüpfung von Beziehungen, die ihm zu diesem Zweck von Nutzen sein könnten, nach Edinburgh.

Die Anfänge waren schwer und dornenvoll genug. Bei umfassenden Kenntnissen und feuriger Einbildungskraft fehlte es Carlyle an der Leichtigkeit des sich einschmeichelnden Talents. Sein angeborener puritanischer Ernst im Bunde mit einem stark entwickelten sensitiven Stolz des Charakters verschmähte die hergebrachten Wege, die zu weltlichen Erfolgen führen. Dazu

Google

kam, daß er sich schon damals durch zu angestrengtes Arbeiten ein Magenleiden zugezogen hatte, dessen störrische Beharrlichkeit einen großen Theil seines späteren Lebens verbitterte. „The hag dyspepsia“ nennt er es in seinen „Reminiscenses.“ Und wenn gewisse Kritiker, die nach seinem Tode nicht ohne cynisches Behagen meinten, Carlyles ganze Weltansicht würde eine andere Färbung gewonnen haben, hätte er einen gesunden Magen gehabt, weit über das Ziel hinausschossen, so geht doch aus seinen eigenen Geständnissen hervor, daß er sich des quälenden Alpdrucks „der Hexe Dyspepsie“ auf seine Stimmung und Arbeitskraft nur zu schmerzlich bewußt war. Auch blieben seine Bemühungen in Edinburgh vorläufig ohne Erfolg. „Carlyle,“ schrieb sein Freund Irving in einem Briefe vom Jahre 1819, „geht fort. Es ist höchst seltsam, daß ein Mann wie er aus Mangel an Beschäftigung auf's Land getrieben wird. Natürlich hat er, wie jeder Mensch von Talent, dieses Patmos mit Hoffnungen auf die Erfüllung mancher glänzenden Pläne umgeben. Er sagt: es liegt mir ob, die Enden meiner Gedanken zu verknüpfen, was Niemand auf diesem gedankenlosen Schauplatze thun kann. Es liegt mir ob, meine Ansicht vom Leben zu reformiren und den ganzen Plan meines Wirkens umzugestalten; außerdem habe ich meine Gesundheit wieder herzustellen. Dann werde ich mein Schiff noch einmal auf die Gewässer dieses weiten Reiches auslaufen lassen und wenn mir die Fahrt nicht gelingt, werde ich nach Westen steuern und das Meer einer anderen Welt versuchen? So argumentirt er, aber ohne Frage steht ihm ein besseres Schicksal bevor als ein freiwilliges „Exil.“

Die heimatliche Landeinsamkeit übte ihren wohlthätig beruhigenden Einfluß auf sein wildbewegtes Gemüth aus. Seine Eltern ahnten die Kämpfe die ihn erschütterten, und beklagten die Zweifel, welche seinen Eintritt in die früher gewählte Laufbahn hemmten, aber sie ehrten den Ernst seiner Ueberzeugung und beobachteten gegen ihn eine schonungsvolle Rücksicht, die er mit tiefer Dankbarkeit empfand. Doch so leidenschaftlich er suchte, die harmonische Auflösung der chaotischen Dissonanzen zweier streitenden Weltanschauungen wollte sich nicht finden. Auch als ein neuer Aufenthalt in Edinburgh im Jahre 1820 ihm die Genugthuung brachte, von David Brewster als Mitarbeiter der damals erscheinenden Edinburgh Encyclopaedia angestellt zu werden, erweckte dieser Erfolg keine entsprechende Arbeitsfreudigkeit bei dem jungen Autor. Seine Beiträge, die sich über die Jahre 1820—1823 erstreckten und Artikel über Lady Montague, Montaigne, Montesquieu, Montfaucon, Sir John Moore, Necker, Nelson, die Niederlande, Newfoundland, Norfolk, Northamptonshire, Northumberland, Mungo Park und den älteren und jüngeren Pitt umfaßten, sind, obgleich er selbst sie der Aufnahme in seine gesammelten Werke nicht werth hielt, noch immer merkwürdig durch die darin angedeutete Richtung seiner Studien auf die Geschichte, wie durch Stil und Urtheil, die an das klassische Vorbild Samuel Johnsons erinnern. Eine entscheidende Wendung seiner Denkweise wurde jedoch erst herbeigeführt durch seine Bekanntschaft mit

Google

der deutschen Literatur. Erst aus der Durchdringung des Idealismus, den er aus dieser schöpfte, mit seinen früheren puritanischen Idealen empfing er die wesentlichsten Impulse, welche seiner späteren schriftstellerischen Thätigkeit ihr charaktervolles Gepräge verliehen.

Der Beginn dieses Umschwungs fiel in die Jahre 1821—22. Schon als Student hatte Carlyle, in Folge der Lecture von Madame des Staëls „De L'Allemagne" das lebhafte Verlangen gefühlt, die deutsche Literatur kennen zu lernen, aber er hatte keinen Lehrer der deutschen Sprache finden können. Jetzt endlich wurde ihm dieser Wunsch durch einen aus Deutschland heimgekehrten Bekannten erfüllt und bald war er tief in deutsche Studien versunken. Den für sein Leben epochemachenden Eindruck, die Offenbarung der neuen Geisteswelt, deren Aufgang er so lange schmerzlich ersehnt hatte, empfing er durch den Genius Goethes und zunächst durch dessen „Wilhelm Meister". Mit hinreißender Gewalt trat ihm aus diesem großen Werke der dichterische Reichthum der Phantasie, die philosophische Tiefe des Denkens, der humane Idealismus und der werkthätige Drang zu einer harmonischen Uebung der schaffenden Kräfte entgegen, um deren Gewinn er so viele verworrene Kämpfe geführt hatte. Statt der thatlosen Grübeleien des skeptischen Verstandes hörte er als Summe aller Weisheit das Motto: Gedenke zu leben! den anfeuernden Zuruf: Hier oder nirgends ist Amerika! Goethes ganze große Erscheinung in der modernen Welt erfüllte seine eigene kämpfende Seele mit neuem Muth und neuer Hoffnung. „Was Goethe betrifft," schrieb er fünfzehn Jahre später an seinen Freund John Sterling, der in diesem Punkte anderer Meinung war, „so hat, wie ich immer sage, noch kein anderer Mensch so wie er erkannt, was das Christenthum für uns ist und was das Heidenthum und was alle anderen T h ü m e r für uns sind, und kein anderer ist in seiner eigenen Epoche mit dem dieser angemessenen Leben so vertraut gewesen wie er. Das ist, kurz gesagt, die Definition, die ich immer von Goethe gegeben habe, seit ich ihn zuerst kennen lernte. Der Anblick eines solchen Mannes war für mich ein Evangelium der Evangelien und rettete mich thatsächlich, wie ich glaube, von äußerer und innerer Vernichtung. Wir sind jetzt weit getrennt, aber die Erinnerung an ihn wird mir immer gesegnet bleiben, als die eines Befreiers vom Tode."

Auf die Veranlassung Brewsters übertrug Carlyle noch 1821—22 Legendres Geometrie in's Englische und setzte seinem eigenen hervorragenden Talent für die Mathematik ein dauerndes Denkmal durch einen hinzugefügten „Essay on Proportion". Dann warf er sich mit allen Kräften auf das Studium der deutschen Literatur und die Beschäftigung mit dieser, die Verarbeitung der durch sie angeregten Ideen erfüllte von nun an vorzugsweise die nächsten zehn Jahre seines Lebens. Schon andere englische Autoren hatten vorher den Einfluß der deutschen Literatur und Philosophie empfunden und demselben einen internationalen Ausdruck gegeben — unter ihnen Coleridge und Sir Walter Scott. Aber keiner versenkte sich mit so hingebender Liebe

Google

in diese fremde Geisteswelt, keiner erschloß seinen Landsleuten ihre Schätze in so weitem Umfang und mit so tiefem Verständniß, keiner erfuhr persönlich ihre lebenschaffende Wirkung mit so durchgreifender Gewalt wie Thomas Carlyle. Es genügt hier, an sein Leben Schillers (1824), an seine Uebersetzung Wilhelm Meisters (1825), an seine 1827 unter dem Titel German Romance veröffentlichte Auswahl von Uebersetzungen aus den Werken der romantischen Schule und an die lange Reihe seiner vorzüglichen Essays über deutsche Literaturgeschichte und über die Koryphäen der neueren deutschen Literatur in der Edinburgh, der Foreign, der Westminster Review und Frazers Magazine zu erinnern, um anzudeuten, was er auf diesem Gebiete des internationalen Ideenaustausches im besten Sinne geleistet hat. Während dieser Jahre knüpfte sich auch, in Folge der Uebersendung seines Leben Schillers und der Uebersetzung von Wilhelm Meister, Carlyles brieflicher Verkehr mit Goethe an, von dem Goethes nachgelassene Werke interessante Auszüge mittheilen. 1826 verheirathete sich Carlyle mit Jane Welsh, der Tochter eines Arztes in Haddington und auf dem dieser ausgezeichneten Frau gehörenden kleinen Landgute Craigenputtock, woher auch seine Briefe an Goethe datirt sind, verbrachte er dann, in der weltfernen Einsamkeit des schottischen Haide- und Berglandes, den größten Theil jener deutschen Periode seines Lebens, bis 1834. Die Einsamkeit vertiefte die Macht der empfangenen Eindrücke. So verschieden er in manchen Dingen von seinen deutschen Vorbildern war und blieb, so unauslöschlich lebte in ihm die Nachwirkung des humanen Idealismus fort, den er zuerst aus deutscher Quelle geschöpft hatte. Diese Wirkung erstreckte sich auch auf seinen Stil, der voll ist von Germanismen, wennschon nur eine oberflächliche Ansicht ein wesentliches Element seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeit darin erkennen kann. Das Genie Carlyles war jedenfalls von zu schroffer, feuriger Originalität, als daß er fremde Ideen und Formen als etwas blos äußerlich Gegebenes sich hätte aneignen oder nachahmen können. Am unmittelbarsten erscheint er wohl unter dem Einfluß Jean Pauls, und wie unendlich verschieden ist er doch von diesem deutschen Vorgänger! In der That war selbst die gewaltige Revolution, welche der deutsche Idealismus in ihm hervorbrachte, nicht im Stande, die granitnen Fundamente des Puritanerthums zu erschüttern, auf denen seine Natur ruhte. In seinem innersten Wesen widerstrebte ihm von Anfang an die blos ästhetische Spielerei mit geistigen Dingen; ja er ging in dieser Abneigung so weit, daß er, als echter Puritaner, immer eine abwehrende Haltung behauptete gegen Kunst und Theater, wie gegen die leichteren, blos belletristischen Gattungen der Literatur. Ebenso hielt er, trotz der fortschreitenden Erweiterung seiner Ideenwelt, hartnäckig fest an gewissen Formen puritanisch-biblischer Ausdrucksweise, die für ihn im Grunde nur noch eine symbolische Bedeutung bewahrten; und nicht zufrieden, sich mit der Freiheit des Denkers das Reich des Geistes zu bauen, erfüllte er ein unabweisliches Bedürfniß seiner Natur, indem er mit leidenschaft-

Google

lichem Puritanerernst den Maßstab seiner Ideale anlegte an die Zustände der wirklichen Welt. Schon mehrere der Periode von Craigenputtock angehörende Arbeiten lassen diese Wendung von dem Gebiete der Literatur auf das Feld der Zeit erkennen, darunter die großartigen, zu wenig bekannten Essays „Signs of the Times“ und „Characteristics“. Am umfassendsten erscheint sie in der 1831 entstandenen autobiographischen Dichtung „Sartor Resartus“, die unter der Form einer Philosophie der Kleider in halb faustisch tiefsinnigem, halb jean-paulisch humoristischem Stil die Philosophie des transscendentalen Idealismus entwickelt und diese der Beurtheilung des Menschenlebens in seinen persönlichen und historischen Erscheinungen zu Grunde legt. Der Contrast dieses Idealismus mit dem factischen Bestand der Dinge erschließt auch zuerst eine andere hervorragende Eigenschaft von Carlyles Genie: seinen Humor, der wesentlich in den ernsten Tiefen jener ideellen Anschauung und des schroffen Widerspruchs derselben mit der Alltäglichkeit wurzelt. Bis in sein höchstes Alter bewahrte Carlyle die Fähigkeit des lauten, unauslöschlichen Lachens dieses Humors. Mitunter mochte derselbe eine cynisch-pessimistische Richtung nehmen, doch sein Hauptelement war das Mitleid mit dem Elend des Menschenlebens; und trotz seiner melancholisch tiefen Einsicht in die grellen Gegensätze unserer Welt zu dem Ideal der Humanität war er auch nicht ohne den Abglanz der Hoffnung. Wenn das Einfallen des Lichtes der ewigen Ideen, des Flammenglanzes von Weltuntergang und Welterneuerung, in das gährende Chaos der endlichen Gestalten und Formen in seinen Schriften nicht selten die düstersten rembrandtartigen Effecte hervorbringt, wenn alle Mißtöne, das ganze verworrene Ringen unserer revolutionären Epoche bei ihm zu dem gewaltsamsten Ausbruch kommen und es nicht selten scheinen will, als ende seine Philosophie in einem grellen Aufschrei der Verzweiflung, so ruhen doch unter diesen wild aufgeregten Wogen die Fundamente seiner Ueberzeugung auf festem Grunde und das letzte Resultat seiner Weisheit ist die Aufforderung, im Dienste der Wahrheit, im Glauben an den Sieg einer vernünftigen Weltordnung zu leben, zu arbeiten, zu hoffen. Von der gegenwärtigen Menschheit lehrt ihn seine „Philosophie der Kleider“, daß sie sich in veralteten Zeitgewändern der Kirche, des Staates, der Gesellschaft umherherschleppe, veraltet, weil der lebenschaffende Geist aus ihnen verschwunden, weil die Formen nicht mehr eins sind mit den Ideen. Doch sie erscheint ihm auch unter dem Bilde eines sich verbrennenden Phönix, aus dessen Asche eine verjüngte Menschheit in schönerer Gestalt erstehen wird.

Diese Gedankengänge mußten ihn mit Macht zu geschichtlichen Studien hinführen. Und vor allem war es ein großes Ereigniß, das seine Aufmerksamkeit fesselte, weil es ihm mehr als irgend ein anderes über die gegenwärtige Weltlage wie über die nächste Zukunft der Menschheit Licht zu verbreiten schien: die französische Revolution. Er sah in dieser gewaltigen Katastrophe den Beginn des Verbrennungsprocesses einer Welt, deren Gesetze und Einrichtungen, deren Religion und Philosophie den Bedürfnissen der

Google

Menschheit nicht mehr genügten, und er erkannte, daß dieser große Weltbrand, obgleich augenblicklich gedämpft, von einer Lavaschicht verhüllt, doch ungelöscht unter der Asche fortglühe und sich in neuen Katastrophen entladen werde und müsse, bis aus den Trümmern eine neue Welt, die Verkörperung neuer Ideale hervorgehe, eine Welt, an deren Wirklichkeit und Wahrheit die Menschheit wieder glauben könne. Daß diese sich mitten in den Wehen eines solchen Umwandlungsprocesses befinde, den alten Glauben verloren habe und verworren nach einem neuen umhertappe, entweder in heuchlerischer Halbheit den Schein gelten lasse für das Wesen, oder glaubenslos das All der Dinge herabsetze zu einer Maschine und sich heimisch zu machen suche in einem durch blos materialistisch-mechanische Kräfte bewegten Dasein, schien ihm das Unglück unserer Epoche. Der Amerikaner Emerson, hingerissen durch die Lecture des großartigen Essay Charakteristics, hatte Carlyle in seiner Einsamkeit von Craigenputtock aufgesucht und ihn nach Amerika eingeladen; und mitunter fühlte er sich verlockt, dieser Einladung zu folgen, dem europäischen Chaos zu entfliehen und in den fernen Hinterwäldern, in der Natur, unter den einfachsten Verhältnissen, weltfern und frei den Rest seiner Tage zu verleben. Aber diese Anwandlungen gingen vorüber. Weltferne Freiheit und Einsamkeit hatte er zur Genüge in Craigenputtock genossen. Außerdem sah er über sich selbst, wie über die Bedingungen der amerikanischen Zustände zu klar, um dort die Befriedigung zu erwarten, welche Europa ihm versagte. Die Mitarbeit an dem großen Lebenskampfe der Menschheit, die furchtlose Verkündigung der erkannten Wahrheit und Nothwendigkeit war die Aufgabe, die er sich gestellt fühlte. Der Tod Goethes veranlaßte ihn noch zu mehreren einem Rückblick auf die Thätigkeit dieses verehrten Meisters gewidmeten Essays. Dann ging er entschlossen an die Studien zu seinem Werke über die französische Revolution. Als einleitende Resultate derselben erschienen schon 1833 Abhandlungen über Diderot und Cagliostro. Aber zugleich war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß in Craigenputtock die Beschaffung der literarischen Hülfsmittel, deren er zur Ausführung seines Planes bedurfte, unmöglich sei. Auch Edinburgh war ihm zu enge geworden. Er beschloß daher die Uebersiedlung nach London und setzte dieselbe in's Werk im Jahre 1834.

London eröffnete für Carlyle keinen ganz neuen Horizont. Mehrere Male hatte er schon früher während längerer Besuche die gewaltige Weltstadt kennen lernen und in mehr als einem hauptstädtischen Kreise hatte seine rauhe schottische Genialität ihm Freunde und Bewunderer erworben. Trotzdem war seine Uebersiedelung ein kühnes Wagniß. Denn er war ein armer Mann, dessen Existenz, abgesehen von einer kleinen ersparten Summe, durchaus abhing von den Leistungen seiner Feder, und der es überdies mit gerechtem Stolz verschmähte, zu schreiben für den bloßen Erwerb. Aber er hatte eine seiner würdige Lebensgefährtin gefunden, die nicht nur das Unvermeidliche mit heiterm Sinne trug, sondern dem seltenen Manne durch Geist und Energie die rauhen Pfade zu ebnen, die bescheidenen Verhältnisse der neuen Heimat harmonisch

Google

zu gestalten wußte. Jahre heroischer Kämpfe, heroischer Arbeit folgten. Der pathetischste Zwischenfall dieser frühen Londoner Zeit war wohl das Verbrennen des Manuscripts des ersten Bandes von Carlyles Geschichte der französischen Revolution. Carlyle hatte dies Manuscript John Stuart Mill, damals seinem intimsten Freunde, zur Durchsicht geliehen und die frevelhafte Hand einer Dienstmagd verbrauchte die Hauptmasse der mühevollen Arbeit, welche den Beginn des großen Weltbrandes schilderte, zum Anzünden von Kamin- und Küchenfeuern, ehe das verhängnißvolle Mißverständniß entdeckt wurde. Eine tragische Entdeckung für den Autor wie für den Freund! Aber Carlyle raffte sich aus seiner Betäubung auf, schrieb den zerstörten Band noch einmal und vollendete endlich zu Anfang des Jahres 1837 in drei Bänden das ganze Werk, das unter dem Titel: The French Revolution. A history by Thomas Carlyle, seinen Namen zuerst in weiten Kreisen bekannt machte und in der großartig genialen Behandlung seines Gegenstandes wohl immer unübertroffen bleiben wird. Er selbst stellte stets die höchsten Anforderungen, wie an den Schriftsteller überhaupt, so an den Geschichtschreiber, der in seinen Augen viel mehr sein sollte als blos Gelehrter: — Dichter und Prophet, lebensvoller Verkündiger der Wahrheit und Wirklichkeit des Geschehenen; und wenn er selbst dieses Ideal irgendwo erreichte, so war es in seiner Geschichte der französischen Revolution. Epos und Historie, Drama und Rhapsodie, tiefste Einsicht in die verborgenen Triebfedern der Ereignisse und der Charaktere und mächtige plastische Gestaltungskraft, transcendentaler Idealismus und niederländisch derbe Genremalerei vereinigten sich hier zu einem Werke des Genius, welches die Geschichte der Revolution nicht erzählte, sondern reproducirte. Man war verwirrt und geblendet von einer so außerordentlichen Schöpfung, hingerissen durch ihre Kraft, betroffen und indignirt über ihren rückhaltlosen philosophischen Radicalismus; aber so manches die Kritik auszusetzen hatte, an dem Geiste der Auffassung, wie an der wunderlichen Jean Paul'schen Diction, über die geniale Größe des Werkes war nur eine Stimme. Uebrigens trat Carlyle trotz seiner tiefen Ueberzeugung von der historischen Nothwendigkeit, trotz seiner bewundernden Anerkennung der welterschütternden Consequenz und Energie der Revolution, keineswegs in die Reihe derer, welche in ihrem Siege die ideale Höhe, das letzte wünschenswerthe Resultat des Kampfes der menschlichen Freiheit gegen die menschliche Knechtschaft priesen. Ihre Größe lag für ihn in der Nemesis, die mit erbarmungsloser Hand das Verrottete, das Halbe, das Unwahre, die todten Formeln der Vergangenheit zerstörte, in dem Gewittersturm, der die schwere, dunstgetrübte Atmosphäre des Jahrhunderts reinigte. Doch höher als diese zerstörenden Gewalten, galt ihm die Schöpfung eines neuen harmonischen Zustandes der Dinge, welche die Revolution nicht vollbrachte. Das gährende Chaos der alten Zeit war zu schroffen, gewaltigen Contrasten auseinandergerissen, aber der revolutionäre Zeitgott verschlang seine Kinder und das große Problem, aus den wilden Elementen einen Kosmos der Freiheit und des menschenwürdigen Lebens zu erzeugen, blieb ungelöst.

Google

Ein großer Mann freilich erschien, der die Revolution schloß und den Staat reorganisirte. Aber dieser Mann war trotz seiner unbestrittenen Größe nicht der Heros, den die Menschheit als den Gründer einer neuen Weltepoche anerkennen konnte. In der That, je älter Carlyle wurde, in um so weitere Fernen der Zukunft wich die Aussicht auf den Beginn dieser Epoche vor ihm zurück.

Was ihn persönlich betraf, so war er glänzend in die Oeffentlichkeit getreten und erregte nun mehr und mehr von der dem Originalgenie gebührenden Beachtung; aber seine pecuniären Hülfsquellen waren, trotz beharrlich durchgeführter spartanischer Einfachheit und Sparsamkeit, gerade in diesem Zeitpunkt auf die tiefste Ebbe gesunken, und noch erschöpft von der gewaltigen Anstrengung des Werkes, in das er sein Herzblut ausgeströmt hatte, mußte er auf Mittel sinnen, sich vor dem Verhungern zu retten. Er dachte an Vorlesungen in Amerika, zu denen Emerson ihn wiederholt aufgefordert: Harriet Martineau und andere englische Freunde bewogen ihn indeß zur Ausführung dieses Unternehmens in England. Und so erschien er denn im Mai 1837 vor einem ausgewählten Londoner Publikum in Willis's Rooms und hielt einen Cursus von Vorlesungen über deutsche Literatur. Ein zweiter Cursus über die Geschichte der europäischen Cultur folgte in der Saison von 1838, ein dritter, über die Revolutionen des neueren Europas, 1839, ein vierter, über Heroen und Heroenverehrung, 1840. Nur widerwillig und schweren Herzens hatte Carlyle sich in das Unvermeidliche gefügt, denn stolz und nervös wie er war, erschien er ungern vor großen Versammlungen und hatte keine Freude an dem Beifall, den sie spenden. Aber der Erfolg war unzweifelhaft und erfüllte jedenfalls den beabsichtigten Zweck. Interessant ist was Leigh Hunt im Examiner über Carlyles Auftreten bei dieser Gelegenheit berichtet. „Er extemporirt, er liest nicht," schrieb Hunt. „Wir zweifelten Anfangs, ob er auf diese Weise den Fluß und die Tiefe erreichen würde, durch welche er unter berühmten Sprechern im Privatverkehr hervorragt. Aber sein Vortrag befreite uns von diesem Zweifel. Er schritt dahin wie Ulysses selbst und hatte nur, in Gemeinschaft mit seinen Zuhörern, die Schranke der Zeit zu bedauern, die ihn einengte. Er spricht mit innerster Ueberzeugung und mit einem starken schottischem Accent, als wäre ein alter Puritaner in's Leben zurückgekehrt, liberalisirt durch die deutsche Philosophie und durch seine eigenen tiefen Reflexionen und Erfahrungen."

Durch den Erfolg seiner Vorlesungen von der Noth des Augenblicks befreit, konnte Carlyle seine Kraft zu neuen Leistungen sammeln. Als Nachträge zu der Geschichte der Revolution erschienen während dieser Jahre die meisterhaften Essays über die Halsbandgeschichte, über Mirabeau und über die parlamentarische Geschichte der Revolution. Von den Vorlesungen wurde ein Cursus veröffentlicht, der über Heroen und Heroenverehrung, noch immer eines seiner populärsten Bücher, obgleich in gewissem Sinne ein Gegenstück zu seiner Geschichte der Revolution. Wenn diese den Zerfall einer verrotteten Welt darstellte, so schilderten die Vorlesungen über Heroenverehrung

Google

den Aufbau der Menschheit in den idealen Grundelementen ihres Wesens, durch die schöpferische Thätigkeit der großen Menschen, die von Zeitalter zu Zeitalter auftreten, um der blinden, irrenden Menge als Führer zu dienen, ihr die Vernunft der Dinge zu offenbaren. Diese Heroen, als Propheten, als Dichter, als Priester, als Schriftsteller, als Könige, so führt Carlyle aus, seien die wahren Herrscher der Menschheit; sie zu verehren, ihnen zu gehorchen und nachzueifern, thue den Völkern mehr als alles Andere noth. Und auch unsere skeptische anarchische Epoche bedürfe zu ihrer Wiedergeburt vor Allem der Fähigkeit der Heroenverehrung, der Führung rettender Heroen. In glücklichen Momenten wollte es ihm scheinen, als fehle es dem lebenden Geschlecht nicht an diesem Morgenroth der Hoffnung; doch nicht lange konnte er auf solchen lichten Höhen der Menschheit wandern. In seinen Adern gährte das wilde Blut der Zeit und an so hohen Maßstäben er das Ideal menschlicher Zustände maß, so tief durchschaute und empfand er ihr Elend. Die Vorlesungen über Heroenverehrung erschienen 1840; schon ein Jahr vorher hatte er sein Buch über den Chartismus veröffentlicht, in dem er das Elend der Massen, den Pauperismus, mit Dante'scher Plastik in den düstersten Farben schilderte. Seine Sympathien wurzelten ebenso in diesen Tiefen des Elends, wie auf jenen Höhen heroischer Thatkraft. Was dazwischen lag, repräsentirte ihm wesentlich den Verfall menschenwürdiger Zustände: eine Aristokratie, die den Namen nicht mehr verdiente, eine Kirche, deren Lehren unglaublich geworden waren, eine Bourgeoisie, die in Selbstsucht, Materialismus und heuchlerische Respectabilität versunken war. Widerwärtig war ihm das Lobreden über die glänzenden Fortschritte unserer Zeit und mit verachtungsvollem Unglauben blickte er herab auf alle Bemühungen, diese zerfallende Welt durch die Lehren der Utilitätsphilosophie, durch gesetzgeberische oder philanthropische Maßregeln von Außen her umzugestalten. Nur eine moralische Wiedergeburt von Innen heraus, das Wiedererwachen des Gefühls der Ehrfurcht vor der unendlichen Größe und Tiefe der Welt, das Streben nach dem Einklang mit ihren ewigen Gesetzen, eine der herrschenden Selbstbespiegelung feindliche Philosophie des Unbewußten, eine Religion der Pflicht schienen ihm der Anbahnung eines solchen Zieles fähig. Als Mittel zur allmählichen Milderung des Pauperismus empfahl er die Erziehung und die Auswanderung.

Eine andere Variation desselben Themas entwickelte Carlyle in der Schrift Past and Present (1843), einer Parallele voll Tiefsinn, Pathos und Poesie zwischen dem thatkräftigen, zweckgemäßen Handeln der Männer alter Zeit (und beispielsweise, in detaillirter Schilderung, eines Abtes Samson, Beherrschers der Abtei Bury St. Edmunds im 13. Jahrhundert) und dem skeptischen, schwankenden, nichtigen Treiben der Staatsmänner, der Demagogen und der falschen Propheten der Gegenwart. Es ist die Strafpredigt eines modernen Jesaias an das Geschlecht dieser Zeit. Dennoch endet er auch hier nicht mit einem absolut pessimistischen Verdammungsurtheil. Wie den alten Propheten fehlt es auch dem modernen nicht an Mahnungs- und Trostes-

Google

worten der Hoffnung. Ein Ereigniß wie die französische Revolution mit ihren weit nachwirkenden Folgen bleibt für ihn eine hoffnungerweckende Thatsache, die klassische deutsche Literatur, mit Goethe als ihrem Hauptvertreter, eine andere. Und eine befreiende, veredelnde Kraft, dessen ist er gewiß, wohnt jedem ehrlichen zweckbewußten Handeln, jeder treu ausdauernden Arbeit inne. Die Zahl solcher Arbeiter, so will ihm scheinen, mehrt sich allmählich allerorten. Muthig kämpfend und entsagend, aber auch eine bessere Zukunft erhoffend, werden sie jeder ihr Sandkorn zu dem großen Bau der Ewigkeiten beitragen.

Nach dem Abschluß dieser kritischen Feldzüge durch das Gebiet der Gegenwart concentrirte Carlyle seine ganze Energie von Neuem auf ein historisches Werk, ein Werk, dessen Durchführung ihm schon länger in ähnlicher Weise als Lebensaufgabe vorgeschwebt hatte, wie vorher die Geschichte der französischen Revolution. Dieser letzteren war im 17. Jahrhundert das gewaltige Ereigniß der puritanischen Revolution in England vorangegangen; aber so groß und bedeutungsvoll dasselbe an sich gewesen war, so unbefriedigend erschienen alle seine bis dahin vorhandenen Abbilder in der Geschichtschreibung. Carlyle, mit seinen tiefgewurzelten puritanischen Sympathieen, seiner mächtigen Phantasie, seiner ebenso mächtigen plastischen Gestaltungskraft, war wohl mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse berufen, diese Lücke durch ein lebensvolles, form- und farbenreiches Geschichtsbild zu ergänzen und in der That rechtfertigte er, dem allgemeinen Urtheil zufolge, diese Voraussetzung durch seine Ausgabe der Letters and speeches of Oliver Cromwell (1845). Für ihn als Heroenverehrer war es charakteristisch, daß er die Darstellung der Epoche gruppirte um die Gestalt ihres größten Helden. Er erwarb sich dadurch aber zugleich das dauernde Verdienst, die Gestalt dieses Helden von dem Schutt der Jahrhunderte, wie von dem entstellenden Haß der Parteien zu reinigen, ihn zum erstenmal zur Darstellung zu bringen in seiner wahren geschichtlichen Erscheinung. Cromwell, der Mann des unerschütterlichen Glaubens, der Mann der tiefen praktischen Einsicht, der Mann der organisirenden siegreichen That, war und blieb ein Held in seinem Sinne. Wahrscheinlich erkannte er Züge von ihm in Bismarck, über den er mir später mehr als einmal seine bewundernde Anerkennung aussprach. Uebrigens konnte Niemand klarer sehen als Carlyle über die unwiederbringliche Vergangenheit jener puritanischen Epoche. Wenn er sie der Gegenwart als Muster aufstellte, so geschah dies wegen der Eigenschaften, die er in Cromwell bewunderte. Nichts konnte ihm ferner liegen, als der Wunsch einer romantischen Restauration.

Sein Werk über Cromwell befestigte und vertiefte das Ansehen, das er als Originalgenie, als Apostel Goethes, als Autor des Sartor Resartus und der Geschichte der französischen Revolution, als idealistisch radicaler Kritiker der Gegenwart erworben hatte. Alle diese Züge stempelten ihn zu einer völlig eigenthümlichen Charaktergestalt, der keine andere zu vergleichen war. Auch auf den Straßen, in den Parks, in den gesellschaftlichen Kreisen Londons

Google

war er keineswegs unbekannt und ebenso unschwer von der Masse der Menschen zu unterscheiden. Hervorragend war schon seine lange hagere Gestalt mit dem ausdrucksvollen schottischen Kopf und den scharfblickenden grauen Adleraugen. Seine Kleider, die er, theils der Billigkeit wegen, theils weil er der Ehrlichkeit der Londoner Schneider in Bezug auf Material wie auf Arbeit mißtraute, in seinem Heimatdorfe Ecclefechan anfertigen ließ, hatten meist einen mehr oder weniger altmodischen Schnitt. In Hinsicht auf Kopfbedeckung zog er dem allgemein üblichen Cylinder beharrlich einen breitkrämpigen Filzhut vor. Ein ebenso ungewöhnlicher derber Knotenstock vervollständigte seine äußere Erscheinung. Als rüstiger Fußgänger machte er so von seinem Hause in Chelsea meilenweite Wege den Themseufern entlang, oder wanderte durch die fashionabeln Quartiere von Kensington, Belgravia und Picadilly der City zu. Oft sah man ihn auch zu Pferde unter der Masse der Reiter in Hyde-Park, oder begegnete ihm, wie er, seinen früheren Gewohnheiten von Craigenputtock gemäß, einsam durch die westlichen oder nördlichen Vorstädte in's offene Land hinausgaloppirte. Seine gesellschaftlichen Beziehungen führten ihn bald an die Tafel des Premierministers Sir Robert Peel, in die Salons und die Landhäuser seiner intimen Freunde Lord und Lady Ashburton, bald zeigten sie ihn in freundschaftlichem Verkehr mit den irischen Nationalisten, oder mit europäischen Flüchtlingen, wie dem älteren Cavaignac und Mazzini. Bereit, wahren Werth anzuerkennen, wo immer derselbe ihm begegnete, machte die Unabhängigkeit seines Charakters, die Ueberlegenheit seines Urtheils und seines Humors ihn ebenso unter der Elite der Aristokratie wie unter der Elite der Demokratie heimisch. In längeren oder kürzeren Pausen mußte sein von Hause aus reizbares, nervöses Temperament sich in leidenschaftlichen Ausbrüchen entladen. Mürrisch, ungerecht, ungenießbar wurde er unter der Tyrannei der „Hexe Dyspepsie". Doch so londonmüde und weltmüde er sein mochte, meist gab es für seinen Mißmuth ein Heilmittel: die Reise in seine schottische Heimat, wo er fast ohne Ausnahme die Spätsommermonate bei seiner Mutter und andern Verwandten in dörflicher Abgeschiedenheit, am Meere oder in den Bergen zuzubringen pflegte.

Nicht lange nach dem Erscheinen seiner Geschichte der puritanischen Revolution sollte Carlyle als gegenwärtiger Zeuge die Revolutionen des europäischen Festlandes von 1848—49 mit erleben. Anfangs war er nicht ohne Hoffnung, wie einst bei dem Ausbruch der Revolution von 1830. Vor Allem erregten die Symptome einer beginnenden Wiedergeburt Deutschlands des deutschen Vaterlandes, wie er es damals im Freundeskreise öfter nannte, seine Theilnahme. Aber der schließliche traurige Ausgang der Erhebung bestärkte ihn in seiner Abneigung gegen das, was ihm als die vielköpfige Anarchie der Demokratie und des Parlamentarismus erschien. Seiner Enttäuschung gab er einen leidenschaftlich gereizten Ausdruck in der Serie der Latter-day Pamphlets (1850—51), der bittersten, rückhaltlosesten, großartigsten Kritik, welche jene Uebergangsepoche überhaupt wohl erfahren hat. Er

Google

verurtheilte übrigens nicht blos mit rhadamantischer Strenge, er predigte auch jetzt, seiner Gewohnheit gemäß, das Evangelium der besseren idealen Welt, die er hätte aufbauen mögen auf den Trümmern der bestehenden. Dennoch liest man nicht ohne Befremden in Froudes Biographie, daß Carlyle, auf Grund der Latter-day Pamphlets, im Ernst gehofft habe, zu einem bedeutenden Posten in der Staatsverwaltung berufen zu werden. Der Drang zu thatsächlichem Handeln lebte in ihm wie in den meisten, wahrhaft großen Schriftstellern. Lord Byron warf sich in die politischen Kämpfe Italiens, in den griechischen Freiheitskampf. Goethe bemerkte noch während seiner letzten Lebensjahre gegen Eckermann: hätte er früher gewußt, wie vieles Vortreffliche schon lange vor seiner Zeit von den Alten und von den Neueren gesagt und gedacht worden, so würde er weniger darauf ausgegangen sein, etwas zu dichten als etwas zu thun. Ebenso rieth Carlyle auch in den Tagen seines höchsten Ansehns den jungen Leuten, die sich um Rath an ihn wandten, immer mit fast leidenschaftlicher Entschiedenheit von der schriftstellerischen Laufbahn ab. In Zeiten der Niedergeschlagenheit hatte es ihm mitunter scheinen wollen, es sei besser an der Landstraße Steine zu klopfen als zu schriftstellern. Aber Niemand bedurfte im Grunde doch der persönlichen Freiheit des Schriftstellers in höherem Maße als er. In der officiellen Routine, dem vorbereitenden Mechanismus, die von dem staatsmännischen Handeln unzertrennlich sind, würde er sich nie heimisch gefühlt haben. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß es vor Allem die innere, moralische Wiedergeburt sei, die der Menschheit noth thue, fand er daher auch in seiner Seele nicht blos keinen Anklang der Sympathie, sondern im Gegentheil nur spöttische Gereiztheit gegen ein so mächtiges Werkzeug der Civilisation, wie die erste internationale Ausstellung des Jahres 1851. Natürlich dachte keine der leitenden Persönlichkeiten daran, ihn, wie er gehofft, in den Staatsdienst zu berufen. Auch manche seiner intimeren Bewunderer und Freunde wurden durch den pessimistischen Radicalismus der Latter-day Pamphlets einen Augenblick an ihm irre. Dagegen hatte er die Genugthuung, nach dem Verbrausen dieses Gewittersturms das erfrischende Gefühl der Befreiung von dem Bann zorniger Schwermuth zu empfinden, der lange auf ihm gelastet. Er schrieb in dieser Pause innerer Beruhigung das Leben seines Freundes John Sterling (1851) — in mancher Hinsicht das Muster einer Biographie und von besonderem Interesse durch die darin enthaltene geniale Charakteristik seines älteren Zeitgenossen Coleridge. Wohl wenig Anderes, was Carlyle geschrieben, zeigt in so kurzem Umfang alle glänzenden Eigenschaften seines Genies so reich vereinigt wie diese Charakteristik.

Inzwischen bewegten ihn wieder Gedanken zu einem großen Geschichtswerke. Man darf es mit Recht prophetisch nennen, daß er zum Gegenstand desselben Friedrich den Großen wählte, in einem Moment der Erniedrigung Preußens, zugleich aber kurz vor dem Beginn des bedeutungsvollsten Ereignisses der neuesten Geschichte: der Einigung Deutschlands unter der Führer-

Google

schaft Preußens, zu der, mehr als irgend ein einzelner Mann, Friedrich den Grund gelegt hatte. Die Arbeit an diesem Werke beschäftigte Carlyle dreizehn Jahre (1852—65). Im Zusammenhange damit unternahm er, begleitet von seinem deutschen Freunde Joseph Neuberg, der später die Geschichte Friedrichs übersetzte, zwei Reisen nach Deutschland. Diese waren vorzugsweise dem Besuch der fridericianischen Erinnerungsstätten in Berlin und Potsdam und der Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges gewidmet; sie boten aber auch Gelegenheit zu der Erfüllung eines andern lange gehegten Wunsches: zu dem Besuche der Erinnerungsstätten Goethes in Frankfurt und Weimar, Luthers in Erfurt und auf der Wartburg. Zu einer Kritik der Geschichte Friedrichs, der umfangreichsten und mühevollsten Arbeit Carlyles, ist hier nicht der Ort. Wie an seinen anderen Leistungen hat man mancherlei daran auszusetzen gefunden. Ihr Hauptfehler ist vielleicht, daß sie in einzelnen Partien zu sehr in die Breite geht; aber als unendlich lebendiges Geschichtsbild jener Epoche des 18. Jahrhunderts und ihres Helden, deutlich bis in's kleinste Detail, gesehen von einem großen europäischen Standpunkt, wird sie wohl immer eine hohe Stelle behaupten, ein Monument des Fleißes und des Genies, das nicht leicht durch ein ähnliches ersetzt werden kann. In diesem Sinne wurde das Werk Carlyles später durch den deutschen Kaiser anerkannt, der dem Verfasser den Orden pour le mérite verlieh, durch Bismarck, der unter vielen Andern ihn zu seinem 80. Geburtstage beglückwünschte. Auch der sofortige äußere Erfolg war ein unerwartet großer. Carlyle war schon längst kein armer Mann mehr; durch den Ertrag der Geschichte Friedrichs befand er sich jetzt in behaglichen Verhältnissen und je länger er lebte, um so mehr erfüllte sich an ihm nach dieser Seite die Wahrheit des alten Spruches, demzufolge denen die zuerst nach dem Reiche Gottes trachten, alles Andere zufallen werde. Er überlebte die Vollendung seines Werkes noch sechszehn Jahre, aber seine eigentliche Lebensarbeit war mit demselben abgeschlossen. Nur noch einige besondere Thatsachen und Resultate bleiben zur Vervollständigung seines Lebensbildes zu erwähnen.

Das nächste war seine Wahl zum Rector der Universität Edinburgh, im Herbst 1865, und die Rede, mit der er im April 1866 sein Amtsjahr eröffnete. Beide Begebenheiten erregten ein weit verbreitetes Interesse; besonders groß war der Eindruck der Rede, die allerdings nichts enthielt, was er nicht in einer oder der andern Form schon früher gesagt hatte, in der aber, unter dem unwillkürlichen Einfluß der jugendlichen Zuhörerschaft an welche sie gerichtet war, alles Schroffe gemildert, alles Edle und Große einer heroischen Lebensphilosophie von dem Schimmer der Hoffnung umflossen erschien. Der Philosoph von Chelsea trat auf dieser siegreichen Höhe der Betrachtung den Zeitgenossen menschlich näher. Der Fluß seiner Ansprache, die er, obgleich ein Siebziger und ungewohnt an öffentliches Reden, nicht aufgeschrieben hatte und nicht las, sondern unter der Inspiration des Augenblicks improvisirte, riß um so mehr zur Theilnahme und Bewunderung hin, als seine

Google

Worte auch über sein früheres Leben Licht verbreiteten. Während er aber diesen erhebenden Triumph feierte, bereitete in der Ferne ein schwerer Schicksalsschlag sich für ihn vor. Wenige Tage nach seiner Rectorrede, als er noch im Freundeskreise in Schottland weilte, starb plötzlich, vom Schlage gerührt, seine Frau, auf einer Spazierfahrt im Hyde-Park. Von welch' seltener Art diese edle Lebensgefährtin eines großen Mannes war, war schon zu ihren Lebzeiten Manchem wohl bekannt; nach ihrem Tode setzte Carlyle ihr ein würdiges Denkmal in seinen Reminiscences und in den von ihm geordneten und erläuterten drei Bänden ihrer Correspondenz, die, wie oben erwähnt, bald nach seinem eigenen Tode erschienen. In Bezug auf die Controverse, welche durch diese Veröffentlichungen und die in Froudes Biographie mitgetheilten ergänzenden Thatsachen hervorgerufen wurde, war ich schon längst der Ansicht, daß weder die Grundzüge von Carlyles Charakter noch seine dauernde Bedeutung als Schriftsteller in irgend einer wesentlichen Hinsicht dadurch erschüttert oder beeinträchtigt werden. Was seine Ehe betrifft, so konnte dieselbe bei dem gleich eifrigen cholerischen Temperament, wie bei der fast ebenbürtigen geistigen Begabung beider Gatten keine im gewöhnlichen Sinne glückliche sein. Glücklicher wäre sie vielleicht gewesen, hätte der Kindersegen ihr nicht gefehlt. Aber ebenso wenig wäre es gerechtfertigt, sie den sprüchwörtlich gewordenen unglücklichen Schriftsteller-Ehen zuzuzählen. Sie ruhte, wie sowohl die Reminiscences als die Briefe Mrs. Carlyles bezeugen, auf einer granitnen Grundlage treuer Liebe und diese Grundlage dauerte unerschütterlich fest wie der Boden der Heimatserde, welche Nebel und Wolken und Gewitterstürme des Mißmuths, der Verstimmung, der elektrisch ausbrechenden Leidenschaft auch im Lauf der Jahre darüber hinzogen. Fehlte es dafür noch an Beweisen, so lieferte dieselben die leidenschaftliche Trauer des verwittweten Mannes in den Reminiscences über das, was er durch sein reizbar melancholisches Temperament gegen die Dahingegangene versäumt oder verschuldet. Daß es dem gemeinsamen Leben beider nicht an dem höheren Glück mangelte, welches in einer reichen Fülle geistiger Interessen und Sympathieen wie in freundschaftlichen Beziehungen der mannigfaltigsten Art seine Quelle hat, beweist die Correspondenz Mrs. Carlyles selbst. Was endlich die scharfen schneidenden Urtheile der Reminiscences über eine Anzahl hervorragender Zeitgenossen betrifft, so ist darüber nur zu wiederholen, was Carlyles ganze schriftstellerische Laufbahn offenbart: daß er schärfer und tiefer blickte und das Gesehene und Erkannte rückhaltloser aussprach als die meisten andern Menschen. Bei einem Manne, der sich nicht gescheut hatte, gegen die Emancipation der Negersclaven aufzutreten und zu erklären, daß englische Volk bestehe aus dreißig Millionen Menschen, meistens Narren; der den ersten Sir Robert Peel als Sir Jabesch Windbeutel persiflirte und später über Disraeli und Gladstone bemerkte: Der Unterschied beider sei nicht so groß wie es Manchem scheine, jener sei ein bewußter Charlatan, dieser ein unbewußter, — bei einem solchen Manne konnten die angedeuteten Urtheile in Wahrheit kaum über-

Google

raschen. Er muß eben Alles in Allem genommen werden wie er ist, und er würde nicht gewesen sein, was er war, ohne die mächtige Schroffheit seiner Natur, die allerdings nicht selten in Ungerechtigkeit ausartete, aber ebenso auch die Kehrseite seiner Größe war.

Während der Schlußperiode seines Lebens, in den anderthalb Jahrzehnten nach seiner Rectorrede in Edinburgh, wogen indeß die Gefühle der Bewunderung und Verehrung für Carlyle, als die größte lebende Charaktergestalt auf dem Gebiete der englischen Literatur, vor. Eine Volksausgabe seiner Werke, die 1868 zu erscheinen anfing, hatte den glänzendsten Erfolg. Von Sartor Resartus allein wurden in zwei Monaten 40 000 Exemplare verkauft. Disraeli bot ihm während des ersten Jahres seiner Amtsführung (1874) das Großkreuz des Bathordens und die damit verbundene Ritterwürde, sowie eine Pension auf der königlichen Civilliste an — Ehrenbezeugungen, die allerdings beide von Carlyle abgelehnt wurden, vermuthlich nicht ohne ein inneres, humoristisch pathetisches Lachen, indem er, in seiner stolzen Unabhängigkeit, sich seine veränderte Lage als königlicher Pensionär und als Sir Thomas Carlyle vergegenwärtigte. Später hatte er Zusammenkünfte mit der Königin von England und der Kaiserin von Deutschland. Inzwischen lebte er in seiner alten einfachen Weise in dem Hause in Chelsea, das er bei seiner ersten Niederlassung in London bezogen, weiter. Doch beschränkte er, obgleich keineswegs menschenscheu, mit den vorrückenden Jahren immer mehr den Kreis seines persönlichen Verkehrs. Viele bedeutende Zeitgenossen, zu denen er früher in Beziehung gestanden, waren gestorben. Unter seinen intimeren Freunden und Gefährten aus dieser letzten Zeit verdienen besonders Erwähnung Tyndall, Lecky, Ruskin und Froude. Gegen die Zudringlichkeiten unberufener Besucher sah er, wie die meisten berühmten Männer, sich genöthigt, ein Schutzsystem strenger Regeln festzuhalten. Lästig war ihm eine zunehmende Lähmung der rechten Hand, die ihn am Schreiben und daher auch an ferneren schriftstellerischen Arbeiten hinderte. Nur Briefe von ihm, die seine fortgesetzte lebhafte Theilnahme an den Zeitereignissen kundthaten, erschienen noch mitunter in der Times, so bei Gelegenheit des deutsch-französischen Krieges, als er, nach der Schlacht bei Sedan, seine Stimme gegen den Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten Frankreichs erhob, und später bei Gelegenheit des russisch-türkischen Krieges, indem er die türkischen Sympathien und den theatralischen Imperialismus Disraelis bekämpfte. Von jenem Gebrechen abgesehen, erfreute er sich bis über sein achtzigstes Jahr hinaus einer rüstigen Gesundheit, sah und hörte scharf, las viel, bewahrte unvermindert die Frische seines außerordentlichen Gedächtnisses, wie die Gabe charaktervoller, unerschöpflicher Beredtsamkeit in der Unterhaltung, und setzte auch seine gewohnten weiten Spaziergänge und Spazierritte fast ohne Unterbrechung fort.

Während der dann folgenden Jahre machten die Schwächen des Alters sich ihm fortschreitend fühlbar. Die Welt und die Aussichten der Menschheit erschienen ihm von Neuem trüber und düsterer. Er sehnte sich nach dem

Google

Tode und sank zufrieden in den letzten Schlaf, als zwei Monate nach seinem fünfundachtzigsten Geburtstage, am 5. Februar 1881, das Ende kam.

Die öffentliche Stimme vindicirte ihm ein Begräbniß in dem National-mausoleum der Westminsterabtei. Doch er selbst hatte verordnet, auf dem Kirchhofe seines Heimatdorfes Ecclefechan neben seinen Eltern beigesetzt zu werden, und dort fand er daher seine letzte Ruhestätte. Später wurde ihm auf dem Themsequai bei Chelsea, nicht weit von seiner Wohnung, eine Bild-säule errichtet.

Prophezeiungen in einer Welt, in der, nach Lord Beaconsfields Bemerkung, nur das Unerwartete geschieht, sind bedenklich. Dennoch möchte ich diesen Versuch einer Charakteristik Thomas Carlyles nicht ohne den Ausdruck der Ueberzeugung schließen, daß einem so seltenen Geiste wie dem seinen noch eine lange Dauer geistigen Wirkens in der Zukunft bevorsteht. Er mochte in der Ungeduld seines Idealismus die Nothwendigkeiten des langsamen geschichtlichen Werdens nicht genügend anerkennen, das Streben unserer Zeit nach der selbst-thätigen Freiheit der Nationen unterschätzen, den Werth einer genialen Dictatur überschätzen. Die Vergangenheit mochte ihm vergleichsweise besser, die Gegenwart schlechter erscheinen als sie war, die Zukunft dunkler als wir hoffen, daß sie sein wird. Aber welche Lücken und Mängel seine Weltan-schauung auch darbieten mag, wenige Menschen waren wohl so gewohnt, das Menschenleben mit seinen Ereignissen unter der Form der Ewigkeit zu betrachten wie er, wenige waren wohl tiefer durchdrungen von der Wahrheit der Philosophie, der die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Vielleicht wird er den Klassikern der englischen Literatur nicht zugezählt werden, obgleich er, trotz seiner rauhen Weise, auch ein großer Künstler war; aber eine hohe Stelle unter den großen Geistern unserer Epoche kann ihm nicht fehlen. Im Gedanken an ihn, an sein Leben und seinen Tod erinnert man sich unwill-kürlich an Goethes schönes Wort in Wilhelm Meister, von „dem heiligen Ernst, der allein das Leben zur Ewigkeit macht".

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Symbolik des Schleiers.

Von

Paulus Cassel.

— Berlin. —

I.

In Sicilien erzählt man sich ein wunderliches Märchen. Ein Prinz, edel, aber jugendlich hochmüthig, hatte ein altes Mütterchen, das hexen konnte, beleidigt. Da verwünschte sie ihn, er sollte nicht eher Ruhe haben, bis er das Mädchen in sieben Schleiern gefunden habe. Sie glaubte, er werde es nicht finden und sich in Sehnsucht verzehren. Aber er war glücklich; nach vielen Abenteuern — um alle Hindernisse, Riesen und Riesinnen zu überwinden — fand er sie.

Die Erfüllung, die siebenfach verhüllte, hat er erreicht. Wie wenig gelingt es zuweilen denen, die in Schleiern gehüllt ihren schönsten Tag zu feiern meinen. Wie vielen verzehrt die Sehnsucht ein ganzes Leben lang, das Herz.

„Die Erfüllung, die glänzende, schwebt vor ihnen her,
Sie suchen und finden sie nimmermehr."

Die Deutung des Schleiers, darin sie verborgen ist, scheint selbst in sieben Schleiern verhüllt.

Ein schöneres Bild giebt es nicht, als die Braut am Hochzeittag, mit duftender Myrthe im Haar, von weißem Schleier umwallt, darin das rosige Angesicht verlangend und ahnend hindurchschimmert; die Augen glänzen feucht. Ich habe viele solche vor mir gesehn; Freuden- und Leidensthränen folgten nach.

Eine solche Stunde am Altar ist wie ein paradiesischer Traum in der prosaischen Wüste des Alltagslebens vorher und nachher, aber die Deutung davon liegt für Tausende wie in sieben Schleiern verborgen. Denn die Putzmacherinnen und Friseurinnen, so allmächtig sie für den heiligen Act

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sind, können das Geheimniß nicht lösen. Der Dichter selbst irrt sich, wenn er spricht: Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. Denn der Gürtel allerdings mag reißen, aber der Schleier nicht. Oeffnen soll er sich der Liebe; offenbar machen dem Geliebten die bisher gezügelte Flamme. Nur im Sterben reißen Schleier. Die Lebenden für die Liebenden legen sie nimmer ab.

Schön sind alle drei Hochzeitssymbole gebildet: Ring, Kranz und Schleier. Der Ring bedeutet ein Umranken, Umreihen, der Kranz ein Umkreisen und Umkrönen, der Schleier (althd. sloir) ein Umschließen, Umschlingen, Umschlagen. Der Schleier umschließt mit seinem Gewebe verhüllend das Haupt.

Nubere heißt lateinisch sich verhüllen und vermählen.

Man sollte nicht meinen, daß Neptunus der Meergott vom Heirathen seinen Namen hat, aber Neptunus ist gleich Nuptunus: Das Meer ist wie eine Verhüllung; an Festtagen des Neptun, die man die Consualien nannte, aber eigentlich Conjugalien hießen (von conjugium, die Ehe), raubten die frauenlosen alten Römer in der Urzeit Roms sich die Sabinerinnen zur Ehe. Auch der griechische Poseidon ist ein posis, nämlich ein Ehemann.

Einen Ehebund mit dem Meer sollte es bedeuten, wenn Polykrates den kostbaren Ring hinaus in die Wellen warf. Aber das Meer verschmähte den Ehebund und warf ihm den Ring zurück.

Auch der Doge von Venedig fuhr hinaus in die Lagunen, um sich mit einem Ringwurf die Ehe mit dem Meer zu sichern. Aber der Bund galt nicht für alle Zeit. Der Schleier verhüllt nicht mehr. Venedig ist wie eine trauernde Wittwe. Doch Nubere lehrt noch mehr. Es wird mit dem Dativ verbunden. Man verhüllt sich einem Andern. Man ist nur Einem offenbar, dem man angehört, allen Andern ist das Weib verhüllt. Der Schleier drückt die Zugehörigkeit zu dem Einen aus; er bedeutet die Weihe der Treue.

Man wird das Alter des schönen Brauches erkennen, wenn wir aus der heiligen Schrift erfahren, daß Rebekka auf ihrer Brautfahrt zu Isaak sich dann, als sie hörte, daß ihr Verlobter ihr entgegenkäme, verhüllt habe; sie that dies nicht vor ihm, sondern für ihn. Sie bekannte sich als sein allein.

Auch die homerischen Frauen sind deshalb mit Schleiern verhüllt. Hera ging nicht zum Zeus ohne daß

„ein Schleier umhüllte das Haupt der erhabenen Göttin",

und als die edle und treue Gattin Penelope voll Sehnsucht im Herzen zu den Freiern hinabstieg, „war vor die Wangen des Hauptes gesenkt hellschimmernder Schleier". Darum trugen auch in Sparta nur die Frauen einen Schleier, die Jungfrauen gingen mit entblößtem Angesicht.

Daher auch die zahlreichen Frauengestalten auf Münzen, welche verschleiert sind, so Juno auf einer Münze von Samos. Fortuna ist verschleiert und hat ein Rad zu ihren Füßen (auf einer Münze von Smyrna), Latona

Google

hat eine Schleierverhüllung, während sie im Tempel steht. Auf einer Münze von Philippopel steht eine verschleierte Frau und trägt eine Fackel. Ueber dem Haupt der Europa, die vom Stier getragen wird, schwebt ein Schleier auf einer macedonischen Münze.

Was von Rebekka gesagt ist, gilt ebenso von uralter arabischer Sitte. Denn von den arabischen Frauen sagt der Kirchenvater Tertullian zu seiner christlichen Gemeinde: Die arabischen Frauen werden Euch richten, die nicht blos das Haupt, sondern auch das ganze Angesicht so bedecken, daß sie nur mit einem Auge zufrieden sind, das halbe Licht zu sehn, als das ganze Gesicht zu prostituiren, welche daher irgend eine römische Königin die Unglücklichsten genannt hat, weil sie zwar lieben können, aber nicht geliebt werden.

Allerdings, Dio Chrysostomus ist so freundlich nicht; er sagt, „daß man den Frauen von Tarsus auch dann nicht trauen könne, selbst wenn sie das ganze Gesicht verhüllt haben, sobald ihnen nur zu hören erlaubt ist, was ihre Lust erweckt".

Der arabische Prophet, Muhamed, schließt nur an alten Brauch an, wenn er die Stimme zu sich sagen hört: O Prophet, befiehl Deinen Gattinnen, Deinen Töchtern und den Frauen der Gläubigen, ihren Schleier tief herabfallen zu lassen; so wird es leichter zu erhalten sein, daß sie weder verkannt noch verleumdet werden."

Seine Anordnung wird im Reich des Islam noch zumeist befolgt. Seetzen, der kühne Reisende, fand bei den Drusen im Dschebel Hauran, daß die Frauen nur das linke Auge sehen ließen, das andere verhüllten. Die Ghawarineh am todten Meer wollten die Frauen veranlassen, zur Zeit der Ernte das Getreide mit Stöcken zu schlagen, da sie aber bei der raschen Bewegung die Gesichter nicht hinter dem Schleier verborgen hielten, so gaben die Männer es auf, die Frauen dabei zu beschäftigen.

Bei den Beduinen der Towara in Palästina sehen aus der Verhüllung eines schwarzen und blauen Tuches beide Augen der Frauen neugierig genug heraus. Sie haben dunkle Schleier, weil weiße zu tragen dort als großer Luxus gilt.

Nichts destoweniger war doch die eigentliche Farbe der Schleier weiß. Man nannte deshalb ein Vorgebirge: Abu Burka, Gesichtsschleier, wegen der weißen Felsschicht, die an seiner Spitze hervorschimmert.

In Damaskus bedecken sich die Frauen vom Kopf bis zu Fuß mit großen Schleiern von weißem baumwollenen Zeug und tragen ungeheuer weite Pantalons, die unter dem Schleier vorsehen; das Gesicht bedecken sie mit einem seidenen durchsichtigen, gewöhnlich gelben Tuche mit gemalten Blumen, womit dasselbe ganz bedeckt ist; sie sehen auf diese Weise mit ihren ungeheuren weißen Schleiern wie wandelnde Gespenster aus; man schlägt aber oft das seidene Tuch zurück, so daß ihr Gesicht nur mit dem Schleier bedeckt ist, den man dann geschickt zu rücken versteht.

Google

Die Frauen, die man zu allen Stunden des Tages in Konstantinopel auf den Straßen, den Bazars oder Begräbnißplätzen sieht, haben zwar ihr Antlitz mit einem dichten Schleier bedeckt — aber auch sie wissen, wenn sie wollen, ihn so zu rücken, daß neugierige Herren sehr gut sehen, wie das Gesicht beschaffen ist. Die Häßlichen sind dabei die Tugendhaftesten.

Die Schleier, den die Sultane ihren Töchtern schenken, sind natürlich keine gewöhnlichen; sie pflegen mit Diamanten, Smaragden und Perlen besetzt zu sein.

Moltke berichtete in seinen Briefen, daß wenn der Mann seiner eigenen Frau auf der Straße begegne, er nicht thue, als ob er sie unter Verhüllung erkenne; „deshalb ist auch der Anzug der Frauen in ihrem Hause eben so übertrieben frei, als er außerhalb übertrieben verhüllt ist". Ein weißer Schleier bedeckt das Haar und die Stirn bis zu den Augenbrauen, ein anderer Kinn, Mund und Nase. Die größte Reform im Schicksal der türkischen Frauen, schrieb er, bestand darin, daß bei Begünstigten, wie denen des Großherrn, die Nasenspitze und ein paar Locken an den Seiten sichtbar geworden sind. Sehr anschaulich schildert er einen türkischen Briefschreiber, ein Stück Pergament auf dem Arme und eine Rohrfeder in der Hand. Frauen in weiten Mänteln und gelben Pantoffeln, das Gesicht bis auf die Augen verhüllt, erzählen ihm mit lebhafter Geberde ihr Anliegen. Die Armenierinnen hatten ganz die türkische Sitte angenommen. Wenn sie auf der Straße erscheinen, sieht man auch nur die Augen und Nase unverschleiert.

Daß dies Alles nicht hilft, um die Tugend zu schützen, davon will Fallmerayer ein Zeuge sein. Er sagt, daß in Kolchis die Zucht noch viel straffer und festerer gehalten werde, als in Stambul, in Saloniki oder in Smyrna und doch wird der ernste Moslim auch in Trabosan (Trapezunt) vom Weibe betrogen und zwar, wenn sich die christlichen Giaurjungen nicht fälschlich und verrätherisch rühmen, stark betrogen. Allerdings ist der Schleier das Symbol der Verhüllung der Frau in der ganzen islamischen Welt. Als hätte der Islam seinen Brauch erzeugt, so tritt er als ein Kennzeichen desselben hervor. Man könnte meinen, Muhamed habe dies Bild weiblicher Tugend und weiblichen Spieles erfunden, aber der Islam ist die arabische Religion und auf allen seinen Bräuchen liegt noch der Staub der arabischen Wüste. Nicht vom Koran, sondern von Arabien aus trugen die Muhamedaner den Frauenschleier in alle Welt. Wunderliche Sagen und Märchen haben sich an ihn geheftet. Das arabische Sprüchwort: „Wer um den Schleier frägt, der kauft ihn" war in den Mund des Kalifen Abdulmelek gelegt, als er dem Dichter Amru ben Rebia seine Tochter gab. Es hatte dieser seine Tochter besungen, daß ihre Liebe in aller Mund kam.

„Die Sanfte ging vorüber,
Ich sah sie nicht, ich hört ihr Kosen,
Da lüftete der Wind den Schleier
Und wehte Düfte von der Wangen Rosen."

Google

Vor dem Kalifen Almansor rühmt sich ein Kadi seiner salomonischen Entscheidung über zwei Frauen: sie wäre aber gewiß anders ausgefallen, wenn die Jüngere nicht um die Erlaubniß gebeten hätte, sich zu entschleiern und ihren Schleier auf kokette Weise zurecht gelegt hätte. — Wo kein Schleier vorhanden war, mußte der Aermel nachhelfen. Harun al Raschid hat seinem Dichter Asmai befohlen, die Enkelin des Kalifen, noch ein kleines Mädchen, zu küssen. Das war schwierig. Gehorchen mußte er, aber eine Prinzessin auf natürliche Weise küssen, war ein Verbrechen. Da nahm er den Aermel seines Rockes und küßte sie durch diesen wie durch einen Schleier und befriedigte so den Kalifen. Der englische Reisende Masson auf seinen Reisen nach Beludschistan sah zwar die Frauen dort mit einem losen persischen Shawl ihr Angesicht bekleiden, aber er fand doch auch eine vornehme Dame, die sich zwar malen lassen, aber um allerlei Rücksichten auf das sichtbar werdende Antlitz zu entgehen, die Illusion festgehalten haben wollte, als wüßte sie gar nicht, daß sie abgebildet würde. — Unschätzbare Bilder orientalischer Meinungen und Bräuche geben die Sagen und Märchen. In einer Sammlung von Märchen aus Tausend und eine Nacht wird eine Frau in Basra geschildert, die sich das Recht erbeten hatte, ohne Schleier durch die Stadt mit ihrem Gefolge zu reiten, während Niemand bei Verlust seines Kopfes sich in den Straßen zeigen durfte. Sogar Hunde und Katzen wurden eingeschlossen. Natürlich geht das Märchen darauf hinaus, daß die Dame zuletzt ihr Herz und der Andere den Kopf nicht verliert. Auch die Zauberinnen trugen Schleier und sie legen ihn nur bei Seite, um Jünglinge, wie den König Beder, zu verführen. So hatte einmal eine böse Zauberin ihren Mann in einen Hund verwandelt, was eine üble Sache war; der Hund kam in das Haus eines Schlächters; dessen Tochter, als sie den Hund erblickt, verhüllte sich rasch, denn sie hatte, auch zauberkundig, in dem Hunde einen Mann erkannt.

Die interessanteste Geschichte ist jedenfalls die von Gulfischan und der treulosen Bauersfrau, weil sie die Bedeutung des Schleiers noch unverstellt zeigt. Mehzar betrog ihren Mann, war aber dabei sehr auf den Schein der Tugend bedacht. Sie ging mit ihrem Gatten in den Garten. Ihre Sklavin brachte ihr einen Narcissenstrauch. Kaum daß Mehzar diesen gesehen, zog sie schnell den Schleier dicht vor ihr Angesicht. Ihr Mann frägt: Warum verschleierst Du Dich? Ist hier ein Fremder? Sie antwortete:

„O Vezier — den Gott erleuchte für und für — mein keusches Angesicht — schön wie der Sonne Licht — will ich nicht vor andern Augen lassen erscheinen — als nur vor den Deinen. Ich verschleierte mich, damit das freche Auge der Narcisse da mich nicht ansehe."

Da lachte eine Nachtigall laut in ihrem Käfig auf — und Nachtigallen bringen vieles an den Tag.

Gerade die Märchen, welche wir in ihren verschiedenen Versionen mit „Tausend und eine Nacht" bezeichnen, geben den besten Beweis, wie wenig der

Google

Schleier für die Liebesaffairen des darin beschriebenen Volkes ein Hinderniß war; man kann wohl aus der geringen Bedeutung, die er darin hat, schließen und bestätigen, daß die Sagen nicht alle auf islamischem Boden entstanden sind. In der That fehlt der Schleier nach modernen Beobachtungen vielfach auch da, wo der Koran sonst seine Herrschaft begründet hat. Neale beschreibt die Frauen des Schiffervolkes auf der Insel Ruad (ehemals Aradus) ohne Schleier gegen die Sitte des Orients und als sehr gesprächig gegen die Fremden. Das Bergvolk vom arabischen Innern fand Botta ausgezeichnet durch schöne Frauen mit italienischen Formen, die überall ohne Schleier gehen und gut zu beobachten waren; dasselbe hatte er am Dschebel Sabber beobachtet, wo die schönen Frauen unverschleiert einhergingen mit weißem Teint und rothen Wangen. In der Wüste von Petra fand Burkhard, daß die Frauen in Kerek ohne Schleier mit Jedermann verkehren, während in Tafyleh sie nur verhüllt erscheinen. Robinson beobachtete bei den Taamirah am rothen Meer, daß die Weiber, welche viele ländliche Arbeit thaten, ohne Schleier einhergingen. Bei den Kurden hat der Schleier keine besondere Bedeutung. Rich sah einen Ball bei ihnen, wo die Frauen, geputzt mit seidenen Kleidern und Goldspangen, ohne alle orientalische Verhüllung sich bewegten. Nur die Vornehmen gingen verschleiert, die Anderen ganz frei. Im Allgemeinen tragen sie beim Ausgehen einen schwarzen Schleier von Pferdehaar, aber nicht vor dem Gesicht.

Ein Stamm christlicher Kurden, den Thiel besuchte, sieht wie Inder oder Araber, nur noch wilder aus; die Frauen lassen ihr Haar in langgeflochtenen Zöpfen hängen und zieren den Kopf mit einem Kranz aufgereihter (meist europäischer) Silbermünzen; sie tragen alle keine Schleier. In Yarkand im östlichen Turkestan bedeckt keine Frau, weder vornehme noch geringe, ihr Gesicht mit einem Schleier.

Die Afghanen sind ein tapferes Volk mit ritterlichen Anflügen. Sie sind galant gegen ihre Damen; wenn eine edle Dame einem Häuptling ihren Schleier schickt, darf er nicht ablehnen, ihr Ritter zu sein, auch wenn es zu seinem Verderben ausschlüge. So erzählte Wallace.

Was hier vom Schleier erzählt wird, gilt sonst von den Haaren der Frau. Als Adhed, der Kalif Aegyptens, Nureddin um Hülfe bat, so legte er in seinen Brief Haare von seinen Frauen ein und war der Erfüllung gewiß.

In Indien war offenbar in alter Zeit derselbe Brauch wie etwa in Sparta. Nur die Frauen trugen einen Schleier und die vornehmen zumal. So soll es auch, wie Bohlen anführt, in den Dramen der Hindus vorkommen. Durch die Muhamedaner ist der Brauch der Gesichtsverhüllung namentlich in Bengalen ausgedehnter geworden. Es mag der Schleier auch aus Opposition gegen den Islam vielfach weggefallen sein. In den Liebesgedichten Bhartriharis erscheint offenbar kein Gesichtsschleier, sondern nur ein Busentuch, wie wenn es heißt:

Google

„In dem Munde Beteldüfte,
Um den Busen Perl und Schleier,
Goldene Gürtel um die Hüfte,
Geh'n die Schönen zu der Liebesfeier."
(In der Uebersetzung von Hoefer.)

Heinrich Zimmer hat aus dem altindischen Rigveda Samhita Grundzüge des indischen Lebens hergestellt. Er führt dabei unter dem Putz der Frauen ein Kurira als festliche Kopfbekleidung an; die Braut trägt ein solches bei der Fahrt in das Gatten Haus. Ich halte es für den Schleier, wie das griechische Kredemnon, Kopfumwindung.

In China wird bei Eheschließungen große Sorge getragen, daß die Frau dem Manne hübsch unterworfen bleibt. „Nachdem," so beschreibt Huc, „die Braut die gewöhnliche Libation dargebracht und den Becher Wein getrunken hat, kniet sie vor ihrem Vater nieder, der sie ermahnt, pünktlich den Befehlen ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter zu gehorchen. Dann setzt ihr die Mutter einen Kranz auf das Haupt, an dem ein langer Schleier hängt, welcher das ganze Gesicht bedeckt. Sei guten Muthes, meine Tochter, sagt sie, und unterwirf Dich stets dem Willen Deines Gatten."

Als wenn dies wirklich so leicht wäre!!

Auch in Japan tragen nur die Frauen Schleier. Wenn dort nach alter Sitte Hochzeit war, begegnete man einer feierlichen und bunten Procession. In einer Sänfte, die geschmackvoller ist, als die alltäglichen, wird die Braut getragen mit weißem Kleid und langwallendem Schleier. Dies war ihr Schmuck erst, wenn sie dem Gatten sich vermählt.

Man kann den Brauch des Schleiers einen universellen nennen. Das Menschenherz hat ihn dictirt. Seine Symbolik stammt aus der Liebe. Diese will allein besitzen, um ganz zu genießen. Freilich aber ist Gewohnheit oft ihr gefährlicher Feind und was eine Lehre der Liebe war, ist zur Mode heruntergefallen. Was einen oft verhängnißvollen Ernst verbarg, verlor sich in eitlem Spiel. Der Buchstabe verknöchert und tödtet nur.

II.

Der Schleier verhüllt nicht blos die Bräute und Frauen des Menschen — sondern auch die Verlobten der Gottheit. Es enthüllen sich aus seiner Verhüllung Gedanken und Bräuche alter Zeit, die noch wenig verstanden sind.

Im Tempel zu Sais war ein Götterbild, das hatte folgende Inschrift: „Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet." Plutarch sagt, es sei Athene — weil auch Athene nicht vermählt einen verhüllenden Schleier trug (peplos), wie sie ja auch die Meisterin aller Webekunst und aller Schleiermacher war. Der eigentliche ägyptische Name war Neith als Göttin der Natur; sie wurde auf Bildern mit grünem Gesicht dargestellt und hatte ein Blumenscepter in der Hand. Der Schleier bedeutete ihre Vermählung mit

Google

der Gottheit, aus der sie Blumen und Früchte zur Nahrung der Welt hervorbrachte. Menschen haben sie nie bemeistert; sie vermögen an ihr nichts, was sie nicht selbst durch zärtliche Ehe hervorbringt; sie ist die gebende Natur; es mag auch Neith im Namen mit Natur verbunden sein. Isis, mit der sie die Eigenschaft theilt, ist gleichfalls die Ehegattin (Ischa). Von ihr sagen auch Inschriften (Diodor 1, 27): „Ich bin die Erfinderin der Frucht, welche die Menschen nährt." Sie gehört dem Osiris an — keinem Andern. Die Inschrift bedeutet nichts als „ich bin verhüllt als die Braut des Gottes". Wer den Schleier wegreißen könnte, zerrisse den Keim des Lebens.

In Megara war ein Orakel der Nacht dargestellt; tief verschleiert war das Bild. Es ist die Nacht ein Dunkel vor den Menschen, aber dem Gott ist sie offenbar, wie der Psalm lehrt, daß die Nacht auch bei Gott licht ist. Eine Fackel wird ihr vorgehalten, eine Hochzeitsfackel; es ist aber nicht blos die sinnliche Nacht dabei in Erinnerung gebracht, sondern die Nacht des Geheimnisses alles Lebens und aller Zukunft, aus welchem die Orakel wie Fackel leuchten. Daß die Nacht die Mutter aller Orakel in ihrer Verhüllung ward, trägt einen wundervollen Gedanken. Es brechen alle Prophetien aus ihrem Dunkel, wie Blumen aus der Neith. Sie ist die Braut des Lichtes, welches die Lichter der Wissenschaft aus dem Dunkel hervorbringt.

Die französischen Herausgeber der Beschreibung Aegyptens aus den Zeiten des bonapartischen Feldzuges dahin haben auch eine Grotte in dem Dorfe el Kâb am rechten Ufer des Nils gefunden, in deren Hintergrund, eingehüllt in lange bis auf den Boden reichende Gewänder, drei Frauen neben einander abgebildet sind. Die mittlere hat einen Schleier auf dem Haupte, welcher das Antlitz größtentheils frei läßt und rückwärts über den Nacken und die Schultern herabhängt, sie ist nicht größer aber stärker, breiter über die Schultern, als die Beiden neben ihr stehenden Jungfrauen, welche sie mit der Hand berühren und dadurch ein inniges Verhältniß mit ihr auszudrücken scheinen. Die drei Figuren haben offenbar einen Zusammenhang mit der Inschrift im Tempel zu Sais, in welcher es heißt, daß sie das Gegenwärtige, das Vergangene und Zukünftige sei. Die drei Frauen stellen die breite Gegenwart dar mit Vergangenheit und Zukunft zu beiden Seiten, womit die drei Schicksalsgöttinnen (Parzen, Moiren) wie zumal die Nornen zu vergleichen sind, als Verdandi (Vergangenheit), Vurd (Gegenwart) und Skuld (Zukunft, von denen auch die Vurd als mittlere die hervorragende genannt wird).

Damit in schöner Aehnlichkeit verbunden ist namentlich die Natur der römischen Vesta. Die alten Römer haben ihre Größe in der Häuslichkeit und im Kampf gefunden. Aber Vesta, die Göttin des Hauses, war ihnen noch theurer wie Mars der Kriegsgott; Vesta ward verehrt am Mittelpunkt des Hauses, am häuslichen Herd, wo die Flamme, die nährende und wärmende, brannte. Was der Herd für das Haus, das ist der Vestatempel für die Welt. Vesta (Hestia) der Herd ist das Bild der Natur, die vom Feuer in ihr erwärmt und befruchtet wird. Sie ist die Gattin des Feuers,

Google

sie ist daher völlig verhüllt gedacht, denn sie ist ihm allein geweiht; von ihr sind nur das Abbild die Priesterinnen, welche Vestalinnen heißen. Diese gingen in tiefe Schleier verhüllt. Sie gehören keinem Manne an, sie sind dem Feuer der Vesta vermählt. Jeder Verkehr mit Männern wird als Ehebruch angesehen und bestraft. Dafür galten sie (es waren vier oder sechs) als die höchst geehrten Matronen des römischen Staats. Man feierte an ihnen die Häuslichkeit des Volksherdes selbst. Sie waren unverletzlich. Sie schützen vor Gewalthat. Ihr zufällig Begegnen macht den Verbrecher straflos. Der Consul weicht ihr aus und läßt die Fasces, die Zeichen seiner Macht, vor ihr senken; freilich wurde eine Vestalin, die ihren Schleier andern aus irdischer Liebe enthüllt hat, lebendig begraben. Doch geschahen auch Wunder, um eine in üblen Verdacht Gerathene zu retten. Nach dreißigjähriger Dienstzeit hatte Aemilia das Feuer verlöschen lassen. Größere Uebelthat gab es nicht, aber die Göttin rettet ihr unschuldige Dienerin. Das Feuer entzündet sich wieder am Zipfel ihres Kleides, ohne diesem selbst Schaden zu thun.

Als eine andere Vestalin, Tuccia war ihr Name, in gleicher Noth war, so bewies sie ihre Unschuld, daß sie mit einem Siebe Wasser schöpfte; das Wasser floß nicht hinaus, sie brachte es so in den Tempel.

Jede römische Ehefrau galt als Vestalin des Hauses. Wie die Priesterin am Herde des Weltfeuers diente, so die Matrone am eignen Herd. Sie trug daher gleichfalls den Schleier und zwar ein Flammeum. Er war nämlich feuerfarben (röthlich oder gelb), weil er ja die Ehe mit dem Herdfeuer abbildete. Es legte ihn die Braut am Hochzeitstage an. Damit war ihre Treue gegen den einen Ehegatten besiegelt. Sie war ihm allein enthüllt.

Schön ist die Erzählung, die uns Homer von der Leukothea mittheilt. Sie sah den Odysseus im Schiffbruch mit den Wellen ringen, da sprach sie zu ihm:

„Da umgürte Dich schnell mit diesem unsterblichen Schleier
Unter der Brust und verachte die Schrecken des Todes,
Aber sobald mit den Händen das feste Land Du berührest,
Wirf alsbald den Gelösten zurück in die dunkele Meerfluth
Fern hinweg vom Gestade mit abgewandtem Antlitz."

Der Schleier wird also das göttliche Schwankleid für den Odysseus.

Man findet die Sage aufgehellt, wenn man die Leukothea, welche weiße Göttin heißt, wie eine Schwanjungfrau ansieht, die ihr Schwankleid an- und ablegen kann, um als Göttin oder als Schwan sich zu zeigen. Das Kleid ist der Schleier, Odysseus schwimmt mit ihm wie ein Schwan durch die Wogen. Er muß den Schleier zurückgeben, aber rückwärts, um das Geheimniß nicht zu schauen. Der Schleier ist der Weihebund mit dem Göttlichen. So erzählt ein Märchen von drei verwünschten Jungfrauen, daß sie an den Weiher kamen, dort ihre Schleier ablegten und als Enten schwammen. Was hier vom Schleier erzählt, gilt sonst vom Schwanenkleid. Ein Jüng-

Google

ling hat eins geraubt, als Schwanjungfrauen dies ablegten. Da muß die ihm folgen, der es gehörte. Sie bleibt sieben Jahr als Gattin bei ihm; da zeigt er es ihr, sie aber fliegt davon und kehrt nicht zurück. Der Gatte stirbt aus Gram. — Die Schwanjungfrauen sind in der deutschen Volkssage in weiße Gespenster umgewandelt, und tragen desgleichen weiße Schleier. Im Ober-Elsaß sollte ein Knabe Enten nach Hause treiben und fand ein weißes Mädchen mit dem Schleier, was sonst eine Ente war. Denn aus Schwänen waren Enten, aus Göttinnen Gespenster geworden. In Schwaben nannte man darum eine gespenstige Erscheinung das Schleierweible; lehrreich ist, daß ein solches Gespenst außer dem Schleier in einer badischen Erzählung noch eine goldene Haube trägt, gleich einer gespenstigen Nonne, die Schleier und das Krönchen miteinander trug. „Fräulein Laura" in Oberschwaben kommt weiß wie Wachs mit langem weißen Schleier herab und Niemand kann ihr Angesicht sehen. So pflegte auch die sagenhafte Bertha in Solothurn mit lang nachwallendem Schleier zu erscheinen. Der Schleier ist überall das Symbol der göttlichen Angehörigkeit in gutem wie in bösem Geist, wie Engel und Dews Flügel tragen. Den Menschen ist weder die eine noch andere Erscheinung offenbar. Der Schleier verhüllt den Menschen das göttliche Geheimniß. Dahin deutet auch eine italienische Sage, in welcher der Held Guerrino eine Tochter des Kaisers erhalten soll, aber er muß wählen. Die eine heißt Potenzia und hat goldene Locken, die andere Eleutheria, deren Haar wie Silber glänzt; Beide sind dicht mit Schleiern umhüllt. Findet Guerrino die Potenzia, so erhält er sie zur Frau, wenn nicht, verliert er den Kopf. Die Sage hat politischen Inhalt. Potenzia ist die Macht, Eleutheria die Freiheit. Dem Freunde das Königthums giebt er die Tochter; wer die Freiheit will, verliert den Kopf. Guerrino hätte es nicht rathen können; da hilft ihm eine Wespe, deren Leben er gerettet, und zeigt ihm in der Verhüllung die Potenzia, damit er sie wählen kann.

III.

Aber nicht blos Gattinnen, auch Männer tragen den Schleier als ein Zeichen göttlicher Weihe. Der Orden von Eleusis im alten Griechenland hatte offenbar zum Mittelpunkt seiner Lehre Weihe an die Gottheit in der Natur. Seine Eingeweihten gleichen den Vestalinnen; sie waren wie diese verlobt mit der Gottheit, daher trugen die Priester einen Myrthenkranz, und alle Eingeweihten einen röthlichen Schleier.

Seltsame Bilder erscheinen auf Münzen. Auf einer Erzmünze von Sala in Phrygien sieht man einen Minervenkopf und ein in ein langes Gewand verschleiertes Knäbchen, wahrscheinlich Erechteus, den athenischen geheimnißvollen Ahnherrn.

Auf einer Münze von Askalon sind die Kabiren, die mystischen Götter von Samothrace, in dichte Schleier eingehüllt.

Google

Ovid hat die merkwürdige Erzählung von einem uralten Bilde des römischen Königs Servius Tullius, welches im Tempel der Fortuna sich fand und ganz verhüllt war. Der Dichter sagt, er wisse nicht, was es bedeutet; er führt mehrere Auslegungen an, es paßt keine von ihnen, aber der Mythus ist nicht dunkel. Fortuna hatte mit Servius einen Liebesbund geschlossen. Wie die Vestalin verschleiert wegen ihres Bundes mit der Gottheit — und die eleusischen Eingeweihten wegen ihrer Weihe an die Götter — so trug Servius den Schleier der Brautschaft mit der Fortuna, die, wie Ovid sagt, in dem Einen nicht blind war, als sie den Servius liebt. Die Römer verhüllten überhaupt bei jedem Opfer das Haupt mit einem röthlichen Schleier, nicht blos um dem Aeneas oder Diomedes nachzuahmen, welche, um von den Feinden nicht gestört zu werden, das Angesicht verhüllt hatten, wie manche schreiben. Virgil der Dichter meint selbst, es sei darum geschehen, daß kein feindlich Angesicht das heilige Opfer störe; man meinte wohl, daß die Andacht durch fremden Anblick keine Störung erleide, wie die frommen Israeliten am Versöhnungstag zumal ihr Haupt ganz in den Gebetmantel hüllen, um nicht abgezogen zu werden.

Das trifft aber hier nicht zu. Die Verhüllung bedeutete nur die völlige Weihe an die Gottheit und die Abkehr von allem Menschlichen. So erscheint der Kaiser Augustus als Pontifex verhüllt und dadurch vergöttert auf einer Münze. Ebenso der Kaiser Commodus unter einem Baum, Severus an einem Altar, Caracalla an einem Dreifuß opfernd. Wenn man erzählt, daß solche Verhüllung nicht beim Opfer an den Saturn geschah, so darum, weil Saturn oder Chronos selbst verhüllten Hauptes erschien und man dem Gotte nicht gleichen wollte. Chronos trug aber den Schleier wegen des Dunkels der Zukunft.

Auch im Tempel des Herkules trug man keinen Schleier; man sagt, weil er selbst unbedeckten Hauptes war, aber Herakles hat selbst über seinem Haupte auf einer alten Vase einen wehenden Schleier, um damit seine Vergötterung anzuzeigen. Denselben Brauch hatten die römischen Kaiser alle auf ihren Münzen bis auf Constantin den Großen. Noch dieser meinte dies Zeichen der Vergötterung nöthig zu haben. Erst als das Christenthum sich befestigt hatte, trat an die Stelle des Schleiers eine Hand, die aus den Wolken reichte, um dem Kaiser die Krone aufzusetzen.

Da römische Kaiser und große Herren Macht genug haben, sich selbst zu Göttern zu machen, so ahmten das auch die Kalifen von Bagdad nach. Der jüdische Reisende Benjamin von Tudela sah mit Staunen den Schmuck eines Schleiers am Haupte des Kalifen — und es kann keinen anderen Sinn haben, wenn der englische Reisende noch in diesem Jahrhundert den Emir von Amadia im nördlichen Kurdestan beim Ausreiten sein Haupt verhüllen sah. Er schien seine kleine Souveränetät so hoch anzuschlagen wie die des Kalifen. Das ereignet Kleinen nicht selten, wie es Herodes Antipas gefiel, sich mit dem Schah von Persien zu vergleichen.

Google

Und nicht blos Männer trugen solche Schleier als Zeichen göttlicher Bünde, sondern auch heilige Stätten und Städte.

Ein Schriftsteller sagt: Die Alten meinten nirgends ihre Lehre offenbaren zu dürfen, nicht einmal die Schuhmacher thaten dies, sondern verbergen sie theils in Sagen theils in Symbolen „wie sie mit Schleiern die Geheimnisse der Tempel umgeben"; aber es war dies nicht blos ein Verbergen, sondern ein Weihen. Was man den Menschen verhüllt, glaubte man der Gottheit geweiht. Es werden daher Schleier erwähnt, welche die Bildsäulen des Jupiter und der Diana von Ephesus einhüllten. In Aegypten wurden die Heiligthümer mit goldgestickten Vorhängen umgeben.

Daraus hätten die Reisebeschreiber sich die eigentliche Beschaffenheit der Kaaba in Mekka deuten können; sie ist mit einem schwarzen Schleiergehänge umgeben, das jedes Jahr erneuert wird. Sprüche sind darin eingewebt. Man nennt es Kesua.

Der Kalif Moteassim wollte seine eigene Kaaba haben und hatte daher an der Schwelle seines Thronsaals im Palaste zu Bagdad einen schwarzen Stein einfügen, den Alle Kommenden küssen mußten, und einen schwarzen Schleier anbringen lassen, wie er in der Kaaba von Mekka vorhanden ist.

Auf den Münzen vieler Städte des Alterthums erscheint der Genius der Stadt, eine Göttin mit dem Schleier, wie Alexandrien, Hierapolis, Lissabon, Palermo, auch Rom und viele andere. Der Kopf ist zuweilen noch mit Lorbeer und Thürmen geschmückt, wie eine Münze von Sardes zeigt. Eine Münze von Lilibäum zeigt die Gestalt mit einer Mauerkrone. Es ist die Weihe der Stadt an die Gottheit.

Auf Bildern findet man oft genug Moses mit Hörnern abgebildet. Es ist das ein seltsam Wortspiel. Mit demselben Namen bedeutete man in der alten Sprache das Horn und den Glanz. Als Moses vom Berge Sinai kam, leuchtete sein Angesicht; sogar Aaron und die Aeltesten konnten den Glanz nicht ertragen und er nahm einen Schleier, um durch denselben mit den Kindern Israel zu reden. Wenn er in der Stiftshütte vor das Angesicht Gottes ging, nahm er ihn ab, wenn er hinaustrat legte er ihn an.

Es war das kein Gleichniß zu den Hauptumhüllungen der römischen Priester, die gerade beim Opfer sich verhüllten, aber auch auf dem Glanz allein ruht nicht das Symbol der Stelle. Der Schleier Moses ist das verhüllte alte Testament. Der Glanz leuchtet hindurch, denn der Schleier will nicht verbergen was dahinter ist, sondern ahnen und suchen lassen, was göttlich ist. Das Gesetz ist den Menschen gegenüber Buchstabe, aber Gottes Liebe ruht auf ihm im Geist, dessen Durchschimmern überall sich offenbart. Der Kirchenvater Augustin hat das schöne Wort: „Die Schleier geben die Heiligkeit des Verborgenen; den Heiligenden werden sie gelüftet; die Spötter der Schleier (der Symbole) werden auch aus der Nähe der Schleier vertrieben. Weil wir also zu Christus übergehen, mag der Schleier fallen."

„Und siehe," heißt es im Evang. Matth. (27, 31), „der Vorhang des

Google

Tempels zerriß in zwei Theile von oben bis unten!" Weshalb riß er als Jesus gestorben war: Es war die Zeit der Verhüllung vorüber, die Zeit der Erfüllung war angebrochen. Was kaum der Priester sonst schauen durfte, Allen war es offenbar. Nicht Auserwählte und Eingeweihte waren allein Gott geweiht, Alle waren es nun — auch Arme und Kinder und Sünder konnten das Auge erheben. Nicht ein Volk trug den Schleier, als ob es Gott allein angehörte; — alle hatten das Recht durch die Liebe, welche die Trennungen aufhob. Der Zaun zwischen ihnen riß — wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten sich spaltete. Der Schleier vor Moses Angesicht bedeutete die besondere Wendung Israels zu Gott; der Vorhang des Tempels riß, weil in Christus Alle den Einen sehen konnten.

Allerdings war auch in den Kirchen Christi von einem Vorhang die Rede. Man nannte ja das Abendmahl ein Mysterium. Lange Zeiten ward es in der Verborgenheit gefeiert. Kein Ungeweihter, kein Unreifer wurde zugelassen. Das meinte der Kirchenlehrer Cyrillus, wenn er sprach: „Es mögen Alle wissen, denen die Mysterien des Heilandes vertraut sind, daß sie keinen noch Unreifen innerhalb des heiligen Vorhangs einlassen und keinen Neophyten zu den göttlichen Mahlen zulassen." Allerdings steht Allen der Tempel Christi offen, aber es kommt nur im Geiste hinein, wem der Schleier gerissen ist. Es geschieht das nur dem Glauben, der das Göttliche im Geiste sieht. Wer nur den Buchstaben greift — dem verhüllt noch der Vorhang die Wahrheit. Der sieht nur das Gleichniß, aber der Sinn ist ihm verborgen. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß, aber darauf bauen wir keine Hoffnung, sondern wir schreiten, wie der Apostel sagt (Hebr. 6, 19), in das Innere des Vorhangs, wohin Christus vorangegangen ist.

IV.

Wir kehren zu dem Schleier der Frauen in der christlichen Welt zurück. Eine der merkwürdigsten Stellen über die Symbolik des Schleiers ist, was der Apostel an die Korinther (11, 1) im ersten Briefe schreibt. Der Mann, wenn er betet oder verkündigt, soll nichts auf dem Haupte haben im Gegensatz zu den Juden, die das Haupt bedeckten, denn das entblößte bedeutete die Freiheit vom Gesetz, das bedeckte die Knechtschaft unter das Gesetz, die Frau wenn sie betet oder lehrt, soll aber ihren Kopf verhüllen. Denn so lehrt er, Christus ist das Haupt des Mannes, der Mann aber das Haupt des Weibes. Der Sinn ist, daß der Mann zugewendet ist Christo, die Frau ihrem Mann; also auch soll nur der Mann ihr Angesicht unenthüllt sehen, nicht das Volk, unter dem sie betet oder lehrt. Und wenn sie allein betete, soll sie das Haupt verhüllt haben um der Engel willen. Was nur ihr Mann sehen soll, dürfen auch die Engel nicht schauen. Man sieht, es ist in dieser Lehre des Apostels die höchste Weihe des Brautschleiers, wie sie durch die Völker ging, völlig vorhanden. Man hat ihn nur darum nicht verstanden, weil man den Brauch des Schleiers überhaupt nur äußerlich und blos als Schutz gegen

Google

die Verführung angesehen hat; der streng, aber etwas polizeimäßig sittliche Tertullian ist ein Beispiel davon. Er hätte einsehen können, wie Andere zu seiner Zeit gethan haben, daß der Apostel nur von Ehemännern und Ehefrauen redet, er spricht: „Der Mann ist des Weibes Haupt, die Frau ist des Mannes Ehre." Der Kirchenvater will das nicht zugeben und was von der Ehefrau gilt, auf die Jungfrauen übertragen. Er will, daß „wie sie auf der Straße sich nicht entblößen, so dies auch in der Kirche nicht thun", aber das Verschleiern war überhaupt geweihte Sitte für die Frauen allein: für die Jungfrauen und im sonstigen Leben war es Mode oder Scham und sogenannte Zucht. Auf diese letzte legen aber die Kirchenlehrer einen besondern Werth. Die Büßenden und aus üblem Leben wiederkehrenden mußten Schleier tragen (velum poenitentiae), wie sie entweder die Haare abschneiden oder ungeordnet (!) tragen mußten. Aber jeder dieser Schleier war unterschieden vom Nonnenschleier, welcher der Heilige hieß (sacrum velamen). Schon Tertullian berichtet von Frauen, „die sich Gott zum Gatten wählen". Dies thaten alle Nonnen. Sowohl bei dem Mönchthum wie bei den Nonnenschwesterschaften sind Volksbräuche der Völker, unter denen sich das Christenthum ausbreitete, in gewisser Weise Vorbilder gewesen. An die Vestalinnen der römischen Welt knüpfte sich der Bund der Nonnen. Was jene waren, Bräute der Gottheit, waren auch diese, nämlich Bräute Christi; die Vestalinnen waren eben römisch national, die Nonnen nach der Lehre Christi allen Völkern gehörig. Sie besaßen die Ehre jener, sie übten die Zucht des reinen Lebens wie jene. Was für jene Vesta war, galt für diese Maria. Die Vestalinnen waren verhüllt, als verlobt dem heiligen Feuer allein, so auch die Nonnen. Wir haben schon oben berührt, daß der Schleier der Vestalinnen als Verlobten des Feuers eine Purpurfarbe hatte, ähnlich trugen es die Matronen, ähnlich die Eingeweihten der eleusinischen Mysterien — und ebenso war die Farbe der Nonnenschleier purpurn (colore purpureo), wie sich ausdrücklich der angesehene katholische Schriftsteller Thomassin ausdrückt. Doch gab es auch Ausnahmen. In dem Leben der heiligen Rosselina wird die Einweihung in schöner Symbolik ganz wie bei der Vermählung einer weltlichen Braut geschildert. „Der Bischof der Diöcese legte der zu weihenden Jungfrau einen schwarzen Schleier an, dann setzte er ihr einen Blumenkranz auf (was bei andern ein Krönchen, mitrella war); dieser so Geweihten steckte der Bischof den Ring an den Finger, ohne welchen sie nirgends erscheinen kann und der ihr sammt dem Schleier genommen werden kann, sobald sie ein Vergehen begangen. Der schwarze Schleier war aber neuere Sitte. Die Legenden selbst offenbaren, wie sehr die alte Erinnerung an den Bund der Vestalinnen mit dem Feuer sich bewahrt hat. In Catana in Sicilien wird die heilige Agatha verehrt. Alte Berichte erzählen, daß bei einem Ausbruch des Aetna, der mit glühender Lava die Stadt bedrohte, das erschrockene Volk den Schleier nahm, womit ihr Grab bekleidet war, und ihn dem Feuer entgegenhielt. Da stand das Feuer (ipsa hora

Google

stetit igni divisus). Am Aetna wurde wahrscheinlich Vesta unter dem Namen der bona dea verehrt, die gute Göttin, daher der Name Agatha. Da wo das gute Feuer sich offenbarte, bekehrte sich die heilige Lucia, die vom Licht benannt wurde. (Vgl. meine Studien über Dante in Literatur und Geschichte p. 100.) In einer badischen Sage aus Villingen im Schwarzwald wird erzählt, daß die „sogenannte Wanne" ein alter Krater sei; dort soll einmal ein glühender Feuerstrom ausgebrochen sein und die Stadt bedroht haben. Seitdem hat man das Bild der heiligen Agathe aufgestellt, die davor schütze. Aber das trat bei ihr nicht allein ein; auch auf dem Grabe des Hamburger Erzbischofs Rimbert lag ein Schleier; auch dieser erwies sich als unverbrennlich; denn als eine brennende Lampe auf den Schleier fiel, verletzten die glühenden Funken den Schleier nicht im Geringsten. Als man die heilige Emerita auf einem Scheiterhaufen verbrannte, blieb doch der Schleier unversehrt. Der heilige Schleier der Märtyrerin Ludmilla von Bojena ließ sich nicht verbrennen. Man erinnert sich, daß die Göttin Vesta in der römischen Legende einer Vestalin, der ohne ihre Schuld das Feuer verlöscht war, dieses an ihrem Schleier wieder entzündete, ohne daß er darunter litt. Auch andere Wunder zeigen sich an Nonnenschleiern; als die heilige Brigida von dem irischen Bischof Mel den Schleier empfing, ward ihr Auge geheilt. Wie Mel diese als Heilige an einer Taube erkannte, die von oben auf sie herabflog, so brachte der heiligen Adelgunde eine Taube sogar den Schleier mit. Als der irische Apostel Patricius, wie die Legende erzählt, vier Jungfrauen auf einem Stein mit dem Schleier „dem himmlischen Bräutigam" (sponsori coelesti) verlobte, so prägten sich die Füße der Mädchen in den harten Stein ein. Der Ort heißt Tedna, wo dies geschehen war.

Während manche Frau, wie die heilige Rictrudis, gewaltsam und gegen den Willen der königlichen Verwandten den Schleier nahm, so wurde er nicht Wenigen, auch Kaiserinnen von Byzanz, aufgedrängt. Tausende haben ihn mit falschen Lüsten deswegen entweiht, mehr noch ihn mit Thränen benetzt. Nicht Tauben, sondern gewaltthätige Väter und Vormünder haben den Schleier gebracht. Ich gedenke noch des eigenthümlichen und lieben Mädchens, das Reichthum und Jugend und, was noch mehr war, ein tiefes empfindungsvolles Herz im Kloster verlor. Die Eltern waren aus protestantischen Häusern, aber der Vater schon lange im Herzen katholisch. Jesuiten verkehrten in seinem Haus. Endlich ging er mit seinem Weib, die ein tiefes Leiden hatte, nach Tyrol und nahm mit ihr öffentlich das katholische Bekenntniß an. Der Tochter ließ man eine scheinbare Freiheit. Man erwies eine große Liebe. Man duldete, daß sie in Dietendorf confirmirt ward. Wenn ich mit ihr am gastlichen Tische ihrer Eltern war, sprach ich zu ihr in Gegenwart ihrer Eltern: Nun, Marie, jetzt sind wir nur noch die einzigen Ketzer im Haus. Aber nur ein Jahr dauerte das Spiel. Da war sie nicht mehr da. In einem Kloster legte man ihr den Schleier an. Ich weiß nicht, wo sie ist, und ob sie noch unter ihm lebt.

Google

Was von den Nonnen galt, scheint ähnlich auch bei Mönchen an manchen Orten der Brauch gewesen zu sein. Thomas von Canterbury, ein Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts, berichtet, daß bei der Ordination eines Mönches der Abt die Messe sang und drei Gebete über ihn sprechen muß. Dann verhüllt er ihm das Haupt für sieben Tage, am siebenten nimmt er den Schleier hinweg.

Diese Ordination war gleichsam eine neue Taufe, denn so, wie Augustin berichtet, behandelte man auch den Neugetauften.

Auch die weltlichen Schleier, welche die Ehefrauen im deutschen Mittelalter trugen (rise, sloir) hatten eine röthliche und gelbliche Farbe. Die Sittenprediger ärgerten sich an dem Luxus, der mit ihnen getrieben wurde. Schlimm genug, wenn sogar Minnesänger wie Ulrich von Lichtenstein, in Frauenkleidern Schleier trugen, um zu täuschen, was noch übler war, als was Nero that, als er in seinem Kaiserrausch, um wie ein Weib zu scheinen, ein Flammeum, den röthlichen Schleier, anlegte. Gegen diese Mode war man besonders erbittert. Ein Schriftsteller sagt: „Wenn der Kamin brennt, so sieht man das an der rothen Farbe, die da ist oder da war; und diese safrangefärbten Gebende (Schleier) sind das Zeichen, daß das Feuer der Ueppigkeit brennt oder brannte, und an diesem Zeichen erkennen die Männer die leichtsinnigen Frauen und stellen ihnen nach." Andere schrieben, man möge solchen Luxus den Jüdinnen überlassen. Mit deren Schleiern hatten sich bereits die Päpste beschäftigt. Papst Nicolaus befahl, daß sie blaugestreift sein müssen. Papst Paul IV. bestimmte, daß sie grau seien. Der Rath Casparson in Cassel meinte im Jahre 1785: „Die übertriebene kostbare Kleidung, in der sich Putzmacherinnen, und dieses nach jeder neuen Mode, am Sabbath zeigen, ist ein Luxus, der unsere Weiber und Töchter verführt und unseres Hausvaters Beutel fegt. Sonst halte ich die Juden auch für Menschen." . . . Es ist ein sehr gütiger Herr, der Herr Rath, aber ein schwacher Hausvater gewesen und ein gar geringer Frauenkenner, der glaubt, seine Tochter und Frau müßten erst verführt werden, um Freude an Putz und Schleiern zu haben.

V.

Maria erscheint auf alten Mosaiken als Jungfrau abgebildet ohne Kind, aber den Kopf verschleiert. Eigenthümlich ist die Volkssage, die sich an diesen Schleier anschließt. Es muß, heißt es, am Sonntag, zumal am Ostersonntag die Sonne scheinen, damit Maria ihren Schleier trocknen könne.

Allerdings von den vergossenen Thränen, die jener Freitag sie gekostet hat. Es wäre eine kunstgewerbliche Aufgabe, die Gattungen und das Gewebe der Schleier geschichtlich in Bildern alter und neuer Zeit zu studiren. Es treten doch Unterschiede heraus, wenn man das Bild von Salmeggia betrachtet, auf welchem Adelaide, die Gemahlin des Herzogs Lupus von Bergamo, mit Krone und langem Schleier abgebildet wird — und damit den

Google

Nonnenschleier vergleicht, den die heilige Adelgunde von der himmlischen Taube (bei Callot) erhält. Die heilige Bova hat als Abzeichen einen Schleier; — der Arm des Ritters, der ihn rauben wollte, verdorrte, und die Geschichte Klosterneuburg knüpft sich an einen Schleier, den die Frau des Markgrafen Leopold († 1189) verlor, weil er dort das Kloster baute.

Ich bin nicht im Stande, von der Technik der Schleierkunst etwas näheres zu sagen. Die Unterschiede der Flor-, Petinet-, Blonden- und Tüllschleier mögen Kennerinnen tiefer beurtheilen. Ich weiß, daß in meinem speciellen Heimatland Schlesien der Hauptsitz der Schleiermanufactur war, zumal in der Gegend um Hirschberg. Von dem lateinischen Namen Velum leiten sich volksthümliche Ausdrücke in Oberdeutschland als Weiler, in Niedersachsen als Feyle ab. Die Farbe war, wie schon oben bemerkt, meist gelb. „Die heilige Elsbeth," heißt es, „wollte keiner Hande flohr winpeln oder flohr gegilwen noch geverwen." Es gab dicke und dünne Schleier; die letzten trugen auch den Namen Klar. Schwarze Schleier trug man in der Trauer (Flor), wie Ramler dichtete: „Dich rufen junge Wittwen an im hochbetrübten Schleier." Doch hatte der Schleier nur die Farbe der Betrübniß, wie manche junge Wittwen selbst. Die Fabrikantinnen der Schleier nannte man Schleierfrauen, deren es mehr gab, auch in der Theologie, wie Schleiermacher.

Unsere Zeit hat wenig Sinn für Symbolik. Ihre sogenannte Praxis dörrt alle Poesie aus, bis auf die industriellen Reime. Es mag sie mehr interessiren, in wie weit der Gebrauch des Fabrikats zurückreicht, wie der des Symbols, und ist doch der Ernst desselben bedeutungsvoll für das ganze sociale Leben. Valerius Maximus erzählt, ein alter Römer habe sein Weib tödten lassen, weil er sie ohne Schleier gefunden. Diese Strenge gehört zu dem Pharisäismus der Männer, den sie sich bis auf den heutigen Tag gegen die Frauen erlauben. Die unverschleierte Europäerin ist trotzdem so treu, wie das Kind des Islam. Um treue Frauen zu haben wird man keinen Harem schaffen. Der Schleier ist ein Symbol, kein Gesetz.

Trotzdem hat der Schleier, den die Braut an ihrer Hochzeit trägt, seinen Werth nicht verloren. Nicht die sinnliche Verhüllung vor der Welt wird verlangt, aber die geistliche. Treue öffnet sich noch immer nur dem, dem man angehört. Die Liebe hat nur Herz und Auge für den Einen. Ehen werden nur glücklich — wenn Beider Herz sich allein offenbart — anderer Lust und Genuß verhüllt ist. Weihe der Treue gegen die Gattin, gegen menschliche und göttliche Liebe, das ist die Symbolik des Schleiers.

Google

Das Kreuz der Liebe.

Novelle

von

Hermann Friedrichs.

— Messina. —

I.

Am Fuße des Aetna in der Nähe des Badestädtchens Acireale stehen inmitten fruchtbarer Vignen noch heute die Reste eines schloßartigen Gebäudes auf saracenischen Grundmauern.

Hier saßen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die letzten Nachkommen der Edeln di Frascani, welche einst auf Sicilien reich begütert gewesen waren.

Zur Zeit bestand die Familie nur noch aus Mutter und Sohn, und der große Grundbesitz war bis auf dieses Landgut in andere Hände übergegangen, da namentlich Großvater und Vater des jetzigen Stammhalters nicht zu wirthschaften verstanden hatten.

Dieser, Salvatore di Frascani, bis zu seinem zwölften Jahre unter der Obhut eines alten Geistlichen, Pater Pancratius genannt, aufgewachsen, war dann nach Rom in ein Jesuiten-Colleg gebracht worden. Dort sollte er, der damaligen Sitte gemäß, bis zu seiner Mündigkeit erzogen werden und gleichzeitig den Wissenschaften obliegen.

Als jedoch kaum vier Jahre nach seinem Eintritt in das Colleg sein Vater starb, rief die vereinsamte Mutter ihn nach Hause, wo Beide nunmehr ein stilles Dasein führten, ohne weiter um das Leben der Außenwelt sich zu kümmern, mit dem der Verstorbene in regen Beziehungen gestanden hatte.

Die einzige Verbindung, welche die Herrin von Frascani aufrecht erhielt, war die mit einem in Palermo ansäßigen Seitenzweige des Geschlechtes. Allein auch dieser Verkehr blieb ausschließlich auf den Austausch von Briefen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

beschränkt, die hin und wieder allerdings zu neuen Gedanken Anregung gaben und die Einförmigkeit des Daseins weniger fühlbar werden ließen.

Im Uebrigen beschäftigten sich Mutter und Sohn viel mit religiösen Dingen und sahen die geistlichen Herren von Acireale gern bei sich zu Gast.

Die einzige nennenswerthe Abwechselung in dieses zurückgezogene Leben brachte für den Jüngling seine Milchschwester, die Tochter seiner Amme, welche in Acireale wohnte.

Maria und Salvatore waren zusammen aufgewachsen und zwar in so innigem Verkehre, daß das Mädchen dieselbe Erziehung und denselben Unterricht genossen, wie der junge Adelige.

Dies änderte sich zwar mit dessen Abreise nach Rom; allein die Kleine hatte soviel geistige Nahrung in sich aufgenommen, daß sie fortgesetzt aus den weisen Lehren des Paters Nutzen zu ziehen wußte; und dieser beschäftigte sich auch jetzt noch gern mit ihrer weiteren Ausbildung, indem er ihr durch interessante Gespräche und Bücher mannigfache Anregung zu neuen Ideen gab, ohne ihren Geist zu knechten.

Vor Allem — und schon das allein erhob die Tochter der Amme nicht nur hoch über die Mädchen ihres Alters, sondern auch über ihre bereits erwachsenen Standesgenossinnen — hatte sie lesen und schreiben gelernt. So zwar, daß die wenigen Leute, welche in Acireale überhaupt schriftliche Mittheilungen empfingen und erwidern mußten, sich bald an sie wandten, statt, wie üblich, den Priestern ihr Vertrauen zu schenken.

Marias Mutter besaß, außer einem Hause nebst Obst- und Weingarten, ein kleines Baarvermögen, welches Beiden gestattete, unabhängig zu leben. Wenigstens war das Mädchen nicht genöthigt, für Geld schwere Arbeiten zu verrichten. Sie beschäftigte sich meist in der mütterlichen Haushaltung, auch wohl mit kunstvollen Handarbeiten, namentlich aber mit Lesen. Wo und bei welcher Gelegenheit auch immer sie ein Buch entdecken mochte, da bat sie dasselbe von dem Besitzer sich aus.

Die meisten Bücher lieferte ihr das nahegelegene Catania. Ihr früh verstorbener Vater stammte von dort, und Maria ging oft hinüber zu befreundeten Familien.

Wie in geistiger Beziehung, so übertraf sie die Mädchen ihres Ortes auch in körperlicher; denn während diese in den Vignen der großen Grundbesitzer ihr tägliches Brot verdienen mußten, hatte Maria Zeit, ihren Körper zu pflegen.

So entwickelte sie sich während der vierjährigen Abwesenheit ihres Milchbruders zur schönsten Jungfrau der Gegend, und die männliche Jugend schaute um so verlangender nach ihr aus, als sie keinen derselben ihrer Beachtung werth hielt.

Man bezichtigte sie deshalb des Stolzes, und stolz war Maria auch. Stolz nicht im gewöhnlichen Sinne und auf ihr Aeußeres, sondern auf ihr

Google

Inneres und auf ihre Bildung, die sie größtentheils der eigenen Willenskraft verdankte.

Sie schritt bald so selbstbewußt dahin, wie eine hochgeborene Signorina, und harrte eigentlich nur der Rückkehr ihres Gespielen, um sich an seiner Seite ganz wie eine solche zu geberden.

Die ersten Monate seiner Abwesenheit hatten ihr kindliches Herz mit Bitterniß erfüllt, namentlich, weil sie nur oberflächliche Nachrichten über sein Ergehen erhielt.

Salvatores Eltern nämlich, insbesondere seiner Mutter, ward das Mädchen durch sein tägliches Erscheinen im Schlosse bald lästig. Sie ließen dasselbe meist schon im Vorzimmer kurz abfertigen, und die Ammentochter war bald zu zartfühlend, fernerhin sich aufzudrängen.

Um so häufiger besuchte sie nun ihren alten Freund und Lehrer, welcher ebenfalls in Acireale wohnte. Maria ward nicht müde, mit ihm über den Abwesenden zu sprechen, und da sie als Mädchen nicht selbständig an den Jesuiten-Zögling schreiben durfte, so bewog sie hierzu den Pater, so oft sich Gelegenheit fand, Briefe zu befördern. Diesen fügte sie eigenhändig ihre Grüße bei und berichtete treulich über ihre kleinen Freuden und Schmerzen.

Salvatore ging hierauf um so lieber ein, als er, der strengen Schulordnung ungewohnt, die Gespielin oft vermißte und im Geiste gern sich zurückversetzt dachte in die Freiheit der Kinderjahre.

So blieben Beide durch die Vermittelung des leutseligen Paters auch während der vierjährigen Trennung wie Bruder und Schwester geistig mit einander verbunden.

Der letzte Frascani hatte während dieser Zeit nicht minder stattlich sich entwickelt als das Mädchen, und Beider Erstaunen war gleich groß, nun sie beim Wiedersehen plötzlich entdeckten, daß sie den Kinderschuhen unbemerkt entwachsen waren.

Dieses Wiedersehen fand erst am Abend des zweiten Tages nach Salvatores unverhofft früher Heimkehr im Park des Schlosses statt und zwar unter vier Augen.

Der Jüngling würde vom Grabe seines Vaters sofort zu Maria geeilt sein, wenn die gestrenge Mutter ihm nicht angedeutet hätte, daß ein Frascani keine unter ihm stehende Person, vor allem keine weibliche, durch einen öffentlichen Besuch ehren dürfe.

Salvatore dachte hierüber nun zwar anders; allein er wagte doch nicht seiner Mutter gleich während der ersten Tage zu widersprechen, und harrte mit Sehnsucht der Stunde, da Maria entweder selbst in's Schloß kommen oder doch von sich hören lassen werde.

Einen Gruß hatte er ihr bei seiner Ankunft durch Pater Pancratius übermitteln lassen, welcher, dem Wunsche der Herrin gemäß, bis Messina ihm entgegengeritten war.

In der Hoffnung, Salvatore heimkehren zu sehen, war das Mädchen

Google

an diesem Tage bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Nähe des Schlosses geblieben; doch erreichte sie ihren Zweck nicht, da die Ankunft des Ersehnten erst kurz vor Mitternacht erfolgte.

Nun harrte Maria nach Empfang seines Grußes am Morgen stündlich auf sein Erscheinen und begriff nicht, warum er auch am zweiten Tage noch immer zögerte, sie zu besuchen.

Hierüber nach Gründen forschend, kam ihr dann plötzlich die Ahnung, daß seine Mutter ihn zurückhalte; und da sie dies nicht ihn, den Unschuldigen, entgelten lassen durfte, so machte sie sich in der Dämmerung des Abends zagend auf den Weg nach Frascani, um Salvatore wenigstens flüchtig zu begrüßen.

Im Park des Schlosses trafen Beide an einer Biegung des Weges unerwartet früh zusammen, starrten sich eine Weile erschrocken an, fielen sich dann aber, von einer gleichzeitigen inneren Regung überwältigt, in die Arme, bevor noch ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden war.

Die jungen Herzen beseelte mit einem Male jenes unbeschreibliche Gefühl des Erwachens der Liebe und schmiedete laut pochend das Lebensband, welches nur durch den Tod oder durch eine gewissenlose Handlung zerrissen werden kann.

Von diesem Augenblicke an fanden die Liebenden fast täglich sich zusammen und verkehrten oft stundenlang mit einander. Nicht sowohl in romantischem Liebesgetändel, als vielmehr in anregendem Gedankenaustausch und lehrreichen Gesprächen, welche dem Pater Pancratius alle Ehre machten. Auch wußte Salvatore nicht genug von Rom zu erzählen und von den Herrlichkeiten, die er in der ewigen Stadt gesehen und genossen.

Begeistert hörte ihm das Mädchen zu und ließ ihn oft durch eine verständige Bemerkung oder naive Frage einen beglückenden Blick in ihr Herz und in ihr Seelenleben thun.

War der junge Frascani eine still heitere Natur, bei welcher immer ein wenig Lebensernst, der ihm angeboren schien, mit durchschaute, so konnte Maria ausgelassen lustig sein. Außerdem besaß sie ein leicht erregbares, leidenschaftliches Gemüth, welches namentlich in den Stunden zum Durchbruch kam, in denen Beide mit einander über ihre Zukunft zu Rathe saßen, und die Sprache der Liebe keusch von Herz zu Herz ging.

Marias schwarze Augen funkelten dann vor innerer Erregtheit, und einen von Natur sinnlicher beanlagten Menschen als Salvatore würde in solchen Augenblicken der Gluthenkuß ihres Mundes zur süßen Sünde verführt haben.

So sah auch er der Zukunft ihrer Liebe ruhiger, vertrauensvoller entgegen als die Geliebte. Salvatore ward nicht müde, ihr, wenn sie Zweifel über dieselbe laut werden ließ, immer auf's Neue Muth einzuflößen und darauf hinzuweisen, daß, wo Menschen wirklich einander liebten, auch die Zukunft licht und jedes Hinderniß durch die Allgewalt der Liebe leicht zu besiegen sein müsse.

Google

Die Schloßherrin hatte anfangs zu dem häufigen Verkehr ihres Sohnes mit der Ammentochter scheel gesehen; sich dann aber nicht viel mehr darum gekümmert, als Pater Pancratius ein gutes Wort für das Freundschaftsbündniß Beider eingelegt und hervorgehoben hatte, daß der Jüngling durch dasselbe namentlich davor bewahrt bleiben dürfte, auf Abwege zu gerathen, vor denen auch ein gutgearteter Mensch nicht immer sicher sei.

Hierdurch umgestimmt, ließ die Herrin sich's angelegen sein, ihren Sohn nur hin und wieder zu ermahnen, die Grenzen der Freundschaft mit der Niedriggeborenen nicht zu überschreiten, vielmehr zu bedenken, daß er bald dazu berufen sei, dem edlen Geschlechte der Frascani legitime Nachkommen zu geben.

Die Liebe des Paares blieb ihr völlig unbekannt, bis Salvatore an seinem einundzwanzigsten Geburtstage vor sie hintrat und selbst hierüber ihr die Augen öffnete.

Vier Jahre lang hatten die jungen Herzen das brennende Geheimniß für sich behalten; so zwar, daß selbst Pater Pancratius nichts von demselben ahnte.

Jetzt loderte es plötzlich in heiligen Flammen empor, und Salvatores Mutter war klug genug einzusehen, daß sie diese Flammen nur noch schüren würde, wenn sie den Versuch machen wollte, dieselben mit einem Schlage zu ersticken.

Die Herrin von Frascani war eine ebenso kluge als stolze Frau. Wollte sie der Eingebung ihres Adelsstolzes folgen, so mußte sie augenblicklich ein Machtwort sprechen, in diesem Falle aber gewärtig sein, das Herz ihres Sohnes, jäh aus allen Himmeln gerissen, sich zu entfremden. Ging sie jedoch vorsichtig zu Werke, so durfte sie hoffen, Salvatore werde sich überzeugen lassen, daß die Tochter einer Amme nicht für ihn passe.

Ihre Klugheit siegte über den Stolz; muthig betrat sie den Weg der Vorsicht. Demzufolge überredete sie Salvatore, vor welchem sie ihre Bestürzung geschickt zu verbergen gewußt, bis zum Tage seiner Großjährigkeit sich zu gedulden. Bis dahin wolle sie prüfen und für Ja oder Nein sich entscheiden. Maria aber müsse inzwischen bestrebt sein, ihre Kenntnisse in allen Stücken bedeutend zu erweitern und lernen, wie die Gemahlin eines Frascani im Leben aufzutreten und sich zu benehmen habe. Hierin aber könne Niemand sie besser unterrichten, als eine Frascani selbst, weshalb sie entschlossen sei, das Mädchen ganz zu sich zu nehmen, sobald dieselbe hiermit einverstanden sich erkläre.

Freudig theilte Salvatore dies der Geliebten mit und war nicht wenig erstaunt, sie hierüber in Thränen ausbrechen und, wie vor einem Schreckniß fliehend, an seinem Herzen Schutz suchen zu sehen.

Erst nach geraumer Weile gelang es ihm, über dieses sonderbare Benehmen Aufklärung von der Untröstlichen zu erhalten.

„Du bist blind!" antwortete sie aufgeregt. „Ich hingegen durchschaue

die Absichten Deiner Mutter. Sie will mich zu sich nehmen, nur um uns trennen und beaufsichtigen zu können. Wollte sie uns vereinigt sehen, ich wäre ihr lieb und gut genug so wie ich von Natur bin. Persönlich will sie mich unterrichten, angeblich mit den Pflichten einer zukünftigen Herrin von Frascani bekannt machen, nur um mich zur Dienerin zu erniedrigen und mit der Zeit auch in Deinen Augen als eine Magd mich erscheinen zu lassen; während ich jetzt doch frei bin, frei wie Du selbst und frei wie Deine Mutter!"

Sie schwieg und trocknete ihre Thränen.

Der Jüngling begann ihr vorzustellen, daß ihr Mißtrauen ungerechtfertigt sei. Maria aber unterbrach ihn heftig und ihre Gesichtszüge nahmen plötzlich einen dämonischen Ausdruck an.

„Salvatore!" knirschte sie, „hüte Dich, Deine Mutter in Schutz zu nehmen, jetzt und immerdar! Sie verdient es nicht, weder um Dich, noch um mich; denn ihr Herz ist falsch!"

Der Andere zuckte vor Schmerz und fuhr empor. „Maria!" rief er vorwurfsvoll, das Auge zürnend auf sie gerichtet. Kaum aber hatte er einen Blick in ihr erregtes Antlitz gethan, als er heftig erschrak und die Augen furchtsam niederschlug; denn Haß und Leidenschaft loderten ihm aus demselben entgegen, die ganze Gestalt des Mädchens erschien mit einem Male verändert, und erfüllte ihn mit geheimem Grauen.

Maria fühlte dies. Sie rang innerlich mit sich selbst und bezwang sich endlich. „Laß es gut sein!" rief sie dann. „Aber es soll Deiner Mutter nicht gelingen, uns zu trennen. Ihr nicht und keinem Menschen! Ich lasse nicht von Dir und müßte ich mit dem Tode um Dich ringen! Du bist mein mit Leib und Seele, wie ich Dein bin; wehe Dem, durch den dies je anders werden sollte!"

Und nach einer Pause: „Deine hohe Geburt kümmert mich ebensowenig wie das, was die Welt von einer Frascani verlangt. Von mir hat sie nichts zu verlangen, auch dann nicht, wenn ich die Deine geworden bin. Wir bilden eine Welt für uns, in der nur Du verlangen kannst, daß ich an Deiner Seite meine Pflicht im Leben erfülle, wie ich von Dir das Gleiche verlange. Das ist Alles."

Ihr Herz pochte hörbar als sie dies sagte und die Gluth ihrer Liebe flammte hell aus ihren Augen.

Scheu erhob Salvatore den Blick zu ihr. „Ich glaube, Du beurtheilst meine Mutter falsch!" entgegnete er kleinlaut.

Die Jungfrau stampfte unwillig den Boden. „Ueber Nacht werde ich mich entschließen, ob ich, im Vertrauen auf Deine Liebe, den Wunsch Deiner Mutter erfüllen kann," sagte sie kurz und wandte sich zum Gehen.

Salvatore geleitete die Zürnende noch eine Strecke Weges, dann trennten sie sich; zum ersten Male mit dem quälenden Bewußtsein, daß ihre Liebe einen unsanften Stoß erlitten.

Google

Der Jüngling begab sich in den Park zurück und schritt, innerlich tief gekränkt, noch geraume Weile auf einsamen Wegen, beschäftigt mit dem Verdacht, welchen die Geliebte so zornig gegen seine Mutter geschleudert.

Wohl konnte er sich erklären, wie Maria, die an sich keineswegs mißtrauischen Charakters war, dazu kam, gerade seiner Mutter zu mißtrauen. Denn diese hatte sie immer von oben herab behandelt, wie überhaupt in ihrem Wesen etwas Abstoßendes lag allen Personen gegenüber, die nicht zu ihrem Stande gehörten.

Nichtsdestoweniger war er davon überzeugt, daß ihr in dieser Sache Unrecht geschehe, daß Marias Verdacht grundlos sei.

Und doch, das Mädchen kannte die Herrin von Frascani besser als der eigene Sohn, welcher für seine Mutter, sowie für Alles, was sie that, eine geradezu blinde Verehrung hegte. Diese ließ in ihm keinen Gedanken daran aufkommen, daß sie Arges sinne. Jede andere Person aber als die Geliebte würde er wegen eines solchen mit harten Worten gestraft und ihr denselben niemals verziehen haben.

Unterdessen hatte die Schloßherrin ohne sein Vorwissen einen Eilboten nach Palermo entsandt und die Stammhalterin des dortigen Geschlechtes nebst ihrer Tochter für die bevorstehenden heißen Monate nach Frascani einladen lassen.

Schon zu Lebzeiten ihres Gemahls war von beiden Seiten die Frage einer späteren Verbindung Salvatores mit der um drei Jahre jüngeren Verwandten eingehend erörtert worden, und namentlich wünschte man in Palermo nichts sehnlicher als eine solche, die dem absterbenden Stammbaume neue Triebkraft zu geben versprach und beide Zweige vereinigte.

Indem die Herrin von Frascani jetzt hierauf zurückkam, gab sie der Hoffnung sich hin, daß ihr Sohn seine Liebe der gleichfalls schönen, dazu feingebildeten Cousine zuwenden würde, wenn er täglich gezwungen sei, zwischen ihr und Maria, die er Kammermädchen-Dienste verrichten sehen solle, Vergleiche anzustellen. Betrog diese Hoffnung sie, so war sie entschlossen, schon nach den ersten Monaten mit aller Strenge gegen das in ihren Augen unmögliche Verhältniß aufzutreten und das Paar gewaltsam zu trennen. Dies selbst auf die Gefahr hin, daß Salvatore dann überhaupt dem Stande der Ehe entsagen würde.

Mutter und Sohn saßen an diesem Tage noch bis gegen Mitternacht schweigsam im Freien, beseelt von den verschiedensten Gefühlen. Beide ahnten ebenso wenig wie die Tochter der Amme, welche einsam in ihrer Kammer gegen das ihr drohende Geschick innerlich sich sträubte, daß schon während der nächsten Stunden ein anderer Würfel fallen und alle Zukunftsträume zu nichte machen würde.

* * *

Google

Die Sternennacht füllte sich mählich mit dem erquickenden Duft der Frühe. Das weite Thal zu Füßen des Feuerberges schlummerte in Frieden.

Da plötzlich Hundegeheul, klagendes Krähen der Hähne, unheilverkündende Thierstimmen nah und fern, und nun mitten dazwischen ein fürchterlicher Donnerschlag; die Erde bäumt sich hoch empor, schüttelt sich wie in den Krallen wüthender Dämonen und schnellt dann ächzend mit Allgewalt zurück.

Ueber ihr stürzt es krachend zusammen. Hier und dort, all überall. Mächtige Staubwolken wirbeln gen Himmel. Die Erde zitttert, Donner rollen durch ihren Riesenleib. Ein Zucken noch — dann ruht und schweigt Alles.

Schauerliche Grabesstille ist eingetreten, schauerlicher als das laute Schreckniß, welches sie veranlaßt hat — doch nur für wenige Augenblicke — dann schreien Tausende von Stimmen zum Himmel auf. Die Trümmerhaufen beleben sich mit blutigen Gestalten, wimmernd hasten sie von dannen, dem Meere zu. Jeder für sich, unbekümmert um das, was zurückbleibt, unbekümmert um die verzweiflungsvollen Hülferufe der Verwundeten.

Den meisten der Flüchtigen haben Furcht und Schrecken die Besinnung geraubt; sie vermögen nicht weiter zu denken, als auf die Rettung des eigenen Lebens.

Von Catania bis Messina hatte das Erdbeben gewüthet, allenthalben Opfer gefordert und sie unter den Trümmern ihrer Wohnstätten begraben.

Am schwersten war die Thalsohle heimgesucht worden, welche unmittelbar am Fuße des Aetna sich hinzieht. Sie bot, da der Morgen graute, dem Auge nichts als ein weites Trümmerfeld dar.

Die Ueberlebenden waren dem Strande zugeflüchtet, hatten das nackte Leben lieber dem grollenden Meere anvertraut als der Mutter Erde. Der Verzweiflung nahe, kehrten sie während der ersten Stunden des jungen Tages zurück, die Stätten des Grauens mit ihrem Wehgeschrei füllend und mit Aufbietung aller Kräfte an der Rettung der Verschütteten arbeitend.

Zu diesen gehörten auch die Bewohner des Schlosses.

Als die ersten Vorzeichen des Erdbebens sie aus dem Schlummer geschreckt, war Salvatore in das Nebengemach zu seiner Mutter geeilt, um mit ihr vereint zu fliehen. Auch sie hatte bereits sich erhoben, beide wurden jedoch in dem Augenblick, da Salvatore die Mutter in seine Arme zog, mit dem Fußboden, auf welchem sie standen, in's untere Stockwerk hinabgerissen und hier theilweise unter dem Lager der Herrin von den nachstürzenden Gewölbemassen des oberen Gemaches begraben.

Nach geraumer Weile erst ward Salvatore dessen sich bewußt. Er erwachte langsam unter einem stechenden Schmerz am Hinterkopf. Zur Besinnung gekommen, fühlte er außerdem seinen Körper wie mit Centnerschwere belastet; er konnte nur mühsam Athem schöpfen und noch gelang es ihm nicht, seine Gedanken völlig zu sammeln.

Google

Mit äußerster Anstrengung versuchte er zuerst seine Arme frei zu machen. Vergebens — die Besinnung verließ ihn.

Wieder lag er geraume Weile wie leblos; da begann es plötzlich auf seiner Brust sich zu regen, eine zitternde Hand fuhr ihm tastend in's Gesicht, bebende Lippen flüsterten kaum hörbar seinen Namen.

Erschrocken riß der Jüngling die Augen auf, starrte lauschend in die Finsterniß.

Jetzt klang es vernehmlicher an sein Ohr: „Salvatore, mein Sohn!"

„Mutter!" rief er, „Du lebst! Dem Himmel sei Dank! Er wird uns retten! Sprich, bist Du verwundet? Ich fühle es heiß über meinen Körper rinnen! Ach! daß ich kein Glied rühren, nichts zu Deiner Rettung thun kann! O sprich, theure Mutter, erlöse mich aus dieser Angst um Dein Leben!"

Eine kurze Pause verstrich für Salvatore unheimlich bange Stunden. Er fühlte nur das Pochen des mütterlichen Herzens und hörte mühsam athmen.

Abermals versuchte er von der ihn niederhaltenden Last sich zu befreien. Nach unsäglichen Mühen gelang es ihm, den rechten Arm hervorzuziehen, welcher zwischen die Bettmatratze und die Schulter seiner Mutter eingeklemmt war.

Die Schloßherrin erhielt hierdurch ebenfalls eine freiere Bewegung. Zärtlich umschlang Salvatore ihren Hals und bat sie flehentlich, zu ihm zu sprechen.

Endlich rührte sie sich, ihre Hand suchte die seinige, ein tiefer Seufzer entrang sich ihren Lippen, dann sagte sie mit schmerzbewegter Stimme tonlos: „Hast Du mich lieb, mein Sohn, so beweise es jetzt durch die That! Die Hand des Todes schwebt über meinem Haupte, wenige Augenblicke noch — und sie wird sich ausstrecken, kalt, unerbittlich. So muß ich denn dahingehen, ohne die Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen zu haben, und in Sünden vor den ewigen Richter treten, ungebeichtet und unvorbereitet."

Sie stockte und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Schaudernd hatte Salvatore gelauscht. „Mutter!" rief er beklommen, „verzage nicht, hoffe mit mir auf die Rettung, und Gott wird uns gnädig sein! Sprich, was kann ich zu Deiner Tröstung thun? Mit Freuden wirst Du mich bereit finden zu Allem, was in meinen Kräften steht!"

„Ich danke Dir!" raunte die Sterbende, „wußte wohl, daß ich in Dir mich nicht täuschen würde. So erhöre denn meine Bitte freudig: Schwöre zu Gott, daß Du zum Heil meiner Seele und zu Deiner eigenen Rettung der Lust des Lebens entsagen und Dich in das Kapuziner-Kloster zu Taormina zurückziehen willst, wo der fromme Pancratius di Frascani einst als Abt gewaltet hat."

Salvatore stieß bei diesen Worten einen Schmerzensschrei aus. „Mutter, Mutter, was verlangst Du von mir?!" rief er bebend. „Gedenke meiner Jugend, meiner Liebe und meiner Hoffnungen!"

Google

Heftig zog die Schloßherrin ihre Hand aus der des Sohnes. „Ich habe Dir das Leben gegeben," entgegnete sie streng, „und Du weigerst Dich, meine Seele dem ewigen Leben zu retten, mir das Sterben zu erleichtern?! Was ist Deine Liebe vor den Schrecken dieses göttlichen Strafgerichtes, was vor der Weihe dieser Stunde, in der die sterbende Mutter Dir ihre erste und letzte Bitte an's Herz legt! Wer sagt Dir, daß Maria überhaupt noch lebt? Glaube mir, auch sie ist vom Schicksal ereilt worden, Du wirst sie todt oder verstümmelt wiederfinden."

Der Andere seufzte. „Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, ehe ich mich entschloß, dieses Gelübde von Dir zu verlangen," fuhr die Sterbende unruhig fort, „und ich sage Dir's noch einmal, ohne dasselbe kann ich nicht friedlich, mit Gott versöhnt, sterben. Das Heil meiner Seele verlangt dieses Opfer von Dir, hörst Du, mein Sohn?!"

Dieser war keines Wortes mächtig. Wirr wirbelten ihm die Gedanken im Hirne durcheinander. Sein Körper, jeder Bewegung unfähig, duldete Folterqualen, die Worte der Sterbenden zerrissen ihm das Herz. Ihre Stimme war schwächer geworden und doch eindringlicher. Jetzt betete sie zu Gott, daß er des Sohnes Geist erleuchten möge, und legte ihre Hand wieder in die seinige.

Salvatore zuckte unter der Berührung derselben jäh zusammen; denn sie fühlte sich schon kalt und abgestorben an.

Zum ersten Male überdachte der Unglückliche seine Lage eingehender und mußte sich bald sagen, daß nur ein Wunder ihn aus diesem Grabe retten könne.

Unterdessen wand sich der Körper der Schwerverletzten in krampfhaften Zuckungen und dumpfes Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Salvatore!" röchelte sie, „gilt Dir das Glück einer Bauerndirne mehr als die Seligkeit Deiner Mutter, so muß ich ihr fluchen und mit meinem letzten Athemzuge bereuen, daß ich dem edelen Geschlechte der Frascani einen unwürdigen Nachkommen geboren habe!"

Dies war mehr als des Sohnes Herz ertragen konnte. Einen Augenblick noch sträubte sich sein Inneres, dann umschloß seine Rechte die der Mutter fester und er stammelte: „Dein Wille geschehe! Ich gelobe feierlich, daß ich, so Gott aus dieser Gruft mich errettet, zum Danke hierfür und zum Heil Deiner Seele der Welt und ihrer Lust entsagen will!"

Die Sterbende betete kaum hörbar. Als sie geendet hatte, lallte sie einige Worte des Dankes.

Salvatore fühlte den Todeskampf ihres zerschlagenen Leibes. Aengstlich fragte er nach ihrem Befinden, erhielt aber keine Antwort mehr. Die Pulsschläge des Mutterherzens wurden immer schwächer, ihr Odem stockte bald: noch ein Seufzer entrang sich der gequälten Brust — mit diesem hauchte sie ihren Geist aus.

Nun bemächtigte sich des Letzten der Frascani die Verzweiflung. Von

Google

Grausen erfaßt ließ er die Hand der Todten fahren und brach, körperlich auf's Höchste gepeinigt, durch die Gegenwart des Todes bis in's Innerste erschüttert, in herzzerreißende Klagen und Hülferufe aus.

Plötzlich jedoch erinnerte er sich seines Gelübdes. Wie hatte er der Verewigten nur folgen können? War es nicht besser, in diesem Grabe vereint mit ihr zu sterben, als dem Leben zurückgegeben zu werden, um freiwillig in ein anderes Grab, hinter die Mauern eines Klosters zu steigen?! Und doch — dort konnte er wenigstens an Luft und Licht sich erquicken. Wie aber stand es um die Geliebte? Hatte das Schicksal auch sie ereilt? Hoffentlich! — Denn was würde sie zu seinem Gelübde sagen? Wie konnte er jemals vor sie hinzutreten wagen, um es ihr mitzutheilen?! Hatte er durch dasselbe nicht ein Verbrechen an der Liebe begangen?

Diese Gedanken fielen dem Hülflosen jetzt wie ein Alp auf die Seele. Er begriff nicht, daß er vorhin, da es noch Zeit gewesen, so leichtfertig hatte darüber hinweggehen können. Kalter Schweiß trat auf seine Stirne. In seinen Schläfen pochte und hämmerte es. Sein Gewissen nannte ihn treulos, nannte ihn Verbrecher.

„Mutter, Mutter, was hast Du von mir verlangt?!" jammerte er. „Und Du, allmächtiger Gott, Herr über mein Leben, gieb mir meinen Schwur zurück oder laß keine Retterhand in meine Gruft dringen!"

Kaum waren diese Worte verhallt, als der Jüngling innerlich über dieselben erschrak. „Was that ich?!" stöhnte er. „Schau gnädig auf mich herab, theure Mutter! Ich redete im Wahne! Vergieb meinen sündigen Worten, Herr des Himmels!"

Mit Anstrengung hatte Salvatore diese Bitte hervorgestoßen. Jetzt war er geistig und körperlich erschöpft, die Lider fielen ihm zu, er versank in Schlummer.

Stunden waren vergangen, als ihn plötzlich der Klang seines Namens aufschreckte. Doch währte es geraume Weile, bis er seiner Sinne wieder ganz mächtig und seiner hülflosen Lage sich bewußt wurde.

Unterdessen rief es draußen immer lauter, immer verzweiflungsvoller nach ihm. Er aber lauschte wie ein Verbrecher, dem vom Munde des Richters das Verdammungsurtheil verkündigt wird.

Schauer rieselten durch seine Glieder. War das nicht die Stimme der Geliebten, welche so unermüdlich seinen Namen rief? Scholl es da nicht wieder: „Salvatore! Salvatore!"?

Der Unglückliche war kaum im Stande, seine Gedanken zu beherrschen. „Unwürdiger!" rief es in seinem Innern, „wie durftest Du, an der Rettung zweifelnd, jenes Gelübde thun; wie, an der Liebe frevelnd, die hoffnungsfreudige Zukunft eines unschuldigen Herzens durch dasselbe zerstören?!"

Glühend wie flüssiges Erz fühlte Salvatore sein Blut vom Herzen nach dem Haupte strömen, und doch rannen eisig kalte Tropfen von seiner Stirne.

Google

Wieder und stets näher klang die Stimme der Geliebten ihm in den Ohren. Jeder Ruf erschütterte ihn wie ein jäher Donnerschlag. So muß am jüngsten Tage die Posaune der Auferstehung dem Sünder in den Ohren gellen, der auf keine Gnade hoffen darf. Gab es denn keinen Ausweg für ihn, keine Rettung? Nein! Hier konnte nur der Tod retten. —

Abermals bemächtigte sich die Verzweiflung des Gepeinigten. Krampfhaft griff er mit der Rechten in das über seinem Haupte hängende Gestein. Umsonst — kraftlos glitt sie ab.

Salvatore lauschte auf's Neue und vernahm nun schon mehrere Stimmen, doch noch wie aus weiter Ferne. Gleichzeitig hörte er auch das Klirren der Eisenwerkzeuge, welcher die Retter zum Graben und Wegräumen des Schuttes sich bedienten.

Es war kein Zweifel mehr, seine Rettung stand nahe bevor.

„Salvatore, gieb mir Antwort!" rief die klagende Stimme Marias auf's Neue, und verkündete ihm die Angst ihres Herzens.

Jedes ihrer Worte traf sein Innerstes, er hätte vor Seelenschmerz laut aufschreien mögen. Sollte er endlich Antwort geben, seine Lage beschreiben, um die Geliebte zu ermuthigen und seine Erlösung zu beschleunigen?

Nein, nimmermehr! Nur nicht durch sie gerettet werden, nur nicht ihr in's Auge schauen, ihr danken müssen mit der furchtbaren Schuld auf dem Gewissen.

Aber war sein Gelübde denn wirklich eine Schuld?! Hatte nicht das verehrte Mutterherz, welches nie fehlte, den Schwur von ihm verlangt? In den Augen der Mutter und vor Gott beging er also kein Verbrechen, war er schuldlos.

„Nur Maria wird mich verdammen," stöhnte er, und sah sie plötzlich vor sich, gebieterisch, zürnend, voll drohender Leidenschaft wie am Vorabend der Schreckensnacht, als er ihr die Nachricht überbracht hatte, daß seine Mutter entschlossen sei, sie in's Schloß aufzunehmen.

Furcht und Grauen erfaßten ihn wie in jener Stunde. Die Tempelhallen seiner Liebe begannen zu schwanken, seinem Munde entfuhr ein dumpfer Schrei. Dann lag er wieder regungslos lauschend, bis ihn Marias Klagerufe abermals jäh erschreckten. Da verwirrte sich sein Geist, er wollte schweigen, und dennoch öffneten seine Lippen sich unwillkürlich zu einem Hülferuf. Die Stimme versagte ihnen den Dienst; abermals schwanden dem Gepeinigten die Sinne.

II.

Die Sonne stand bereits im Mittag, als Salvatore, wie vom Scheintode erwachend, unter den Händen seiner Retterin die Augen aufschlug.

Bewußtlos, vom Blut der Mutter übergossen, von Todtenarmen umschlungen, war er erst vor Kurzem aufgefunden worden.

Google

Maria hatte mit Hülfe eines Arztes bald in Erfahrung gebracht, daß der Gerettete bis auf eine unbedeutende Kopfwunde und einige Hautabschürfungen heil sei und von neuem Leben beseelt werden würde, sobald seine Glieder, durch die Unmöglichkeit der freien Bewegung gelähmt, ihre natürliche Spannkraft wieder erlangten.

Voll stiller Freude ließ die Jungfrau den Geliebten von der Stätte des Grauens hinweg in ein zum Schlosse gehöriges Wirthschaftsgebäude tragen, welches vom Erdbeben ziemlich verschont geblieben war, und ihm hier in einer Gesindekammer ein Lager bereiten.

Sein Erwachen begrüßte sie mit lautem Jubel und küßte die Augen, welche sie anfangs nicht zu erkennen schienen.

Als Salvatore dann ganz zur Besinnung kam, sah sie seine Lider feucht werden — von Freuden- und Dankesthränen, wie sie wähnte. — Da füllten auch ihre Augen sich mit solchen, und ihr Haupt sank schweigend auf die Brust des Geliebten.

Geraume Weile verharrte sie in dieser Stellung und lauschte beseligt auf die Stimmen seines Innern, obschon diese gar verworren und klagend ihr im Ohre brauste, begleitet von unregelmäßigen Taktschlägen seines Herzens.

Maria schrieb diese innerliche Aufregung Salvatores der kaum überstandenen Lebensgefahr zu, die jetzt, nach der Rettung, um so schrecklicher vor seinem geistigen Auge schweben mochte.

Wie enttäuscht würde die Arglose gewesen sein, wenn sie die Stimmen der theuern Brust hätte deuten können.

Dem Jüngling gingen die Augen über vor innerer Qual und Seelenpein. Er hätte sich selbst fluchen, die Hand, welche ihn dem Leben zurückgegeben, bitter beklagen mögen, da er gezwungen war, sie in's Unglück zu stoßen.

Was sollte er Maria sagen, wie zu ihr sprechen? Schon der bloße Gedanke hieran machte ihn beben. Herz und Seele litten Höllenqualen.

Mit Gewalt versuchte Salvatore, seine Gedanken auf Anderes zu lenken; aber eben deshalb blieb er um so befangener, vergaß er sogar, seiner Retterin zu danken. Vielmehr erkundigte er sich zuerst nach der Leiche seiner Mutter und nach einer Menge anderer Dinge, die unter diesen Verhältnissen unwesentlich und nebensächlich waren. Dann erst verfiel er darauf, von Maria über ihre eigene Rettung sich berichten zu lassen, sowie über das Unglück im Allgemeinen.

Das Mädchen, welches in seiner Seele zu lesen versuchte, beantwortete diese Fragen nur kurz. Sie begriff nicht, warum er kein Wort der Freude über seine Rettung laut werden ließ und kein Wort der Liebe für sie hatte. Sollte der Verlust seiner Mutter, sollte das Unglück an sich sein Herz mit Trauer so ganz erfüllen, daß für die Freude kein Raum in demselben blieb?

Es mußte wohl so sein; aber verstehen konnte sie es nicht. Bei ihr, dem liebenden Weibe, war dies Alles ganz anders.

„Du würdest an meiner Stelle umgekehrt gehandelt haben," dachte Maria,

Google

während sie ihm berichtete, daß man die Leiche seiner Mutter in's Haus geschafft habe und eben damit beschäftigt sei, dieselbe aufzubahren. Ihre Freude über den Tod der von ihr Gefürchteten und Gehaßten wußte das Mädchen geschickt zu verbergen, und deutete dem Geretteten nur an, daß er nicht ohne schwere Verletzungen davongekommen sein würde, wenn der Körper seiner Mutter ihn nicht geschützt hätte.

Dann fuhr sie langsam mit eigenthümlich bewegter Stimme fort: „Ich selbst kam, als das Schrecknis losbrach, in keine Gefahr. Das Gewölbe meiner Schlafkammer hielt den fürchterlichen Stoß aus bis ich im Freien mich befand. Meine Mutter hingegen wurde verschüttet, ich habe keine Hoffnung, sie lebend wiederzusehen."

Salvatore fuhr bei diesen Worten jäh empor. „Bist Du ihr denn nicht sofort zu Hülfe geeilt?" fragte er hastig, und Todtenblässe bedeckte sein Antlitz.

„Was hast Du nur, Geliebter?!" rief das Mädchen und beugte sich ängstlich forschend über ihn.

Wohl hatte sie erwartet, daß er über ihre Handlungsweise erstaunt sein würde; denn da er ihr für seine Rettung nicht einmal gedankt, war ihre ursprüngliche Hoffnung, jene That der Liebe werde ihn beglücken, schnell zu nichte geworden. Aber was sie hier sah, war kein bloßes Erstaunen, es war vielmehr Entsetzen, und machte sie für einen Augenblick das Schlimmste befürchten.

„O, es ist nichts!" stammelte Salvatore nach kurzer Pause zu ihrer Frage. „Der Gedanke, daß Du Deine Mutter nicht zu retten eiltest, war mir . . ."

Er stockte und vergrub unwillig sein Antlitz in die Kissen.

„Schrecklich! willst Du sagen," fuhr das Mädchen seufzend fort: „Ich fühle es, Du würdest im gleichen Falle zuerst an die Mutter gedacht und Dich gelegentlich vielleicht auch einmal nach meinem Schicksal erkundigt haben. O Ihr Männer, wann endlich werdet Ihr die Liebe eines Weiberherzens ganz ergründen?! Was kann ihm in solchen Schreckensstunden näher liegen, als die Rettung des Geliebten?! Doch das läßt sich nicht lehren, es muß vielmehr empfunden, muß gefühlt werden, unmittelbar in der Noth des Augenblicks!"

Vorwurfsvoll schaute sie auf den Geliebten nieder, welcher zu schluchzen begann.

„Mir wäre es unmöglich gewesen, an die Rettung meiner Mutter zu denken, ohne zu wissen, wie es um Dich stand, Theurer," sagte sie nach einer Weile. „Willst Du darob mir zürnen? Sieh, ich beklage die Todte aufrichtig; aber an ihrem Hinscheiden liegt nicht mehr, als an dem so Vieler, die das gleiche Geschick ereilt hat. Ich kann auch ohne die Mutter weiter leben; aber ohne Dich und Deine Liebe weiter leben zu müssen, wäre mir fürchterlicher als die grausigste Todesart!"

Salvatore war bei diesen Worten, wie wenn ihm das Herz zerrissen

Google

würde. Ungeduldig hatte sein Auge an den Lippen der Sprecherin gehangen. Jetzt begegneten sich ihre Blicke, er fühlte sich vernichtend im Innersten getroffen.

Mit Mühe unterdrückte er einen Schmerzensschrei und schloß die Augen. „Laß mich jetzt allein," stöhnte er, „ich bedarf Deiner Hülfe nicht mehr! Eile zu dem Grabe, in welchem Deine Mutter vielleicht noch auf Rettung harrt, dem sie wohl noch lebend entrissen werden kann. Eile, und möge Dir's vergönnt sein, die versäumte Kindespflicht an ihr nachzuholen!"

Traurig stand das Mädchen auf, sie fühlte, daß der Geliebte ihr zürnte, und das glaubte sie nicht verdient zu haben.

„Eine innere Stimme sagt mir, daß die Arme sofort vom Tode ereilt wurde," entgegnete sie zögernd. „Indessen will ich gehen, um Dich zu beruhigen. Auf Wiedersehen heute Abend!"

Hiermit hauchte sie einen Kuß auf die glühende Stirn des Geliebten, der so eigenthümlich zu ihr aufschaute, und eilte hinaus.

„Ich fürchte, er wird uns krank werden," sagte sie draußen zu der Schaffnerin des Schlosses, welche betend bei der Leiche ihrer Herrin kniete. „Geht vorläufig Ihr ab und zu hinein und sorgt für seine Bedürfnisse. Sollte sein fieberhafter Zustand sich verschlimmern, so sendet mir einen Boten zum Hause meiner Mutter. Ich kehre dann in Begleitung des Arztes zurück."

Kaum hatte Maria sich entfernt, als Salvatore schluchzend sein Haupt in die Hände vergrub und geraume Weile vergebens gegen den Sturm in seinem Innern ankämpfte. Dann erhob er sich mühsam und begann im Gemach auf und ab zu schreiten, als könne er hierdurch die innerliche Aufregung bemeistern, welche ihn mit jedem Athemzuge der Verzweiflung näher zu führen drohte.

Das Geräusch seiner noch unsicheren Schritte lockte bald die Schaffnerin in seine Kammer. Diese, eine gutherzige alte Bäuerin, war nicht wenig erstaunt, daß ihr Pflegebefohlener sein Lager verlassen, und bat ihn unter Thränen, sich noch zu schonen.

Salvatore bewies ihr jedoch, daß er ziemlich gut gehen könne, und meinte, es sei sogar nothwendig, seine Glieder nach der langen qualvollen Ruhe wieder zu bewegen.

Hiermit hoffte er, die Besorgte abzufertigen; allein sie ließ sich gemächlich nieder und begann nach Art alter Frauen alles das haarklein zu erzählen, was sie von der Schreckensnacht wußte, mit eigenen Augen auf der Flucht oder bei der Heimkehr gesehen hatte.

So erfuhr Salvatore die ganze Größe des Unglücks, und mußte sich gestehen, daß sein Verlust, insofern er den Tod seiner Mutter betraf, garnicht in's Gewicht fallen könne. Zählte man doch in Acireale allein über fünfzig Todte, darunter Familien-Väter und Mütter, welche Schaaren unmündiger Kinder hinterließen.

Google

Seine Gedanken erhielten durch diese ausführlichen Mittheilungen für kurze Zeit eine andere Richtung. Er athmete jetzt fast unbewußt wieder freier, wurde dann aber plötzlich seines ganzen Unglücks auf's Neue sich bewußt, als die Schaffnerin zum Schluß auf seine eigene Rettung zu sprechen kam und Marias Verdienste um dieselbe nicht hoch genug preisen konnte.

„Ihrer That- und Willenskraft allein habt Ihr nächst Gott Euer Leben zu verdanken, junger Herr," sagte sie; „denn nur sie verfügte über die zu einem solchen Werke nöthige Geistesgegenwart. Wir Anderen waren stumpfsinnig, muth- und gedankenlos."

Ermattung vorschützend, sank Salvatore jetzt auf sein Lager und verabschiedete die Alte.

Sie bat ihn noch, die Aufbahrung der Leiche seiner Mutter draußen in dem geräumigen Flur des Hauses in Augenschein nehmen und wegen der Beisetzung derselben in der Familiengruft das Nöthige bestimmen zu wollen, dann ließ sie ihn allein.

Salvatore verschob dies Alles auf den nächsten Tag. Er fühlte, daß er jetzt vor allen Dingen seine Gedanken sammeln, daß er sich fassen müsse. Auch hielt eine gewisse innere Scheu ihn noch von der Todten fern; sie hatte darin ihren Ursprung, daß er nicht mit ganzer kindlicher Hingabe und Frömmigkeit an die Erfüllung seines ihr gegebenen heiligen Versprechens dachte.

Dies mußte anders werden. Der Kelch, welchen die Sterbende ihm kredenzt, durfte ihm ja nicht bitter schmecken, er wollte vielmehr geleert sein mit einer gewissen guten Laune, wie nur innere Befriedigung sie hervorzubringen vermag, wenn sein Gelübde vor Gott Gültigkeit haben und seinen Zweck erfüllen sollte.

Indem der Rathlose, fast an sich selbst irre werdend, hierüber nachdachte, verfiel er plötzlich darauf, sein Herz im Hinblick auf die Liebe zu Maria zu prüfen, und fand nun ebenso schnell einen Halt, an den er sich krampfhaft festklammerte.

Es war das ihn selbst überraschende und beglückende Geständniß, daß er Maria in Wahrheit nie so geliebt habe, wie sie ihn.

Ihre Hintansetzung der Kindespflicht gab hiervon den besten Beweis. Sie selbst hatte ja vorhin mit bitterem Vorwurf ihm gesagt, daß er ihrer Handlungsweise unfähig gewesen, daß er sie nicht innig genug liebe, um der Liebe ein solches Opfer bringen zu können.

Aber konnte denn ihr Opfer Gott wohlgefällig sein? War es nicht vielmehr ein sträfliches Vergehen, ein Verbrechen, welches sie an der Kindesliebe begangen.

„Ja, ein Verbrechen ist's!" rief Salvatore plötzlich laut, und empfand eine gewisse Genugthuung dabei, das harte Wort zu wiederholen, welches zu denken er unter anderen Umständen kaum gewagt haben würde.

Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er Marias Retterhand gepriesen und im Stillen gesegnet haben würde für dieselbe Vernachlässigung der

Google

Kindespflicht, die er jetzt fast freudig verdammte, falls kein Gelübde trennend zwischen ihm und ihr gelegen und er sich frei gefühlt hätte.

Nein, wenn Maria solche Thaten von der Liebe verlangte, dann hatte er sie nie geliebt, dann konnte und durfte er sie überhaupt nicht lieben, auch nicht einmal mehr in dem Maße, wie vor der Unglücksnacht. Sein Gelübde aber war kein Verbrechen.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen beruhigte Salvatores Gewissen sich fühlbar, um so mehr, als die Schaffnerin kurz darauf ihm berichtete, man habe soeben unter anderen noch Lebenden auch Marias Mutter ausgegraben, doch sei dieselbe den erlittenen Verletzungen bereits erlegen.

„Kein Zweifel," dachte Salvatore, „die Unglückliche würde dem Leben erhalten worden sein, wenn Maria ihre Pflicht erfüllt und dann erst an meine Rettung gedacht hätte."

Das Mädchen, über des Geliebten Wohlbefinden durch die Schaffnerin beruhigt, hatte ihm sagen lassen, sie könne erst am nächsten Morgen zurückkehren. Der Arzt bedürfe ihrer Hülfe bei der Pflege der Schwerverletzten, unter welchen auch Pater Pancratius sich befinde.

Nichts kam Salvatore erwünschter, als daß sie hiermit selbst ein zweites Wiedersehen an diesem Tage vermied.

Er fand den Hauptgrund darin, daß ihr doch ein wenig davor bangen möge, ihm gestehen zu müssen, wie sie durch die Vernachlässigung der Kindespflicht den Tod ihrer Mutter verschuldet habe.

Nun bangte ihm auch nicht mehr vor dem ersten schweren Schritte, welchen er zur Erfüllung seines Gelübdes thun mußte, und er ging sofort mit sich darüber zu Rathe, auf welche Weise er Maria von diesem in Kenntniß setzen solle.

Inzwischen hatte die Schaffnerin Speise und Trank aufgetragen; und in der That, Salvatore fühlte jetzt, daß er seit lange einer Stärkung bedürftig sei.

Mählich, wie seinem gelähmten Körper die Kräfte zurückkamen, wie sein Gewissen mehr und mehr sich beruhigte, kehrte ihm auch der Muth zurück, sein Gelübde auf geradem Wege zu erfüllen. So zwar, daß er jetzt mit Freuden den Kampf gegen eine Welt aufgenommen hätte, die sich ihm hierbei in den Weg geworfen haben würde.

Der letzte Frascani war eine tief religiöse, fast fanatisch gläubige Natur; eine von denjenigen, welche wähnen, im Glauben Berge versetzen und Ströme in ihrem Laufe aufhalten zu können. Seine ganze Erziehung war ja eine rein religiöse gewesen, und mit den Wissenschaften hatte man ihn nur soweit bekannt gemacht, als sie mit dem Glauben übereinstimmten.

Er glaubte thatsächlich an die Kraft eines Gelübdes und zweifelte nicht daran, daß die Erfüllung des seinigen der Mutter zur ewigen Seligkeit verhelfen werde, wie er selbst nur durch das Gelöbniß dem Leben erhalten worden sei.

Maria hingegen, das fühlte er, würde ihm hierüber in's Gesicht lachen

Google

und, wie er sie jetzt kennen gelernt, etwa erwidern: „Was kümmert Dich die Seligkeit Deiner Mutter?! Trachte danach, daß wir, die wir leben, hier die erhoffte Seligkeit kosten, dort oben wird sich Alles von selbst fügen!

Dies brachte ihn auf die Glaubensverschiedenheit, welche zwischen ihm und der Jungfrau bestand, ohne daß Beide sich bisher Rechenschaft darüber gegeben. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen würde Salvatore auch wohl nie daran gedacht haben, von der Geliebten Rechenschaft über diesen Punkt zu verlangen, so lange sie nicht etwa zu ihrem Glauben ihn zu bekehren versuchte. Jetzt aber forschte er eifrig nach Gründen aller Art, seine Lieb- und Herzlosigkeit zu beschönigen und sein Gewissen zu beruhigen.

„Wie konnte ich jemals hoffen, mit ihr, der Ungläubigen, glücklich zu werden?“ flüsterte er. „Ist nicht der Glauben an Gott und das Vertrauen auf die göttliche Liebe Balsam für jede Wunde, die uns das Leben schlägt?! O Mutter, theure Mutter, wie danke ich Dir jetzt, daß Du dem Himmel mich gerettet hast! Ich war blind, glaubte zu lieben, durch die Geliebte selig zu werden hier und dort, und sah den Drachen des Unglaubens nicht, der mir die Seele zu vergiften drohte!“

Eigenthümlich, wie bei ihr so Vieles, war auch Marias Religion und Gläubigkeit beschaffen. Sie zählte weder zu den Frömmlern, noch zu den Gottlosen, weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen. Der Mittelweg aber, welchen sie so ging, würde — die nöthige Bildung vorausgesetzt — ihren Geist, der immer gewöhnt war, selbständig zu denken, in unseren Tagen des Fortschrittes mit innerer Nothwendigkeit zu der Erkenntniß geführt haben, daß der Glauben eine leere Tonne sei, welche die Wissenschaft im Vorwärtsschreiten so lange vor sich herrollt, bis sie auseinanderfällt — und daß die Forderung: der Glauben soll da anfangen, wo die Wissenschaft aufhört, jeder Berechtigung entbehrt.

Salvatore kam nach eingehender Selbstprüfung zu der Ueberzeugung, daß es ihm unmöglich sein würde, Maria mündlich Mittheilungen zu machen, trotzdem er sein Gewissen nunmehr zum Schweigen gebracht hattte. Er fürchtete ihren Zorn und ihre leicht erregbare Leidenschaft, die sie zu einer verzweiflungsvollen That hinreißen konnte.

Deshalb mußte er ihr schreiben und möglichst Sorge tragen, daß sie seinen Brief erst zur Stunde erhielt, in welcher die Pforte des Taorminesischen Klosters bereits hinter ihm sich geschlossen.

Wann er dorthin aufbrechen sollte, darüber war er noch im Zweifel. Am liebsten wäre er gleich in der schon dämmernden Nacht davongegangen; allein hierzu fühlte er sich noch nicht stark genug. Um möglichst unbeachtet zu bleiben, wollte er nämlich den Weg nach Taormina zu Fuß zurücklegen; dazu aber bedurfte er eines anstrengenden Marsches von fünf Stunden und mehr.

Aus diesem Grunde entschloß er sich, bis zum Nachmittag des nächsten Tages zu verweilen, und gab sich der Hoffnung hin, Marias Hülfe werde um diese Zeit bei den Verletzten noch ebenso in Anspruch genommen sein,

Google

wie zur Stunde. Uebrigens wollte er beim Wiedersehen am Morgen möglichst unbefangen mit ihr verkehren und auch das Geringste vermeiden, was ihr die Ahnung nahelegen könnte, daß unter den Schrecken jener Nacht auch das Band ihrer Herzen, welches die Liebe geknüpft, jäh zerrissen sei.

Mit diesem Vorsatz schlief Salvatore ein.

Als er erwachte stand die Sonne bereits hoch, an seinem Lager aber Maria, der Arzt und die Schaffnerin, welche ihm herzlich guten Morgen wünschten.

Der Jüngling fühlte sich wie neugeboren und war dem Arzte im Stillen dankbar, daß derselbe, auf seine völlige Genesung hinweisend, in Maria drang, sogleich mit ihm nach Acireale zurückzukehren und den Bedürftigen ihre so nothwendige Hülfe nicht vorzuenthalten.

Das Mädchen, vor allem über das Wohlbefinden des Geliebten beglückt, willigte ein, als auch dieser mit freundlichen Worten hierzu sie aufforderte.

So kam es, daß Salvatore eine Unterredung mit ihr erspart blieb, die ihm immerhin peinlich gewesen sein würde, obschon er gegen sie gewappnet zu sein glaubte.

Nach Marias Entfernung ward ihm leichter zu Muthe, rasch warf er sich in die Kleider und trat an die Bahre seiner Mutter. Niederknieend verrichtete er hier ein stilles aber brünstiges Gebet, welches ihn fühlbar stärkte.

Hierauf bestimmte er, daß die Beisetzung der Leiche in der Familiengruft früh am nächsten Tage stattfinden solle, und begann seinen Brief.

Salvatore hatte die schriftliche Mittheilung seines Gelübdes sich leicht vorgestellt, stieß aber gleich zu Anfang auf eine ungeahnte Schwierigkeit.

Wie sollte er den Brief überschreiben, da er das Mädchen doch nicht mehr „Geliebte“ nennen konnte, sie aber auch nicht gern schon durch das erste Wort verletzen wollte?

Lange sann er hierüber nach und entschloß sich endlich zu der Wahl des einfachen: „An Maria!“

Auf diese nachdenkliche Weise kam der ganze, keineswegs umfangreiche Brief erst nach mehreren Stunden zu Stande, und ehe Salvatore sich's versah, war es an der Zeit, zu scheiden, wofern er Taormina noch vor Nacht erreichen wollte.

Nun erst fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er bei der Festsetzung des Leichenbegängnisses seine Abwesenheit in Erwägung zu ziehen übersehen habe.

Mußte er der geliebten Todten nicht die letzten Ehren erweisen, sie nicht wenigstens zur Gruft geleiten.

Er stand einen Augenblick völlig rathlos; da kamen ihm plötzlich die Worte Jesu in den Sinn, welche lauten: „Folget mir nach und lasset die Todten ihre Todten begraben!“

Wo hatte er sie doch gelesen?

Auch dessen entsann er sich bald, obschon fast zehn Jahre darüber hingegangen; denn dieses Lesen war von einem Unfall begleitet gewesen, der

Google

ihm, dem Knaben, körperlichen Schmerz verursacht hatte; und dessen erinnerte er sich schon als eines Ausnahmefalles. Deutlich spielte sich derselbe jetzt wieder vor seinem geistigen Auge ab, ja, er glaubte ihn zum zweiten Male zu erleben, und fuhr unwillkürlich mit der Rechten nach seiner Stirne, auf der eine kleine Narbe sichtbar war. Mit dieser aber hatte es folgende Bewandtniß:

Pater Pancratius, der bis zu Salvatores Abreise nach Rom im Schlosse selbst wohnte, besaß unter seinen Büchern ein werthvolles Bibel-Exemplar, einen schwerfälligen Folianten, welcher in seinem Gemache ein Tischlein für sich einnahm und seinen Zöglingen nur äußerlich bekannt war.

In einer unbewachten Stunde nun hatten Salvatore und Maria, nach Bildern forschend, über denselben sich hergemacht und ihn mit vereinten Kräften aufgeschlagen. Der Knabe hatte eben Matthäi 8, 22, die zu oberst auf der Seite stehenden, mit wunderlichen Vignetten und Schnörkeln verzierten Worte Jesu an seine Jünger herausbuchstabirt, als das dreibeinige Tischlein, vor welchem er auf einem Fußschemel stand, während Maria, ihm gegenüber ebenfalls auf einem solchen stehend, sich gegen dasselbe lehnte, das Uebergewicht bekam und ihn rücklings zu Boden warf. Bibel, Tisch und Mädchen fielen polternd über ihn her, und eine der mit Metall beschlagenen Ecken des Folianten schlug ihm die Stirne blutig.

Schrecken und Schmerz aber waren nicht im Stande gewesen, Salvatore die merkwürdigen Worte vergessen zu machen, die er sich auch später nicht recht zu erklären vermochte.

Jetzt wußte er sie zu deuten.

Endlich entschlossen und mit sich selbst im Reinen, betrat er den Flur. Bei der Bahre war außer einer Magd, die über der Todten wachte, Niemand anwesend, und doch wagte Salvatore nicht, näher zu treten, um Abschied zu nehmen. Er fürchtete, sich zu verrathen, und ging, ein Gebet murmelnd, feuchten Auges mit hastigen Schritten davon.

Erst nachdem er bereits eine gute Strecke von Hause entfernt war, an der Stelle, wo er sich entschließen mußte, ob er den Bergpfad zu seiner Wanderung wählen oder aber den Fahrweg am Strande entlang einschlagen solle, gedachte er seines Briefes an Maria und machte sich Vorwürfe darüber, daß er denselben liegen ließ, ohne Jemanden benachrichtigt und wenigstens eine Stunde bestimmt zu haben, in welcher er dem Mädchen überreicht werden sollte.

„Aber auch dies würde mich verrathen haben," flüsterte er, und tröstete sich damit, daß Niemand vom Gesinde des Hauses lesen könne, und Maria sicherlich nicht vor Abend heimkehren werde.

Der Flüchtling warf noch einen forschenden Blick nach Frascani zurück und schlug dann, völlig unbeachtet, wie er wähnte, den zwar beschwerlichen, dafür aber bedeutend näheren und einsameren Bergpfad ein.

Seine Gedanken der Erfüllung seines Gelübdes und dem neu zu beginnenden Leben zuwendend, wanderte er rüstigen Schrittes gen Taormina.

Google

III.

Salvatore hatte in der Annahme sich geirrt, daß kein Auge gesehen, welchen Weg er eingeschlagen.

Die Schaffnerin nämlich war gegen Mittag, ohne sein Wissen, hinaus auf den Friedhof gegangen, um die Familiengruft der Frascani für die Beisetzung der Leiche ihrer Herrin zu schmücken.

Hier beschäftigt, sah sie den Verwaisten fern vorübergehen und wunderte sich, daß er den Friedhof unbeachtet ließ. Später aber, als sie selbst sich auf den Rückweg machte, glaubte sie ihn auf der Höhe des Bergpfades wandeln zu sehen.

Dies kam ihr indessen so unwahrscheinlich vor, daß sie annahm, ihr Auge täusche sie auf die große Entfernung hin. Trotzdem beschleunigte sie ihre Schritte, um desto früher daheim Gewißheit zu erhalten.

Im Flur des Gesindehauses traf sie auf den Beichtvater der Schloßherrin, welcher gekommen war, die Verunglückte einzusegnen, und, da er dies in Gegenwart ihres Sohnes thun wollte, schon seit geraumer Zeit auf dessen Erscheinen harrte.

Beklommen theilte sie ihm mit, was sie gesehen zu haben glaubte, und bat ihn, noch ein Weilchen sich gedulden und in Salvatores Kammer Platz nehmen zu wollen; denn auch er war der Ansicht, der junge Herr müsse bald heimkehren.

Als sie nun aber die Kammerthür öffnete, fiel ihr sofort der Brief in die Augen, welcher auf dem Tische lag. Hastig nahm sie denselben an sich, betrachtete ihn verwundert von allen Seiten und hielt ihn dem Geistlichen unter die Augen.

„An Maria!“ sagte dieser, erstaunt die Aufschrift lesend, und lehnte es ab, den zwar nicht versiegelten, doch aber mehrfach zusammen- und ineinandergefalteten Bogen zu öffnen.

„Lassen Sie die Jungfrau hierherkommen,“ entschied er nach kurzer Ueberlegung. „Daß Salvatore jenen, für ungewohnte Füße fast unwegsamen Sumpfpad betreten, beunruhigt mich durch dieses Schreiben. Gedachte er nur einen Gang im Freien zu machen, so war der Brief überflüssig.“

Nachdenklich trat er an's Fenster und schaute auf die Ruinen des Schlosses; dann wandte er sich abermals zu der Schaffnerin, welche rathlos dastand. „Sie sagten mir, der junge Herr sei wohl auf und körperlich neu gekräftigt; aber sollte nicht vielleicht sein Geist unter den Schrecken jener Nacht gelitten haben, wie es wohl bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegt?“

Die Alte rang klagend die Hände und beauftragte eine Magd, Maria aufzusuchen und ihr zu sagen, Salvatore habe unter Zurücklassung eines an sie gerichteten Briefes auf dem Wege in's Gebirge vor ungefähr zwei Stunden von Hause sich entfernt, weshalb sie gebeten werde, sofort zurückzukehren.

Google

Als die Botschaft zu Marias Ohren kam, hatte dieselbe eben hülfreiche Hand geleistet bei der Ausgrabung einer alten als Wahrsagerin berüchtigten Ziegenhirtin.

Diese war dem Grabe völlig unverletzt entstiegen, aber die lange Nacht voll Schreck und Graus hatte ihren Geist gestört. Sie sprang lachend wie ein Kind umher und drehte sich jauchzend im Tanze. Hierauf trat sie zu Maria — unter ihren Rettern die einzige weibliche Person — ergriff ihre Rechte und rief: „Zum Lohne dafür, daß Du mich vom Hungertode errettet hast, will ich Dir Dein Lebensschicksal verkünden, mein Täubchen! Habe schon Mancher die Wahrheit gesagt, werde auch Dir nicht lügen!“

Stillschweigend ließ das Mädchen die Alte gewähren und zuckte nur die Achseln, denn sie glaubte an dergleichen Dinge nicht.

Kaum jedoch hatte die Ziegenhirtin einen Blick auf die Linien der zarten Hand geworfen, als sie erschrocken zusammenfuhr und dieselbe fast rauh zurückstieß.

„Ein Kreuz und ein blutiges Herz!“ murmelte sie kaum hörbar. „Es bedeutet Schreckliches! Hüte Dich vor der Liebe, mein Kind, sonst wird sie Dich an's Kreuz schlagen!“

„Gut, daß Du mich warnst!“ entgegnete Maria lachend, verstummte dann aber plötzlich und entfärbte sich; denn sie sah die Untergebene der Schaffnerin unheilverkündend nahen und hörte ihre Botschaft.

„Unter Zurücklassung eines Briefes!“ wiederholte sie wie gebrochen, raffte sich aber sogleich auf und hastete über die weg- und steglosen Trümmer von Acireale dem Gesindehause des Schlosses zu.

„Bleib hier, Täubchen!“ kreischte die Ziegenhirtin ihr nach. „Sie wird Dich an's Kreuz schlagen — bei mir sollst Du's besser haben!“

Erschöpft langte Maria im Gesindehause an, sank auf das Lager des Geliebten und riß den Bogen auseinander, welchen ihr die Schaffnerin ungeduldig entgegenhielt.

Ihr Antlitz, vom Lauf erhitzt, wurde während des Lesens bleich und bleicher. Die Linke krampfhaft auf's klopfende Herz gepreßt, mit der zitternden Rechten das Schreiben haltend, starrte sie auf die Schriftzüge.

Die Neugierigen, welche sie umstanden, lasen in ihren mehr und mehr sich verzerrenden Zügen den Verzweiflungskampf ihrer männlich starken Seele mit dem Geschick.

Fast schien es, als werde das letztere den Sieg davontragen — doch nur einen Augenblick — dann faltete Maria den Unglücksbrief anscheinend gefaßt zusammen, steckte ihn in ihr Busentuch und sagte mit überlegenem Lächeln:

„Ich bringe den Flüchtling zurück! Man sattle mir eiligst ein Maulthier, das beste, welches zu finden ist!“

Die Schaffnerin und der Geistliche bestürmten sie mit Bitten, ihnen wenigstens zu sagen, warum und wohin Salvatore entflohen sei.

Google

Vergebens. Das Mädchen erhob sich.

„Erfüllet heute und, wenn wir bis dahin nicht zurück sein sollten, auch morgen draußen bei der Todten Eure Pflicht, wie Derjenige, welcher jetzt hier Herr ist, es bestimmt hat!“ rief sie, „und zweifelt nicht daran, daß ich die meinige erfüllen werde!“

Hiermit verließ sie die Kammer, brach sich hastig Bahn durch das Gesinde, welches zu der bevorstehenden religiösen Feier im Flur versammelt war, und sattelte draußen eigenhändig eines der zum Schlosse gehörigen Maulthiere.

Eine Geißel schwingend, sprengte sie hierauf in rasendem Galopp der Landstraße zu und war bald in der Richtung nach Messina verschwunden.

* * *

Seitdem war es Abend geworden. Ob Meer und Insel begann die Sternennacht ihren Marliflor zu weben und die Mondscheibe tauchte blutroth aus den stillen Fluthen. Luft und Erde athmeten Frieden.

Auch die Perle Siciliens, die holde Taormina, welche das Erdbeben fast ganz verschont hatte, suchte den Schlummer. In den Gassen wurde es stiller, in den Häusern erlosch ein Licht um das andere, verstummten nach und nach die Stimmen der Bewohner.

Da erklang mit einem Male das Lavapflaster des Städtchens vom Hufschlag eines Mäulers. Wie die Windsbraut sauste es durch die Hauptgasse, verlor sich aber bald in der Ferne.

Mancher neugierige Taorminase war an's Fenster gesprungen, zu sehen was es gäbe, und bekreuzigte sich unwillkürlich wie vor dem Bösen, als er nichts mehr erspähen konnte.

Maria lenkte ihr erschöpftes Thier zu den Ruinen des antiken Theaters von Tauromenium, welche im Sternenlichte schimmerten.

Ein Schwarm von Raben stieg vor ihr auf, als sie in dasselbe einrat, und schwang sich krächzend zur Felsenhöhe empor, welche das prächtige Bauwerk im Südosten überragt.

In dem Raume vor der Orchestra saß die Reiterin ab, befreite ihr Thier von Sattel und Zaumzeug und überließ es sich selbst. Hierauf betrat sie den Fußpfad, welcher um das Theater herum zu dem auf der Meerseite des Felsens, kaum hundert Schritte entfernt liegenden Kapuziner-Kloster führt.

Hart an der Biegung des Weges ließ sie sich in einem Gewölbe nieder, das ursprünglich zum Theater gehörte. Regungslos, in sich zusammengekauert, blieb sie hier sitzen. Der rasende Ritt hatte sie körperlich nicht minder erschöpft als ihr Thier, und ihre innere Aufregung noch gesteigert.

Von dem Elend, welchem sie unterwegs allenthalben begegnet war, namentlich in den Dörfern, die sie durchjagte, hatte sie nur wenig gesehen. Ihre Gedanken waren ja ausschließlich mit dem eigenen Kummer beschäftigt und darauf gerichtet gewesen, Taormina vor dem Flüchtigen zu erreichen, ihm

Google

unmittelbar an der Klosterpforte mit der Allgewalt ihrer Liebe entgegenzutreten, die ihn gewiß zur Umkehr bewegen würde.

Nach geraumer Weile erst hatte das Mädchen sich erholt und stand auf.

„Hier muß sich's entscheiden!" murmelte sie, einen Blick auf den Pfad werfend, welchen jetzt der Mond beschien.

Noch gewahrte sie Niemand auf demselben. Einen Augenblick musterte sie ihre Umgebung, dann schritt sie um die Felsenecke und näherte sich dem Kloster.

Der schmucklose Bau mit seinen dunklen Zellenfenstern erfüllte die Jungfrau mit Grauen. Dennoch schlich sie zur Pforte und blieb hier lauschend stehen. Jenseits derselben herrschte eine unheimliche Stille, unterbrochen nur durch das langgezogene Schnarchen des Bruder Pförtners.

Lautlosen Schrittes kehrte Maria auf ihren Beobachtungsposten bei der Ecke zurück und spähte abermals den Pfad entlang gen Taormina.

Derselbe lag noch immer unbetreten.

„Sollte mein Auge mich getäuscht haben?" flüsterte sie, und erbleichte bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. „Nein, nein! Es kennt den Geliebten zu gut," beruhigte sie sich. „Noch kann er nicht hier sein. Von dem Orte wo ich ihn rasten sah bis hierher ist's zu marschiren eine gute Stunde. Mein Thier aber hat diese Strecke in der halben Zeit zurückgelegt."

Vom Meere herauf wehte jetzt eine frische Brise. Die Einsame hüllte sich fröstelnd in ihr Kopftuch, setzte sich an den Abhang und lauschte auf die Stimmen der Nacht.

Ein langgezogener Schrei ihres Maulthieres, welchen das Echo des Theaters schallend wiederholte, schreckte sie plötzlich auf. Derselbe klang wie ein Freudenschrei. Kein Zweifel, das Thier witterte die Nähe seines Herrn.

Geräuschlos erhob Maria sich und schaute um die Ecke. Salvatore war bereits bis zum Theater vorgedrungen. Hier stand er still und ließ den Blick forschend über die Ruinen gleiten.

Augenscheinlich hatte die Stimme des Mäulers ihn zum Stehen gebracht. Jetzt setzte er sich auf's Neue in Bewegung und pilgerte müden Schrittes seinem Ziele zu.

Kurze Weile noch — Mann und Weib mußten sich gegenüberstehen.

Marias Herz pochte ungestüm. Sie hatte sich vorgenommen, dem Treulosen mit kalter Ruhe entgegenzutreten, und nun wich dieselbe doch von ihr.

Unwillkürlich entfernte sie sich einige Schritte gegen das Kloster hin und hüllte sich tiefer in ihr Kopftuch. Einen Augenblick noch rang sie hier nach Fassung, dann beherrschte sie sich, und als Salvatore um die Ecke bog, trat sie gebieterisch vor ihn hin.

„Keinen Schritt weiter, Unglücklicher!" rief sie mit gedämpfter Stimme.

Erschrocken prallte er zurück, seinem Munde entfuhr ein halb erstickter Schrei.

Eine unheimliche Pause trat ein.

Google

Festen Schrittes näherte sich Maria dem Bebenden. Er wich abermals zurück, den Blick starr auf ihr verhülltes Antlitz geheftet, von welchem nur die funkelnden Augen sichtbar waren.

„Was kümmern Dich meine Wege?“ stammelte Salvatore bebend. „Ich habe nichts mit Dir gemein!“

Bei diesen Worten zog er das goldene Kruzifix aus seinem Busen, welches er — es war ein heiliges Familienstück — seit den frühesten Knabenjahren als Talisman trug, und hielt es, ein Stoßgebet murmelnd, der Schreckgestalt mit zitternder Hand entgegen.

Das Mädchen schlug eine gellende Lache auf, riß mit einer raschen Bewegung ihr Kopftuch vom Gesicht und trat hoch aufgerichtet vor den Bestürzten hin.

„Maria!“ schrie er, und wäre taumelnd zu Boden gesunken, hätte sie ihn nicht mit fester Hand bei der Brust gepackt und aufrecht gehalten.

Schweigend harrte sie, bis er von seinem Schrecken sich erholt hatte.

„Nicht hier ist der Ort, wo ich mit Dir sprechen mag!“ sagte sie dann. „Folge mir hinauf zur Höhe, dort sind wir am ehesten unbelauscht und dem Himmel am nächsten!“

Hiermit ließ sie den Geliebten los und betrat den Felsen.

„Ich habe Dir nichts mehr zu sagen und werde, unbekümmert um Dich, den Weg gehen, den Gott mir gezeigt hat!“ rief Salvatore jetzt.

Die Jungfrau zuckte jäh zusammen. Auf diesen Trotz war sie nicht vorbereitet. Er belehrte sie darüber, daß ihre Liebe nicht so leicht siegen werde, wie sie gehofft hatte. Siegen aber mußte sie oder im Kampfe mit ihm untergehen.

Edler Zorn flammte auf ihrer Stirne, sie trat dicht vor den Geliebten hin und ihre Rechte umschloß krampfhaft das Gelenk seiner Linken.

Salvatore schrie vor Schmerz laut auf und suchte ihrer sich zu erwehren Vergebens. Im Druck ihrer Hand lag die Kraft der Verzweiflung. Flehend schlug er die Augen zu ihr auf.

Da traf ihn ein Blick tiefer Verachtung und an sein Ohr donnerten, obschon nur geflüstert, die Worte: „Ich will's, Feigling! Hörst Du, ich will's!“

Er wagte keinen Widerspruch. Maria war ihrer Macht über ihn nunmehr sich bewußt und begann, den Felsen zu erklimmen, ohne weiter auf ihn zu achten.

Salvatore folgte ihr schweigend. Das unverhoffte Erscheinen der Gefürchteten, namentlich aber ihr männlich festes Auftreten, hatte seine Seele völlig niedergeschmettert. Er war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Seine Füße bewegten sich nur mechanisch vorwärts.

Scheu und muthlos, wie ein Verbrecher vor seinem Richter, blieb er oben angelangt, am äußersten Rande der schmalen Plattform stehen, während Maria ihm den Rücken zukehrte und schweigend auf das Kloster zu ihren Füßen niederschaute.

Google

Nach einer Weile erst wagte Salvatore das Auge auf sie zu richten. Die Jungfrau stand da, vom Mondlicht übergossen, regungslos wie ein Marmorbild. Nur ihr üppiges Haar flatterte im Nachtwinde aufgelöst um ihre Schulter.

So hatte er Maria nie gesehen, in dieser wilden Schönheit erkannte er sie kaum wieder. Aber war sie's denn auch wirklich? Trieb nicht einer der Dämonen sein Spiel mit ihm? War dies Alles nicht ein Blendwerk der Hölle, welche ihn noch im letzten Augenblicke zu schnöden Lüsten zu verführen trachtete?

Hinter ihm aus der Tiefe herauf klang jetzt ein ähnlicher langgezogener Schrei wie der, welcher ihn kurz vor seinem Zusammentreffen mit Maria schon so eigenthümlich berührt hatte, daß er stehen geblieben war.

Salvatore wandte sich und spähte hinab. Der Mänler, welcher seine Stimme hatte erschallen lassen, — er erkannte ihn sofort als sein Lieblingsthier, — ging grasend im Zuschauerraume des Theaters.

Jetzt erst fand der Flüchtling Marias Gegenwart erklärlich. Noch schaute er hinunter, da fühlte er plötzlich ihre unmittelbare Nähe und wandte sich ängstlich.

Ein geisterbleiches, von seelischem Schmerz verzerrtes Antlitz starrte ihm entgegen. Vor den strafenden Blicken Marias, die gleichzeitig doch so beredt von Liebe sprachen, schlug er die Augen nieder.

Beide standen geraume Weile schweigend einander gegenüber und die Sterne schauten so strahlend auf sie herab, als hätte Liebeslust sie zu Zeugen geladen.

Endlich brach die Jungfrau das Schweigen.

„Salvatore," sagte sie weich, die Rechte auf seine Schulter legend, „wir stehen hier unmittelbar vor Gott. Kannst Du mit gutem Gewissen Auge in Auge wiederholen, was Du mir mit so kurzen gleichgültigen Worten geschrieben hast? Wiederholen, daß Du mich nicht mehr liebst, daß Dir das Wort, welches Du Deiner Mutter gegeben, mehr gilt, als das, welches seit Jahren meinem Herzen Dich verbindet?!"

Der Jüngling schwieg und starrte finster zu Boden.

Maria harrte eine Weile geduldig auf Antwort, dann begann sie von Neuem: „Ich wußte, daß Du's nicht wiederholen kannst; denn Du hast es niedergeschrieben in Augenblicken geistiger Gestörtheit, in einer Stunde, da Du mit Dir selbst zerfallen warst; Dein Herz aber weiß nichts davon! Ist's nicht so?"

Wieder starrte er schweigend vor sich nieder. Das Mädchen sah ihn vergebens nach Fassung ringen und schlang die Arme um seinen Hals.

„Liebling," sagte sie, „da Du nicht sprechen magst, küsse mich wie in alten Tagen, und Alles soll Dir vergeben sein!"

Verlangend näherte sie ihren Mund dem seinigen. Ihr Odem wehte

Google

ihm heiß in's Gesicht, drohte seine Sinne zu berauschen. Jetzt brannte ihr Kuß auf seinen Lippen. Er sträubte sich vergebens, sie küßte ihn wieder, küßte ihn immer wilder.

Plötzlich zuckte er zusammen, wie von einer Schlange gestochen, in seinen Zügen spiegelten sich Abscheu und Entsetzen; denn aus den Augen Marias loderte ihm die nimmersatte Gluth der Leidenschaft entgegen.

Die Jungfrau ahnte nicht, daß gerade diese Salvatores Herz noch mehr ihr entfremde. Sie sah und hörte nichts mehr, folgte nur den Eingebungen ihrer durch seinen Trotz zum Wahnsinn gesteigerten Liebe.

Jetzt zerriß sie in wilder Raserei ihr leichtes Gewand und preßte den Widerstrebenden mit Allgewalt an sich. Ihre Arme umstrickten ihn immer fester, zogen sein Haupt immer tiefer. Schon schlugen die hohen Wellen ihres Busens heiß und ungestüm an seine Wangen, schon hörte er Marias Herz lauter pochen als sein eigenes und die Willenskraft drohte ihn zu verlassen — da tönte plötzlich aus der Tiefe die Gebetglocke des Klosters herauf und verkündigte die zehnte Stunde.

Die hellen Klänge brachten Salvatore jäh zur Besinnung, beseelten ihn auf's Neue mit Widerstandskraft. Er stieß einen zornigen Schrei aus und wand sich in den Armen Marias wie ein Verzweifelter. Jetzt war ihm zu Muthe, als halte die Leidenschaft selbst ihn umstrickt.

„Hinweg, Verführerin!" rief er. „Du schändest mich und meinen heiligen Schwur! Ich liebe Dich nicht mehr, habe Dich nie geliebt!"

Das Mädchen wurde todtenblaß und biß die Lippen. „Bist Du bei Sinnen?!" stammelte sie. „Schau mir in's Auge, Theurer! Dauert Dich nicht meine Jugend, die ihr Glück und Hoffen auf Deine Liebe gesetzt hat? Habe ich aus der schauerlichen Gruft Dich befreit, damit Du mir das Herz brechen mögest, dieses Herz, das nur der Liebe, das nur Dir lebt! O komme laß Dich erweichen, entsage Deinem unseligen Gelübde, das Deine Mutter Dir abgezwungen hat, weil sie mich, die Niedriggeborene, haßt. Es kann weder Dich, noch sie zum Heile führen! Laß ihn fahren, diesen leeren Glaubenswahn, der unser Lebensglück zu zerstören droht, auf welches Du selbst mich einst so fest bauen lehrtest. Noch ist es nicht zu spät, komm, folge mir in's Heiligthum der Liebe, auch da ist Gott!!"

„Nie und nimmer!" stöhnte er, „das Heiligthum Deiner Liebe gleicht dem Pfuhl der Sünde und des Lasters! Wärest Du gläubig und gottergeben wie ich es bin, Du würdest nicht von mir verlangen, meinen Schwur zu brechen, mich mit ewiger Schmach zu beflecken. Ich liebte Dich solange ich blind war, jetzt, da ich sehend geworden, habe ich diese Liebe aus meinem Herzen gerissen. Geh hin und suche, was Dich beglücken kann, bei Deines Gleichen!"

Auf der schmalen Felsenplatte entspann sich nunmehr ein heißer Kampf, welchen die Sterne geisterhaft beschienen.

Google

Die Jungfrau glich einer Furie. Salvatores Worte hatten sie auf's Neue zum Wahnsinn getrieben. Jetzt wüthete sie und rang mit ihm Leib an Leib.

„Auch ich that einen Schwur und wiederhole ihn hier vor Gott!" knirschte die Rasende: „Du erreichst das Kloster dort unten nicht lebend, wenn Du wirklich anderen Sinnes geworden bist! Mit Gott will ich um Dich ringen! Mein sollst Du sein, jetzt, in dieser Stunde, im Angesichte des Geistes Deiner stolzen Mutter, der mich um Deine Liebe betrügen will!"

Salvatores Glieder durchrieselte es kalt. Die Tobende hielt ihn fest umschlungen, würgte ihn fast. Seine Kniee schlotterten, lange rang er vergebens nach Worten.

„Ich verabscheue Dich!" stöhnte er endlich, und machte den Versuch, nach der Mitte der Plattform sie zurückzudrängen.

Umsonst — mit der Kraft des Wahnsinns riß Maria ihn hart an den Rand des Abgrunds.

„Wirst Du mein Verlangen stillen, meine Liebe erwidern, wie Du einst betheuert hast?!" raunte sie ihm in's Ohr und küßte ihn heiß.

„Hinweg, Teufelin!" keuchte er, mit einer letzten Anstrengung, der Rasenden Meister zu werden.

Wild lachte sie auf. „So fahre zur Holle, wortbrüchiger Bube!" Noch einmal preßte sie den Unglücklichen an ihre Brust, als wollte sie ihn zermalmen; dann zischte sie ihm einen Fluch in's Gesicht, ließ ihn plötzlich los und stieß ihn, schnaubend vor Wuth, rücklings in die Tiefe. Ein Fetzen ihres Gewandes, an das er sich festklammerte, blieb in seinen Händen.

Die Luft durchzitterte ein schauerlicher Schrei. Schwer rollte es hinab, von einem Felsenvorsprung zum anderen, loses Gestein nach sich ziehend. Wimmern und Aechzen stieg windverweht herauf, bis endlich ein dumpfer Schlag verkündete, daß der fallende Körper am Fuß des Felsens angelangt sei.

Dies brachte Maria, welche wie erstarrt am Rande des Abgrundes stehen geblieben war, jäh zur Besinnung. Jammernd fuhr sie mit den Händen nach dem Haupte und vergrub sie krampfhaft in die Fülle ihrer Haare.

„Hab ich's denn wirklich ausgeführt, mein Gott?!" rief sie in die Nacht hinein. „Weh, das Fürchterliche ist geschehen! Salvatore, Salvatore! O, diese unselige Leidenschaft, diese Raserei!!"

Zitternd, mit geisterbleichem Antlitz stand die Jungfrau noch einen Augenblick lauschend nach der Tiefe vorgebeugt da, dann kletterte sie hastig hinab, mit den Händen die Felsenzacken umklammernd.

Je tiefer sie kam, desto hastiger wurden ihre Schritte, desto lauter keuchte ihr Busen, pochte ihr Herz.

Die Felsenzacken, an welchen sie sich festhielt, fühlten sich naß und kleberig an. Dies durchschauerte die Unglückliche jedesmal bis in's Innerste, erfüllte sie mit geheimem Grausen.

Google

Wäre die Nacht lichter gewesen, Maria würde entdeckt haben, wie sie ihre Hände mit Blut besudelte, so oft sie nach einem neuen Halte griff.

Athemlos langte sie am Fuß des Felsens an. Eine dunkle leblose Masse lag zu ihren Füßen. Mit einem herzzerreißenden Schrei brach die Jungfrau über dem Leichnam des Geliebten zusammen und barg verzweiflungsvoll ihr Haupt an der zerfleischten Brust.

* * *

Der Morgen graute bereits, als Maria endlich aus halbbewußtlosem Zustande sich aufraffte und irren Blickes bald auf den Todten, bald auf ihre Umgebung starrte, über welche der scheidende Mond sein fahles Licht goß.

Sie befand sich in einer Nachbarvigne des Klostergutes und zwar auf den Trümmern eines landwirthschaftlichen Gebäudes, welches das Erdbeben dem Boden gleich gemacht hatte. Holzwerk und Steine lagen wirr durcheinander.

Die Unglückliche sah dies Alles im Zwielicht der Frühe wie durch ein Duftgewebe, das langsam an ihren Augen vorüberzog.

Jetzt begannen die ersten Sonnenstrahlen den Horizont zu färben. Es ward immer lichter um die Rathlose her. Sie stand da, einem grausigen Nachtgespenst, das in Blut sich gebadet, ähnlicher als einer anmuthigen Mädchengestalt und schaute blöden Auges in das flammende Schauspiel des Himmels. Wahnsinn und Leidenschaft hatten ihre schönen Gesichtszüge verzerrt und der Glanz ihrer Augensterne schien für immer erloschen. Stumpfsinnig wandte sie sich wieder zu der Leiche des Geliebten. Es war, als habe sie die Seele aus dem Leibe sich gejammert und nur dieser leiste dem Sturm des Schicksals noch Widerstand, eine leere gefühllose Masse, dem Götterbilde eines verlassenen Tempels vergleichbar, auf dessen Altar die Vernichtung ihren Stempel geschlagen hat.

Plötzlich jedoch fuhr wie mit einem Zauberschlage neues Leben in sie hinein. Maria gewahrte nämlich, das Salvatores Haupt auf einem mächtigen von rohgezimmerten Dachsparren gebildeten Kreuze ruhte, und ein irrsinniges Lächeln spielte um ihren Mund.

Doch nur einen Augenblick — dann schrak sie zusammen wie aus tiefem Schlafe aufgerüttelt, und ihren Augen entstürzte eine Fluth von Thränen.

Die Arme gedachte der Wahrsagung jener durch sie vom Tode erretteten Alten von Acireale und die Geschehnisse der Nacht traten lebhaft vor ihre Erinnerung. Sie begann über ihre Schreckensthat nachzusinnen.

„Das Schicksal mußte erfüllt werden!“ flüsterte sie nach einer Weile schaudernd, „jetzt will ich meine Schuld sühnen! Die Erde hat keinen Raum mehr für mich!“

Betend kniete sie bei dem Todten nieder. „Vergieb,“ stammelte sie, „vergieb meiner wahnwitzigen Liebe! Ich folge Dir in den Tod!“

Google

Dann stand sie abermals nachdenklich. „Was konnte die Alte von dieser Stunde wissen? Gleichviel, dieses Kreuz soll mein Schicksal besiegeln, unter ihm will ich mein Verbrechen büßen, bevor es ruchbar wird.“

Hiermit beugte sich die Jungfrau über den Geliebten, hauchte einen Kuß auf seine Stirne und drückte ihm die Augen zu. „Ich will Deinen Geist versöhnen,“ flüsterte sie, „damit er dort oben meine reine Seele nicht zurückstößt, wie Dein Arm in dieser Nacht die Blüthen meines sündigen Leibes zurückgestoßen hat.“

Behende bettete sie nun das Haupt des Todten zur Seite auf einen Stein und lud das Kreuz ihrer Schulter auf.

Tief gebückt unter seiner Last begann sie den Felsen zu erklimmen, die Blutspur verfolgend, welche im frühen Lichte deutlich sichtbar war.

Die Sonne stieg höher, glänzte im Meere, das ruhig dalag, wie ein Spiegel aus blau polirtem Stahl.

Keuchend, in Schweiß gebadet, strebte die Büßerin empor. Als sie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, riefen die Klosterglocken zur Frühmesse.

Die Jungfrau erschrak heftig. Schauer rieselten durch ihre Glieder. „Jetzt wird meine That entdeckt werden!“ stöhnte sie. „Man wird mich einholen und hindern, daß ich selbst mich richte.“

Hastiger klomm sie höher. Ihre Kniee schlotterten, sie schwankte kraftlos und hielt sich doch mit Gewalt aufrecht.

„Noch ist es nicht vollbracht!“ murmelte sie.

Jetzt fielen die ersten Sonnenstrahlen auf ihren Weg, schmiegten sich an ihre Glieder, welche die Fetzen ihres Gewandes lose umflatterten.

Aechzend schaute sie zur Höhe empor. „Herr des Himmels sei mir gnädig!“ stöhnte die Unglückliche und blieb dann lauschend stehen.

Aus der Tiefe brachen sich Rufe des Staunens und der Bestürzung Bahn zu ihren Ohren. Maria fühlte, daß sowohl die Mönche des Klosters als auch die Bewohner von Taormina aufmerksam auf sie geworden seien und sie mit neugierigen Blicken verfolgten.

Die Furcht, man werde Häscher auf ihre Spur senden, spornte sie zu erneuter Hast. Sie wagte nicht umzuschauen, und ihre Seele schrie zu Gott um Erlösung. Von ihrer Stirne troff der Schweiß in schweren Tropfen. Die langen, mit dem Blute des Geliebten getränkten Haare hingen ihr wirr um's Haupt. Der Morgenwind wehte sie ihr in's Antlitz, sie legten sich vor ihre Augen wie ein blutiger Schleier.

Zu Tode erschöpft strebte die Büßerin höher, den Nacken immer tiefer zur Erde gekrümmt. Wenige Schritte noch — und sie mußte die Plattform erreichen. Da verließ die Kraft sie, laut pochend zerriß ihr Herz seine Bande, vor ihren Augen ward es Nacht, sie stieß einen dumpfen Schrei aus, taumelte nach rückwärts und brach dann lautlos unter dem Kreuze zusammen.

Google

Die Mönche, welche von der Leiche des Jünglings der Schreckgestalt nachgeeilt waren, fanden eine Todte. Sie befreiten dieselbe von der Last des Kreuzes und trugen sie auf die Plattform des Felsens. Hier fanden sie den Abschiedsbrief Salvatores an Maria, welcher während des Kampfes zu Boden gefallen war, erriethen aus den Spuren des letzteren, was während der Nacht sich zugetragen.

Zum Gedächtniß daran und zur Sühne für Marias Schuld richteten sie das Kreuz auf der Plattform auf — bestatteten die Todten am Fuße des Felsens in einem gemeinsamen Grabe.

Seit Jahren sind die Glocken des Kapuziner-Klosters verstummt, unzählige Mal hat der Pflug des Ackerers die Schollen dieses Grabes der Liebe gewendet; über ihm aber, auf der Spitze des Felsens ragt noch heute ein Holzkreuz, vom Alter geschwärzt, in den Aether — nach dem Volksglauben durch die unsichtbaren Hände einer Heiligen vor Zerfall bewahrt — das Kreuz der Liebe.

Google

Pater Beckx.

Von

*   *
*

Am 14. März des Jahres 1848 zog in Wien eine Schaar von Bürgern und Studenten vor das Palais des Erzbischofs Milde, das in der Rothenthurmstraße liegt, und zerschlug unter Drohrufen und Pfeifen die verschlossenen Thore, um den Kirchenfürsten zu ergreifen und aus der Stadt zu jagen. Dieser zog rasch die Kleider seines Kammerdieners an und floh durch eine Pforte, die auf den Stefansplatz führte, aus dem belagerten Haus; als er im Eisenbahnzug, der nach Gloggnitz führte, in dessen Nähe seine Sommerresidenz Kranichberg auf waldumschatteter Berghöhe ragte, saß, rief er unter Thränen aus:

„Das ist meine Strafe, daß ich die Redemptoristen statt der Jesuiten nach Wien geführt habe."

Und der greise Erzbischof, von dem seine Priester den Vers: „Milde, Dein Name ist Ironie; denn milde warst Du nie!" sich zuflüsterten, hatte ein Recht zu klagen; denn die Söhne des heiligen Alfons von Liguori, des Großoheims der allzu bekannt gewordenen Prinzessin Gaëtana Pignatelli, waren durch ihre zelotischen Predigten, Unklugheiten in Beichtstuhl und Sprechzimmer dem Volk von Wien so unangenehm geworden, daß es am 13. März 1848 die Patres sammt den Nonnen desselben Ordens in ihren prächtigen Klöstern, am Gestade und Rennweg, überfiel und aus den Mauern der sonst gastlichen Kaiserstadt trieb.

Der Ausruf des Erzbischofs Milde widerlegt die vielfach in den biographischen Skizzen über den am 4. März dieses Jahres verstorbenen Pater Beckx verbreitete Ansicht, daß er oder die Jesuiten überhaupt in Oesterreich seit ihrer

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aufhebung, im Jahre 1773, irgend eine Rolle gespielt haben. Die ersten Jesuiten, die Brüder Klinkowström, die seitdem die Grenzen des Kaiserstaates überschritten, erschienen erst im Jahre 1852. Und auch die Ansicht, die in den meisten Geschichtswerken und in Meyers Handlexikon sich findet, daß die Redemptoristen, die Liguorianer, Jesuiten in „veränderter Ausgabe“ seien, ist ein Irrthum. Sie wurden im Jahre 1732 von dem italienischen Rechtsanwalt, der später Priester wurde, Alfons Liguori als eine Congregation, die den Hirten in der Umgegend von Neapel geistliche Hirten sein sollte, gestiftet und fanden durch den ehemaligen Bäckergesellen Clemens Hofbauer, der aus Wien nach Italien wanderte und dort Redemptorist wurde, Eingang in Oesterreich, wo sie mit Hülfe des Dichters Zacharias Werner, der auch das Ordenskleid des heiligen Liguori anzog, und des Publicisten Jarke, des Geheimsecretärs des Staatskanzlers Fürsten Metternich, trotz des anfänglichen Widerstandes der Erzbischöfe Hohenwarth und Milde in Wien eine Niederlassung gründeten. Während sie dort durch ihre fremdartige Tracht, die riesigen, breitkrämpigen Hüte und weitfaltigen, flatternden Mäntel, und ihre Predigten nach dem Muster des Abraham a Sancta Clara in Volk und Gesellschaft Aufsehen machten, ging ein Mann, im Rock des Weltpriesters, still und ungekannt in den Palästen weniger Fürstenfamilien aus und ein. Es war dies Pater Petrus Johannes Beckx, der einzige Jesuit, dem durch ein Handbillet des Kaisers Franz der Aufenthalt in Oesterreich und Wien gestattet worden war; er verdankte diese Gunst der Fürsprache des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen, der ihn für sich und die Fürstin Julie zum Beichtvater gewählt hatte, nachdem beide Eheleute katholisch geworden waren. Pater Beckx hielt sich in Wien, wo er bis zum Jahre 1848 wohnte, stets im Hintergrund und floh den Umgang mit den Redemptoristen.

Dieser Orden steht sogar mit der Gesellschaft Jesu in einem Gegensatz, da er auf akademische und theologische Bildung der Mitglieder wenig Werth legt, sich mit Vorliebe in den kleinen und armen Ständen Novizen sucht und seine Mission durch packende, sehr populäre Predigten und im Beichtstuhl, von wo aus er das religiöse Leben einer ganzen Familie leitet, erfüllt. Die Jesuiten dagegen sind ohne Ausnahme wissenschaftlich gebildete, oft sehr gelehrte Herren, die sich aus der „großen Gesellschaft“ rekrutiren und von ihren Candidaten Geist, Talent und, wenn möglich, eine Mitgift fordern; sie sind stets feingesittete Leute, die Tact, Umgangsformen mit würdevollem Anstand zu eigen haben.

Ich erinnere mich eines Dialogs, den eines Tages der beliebte Prediger Pater O. mit dem Jesuiten B. führte; der Liguorianer war von einer Mission heimgekehrt. Er predigte dort über das Sterben, zog plötzlich einen Todtenschädel aus den Falten seiner Soutane und rief mit Donnerstimme: „Ihr eitlen Frauen und Mädchen, seht Euer Bild!“ Die Wirkung dieser Geste war durchschlagend; denn nach Schluß der Predigt lief Alles zitternd und zerknirscht in die Beichtstühle.

Google

Als Pater O. diesen Erfolg dem Jesuiten erzählte und mit den Worten: „Wir Redemptoristen sind doch volksthümlicher als Ihr Jesuiten!“ schloß, neigte Pater B. sein Haupt und sagte leise, während der Blitz des Spottes über sein feines Gesicht zuckte: „Ja gewiß, Ihr Liguorianer seid viel volksdümmlicher als wir?“

Es gielt heute als ein Traditionelles und unter Historikern wie Lesepublikum Feststehendes, daß der General des Jesuitenordens immer der Inbegriff höchster Schlauheit, Meister aller diplomatischen Schliche, der Träger jener geistlichen Macht sei, unter der sich Priester und Laien in der katholischen Kirche zitternd beugen. Und auch der verstorbene General Pater Beckx ist in der Presse, die ihm Nekrologe widmete, als der „schwarze Papst“ geschildert worden. Der arme, 92jährige Greis, der mit heißer Sehnsucht den Erlöser Tod herbeiwünschte, mußte noch lange ruhelos, wie Ahasver, durch die Spalten der Tage- und Wochenblätter spuken . . .

Ich habe mit Pater Beckx jahrelang verkehrt und ungezählt oft seinen großen Verstand, die Ruhe des Geistes und Besonnenheit, seine echte Demuth und schlichte Art in Rede und Umgang bewundert, aber niemals etwas von jener immensen Klugheit, berechnenden Schlauheit und mephistophelischen Macht an ihm entdeckt, die er auf die Menschen geübt haben soll.

Er wurde zu Sichem bei Löwen, in Belgien, im Februar 1795 geboren, weihte sich dem geistlichen Stand und fand durch die Empfehlung eines Kirchenfürsten Aufnahme in den Jesuitenorden. Die Obern sandten ihn nach Deutschland, wo er im Collegium zu Hildesheim das Scholastikat durchmachte und als Priester sich der Seelsorge widmete; im Gefolge des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen besuchte er die Fürstenhöfe in Deutschland und wohnte in Wien, bis ihn der General Roothaan zum Rector des Collegiums in Löwen, wo er vor dreißig Jahren das Noviziat begonnen hatte, berief. Als Kaiser Franz Joseph dem Jesuitenorden, der achtzig Jahre lang aus Oesterreich-Ungarn verbannt war, wieder die Gründung von Niederlassungen gestattete, kam Pater Beckx, der die kirchlichen Verhältnisse des Reiches besser als jeder seiner Mitbrüder kannte, nach Wien und unterhandelte so erfolgreich mit der Regierung, daß der Gesellschaft die meisten Klostergebäude und Häuser, die sie vor der Aufhebung gebaut und besessen hatte, zurückgegeben wurden. Nachdem die alte Ordensprovinz Oesterreich-Ungarn erstanden war, kehrte er nach Löwen zurück und blieb dort, bis im Jahre 1853 das Kapitel zu Rom ihn am 2. Juli zum General des Ordens erwählte. Pater Beckx hat dieses Amt 34 Jahre lang vortrefflich verwaltet. Das Geheimniß aber dieses Erfolges lag nicht so sehr in seiner persönlichen Begabung und Tüchtigkeit, als vielmehr in der wundersamen Organisation der Gesellschaft, deren treues Mitglied er gewesen ist; einer Organisation, die bis zur Stunde sich als das beste Institut offenbart, das von klugen Männern geschaffen wurde. Ein intimer Blick in das Leben der Jesuiten wird das Räthselhafte dieser Ansicht klar machen.

Google

Sobald der Novize mit dem Ordensgewand bekleidet ist, muß er ein Jahr lang sich der Askese und vor allem der schweren Kunst, Willen, Temperament und Phantasie beherrschen lernen, widmen. Nach diesem Probejahr beginnt das zweite Noviziat, während dem er Philosophie und besonders Logik studirt; denn der künftige Prediger, Seelenführer und Erzieher muß ein Meister im logischen Denken, Sprechen und Handeln sein. Der ethisch und philosophisch gut geschulte Novize tritt dann in das Scholastikat, wo er Theologie und mit Ausnahme von Medicin und Juristik alle weltlichen Wissenschaften, zu denen er Beruf und Talent hat, lernt; dieses Scholastikat dauert so lange, bis ihn der Wille der Obern in ein bestimmtes Amt ruft. Und hier giebt sich eine staunenswerthe Thatsache kund; die, daß er immer nur auf den Posten gestellt wird, wo er nach der Ueberzeugung der Vorgesetzten Tüchtiges leisten kann. Ich bin noch niemals einem Jesuiten begegnet, der sich in dem Ressort, das ihm anvertraut worden war, als unfähig und tadelnswerth gezeigt hätte. Das Geheimniß aber, warum die Obern immer die beste Wahl treffen, liegt darin, daß der Rector jedes Collegiums monatlich einen Bericht über jedes Mitglied an den Provinzial absendet, in dem er dasselbe mit allen Vorzügen und Fehlern schildert, und der Provinzial besucht in jedem Jahr die Collegia und Häuser, wo er jeden Bewohner in geheimer Audienz empfängt, die Wünsche anhört und dessen Urtheil über das Leben im Hospiz verlangt. Aus den schriftlichen Mittheilungen der Rectoren und seinen persönlichen Erfahrungen stellt dann der Provinzial ein Bild jedes Mitgliedes zusammen, das er nach Rom sendet, wo es im geheimen Archiv der Gesellschaft hinterlegt und jährlich durch neue Berichte ergänzt wird. Jede Provinz hat im Hause zu Rom, al Gesù einen Vertreter, den Coadjutor, der bei den Sitzungen des Generals mit seinen Räthen, wenn es sich um die Wahl eines Paters, dem diese oder jene Mission anvertraut werden soll, handelt, aus der Personenliste des geheimen Archivs ein Mitglied der von ihm repräsentirten Provinz in Vorschlag bringt. Es geht unter den Jesuiten der Spruch: „In Rom kennen sie besser als ich den Socius, mit dem ich oft jahrelang in derselben Zelle wohne.“

Nachdem der Scholastikus seine Studien vollendet hat, legt er das dreifache Ordensgelübde, von dem er später durch Papst und General dispensirt werden kann, ab und wird zum Priester geweiht. Wenn sich der Jesuit in Observanz der Regel und in Amt treu und tüchtig gezeigt hat, legt er im gereiften Mannesalter die Profeß ab, bei der er sich durch ein vierfaches, feierliches Gelübde, das ihn unlösbar bis zum Tode bindet, der Gesellschaft weiht; es ist dies außer dem Versprechen des Gehorsams, der Armuth und Keuschheit noch der Eid, dem Papst willenlos unterthänig zu sein. Diese Professen bilden den Kern der Gesellschaft Jesu und die Schaar, aus der die Rectoren, Provinziale und Coadjutoren, die Räthe des Generals, und der General selbst, dieser aber nur im Kapitel, gewählt werden.

Es ist ein Irrthum, daß der Jesuitengeneral irgend eine Macht oder ein Vorrecht besitzt, die ihn über die Satzungen des Ordens stellen; denn er

Google

ist ebenso wie der letzte Laienbruder der Aufsicht seiner Mitbrüder unterworfen und gilt in der Gesellschaft nur als der Repräsentant derselben nach Außen hin. Ein haarbreites Abweichen von der Regel, ein selbständiger Beschluß, den er gegen den Rath der Assistenten gefaßt, oder ein Act, durch den das vierfache Gelübde verletzt und die Disciplin geschädigt wird, hätten unfehlbar seine Absetzung und den Ausschluß aus der Gesellschaft zur Folge.

Mit einem Wort, der Jesuitengeneral ist nichts anders, als das Organ, durch welches der Rath der Coadjutoren Willen und Beschlüsse kundgiebt und das dieselben, durch einen feierlichen Eid dazu verpflichtet, gewissenhaft ausführen muß ... Ich bin überzeugt, daß jeder Coadjutor, der an der Stelle des Pater Beckx gewesen wäre, ebenso weise u. s. w. gehandelt hätte; denn er konnte nicht anders. Und darum wird man dem jetzigen General Pater Andreas Anderledy einst dieselben Lobsprüche von Klugheit und Talent zu herrschen nachsagen, wie dem seligen Pater Beckx; wenn er ein so treuer Jesuit bleibt, wie dieser!

Die Bedeutung, die Pater Beckx erlangt hat und die ihn aus der Reihe der Jesuitengenerale hervorhob, lag in kirchlichen Verhältnissen und in den Thaten des Papstthums begründet. Unter seinem Generalat sind der Syllabus, das Verzeichniß der vom Papst verdammten Lehren, 1864, und das Dogma vom unfehlbaren Papst, wenn er „ex cathedra", das heißt: im Concil der versammelten Bischöfe spricht, 1870, verkündet worden und die Gesellschaft Jesu mußte als die — geistliche Garde des Papstthums, die wie kein anderer Orden sich ganz seinem Dienst geweiht hatte, durch Predigtwort und Schrift in den Kampf für das „sacrificio dell' intelletto" eintreten.

Es war wenige Tage nach dem Protest, den mehrere Katholiken in Deutschland, an deren Spitze der Prälat Dr. Döllinger-München ging, gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit nach Rom gesandt hatten, als Pater Beckx mit einigen Patres und Abbate einen Spaziergang über die Höhen des Monte Pincio machte. Die Weltpriester sprachen ungescheut ihre Furcht aus, daß dem Beispiel der deutschen Protestler noch Hunderte und Tausende von Katholiken folgen und vom Glauben abfallen werden. Pater Beckx ging stumm bis zum Wege, der auf die staubige Landstraße führte; dort stand ein Betturino, der seinem müden Gaul gerade Futter gab. Er hatte den Hafer in eine Mulde geschüttet und hielt sie, den Inhalt hin und herschwenkend, gegen den Wind, der stark blies und die aufwirbelnden Hülsen wegwehte, während die Körner in der Mulde liegen blieben.

„Hier haben Sie ein Bild der Wirkung, die das Unfehlbarkeitsdogma in der Kirche üben wird," sagte Pater Beckx plötzlich zu seinen Begleitern und wies mit der Hand auf die Arbeit des Betturino ... „Sie wird durch dasselbe ebenso von den lauen Seelen befreit werden, wie der Hafer dort von der Spreu, und das Hundertfache an Qualität gewinnen, was sie an Quantität durch Abfall und Ketzerei verlor ..."

Das Wort des Jesuitengenerals hat sich erfüllt; denn es gab vielleicht

Google

in der Geschichte der katholischen Kirche keine Epoche, wo sie unwandelbar ergebenere Gläubige besaß, als heute. Die Scheidung der Schafe von den Böcken, die nach Christi Wort am letzten Welttag geschehen soll, ist zum Theil schon in diesem Jahrhundert vollbracht worden. Seitdem kann aber das Papstthum der Gesellschaft Jesu nicht mehr entbehren, und auch jeder Papst vor dem Jahre 1870 hat früher oder später diese Ueberzeugung gewonnen. Wer die Geschichte des Papstes Clemens XIV., wie sie in den Acten der Vaticanischen Bibliothek beschrieben liegt, durchforscht, wird zur Einsicht kommen, daß sogar dieser Papst kein überzeugter Gegner der Jesuiten gewesen ist. Er ließ sich nur durch das Drängen der katholischen Fürstenhöfe und aus staatspolitischen Gründen zur Unterzeichnung der Aufhebungsbulle bewegen. Und Pius IX., der Greis „mit dem Herzen groß wie eine Scheune und dem Verstand klein wie eine Nußschale", wie einst Cardinal A. ihn zutreffend beurtheilte, war, nachdem er von seinen liberalen Zielen abgelenkt, herzlich zufrieden, daß er in der Gesellschaft Jesu einen Fels fand, an dem er das Schiff der römischen Kurie landen konnte. Leo XIII., der seine erste akademische Erziehung in einem Jesuitencollegium empfing, ist der staatsklügste Papst, der seit Gregor VII. auf dem Stuhl Petri gesessen hat; er würde, wenn ihn auch nicht persönliche Sympathien für die G[illegible] Jesu erfüllten, sie doch aus politischer Weisheit und im Interesse de[illegible]thums in Schutz nehmen. Und er hat das auch durch das Breve, d[illegible] vorigen Jahre an den Orden sandte, in glänzender Weise gethan.

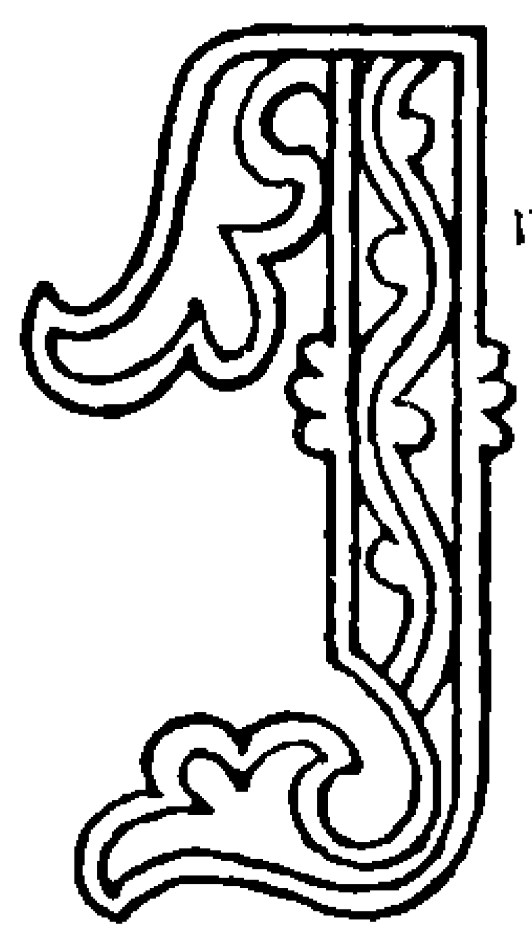
Die Gesellschaft Jesu hat viele Feinde und wundersamer Weise mehr noch unter den Katholiken, als in der Menge der Andersgläubigen; denn auch die Orden der Benedictiner, Franciscaner, Dominicaner und Kapuziner sind ihr nicht günstig gestimmt. Sie tadeln, daß die Jesuiten sich in Tracht Lebensweise und Weltbildung ganz der Zeit angepaßt und dadurch so recht ein — moderner Orden geworden sind. Und ebenso viele Gegner fand auch Pater Beckx, der immer der Welt als der Repräsentant des Jesuitismus, und dies oft in der schlechtesten Bedeutung des Wortes gegolten hat. Seine äußere Erscheinung war schlicht und durchaus nicht auffallend, eine schlanke, mittelgroße Gestalt trug einen Kopf, der weder durch feingeschnittene Züge, noch durch Schönheit der Form ausgezeichnet war. Spärliches, graues Haar deckte nur das Hinterhaupt, die Haut schimmerte fahl, die Augen hatten einen ruhigen, sinnenden Blick und der Mund mit den schmalen Lippen schien mehr zum Schweigen, denn zum Sprechen geschaffen zu sein. Das einzige Lob, das man dem verstorbenen Jesuitengeneral nachrufen kann, ist zugleich auch das wahrste: Pater Beckx ist ein pflichttreuer, bescheidener, für seine Mission, die Erhöhung des Papstthums und den Kampf gegen die Häresie begeisterter Diener seines Ordens gewesen. Man mußte seine Ziele tadeln, seine Principien fürchten und seinen Einfluß beklagen; aber seinen ehrlichen Muth und die selbstlose Aufopferung anerkennen.

Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage von Dr. Rudolf Adamy. Zweiter Band, zweite Abtheilung. Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky, königl. Hofbuchhändler.)



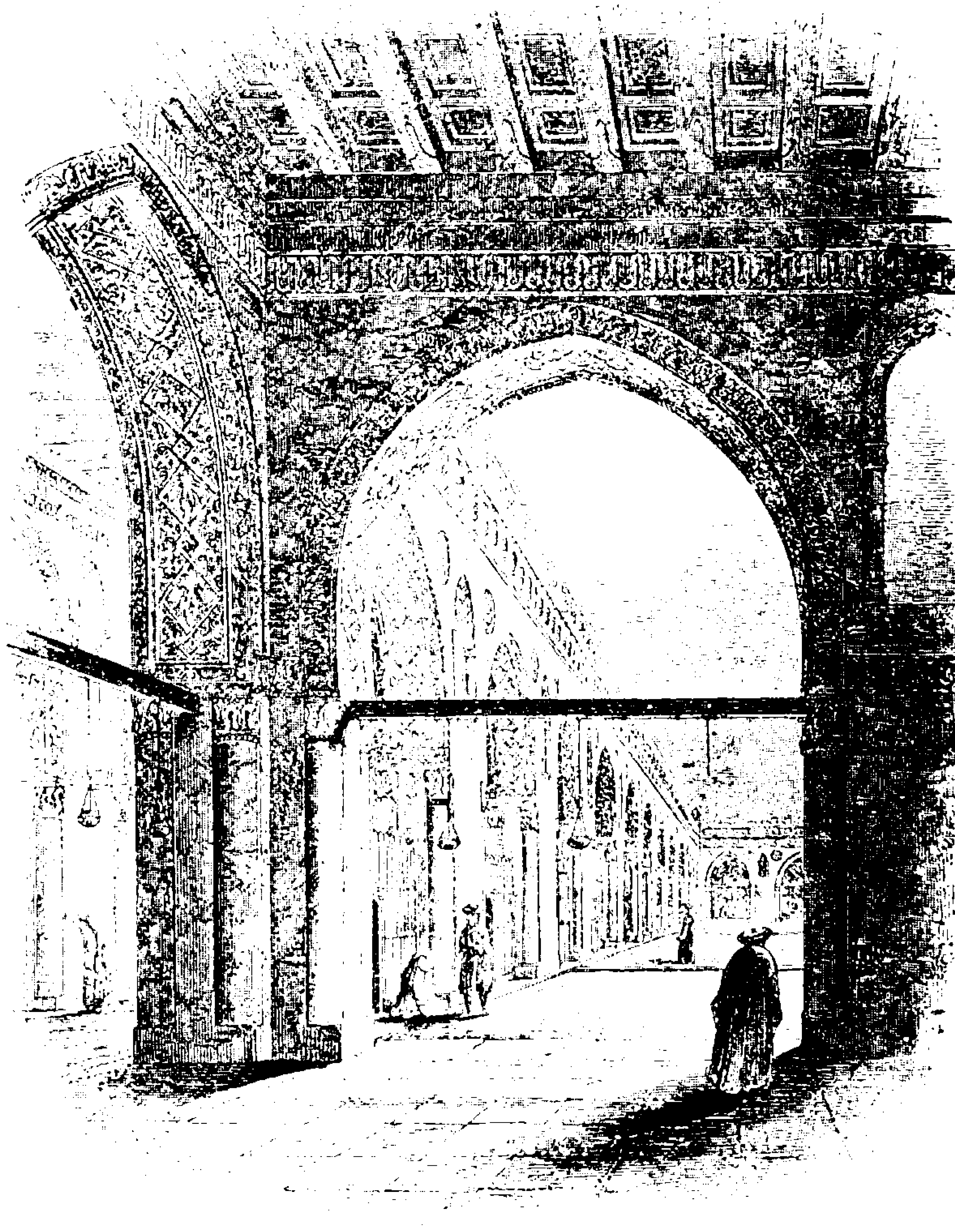
Handschrift der Trierer Stadtbibliothek. 2. Hälfte, 9. Jahrh.

Aus: Adamy, Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. Hannover, Helwing'sche Buchh.

Im Jahre 1881 erschien die erste Abtheilung des ersten Bandes des vorstehend bezeichneten Werkes. Seitdem ist das groß angelegte Unternehmen von dem Verfasser rüstig gefördert worden. Der erste Band, umfassend die vier Abtheilungen „Die Architektur als Kunst", „Architektonik des orientalischen Alterthums", „Architektonik der Hellenen" und „Architektonik der Römer", lag im Jahre 1883 vollendet vor. Dann trat in Folge einer längeren Krankheit des Autors eine Verzögerung in der Fortführung des Werkes ein. Glücklicherweise ist indeß die wieder aufgenommene Arbeit jetzt so weit gediehen, daß von dem zweiten Bande, dessen erste Abtheilung die Architektonik der altchristlichen Zeit und der byzantinischen Kunst umfaßt, gegenwärtig die zweite Abtheilung vollendet vorliegt. Selten hat ein Werk ästhetischen Inhalts in den zunächst zur Fällung eines Urtheils berufenen Kreisen eine so einmüthige Anerkennung gefunden, wie Adamys „Architektonik". Der Verfasser hatte sich ein hohes Ziel gesteckt: er trat an eine Aufgabe heran, wie man sie sich nur zu stellen pflegt, wenn man auf eine viele Jahre ausfüllende Vorarbeit zurückblicken kann, und wenn man entschlossen ist, der Lösung dieser Aufgabe eine weitere lange Reihe von Jahren zu widmen. Aber wer die Anfänge des Werkes mit Interesse verfolgte, der war sich nicht zweifelhaft darüber, daß der Autor seine Riesenaufgabe in befriedigender Weise erfüllen würde, und dieser Vermuthung gab jede neu erscheinende Abtheilung von Neuem Recht. In dem Programm, das

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Adamy vor nunmehr sieben Jahren entwarf, verhieß er eine Darstellung der architektonischen Kunstformen nach ihrer ästhetischen Bedeutung von den ältesten Zeiten bis auf

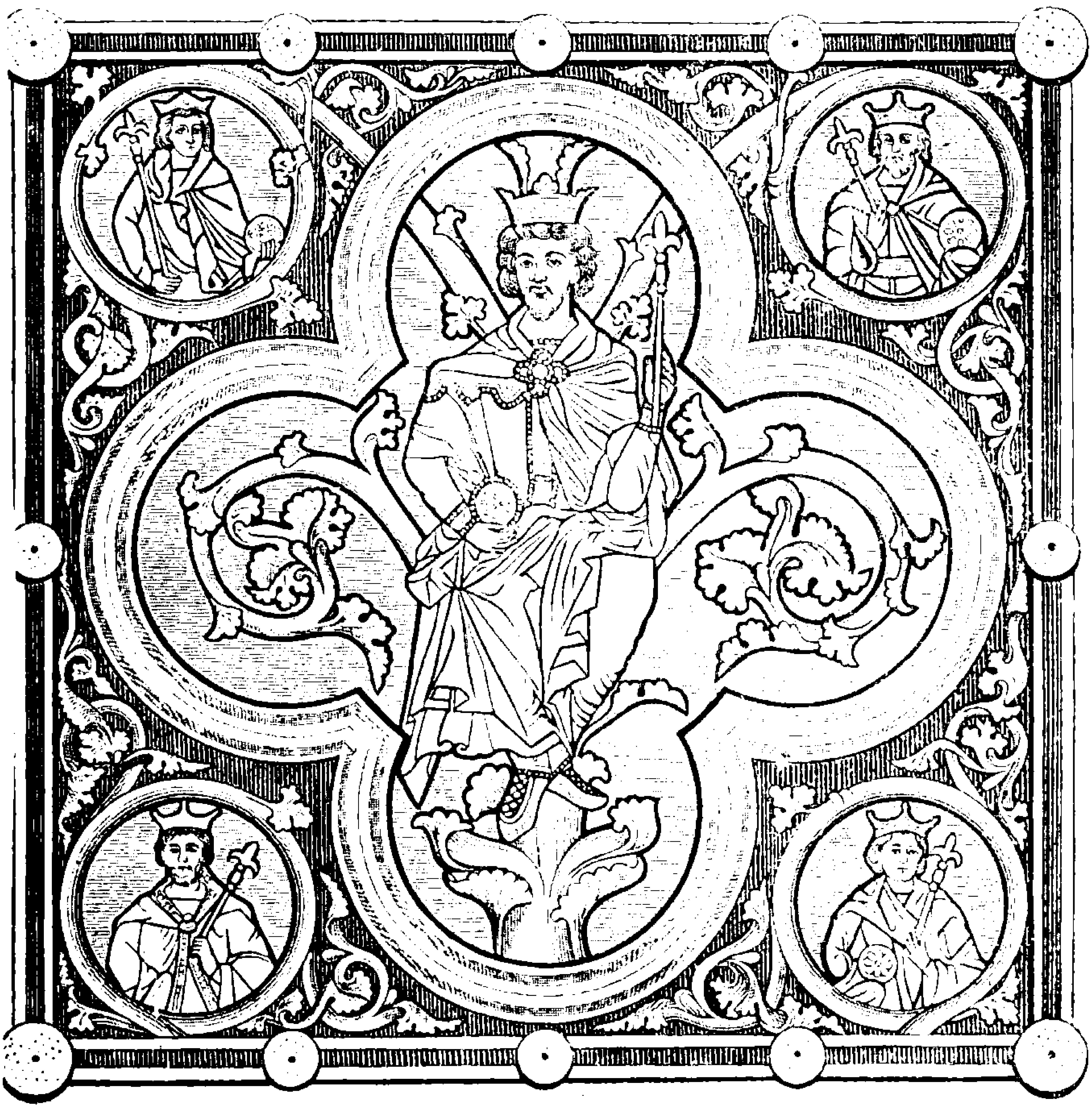


Arabische Spitzbogen. Vor der Moschee Ibn Tulun zu Kairo.
Aus: Adamy, Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. Hannover. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

die Gegenwart, eine Darlegung des historischen Zusammenhanges der architektonischen Erscheinungen. „Da aber die Kunstformen selbst in ihrer tieferen und wahren Bedeutung nur im Zusammenhange und der Geistesrichtung der Zeit, der sie angehören, begriffen werden können, und diese Geistesrichtung eine im Laufe der Geschichte stetig

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA





Deckengemälde aus der Michaeliskirche in Hildesheim. Nach Durm.
Aus: Adamy, Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

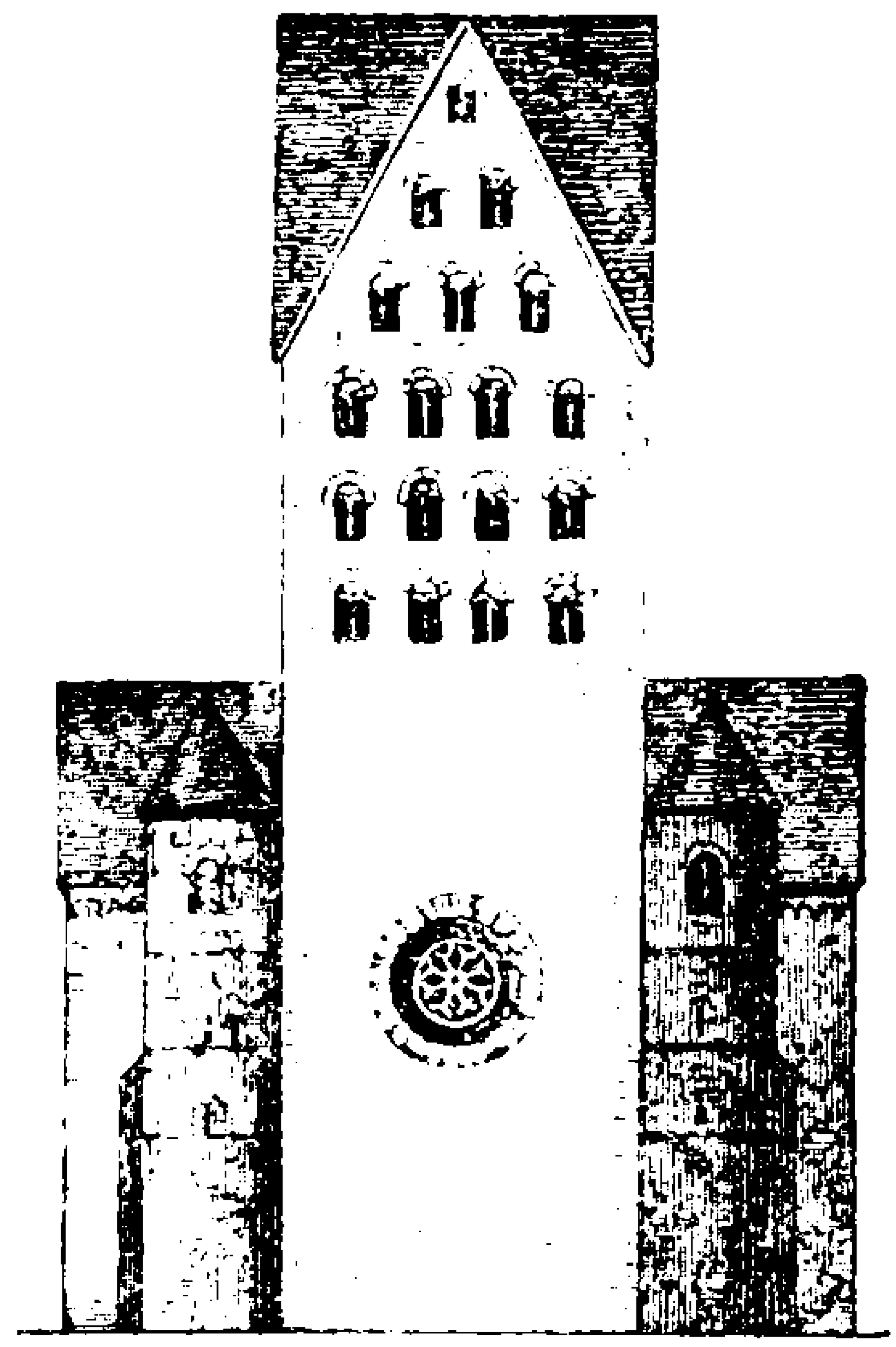
Formen beleben sich vor unseren Augen; wir wissen nun, was die längst zu Staube gewordenen Erbauer der indischen Felsentempel, der ägyptischen Königspaläste, der griechischen Tempel und der großartigen römischen Profanbauten in ihren Werken sagen wollten; Adamys Dechiffrirschlüssel ist ein Talisman, vor dem die verborgensten Geheimnisse der architektonischen Formenlehre sich uns erschließen.

Auch bei der Kennzeichnung der Architektonik der Muhamedaner beginnt der Verfasser damit, den allgemeinen Charakter der alten Araber und ihr Verhältniß zur bildenden Kunst eingehend zu schildern. Es wird dargethan, wie der Islam einen verhängnißvollen Einfluß auf das Kunstschaffen der Muhamedaner ausübte. Es ist die einseitige Subjectivität der Weisheit des Koran, aus welcher die Abneigung der Araber gegen die seelischen Formen der Plastik und Malerei zu erklären ist. Schon vor Muhamed konnte darum die arabische Poesie ihre sinnvollen Verse schaffen, während Plastik und Malerei nach wie vor ein kümmerliches Dasein fristeten. In der Architektur vollends kam jene eigenthümliche Gefühlsweise zum Ausdruck, welche negativ durch den Mangel an plastischem Formensinn, positiv durch die Richtung ihres Geistes auf das Abstracte bedingt war. Mit großer Feinheit der Darstellung erläutert alsdann der Verfasser, wie die Vorliebe der Araber für das Ornamentale tief in ihrem Charakter begründet war. Bei ihrem Kunstschaffen blieb der Verstand Sieger; „indem die Freude am Abstracten, Schematisirten die Freude am poetisch Ahnungsvollen der concreten Kunstform überwog, schuf er an Stelle lebendiger, das Herz erhebender Formen sinnvoll mathematische oder phantastisch grübelhafte Ornamente, welche jedoch, theilweise an Naturformen anlehnend, in ihrer Farbenpracht eines hohen Reizes nicht entbehren, und, obwohl vorzugsweise den Verstand spielend beschäftigend, doch auch das Herz erfreuen." In kühnen Constructionen und Raumcombinationen konnte der Verstand seine Thätigkeit entfalten und in dem die Flächen belebenden Schmuck die Phantastik ein unbegrenztes Feld ihrer Thätigkeit finden. Nach dieser allgemeinen Charakteristik wendet sich der Verfasser der Composition, der Construction und dem Aufbau des muhamedanischen Stils zu, wie er zunächst in der religiösen Architektur zu Tage tritt. Wir folgen ihm nach Mekka, nach Medina, machen in Kairo Rast, um die Moschee Abu-Rezyq und El-Azhar einer Betrachtung zu unterziehen, und setzen von dort unsere Wanderung fort durch alle Gebiete, in welche die Araber einst ihre Cultur getragen haben. Festen Fuß fassen wir dabei in Spanien, wo die Ruinen der herrlichsten Architekturen der Araber noch heute zur Bewunderung hinreißen. Ueberall kommt der Verfasser unserem Anschauungsvermögen durch Grundrisse, Aufrisse, perspectivische Ansichten und Abbildungen von Einzelformen zu Hülfe. Mit derselben Gründlichkeit, mit welcher er die religiöse Architektur behandelt, führt er uns in die profane Architektur ein, deren stolzeste Schöpfungen uns in Wort und Bild vorgeführt werden. Bagdad, das „irdische Paradies", Sicilien, Spanien durchstreifen wir an der Hand unseres kundigen Führers, um immer von Neuem die üppige Pracht der Phantastik zu bewundern, die über die Bauwerke des ritterlichen Volkes einen berückenden Zauber ausgegossen. Mit größtem Interesse studiren wir alsdann das Capitel über die Formensprache des muhamedanischen Stils, welches an innerem Gehalt in keiner Weise der vortrefflichen Kennzeichnung der griechischen Architektonik wie der des Alterthums überhaupt nachsteht. Das rückhaltlose Lob, welches dem Verfasser für die früheren Theile seines Werkes von allen Seiten gespendet wurde, wird ihm daher auch für die muhamedanische Architektonik nicht versagt bleiben.

Dasselbe gilt von der Architektonik des romanischen Stils. Auch hier fesselt wiederum die geschichtsphilosophische Einleitung durch die Fülle der Gedanken und die fast mit poetischer Divinationsgabe in den intimsten Zusammenhang zwischen Cultur und Kunst eindringende analytische Methode des Autors. Im besten Sinne des Wortes geistvoll sind die Ausführungen über die Stellung des romanischen Stils in der Geschichte der Architektur, in welche sich derselbe als nothwendiges Glied zwanglos einreiht. Die vorklassische Periode des Hellenenthums bahnt — dies ist der historische Verlauf in der Auffassung unseres Autors, — die klassische wesentlich formale Architektur der Hellenen an. Mit der hellenistischen Zeit beginnt der Raumgedanke in den Vordergrund des architektonischen Schaffens zu treten; es entwickelt sich auf Grund desselben eine zweite klassische Periode der antiken Architektur, die der römischen, welche aber nicht minder einseitig ist, wie die erste, indem sie, unter der

Google

Beschränkung auf die antike Technik, blos den Raumgedanken entwickelt, formal aber sich an die hellenische Kunst anschließt. Die christliche Architektur beginnt von vornherein mit dem Raumgedanken, wirft nach und nach die antike Formensprache über Bord, indem sie in der Technik durch Forschung und Erfahrung zur Ueberwindung der größten Schwierigkeiten fortschreitet und sich im Zusammenhang mit ihr eine neue Formensprache bildet. Die erste, hinsichtlich der Technik und Formensprache noch naive klassische Periode der christlichen Kunst ist die romanische. Die zweite, in welcher der Raumgedanke und mit ihr die Formensprache der christlichen Architektur den Gipfel ihrer Entwickelung erreichen, entspricht der römischen Kunst, nur mit dem Unterschiede, daß der reflexive und künstlerische Charakter der (nun folgenden) gothischen Kunst eine gleichmäßige Vollendung in räumlicher und formaler Entwickelung gestattet. Die christliche Kunst beginnt also mit dem Endgedanken der antiken, mit der Raumschöpfung, und entwickelt ihn weiter, bis auch das passende ästhetische Kleid gefunden ist. Während nun im romanischen Stil die Formensprache als solche in ihrer edlen Schlichtheit zurücktritt hinter der Raumschöpfung, bricht in der Gothik auf Grundlage des constructiven Gedankens der Formgedanke sich Bahn. — Im Einzelnen werden die Grundrißschemata des romanischen Kirchenbaues erläutert, der innere und äußere Aufbau wird eingehend besprochen, die Technik, die Bauglieder, die Ornamentik werden je in besonderen, die Materie erschöpfenden Capiteln abgehandelt, die Klosterbauten, Haus, Burg und Palast werden genau beschrieben, und schließlich wird die Entwickelung der romanischen Architektur in den einzelnen Ländern verfolgt. Der Verfasser berichtigt manche Irrthümer, die sich bisher durch die Fachliteratur geschlichen, und weist die Haltlosigkeit so mancher durch Vorurtheil geheiligten Auffassung nach. Seine Schreibweise ist des höchsten Lobes



Façade mit einem Thurm.
Dom zu Paderborn. 11. Jahrhundert.
Aus: Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. Hannover. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.



Romanisches Pflanzenornament.
Aus: Adamy, Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils. Hannover. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

würdig; klar, unter Vermeidung mißverständlicher Ausdrücke, schwungvoll, wo ihn der Gegenstand fortreißt: so beschaffen, gewährt sein Buch nicht nur Belehrung, sondern erfreut auch den Fachmann wie den Laien gleichmäßig durch die fesselnde Art der Darstellung. Die deutsche ästhetische Literatur darf auf Adamys „Architektonik" stolz sein. Dieselbe ist ein Compendium der Grammatik der Architektur, wie sich eines solchen zur Zeit keine andere Nation rühmen kann. Mit ungeduldiger Spannung sehen wir der Fortsetzung des klassischen Werkes entgegen.

Die Verlagsbuchhandlung hat dasselbe vorzüglich ausgestattet. Von den beigegebenen Illustrationen, deren Zahl sich auf nahezu dreihundert beläuft, geben wir eine Anzahl von Proben. K. V.

Bibliographische Notizen.

Musik-Literatur.

Die Klaviertechnik dargestellt als musikalisch-physiologische Bewegungslehre nebst einem System gymnastischer Uebungen von Gustav Stoewe. Berlin, Robert Oppenheim.

Die von G. Stoewe neubegründete Wissenschaft, die „musikalisch-physiologische Bewegungslehre" macht es sich zur Aufgabe, die Technik des Klavierspiels, die bisher von den Pianisten von Fach nur als eine auf rein mechanischem Wege zu erreichende Erlernung der verschiedenen Schwierigkeiten angesehen wurde, zu einem wissenschaftlichen Studium zu machen. Denkende Clavierspieler werden aus dem mit großer Gründlichkeit und Sachkenntniß geschriebenen Buche vielfachen Nutzen ziehen.

Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar. I. Abtheilung: Sinfonie und Suite. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Wer nicht in der Lage ist, Partituren oder Klavierübertragungen größerer Instrumentalwerke zu lesen und zu spielen, der findet an Kretzschmars „Führer durch den Concertsaal" einen musikalischen Berather, auf den er sich, soweit es sich um Geschichte, Analyse und Interpretation handelt, unbedingt verlassen kann. Das äußerst praktisch angelegte und mit zahlreichen erläuternden Notenbeispielen versehene Buch giebt in populärem, der Musiklaien leicht verständlicher Sprache einen Ueberblick über die Haupterzeugnisse auf dem Gebiet der Sinfonie und Suite von Händel und Bach an bis zur neuesten Zeit (Brahms, Bruch, Bruckner u. s. w.). Mit den kritischen und ästhetischen Bemerkungen des Verfassers stimmen wir nicht in allen Punkten überein, wir fassen z. B. Beethovens neunte Sinfonie in etwas anderer Weise auf, aber das kann den Werth des Buches nicht vermindern. Es wird unzweifelhaft dem Musikpublikum, das sich bisher mit den flüchtigen Programmnotizen begnügte, wesentliche Dienste leisten.

Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek. Nach den vorliegenden Originalien systematisch-chronologisch geordnetes und mit Citaten und Anmerkungen versehenes authentisches Nachschlagebuch durch die gesammte Wagner-Literatur von Nicolaus Oesterlein. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. Erster und zweiter Band.

Das vorliegende Werk, in der Detail-Ausführung nach S. Hirzels Goethe-Katalog angelegt, giebt über Alles, was bis zum November 1881 in musikalischer und literarischer Beziehung von Wagner und über Wagner erschienen ist, möglichst erschöpfende Auskunft. Die erste Abtheilung enthält die genauen Angaben sämmtlicher Schriften, Dichtungen, Briefe, Reden und Compositionen Wagners; die zweite beschäftigt sich mit den Uebertragungen in fremde Sprachen, Bearbeitungen von Tondichtungen, Bildnissen u. s. w. In der dritten besonders reichhaltigen Abtheilung wird das, was über Wagner und seine Werke in Buch- und Brochurenform, so-

Google

wie in Zeitschriften erschienen ist, übersichtlich zusammengestellt; die vierte handelt von den Wagner-Vereinen, die fünfte speciell von Bayreuth und den Festspielen. Die letzte Abtheilung umfaßt allerhand Curiosa, die zu Wagner in irgend einer Beziehung stehen. Die beiden elegant ausgestatteten Bände, denen voraussichtlich in kurzer Zeit ein dritter folgen wird, bilden für alle Diejenigen, welche sich für Wagner und seine Kunstbestrebungen interessiren, ein unentbehrliches Nachschlagewerk von höchster Wichtigkeit und vollkommener Zuverlässigkeit.

Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von Gustav Jansen. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Die in der ersten bis zum Jahre 1840 reichenden Abtheilung enthaltenen Briefe bilden eine Ergänzung der ein Jahr früher erschienenen „Jugendbriefe". Die zweite Abtheilung, welche etwa die Hälfte des Buches umfaßt, giebt uns überraschende Aufschlüsse über Schumanns künstlerische Thätigkeit, über sein Familienleben und über sein Verhätlniß zu seinen Zeitgenossen. Mit besonderem Interesse wird man die Briefe lesen, die Schumann an jüngere Musiker gerichtet, welche seinen Rath und seine Belehrung in Sachen der Kunst einholten; die an Reinecke, Meinardus, Joachim u. A. gerichteten Schreiben sind vollgültige Belege für das Wohlwollen und die Förderung, die er allen ernsten künstlerischen Bestrebungen zu Theil werden ließ. Schumanns Beziehungen zu Mendelssohn, über welche oft und viel discutirt worden ist, erscheinen in Folge der mitgetheilten Belege in ganz anderer Beleuchtung. Wenn es in den 40. Jahren zu keinem rechten Einvernehmen zwischen beiden gekommen ist, so hat die Schuld sicherlich nicht an Schumann gelegen. Rührend ist der Enthusiasmus, den Schumann für den jungen Johannes Brahms bei jeder Gelegenheit an den Tag legt; seine Prophezeihungen, die damals stark angezweifelt wurden, sind in Erfüllung gegangen. Die dritte Abtheilung enthält eine Anzahl Geschäftsbriefe, zumeist an die Verlagsfirma Breitkopf & Härtel gerichtet. Das sehr ausführliche Namen-Register, welches sich auch auf die in den „Jugendbriefen" erwähnten Persönlichkeiten erstreckt, ist eine Beigabe von culturhistorischem Werthe.

Rhythmik, Dynamik und Phrasirungslehre der homophonen Musik. Ein Lehrgang theoretisch-praktischer Vorstudien für Composition und Vortrag homophoner Tonsätze von Otto Tiersch. Berlin, Robert Oppenheim.

Die sinngemäße und logische Phrasirung musikalischer Werke ist in neuester Zeit so vielfach zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden, daß jeder Versuch, angehende Componisten in das Wesen der musikalischen Rhythmik einzuweihen, mit Freuden begrüßt werden muß. Unsere Harmonielehren beschränken sich im Allgemeinen darauf, den Schüler mit den landläufigen Accorden und ihre Verbindung unter einander bekannt zu machen, was darüber hinaus liegt, überlassen sie dem Instinct des Lernenden. Die Compositionen, welche die Früchte eines derartigen Unterrichts bilden, sind im Durchschnitt kaum mehr als harmonische Rechenexempel. Das Tiersch'sche Buch ist geeignet, eine klaffende Lücke in unserer musikalischen Pädagogik auszufüllen und die Ausbildung des Musikverständnisses bei Musikern und Dilettanten, die es mit der Kunst ernst meinen, zu fördern.

Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara. Erster Band. Bis zu Beethoven. Zweiter Band. Von Beethoven bis zur Gegenwart. Mit den Namenszügen der Künstler. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Eine in jeder Hinsicht interessante und lesenswerthe Zusammenstellung von Briefen von Componisten und Musikschriftstellern aus den Jahren 1467—1886. Von bedeutenden Namen älterer und neuerer Zeit fehlt fast keiner, einzelne Koryphäen, wie Lasso, Schütz, Beethoven, Schumann, Lißt und Wagner, sind mit ganzen Serien von culturhistorisch wichtigen Documenten vertreten. Die deutschen Briefe sind durchweg in der Originalfassung mitgetheilt, die in fremden Sprachen geschriebenen in fließender deutscher Uebersetzung. Die Anzahl der mitgetheilten Piecen beläuft sich im Ganzen auf 357. Dem weitaus größeren Theil derselben sind die Namensunterschriften der Verfasser in Facsimile beigefügt. Die in jüngster Zeit stark in den Vordergrund getretene Brief-Literatur hat durch das La Mara'sche Werk eine entschiedene Bereicherung erfahren.

E. B.

Google

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Barbier, Jules, Nero. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Freie deutsche Bearbeitung von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Albert Ahn.

Bölsche, Wilhelm, Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik. Leizig, Carl Reissner.

Dostojewski, Theodor, Arme Leute. Roman. Aus d. Russischen von A. L. Hauff. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Erler, Hermann. Robert Schumann. Aus seinen Briefen geschildert. Mit zahlreichen Erläuterungen und einem Anhang, enthaltend die nicht in die „Gesammelten Schriften" übergegangenen Aufsätze R. Schumanns. Mit einem Medaillonbilde (in Lichtdruck) R. Schumanns von Professor A. Donndorf. Zwei Bände. Berlin, Ries & Erler.

Frey, Adolf, Gedichte. Leipzig, H. Haessel.

Graef, Ernst, Lieder eines Bismärckers. Allen Freunden und Feinden des Reichskanzlers gewidmet. Hamburg, Conrad Döring.

Grasberger, Hans, Aus der ewigen Stadt. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hanstein, Adalbert von. Menschenlieder. 2. Auflage. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung (Paul Ackermann).

Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. Mit 23 Vollbildern und 28 in den Text gedruckten Abbildungen. (Das Wissen der Gegenwart. (VII. Band.) Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

Heine. Gesammtausgabe von Heinrich Heines Werken. Mit einer Biographie des Dichters und Einleitungen von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Herrmann Dürselen. Heft 1—4.

Herrig, Hans, Luxustheater und Volksbühne. Mit 3 lithographirten Skizzen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Hirth, Georg, Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. Zweite Auflage. München & Leipzig, G. Hirths Kunstverlag.

Johnstons Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit zahlreichen Illustrationen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe.

Kirchhoff, Alfred, Länderkunde des Erdtheils Europa herausg. unter fachmännischer Mitwirkung. Mit vielen Abbildungen und Karten. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. Lieferung 16—20.

Kühn-Reich, Vorlesungen über die Prostitution im 19. Jahrhundert u. s. w. gehalten an der Universität zu Leipzig. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, M. Barsdorf.

Lachendes Album. Goldene Blätter aus dem Schatz deutschen Witzes und Humors. Mit Beiträgen von Ernst Eckstein, Paul Lindau, M. v. Reymond, Schmidt-Cabanis, Franz von Schönthan, Schumann-Bliemchen, Julius Stettenheim, Johannes Trojan, E. von Wald-Zedtwitz und vielen Anderen, herausgegeben von Signor Domino. Berlin, Hugo Steinitz.

Lessings Briefe. Nachträge und Berichtigungen her. und mit Anm. begleitet von Carl Chr. Redlich. Berlin, Ferd. Dümmler.

Lübke, Wilhelm, Grundriss der Kunstgeschichte. Zehnte durchgesehene Auflage. (Jubiläumsausgabe.) Mit 699 Holzschnitt-Illustrationen, einem Titelbild in Lichtdruck. Stuttgart, Ebner & Seuffert (Paul Neff). 2 Bde.

Menger, Abgeordn. Dr. Max, Statistische Zusammenstellungen als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem flachen Lande. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei.

Napoleon I. und sein Hof. Vierter Band. Memoiren der Generalin Durand, Erste Palastdame der Kaiserin Marie Louise. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Albert Ahn.

Paulus, Eduard, Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Mit 24 Illustrationen von Gustav Closs. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.

Raymond, George Lousing. Ballade of the Revolution and other Poems. Newyork & London, G. T. Putnams Sons.

Samhaber, Edward, Dichtungen. Laibach, Ig. von Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Schäfer, Dr. W., Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. Von der philos. Facultät der Universität Breslau gekrönte Preisschrift. Hannover, Schmorl & von Seefeld.

Schelhorn, Emil von, Zum fünfundzwanzigjährigen Todestage des Königs Dom Pedro V. von Portugal, Herzogs zu Sachsen. München, Theodor Ackermann.

Segesser, H., Komödie der Irrungen. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Zürich, D. Herzog.

Semmig, Dr. Hermann, Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Eugen Peterson.

Voss, Richard, Brigitta. Trauerspiel. Dresden & Leipzig, Heinrich Minden.

Wachsmuth, Dr. Georg Friedrich, Die Diphtheritis-Heilmethode. Illustrirt durch die Statistik der Diphtherie für Berlin nach amtlichen Quellen. Berlin, A. Zimmer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1887er. Frische Füllung. 1887er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . . 58^{20} R.
Mühlbrunn . 44^{00} R.
Schlossbrunn. . 44^{00} R.
Theresienbrunn . 48^{00} R.
Neubrunn . . 49^{80} R.
Marktbrunn . 39^{00} R.
Russ. Kronquelle 28^{00} R.
Felsenquelle . 47^{00} R.
Kaiser Karls-Qu. 34^{70} R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Barbier, Jules, Nero. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Freie deutsche Bearbeitung von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Albert Ahn.

Bölsche, Wilhelm, Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik. Leizig, Carl Reissner.

Dostojewski, Theodor, Arme Leute. Roman. Aus d. Russischen von A. L. Hauff. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Erler, Hermann. Robert Schumann. Aus seinen Briefen geschildert. Mit zahlreichen Erläuterungen und einem Anhang, enthaltend die nicht in die „Gesammelten Schriften" übergegangenen Aufsätze R. Schumanns. Mit einem Medaillonbilde (in Lichtdruck) R. Schumanns von Professor A. Donndorf. Zwei Bände. Berlin, Ries & Erler.

Frey, Adolf, Gedichte. Leipzig, H. Haessel.

Graef, Ernst, Lieder eines Bismärckers. Allen Freunden und Feinden des Reichskanzlers gewidmet. Hamburg, Conrad Döring.

Grasberger, Hans, Aus der ewigen Stadt. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hanstein, Adalbert von. Menschenlieder. 2. Auflage. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung (Paul Ackermann).

Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. Mit 23 Vollbildern und 28 in den Text gedruckten Abbildungen. (Das Wissen der Gegenwart. (VII. Band.) Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

Heine. Gesammtausgabe von Heinrich Heines Werken. Mit einer Biographie des Dichters und Einleitungen von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Herrmann Dürselen. Heft 1—4.

Herrig, Hans, Luxustheater und Volksbühne. Mit 3 lithographirten Skizzen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Hirth, Georg, Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. Zweite Auflage. München & Leipzig, G. Hirths Kunstverlag.

Johnstons Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit zahlreichen Illustrationen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe.

Kirchhoff, Alfred, Länderkunde des Erdtheils Europa herausg. unter fachmännischer Mitwirkung. Mit vielen Abbildungen und Karten. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. Lieferung 16—20.

Kühn-Reich, Vorlesungen über die Prostitution im 19. Jahrhundert u. s. w. gehalten an der Universität zu Leipzig. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, M. Barsdorf.

Lachendes Album. Goldene Blätter aus dem Schatz deutschen Witzes und Humors. Mit Beiträgen von Ernst Eckstein, Paul Lindau, M. v. Reymond, Schmidt-Cabanis, Franz von Schönthan, Schumann-Bliemchen, Julius Stettenheim, Johannes Trojan, E. von Wald-Zedtwitz und vielen Anderen, herausgegeben von Signor Domino. Berlin, Hugo Steinitz.

Lessings Briefe. Nachträge und Berichtigungen her. und mit Anm. begleitet von Carl Chr. Redlich. Berlin, Ferd. Dümmler.

Lübke, Wilhelm, Grundriss der Kunstgeschichte. Zehnte durchgesehene Auflage. (Jubiläumsausgabe.) Mit 699 Holzschnitt-Illustrationen, einem Titelbild in Lichtdruck. Stuttgart, Ebner & Seuffert (Paul Neff). 2 Bde.

Menger, Abgeordn. Dr. Max, Statistische Zusammenstellungen als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem flachen Lande. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei.

Napoleon I. und sein Hof. Vierter Band. Memoiren der Generalin Durand, Erste Palastdame der Kaiserin Marie Louise. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Albert Ahn.

Paulus, Eduard,. Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Mit 24 Illustrationen von Gustav Closs. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.

Raymond, George Lousing. Ballade of the Revolution and other Poems. Newyork & London, G. T. Putnams Sons.

Samhaber, Edward, Dichtungen. Laibach, Ig. von Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Schäfer, Dr. W., Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. Von der philos. Facultät der Universität Breslau gekrönte Preisschrift. Hannover, Schmorl & von Seefeld.

Schelhorn, Emil von, Zum fünfundzwanzigjährigen Todestage des Königs Dom Pedro V. von Portugal, Herzogs zu Sachsen. München, Theodor Ackermann.

Segesser, H., Komödie der Irrungen. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Zürich, D. Herzog.

Semmig, Dr. Hermann, Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Eugen Peterson.

Voss, Richard, Brigitta. Trauerspiel. Dresden & Leipzig, Heinrich Minden.

Wachsmuth, Dr. Georg Friedrich, Die Diphtheritis-Heilmethode. Illustrirt durch die Statistik der Diphtherie für Berlin nach amtlichen Quellen. Berlin, A. Zimmer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1887er. Frische Füllung. 1887er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58^{50} R.
Mühlbrunn . 44^{50} R.
Schlossbrunn. . 44^{00} R.
Theresienbrunn . 48^{00} R.
Neubrunn . . 49^{00} R.
Marktbrunn . 39^{00} R.
Russ. Kronquelle 23^{00} R.
Felsenquelle . 47^{00} R.
Kaiser Karls-Qu. 34^{70} R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Google

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
die Gefässe mit einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Augsburg, Baden-Baden, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Braunschweig, Breslau, Coblenz, Coburg,
Crefeld, Creuznach, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Ellwangen, Essen, Frankfurt a/Main, Freiburg i/B., M. Gladbach,
Görlitz, Halle a/S., Hamburg, Hamm i/W., Hannover, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Herford, Ingolstadt, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel,
Kempten i/B., Köln, Landau, Leipzig, Ludwigshafen, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Münster i W., Nürnberg, Osnabrück, Plauen i/V.,
Posen, Remagen, Remscheid, Saarbrücken, Schwerin i/M. Stettin, Stuttgart, Trier, Wiesbaden, Worms, Würzburg, Zweibrücken.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Google

Band 41. — Heft 122.

Mai 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mai 1887.

Inhalt.

Seite

Heinrich Bulthaupt in Bremen.
Ganymed. Novelle. 177

Paul Maſorp in München.
Albert Niemann. Ein Beiblatt zur Theatergeſchichte der Gegenwart. 211

Moriz Hoernes in Wien.
Das Heroon von Gjölbaſchi. 230

A. v. Reumont in Aachen.
Pauline de Montmorin. Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.
(Schluß.) 246

Kurd Laßwitz in Gotha.
Die poetiſche und die wiſſenſchaftliche Betrachtung der Natur.... 270

Agnes Gräfin Klinckowſtröm in Berlin.
Nyx. Novelle. 290

Bibliographie. 305
Einführung in das Studium der neueren Kunſtgeſchichte. (Mit Illuſtrationen.)

Bibliographiſche Notizen. 311

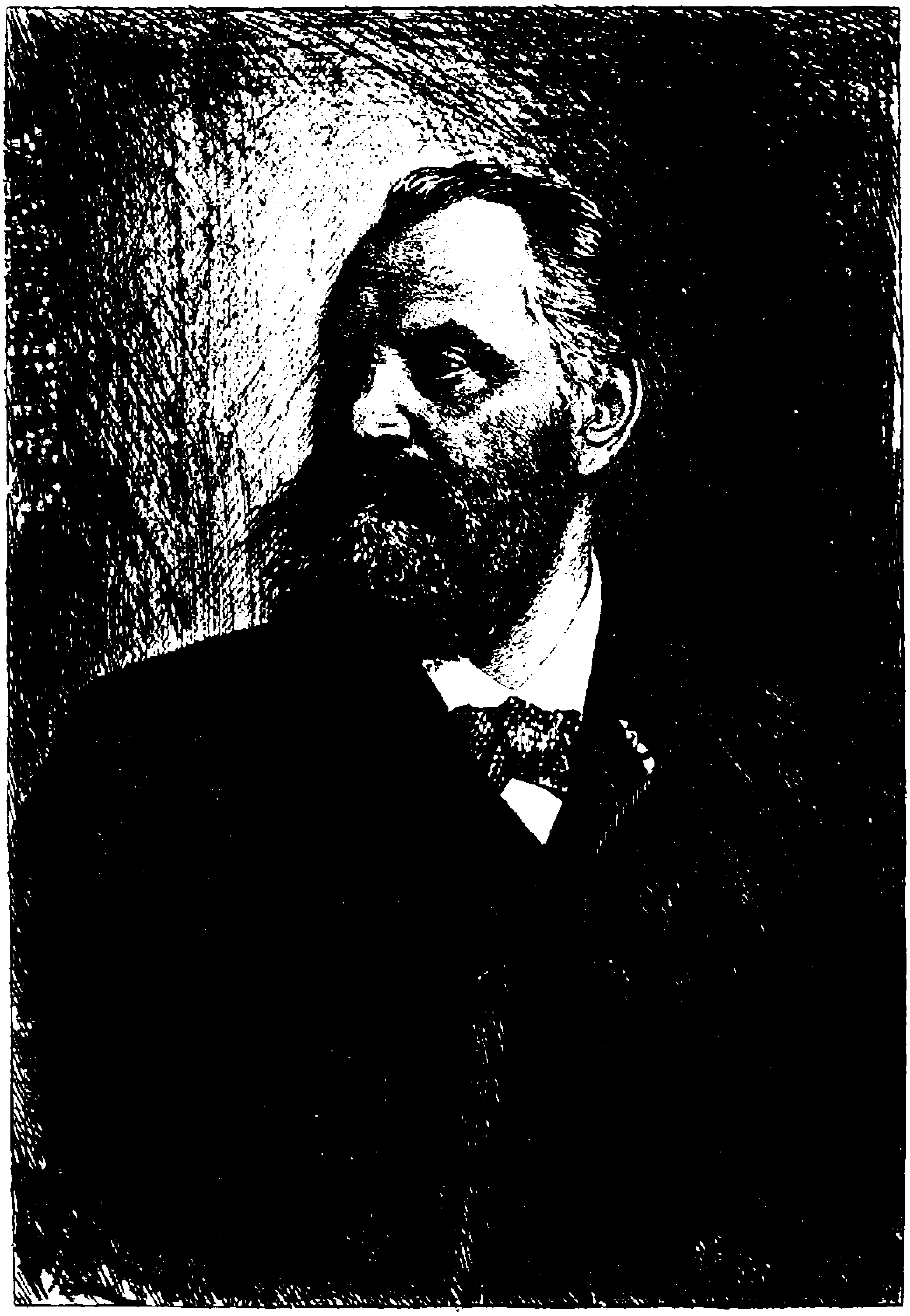
Hierzu ein Portrait von Albert Niemann.
Radirung von L. Kühn in München.

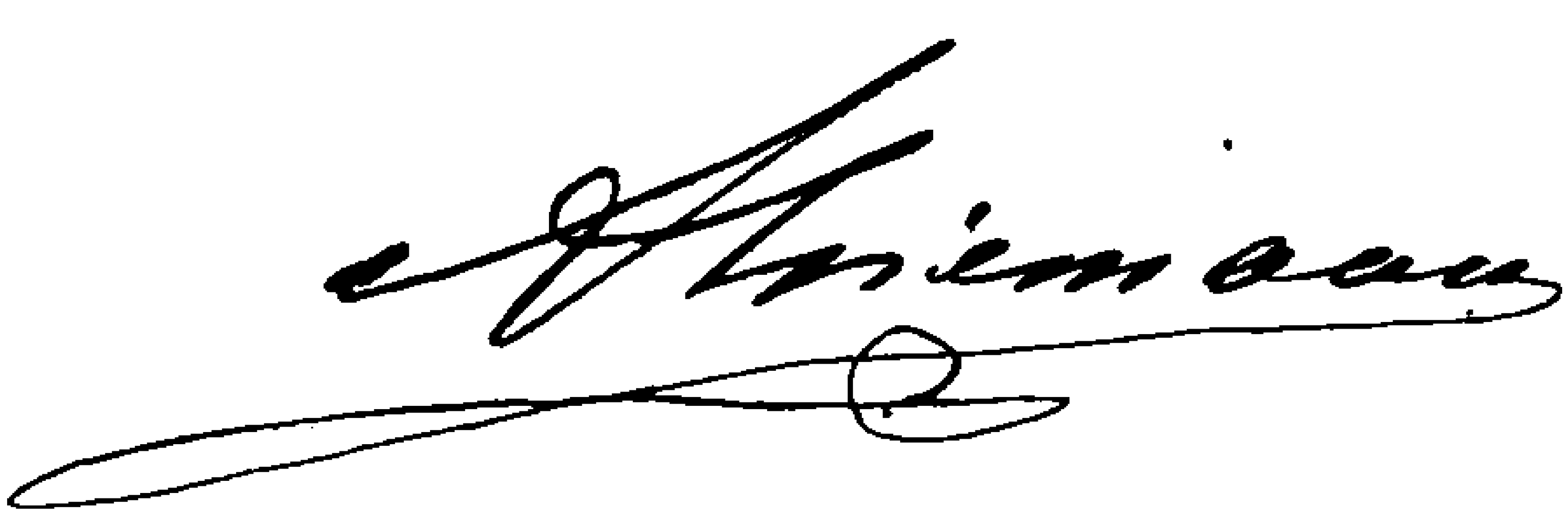
„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen ſind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerſtraße 2/3, ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten.

Google

Google





Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Google

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLI. Band. — Mai 1887. — Heft 122.

(Mit einem Portrait in Radirung: Albert Niemann.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Go gle

Google

Ganymed.

Novelle

von

Heinrich Bulthaupt.

— Bremen. —

Es war in der Mitte des August. Ein wunderbarer Sommertag ging zur Rüste. Ueber den waldigen Bergrücken war ich an einem von Menschen noch unberührten tiefgrünen See vorüber auf die breite Tiroler Landstraße gelangt, und wanderte nun dem nächsten Dorf und seinem Hafen, dem Wirthshaus, zu. Zu äußerst am Heerweg lag es, breit und stattlich, behaglich, ohne mit den Sitten der Stadt zu gleißen. und hielt innen, was es außen versprach. Es lockte nicht durch falschen Schein, und so waren seiner Gäste nicht allzuviel — aber wer die Betten, die Vorrathskammer und die Küche der Wirthin kannte, kam wieder, und Mancher, der es nur zu kurzer Rast aufgesucht, blieb, von seiner gastlichen Art gelockt, einen Tag um den andern, und liebte und lobte es je länger je mehr. So dachte ich es auch diesmal zu finden, aber das bescheidene Juwel war von unberathenen Zungen auf offenem Markt ausgerufen worden, und in dem stillen Garten, an dessen weißer Mauer ich so oft gesessen, unter der dichten Veräſtung von Flieder, Akazien und Aepfeln der einzige Gast, summte es diesmal wie ein Bienenschwarm, und die einzige Kellnerin, die immer noch Peppi hieß, wußte sich mit dem Schwarm der Hungernden und Dürstenden nicht ein noch aus. Zwar ging die Wirthin ab und zu, aber nur wie ein Feldherr, der die Schlacht überschaut und mit keineswegs heiteren Mienen. Sie erkannte mich wieder, begrüßte mich herzlich und würdig, raunte mir aber sofort zu, daß es also nicht weiter ginge und daß ihr mit dem Andrang schlecht gedient sei; ja es schien, sie habe alle Lust, ihre Gäste durch Kühle,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Uebellaunigkeit und Langsamkeit zu verscheuchen und Haus und Garten dadurch auf's Neue zu einer Stätte für Auserwählte zu weihen. Mich schien sie höflich diesen zuzuzählen, und was ich vermißte, wußte sie in der That recht gut. Dort stieg zwar das Wettersteingebirge wie sonst aus dem ungeheuren Thal wie ein Altar empor, und schon glitten über seinen Gipfel die rothen, dann die violetten Töne, bis Licht und Farben erloschen, aus der grünen Wiesendecke ein leichter Nebel stieg und die Linien gemach im Dämmer verschwammen. Aber dieser letzte Gruß des scheidenden Tages wollte mir durch den Lärm ringsumher nicht wie sonst in die Tiefe der Seele dringen. Es war mir, als müßte ich im wüsten Gedränge des Bahnhofs von einem geliebten Haupt auf lange scheiden: in diesem Höllentumult von Pfeifen, Lachen, Schluchzen, Rollen und Schreien, vor dem jedes innige Gefühl beleidigt die Flucht ergreift. Ich habe es nie vermocht und auch das Getümmel hier empfand ich wie eine Entweihung. So machte ich mich denn auf und kam langsam, allein durch das einsame, im Dunkel liegende Dorf in's Freie.

Ich mochte etwa eine Viertelstunde gegangen sein, als mich an ungewohnter Stelle ein Lichtschein lockte, der kam und ging und vor dem es wie ein Schatten vorüberhuschte. Aus ziemlicher Höhe fiel er durch ein (so schien es) ungleich vergittertes Fenster. Ich begriff nicht, wer sich dort angesiedelt haben konnte, denn eine Schlucht, nicht tiefer als zwanzig Fuß, senkte sich unwohnlich dort ein. Vor Jahren hatte an ihrem Ausgang eine kleine Sägemühle gearbeitet, als aber ein Feldsturz den Bach verschüttet und abgelenkt hatte, war ihr Räderwerk verstummt, der Schuppen zum Theil abgetragen und der Rest verfallen. Hätten dennoch ihre Trümmer einen Schlupfwinkel für einen Einsiedler gegeben? und wer mochte der wunderliche Gast sein, der sich abseits, so fern von den Menschen, an schwieriger, widriger Stelle seine Hütte gebaut? Die Neugier trieb mich, dem Lichte nachzugehen, das den schlechtbetretenen Pfad am Rande des Abhanges schwach erhellte. Schwere Tropfen sickerten mir entgegen, nur oben nahe dem Häuschen rann es sprudelnder hervor, um sich bald wieder in Geröll und Erdreich zu verlieren. Rother Klee, Baldrian und Scabiosen, deren dichtgedrängte Begleitung am Wegrain mich in der Helle des Tages erfreut hatte, fehlten hier, aber vom Wasser genährt waren unter Weiden Sumpfgräser und Schachtelhalme reichlich emporgeschossen, üppig wucherten die Nesseln, und zu Gebüschen hatte sich der mannshohe Schierling verdichtet, dessen breite gelbweiße Dolden in dem Schimmer des Lichtes, das aus der Hütte fiel, unheimlich glänzten. Um den kleinen Bau, den man aus den Ueberbleibseln der Mühle nothdürftig zurechtgezimmert hatte, war, ganz ungewohnt an diesem Ort, wilder Wein und Epheu gepflanzt und am Drahtgeflecht mit deutlicher Absicht über das Fenster geleitet, als sollte fremden Augen auch der einzige Blick in sein Inneres erschwert werden, fremden Augen, die, wie selten, bis hierher in diese Einöde dringen mochten. Auch die Würfelform des abenteuerlichen Hauses,

Google

sein flaches Dach fiel mir auf, auch das Seil, das vor den Scheiben im Innern des Gemachs hin- und herschwankte, und als ich meine Scheu überwand und mein erster Blick auf einen Wirrwarr bunter Gemälde fiel, verstand ich, daß hier ein Maler sein Atelier aufgeschlagen und sich durch eine Luke sein Oberlicht geschaffen hatte, das heißt für den Fall, daß es dem Himmel nicht etwa einfallen sollte, hineinzuregnen statt hineinzuscheinen, denn ein Fenster in der Decke gab es nicht.

Ein Maler? Aber welch' ein Sonderling! Und wie stand es um seine Kunst? Madonnen und Heilige bedeckten Wände und Staffeleien, lehnten an dem schäbigen, altmodischen Sopha, das einst mit glänzendem Wachstaffet überzogen war, an den Holzstühlen und dem groben unbedeckten Bauerntisch, auf dem ein Zinnkrug stand, im Glase ein Restchen Wein und ein angeschnittener Schwarzbrotlaib. Ich sah den heiligen Nepomuk, von seinen Sternen umgeben, den heiligen Florian, der über ein brennendes Haus aus voller Bütte Wasser goß, Sanct Martin, der den Mantel theilte, Sanct Georg, den Drachentödter, und von Pfeilen durchbohrt, verhauchte, am Baumstamm gefesselt, ein sanfter, mark- und knochenloser Sebastian sein Leben. Eine blaue staubige Decke hing im Winkel und schien einen Rahmen zu verhüllen. Den Künstler sah ich nicht — doch ja! Jetzt schob sich aus einer Seitenthür gebückt, schleichend ein alter Mann, aber ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, denn er wandte dem Fenster den Rücken. Als müßte er sich zu einem großen Entschluß sammeln, hielt er an sich, fuhr sich mit blasser dürrer Hand über das lange, verwirrte graue Haar, durch den struppigen Bart und seufzte tief. Dann lüftete er die Decke, aus deren Falten der Staub quoll, und hob ein Gemälde empor, das er lange und inbrünstig zu betrachten schien. Wie seltsam! Ich erkannte den Rembrandt'schen Ganymed, den ungewaschenen, schreienden und zappelnden Buben, den der Adler wie im Irrthum zum Himmel trägt. Es war eine gute Copie, auf die das Licht klar und scharf fiel — aber ich irrte mich nicht — auf den unreifen Knabenschultern saß ein anderer, ein liebenswürdigerer Blondkopf als der, den Rembrandt gemalt. Warum diese Abweichung und wie kam der geniale satirische Einfall des gewaltigen Holländers unter diese milchsanften, blaubemäntelten Heiligen? Und nun — der Alte stellte das Bild bei Seite und zog ein zweites an das Licht: Ganymed der Jüngling, wie er den Vogel des Zeus tränkt — und wiederum ein drittes, wie er sich sanft an den Vater der Götter und Menschen schmiegt. Ich fragte mich verwundert, was es mit diesem Cultus für eine Bewandtniß haben möge, als der Greis das Messer, womit er sein Brot geschnitten, vom Tisch nahm und mit zitternder Hand, aber doch mit einer gewissen grausamen Energie die Leinwand des dritten Bildes kreuz und quer zerfetzte, so daß es mir, der ich ihm hätte in den Arm fallen mögen, wehe that und ich durch die Scheiben unwillkürlich ein Halt rief. Ich bereute es sofort; denn wie vom Blitz getroffen wandte sich der Alte dem Fenster zu, mit einem Ausdruck so voll Entsetzens, daß mir das Blut stockte und ich mich laut-

Google

los, starr an die Holzwand drückte und den Athem anhielt. Dann erlosch das Licht, ich hörte ein Klirren an der Scheibe, einen schlürfenden Schritt, das Knarren einer Thür — bald war Alles still und ich blieb allein im Dunkeln. Da galt es nun, sich tastend zurückzufinden, und hätte mich die Finsterniß nicht aufgehalten und die Schwierigkeit des Weges — das Räthsel hätte es gethan, das ich so dreist belauscht. Kopf und Herz voll von ihm suchte ich mein Zimmer auf und fand nach langem Wachen dennoch, vom Tage ermüdet, einige Stunden erquicklichen Schlafes.

Was ich in der Morgenfrühe über den Alten erfuhr, war nicht viel mehr als daß er — „o Du mein!" ein „armes altes Hascherl", ein „liebes altes Mandl" sei und, was ich schon wußte, Heiligenbilder male! Er habe das Nachbardorf, in dem er etliche Jahre gelebt, verlassen, weil der wachsende Fremdenverkehr ihn um seine Ruhe gebracht und neugierige Gaffer und müßige Frager (hier wurde ich denn doch etwas verlegen) auf seine Spuren gelockt. Er solle so alt noch nicht sein wie er ausschaue und möge schwere Dinge erlebt haben. Einige wollten sogar wissen, er sei ein begnadigter Mörder. Aber wer wolle sich darum bekümmern! Möglich auch, daß in seinem Kopfe nicht Alles in Ordnung sei. So schreckhaft seine Züge aber auch sein könnten, im Grunde sei er trotz all seiner Menschenscheu doch sanft und gut und versorge in weitem Umkreis Kirchen, Calvarienberge und Alle, die es treibe, ein frommes Bild am Wege aufzurichten, um das Billigste. Davon lebe er, und was ihm fehle, lasse ihm die Gutherzigkeit der Gemeinde zukommen, die ihm aus dem verfallenen Holzschneidewerk sein Häuschen habe bauen helfen und seine Gewohnheiten und seine Einsamkeit respectire. Das möge auch ich thun — fügte dem Allen die Wirthin hinzu, freundlich zwar, aber doch mütterlich bestimmt und mit Herrschergewicht. Sie selbst glaubte als „weibliche Frau" genug zu thun, wenn sie ihm für eine heilige Kümmerniß, die sie bestellt, jeden Morgen ohne Vergütung den Kaffee schicke. Und das könne noch lange dauern — betonte sie mit einer gewissen sittlichen Erhabenheit, indem sie sich der Küche zuwandte, die alsbald von ihren Befehlen widerhallte, daß die Mägde erschrocken stoben und das Herdfeuer eifriger prasselte.

Ich stand und überlegte. Vielleicht hatte die tüchtige Frau Recht und ich war auch nichts weiter als ein neugieriger Gaffer, ein müßiger Frager. Aber mich zwang etwas, den Schleier von diesem weltflüchtigen Dasein zu lüften; mit der Neugier mischte sich ein inniges Mitleid und der Gedanke, ein herzliches Wort könne vielleicht den Stein vom Grabe wälzen und einen Eingesargten dem Leben zurückgeben, und ohne Besinnen schlug ich, als ich das Haus verließ, den Weg durch das Dorf nach der Mühlenschlucht ein. Zwar wanderte ich vor ihrer Mündung noch einige Male auf und ab, aber es war weniger das Gewissen, das mich zurückhielt, oder eine zarte Schonung, als die Erwägung, auf welche Art ich mich bei dem Alten am besten einführen könnte. So geradehin einzugestehen, daß ich es gewesen, der ihn

Google

gestern Abend belauscht, hätte mir Alles verderben und ihn nur noch mehr einschüchtern können. Da schien mir denn kein anderer Ausweg zu bleiben als gleichfalls einen Heiligen zu bestellen. Und warum auch nicht? Wer sah mir meine Ketzerei an? Hatte ich im Grunde nicht ein weiches und frommes Herz? Also keine Ueberlegung, kein Bedenken mehr — mit hastiger Eile stieg ich den schmalen Pfad zur Hütte empor.

Ich pochte an der Hausthür. Drinnen wurde ein Riegel fortgeschoben und der Alte stand auf der Schwelle. Nun sah ich ihm nahe in das vergrämte Gesicht, und als ich mit raschem Blick das große blaue Auge prüfte, die wie vom Weinen roth geschwollenen Lider, die hohe furchenreiche Stirn, um die Lippe den tiefgegrabenen Schmerzenszug, da kam mir eine Erinnerung, die mir die Verbindung des Alten mit Rembrandt und seinem Ganymed so rasch zutragen mochte. In der Gemäldegalerie zu Stuttgart hängt ein Bild des Meisters: ist es ein Gefangener, ist es ein Mönch, der wie Lessings Klosterbruder dereinst Reiterdienste gethan? Er sitzt über einem Buch mit rothgeränderten Augen, mit starrem, stumpfem Blick, mit verwildertem Haar, die Rechte an Kinn und Lippe, und müht sich mit unsäglichem Leidensausdruck zu fassen, was er liest. Aber es scheint ihm, wenn er es greifen möchte, weiter und weiter zu entschwinden; mit seiner heißen Kraft und Sehnsucht muß er ihm in trüber Verworrenheit nachschauen, und das Buch in seinen Händen, von dem sich schon die sieben Siegel lösten, wird wieder zu Leder und Pergament. Er wirbt um eine Wissenskrone, die seinem armen, blöden Geist nun und nimmer beschieden ist. Diese Aehnlichkeit fesselte mich so mächtig, daß ich kein Wort fand und des bösen mißtrauischen Blickes nicht achtete, mit dem der Alte mich empfangen hatte. Er war es auch, der das Schweigen brach, und als er mich mit rauher Stimme fragte, warum ich ihn so wortlos prüfe und ob ich nur gekommen sei ihn anzustarren, blieb mir keine Wahl, und offen gestand ich ihm, was mir die Zunge gebunden. Da leuchtete es in seinen Augen auf und indem er beiläufig und bescheiden bemerkte, daß ihm die Aehnlichkeit eines Morgens selbst aufgefallen sei, als er sich vor dem Spiegelglas zum Sonntag gerüstet habe, fragte er viel weicher und gütiger, und mit einer schönen Bewegung: „Also kennt Ihr das Wunderwerk in Stuttgart auch?“ und er öffnete die Thür weit und hieß mich eintreten.

Da stand ich nun und saß bald mit dem Rücken an den weißgetünchten Lehmherd gelehnt in dem seltsamen Gemach, das dem Alten Alles in Allem sein mußte. Nur das Bett stand in einem Nebenraum, dessen Thür halb angelehnt war. Durch die geöffnete Dachluke fiel das blaue Himmelslicht nicht minder sanft und voll als es von der Kuppel des Pantheon abfließt, und in seinem Schimmer funkelten die Goldkronen der Heiligen, an deren rothweißen Gewändern und blauen Mänteln der milde Sassoferrato und der weichmüthige Carlo Dolce ihre Freude gehabt haben würden. Froh, über die Verlegenheit des Eingangs so glücklich hinweggekommen zu sein, wollte

Google

ich mich schon behaglicher umschauen, als mir einfiel, daß ja der zweite und steilere Berg noch zu überwinden sei, denn ich konnte den Alten doch unmöglich aufgesucht haben, um ihm zu sagen, daß mich sein Gesicht an einen Rembrandt'schen Mönch erinnere. Ganz natürlich, daß er mich nach meinem Begehren fragte und ganz begreiflich, daß ich lasterhaft genug war, meine Komödie zu beginnen. Leider hatte ich jedoch vergessen mich über die Wahl eines Heiligen schlüssig zu machen, und irgend einen so in's Blaue hinein zu verlangen, ging doch nicht an. Die Entscheidung aber drängte, und wie wir oft unter den zahllosen Möglichkeiten, die uns die Lüge darbietet, zu der allerentlegensten greifen, gleichsam als wollten wir das Opfer, das wir der Tugend gebracht, nun auch redlich verdienen und das weite Reich der Phantasie bis an seine äußersten Grenzen durchmessen, verfiel ich statt auf einen Heiligen auf eine Heilige und nannte keck und überlaut die heilige Notburga, von der ich außer dem Namen, den ich gelegentlich einmal, ich weiß nicht mehr wo gehört, auch nicht das Mindeste wußte. Der Effect war denn auch darnach, denn der Alte, der inzwischen die blaue Decke, die die Ganymede verbarg, mechanisch fester geschlossen hatte, wandte sich mit unverhohlener Verwunderung nach mir um und sagte langsam, indem er mein städtisches Aeußere von oben bis unten maß: „Das ist ja die Schutzpatronin der Dienstboten."

Da hatten wir's. Ich fühlte wie ich erröthete, aber die Lüge, der ich mich ergeben, stärkte mich, und kräftig und geläufig erzählte ich dem Alten, daß im Hause meiner Eltern eine Magd, die auch mich noch auf den Armen getragen, fünfundzwanzig Jahre treu gedient habe und nun als Lohn ihrer Bravheit zu diesem und jenem noch dies Bild empfangen solle. Ganz entsetzt aber war ich, als der Maler, von dieser loyalen Anerkennung redlicher Dienste, von diesem patriarchalischen Verhältniß zwischen Herren und Knechten ganz gerührt, mir die Hand drückte und freundlich meine Schulter klopfte, so daß nur die Verwirrung mich hinderte, ihm mein Verbrechen gleich zu gestehen, und ich fortan nach jeder guten Gelegenheit blickte, mir die Last vom Herzen zu schaffen. Inzwischen vervollständigte ich meine Dummheiten nach einer andern Richtung, indem ich ihm vorschlug, die heilige Notburga Flachs spinnend bei dem Schein einer dürftigen Lampe im Rembrandt'schen Helldunkel zu malen.

Er zauderte wieder einen Augenblick, indem er den gebeugten Kopf erhebend voll in mein Antlitz sah, bis er mir bestimmt und deutlich zur Antwort gab: „Das geht nicht, Herr! Der ungewisse Dämmerschein, das falbe Licht, in dem der große Meister seine Gestalten mehr verbirgt als darstellt, taugt wohl für diese Welt der Mühe und Sehnsucht. Aber die Heiligen wohnen im reinen Aether, sie leuchten selbst und um sie muß es klar und wolkenlos sein. Jüngst habe ich es mit einem heiligen Florian nach Eurem Vorschlag versucht, aber ich habe gefühlt, daß es ein Widerspruch ist, und ein für alle Mal davon abgelassen. Glaubt mir, daß ich es mit Freuden versuchte, ginge es nur an, denn ich kenne keinen Maler, den ich mehr bewunderte als

Google

Rembrandt, und habe seit meinen jungen Jahren heiß gerungen ihn zu verstehen und ihm nachzubilden. Aber was Ihr wünscht, ist eben unmöglich."

Der Alte wurde mir immer räthselhafter. Mit diesen Einsichten, mit diesem feinen Gefühl verschloß sich ein Mann von Bildung, dem es, wie seine Werke bewiesen, an Talent nicht gebrach, in solcher Einsamkeit? Gewiß, er hatte vollkommen Recht, und ich gestand ihm lebhaft zu, daß ich mit meinem Wunsch ein Thor gewesen sei. Auch gaben mir die Copien des Holländers, die, an der Fensterwand hängend, meinem Späherblick gestern entgangen waren, erwünschten Anlaß, seine Ideen zu verfolgen. „Keine künstlerische Grille, kein technischer Kniff hat ihn gereizt seine Farben so und nicht anders zu mischen. Aus dem innersten Wesen seiner Stoffe, die wieder ganz der Reflex seiner Seele sind, wurden ihm auch die Mittel zugetragen, sie zu bezwingen. Er kannte keinen blauen Himmel, kein grelles Sonnenlicht, denn ihm war die Welt vom Schleier der Thränen umflort und wenn der Tag geschieden war, erschloß sich, der Nachtviole gleich, sein Herz. Ein volles sattes Genügen am Augenblick fühlt er selten oder nie. Er muß die Sehnsucht malen, der die Erfüllung versagt ist, das Göttliche, das hienieden auf Erden wandelt und verkannt wird. Moses, der die Gesetztafeln in dem Augenblick zerschmettert, als er das Volk, das er mit Gott verbunden, den frechen Reigen um das goldene Kalb schlingen sieht, Jakob, wie er mit dem Engel ringt, der emporschwebt ohne ihn zu segnen, das sind seine Stoffe und der wahre Widerschein seines Innern."

„Fahrt fort," rief er begeistert und seine Augen strahlten, als er die Kammerthür öffnete und mir mit einer Bewegung der Rechten die verkleinerten Copien zeigte, die die Wände des engen Gelasses dicht bedeckten. Bis dahin hatte er sich im Sprechen des Oefteren unterbrochen, ungewiß gleichsam, ob er mir trauen dürfe, lauschend, als erwarte er ein Unheil, und der alte Zug der Angst entstellte seine Mienen. Jetzt aber lenkte ihn nichts mehr ab und in vollem Fluß der Rede, fast jugendlich, fuhr er fort. „Hier sind sie, ein schwacher Abglanz der Originale, ein kleiner Auszug des großen Urbildes, aber Ihr seht, ich kenne und liebe sie wie Ihr und schlummere in ihrem Anblick ein. Hier ist auch der Mönch aus Stuttgart und hier noch eins, das zu Euren Worten taugen kann: Christus, der die Kinder segnet. Seht Ihr, wie sie zaudern und den Finger verlegen in den Mund stecken? Seht Ihr, wie die Weiber die Kleinen ängstlich zurückhalten, als wolle ein böser Zauberer sie verhexen? Ueberall schreit die Sehnsucht nach Erfüllung, überall wird der Gott verkannt. O, es muß ein Dämon in der Brust dieses Mannes geschlafen haben, ein furchtbarer Schmerz, eine nagende Verzweiflung, aber er hat sie bezwungen: in seiner Kunst, bezwungen wie ein Held, denn wer ihr erliegt, der schafft nichts, was diesem an Größe gliche. Das sind meine künstlerischen Tröster. Die andern dort droben (und er faltete die Hände) begehren ein so gewaltsames Mühen nicht, und wie sie beschaffen sind, das sieht kein menschliches Auge. Wir können sie nur holdselig und lieblich, in Licht und

Google

Klarheit malen, und (er deutete auf die Heiligenbilder) sie werden damit zufrieden sein."

Und wir redeten weiter und wärmer davon und ich blickte in ein heißes Gemüth, in einen lauteren künstlerischen Geist, neben dem wie ein Zwilling ebenso rein und lauter eine Frömmigkeit wie die eines Kindes schlief. Und im Feuer des Schönen schien er das geheime Leid zu vergessen, das ihn preßte, als er den ersten Gedanken wieder aufnahm und ausrief: „Auch wüßte ich noch ein Werk, das für ihn zeugen könnte — aber —"

„Der Ganymed," fiel ich ihm lebhaft in die Rede. „Wie manche prüde Seele mag sich an ihm geärgert, wie mancher Witzbold ihm seinen mißverstandenen Beifall gezollt haben, und wie tiefernst ist doch im Grunde sein Inhalt. Da schwebt der göttliche Bote herab, einen Sterblichen zu den Wonnen des Olymp empor zu tragen, und seiner hohen Sendung bewußt, eifrig und doch in erhabener Ruhe steigt er wieder aufwärts. Aber der, den er erkoren, will nichts von der himmlischen Gnade wissen. Seine Trauben fest in der Linken wie für die Ewigkeit haltend, zappelt er und sperrt sich und blickt schreiend, geängstigt auf die Welt hernieder, die nun schon tief unter ihm versinkt. Es giebt keinen schärferen Gegensatz als diese Majestät des Thieres und dies Gewinsel des armen Menschengewürms. Und wieder wird der Gott verkannt, wieder verschwendet der Himmel seine Gunst an ein unwürdiges Haupt."

Der Alte blickte zur Seite und nickte doch zustimmend. „Ja, ja, ganz recht. Aber dieser — Ganymed — er ist nicht" — er stockte plötzlich, seufzte und schien ihn verleugnen zu wollen, als ich ihn, wahrhaft erschrocken darüber, es möchte geschehen, unterbrach und, wie ich es empfand, offen und einfach bekannte, was ich auf dem Gewissen hatte.

Er sah mich groß, mit strafendem Blicke an und die alte Bitterkeit schien ihm wieder zu kommen. „Also Ihr wart es? Ich hatte eine Ahnung davon. Warum habt Ihr es mir nicht gleich gesagt?"

Ich legte mir selbst die Buße auf, nun auch noch die heilige Notburga zu verleugnen und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der in Ehren ergrauten Dienstmagd.

Er schüttelte den Kopf und blieb ernst, aber seine Stimme behielt noch ihren versöhnlichen Klang. „Warum hättet Ihr es nicht thun sollen? Fenster sind hier zu Lande dazu gemacht, um hinaus- und hineinzuschauen. Zwar ist es mir nicht lieb — aber verwehren kann ich es Keinem."

Ich betheuerte dennoch, daß ich mich schuldig fühle, und bat ihn herzlich um Verzeihung.

„Laßt das gut sein. Ich will annehmen, daß Euch etwas mehr als die Sucht, fremde Geheimnisse auszuspüren, zu mir geführt hat, und in Eurer Stimme und Eurer Art ist etwas, das mir wohlthut und mir die Zunge löst. . . Ihr werdet nun aber wissen wollen, was es mit dem zerfetzten Bilde für eine Bewandtniß hat."

Google

„Ich verlasse Sie sofort, wenn Ihnen die Erinnerung im Mindesten unangenehm ist,“ sagte ich eindringlich, denn ich sah seine Züge sich mehr und mehr verdüstern, und es entging mir nicht, daß er sich zur Ruhe zwang.

„Bleibt nur sitzen. Es ist kein anderer Grund, als der, den ich Euch schon nannte. Wenn Ihr scharfe Augen habt —“ er hielt einen Augenblick inne als erwarte er eine Antwort — „dann werdet Ihr erkannt haben, was es vorstellte: Urvater Kronion, dem der jugendliche Ganymed wie zur guten Nacht die Lippen zum Kusse reicht. Auf Wolken lagert der Alte, ihm zur Seite schmiegt sich der Knabe und durch das Gewölk zieht die Mondgöttin, still und keusch, mit der bleichen Sichel die Gruppe dämmerig beleuchtend. Es mag so übel nicht gewesen sein, aber das Rembrandt'sche Halblicht taugte wiederum nicht zu der Scene, die ganz nur in Helligkeit getaucht sein müßte. Zudem hatte ich die Dummheit begangen, dem alten Heidengott mein eigenes Haupt aufzusetzen — ja, Herr, es war wohl einst von stattlichem dunklen Gelock umgeben, aber eine Thorheit war es doch, eine närrische Eitelkeit, wenn Ihr wollt, und um mich nicht noch einmal über sie zu ärgern, zerstörte ich das Bild.“

„Und der Knabe? War es derselbe, den der Adler —?“

„Das habt Ihr auch gesehen? Der Knabe —“ da fuhr der Schrecken wieder durch seine Züge und der Schmerz, den er bis dahin mühsam bekämpft, brach aus seinem ganzen Wesen leidenschaftlich, unheimlich hervor. Er starrte mich an, als verwirrten sich seine Gedanken, und stöhnte dann so tief und qualvoll, daß es mir in's innerste Mark drang. „Der Knabe? Was wollt Ihr, Unseliger? Warum weckt Ihr mir die Erinnerung? Wie lange rührte ich das Bild nicht an, und nun ist dies die Frucht! O Gott, mein Gott! Mein einziges, liebes Kind!“

„Euer — Sohn?“

„Nennt ihn immer so, obwohl er nur meines Bruders Kind war. — Warum habt Ihr mich so heimtückisch belauscht? Nun ist es ausgesprochen und die ganze Hölle wieder entfesselt, die ich mit Mühe zum Schweigen gebracht. Und muß es denn sein, Gott Erbarmer, muß es sein? Soll ich ihn noch einmal auskosten, den gallenbittern Kelch? Soll ich? Willst Du's? Hier blickt ein Auge in rathlosem Schrecken, in stummem Mitleid auf mich und eine weiche Hand legt sich beschwichtigend auf meine brennenden Schläfen. So sei es denn, Herr. Geht nicht — nein, bleibt und hört, was ich gelitten und gefehlt, was mich so froh und so elend gemacht. Jetzt würde der Jammer mir die Brust zerfleischen, wenn ich ihn nicht ausathmen könnte. Bleibt und hört, und ist es eine Strafe, die der Herr mir auferlegt, noch einmal dem schwersten Leid meines Lebens Worte zu leihen, ihre Erfüllung soll mir zum Labsal werden, geduldig will ich sie aus seiner Hand empfangen, und gesammelter als sonst werde ich vor seinen Altar treten. Hört!“

* * *

Google

„Mit einem jüngeren Bruder bin ich aufgewachsen, eines Lehrers Sohn. Ich hatte des Vaters Art, er die Natur der Mutter, die ich immer noch vor mir sehe, obschon sie, in der schönsten Frauenblüthe von uns scheiden mußte, wie sie einen Kranz von Kornblumen im Haar, den wir Knaben ihr gepflückt und gewunden, quer durch's Feld mit hellem Gesang von einem Sommergarten heim zur Stadt kehrte. Der Vater ging in seiner bedächtigen Art hinterdrein und hatte mich an der Hand; mein Bruder Thomas war voran, eilte vor und zurück, sang mit der Mutter um die Wette und umflatterte sie wie ein Schmetterling. Ich hatte von Kindheit auf keinen Drang zu vielen Worten, und das Beste, was ich fühlte, verschloß ich wie ein Heiligthum in meiner Brust, aber einen treuen, beharrlichen Blick hatte mir die Natur gegeben und jeder seltene Eindruck drückte mir sein Gepräge unverlierbar in die Seele. So war es mit jenem Bilde. Von so leichtem Stoff, dachte ich, müßten die Engel sein, und es würde mich nicht gewundert haben, wenn meiner Mutter Flügel gewachsen wären und sie in die Wolken getragen hätten. Als sie nach einigen Jahren auf der Bahre lag, wir Knaben uns am Sarge ausgeweint hatten und Abends allein im Wohnzimmer saßen, die Arme um einander geschlungen (der Vater war im traurigen Geschäft zum Leichenbestatter gegangen), erinnerte ich meinen Bruder mit thränenschwerer Stimme an jenen Sommertag. Er hatte ihn vergessen. Ich begriff es nicht und ließ meine Hand von seiner Schulter gleiten. Dafür wußte er das Lied, das sie damals und o wie oft! an schönen Tagen gesungen, aus denen bei ihr das ganze Leben bestand, mit dem Ton ihrer Stimme so wunderbar ähnlich nachzuahmen (nicht an jenem Abend, Herr, denn das hätte ich nicht ertragen), daß es mich durchfuhr. Auch als er ein Jüngling geworden, sang und summte er es oft vor sich hin, aber je älter ich ward, desto fremdartiger wurde mir das Lied und, daß ich es nur gestehe, mit jedem Ton sprang eine Klammer, die mein Herz an das Andenken meiner Mutter band. Zwar sah ich sie immer noch vor mir, aber sie rückte mir fern und ferner und verklärte sich mir schön und schöner, wie ein herrliches Kunstgebilde, wie ein Wesen aus einer anderen Welt, das ich nie als das meine besessen.

„Herz, was soll in der Welt bestehn?
Siehst Du Wolken und Winde gehn?
Ei, wer wollte drum trauern!
Dornen und Disteln dauern —
Rosenblüth' hat ihre Zeit,
Pflücke sie, sonst wird Dir's leid,
Eh mit ihrem Prangen
Lenz und Jugend vergangen.

Ich wußte wohl, daß sie meinen Bruder mehr als mich geliebt, wie mich wieder die stärkere Neigung zum Vater zog, dessen ruhiger, gesammelter Ernst mir immer unsäglich verehrungswürdig schien. Er hatte

Google

es nach der Mutter Tod nicht leicht und ich erfuhr späterhin, zwar nicht aus seinem Munde, daß sie ihm die Wirthschaft nicht in bester Ordnung hinterlassen und er an ihren alten Schulden noch Jahre lang zu zahlen hatte. Sie war eben nicht zur Haushälterin geboren gewesen. Aber nie kam ein Ton der Klage über seine Lippen und er hat ihr das treueste Andenken bewahrt. Jeden Vorschlag, sich schon um seiner Knaben willen zum zweiten Male zu verheirathen, lehnte er ab, als muthete man ihm ein Unrecht zu. Ein halbes Jahr lang half uns eine Verwandte in der Wirthschaft. Aber sie mochte auf des Vaters Hand gerechnet haben, und da ihr jede Hoffnung benommen wurde, ging sie in ein Stift. Von nun an schlugen wir uns mit einer einzigen Magd tüchtig durch's Leben. Nach Allem sah der Vater, nach jeder Schularbeit, nach jedem Kleidungsstück, und nie schliefen wir ein, ohne daß er zu uns in die Kammer trat, sah ob wir gut gebettet waren und uns auf die Stirn küßte. Die Welt nannte ihn einen Pedanten und verspottete seine fast weibliche Sorgsamkeit. Ich aber habe in seiner einfachen scheinlosen Pflichterfüllung den ganzen Mann erkannt und ihm bis über das Grab hinaus meine Liebe bewahrt. Schlaf in Frieden, Vater!

„Wir waren herangewachsen. War auch des Vaters Besitzstand nur schmal, so mochte er doch unseren künstlerischen Neigungen, die er selbst genährt, nicht in den Weg treten, und mit verdoppelter Arbeit brachte er die Mittel für unsere Erziehung und Ausbildung auf. Thomas hatte von der Mutter mit dem hellen Mund auch den musikalischen Sinn geerbt. Er wurde Geiger und kein Mädchenherz hätte ihm widerstehen können, wenn er sich durch das wellige Blondhaar fuhr und den Bogen zum Csardas ansetzte. Ich war zum Maler bestimmt, durch den eigenen und des Vaters Wunsch, und gab mich mit aller Ausdauer den Studien hin. Zwar hielt ich mein Talent selbst nur für bescheiden, aber eine Zeichnung, die ich von meiner Mutter entworfen, wie sie den Kranz in den Locken durch das Kornfeld schritt, hatte auch einem großen Meister ein ermunterndes Wort entlockt. Brachte ich es trotzdem nicht über einen guten Durchschnitt, so füllte die Kunst doch meine ganze Seele: ich vermißte nichts, und war beglückt, wenn ich an dem Licht des großen Rembrandt meine kleine Flamme stärken und nähren durfte. Denn dieser hatte mein ganzes Wesen wie eine Naturgewalt ergriffen. Meine Art, das Leben schwer zu nehmen, sah ich in ihm zum Riesenhaften gesteigert und doch überwunden, überwunden durch die Macht des Genies, die die schwankenden Kräfte im Gleichgewicht hält: durch einen schneidenden Richtspruch, durch einen ironischen Einfall, durch die Wahrheit, die ihr Licht auch in die tiefste Tiefe der Nächte wirft. Ich hatte die äußere Ruhe des Vaters geerbt: drinnen aber pochte ein leidenschaftliches Herz, das jede Freude, jedes Leid doppelt stark empfand, das sich nach Liebe sehnte und unbegrenzter, heiliger Treue fähig war. In jünglinghafter Uebertreibung spiegelte sich drinnen jedes Weh, jedes Glück des Daseins. Rubens war mir in seiner

Google

rosigen Uebergesundheit im Grunde zuwider, Rafael staunte ich wie eine Lichterscheinung an, zu der man wie zu den Göttern beten, die man aber nicht lieben darf — Rembrandt aber glaubte ich zu verstehen und jede Fiber zitterte und glühte für ihn.

„Thomas war, nachdem er in unserer Vaterstadt genug gegeigt, getanzt, gesungen und den Weibern den Kopf verdreht, nach Leipzig auf das Conservatorium geschickt, ich besuchte die Akademien von Düsseldorf und München, brach aber nach des Vaters Tode meine Studien zeitiger ab als gut war, weil die Regelung des kleinen Nachlasses meine Hülfe verlangte, und da das bescheidene elterliche Haus, das mir zufiel, keinen Miether fand, zögerte ich nicht, es selbst zu beziehen und mich in der Heimat niederzulassen in der Hoffnung, mir durch Gelegenheitsaufträge meinen Unterhalt verschaffen zu können, wenn auch meine künstlerischen Schöpfungen, die um ihrer selbst und nicht um des Gewinns willen entstanden waren, keine Käufer finden sollten. Ihr seht, Herr, es verläuft bis dahin Alles gewöhnlich in meinem Leben und ich selbst ahnte am wenigsten, welches Unheil ihm noch aufgespart war.

„Laßt mich kurz über das hinweggehen, was nun folgt. Ich lernte ein Mädchen kennen, eines Schauspielers Tochter. Sie hatte langes rothblondes Haar und ein tief dunkles Augenpaar, das mein Malerauge anzog und bald über mein Herz Gewalt erlangte. Unsere Nachbarin hatte das junge Ding, das ihr verwandt war und dessen Eltern in Amerika so gut wie verschollen waren, zur Erlernung des Haushalts aufgenommen und jeden Morgen sah ich sie im Gemüsegarten Salat schneiden, Himbeeren sammeln oder am Brunnen Flaschen und Gläser spülen. Besonders mit dem letzten Geschäft konnte sie sich nicht genug thun und immer wieder prüfte sie auf das letzte Stäubchen hin ihr Werk, in der erhobenen schmalen weißen Hand es hin und her wendend, am Licht der Sonne. So stand sie eines Tages auch mit einer crystallenen Wasserflasche, die sie mit beiden Händen zierlich an Hals und Boden hielt, prüfend und mit dem rechten Auge blinzelnd, während ihr das Regenbogenlicht magisch über Haar und Stirne glitt. Ich hatte sie jeden Morgen vom Fenster aus beobachtet und doch nie gewagt sie anzureden. Jetzt aber — schweifte ihr blinzelndes Auge nicht zu mir herüber? — versuchte ich, von dem Anblick gebannt, den ersten Gruß zu stammeln. Sie schien zu erschrecken, dankte, schlug die Augen sittig nieder und ging. Und so mädchenhaft hold und verlegen blieb sie auch dann noch, als der Gruß sich regelmäßig wiederholte und die Gespräche, die sich ihm anschlossen, länger und länger wurden. Bald hatte sie mich ganz in Feuer gesetzt. Und da sie von dem Treiben der großen Welt nichts wissen zu wollen schien, sondern rührig daheim schaffte und sich um die Kinder bemühte, machte sie mein Vorurtheil gegen Alles, was mit der Bühne zusammenhing, glänzend zu Schanden. Ein Komödiantenkind und diese Einfachheit, dieser liebliche häusliche Sinn! Was mich bis jetzt noch zurückgehalten hatte, reizte mich von nun an nur um so lebhafter — sie hatte mein argloses Herz, das sich noch nie der Liebe ge-

Google

öffnet hatte, im Sturm gewonnen. Die Werbung brachte mir ein Ja und in sechs Wochen sollte die Hochzeit sein. Mein Bruder Thomas, der sonst kein Briefschreiber war, beglückwünschte und hänselte mich zugleich und verhieß seine nahe Ankunft. Er kam auch wirklich und erzeigte der jungen Braut gleich am ersten Abend so viel Artigkeiten, schmückte sie mit Blumen, sang mit ihr am Clavier und verstrickte sie in ein ewiges Räthselrathen, daß ich von all dem Geplapper und Gelächter ohne die geringste Spur von Eifersucht dennoch ganz widrig gestimmt wurde und ihn im Ernste unter vier Augen bat, den leichten Ton zu lassen. Schon um Annettens willen glaubte ich ihn darum ersuchen zu sollen, denn ich konnte mir nicht denken, daß ihr das tolle Treiben behaglich gewesen sei, was sie auf meine Frage denn auch fast feierlich verneinte. Hätte ich es nicht gethan! Denn jetzt keimten die Heimlichkeiten. Jetzt war zwar nach außen Alles Achtung und Sittsamkeit, aber die Augen fanden sich, unter dem Tisch gaben sich die Füße ihr Zeichen und bald sollte ich mit Schrecken inne werden, daß die Blassen und Ernsten von meiner Art kein Recht auf das Glück haben, das die Kinder der Sonne mit einer Zauberformel, einem Lächeln, einem Augenaufschlag beschwören können und weilte es an den Grenzen der Erde, und müßte es auch tausend Riegel und jeden Hort der Gesetze und der Sitte sprengen.

„Sie hatte sich mit ihm verstanden, ja wohl! Er war im Triumph in ihr Herz gebrochen und sie war ihm jauchzend entgegengeflogen. Es fehlten noch drei Tage bis zur Hochzeit, da hörte ich mein Urtheil, hörte es aus ihrem eigenen Munde. Wir hatten mit einigen Verwandten und Freunden einen Kaffeegarten besucht, dicht an einem tagsüber von Ruderkähnen wimmelnden See. Abends gab es Concert im Freien und die Kapelle spielte einen Marsch meines Bruders, den er zu meinem Hochzeitstag componirt hatte, so sagte er. Das gab den Vorwand. Der Pavillon mit dem Orchester lag ziemlich fern, Thomas wollte seine Composition aus nächster Nähe hören und beredete Annetten, als wolle er mich im Scherz eifersüchtig machen, den „unmusikalischen Brummbär“ sitzen zu lassen und ihn zu begleiten. Ich ließ es lächelnd zu, als das Musikstück jedoch längst beendet war und ich die Beiden, die immer noch nicht zurückgekehrt waren, suchen ging, fand ich sie weder bei dem Pavillon noch in dem ganzen starkbeleuchteten Garten. Eine üble Ahnung trieb mich weiter bis an das Seeufer. Da hörte ich im Schilf fern von der gewöhnlichen Landungsstätte einen Kahn sich wiegen, ich hörte Stimmen, ihre Stimmen. Sie waren es. Unter den überhängenden Weiden auf der Ruderbank lehnten sie Wang' an Wange und fragten sich, was nun werden solle. Er schien zum offenen Bruch zu rathen, aber sie wünschte — ja hört nur, Herr — sie wünschte den Scandal zu vermeiden und pries ihm die Süßigkeit des Geheimnisses. Und er hatte die Schwachheit und Schlechtigkeit ihr zuzustimmen. Die Elende wollte mich besitzen, nur um die Wonne des Truges auszukosten; und ich hörte ihr Liebesgeflüster, ihre Schwüre, ihre Küsse; war es ein lüsternes Wort oder eine Regung des Gewissens in meines

Google

Bruders Herzen, über die sie lachte, hell lachte und selbstvergessen ausrief: ‚Was können wir dafür, daß wir uns lieben?‘ Da riß es mich aus meinem Versteck und meiner nicht mächtig ergriff ich die Ruderstange und führte einen Schlag nach den ruchlosen Verräthern — vorbei, Gott sei gelobt! er fiel klatschend in's Wasser. Ich hörte die Dirne schreien, sah sie das Schiff angstvoll vom Ufer stoßen, dann kamen Leute, von dem gellenden Hülferuf gelockt, andere, mehr und mehr. Auf dem See schwamm das Schiff mit meiner Schande und ich schlich mich weinend davon in mein beflecktes Haus, das schon von Kränzen und Kerzen duftete, und verfluchte das Weib, die Menschheit und meinen blöden Sinn. O hätte mir der Himmel einen reinen großen Schmerz geschenkt! Ich hatte ein geduldiges Herz und hätte ihn ergeben tragen wollen. Aber seine Trauer durch den Schmutz schleifen zu müssen, immer wieder, immer wieder, zur Schadenfreude der Welt — Herr, es giebt nichts, was dem Ekel gliche, den ich empfand. Tödtliches Gift hat mir diese Fäulniß in's Blut geträufelt und mein reinstes Empfinden zerrüttet. Die Heimat verließ ich und siedelte mich im fremden Lande in einer mittelgroßen Stadt an, von Niemandem gekannt, die Menschen meidend, im Herzen ein siecher Mann, der auf keine Genesung mehr hoffte.

„Und doch kam sie! Nach Jahren einsam, verbissen getragenen Elends, nicht mehr erhofft kam sie dennoch, und hört nur, ja hört nur, wie. Ich hatte seit jenem Abend weder meinen Bruder noch die Buhlerin wieder gesehen. Sie hatten sich heirathen müssen, oder besser: das Weib hatte ihn um die Ehe bestürmt, denn das Aergerniß war im Munde der Stadt und an die ruderlose Kahnfahrt heftete sich der Spott aller bösen Zungen. Thomas soll nur verdrießlich darauf eingegangen sein, und freudlos haben sie, mit täglichen Sorgen ringend, in München einige Jahre von der Kunst meines Bruders gelebt und erfahren müssen, daß „Rosenblüthe ihre Zeit hat“ und daß „Dornen und Disteln dauern“. Nur wenige Jahre, denn der Herr sandte seinen Würgengel aus, die furchtbare Seuche, die Cholera, und raffte sie Beide jäh dahin. Ich erfuhr es und verhärtete mein Herz. Ich bin nicht hingereist, um ihrem Sarge zu folgen. Wie meine Liebe wollte ich auch meinen Haß bis zum Tode behalten. Ich fühlte keine Versöhnung und wollte sie nicht heucheln. So saß ich eines Tages an meiner Staffelei über jener Copie des Rembrandt'schen Engels, der sich sanft aus den Armen des brünstig mit ihm ringenden Jakob löst, als es an meine Thür pochte und ein ärmliches Weib, eine Bäuerin, zaghaft hereintrat, einen goldhaarigen Buben in ihren Radmantel gehüllt. Verlegen begrüßte sie mich mit den breiten, häßlichen Lauten der Allgäuer Berge. Sie schien noch jung zu sein, aber ihre Züge waren frühzeitig scharf geworden und verfallen. Da sie mir den Knaben wie der Savoyarde sein Aeffchen entgegenhielt, glaubte ich, er sei das Schaustück, mit dem sie betteln wollte, und herrschte sie rauh an zu gehen, bis ich erfuhr, was mir mit einem stillen, warmen Liebeshauch das Herz schmolz. Es war meines Bruders Sohn, und diese gute, treue Seele, seine Amme,

Google

die ihn an ihrer Brust genährt und gehegt (auch darin erkannte ich des Kindes Mutter), hatte sich von München aufgemacht, um mich zu suchen und mir das Kind zu bringen. Sie war die Dürftigkeit selbst, ihr Geliebter hatte sie verlassen, und sie entschuldigte sich noch, daß sie ihn mir zutrug! Sie würde ihn nicht fortgegeben haben, hätte sie selbst nur für ihn sorgen können, aber sie sei eben bettelarm; und dennoch — falle es mir sauer, mich des Knaben anzunehmen, so wolle sie mit ihm in ihre Berge heimkehren und ihn als den ihren halten. Das Alles sagte sie ganz schlicht und prunklos, in einem ruhigen, gleichmäßig singenden Ton, sie verschwor sich nicht bei ihrer Seelen Seligkeit, sie seufzte nicht, Gott werde helfen — aber sie sah das Kind an und als es mit einem hellen Jauchzer nach ihren Augen griff, drückte sie es an sich, küßte es und wischte sich mit dem Rücken der Hand eine Thräne ab, die sie nicht verbarg. Seht, Herr, des Kindes Dasein allein hätte mich nicht gerührt; denn ich wußte davon und wollte es seinem Schicksal überlassen, aber die That dieses armen Weibes riß mir den Stachel aus dem Herzen, daß das warme Blut hervorschoß und mir die Augen überquollen, wie nie seit jenem Tage. Ich weiß nicht, was ich zu ihr gesprochen, aber ich bin auf die Knie gestürzt und habe sie gesegnet wie den Friedensengel, denn sie, sie hatte mich wieder zum Menschen gemacht! Sie hatte mich gelehrt, daß die Vergebung der Wonnen süßeste ist, sie hatte mich zu tiefster Scham gedemüthigt und mir mit einem stillen Worte abgerungen, was keine Orgel, keine Sonntagsglocke und kein Priester vermocht: eine gute That. Den Knaben aber hub ich zum Himmel, badete ihn mit meinen Thränen und gelobte ihm ein Vater zu sein, so wahr mein Vater es mir gewesen. In jener Stunde lernte ich wieder beten; und auf Rembrandts Engel blickte ich, der bei dem Nahen der Morgenröthe in die Wolken zog. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Ja wohl, er hatte mich gesegnet, verschwenderisch, überreich. Die Morgenröthe war nahe herzugekommen. Tag wurde es für mich, heller, strahlender Tag!

„Fühlt Ihr mir nach, Herr, welch ein neues Leben jetzt für mich begann, und begreift Ihr, daß das Kind sein Herz und seine Seele wurde? Und der kleine Thomas (er hatte meines Bruders Namen) bedurfte keiner Zeit sich einzugewöhnen, denn seine gute Hüterin behielt ich bei mir, und nicht einen Tag dauerte es, daß ich lernte ihn auf den Armen zu wiegen, daß er mich anlachte und mir im Bart wühlte. Er hatte meines Bruders Blondkopf und die dunklen Augen seiner Mutter, und da ich sie lieben lernte um seinetwillen, versöhnte er mir in seiner kindlichen Unschuld auch die Seelen der Hingeschiedenen. Für ihn, Alles für ihn! Leben und Erwerben, Hoffen und Rathen! In weite Zukunft baute ich mir goldene Pläne, und der Tod, den ich so oft herbeigewünscht, schien mir jetzt furchtbar — um des Kindes willen. Ich hatte meine liebe Noth, wenn er, herangewachsen und auf die eigenen Beinchen gestellt, sich mit meinen Farben und meiner Palette zu schaffen machte, und oft mußte die treue Aja ihn mit Gewalt entfernen, damit ich

Google

nur die Arme frei bekam und einen Auftrag rechtzeitig ausführen konnte. Aber im Handumdrehen war er wieder zur Thüre herein und umschmeichelte mich und sah mir altklug ernsthaft zu und lachte dann wieder im Uebermuth und wollte selbst den Pinsel führen. Ach und seine Stimme klang so silbern und süß! Und wie er beweglich war, wie ein Eichkätzchen! Und wie drollig es klang, wenn er das alte Lied sang, das seine Amme vom Vater gehört und das er nun ohne Sinn und Verstand nachzwitscherte:

„Herz, was soll in der Welt bestehn?
Siehst Du Wolken und Winde gehn?

„Jetzt lernte ich es auch singen, mit meiner rauhen, mißtönenden Stimme; ich sah die Mutter wieder durch das Kornfeld schreiten, den Cyanenkranz im Haar, ich sah meinen Bruder Thomas vorausspringen und schritt selbst mit dem Vater ehrbar hinterdrein. Ja, es war mir wie dem erlösten Orest, der die Geister seiner Ahnen in den seligen Gefilden friedlich gesellt wandeln sieht; so zogen mir Vater und Mutter, mein Bruder und sein Weib in schönem, stillem Reigen verklärt durch die Wolken. Und dies selige Wunder hatte dies holde Kind gewirkt. Versteht Ihr nun, daß ich es geliebt habe wie nichts auf dieser Erde? O du mein Sonnenschein, du mein Frühling, süßer Bote des Heils, warum habe ich Dich verloren!"

Und er hielt inne und wollte den Schmerz verwinden. Aber in schweren Tropfen rann es ihm die Wange herab.

„Im Sommer zogen wir in die Berge, in die Heimat der guten Aja. Ich saß eines Tages im Freien vor der Leinwand und achtete des Knaben nicht, der sich von mir verloren hatte, als ich plötzlich sein Schreien hörte, und auf war ich wie der Blitz. Wie oft haben wir später darüber gelacht, aber damals zitterten mir doch alle Glieder — denn was war geschehen? Was ich nur in Komödien und Romanen für möglich gehalten, Herr: ein Adler war auf das im Grase spielende Kind, von seinem weißen Kleide gelockt, herabgeschossen und zerrte es empor. Der Stecken eines nahe weidenden Hirten, das Gejammer der Wärterin, das Sträuben des Knaben, der auch dem Vogel zu schwer sein mochte, verscheuchten ihn, noch ehe ich zur Stelle war: er ließ die Beute fallen und eine blutige Nase war Alles, was der Bube davontrug. Aber zum Lachen war es, wie seine Entrüstung über seinen Schrecken siegte — er war schon drei Jahre alt, Herr,. wie ihn der Gedanke, so unfreiwillig in die Lüfte entführt zu werden, ganz außer sich brachte, und er auf die zärtlichen und lustigen Fragen, die von nun an Alt und Jung an ihn richtete, stürmisch erklärte, „nein, er wolle nicht in den Himmel." Das Abenteuer wurde nie vergessen. Mich reizte es zu einer Copie des Rembrandt'schen Ganymed, dem ich das Haupt des Jungen auf die Schultern setzte; im Munde der Leute aber und in den Neckereien seiner Gespielen blieb er, auch als er längst zum Jüngling geworden, der ungläubige Thomas, der nicht in den Himmel will.

Google

„Es war kein gutes Omen, denn in Wahrheit Herr, er wollte nicht in den Himmel. Er war ein Weltkind wie seine Großmutter, wie sein Vater, jedem Genuß, jeder Freude offen, und Alles, was blühte und glänzte, rauschte und brauste, war seine Welt. Er kannte keine Ruhe, keine Stetigkeit, ihm fehlte die Ausdauer der Arbeit und jedem neuen Antrieb gab er sich mit plötzlicher, bald wieder verrauchender Leidenschaft hin — aber er hatte ein weiches, schmiegsames Herz, er war der Freund der ganzen Stadt, und mich, Herr, mich liebte er, wie ein Kind nur lieben kann. Er nannte mich Vater, er wußte es nicht anders, denn eine geheime Scheu hatte mich zurückgehalten, ihm die Wahrheit zu gestehen, und doch fürchtete ich im Stillen längst, daß sie an den Tag kommen und das bemakelte Andenken der Eltern ihn betrüben und verstören würde. Ich hätte strenger mit ihm sein sollen, ich weiß, denn ein hartes Wort von mir lenkte ihn stets, aber ich verstand mich trotz allen Eifers schlecht auf den Erzieher, und sein sonniges Gemüth, seine Schönheitsfreude, seine Liebe zu mir hatten es mir angethan, und diese Liebe, glaubte ich, würde ihn aufrecht halten. Wenn er am Clavier saß und sang, das alte Lied:

„Herz, was soll in der Welt bestehn?
Siehst Du Wolken und Winde gehn?
Ei, wer wollte drum trauern!
Dornen und Disteln dauern —
Rosenblüth' hat ihre Zeit,
Pflücke sie, sonst wird Dir's leid,
Eh mit ihrem Prangen
Lenz und Jugend vergangen —

dann legte ich unwillkürlich mein Malgeräth nieder und hörte ihm andächtig zu. Ja, ich schalt meinen schweren, dumpfen Sinn, der mich selbst um so manches Glück der Jugend gebracht. Warum wollte ich ihn nicht schwärmen und jubeln lassen, warum mißgönnte ich ihm Tanz und Wein? Er kehrte doch immer wieder zu mir zurück, und nie war er glücklicher, als wenn ich seine Freuden theilte. Als Knaben hatte ich ihn — wie oft! — Sonntags zu den Buden und Schießständen in dem Walde nahe der Stadt geführt, mit Schmetterlingsfänger und Pflanzentrommel; dann lachte ich mit ihm über den Polichinell und verbarg meinen Stolz schlecht, wenn er die kleine Büchse anlegte und paff! in das Schwarze traf ohne ein einziges Mal zu fehlen. Nun er herangereift, besuchte ich das Theater, das ich lange gemieden, und Concerte, von denen ich nichts verstand — für ihn. Auf Bälle und Redouten, zu Schützen und Liederfesten folgte ich ihm, um seinetwillen überwand ich die bitterste Erinnerung meines Lebens und bestieg zu einer Ruderfahrt den Kahn — für ihn, Alles für ihn! Er war mein Leben und und was mich an das Leben band. Ich nannte ihn immer noch im Scherz meinen Ganymed, und wenn ich meiner Kunst ein Fest bereiten wollte, dann bildete ich ihn. Ich ließ ihn den Adler tränken, in der vollerblühten Schönheit

Google

seines Leibes, und ich hatte die Schwachheit, wie Ihr gesehen, mich selbst als Vater Zeus an seine Wange zu schmiegen. Und wie dankte er mir jede Freude! Was immer gekommen ist — ein gutes Herz hatte er doch. Scheltet mich, wenn Ihr wollt; ich weiß ja, daß ich strenger hätte sein müssen, aber ich nehme auch jede Schuld an seinem Fall schwer athmend auf meine Seele.

„Vor Einem aber wollte ich ihn bewahren: vor der List der alten Schlange, vor dem Verderben durch das Weib — und doch sagte mir eine dunkle Ahnung, daß gerade von dort das Unheil kommen würde, das mich so lange gemieden. Ich heischte sein Vertrauen, ich warnte ihn ernst und eindringlich und folgte argwöhnisch jeder Spur, wenn ich ihn eine Neigung hegen sah, wenn ein Fallstrick auf seinen Weg gelegt, ein feines Netz nach seinem Haupt geworfen wurde. Es ist wahr: ich habe ihn eifersüchtig gehütet, aber haltet mich darum für keinen Thoren. Wohl kam es meinem alternden Herzen schwer an, ihn dereinst an eine andere, mächtigere Liebe verlieren zu müssen, aber ich bin nicht so wahnwitzig gewesen, ihm die Pforte zur Seligkeit zu verrammeln, nur darum, weil sie vor mir selbst kreischend in das Schloß gefallen war. Nur seine Liebe wollte ich rein bewahrt, sein argloses Gemüth vor den Künsten der Verführung gesichert wissen — dann mochte die Liebe, die wahre, heilige Liebe kommen und mir ihn entführen in einen Himmel, den er nicht verschmähen würde, wie den blauen Aether über uns. Oder sollte er auch in diesen Himmel nicht wollen? Mir bedrückte es das Herz, aber es konnte ja nicht sein! Und es kam dennoch, nah und näher.

„Ich erschrak schon, als er mir plötzlich eröffnete, er wolle Schauspieler werden, denn die Wahl seines Berufs lag mir längst auf der Seele, und ich hatte so etwas gefürchtet. Nicht eigentlich um des Metiers willen, denn ich weiß, daß dem reinen Sinn auch der Boden der Bühne künstlerisch heiliges Land ist, aber in den Ton der Schauspieler, die ich kennen gelernt, hatte ich mich nicht zu schicken vermocht: sie waren mir sammt und sonders zuwider. Auch lag hinter den Coulissen der Zündstoff zu dicht für meines Knaben rasch aufloderndes Herz. Zudem — Ihr begreift, Herr, sie, die mich verrathen, war ein Theaterkind gewesen, und ob ich gleich allen Groll für immer entschlummert glaubte: bei dieser nahen Berührung zuckte es doch in der verschlossenen Wunde und die alten Narben brannten. Was aber sollte ich thun? Den alten fruchtlosen Kampf kämpfen, wo Neigung und Beruf so deutlich sprachen? Ich kannte eine alte Jungfer, die ein Waisenmädchen an Kindesstatt angenommen hatte. Sie war eine ehrbare, strenggläubige Dame aus gutem Hause. Und doch — was that sie? Als ihr Pflegling den unbesiegbaren Drang äußerte zur Bühne zu gehen, sagte sie unbedenklich Ja und folgte dem Kinde durch alle Fährlichkeiten und Widrigkeiten, durch den ganzen Schmutz des Komödiantenlebens. Sollte mich die Alte beschämen? Und war ich nicht ein Narr mit meiner übertriebenen Vorsicht? Gab ich meinen Thomas mit meiner ängstlichen Sorge nicht dem

Google

Fluche der Lächerlichkeit preis? Ich weiß, wie schwer er sich trägt; auch von ihm sollte er verschont bleiben. Kurz, ich überwand meine Sorgen, gab ihm mein Ja und empfing seinen Dank in einer stürmischen Umarmung.

„Zunächst ging Alles gut und glatt. Er genoß eine treffliche Vorbildung und gab sich seiner Kunst mit glühender Seele hin. Meine letzten Bedenken zergingen in dem Feuer seiner Begeisterung und nie war mir Mortimers Romfahrt schöner erschienen als in seinem Munde. Der Director unseres Theaters, dem er eine Probe seiner Begabung abgelegt, verhieß ihm ein Versuchsengagement oder doch eine Anstellung als Volontär mit der nächsten Saison und versprach ihm tausenderlei schöne Dinge, die er später nicht hielt. Es war wieder ein Sommer in's Land gegangen, und mit dem Herbst stand die Wiedereröffnung der städtischen Bühne vor der Thür. Da fuhr plötzlich vor unserem Hause ein Wagen vor, und eine hochgewachsene verschleierte Dame im blauen Seidenkleid und mit allen Neuheiten der Pariser Mode prächtig und auffallend behängt, ließ sich mir als die zukünftige erste Sängerin und nebenher als eine Verwandte melden. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und nachdem ich von der Staffelei aufgestanden und meine Toilette für den Empfang nothdürftig hergerichtet hatte, trat ich zu der Wartenden, nur um ihr zu sagen, daß sie sich irren müsse! Aber als sie den Schleier zurückschlug, wollte mir das Blut vor Entsetzen erstarren. Ich kannte es, dies rothblonde Venetianerhaar, dies tiefdunkle Auge, diese langen Wimpern, diese Lider, die sich so sittig senkten; so, ganz so, schwollen dem Weibe, das ich einst geliebt, die Lippen zum süßen Rund — es war eine Aehnlichkeit, die mich hätte wahnsinnig machen können. Ich mußte die Augen schließen, denn es begann mir zu flimmern; ich glaubte das Regenbogenlicht zu sehen, das einst durch den Crystall der Wasserflasche auf einer marmorweißen Stirn spielte und es war mir, als vollendete sich ein Schicksal, als griffe das Ende eines Ringes fest, unheimlich fest in den Anfang. Sie aber fand in meinem Schrecken nichts Ungewöhnliches. Sie plapperte etwas von einer vollkommen gelungenen Ueberraschung und gab sich mir als ein Schwesterkind der Ungetreuen, der ‚guten Tante Annette' zu erkennen, der sie so auffallend gleichen solle. Wie beruhigt sie sei, in der fremden Stadt einen Verwandten, einen Beschützer zu finden, konnte sie nicht genug betonen. Dabei schien sie von unserer Verwandtschaft im Grunde nichts zu wissen, denn sie verwechselte mich fortwährend mit meinem Bruder und schien mich in vollem Ernst für den Vater ihres ‚lieben Vetters' zu halten, der jetzt eben in die Thür trat, anscheinend unabsichtlich, aber erwartungsvoll, mit strahlenden Augen und gerötheten Wangen. Es entging mir nicht, daß er sich herausgeputzt hatte und an Haupt und Gliedern eine kokette theatralische Unordnung zur Schau trug, die ich noch nie an ihm bemerkt. Sofort regte sich mir auch der Verdruß und unter einem Vorwand schickte ich ihn fort. Es war ihm ärgerlich, er ging mißgelaunt und ich sah, wie die Blicke der Sängerin, die über seine stattliche Bühnenfigur ganz entzückt war, ihn noch verfolgten,

Google

während sie mit mir sprach. Kühl, frostig entließ ich sie. Sie bemerkte es wohl, aber mit einer heiter-spöttischen Wendung setzte sie sich darüber hinweg: sie lasse mich nicht los, sie klammere sich fest wie eine Klette, und meine Schuld sei es, wenn ihr in unserer unsoliden Stadt ein Unfall zustoße. Was aber den kleinen Vetter angehe, so werde sie sich dankbar erzeigen und ihm den ‚dornenvollen Pfad‘ zum Ruhme mit verwandtschaftlichem Eifer ebnen. Ich kann nicht sagen, einen wie tiefen Widerwillen ich gegen sie empfand, und beschloß, falls sie ihren Besuch wiederholen sollte, sie in aller Form zu bitten, mein Haus zu meiden. Was ich über sie erfuhr, bestärkte mich nur darin. Kann sein, sie war unglücklich: ein Offizier hatte sie als blutjunges Mädchen verführt und verlassen. Aber sie war auf dem Wege der Schande weitergeeilt und verschenkte in wildem Jagen nach Zerstreuung und Berauschung ihre Gunst um ein Spitzenkleid, um ein Reitpferd oder einen Diamanten. Sie war eine große Sängerin, aber ihr Ton war wie ihr Spiel kalt und herzlos. Ich selbst hörte sie nur ein einziges Mal, als Fidelio. Aber schon nach der Arie trieb es mich fort. Von diesen Lippen konnte ich den Preis der Gattentreue nicht hören. Ich sah einen ruderlosen Kahn auf dem See treiben, und schon löste sich mir leise auch die Kette, die das Herz meines Knaben an das meine band.

„Denn Thomas war für die neue Verwandte, für die große Künstlerin, ganz Feuer und Flamme. Es schmeichelte ihm, ihr Vetter zu sein, und immer, wenn er hinter den Coulissen mit ihr zusammengetroffen, sang er aus voller Brust das Lob ihrer Schönheit und Güte. Sie hatte sein argloses Gemüth schon umsponnen und mit all seiner Leidenschaftlichkeit gab er sich ihrem Zauber dahin. Mit feiner Berechnung machte sie die Dankbarkeit zu ihrer Kupplerin. Denn als der alte Schauspieler, der Thomas für die Bühnenlaufbahn vorbereitet, ein Concert veranstaltete, das ihn und seinen Unterricht in ein günstiges Licht stellen sollte, sagte die Sängerin unerwartet in zwölfter Stunde noch ihre Mitwirkung zu und füllte den Saal. Sie wußte, daß alle Erwartungen auf meinen Knaben gerichtet waren und verstand es so einzurichten, daß man ihr die Clavierbegleitung der Liszt'schen „Leonore“ übertrug — Ihr wißt vielleicht, Herr, es ist die Bürger'sche Ballade als Melodram — die sie heimlich mit ihm eingeübt hatte. Der Erfolg war vorauszusehen. Beide hatten gewonnenes Spiel. Wo die Kunst ja versagte, half die Nachsicht des Publikums, die ihm, dem Jüngling, dem Schüler, gleich sehr entgegenkam wie ihr; der Sängerin, die sich so unvermuthet auch am Flügel hatte vernehmen lassen. Welch' ein Klatschen und Rufen, welch' ein donnernder Applaus! Und wie sie nun mit einander vortraten und sich verneigten, wieder und wieder, er ganz Wonne und Seligkeit, sie mit bescheidener Handbewegung nur auf ihn deutend — Herr, es gab mir einen Stich in's Herz und ich habe mich nicht freuen können. Und nicht genug damit. Als sie mit einer Bravourarie das Concert beendet hatte und der Beifall des Publikums sich nicht erschöpfen wollte, zog sie ihn zu guter Letzt

Google

aus der vorderen Reihe des Saales nochmals auf das Podium, so daß er, von den Huldigungen ganz verwirrt, ihr im Uebermaß des Glückes einen Kuß auf die Hand drückte. Das entschied. Es half nichts, daß ich in ihn drang, sie und ihr Haus zu meiden. Er glühte von Dank und Verehrung und begriff meine Strenge nicht. Ich verlor sein Vertrauen, er berief sich schon auf die Vorrechte des Künstlers und murrte etwas von einer philiströsen Sittlichkeit. Schritt für Schritt verirrte sich sein Weg von dem meinen. In meiner Hülflosigkeit griff ich zu dem verfehltesten Mittel: ich beschwor die Verderberin, von ihm zu lassen. Es war eine Albernheit und eine Beleidigung für sie und ihn zugleich — nicht wahr? Aber was weiß ich! Ich fühlte den Boden unter mir sinken und sah einen schönen Stern hinter Wolken verschwinden. Thomas kämpfte bitter gegen meinen Haß, endlich aber ließ er mich reden und immer noch zwang ich mich, nur an eine blinde, urtheillose Schwärmerei zu glauben, bis ich mich überzeugte, daß sie seine junge Seele bis in's Mark vergiftet hatte. Ich danke Euch, daß Ihr nicht über mich lacht, Herr. Ich weiß, die Welt denkt anders als ich, und Ihr thut es vielleicht auch. Aber ich habe mich nun einmal zu dem Glauben nicht aufraffen können, daß die schönsten und heiligsten Gefühle unserer Jugend nur dazu da sind, um in einer Pfütze zu verkommen.

„Wie nun der Ton der Liebe zwischen uns starb, ach Herr, das ist unsagbar traurig. Drinnen quoll wohl die Fluth noch in alter Kraft und Wärme, aber eine Eiskruste hatte sie bedeckt. Habt Ihr es nie erlebt, Herr, daß Ihr da, wo Ihr am heißesten liebt, am bittersten kränken könnt, weil Ihr es nicht faßt, daß Eure Wellen nicht wie sonst zusammenrinnen und schon der kleinste Widerstand Euch ein ungeheures Unrecht dünkt; weil Ihr nicht einsehen wollt, daß es eine vollkommene Gleichheit nicht giebt und ein Jeder das Recht hat, aus dem Innersten seines Herzens heraus beurtheilt zu werden? Und schafft schon ein kleiner Anlaß so großes Leid, wie mußte es erst zwischen uns bestellt sein! Wochen und Monate vergingen so. Fast wortlos lebten wir neben einander hin, trübe, aschfahle Tage. Der Druck war schier unerträglich und nur wie im Traum spann ich den Faden des Daseins weiter. Noch waren wir Morgens beim Frühstück, Mittags bei Tisch beisammen, Abends aber sah ich ihn nie mehr, und endlich, es war nach einer durchschwärmten Nacht, wich er mir aus, wo es nur ging. Begegnete mir sein Auge doch, dann verwirrte es sich, als quälte ihn ein böses Bewußtsein. Ich hoffte immer noch auf Errettung aus dieser Hölle. So oft schon war mir ein großer Kummer plötzlich, jäh aus dem Boden geschossen, hatte meine wohlgepflegten engen Wege verwüstet und meine Blumen zerstampft — konnte denn nicht auch einmal das Glück vom Himmel fallen und mir über Menschenwollen und -Können lösen, was unentwirrbar schien? Da theilte mir Thomas eines Morgens mit schwerer Ueberwindung, die er nicht zu verbergen wußte, über seine Tasse gebeugt mit, er werde mich verlassen und mit einem jungen Schauspieler zusammen eine Wohnung beziehen.

Google

Der Director habe ihm das längst versprochene Engagement nun endlich doch gewährt — auf Verwendung der Primadonna — und ihm eine kleine Gage bewilligt, die ihn ganz gut in den Stand setze, sich selbst zu ernähren. Ich starrte ihn an. Er wagte immer noch nicht, die Augen aufzuschlagen, und mir kam ein abscheulicher Gedanke, der Gedanke an etwas, das jeden Mann für immer aus den Reihen der Ehrlichen tilgt. Sollte er von ihrem Gelde? — aber nein, das war unmöglich. Auch ließe sich darüber ja leicht Gewißheit erlangen. Er schwieg noch immer und erwartete meine Antwort.

„Da Du nichts erwiderst," brachte er endlich mühsam hervor, „darf ich wohl annehmen, daß Du mir nichts in den Weg legst. Wenn es Dir recht ist" — und seine Stimme bebte leise — „gehe ich schon heute."

„‚Du bist frei, Thomas, thu, was Du willst.' Und er ging, um am Abend zum letzten Male nach Hause zu kommen.

„So leicht hatte ich ihn frei gegeben? Hatte ich's denn wirklich? Und so sollte ich mich von dem Kinde trennen, das der Gott der Liebe selbst in meine Arme gelegt? O Herr, das waren wehevolle Stunden, die ich nicht zu überstehen glaubte. Mit schweren Gliedern erhob ich mich und ging daran seine Sachen zu ordnen und ihm zum letzten Mal, für den eigenen Weg, die Zehrung zu geben. Und wie ich nun in Schrank und Kommode suchte, seine erste Schulfibel fand, seine Notenhefte, sein Kindergewehr, seine Käfer und Blumen, wie mein Blick auf die Bilder fiel, Ganymed das Kind, den Knaben, den Jüngling, da lockte die Erinnerung noch einmal alle ihre süßen und bitteren Quellen durch meine armen Augen und ich schluchzte in unaussprechlichem Leid. Endlich war es doch gethan, und ich suchte aus verschlossener Lade das Letzte hervor: ein Bankbuch, in dem ich meine Ersparnisse für ihn angelegt. Das Schloß leistete mir Widerstand und schien verbogen zu sein. Als ich es endlich doch gewaltsam geöffnet, fand ich den Inhalt des Fachs durcheinander geworfen. Was war das? Ich erschrak auf's Heftigste. Es war keine kleine Summe und was hätte ohne sie aus seiner Zukunft werden sollen? Ich suchte und suchte — das Buch war fort . . .

„Daß dieser Tag doch ein Ende fand, will mir immer noch ein Wunder scheinen. Ich fuhr aus kurzem Schlaf bei der schwälenden Lampe auf, denn ich wollte ihn noch einmal sehen, vielleicht zum letzten Male. Da endlich — es war tiefe Nacht — geht die Hausthür, ich höre seine Stimme, höre das alte Lied (o es klang mir jetzt frech und gemein!) und herein tritt er, mit glühender Stirn, von Wein und Liebe berauscht, und fährt zurück, als er mich gewahrt. Aber er faßt sich und stammelt:

„‚Du bist noch auf?'.

„‚Also Du kommst wieder — von ihr?'

„Er schwieg.

„‚Du bist immer noch der Knabe, der nicht in den Himmel will?'

„Er erhob die Hände wie beschwörend. ‚Wenigstens nicht in Deinen

Google

Himmel. Laß das, ich bitte Dich. Bist Du nur wach geblieben, um mich mit neuen Vorwürfen zu bestürmen?‘

„Mir keuchte die Brust. ‚Nein. Ich wollte Dir nur sagen — das Buch — Du weißt — es ist Dein Geld — es ist verschwunden. Ein Dieb hat bei uns gehaust.‘

„Er brütete vor sich hin. Dann fuhr er auf. ‚Was liegt daran.‘

„‚Was sagst Du?‘

„‚Was liegt daran, sagte ich. Wozu kratzen und scharren und sammeln und uns um den Genuß des Augenblicks bringen? Der fährt dahin wie eine Seifenblase, ein Lufthauch, und sie ist nicht mehr. Laß mir die kurze Freude an den bunten Farben, gönne mir die Lust der Minute, ich will keinen Wechsel auf die Zukunft. Die nahe, wie sie wolle, ich werde schon mit ihr fertig werden, auch ohne Zinsen und Zinseszinsen.“‘

„‚Ach so! Ich wußte nicht, daß Du Dir so wenig daraus machst, ich wußte nicht, daß Du — den Dieb kennst.‘

„‚Kennst Du ihn etwa nicht?‘ fuhr es ihm scharf und schneidend heraus, aber seine Hand tastete unwillkürlich nach der Stuhllehne. ‚Ich habe genommen, was mein ist‘ (Herr, dabei konnte er mich nicht ansehen), ‚habe es genommen, jetzt, da mir Lenz und Jugend mit ihrem Prangen noch zur Seite stehen, habe es genommen, da ich seiner noch froh werden kann — und froh bin ich geworden — trotz Allem, trotz Allem‘ — und er fuhr sich unruhig durch die Haare und durch den Tumult seiner Sinne fuhr es wie ein Seufzerhauch.

„‚Froh geworden — im Arme einer Dirne!‘ schrie ich ihm entgegen, denn ich hielt mich nicht mehr.

„Da lachte er wild auf. ‚O schön, o schön! Nur zu! Werft Stein auf Stein über sie, ihr Tugendstolzen. Ich gehöre ihr, ich will ihr gehören, denn ich habe ihr meine Seele verschrieben, mit tausend heiligen Eiden, mit, mit — und hier angesichts des Mondlichts, das durch die Scheiben fällt — aber nein, haha! Wie sagt Julia Capulet: O schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren — ich schwöre also — ich schwöre‘ —

„Sein Auge glitzerte wie das seiner Mutter. Ich fuhr ihm heftig in den Arm.

„‚Thomas, die Hand nieder!‘

„‚Laß mich.‘

„‚Thomas, Du schweigst jetzt, oder Du bist ein — Schurke!‘

„Er taumelte und seine Züge verzerrten sich häßlich.

„‚Wenn Du nicht mein Vater wärest —‘

„Da wandelte sich mir der letzte Blutstropfen in Galle und jede Regung der Liebe in schäumenden Haß.

„‚Bin ich Dein Vater?‘ donnerte ich ihn an. ‚Du Thor, den ich hätte verderben lassen sollen, wie Dein Vater verdorben ist, Du Sohn der Buhlerin, Du Kind der Lüge und der Lust! Auf die Knie und bitte mir ab, was Du gethan. Auf die Knie!‘ Und die Kraft des Grimms kam über mich, die

Google

alte Wuth, die mich so oft gepackt nach langem, geduldig getragenem Weh, und mit beiden Händen drückte ich seine Schultern zu Boden, daß er schlotternd in die Knie brach.

„Die Lampe war verglommen, nur der Mond schien fahl in das dunkle Gemach. Thomas erhob sich wie ein Trunkener, das Antlitz entgeistert, schneebleich, die Faust geballt, und zitternd, als könnte ich nicht fassen, was geschehen und wie es hatte kommen können, was nun doch gekommen ist, trat ich von ihm zurück. So standen wir uns Auge in Auge eine Weile gegenüber.

„Noch reckte er wie eine Statue die Faust empor. Dann kam es ihm rauh und heiser hervor: ‚Du — Du bist‘ — und seine Finger lösten sich und der Arm schlug matt an seinem Körper nieder. ‚Du — bist — nicht mein Vater?‘

„Nun war es ausgesprochen. Ich stammelte etwas — und wich aus. Aber plötzlich hatte er alle seine Ruhe und Selbstbeherrschung wieder gefunden. ‚Du bist nicht mein Vater?‘ wiederholte er und seine Stimme klang weich, vom Entsetzen gedämpft. Und ich mußte erzählen, ich mußte. Und keine Beschönigung, keine Lüge half. Die Stunde war zu ernst, zu feierlich. Es mußte heraus . . .

„Wir saßen auf dem kleinen Sopha (hier seht Ihr es, lieber Herr). Er hörte mir still zu. Und als ich an den Verrath kam, den seine Mutter an mir begangen, schlang er den Arm um mich, und als ich vom Tod seiner Eltern sprach und wie ich ihn zu mir genommen, legte er sein Haupt an meine Brust. Und ich fühlte seine Thränen auf meiner Hand und hörte ihn athmen, als wäre er entschlummert. Kein Laut fiel mehr. So mochten wir eine Stunde gesessen haben, Wang' an Wange, wie in den schönsten Tagen des Glücks. Und als der Morgen aufdämmerte, löste er sich aus meinen Armen und küßte mich heiß und inbrünstig, und wieder und wieder, und nahm mein Haupt in seine Hände und sagte mit dem holdesten Ton seiner Stimme:

„‚Jetzt laß uns schlafen gehen, Vater. Verzeih' mir, was ich an Dir gesündigt. Es ist die letzte Schande, die ich Dir bereitet.‘ Und ich mischte meine Thränen mit den seinen und suchte mein Lager auf, und der Morgen, den ich so lange nicht hatte nahen sehen, trug mir einen goldenen Hoffnungsstrahl in die Kammer. ‚Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.‘ Nun war mit der Reue das Glück vom Himmel niedergefahren, wie ich es erfleht, und der Engel hatte mich abermals gesegnet, reicher, herrlicher als zuvor.

„Da fiel ein Schuß — —

„Nun, Herr, Ihr könnt's Euch denken. Erlaßt es mir! — Noch ein letztes Wort von seiner Hand lag neben seinem Bette. ‚Verzeih mir, Vater.‘

„Ich besteckte ihn mit Rosen, wie er schneeweiß und engelschön im Sarge lag. In ungeweihter Erde ward er bestattet. Ich glaubte keinen Schmerz mehr fühlen zu können, stumpf und matt zogen alle Bilder der Trauer an meiner Seele vorüber, und als wäre der Todte, den sie zu Grabe trugen, ein fremder Mann, so sah ich ihn unter den Erdschollen verschwinden, bis

Google

der Hügel sich geschlossen. Mechanisch, als spänne sich das immer gleiche Tagwerk ab, suchte ich meine Wohnung auf. . .

„Da aber brach es auf, furchtbarer denn je. Da saß ich nun allein in dem öden Raum, allein, ein bettelarmer Mann, denn die treue Hüterin war längst in ihre Berge heimgekehrt, um einen kranken Bruder zu pflegen. Mit dem todten Leib war mein letzter Besitz davongetragen — ich hatte nichts mehr. Ich konnte nicht weinen, nicht beten; als ich den Pinsel anrühren wollte, versagte meine Hand den Dienst. Ich ließ sie sinken und starrte trostlos in's Leere. Nur ein Gefühl gohr mir schwarz und bitter auf aus dem Grunde des Herzens und wuchs und schwoll, bis es mich wie mit tausend Natterzungen umzischte: Rache an der Schändlichen, die mich so elend gemacht, Rache am Weibe! Ich hätte das ganze Geschlecht vor die Schranken fordern und ihm meinen Grimm in's Antlitz schleudern mögen, und das ganze Geschlecht stellte sich mir in dieser Einen dar. Das war sein verschlagenes Lächeln, so mit diesen Augenstrahlen bohren sich die Hebel unter das granitene Bollwerk der Mannesehre, bis sie aus den Fugen weicht und krachend zusammenstürzt. So locken sie und stoßen ab zu unwiderstehlicher Knechtschaft! so lispeln und schmeicheln, so schmollen und höhnen sie — kalt im innersten Grunde und so nur glühend, wie der Schnee auf den Bergfirnen, der ein purpurnes Leben, eine innige Wärme heuchelt, bis der angenommene Glanz erlischt und die fahle Leichenfarbe uns anwidert und erschreckt. Als suchte ich Nahrung für meinen Haß, wühlte ich in meines todten Knaben Papieren, die seine Hand schon zerknittert hatte, ehe er den tödtlichen Schuß that. Es waren ihre Briefe. Die ersten Liebeszeichen — was sage ich — die ersten Lockmittel fielen mir daraus entgegen: ein seidenes Band, eine vertrocknete dunkelrothe Nelke, eine Tischkarte mit ihrem Namen, eine Haarlocke. Und wie ich hastig die Blätter überflog, trat es mir nur immer heller entgegen, wie sein Herz dem verführerischen Dämon unrettbar verfallen mußte, wie er gegen die unüberwindliche Macht gekämpft, und gekämpft, bis sie ihn ganz und für immer besiegt. Noch eine Schranke, eine letzte gab es zu überwinden: ich war es. Er mußte ihr ernst und eindringlich vorgestellt haben, daß sie ihn schonen möge, daß er an diesen Hort zu rühren nicht wagen dürfe ohne sich zu beflecken. Sie aber heischte Geld, Geld, Geld! Sie begehrte nach erregenden Vergnügungen, nach kostbaren Kleidern, nach tollen Gelagen; sie wollte die Welt sehen, um Alles zu vergessen, was sie gequält (so schrieb sie), zu vergessen in seinen Armen. Nur ihm gehöre ihr ganzes Dasein! Er möge es versuchen sie abzuschütteln, von ihr zu lassen — es sei doch vergebens. Und ein grillenhafter Alter sollte das Recht haben, der feurigen Jugend den Weg vorzuschreiben? ein Narr, der das Leben und die Liebe nicht kennt? ‚Er hat Dich mit Zuckerbrot gefüttert und möchte Dich Zeit seines Lebens in seinen Kasten sperren wie ein Murmelthier. Bist Du nichts Besseres, gut, so bleibe drinnen; regt sich aber auch nur ein Schimmer von Freiheit und Ehre in Dir, dann entspringe diesem albernen Gefängniß und laß Deinen Hüter mit

Google

seiner Ueberraschung allein. Er möge Buße thun, denn er hat genug an Dir gesündigt.'

„So las ich. ‚Er möge Buße thun.' Nun denn, Weib, ich weiß auch, wo ich sie finde. Die Brücken sind hinter mir abgebrochen. Ich sehe nur einen Weg und der führt zu Dir, einzig zu Dir. Ich will Buße thun, bei dem Heil, das mir noch bleibt, Buße für meine schlecht verwalteten Vaterpflichten, Buße dafür, daß ich seine Jugend, seine Ehre und sein Leben Dir verfallen ließ, daß ich ihn nicht klüger und treuer gehütet. So gewiß Gott diese Seele von mir fordern wird, so gewiß will ich mir ihren Lohn auch ganz verdienen! Wild jagten mir mit den aufgeregten Pulsen die Gedanken! eine Flucht von Bildern umdrängte mich; was ich sah, was ich dachte und wollte — ich weiß es jetzt so wenig wie damals, aber durch das Chaos wies mich ein rother Streif deutlich zu ihr. Ich löschte das Licht und machte mich auf den Weg. Die Uhr hatte zehn geschlagen. Die Gassen waren kaum noch belebt, ein trüber Regendunst verhüllte die Stadt und senkte sich, kaum wahrnehmbar, sprühend nieder. Durch die Vorhänge ihrer Fenster drang ein volles Licht. Ich fragte nicht, wer bei ihr sein mochte und betrat ohne Zögern den Hausflur. Auf der Treppe begegnete mir trällernd ein junges Ding, einen Krug in der Hand. Sie schien sich nur leicht nach mir umzuwenden, aber ein freches Kichern schallte mir nach, und ich wußte nun, daß der Besuch eines Mannes um diese Stunde hier nicht befremdete. Den oberen Corridor fand ich offen und dem Lichtschein folgend öffnete ich eine breite Flügelthür. Das Gemach war leer, aber als sollte Licht für Tausende gespendet werden, strahlten alle Flammen der Gaskrone und vor dem Spiegel, auf dem geöffneten Flügel, auf einem Ebenholzsockel schimmerten in prächtigen Armleuchtern farbige Kerzen.

„Ich will es nur gestehen, Herr: diese seltsame Helle verwirrte mich.

„Daß hier kein Fest veranstaltet wurde, war klar. Kein Laut regte sich, selbst die Herrin fehlte. Warum dennoch diese Verschwendung? Einen Augenblick schoß es mir auf: hast Du Dich in ihr betrogen? Will sich hier eine junge Seele am Licht berauschen, so wäre das mehr als nur eine abenteuernde, gemeine Verschwendung. Auch der neue ungewohnte Anblick des Zimmerschmucks bedrückte mich und machte mich verlegen. Welch ein Gewirr von rothen, blauen und goldenen Schleifen! In bunter Unordnung standen vertrocknete Riesenbouquets in prächtigen Vasen, in zerbrochenen Wassergläsern, neben dem jugendschönen Hermes, neben einer widrigen buntbemalten Katzengruppe, und von den Wänden verbreitete aus mächtigen Kränzen vergilbter Lorbeer seinen süßlich-scharfen Geruch. Geschmack und Unsinn engverschlungen. Bilder hingen zahlreich umher: die Genossen und Genossinnen der Künstlerin, sie selbst im scharlachenen Mantel und im Agathenkleide, und dort, o du frisches Blut, das mir aus der Wunde dringt! — dort sah ich ihn in aller Schöne der Jugend in schreiend vergoldetem Rahmen, hinter dem ein Strauß welker Vergißmeinnicht müde hervorschaute. Und dicht daneben: das war sie,

Google

ich erkannte sie, das war seine Mutter. Mein Herz schlug wieder schneller, der Haß erlangte seine alte Macht über mich.

„Da hörte ich ein Gewand über den Teppich rauschen und ein Ton drang an mein Ohr, überhell, scharf und spitz, aber sicher und fest: „Mann und Weib und Weib und Mann", zu Mozarts süßer Weise die alten wunderlichen Worte; aber diesmal klangen sie mir wie ein furchtbarer Hohn und schienen mir Alles in sich zu fassen, was je an Elend über die Welt gekommen. Und nun trat sie selbst durch die rothsammtene Portière, in ein Notenheft blickend, das sie mit einem dolchartigen Papiermesser aufschlitzte. Sie sah mich nicht und ich hatte Zeit, sie in's Auge zu fassen: Ein weißes Nachtkleid, mit seidenen Bändern über dem Busen zusammengesteckt, umgab sie mit einer Wolke von Spitzen. Mit den entfesselten rothen Strähnen ihres Haares spielte kosend und kreischend ein kleiner grüner Psittich, der ihr flatternd auf der Schulter saß. Plötzlich warf sie den Kopf in den Nacken und wie sie die vollen Lippen öffnete und von Neuem begann: ‚Mann und Weib und Weib und Mann' und dann jäh abbrach und hell vor sich hinlachte, hielt ich mich nicht länger — denn so, so hatte ich es schon einmal aus anderem Munde lachen hören, in jener Stunde, die meine Jugend zerstörte — und den Arm ausstreckend, und die Faust ballend, keuchte ich mit erstickter Stimme: ‚Du, Du!' so daß sie in tödtlichem Schreck zusammenfuhr, sich an der Portière hielt und mit gellender Stimme mehr schrie als rief: ‚Wer ist hier?'

„Was nun folgte? was nun wurde? Ich wollte ihr das Herz ringen, aber je wilder ich wurde, desto kälter ward sie, denn rasch hatte sie ihre Fassung wiedergefunden und mit verschränkten Armen, unter denen die Brust kochend wogte, hielt sie meinen Anklagen Stand. Sie gebot mir nicht zu gehen, sie wollte den Kampf und sie dachte ihn zu bestehen. Mit bebender, immer schärferer Stimme redete sie mir etwas von ihren Rechten an das Leben, von dem Elend, das nur noch in der Betäubung seine Rettung finden könne. Ich sah in ein ödes, ausgebranntes Herz — aber was wußte ich von Mitleid? Nur für ihn empfand ich Mitleid, für den Todten, der in diesem Krater versinken mußte, immer herber, immer schneidender, und als ich sie in einem Wirbel von Worten von der Ehre unserer Schneiderstöchter reden, Tugend und Sitte verlachen und Gott mit frechen Worten lästern hörte, wie ich sie nie aus Weibesmund vernommen, Worte, in die der Vogel seine mißtönenden Laute mischte, da ward sie mir zu der Stifterin alles Unheils, zu der Schlange des Paradieses, und als sie mir den vollen Arm drohend, gebietend mit einem letzten Wort entgegenstreckte, packte ich ihn mit beiden Händen, als gälte es die Schlange zu erwürgen! ‚Laßt mich lieben wer will, und mich laßt lieben wen ich will' — das hörte ich noch; das war die alte herzlose Moral, die ich kannte wie jenes Lachen, mit dem sie mich an eine Andere furchtbar erinnert — dann schrie sie auf unter dem Druck meiner Hände. Blutroth legte es sich mir vor die Augen. Sie wand und

Google

duckte sich, als wollte ich sie morden — wollte ich's denn? Im Niedersinken erhaschte sie den Dolch, der sich in den Zotteln eines Angorafelles verfangen hatte — und da — Herr — da war es geschehen. Wie — Gott weiß! Das aber fühle ich, daß sich alle meine Nerven zur grauenvollen That spannten, daß ich mich, wenn auch nur mit einem Zucken der Gedanken als den Henker fühlte, dem die Menschheit das Schwert in die Hand gedrückt, um den Mann am Weibe zu rächen — der Kahn — die Ruderstange und jetzt — ein Schuß — da geschah's. Ein Stoß — ein Schrei — eine rothe Quelle schoß sprudelnd empor — ein Stahl klirrte — und — ich hörte einen dumpfen Fall und sah es wie eine Lawine zu Thal gehen . . .

„Und als mir nun die Besinnung zurückkehrte, — o, Herr! — als ich die Augen erhob und sie dalag, auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt wie am Kreuze, die Finger zusammengekrallt, um die verglimmenden Augen Haß und Schrecken, den Mund wie zum Fluche geöffnet — noch fass' ich es nicht, daß ich aufrecht blieb; auf meinem Haupte lag es wie Blei, aber wie von Erz umgossen wurzelten mir die Füße im Boden. Aus der scharfen Wunde, durch Linnen und Spitzen rann das Blut, wühlte sich in ihr langes Haar, das sie schier wie eine Glorie umfloß. Und da — regte es sich nicht? Griff die Hand nicht nach dem Herzen? Knirschten die Zähne nicht zusammen? Drang es nicht wie ein Stöhnen über die bleichen Lippen? Auf dem Fenstersims in eine Ecke gekauert saß ein Ungeheuer — der Vogel — mit gesträubten Federn, glotzte mich an und that einen gräulichen Schrei — da löste sich mir die Starrheit, wie ein Sturm wirbelte es durch meine Glieder, und auf war ich, auf und davon, vom Grauen gehetzt, über den Marktplatz, aus dem Thore, über die Landstraße, weiter, weiter — o nicht zum zweiten Mal diese Hölle, nicht wieder, nicht wieder! In Schweiß gebadet kehrte ich in einer schmutzigen Dorfschänke ein und forderte Wein. Die Wirthin machte große Augen und murmelte etwas zwischen den Zähnen — ‚Ist es denn so gar warm draußen?‘ ‚Was weiß ich,‘ schrie ich sie an und wollte lachen. Aber sie wandte ihren Blick auf mich, so seltsam — ich wollte ihn aushalten und starrte sie an, da ward ihr dunkles Haar feuerroth, ihr Auge erlosch, aus ihrer Brust drang das Blut und rieselte durch ein weißes glänzendes Nachtkleid, daß sich mir die Haare hoben und ich wieder hinausrannte in die Finsterniß, ich weiß nicht, wie. Vor jedem Lichtschein duckte ich mich; eine Nachtigall schlug im Gebüsch: die Signalpfeife der Gensdarmen, sie suchen Dich — Herr, Herr, es kann keine Marter geben, dieser gleich — noch zittern mir die Glieder, noch fühl' ich leibhaft die wahnsinnige Noth, und was gilt's, auch Ihr, auch Ihr seid von denen, die mich suchen, verdammt, was hab' ich gethan — Ihr habt mich ausgehorcht, ich bin verloren — und das ist schändlich, Herr, das ist schändlich, denn Euch, Euch habe ich vertraut.“

Er vergrub das Haupt in den Händen und ächzte schwer. Mir stockte

Google

das Herz vor Jammer und Mitleid, und stammelnd nur fand ich ein Wort, das ihn beruhigte und sich selbst zurückgab.

„Ach so! Ganz recht!“ stieß er nach einer Weile, tief und dumpf, fast gleichmüthig hervor, und er fuhr sich mit den Händen durch beide Augen, als wollte er vom Schlaf erwachend hell in den Tag sehen. „Ich weiß ja, daß ich geborgen bin und daß alle Noth vorbei ist für immer — wenn es nur auch hier drinnen still sein wollte,“ fügte er mit schmerzhaft verzogenen Brauen leise klagend hinzu, und wie im Krampf drückte er meine Hand.

„Ihr könnt Euch denken, was weiter wurde. Am Waldrand verbarg ich mich, denn hinein in das Dickicht getraute sich mein Gewissen nicht. Wie oft war ich dorthinaus gezogen, meinen Knaben an der Hand, wenn es den Sonntag feiern galt. Ich sah ihn wieder, die Botanisirtrommel um die Schulter, über eine glänzende Iris jauchzend, Schmetterlinge jagend und mit verhaltenem Odem das Eichkätzchen belauschend, während ich selbst, das Skizzenbuch vor mir, unter der Eiche saß, mehr nach dem Jungen schielend als nach dem verwitterten Stamm, den ich zeichnen wollte. Und wie wir dann zu den Buden kamen und seine kleine Büchse am Kinderschießstand traf, daß die Wildsau hinter der Scheibe hervorschoß wie das Wetter — ach Herr! für einen Augenblick ward mir in all meinem Elend das Bild so licht, daß mir die Augen übergingen. Und nun dort hinein in das schwarze unterschiedlose Dunkel, vom Leben umknistert und umschnobert, wovon das Auge nichts weiß? unmöglich! So warf ich mich denn am Rande nieder, auf dürres Laub, von Weiden gedeckt, den Thalgrund vor mir und am Horizont einen blassen Lichtstreifen, die Stadt. Ihr mögt Euch die Nacht denken, wie es mich umwälzte von einer Seite zur andern, wie ich mich aufreckte und versteinert lauschte, wenn eine Eidechse durch das Gras glitt, wenn eine Eule schrie oder mit der ganzen Wehmuth der Menschenstimme die Hinde klagte. Einmal schleifte es schwer und doch vorsichtig durch den Laubgrund, Schritte näherten sich, ich hörte Stimmen flüstern, fluchen und wettern. Ich zog die Schultern ein und hätte die Finsterniß wie eine Decke über mich zusammenraffen mögen. Wilddiebe waren es, die ein Reh in Sicherheit brachten, mir so nahe, daß sie mein Herz hätten hören müssen, das wie ein Glockenhammer gegen die Rippen schlug. Auch das ging vorüber. Noch zog sich der schwere Körper in der Ferne nach wie — wie ein seidenes Gewand über den Teppich rauscht. Und wieder schreckte es mich auf: ein ferner Schuß, ein Schrei — die Jäger waren gekommen, und einer der Wilderer, das wußte ich, wand sich jetzt blutend am Boden. Um so geringe Schuld? Blut um so kleine Schuld? Das war das Einzige, was ich denken konnte, was ich den Hütern des Gesetzes hätte zurufen mögen mit der letzten Kraft meiner Lunge — nun, Herr, das erträgt sich einmal und nicht wieder, und Ihr begreift, daß ich in der ersten Morgenfrühe, ruhig und gesammelt, den Blick gesenkt und der Verwunderung

nicht achtend, die sich an mein bleiches, verwildertes Aussehen, an meinen von Staub und Lehm beschmutzten, mit welken Blättern wundersam besteckten Rock heftete, in die Stadt zog und mich den Gerichten stellte."

Es schien dem armen Alten ein Stein vom Herzen zu fallen, als er so weit gelangt war, und er athmete auf.

„Und Ihr habt Eure Schuld gesühnt, armer, lieber Mann?"

„Nein, Herr —" das entfuhr ihm fast wie ein Vorwurf und er wandte den Kopf rasch nach mir herum. Da ich ihn aber befremdet genug ansehen mochte, fuhr er sanfter fort: „Die Gerichte haben es gut mit mir gemeint. Brave Leute, gewiß, brave Leute! Aber, aber — versteht Ihr?" und da ich zweifelte, deutete er auf seine Stirn. „Unzurechnungsfähig — augenblickliche Geistesstörung — was weiß ich!" und er lachte bitter und schmerzlich. „Gott aber hat mir den Richter in meiner Brust bestellt, und ob jene mir die Riegel des Kerkers geöffnet und mich mit einem sanften Spruch entlassen haben — dieser hat mir das Schuldig gesprochen und mir verhängt, die Kette nachzuziehen, die mir das Gewissen aus schweren Ringen geschmiedet, bis das Ende gekommen und meine Seele der Gnade des Höchsten befohlen sein wird. Seht Ihr, lieber Herr, diese Felsen sind hoch und nicht gar weit von hier liegt der tiefgrüne See, und auf seinem Grunde wie in der Schlucht dort mag es sich leicht ruhen. Es hat mich auch wohl einmal die Versuchung angewandelt, aber ich habe das Kreuz geschlagen und sie ist von mir gewichen."

„Aber wie dürft Ihr Euch noch quälen? Eure Richter waren verständige Männer, die nach dem Willen richteten und nicht nach der That. Jene Todte —"

„Erlaubt, Herr. Da Ihr so vernünftig sprecht — eben jene Todte. Als ich mich der Justiz überliefert hatte, sollte ich am selben Mittag noch an die Leiche geführt und angesichts ihrer verhört werden. Mir graute und mein Schritt schwankte, als der Büttel meine Zelle aufschloß und der schreckliche Gang gethan werden mußte. In ein weites luftiges Gemach wurde ich geführt, durch dessen Fenster die Sonne blendend fiel, zu blendend fast für die dunkle That, für das ernste Amt und die strengen Gesichter der Commissarien und Aerzte. Erhöht, wie auf einem Katafalk, lag ein verhüllter Leib, den zu betrachten mein Auge sich weigerte. Aber es mußte sein. Eine runzlige Hand schlug die weiße Decke zurück, und — o Magie der Schönheit! da lag sie bis zur Hüfte entblößt, bleich, aber vom Licht umfluthet und so seltsam verklärt, daß sich ein Ausruf des Staunens von meinen Lippen rang. Dies war sie? In diese Brust hatte ich den Stahl gesenkt? Dies herrliche Gefäß hatte ich zertrümmert und seinen Lebenstrank verschüttet? Wie voll und weich, in wie stolzer Pracht rundeten sich die Glieder, und neben der todtenweißen Decke, die sich unterwärts bis über die Füße senkte, wie leuchtete das Geäder unter der sammetnen Haut, wie schien es so ganz erfüllt vom lebendigen Hauche! Eine tiefe Stille! Keine Feder regte sich, keine Frage

Google

wurde laut, kein Athem ging. Das rothgoldene Haar, vom Blute gereinigt, lag breit und üppig um sie ergossen und darauf ruhten wie auf einem Königsmantel Haupt, Nacken und Arme. Jedes Bitterniß war aus dem Antlitz gewichen, jeder Ansatz von Tücke, mild und freundlich schloß sich der Mund, wie in Verheißung eines Kusses schwollen die Lippen. Und dort, im Anschauen dieser göttlichen Pracht des Todes erschloß sich mir das Leben, das Lieben und Leiden dessen, der von ihr und um ihretwillen dahingegangen war und ich vergab ihm Alles, Alles — ich vergab auch ihr. O du Wunder vom Weibe, wie hätte sein schauenstrunkenes Auge, sein weiches, entzündbares Herz dir widerstehen können — und unwillkürlich sank ich auf die Knie, bat den armen geschiedenen Seelen ab und drückte einen langen Kuß auf diese marmorne Hand. Das Licht auf ihrer Stirn wurde zu regenbogenen Rosen, dann zum Cyanenkranz meiner Mutter — zu weißen Lilien — ich schloß das Auge und sah sie in Wolken verschwinden.

„Seht, Herr, das hat das Maß vollgemacht. Ich mag ein Stümper in meiner Kunst sein — o erwidert nichts! — aber wenn mir die Schönheit nahe tritt, wo immer, in welcher Gestalt, da entzündet sich das Gewelle meines Bluts in heißer Liebessucht, in brünstiger Verehrung dessen, der sie uns erschaffen. Diese aber hatte ich blind verkannt. Darum hat mich jener Blick auf das todte, von mir getödtete Weib doppelt gerichtet. Einer ichsüchtigen Leidenschaft hatte ich mich zügellos ergeben, als ich meinen Knaben an der Verderberin rächte, und am Guten und Schönen hatte ich damit zugleich gefrevelt. War jene vom Stamm der alten Schlange, des Satanas Dienerin, und borgte sie die Gestalt der Engel — so war doch diese Gestalt Gottes, und ihm kam es zu, sein Anrecht geltend zu machen. Es giebt keine Entschuldigung für mich, keine, das wußte ich — und als mich die Geschworenen freisprachen, zog ich mit dieser meiner Last, elend, ein gebrochener Mann, in die Einsamkeit . . ."

Ich weiß kaum, wie wir geschieden sind. Unbewußt waren mir die Thränen entflossen, er aber hatte mein Haupt in die Hände genommen und etwas wie einen Segensspruch gemurmelt. Wir würden uns noch sehen, am anderen Morgen, ehe ich fortzog, das wußte ich. Als ich aber nach einer unruhigen Nacht von dem Schelten der Wirthin erweckt war und mich eben anschicken wollte, zu ihm zu gehen, trat er mir in der Thür des Gasthauses auch schon entgegen. Er war sonntäglich gekleidet. Ein verblichener, grünlich schillernder Rock warf um seine eingesunkene Brust weite Falten, um seinen Hals war reinlich ein bäuerliches rothes Tuch geschlungen, eine Kappe deckte das Haar, das wie der Bart sauber geglättet war und das abgehärmte Gesicht, aus dem heute ein voller Schimmer der Sonntagssonne, des Trostes und der Hoffnung leuchtete, würdig, fast feierlich umschloß. Seine Rechte hielt ein Gebetbuch, seine Linke senkte eine Rolle zu Boden.

„Ich bin Euch zuvorgekommen, lieber Herr," begann er. „Denn Ihr werdet nicht gedacht haben, daß ich einen weiten Weg zur Kirche habe, mehr

Google

als eine Stunde, und meine Beine wollen nicht mehr so rasch fort wie — nun wie damals. Oder würdet Ihr mit mir zur Andacht gehen?"

Es ward mir schwer, ihm meinen Unglauben zu gestehen, und ich verneinte seine Frage gepreßt mit einer matten Entschuldigung.

Er lächelte und schien mich beruhigen zu wollen.

„Ich verstehe schon. Ihr seid von den Neuen, die ihren Gott verloren haben, oder denen er nichts weiter bedeutet als ein Sammelwerk von Allem, was da ist, von Menschen, Thier und Pflanzen, Stein, Wasser und Luft. In meiner Jugend habe ich auch von ihm gefabelt, von diesem Gott der Satten und Glücklichen, an dessen Brust kein wundes Herz flüchtet. Aus der Quelle meiner Leiden ist er mir aber wieder emporgestiegen, der alte Gott, der am Kreuze für uns starb. Zu ihm will ich beten. Gedenkt meiner und — sprecht im Stillen ein Amen, wenn Ihr könnt."

In tiefster Bewegung schied ich von ihm und allen Geistern der Liebe und des Heils empfahl ich seine wunde Seele. Da wandte er sich noch einmal, halb scheu, die Augen abgekehrt, und drückte mir die Rolle in die Hand.

„Das nehmt. Es ist mein Knabe, Rembrandts Ganymed. Nehmt ihn zum Dank, denn Euer Mitleid hat mir wohl gethan und" — damit richtete er seinen Blick schön und voll mit einer rührenden Innigkeit noch einmal auf mich — „Ihr habt den Meister, zu dem ich emporstaune, verstanden wie ich und für mein armes Mühen ein freundliches Wort gehabt."

Ich dankte ihm beschämt.

„Aber eine heilige Notburga müßt Ihr mir nun doch malen. Ich habe eine Bestimmung für sie."

Er lächelte.

„So plötzlich?"

„Verlaßt Euch darauf" — und ich beschloß im Innern, sie in unser Gasthaus zu stiften, denn ich glaubte dahinter gekommen zu sein, daß die vortreffliche Wirthin ihre Dienstboten tyrannisirte.

Wir verständigten uns.

„Ich male sie Euch. Und sie soll das Antlitz der frommen Seele tragen, die mir einst den Knaben gebracht und die in der Pflege ihres kranken Bruders in ihren Bergen selig entschlafen ist. Lebt wohl!" — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte meine Wanderung wieder aufgenommen und war, an einer riesigen Thalmulde, an einem Dörfchen, rauchenden Holzmeilern vorbei durch Buchen und Lärchen zur Jochhöhe gekommen, der Landschaft kaum inne, mit halbgeschlossenen Augen, das Herz übervoll! Nun rauschte mir plötzlich der frische Nordwind entgegen und verscheuchte mir die schwülen Gedanken. Weit und frei lag es vor mir, ein gewaltiges Thal. Seine Berge ragten in den Himmel, schroff, kahl, unzugänglich, leicht beschneit, drunten aber im Grunde

Google

breitete es sich dichtgrün und lieblich aus, und als hätten die Engel ein Stück vom Rhein in diese Felsenwelt durch die Lüfte getragen wie das heilige Haus von Loretto, stieg inmitten dieser Herrlichkeit aus tiefdunklem, smaragdenem See eine leicht bewaldete, wallartige Höhe mit den Trümmern einer alten Ritterburg. Ich glaubte nichts Holderes und Mächtigeres zugleich als diesen Blick zu kennen; Berg und Thal, Fels, Wald und Wasser schienen ihre Reize in diese breite Schlucht zusammengeschüttet zu haben: ein Verein, von dem sich die Seele nicht hätte losringen mögen. Aber sie eilte mir doch davon mit dem Adler, der sich vor mir in die reine Bläue erhob, ruhig, sicher, bald nur noch der Knauf, der an das Gewölke die Welt knüpft. Zieh hin, ruhig dahin, Du Bote des Ewigen! Warum schalt auch ich einst den thörichten Knaben, der aus Deinen Fängen zurück nach der Erde verlangte? Es ist nicht Jeder berufen, dort oben über den Wolken an den Tischen der Seligen zu ruhen, denn ihr Glück ist trügerisch, und schon Mancher that, ihrer Gunst beraubt, den tiefen Fall in das Elend. Mir zog ein seltsames Lied durch die Gedanken, herb, unerfreulich, und doch ergreifend durch die Wahrheit des jammervollen Hülferufes, der aus ihm empor zum Himmel dringt:

O, daß wie den phryg'schen Knaben
Mich der Aar des Zeus entrückte!
Nicht der Götter Loos begehr' ich
Wie der Schöne, Reichbeglückte —

Aber trüg' er mich gewaltig
Aufwärts in den starken Krallen,
Dröhnend aus dem Blau der Lüfte
Lass' er seine Beute fallen,

Daß an dieses Erdballs Rundung
Mein Gebeine dumpf zerschellte,
An den zackigen Gesteinen
Dieses müde Haupt zerspellte!

Einmal hätt' ich dann des Aethers
Reine Labung doch gekostet,
Einmal hätte seine Kühle
Wunderkräftig mich durchfrostet.

Nein, ich kann's nicht länger tragen,
Steig' hernieder, hilf, errette,
Daß ich im Olympos wohne,
Oder mich zu Grabe bette!

Armer Unglücklicher! Aber es steht nicht Aller Verlangen nach diesem Höchsten und Tiefsten, nach der Wonne der Götter oder der Ruhe des Todes. Zwischen dem Licht und der Finsterniß lebt und webt in freundlichem Dämmer, in der Welt der Farben, leicht zufrieden, bald beglückt mit den Gaben der Erde das Geschlecht der Mitte — wir armen Menschenkinder, die mit den

Google

Augen blinzeln, wenn uns ein Strahl der Sonne zu scharf trifft, und die verzagen im chaotischen Dunkel. Wer will uns anklagen, wenn uns keine Flügel wachsen und wir in dem Vogel des Zeus nur den furchtbaren Räuber erblicken, der die Kinder der Sterblichen zur Beute für seine Brut kürt? Auch Du warst von unserem Stamm, leichtblütiger, schuldbeladener Jüngling, der Sproß gleicher Ahnen, der raschen Freude zugewandt wie sie. Wird der Gott, der Dich schuf, Dir seine Gnade entziehen? O gewiß nicht! Du hast gebüßt. Ruhe in Frieden!

Der Adler war verschwunden. Von der anderen Seite des Berges trug mir der Wind den Schall einer Kirchenglocke zu. Dort betete ein alter schuldgequälter Mann inbrünstig um sein Seelenheil. Keine Gewalt der Erde würde mich in das enge Haus gelockt haben, und auch der rührendsten Bitte hätte ich widerstehen müssen. Aber hier oben auf der freien Warte, dem Treiben des Tages, der Dumpfheit der kleinen Leidenschaften und Wünsche entrückt — wie groß, wie weit fühlt sich hier das Herz und wie lieblich tönt ihm der Schall der Glocken Andacht und Frieden zu. Je höher ich stieg, desto süßer klang das Geläut. Da endlich gab mir der Berg auch die Aussicht nach Osten frei und ich sah das Kirchlein liegen, dessen Dachknauf im Strahl der Sonne funkelte. Ich dachte des Alten und seines Gebets und in stiller Rührung sprach ich mein „Amen"!

Go gle

Albert Niemann.

Ein Beiblatt zur Theatergeschichte der Gegenwart.

Von

Paul Marsop.

— München. —

Es ist nicht angänglich, die Summe der Leistungen eines großen Dramatikers zu ziehen, so lange er noch unter den Lebenden weilt; es ist möglich, einem hervorragenden Darsteller schon dann gerecht zu werden, wenn seine Zeitgenossen ihn noch von Erfolg zu Erfolg eilen sehen. Ersterem kann die Mitwelt einen Sitz im Rathe der Olympier bestenfalls in Aussicht stellen, nie verbürgen. Da sie, um sich in dem für das Wohl der Gesammtheit erforderlichen Gleichgewicht zu erhalten, sich seinem Werke gegenüber in Zustimmende und Ablehnende zu theilen pflegt, muß ihr Urtheil parteiisch sein. Andererseits kann das schöpferische Genie bis zur Stunde seines Todes mit einer unerwarteten That hervortreten; manch' Gewaltiger hat sein bedeutungsvollstes Wort gesprochen, als er bereits am Eingang zur Unterwelt stand. In der Laufbahn des Mimen dagegen läßt sich der Zeitpunkt feststellen, in welchem er auf der Höhe seines Könnens angelangt ist. Mag immerhin sein geistiges Vermögen fortdauernd wachsen, so lange es ihm noch vergönnt ist, auf den Brettern zu schalten: mit den zunehmenden Jahren tritt nothwendigerweise eine Verminderung seiner physischen Mittel ein. Er sucht — eine stets wiederkehrende Erscheinung — nach Aushülfen, um den unersetzlichen Verlust vor den Augen des im Banne der Gewohnheit nachsichtiger gewordenen oder von Haus aus mit geringerem Scharfblick begabten Publikums zu verdecken. So fällt auch in die Harmonie der künstlerischen Kräfte der erste Mißton. Das große Decrescendo beginnt. Im Einzelnen kann er sich noch vervollkommnen, im Ganzen geht er zurück. Der Schauspieler, der Sänger hat gezeigt, was er vermochte, die Mitwelt

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ist im Stande, einen entscheidenden Spruch zu fällen. Hat jener Treffliches, Außergewöhnliches geleistet, so darf ihm die Gegenwart sagen, daß spätere Geschlechter seiner gedenken werden. Nicht mit dem Gefühl demuthsvoller Verehrung, mit welchem sie den Namen eines dahingeschiedenen schaffenden Genius aussprechen, aber mit dem Worte des Dichters auf den Lippen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Diese Theilnahme wird eine wärmere sein, wenn davon berichtet werden kann, daß ein ausgezeichneter Mime mit einem schöpferischen Genius durch Bande der Freundschaft und des gemeinsamen Strebens eng verknüpft war. Ein solches Zusammenwirken hat allerdings in dieser und jener Periode einmal stattgefunden — doch nicht so häufig, daß man daraus etwa eine allgemeine Regel abzuleiten im Stande wäre. Im Besonderen ist der Satz unrichtig, daß jeder berühmte Componist die Fähigkeit besaß, Sänger aus der Erde zu stampfen, welche seinem Stil vorzugsweise gerecht zu werden wußten. Mozart machte Zugeständnisse, als er die Partieen der „Constanze", der „Königin der Nacht" mit virtuosem Flitterkram ausstattete: hätte er sich dazu entschlossen, wenn er Künstlerinnen nach seinem Herzen angetroffen haben würde? Dem gegenüber begegnete Beethoven auf seinem Wege allerdings einer „Leonore" und Richard Wagner, der nicht nur sein Genie und seine Mitmenschen, sondern auch sein Geschick meisterte, fand vierzig Jahre später einen „Florestan": Albert Niemann. Der Dichtercomponist theilt uns selbst mit, wie er dazu kam, den Sänger in seine Kreise zu ziehen. Es war die Zeit, in welcher er es wieder einmal mit Paris versuchte, um sich, wie so mancher seiner Landsleute, dort den Trost zu holen, daß, so unerquicklich sich künstlerische und nicht künstlerische Verhältnisse auch in Deutschland anließen, es an der Seine doch noch viel schlimmer aussähe. Eines Tages regte sich bei der Fürstin Metternich die Protectionslaune und Napoleon III., welcher die Wünsche geistvoller Frauen, besonders wenn sie keinen Bezug auf Politik hatten, courtoisievoll entgegennahm, befahl, daß der „Tannhäuser" in der „großen Oper" aufgeführt werden sollte. Mit die meisten Schwierigkeiten bereitete Wagner eine angemessene Besetzung der Hauptrollen. Er beschied sich mit einer französischen Venus, erachtete es aber für nöthig, die Darstellung des Helden einem deutschen Sänger anzuvertrauen. „Von dem glänzenden Talent des jugendlichen Sängers Niemann unterrichtet," schreibt er, „bezeichnete ich ihn, den ich zwar selbst nie gehört hatte, für die Hauptrolle." Ein keckes Zugreifen, das durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Aus dem allgemeinen Wirrwar, mit welchem die stürmischen Pariser Wagnertage endigten, rettete sich der Componist wenigstens einen dauernden Gewinn: die Anhänglichkeit eines begabten und energischen Künstlers. Die Freundschaft, welche inmitten des Pulverdampfes und Kugelregens geschlossen wurde, erwies sich als ein Bund für's Leben. Jetzt ist der Eine der Beiden, der Bayreuther Meister, schon seit mehreren Jahren ein stiller Mann — und noch immer ist nicht abzusehen, wann man dazu fähig sein wird, zu einem abschließenden

Google

Urtheil über ihn zu gelangen. Wenn jene Tage gekommen sein werden — vielleicht auf der Wende des neuen Jahrhunderts, vielleicht noch später — dann wird es auch wieder möglich sein, eine musikalische Abhandlung zu schreiben, ohne Wagner und die Wagnerfrage zu berühren — ein Thun, auf das sich heutzutage nur Jemand einlassen kann, der vom pythischen Dreifuß herab die Welt mit Orakelsprüchen beglücken will. Vielmehr gilt es, mit seiner Zeit und den großen Fragen derselben Fühlung zu behalten. Wo gäbe es einen Politiker, der es unternähme, in unseren Tagen eine Rede zu halten, ohne Bismarcks zu gedenken? Welchen Nutzen haben selbst rein historische Arbeiten, wenn sie nicht zur lebendigen Gegenwart in Beziehung gesetzt sind?

Wagner ruht in Frieden und wartet auf seine Todtenrichter. Niemann lebt — und gehört doch bereits der Geschichte an. Das Facit seines Könnens darf gezogen werden.

Viel verdankt er der Natur, viel sich selbst, viel seinem großen Freunde. Eigenartig sind die Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, und einen eigenartigen Gebrauch weiß er von ihnen zu machen.

Niemann verfügt über einen ausnehmend kräftigen Tenorbariton von seltener Ausdauer. Indessen ist sein Organ mehr stark als schön; viel Schmelz hat es nie besessen und auch ein äußerer Glanz, der sich selbst bei spröden Stimmen von ähnlichem Charakter in jüngeren Jahren zu finden pflegt und über den Mangel eigentlichen Metalles für eine Zeit hinwegtäuschen mag, war bei ihm von jeher zu vermissen. Besonders in der Höhe: ein auch nur leidlich frei angeschlagenes, eingestrichenes G gehört bei Niemann schon zu den Seltenheiten. Darüber hinaus nimmt er die Töne stets mit Anstrengung; durch Willensanspannung weiß er ihnen zwar noch einen durchdringenden Klang zu verleihen, doch kommen sie dabei nicht selten unrein und stark nasal gefärbt heraus. Von angenehmerer Wirkung ist seine Mittellage; diese entbehrt nicht der Schönheit, vorzüglich so lange sich der Sänger nicht übernimmt; auch ist hier die Intonation meist tadelfrei. Die Tiefe, soweit sie für die von ihm gesungenen Partieen in Betracht kommt, reicht einigermaßen aus. Die Gesangstechnik im eigentlichen Sinne ist eine recht bescheidene; selbst ein dürftiges, an sich noch sehr holpriges, deutsches Durchschnitts-Legato, bezüglich dessen man unseren einheimischen Künstlern den mildernden Umstand mangelhafter natürlicher Veranlagung anrechnen darf, vermag Niemann nur in Ausnahmsfällen zu erzielen. Desgleichen ist er nicht fähig einen Ton makellos anzusetzen und ihn in ebenmäßiger Weise an- und abschwellen zu lassen; kräftig, wie die Note zuerst zum Ertönen gebracht ist, wird sie in der Regel festgehalten, höchstens bei längerer Dauer durch Nachdrücken noch um etwas verstärkt. Mit Läufen und Verzierungen weiß der Künstler vollends wenig anzufangen. Jedoch darf man ihm aus seinen vielfachen Verstößen gegen den guten musikalischen Geschmack keinen allzugroßen Vorwurf machen: ein Heldenorgan ist nicht selten von Natur aus ebenso

Google

unbiegsam als ein Heldencharakter eigensinnig. Dazu kommen die vielfachen vocalen Erbsünden, die sich seit der Einführung italienischer, französischer und anderweiter, hauptsächlich um ihrer Fremdartigkeit willen bevorzugter Besonderheiten in die friedliche deutsche Singspielmanier von Geschlecht zu Geschlecht in stets wachsender Fülle fortpflanzten. Es erscheint fast als ein Glück, daß Geschick und individuelle Abneigung es Niemann ersparten, inmitten einer Reincultur von Opernsängern, wie deren bei uns von altersher durch bewährte Meister mit ebensoviel Eifer als Ungeschick betrieben wurden, seines angeborenen Talentes verlustig zu gehen. Man hätte in solchem Falle einen schlechten Kunstsänger aus ihm gemacht, während so ein guter Naturalist aus ihm geworden ist.

Das Wenige, was Niemann sich im Gesangsfache methodisch aneignete, stammt in erster Linie von dem durch Grobheit und Tüchtigkeit in gleichem Maße ausgezeichneten alten Capellmeister Friedrich Schneider. Dieser war in jedem Sinne des Wortes ein alter Dessauer, einer der tüchtigsten vormärzlich-musikalischen Haudegen, welche ihre Tactstöcke mit Vorliebe auf dem Rücken widerspenstiger Orchestermitglieder zu zerbrechen pflegten. Jeder Zoll an ihm war ein Zopf, aber auch jedes Wort, das aus seinem Munde kam, wenngleich rauh, so doch verständig und von Wohlwollen zeugend. Moderne Componisten, welche vor kirchlicher Polyphonie eine mit Furcht gemischte Hochachtung an den Tag zu legen pflegen, feiern ihn als bedeutenden und frühvergessenen Schöpfer zahlreicher Oratorien; die Wagnerfreunde verehren in ihm den Entdecker Albert Niemanns.*) Er gab dem jungen Sänger, welchen er von ungefähr aus seinen Choristen herausgriff, die nothwendigsten Lehren des kleinen deutschen Gesangs-Katechismus an die Hand; diese wurden dann weiterhin durch den in den fünfziger Jahren häufiger genannten Baritonisten Dusch um Etliches ergänzt. Der Einfluß, welchen insbesondere der erstere auf den damals noch ebenso körperlich wie musikalisch ungelenken Tenoristen hatte, ist nicht zu unterschätzten, war aber von zu kurzer Dauer, um sich nachhaltig geltend zu machen. Immerhin lernte Niemann in ihm einen musikalischen Bureaukraten kennen, während er späterhin während der besten Jahre seines Lebens unter der Oberleitung eines unmusikalischen stand. Die mäßigen Kenntnisse, die ihm durch den Unterricht heimischer Meister zu Theil wurden, erhielten dann weiterhin noch eine flüchtige französische Politur durch Gilbert Duprez — einen der kleinsten und temperamentvollsten Tenoristen, welche jemals die Abonnenten der „großen Oper" mit Rossini'schen und

*) Albert Niemann wurde am 15. Januar 1831 zu Erxleben bei Magdeburg als Sohn eines Gastwirths geboren. Er hatte die Absicht Techniker zu werden und trat mit siebzehn Jahren in eine Maschinenfabrik ein; da er indessen bei den bescheidenen Vermögensverhältnissen seiner Eltern auf eine ausreichende Unterstützung seitens derselben nicht zu rechnen hatte, wandte er sich nach kurzer Zeit der Bühne zu. 1849 fand er sein erstes Engagement in Dessau.

Google

Meyerbeer'schen Fermaten erfreuten. Auch nach seinen gleichfalls nicht allzu-lang ausgedehnten Pariser Studien war Niemann das geblieben, was — er heute noch ist: ein talentvoller Natursänger.

Nichtsdestoweniger sind eine Reihe musikalischer Tugenden an ihm zu loben. Er vocalisirt verständig, ist tactfest und befleißigt sich vor allen Dingen einer musterhaften Aussprache. Da er Ton und Text vernehmlichst, ja zu-weilen mit einer Energie, welche an Eindringlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig läßt, zu Gehör bringt, so kann der musikverständige Hörer es sich wenigstens in seinem Inneren zurechtlegen, wie das Vorgebrachte klingen möchte, wenn es in Uebereinstimmung mit den musikalischen Schönheitsgesetzen gehalten wäre, ein relativer Genuß, der ihm, so bescheiden wie er ist, im heutigen Opernhause nur selten gewährt wird. Das, was Niemann indessen, ungeachtet des erwähnten Vorzuges, niemals oder nur unter ganz besonderen Umständen erreicht, ist eine vollständige Verschmelzung von Wort und Ton, wie sie von Wagner immer und immer wieder gefordert wurde, wie sie einer jeden dramatischen Musik zu Gute kommen muß. Nur eine musterhafte Be-handlung der Sprache — das wichtigste, weil für alles Weitere Grundlegende, auf das bei allen Arten des musikalischen Unterrichts nachdrücklichst hinge-arbeitet werden sollte — in Verbindung mit einer makellosen Gesangs-technik kann zur Erfüllung jenes nur zu berechtigten Wunsches führen. Wie ist eine wahrhaft edle Phrasirung zu erzielen, wenn der Sänger nicht ver-ständig mit seinem Athem umzugehen, wenn er die Töne nicht sorgsam zu binden versteht? Mit dem bloßen „richtigen Declamiren" ist etwas, aber lange noch nicht alles gethan. Damit reicht der Schauspieler zur Noth aus; aber wie dieser Geberdensprache und Mienenspiel bis zu einer Vollendung ausbilden muß, die für den seine Rollen auch noch so frei und lebensvoll ausgestaltenden Sänger ein überflüssiger Ballast sein würde, so hat letzterer hinwiederum mit seinem Organ unendlich viel mehr zu leisten als jener. Nur auf der Basis einer tadelfreien Gesangskunst gelangt man zum idealen Sprechgesang. Es gehört zu den bösesten Dingen im umfangreichen Sündenregister der Wagnerianer, daß sie, in voreiliger Begierde, dort schon mit einem scheinbar reichen Ernteertrage zu prunken, wo soeben erst die Aus-saat geschehen war, jeden Künstler, welcher den Lohengrin um zwei Grade wärmer sang, als den Propheten, sofort mit dem Ehrentitel eines meister-lichen Wagnersängers*) bedachten. War nun gar, wie im Falle Niemanns, das Können des neugewonnenen Zukunftssternes ein das Durchschnittsmaß des geistigen und physischen Tenorvermögens überragendes, so ging die ästhetische Camarilla in übel angebrachter Liebedienerei darauf aus, hinter den offen-

*) An anderer Stelle hat Schreiber dieser Zeilen unlängst den Satz zu be-gründen versucht, daß es „eigentliche Wagnersänger zur Stunde in Deutschland noch nicht giebt", daß wir diese erst „in Zukunft vor uns sehen werden". Vgl. meine Ab-handlung: „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich".

Google

kundigen Mängeln des Gefeierten allerhand geheimnißvolle Vorzüge zu entdecken, deren Besitz dann als unentbehrlich für jeden noch ungeborenen Gralsritter hingestellt wurde. Das Original wurde seinerseits für unfehlbar erklärt; in Folge dessen entäußerten sich dreiviertel der deutschen Tenoristen der geringen Selbständigkeit, welche sie theils mit auf die Bühne, theils überhaupt nur mit auf die Welt gebracht hatten; die Mehrzahl erkrankte am „falschen Niemann" und fand in den Spalten conservativ gehaltener Feuilletons ein vorzeitiges, schreckliches Ende.

Was diesen Opfern eigener und fremder Eitelkeit zu erreichen nicht gelang, das war Niemann wenigstens hier und da zu erzielen vorbehalten. Trotz seiner stimmlichen Mängel, trotz seiner unzureichenden Schulung singt er gelegentlich einmal eine Reihe von Tacten, ja eine ganze Scene so hinreißend schön, daß der Zuhörer für eine Zeit ein völlig anders geartetes, ebenso weiches als volles und musterhaft behandeltes Organ zu vernehmen glaubt. Niemann steht uns in einer hochdramatischen Rolle gegenüber. Bei den ersten Einsätzen erklingt seine Stimme dickflüssig, oft mit rauherem Beisatz, oft müde. Da wird er von der Situation hingerissen: sein schönes Auge leuchtet auf, er wird ganz Wärme und Leidenschaft. Unvermuthet, man weiß kaum, wie rasch sich der Wechsel vollzieht, dünkt uns der Ton freier und klarer; die Schlacken, welche nicht augenblicklicher Disposition zufolge, sondern auf Grund natürlicher Hemmnisse dem Organe anhaften, scheinen zu schwinden; Schwierigkeiten, welche sonst für den Sänger unüberwindlich sind, werden im Drange der zunehmenden Erregung spielend bewältigt — auf dem Gipfel der Steigerung scheint uns die Stimme rein und biegsam wie Stahl zu sein. Wir stehen vor der Thatsache, daß sich dem Künstler für die Augenblicke eines wahren, großen Affectes ungeahnte Hülfsquellen erschließen.

Wie kommt es, daß eben dieser, der tragische Affect, sich bei ihm zu solcher Höhe steigert?

Weil Niemann ein Darsteller von ungewöhnlicher Begabung ist. Er rührt, ergreift, erschüttert uns.

Dennoch empfinden wir, sobald wir wieder in ruhiger, gesammelter Stimmung über das Erlebte nachdenken, daß der Grad der Erregung, in die wir versetzt wurden, bei aller Bedeutsamkeit der uns vorgeführten Leistung in keinem ganz richtigen Verhältnisse zu derselben steht. Woran liegt das? Einmal daran, daß in vielen Fällen der Darsteller als Hauptinterpret von Schöpfungen vor uns trat, die abgesehen von der ihnen innewohnenden Größe auch durch die Neuheit ihrer Anlage und Ausführung auf die Mitwelt mächtig wirken — ein allgemeiner Hinweis auf die Tondichtungen Richard Wagners möge an dieser Stelle genügen. Ein zweites Mal daran, daß Niemann, obwohl er eine der wenigen schauspielerischen Individualitäten ist, welche Deutschland gegenwärtig besitzt, doch nur über ein gewisses Maß des mimischen Vermögens verfügt.

Zeigt es sich, daß der Künstler das, was er erreichte, sich meist aus

Google

eigener Kraft errungen hat, daß es ihm nicht vergönnt war, großen Vorbildern nachzueifern, sondern daß er, soweit ihm nicht die fördernde Beihülfe eines genialen Freundes zu statten kam, sich nur durch unausgesetztes Arbeiten an sich förderte, so will es vielleicht ebensoviel bedeuten, unter diesen Umständen ein guter als unter anderen ein hochbedeutender Darsteller geworden zu sein. Berühmten Vorbildern konnte Niemann in der That nicht nacheifern. Man gehe einmal um etliche Decennien in der Entwickelung des deutschen Theaters zurück. Wie sah es damals aus? Es ist nicht zu leugnen, daß um das Jahr 1830 herum unsere Schauspielkunst in Verfall zu gerathen begann. Hier und da zeigten sich am Bühnenhorizonte noch Reflexe der Weimarer Epoche, um dann bald zu verschwinden. Dazu begann der Ruhm der „alten Burg" nach und nach zu erbleichen. Was an Traditionen, gleichviel welcher Art, noch vorhanden war, löste sich anfangs weniger merklich, dann um so rascher auf, je vernehmlicher der moderne Geist auch an die Pforten der Hallen Melpomenes zu klopfen begann. Hatte ehedem der fahrende Komödiant sich nur mit großer Ueberwindung dazu bequemt, ein seßhaftes Leben zu führen, so versuchte es jetzt der Virtuose, den kaum recht gefestigten Verband wieder zu sprengen. Die Oper verdarb das Schauspiel: im Besonderen die große Oper. Hier that sich, nachdem der Gesangskünstler an sich, als unzeitgemäß, bei Seite geschafft worden war, der Stimmprotz inmitten einer Schaar musikalischer Mittelmäßigkeiten nach Herzenslust gütlich. Was dieser in „fester Stellung" an Schätzen sammelte, konnte der Schauspieler in annäherndem Maße ebenfalls gewinnen, wenn er sich dazu entschloß, ein zigeunerndes Wanderleben auf neu-europäische Manier zu führen. Die Versuchung war zu groß: Goethes, Tiecks, Immermanns Bemühungen waren vergessen — und der Schauspielvirtuose des neunzehnten Jahrhunderts trat in die Arena. Das hatte mit ihrem Singen die große Oper gethan. Robert der Teufel machte, nachdem er seinen hochadeligen Verwandten Caspar und Pizarro eine Grimasse geschnitten, nun Herrn Mephisto selbst seine spöttische Reverenz; er verfehlte nämlich nicht, beim Antritte seiner angemaßten Erbschaft sich selbst zu ironisiren und das in der Harmlosigkeit einer milliardenarmen Zeit ruhig dahinträumende und dahinpolitisirende Deutschland zu versichern, daß man das Gold — auf dem Theater verachte.

Mittlerweile wuchsen R. Wagner und seine ersten Werke heran. Es war ihm noch vergönnt, im Zusammenwirken mit der genialen Wilhelmine Schröder-Devrient eine Reihe bedeutsamer Anregungen zu erhalten. Dann verlosch auch dieses Licht und nun sah es auf deutschen Brettern recht finster aus. Schauspieler und Opernsänger blickten sich rathlos an und keiner vermochte es, dem anderen den Weg zu weisen. Da wollte es das Geschick, daß von dort, woher das Uebel sich Bahn gebrochen hatte, wieder ein Strahl der Hoffnung — der Vorbote einer besseren Zeit — in die trübe gewordene Atmosphäre dramatischer Kunst fiel. Im neuen Lager, unter den Fahnen des Dichtercomponisten, gewahren wir reisige Frauen, die nicht nur einen

Google

hellen Weckruf weithin in die Lande hinauszuschmettern, sondern auch den Speer mit hoheitsvoller Geberde zu schwingen verstanden, gewahren wir wieder eine schauspielerische Individualität, nicht übermächtig, aber durchaus selbständig: Albert Niemann.

Ist er ein schauspielerisches Genie?

Nein. Es ist gerade in den letzten Jahren möglich gewesen, die Probe darauf zu machen. Wer Gelegenheit hatte, an einem Abend Niemann — an einem folgenden einen der bedeutenden fremdländischen Tragöden unserer Zeit — Rossi, Salvini, Booth — auf der Scene zu sehen, dem mußte, sofern er überhaupt fähig war, sich über das Wesen der dramatischen Kunst ein Urtheil zu bilden, der Unterschied zwischen talentvollem Nacharbeiten und congenialem Nachschaffen recht zum Bewußtsein kommen. Genie und Talent verhalten sich in der reproducirenden Kunst gerade so zu einander, wie in der producirenden. Letzteres erfindet im Einzelnen, hat „charakteristische Züge", ersteres formt im Ganzen, hat Charakter. Gewiß läuft es bei jeder mimischen Kunst nur auf ein Nachbilden hinaus, aber es ist ein Anderes um den mäßig begabten, strebsamen Darsteller, der im eifrigen Erfassen der ihm anvertrauten Rolle und von dieser begeistert sich wohl für einen Augenblick seines Ich's zu entäußern vermag — und ein Anderes um den begnadeten Künstler, welcher vom ersten Auftreten an bis zum Fallen des Vorhanges seine Persönlichkeit völlig vergessen hat und den Zuschauer an sie vergessen läßt. Das Talent ruft nun, da es sich in Vielem dem Hergebrachten anschließt und in den Dingen, in welchen es Neues bringt, sich selbst des Oefteren wiederholt, geringeren Widerspruch hervor als das Genie und geräth daher nicht selten in Gefahr, vom großen Publikum überschätzt zu werden. Dieses schmeichelt sich damit, schauspielerische Originalität zu entdecken, während es in Wahrheit nur durch gewisse, ihm sympathische Züge von mehr allgemeiner Art gefesselt wird. So gelangte es dazu, ein Talent zum Genie zu stempeln, so brachte es Niemann in den Ruf des „genialen Schauspielers" — Worte mit denen niemals zuvor ein solcher Mißbrauch getrieben wurde, als in den letzten zwei Jahrzehnten.

Man wende nicht ein, daß ein Vergleich zwischen einem Sänger und einem Schauspieler nicht statthaft sei. Sicherlich wäre es thöricht, wenn man bezüglich der Einzelheiten, aus denen sich das, was man gemeinhin zusammenfassend und ungenau „Spiel" nennt, ergiebt, eine Abwägung eintreten lassen wollte, wäre es beispielsweise zwecklos, festzustellen, daß Augen- und Geberdensprache des einen im Vergleich zu der des anderen dürftig erscheinen: denn die Natur der ungleichen Kunstarten fordert gebieterisch die Anwendung verschiedener Kunstmittel. Dagegen läßt es sich wohl feststellen, ob von zwei Darstellern, wenn sie auch anderen Fächern angehören, dieser eine größere theatralische Befähigung besitzt als jener.

Die Grundlage jeder schauspielerischen Thätigkeit ist das Improvisiren. Dieser Satz will in Hinsicht auf das abgeschlossene, Zeile für Zeile fertig ge-

Google

stellte Kunstwerk bedeuten: der Künstler, welcher seine Rolle mit solcher Naivetät und Folgerichtigkeit entwickelt, daß er sie während ihres Verlaufes erst auszugestalten scheint, nimmt den höchsten Rang unter seinen Genossen ein. Man erwäge nun, wie Rossi seinen „Macbeth", seinen „Othello" vom ersten bis zum letzten Act durchaus im Festhalten an Shakespeare und doch in vollster geistiger Freiheit ausführt, wogegen Niemann den Vorschriften des Dichters zwar meist gerecht wird, uns aber doch nur während einzelner Scenen in der ganzen nothwendigen Illusion zu erhalten vermag. Blickt man dann auf die fertige Leistung zurück, so sagt man sich wohl: das war ein „Admet", wie ihn sich Gluck gedacht haben mag, ein „Siegmund", wie ihn Wagner sich wünschte — gewiß kein kleines Lob! Aber man ist sich doch auch darüber klar, daß man den größten Triumph der mimischen Kunst nicht oder nur für Augenblicke erlebt hat: den Autor über dem Schauspieler zu vergessen. Darum steht Niemann nicht auf der höchsten Stufe. Es liegt uns fern, den wohlerworbenen Ruhm des trefflichen Mannes auch nur im Geringsten schmälern zu wollen; wir müssen jedoch, da es sich für uns um das Interesse der Kunst, nicht um das eines Künstlers handelt, das in gleichem Grade hervorheben, was ihm versagt, wie das, was ihm gegeben ist. Und es ist ihm viel gegeben.

Niemann ist in keiner Rolle vollkommen, aber er bringt in einigen tiefergehendere Wirkungen hervor als irgend ein anderer Darsteller der gegenwärtigen deutschen Bühne, weil er der ersten und einfachsten an den Schauspieler zu stellenden Forderung, seine Rolle einheitlich zu gestalten, relativ am meisten gerecht wird. Es ist das große Geheimniß des Theaters, daß es die Neigung des Publikums, sich an Einzelnes zu halten, stets von Neuem zu überwinden hat und auch wirklich überwindet. Ein Ensemble von Sängern zweiten und dritten Ranges erweist sich, sofern es harmonisch abgestimmt ist, einer Vereinigung besser Begabter, aber nicht dem gleichen künstlerischen Gesammtwillen unterworfener Kräfte überlegen; andererseits kann der einzelne Mime über Genossen, die in Vielem besser veranlagt und ausgebildet sind als er, den Sieg davontragen, wenn er die Energie besitzt, sich stets an's Ganze zu halten. Es bedarf nicht des eingehenden Nachweises, daß Niemanns künstlerische Durchbildung gegen die eines Lewinsky oder Possart lückenhaft erscheint; es läßt sich nicht bestreiten, daß selbst in den Reihen seiner engeren Collegen von der Gesangsbühne sich reicher talentirte Individualitäten finden, wie Heinrich Vogl und Eugen Gura, die ihn durch schärferes Eindringen in den Organismus des Kunstwerkes, durch die schneidigere Dialektik im Herausarbeiten des Dialoges eben so sehr übertreffen wie durch ihre Gesangskunst. Dennoch hat Niemann darauf Anspruch, als ein vielbegünstigter Liebling des Publikums betrachtet zu werden. Ohne daß dieses sich so recht darüber klar wäre, weshalb es auch jenem den Kranz reicht, fühlt es instinctiv heraus, daß Niemann, der nur mit einem mäßigen Aufwand von Mitteln arbeiten kann, fest auf den Grundlagen aller mimischen Darstellung fußt.

Google

Diese sind: Natürlichkeit in Sprache und Spiel — und künstlerische Wahrhaftigkeit in der Auffassung.

Wer versteht es heutzutage auf der deutschen Bühne noch natürlich zu sprechen? Ein affectirtes Dehnen und Singen, welches Vers und Sinn in gleicher Weise unkenntlich macht, Glaube, Liebe und Hoffnung in einen zähen Recitationsbrei hineinrührt, für die Tragödie — ein unserer Sprache recht übel anstehendes, dem Französischen ungeschickt genug nachgebildetes, nur durch Lachpausen meist am unrechten Orte unterbrochenes Ueberhaspeln für das Lustspiel — ein bald in Toben und Brüllen ausartendes, bald in einen schulmeisterhaften Scandirton verfallendes Declamiren für das musikalische Drama — das ist die tägliche Speise für den Theaterbesucher, der auch mit der Seele hören will. Vor lauter deutschen Thaten hat man es verlernt, deutsch zu reden, und der Mime setzt in einem dunklen Drange, die Wirklichkeit zu idealisiren, den Conversations-Mischmasch unserer Gesellschaft noch gar auf Stelzen. Keine Kunst ist schwerer als die, natürlich zu sein und natürlich zu reden: Niemann gehört zu den Wenigen, welche sich auf sie verstehen. Er handhabt den Dialog so gut, daß man sich mitunter auf dem Wunsche ertappt, seine Rolle möchte nur aus Dialog bestehen. Seine Sprechweise ist einfach und verständig; er geht mit kräftigeren Betonungen ungemein sparsam um und weiß durch ein unmerkliches Fallen- und Steigenlassen der Stimme den Sinn verwickelterer Perioden in's rechte Licht zu setzen. Während er sich beim Singen nicht selten übernimmt, versteht er es, in der Rede stets die richtige Tonstärke zu treffen. Auf Kunststücke, wie auf ein absichtliches Zittern mit der Stimme, läßt er sich nicht ein; um so schöner wirkt bei mächtigen Erschütterungen ein unwillkürliches Beben. Durch leise, discret angebrachte, sentimentale oder leicht ironische Färbungen weiß er den Redeton abwechselungsvoll zu schattiren, ohne daß deshalb die Natürlichkeit seiner Sprache die geringste Einbuße erlitte. Da er sich mit den Rollen seiner Mitspieler vertraut macht, kann er auf einen von diesen angeschlagenen Ton ohne Zögern eingehen und ein Versehen, einen unrichtigen Accent derselben durch rasches Eingreifen halb verdecken. Es steht für uns fest, daß Niemann auf dem Gebiete des Schauspiels noch ungleich Bedeutenderes geleistet haben würde, als auf dem der Oper und des musikalischen Dramas*). Es hätte der deutschen Bühne höheren Gewinn gebracht, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, anstatt den Trivialitäten der Gounod'schen Muse durch gelegentliche geistvoll-dramatische Impromptus ein wenig aufzuhelfen, uns in seiner schlichten, markigen Weise ein Bild des Goethe'schen „Faust" zu geben — eine Aufgabe, die für die heutigen Conversations-Virtuosen oder grimmigen Heldendarsteller, die mit jener Rolle betraut zu werden pflegen,

*) Wir sagen: geleistet haben würde. Wer fünfundzwanzig Jahre lang auf dem Kothurn des musikalischen Dramas wandelte, ist natürlich außer Stande, jenen im Weiteren mit dem des recitirenden zu vertauschen.

Google

unlösbar ist. Vielleicht würde er auch dem „Wallenstein", dessen Gestalt, von der Gunst der Charakterspieler und dem Haß der Bonvivants verwirrt, haltlos und hülflos auf den Brettern herumzuschwanken pflegt, zu einem zeitweisen besseren Bühnendasein verholfen haben. Wer seinen „Rienzi" gesehen und studirt hat, darf ihm dies zutrauen. In der Art, in welcher Niemann, halb Cajus Gracchus und halb Fiesco, das Drüber und Drunter von Politik und Gefühl dialogisch zu verwerthen weiß, liegt einer der beherzigenswerthesten Entschuldigungsgründe für das Vorhandensein der historischen Kunst.

Es hat ihm an Anregungen, welche ihm geradeswegs vom Gebiete des recitirenden Schauspiels her zukamen, nie gefehlt. In den Choristen- und Leidensjahren seiner ersten Theaterzeit wurde er nicht selten als Schauspieler in kleineren Rollen beschäftigt — eine Schule, wie sie jedem angehenden Sänger zu Gute kommen würde; sie hat zweifellos dazu beigetragen, seine dramatische Einsicht zu fördern und ihn auf das Frische, Ungezwungene seiner Sprechweise hinzuführen. Weiterhin ist das Zusammenleben mit Marie Seebach, seiner ersten Gattin, sicherlich von förderndem und bildendem Einfluß auf ihn gewesen. Pulsirte doch in den Adern dieser Frau von Haus aus ein kräftiges, gesundes Bühnenblut; war es doch vornehmlich, ehe sie später zum klassischen Reisegretchen wurde, die Wahrheit und Schlichtheit ihrer Bühnensprache, durch welche sie sich nicht allein die Bewunderung des Publikums und die Anerkennung gekrönter Häupter, sondern auch das Lob Franz Dingelstedts erwarb. Indessen darf die Einwirkung Marie Seebachs auf Niemann auch nicht überschätzt werden; jedenfalls ist die Meinung, der man hier und da wohl begegnet, falsch, daß „sie es gewesen sei, die aus ihrem Mann erst eigentlich etwas gemacht habe". Niemann hat bereits vor seinem Vermählungsjahr — 1861 — ungewöhnliche Erfolge errungen. Er muß also wohl schon als Junggeselle etliches dramatisches Talent besessen haben. Immerhin war Marie Seebach nicht die Frau, welche jemals, auch außerhalb der Bühne, fähig war, etwas Triviales zu sagen, und Niemann nicht der Mann, um irgend welche gegebene Anregung ungenutzt zu lassen. Er mußte solche auch in seiner zweiten Ehe mit Hedwig Raabe finden. Denn es darf nicht vergessen werden, daß letztere einstmals die „Marianne" in Goethes „Geschwistern" gar herzig gespielt hat. Später widmete sie allerdings ihre beste Kraft der Parterre-Gymnastik des deutsch-französischen Scherz- und Rührstückes. Es ist charakteristisch, daß auch für Niemann einmal eine Zeit kam, in welcher er an der Grenze des echten Künstlerthumes anlangte. Es schien, als ob er durch die rasch aufeinander folgenden Wiederholungen derselben Aufgaben, wie sie das moderne Theater, welches mit Kassenstücken und Zugsternen rechnet, erheischt, daran verhindert würde, seine Leistungen da, wo sie ergänzungsbedürftig waren, ausreifen zu lassen und sie jedes Mal mit neuer Frische in Angriff zu nehmen. Gewisse Posen, Bewegungen, declamatorische Besonderheiten begannen bei ihm stereotyp zu werden und wenig fehlte daran, daß sich in ihm ein Virtuose der Zukunftsmusik heraus-

Google

bildete, noch ehe man einen echten und rechten Interpreten derselben kennen lernte. Es hätte sich gar nicht übel angelassen, auf bisher ungekannte Effecte, deren Wirkungsfähigkeit am Tage lag, sich zu werfen und damit herumzureisen. Die stets erneuerten Berührungen mit Wagner — einem der außerordentlichsten mimischen Genies nach dem Urtheile aller, die jemals einer von ihm geleiteten Probe beiwohnten — haben ihn vor der drohenden Gefahr behütet. Er hat sich im regen Verkehr mit dem Dichtercomponisten immer und immer wieder neue Frische gewonnen.

Niemanns meisterhafte Beherrschung des Dialoges mußte ihm für die musikalische Recitation zu statten kommen. Erfolge, welche man seiner „fortreißenden dramatischen Kraft“ zuzuschreiben pflegt, erzielt er oft allein durch die Fähigkeit, jeden von ihm gesungenen Satz genau gemäß dem in demselben ausgedrückten Sinn vorzutragen, wodurch er dann, ohne besondere Anstrengung, das Ziel einer vom Componisten beabsichtigten Steigerung erreicht. Indem er den Intentionen desselben Schritt für Schritt nachgeht, ermöglicht er uns den besten Einblick in das Wesen der theatralischen Beredtsamkeit. Hat er ein Stück idealer Wahrheit zu schildern, so überzeugt er, indem er spricht; ist er dazu verurtheilt, sich mit einem Stück theatralischer Unnatur zu befassen, so erscheint er wie ein verständiger Anwalt, der die Schwächen der Sache seines Clienten zu beschönigen erst gar nicht versucht, vielmehr nur die offenkundigen Lücken, welche in dem ihm an die Hand gegebenen Beweismaterial hervortreten, geschickt aus eigenen Mitteln verdeckt.

Von derselben Natürlichkeit wie Niemanns Sprache ist sein Spiel. Nichts von jener hergebrachten Verlegenheitsgymnastik, welche den Gesang eines Durchschnittstenoristen etwa in der Weise zu begleiten pflegt, wie die durch Fäden zu regelnden Bewegungen der Cartonfiguren den Text eines Ziehbilderbuches. Er verfährt äußerst knapp in der Anwendung von Gesten; aber jede, welche er bringt, ist eigenartig und entspricht der Situation. Ohne zu düfteln, überrascht er den Zuschauer bisweilen durch glücklich erfundene Nuancen. Den bildenden Künstler mag er allerdings nicht immer in gleichem Maße entzücken. Er versteht sich wohl auf die großen, aber nur sehr bedingt auf die schönen Bewegungen*). Stellungen von klassischer Vollendung,

---

*) Unter allen Walküren, ja unter allen lebenden Schauspielerinnen überhaupt ist allein Therese Vogl (und war ehemals Johanna Jachmann) Meisterin der „schönen Bewegung“ — sonst in vielen Beziehungen ein weibliches Gegenstück zu Niemann. Ohne irgendwelche Absichtlichkeit, ganz der Empfindung des Augenblicks hingegeben, entzückt sie den Zuschauer durch Geberden von hinreißender Anmuth, von beherrschender Größe. Wir verdanken ihr über den Faltenwurf der Antike eine bessere Belehrung als der Lectüre der unterschiedentlichsten kunstphilosophischen Schriften. Sie ist die Vertreterin des reinen Idealismus im Spiel, wogegen Hedwig Reicher-Kindermann und Marianne Brandt mehr von der heißblütig-modernen Art der Wolter in sich hatten. Amalie Materna war als Schauspielerin ebenso unbedeutend wie als Sängerin und wirkte nur durch sinnliches Feuer, durch die Explosionen eines starken Tempe-

Google

feine Linien, wohlvorbereitete Uebergänge aus einer Haltung in die andere findet man bei ihm nicht. Seine Geberde ist oft ungestüm, aber nie charakterlos, vorwiegend energisch, man möchte sagen demagogisch beredtsam. Er wählt stets die richtige Farbe, trägt aber jeweilig zu stark auf. Er ist mehr ein revolutionärer, als ein disciplinirter, höfischer Held. Deshalb liegt ihm der „Masaniello“ besser als der „Raoul“; deshalb lebt er sich in den „Rienzi“ mehr hinein als in den „Adolar“.

Da er seinen Körper vollkommen in der Gewalt hat — etwas, das ihm auch für die freie Entfaltung der Stimme zu Statten kommt — vermag er es, sich ganze Partiturseiten lang nur auf ein reges Mienenspiel zu beschränken. In diesem wird er durch glückliche Naturgaben unterstützt. Sein Gesicht weist jene großen, kräftig geschnittenen Züge auf, wie solche aus einer gewissen Entfernung zu wirken am geeignetsten sind. Sein sprechendes blaues Auge, sein charakteristisch geformter Mund und seine starke, musterhafte Bühnennase — eines der wichtigsten Erfordernisse für eine gute theatralische Carrière — sind für die Scene unschätzbar. Der Ausdruck seines Antlitzes ist stets ein edler; sogar in den Augenblicken höchster Erregung verzerren sich die Züge nie. Die Maske dagegen erscheint auch in Rollen verschiedener Natur etwas gleichförmig. Sein Aeußeres vermag Niemann ebenso schwer zu moduliren wie sein Organ. Es tritt uns immer dieselbe germanisch-reckenhafte Figur entgegen — selbst dann, wenn wir die Erscheinung in Rücksicht auf den Stoff der Handlung in mehr brünettem Stil gehalten zu sehen wünschten. Freilich hat er sich stets durch den Zauber, der von der fascinirenden Persönlichkeit ausging, große Triumphe gewonnen. Manche Lady Patroness, auf deren ästhetisch fragwürdige Sympathiebezeugungen für das Wagner'sche Kunstwerk man gern Verzicht geleistet haben würde, wenn man ihrer materiellen Hülfe hätte entrathen können, schwärmte für Niemann, während sie den Helden Siegmund zu bewundern vorgab. Das hatte dann zur Folge, daß einige weltmännisch gebildete Psychologen dem Wälsung nachsagten, er wäre im Grunde genommen nur ein altdeutsch costümirter, moderner Salon-Weltschmerzler von Hartmann'schem Zuschnitt, dessen dramatische Lebensaufgabe darin bestände, sich durch die Erzählung seiner Schicksalsfälle bei blasirten Damen interessant zu machen. Wenn Jemand an diesem wunderlichen Mißverständnisse keinen Theil hatte, so war es Niemann; auch der Skeptiker, der ihn um die mehr persönlichen Sympathieen, die jener sich zu gewinnen pflegt, beneidet, kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er nicht nur ein begabter Künstler, sondern auch ein schöner Mann ist. Viel-

ramentes. Das andere Extrem vertritt Rosa Sucher; sie ist ein ungewöhnliches darstellerisches Talent, aber bei ihr überwuchert die Fülle der an sich höchst reiz- und geistvollen Feinheiten die Haupt- und Grundlinien.

Wagner hielt Therese Vogl sehr hoch. „Ein Naturkind, das allen Kunstverbildeten den Rang streitig macht,“ sagte er 1879 zum Schreiber dieser Zeilen.

Google

mehr haben diejenigen zu der bezüglichen, merkwürdigen Auffassung des Wotanssohnes Veranlassung gegeben, welche in blinder Unterwürfigkeit gegen die bezeichneten Gönnerinnen die gelegentlichen, unfreiwilligen Zukunfts-Bonmots derselben als „tief bedeutungsvollste Aeußerungen des deutschen Volks- und Kunstgeistes" feierten. So rächt sich alle Schuld auf Erden und so weben die Frauen an der Kunstgeschichte. „Gott schütze mich vor meinen Freundinnen" — das hätte Richard Wagners tägliches Gebet sein sollen. Sie waren noch schlimmer als seine Freunde.

Noch mehr als im „Siegmund", ja schärfer als irgend sonst tritt die Eigenart Niemanns im „Tannhäuser" heraus; an keiner anderen Rolle läßt sich diejenige Eigenschaft besser begreifen, welche mit der Natürlichkeit in Sprache und Spiel in Parallele zu stellen ist, mit ihr das Wesen seiner schauspielerischen Individualität ausmacht: seine künstlerische Wahrhaftigkeit. Er giebt sich stets, wie er ist. Das ist ein unschätzbarer Vorzug, insofern dadurch jedes Conventionelle vermieden wird, kann aber dann Mängel begründen, wenn sich zwischen dem Wesen des Darstellers und dem der darzustellenden Charaktere tiefergreifende Unterschiede ergeben. Anderenfalls wird, bei größerer Verwandtschaft beider, das Resultat um so befriedigender sein. Für Tannhäuser ist, um mit Wagners Worten zu reden, charakteristisch „das bis zum stärksten Maße gesteigerte Erfülltsein von der Empfindung der gegenwärtigen Situation." „Er ist nirgends etwas nur ein wenig, sondern alles voll und ganz." Man sollte meinen, der Dichtercomponist habe diese Worte im Hinblick auf Niemann geschrieben. Letzterer vermag einer Rolle am besten gerecht zu werden, wenn in dieser durchgängig starke Leidenschaften zum Ausdruck gebracht werden sollen, wenn er durchweg mit voller Kraft arbeiten kann. Deswegen kommt er im Tannhäuser seinem Ideal am nächsten. Mit wilder Energie schüttelt er die Fesseln der Venus ab, mit leidenschaftlichem Feuer nähert er sich Elisabeth und wirbt um sie, mit eiserner Kraft zwingt er sich nach dem Innewerden seines Fehles in die Buße hinein, mit dämonischem Trotze wendet er, den Gott und Welt verstoßen haben, sich wieder dem Hörselberge zu. Hier decken sich also Anspruch und Können. Daß nicht alles, was Niemann in dieser Rolle bietet, auf gleicher Höhe steht, dafür ist wieder das Zeugniß des Componisten heranzuziehen, welcher die Erzählung der Pilgerfahrt „den besten Theil der Leistung Niemanns" nennt. Anderes hat ihn demnach nicht in gleicher Weise befriedigt: vermuthlich das Tannhäuserlied, das Duett mit Elisabeth und die erste Antwort im Sängerkriege: hier ist allerdings noch in stärkerem Grade wie sonst auf den Kunstsänger gezählt. Wer nun den „Tannhäuser" Niemanns als etwas Unübertreffliches hingestellt hat, der möge sich nicht darüber wundern, wenn ihm die Mär wieder einmal aufgetischt wird, daß Wagner an die Fertigkeit der Sänger geringere Ansprüche stelle wie andere Componisten. Dennoch bleibt diese Rolle Niemanns eine Leistung, deren Linien mit wuchtigen Zügen in die Annalen der Theatergeschichte eingetragen sind, deren Ruhm so bald

Google

nicht verblassen wird. In der „Erzählung“ erhebt er sich in der That zur vollen tragischen Größe: wir erleben hier einen Auftritt, in welchem das Talent über sich hinaus und zum Genie emporwächst, in welchem wir uns im Banne der vollen theatralischen Illusion befinden. Auf die Interpretation dieser Scene läßt sich das so oft mißbrauchte Wort von der Congenialität des Darstellers anwenden. Der Mime wird zum Dichter.

In keiner anderen Rolle erreicht Niemann die Größe seines „Tannhäuser“. Sobald er nicht mehr alles „voll und ganz“ sein kann, giebt er bald zu wenig, bald zu viel. Mischfarben, Abtönungen, Uebergänge gerathen ihm nicht immer nach Wunsch. Zartere Empfindungen werden oft zu Leidenschaften, ein inniges Werben zum kräftigeren Begehren. Er preßt Elsa an sich, als ob er in den Grotten der Liebesgöttin zu sein wähnte; er sucht sich Eva vor den Nürnberger Meistern mit solch’ diabolischem Feuer zu ersingen, als ob er die Laute des Venusritters im Arm trüge. Indem er die dichterische Begeisterung zu einem mehr als „schönen Wahnsinn“ steigert, macht er aus dem schwärmerischen Herzensdieb fast eine Carricatur, einen Beckmesser in ritterlichem Gewande; für das Preislied fehlt es ihm nicht nur an dem geschmeidigen Organ, nicht allein an der Kunst der richtigen Athemverwerthung, sondern auch an der rechten Anlage für die Wiedergabe echt lyrischer Stimmungen. Deshalb ermöglicht es ihm auch nur seine schmucklose, gesunde Vortragsweise, sich mit den zarten Partieen im „Lohengrin“ einigermaßen abzufinden. Sein Gralsritter hat mehr Würde und Haltung als die meisten derer, welche sich rühmen, von Montsalvat herzukommen; aber er hat einen starken Stich in’s Weltliche. Die Lust an äußerem Glanze, der ungestüme Thatendrang schlagen stärker vor, als man dies bei dem „Gottgesandten“ erwarten sollte. Er schreitet nicht nur zum Kampfe, weil ihn eine höhere Macht sendet, sondern weil ihm der Kampf selbst soviel werth dünkt als des Kampfes Preis. Auch die religiöse Lyrik ist etwas, in das sich seine fest und bestimmt zugreifende Natur schwer hineinzuleben vermag. Es wäre ihm kaum möglich gewesen, einen „Parsifal“ richtig zu zeichnen. Einmal aus dem eben angeführten Grunde und sodann, weil in der Darstellung des reinen Thoren eine Reihe von Uebergangs- und Bildungsmomenten hervortreten müssen, weil der Charakter sich erst allmählig klärt und festigt. Mit Rollen von dieser Art weiß er sich weniger gut abzufinden; ihm liegen solche besser, in welchen es sich von Anbeginn um festausgeprägte Züge handelt. Auch wenn es ihm je gelungen wäre, sich in der Cantilene hervorzuthun, würde er doch nie ein guter „Max“ geworden sein; dem Schwankenden und Unreifen dieser Gestalt — eines in der herrlichsten volksmäßigen Lyrik stecken gebliebenen Heldentenors — kann sich seine Individualität nicht anbequemen. Hingegen ist er ein vorzüglicher „Joseph“, ein vortrefflicher „Florestan“; die schlichte, fertige Männlichkeit dieser Charaktere entspricht seiner Natur wieder besser. Im Besonderen regt seine Darstellung des letzteren zu eingehendem Nachdenken über die ungemein schwierige Frage an: giebt es Ausnahmsfälle, in denen der Sänger, ohne die sonst so unent-

Google

behrliche Herrschaft über die Kunstmittel zu besitzen, nur durch seine natürliche Begabung es zu einer vollbefriedigenden Wirkung bringen kann? Die Partie des „Florestan“ ist eine der unsänglichsten, die jemals geschrieben wurden; es wird deshalb auch einem begnadeten Gesangskünstler nie gelingen, dieselbe mit strengem Festhalten an den musikalischen Schönheitsgesetzen durchzuführen. Entscheidend ist hier also das Herausarbeiten des dramatischen Gehaltes — eine Aufgabe, welche Niemann mit Meisterschaft bewältigt. Man muß seinen Ausruf: „O meine Leonore“ gehört haben, um sich dessen bewußt zu werden, daß man den richtigen Accent für den Gipfel des Affectes nur durch volle Hingabe an die Situation findet. Man mag über seine Interpretation der Arie zu Beginn des zweiten Actes noch so sehr den Kopf schütteln — jene drei Worte söhnen uns mit allem aus*).

Stellt es sich vornehmlich dann, wenn es sich um ein Meisterwerk der dramatischen Kunst handelt, heraus, daß Niemanns Können Grenzen gezogen sind, so wächst er umgekehrt, bei der Ausgestaltung einer minderwerthigen Rolle, oft über seine Aufgabe hinaus. Er hat verschiedenen neuen und allerneuesten Componisten die Nothtaufe ihrer Bühnenkinder ermöglichen helfen, er hat Vasco de Gamas Andenken in Ehren gehalten, als dieser mit Hinterlassung einiger Millionen zwischen Afrika und Indien spurlos verschwunden war. Der „Prophet“ dankt, wenigstens soweit Deutschland in Frage kommt, zu einem nicht unbeträchtlichen Theile der ausgezeichneten Darstellung Niemanns eine Fristung seines Scheinlebens. Das ist nicht der mit übel aufgewendeten Wagner'schen Zuthaten aufgeputzte oder mit den berechtigten Eigenthümlichkeiten sämmtlicher Kronländer versehene Wiedertäufer, wie er sich in Wien und den reichsdeutschen Opern-Filialen Wiens hören läßt — eine doppelt übermalte Maske — das ist auch nicht jener Schreiteufel von der „Place de l'opéra“, der zum Unterschiede von deutschen Collegen den internationalen

*) Dramatiker und Dramaturgen können aus dieser Scene außerordentlich viel entnehmen. Der Ausruf Florestans bildet das vollwerthige Gegenstück zu den gesungenen Worten Leonores: „Tödt' erst sein Weib.“ Das Einfachste ist stets das Wirkungsvollste, wie für den Darsteller, so auch für den Dichter. Alles Schöne und Liebe, was der Gerettete aus dankerfülltem Herzen seinem treuen Weibe zu künden im Stande wäre, würde nicht so ergreifen, wie die wenigen schlichten Worte: „O meine Leonore“. Meine Leonore: darin liegt Alles Was nur immer nachfolgen mag, bedeutet dagegen eine Abschwächung. Man vergleiche dazu die so bündige Erklärung Lohengrins: „Elsa, ich liebe Dich.“ Was kann ein ritterlicher, was könnte schließlich auch ein bürgerlicher Held seiner Herzenskönigin Poetischeres sagen, als daß er sie — liebt? Die wunderbarsten, der abend- und morgenländischen Flora und Fauna entnommenen Bilder verblassen vor dem Zauber dieses kleinen Wörtleins. Freilich gehört auch etwas Genie dazu, um an der richtigen Stelle das Allereinfachste zu bringen Columbus hätte gar nicht nöthig gehabt, Amerika zu entdecken und sich mit dem Ruhm seines bekannten physikalischen Experimentes zufrieden geben können. Wagner hätte nicht die „Tetralogie“ zu schreiben brauchen, wenn es ihm nur darum zu thun gewesen wäre, der Welt zu beweisen, daß er ein — Dichter sei. Jener Auftritt im „Lohengrin“ würde bereits deutlich genug für ihn gesprochen haben.

Google

Naturalismus in der Stimmbehandlung vertritt — das ist gar kein Meyerbeer mehr. Das ist auch keine neue Figur — das Wort vom Mimen, der eine verunglückte Partie adeln könne, ist unlogisch; man kann nur etwas adeln, das, wenn auch an sich bescheiden, so doch des Adelns werth ist. Das ist vielmehr nichts als Niemann mit seiner sympathischen Persönlichkeit, seiner vornehmen Haltung und seinen eindringlichen Betonungen. Statt zweifellos falsch declamirten Stellen durch Ziehen oder Abknappen einen Anschein von Sinn zu geben, zieht er es vor, sie ehrlich so zu singen, wie sie auf dem Papier stehen, in der richtigen Erkenntniß, daß ein offen eingestandener Fehler weniger unangenehm berührt, als ein schlecht und mühsam verdeckter. Um so freier bewegt er sich unter solchen Umständen im Spiel; es paßt zwar nicht immer zur Rolle, aber die Rolle paßt ja auch nicht zu sich selber. Niemann als „Prophet“ in der Zeltscene des dritten Actes ist Brutus vor der Schlacht bei Philippi; Niemann im großen Bacchanal vor der Katastrophe ist der „Don Juan“, dem brave Baritonisten mit der bescheideneren, aus der Weberisch-Marschnerischen Schule entnommenen Dämonik nicht beizukommen vermögen. Aehnliche fesselnde, selbstempfundene oder großen Dichtern abgelauschte Züge flicht er auch in die Darstellung anderer Meyerbeer'scher oder sonst dem Gebiete der großen Oper angehöriger Figuren ein und da er zuviel Geist hat, um sich im Geistreichen zu übernehmen, läßt man sich dies gern gefallen. Ueberhaupt ist immer und wieder darauf hinzuweisen, wie Niemann im Spiel durch den Aufwand geringer Mittel viel erreicht. Man beobachte seinen wahnsinnigen „Masaniello“: da gewahrt man nichts von dem Realismus der modernsten Bühne, kein Heraustreten der Augen und kein Herumwerfen auf dem Boden; dennoch ist mit wenigen scharfen Strichen der Geisteszustand des Irren deutlichst gekennzeichnet. Belehrenderes in dieser Hinsicht bietet noch Niemanns Schilderung der Seelenzustände des kranken und sterbenden Tristan; wohl läßt er sich hier manche Feinheiten entgehen, wohl liefert er hier den Beweis, daß er in der Darstellung der duldenden Helden weniger glücklich ist, als in der der kämpfenden; dafür verschont er uns aber auch mit pathologischen Vorlesungen.

Es giebt wohl keine Gattung der Oper, in welcher sich Niemann nicht versucht hätte. Auch den Bereich der heiteren Muse hat er gestreift. Sein „Fra Diavolo“ ist ungeachtet aller gesanglichen Wunderlichkeiten den Leistungen unserer lyrischen Tenöre weit überlegen; ohne daß er über eigentlichen Witz verfügt, ohne daß ihm auch nur das Geringste von der graziösen Leichtigkeit — früherer Berühmtheiten der „Opéra comique“ zu Gebote steht, gelingt ihm doch Manches so gut, daß man es sich nicht besser wünschen kann. Der Grund dafür ist allein in seiner Fähigkeit zu suchen, einen gleichviel wie gearteten Dialog einfach und sinngemäß zu sprechen.

Das gilt von dem zwanglosen Ton des musikalischen Lustspiels, das gilt auch von dem bis zu den schwersten tragischen Accenten gesteigerten Stil der „Walküre“ und des „Tristan“. War Niemann im Stande, diesem jeweilig

Google

Genüge zu thun, erklomm er hier den Gipfel des ihm überhaupt Erreichbaren, so hat er das zu einem nicht geringen Theile dem freundschaftlich anspornenden Eifer, der stets auf das einzig Fruchtbare einer künstlerischen Methode, das „lebendige Beispiel" abzielenden Unterweisung Wagners zu danken. Ohne daß es jemals zu einem längeren, regelrechten Studium gekommen wäre — ein Experiment, welches auch, wenn der „Schüler" nicht von Jugend auf unter der Obhut des Lehrers steht, nie vollständig glücken kann — ist der Bayreuther Meister doch der eigentliche Lehrer Niemanns gewesen. Nicht nur durch die neuen Aufgaben allein, sondern auch durch die persönliche Anleitung dessen, der sie gestellt hatte, ist die beste Kraft unseres Künstlers erst ausgelöst worden. War es ihm nicht beschieden, sich bis zur Vollendung hindurchzuringen, so sind als Ursachen davon der Druck der Verhältnisse, welche es ihm nicht gestatteten, sich allein idealeren Bestrebungen zu widmen, und die Schranken seiner musikalischen wie dramatischen Begabung anzusehen. Immerhin hatte er für das, was er erreichte, gegründete Ursache, sich Wagner dankbar zu erweisen. Und er ließ es auch nicht an sich fehlen. Kaum war er Mitglied der Berliner Hofbühne geworden, als er für den von ihm so hoch verehrten Meister bahnbrechend zu wirken begann. Bereits im Jahre seines Eintritts 1866 schrieb einer der angesehensten Berliner Kritiker: „Seit dem Engagement des Herrn Niemann nimmt die Wagner'sche Oper einen ungebührlichen Platz in unserer Tagesordnung ein." Niemals hat ein Anhänger der alten Richtung einen wagnerfreundlicheren Ausspruch gethan, als diesen; die Wagner'sche „Oper" paßt in der That ganz und gar nicht in das moderne Repertoir hinein — ebenso wenig wie das Weihfestspiel „Fidelio" und das Mysterium des Goethe'schen „Faust". Nichtsdestoweniger ging Niemann in bester Absicht vor, als er für Wagner im musikalischen Polizeistaate des Herrn von Hülsen ein Stück Boden zu erobern suchte. Die sparsamen Freundschaftsdienste, an welchen sich die erste Bühne des Reiches dem Schöpfer der „Meistersinger" gegenüber genügen ließ, sind in ihrer Mehrheit auf das Betreiben Niemanns zurückzuführen. Mit um so nachhaltigerem Erfolge bewährte sich dann letzterer in Bayreuth als mächtiger Rufer im Streite. Es wird ihm unvergessen bleiben, wie er mit seiner künstlerischen Leistung, wie er mit der ganzen Energie seiner Natur für die Festspiele eintrat. Er war einer der wenigen, die nicht allein Reden zu halten, und dies — was man selten genug erlebte — in klarem, gemeinverständlichem Deutsch — sondern auch zu handeln wußten.

Der Schüler Wagners ist eben als „Declamator" niemals aufgetreten, weder im Leben noch in der Kunst. Dennoch wäre er ein vortrefflicher Lehrer für irgendwelche Hochschule für dramatische Kunst — wenn sich die Natürlichkeit überhaupt erlernen ließe. In den Concertsälen war er ein seltener, aber nicht uninteressanter Gast. Er hat in den heroischen Partieen Händel'scher Oratorien die Musiker zur Verzweiflung gebracht, alle figurirten Stellen in Grund und Boden hineingesungen und die Zuhörer durch sein

Google

ungestümes Schlachtgeschrei unwiderstehlich mit fortgerissen. Er hat uns mit Schumanns „Ich grolle nicht" bis in's tiefste Mark erschüttert, sodaß wir nicht mehr Heine, sondern Aeschylus zu hören glaubten. Es klang wie ein allmählig in der Ferne verhallendes Rachelied abziehender Eumeniden. Da hätte nun freilich kein wunderschöner Monat Mai vorangehen können, sondern ein tragischer Juli mit verzehrenden Gluthen und krachenden Wetterschlägen. Man konnte das Fürchten lernen. Wir wurden gepackt, wie wenn Liszt aus dem „Erlkönig" eine Götterdämmerung auf dem Flügel machte und man die gespenstischen Riesenwölfe zu sehen vermeinte, wie sie hinter der Sonne einherjagen, um sie zu verschlingen.

Kein Zweifel: die Lyrik ist für Niemann ein „ewig verlorenes Lieb". Er hat einmal mit der dramatischen Muse einen Bund für's Leben geschlossen und ein solcher ist unzertrennlich. Wie sich dies Leben außerhalb der Welt der Lampen und der Bretter gestaltet hat, ob der Sänger in demselben mehr strengen Rhythmen folgte oder in ungebundenen Reimen improvisirte — das sind Dinge, mit welchen sich der Tageschronist befassen mag. Es steht uns nicht zu, uns darüber auszulassen; denn wir sind der Meinung, daß die bürgerliche Führung eines Mimen mit seiner Kunst nichts zu thun habe. Ueberdies will es uns bedünken, daß es um den Ruhm eines Künstlers schlecht bestellt sein muß, wenn es nothwendig sein sollte, das Interesse, welches die Oeffentlichkeit an ihm nimmt, durch mehr oder minder indiscrete Mittheilungen aus seinem engeren Kreise neu zu beleben. Dazu gehört auch das, was hinter den Coulissen vorgeht. Nicht nur die Frauen, sondern auch die Künstler, von deren Privatleben man am wenigsten spricht, sind die besten Menschen.

Es ist ein eigen Ding darum, das Portrait des Künstlers Niemann zu zeichnen. Große Züge geben starke Schatten; auch an dem, was im Helldunkel der Alltagsgewohnheit sich schön und edel ausnimmt, treten bei schärfer auffallender Beleuchtung mancherlei Rauhheiten und Unebenheiten hervor. Dennoch ist genug des Guten und Vortrefflichen vorhanden, das vor jeder kritischen Prüfung bestehen bleibt. Legen wir den Stift bei Seite und machen wir noch eine Momentaufnahme. Eine hohe, adelige Gestalt steht vor uns. Um die Lippen zuckt ein gebieterischer Zug: wie der Recke äußerlich seine Umgebung überragt, so beherrscht er sie auch geistig. Frei und offen tritt die Stirn unter dem buschigen Haar heraus: Noth und Zweifel des Genius haben ihre tiefen Furchen nicht hineingegraben, aber die kräftige Wölbung deutet auf einen gesunden, natürlichen Kunstverstand. Doch das Schönste an ihm ist sein Auge. Es blickt feurig und mild zugleich. Aus ihm spricht Begeisterung für alles Hohe und Herrliche, aus ihm spricht unverbrüchliche Treue gegen das Ideal, gegen den schaffenden Künstler — deutsche Mannestreue.

Google

Das Heroon von Gjölbaschi.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

I.

Es sind nun vierzehn Jahre her, daß auch Oesterreich sich einer großen wissenschaftlichen Aufgabe zuwendete, an deren Lösung seit längerer Zeit und mit großartigen Mitteln von anderen Seiten gearbeitet wird. Conze's Untersuchungen auf Samothrake, begonnen 1873, waren der erste Schritt, mit dem sich unser Reich an jener Aufgabe, der archäologischen Erforschung des Orients, betheiligte. Sie wurden fortgesetzt 1875, die Resultate publicirt 1878 und 1880. Nach Vollendung dieser Arbeit entwarf Conze's Nachfolger Benndorf einen Plan zur Weiterführung des Werkes, welcher durch ministerielle Genehmigung zur ersten, und durch das Eingreifen einer Privatgesellschaft zur zweiten archäologischen Expedition nach Kleinasien führte.

Es war der Süden von Kleinasien, welchen jener Plan umfaßte. Hier lag ein noch beinahe unberührtes Arbeitsfeld, während das europäische Festland und die Inselwelt Altgriechenlands, öfter durchforscht, gleichsam eine Domaine der deutschen und französischen Institute in Athen bilden und der Norden der westasiatischen Halbinsel durch andere Kräfte (Schliemann in Troja, Humann in Pergamon, Amerikaner in Assos, Franzosen in Myrina und Engländer in Sardes) occupirt war. Lykien und Karien also, fast unbekannt, doch von älteren Reisenden soweit erschlossen, daß man auf lohnende Ausbeute rechnen durfte, sollten durchwandert und erforscht werden. Namentlich wurden zwei Punkte als vielversprechend in's Auge gefaßt: die Ruine des Hekatetempels zu Lagina in Karien, gefunden von L. Roß, später beschrieben von Ch. P. Newton, und der Grabbau von Gjölbaschi, entdeckt von J. A. Schönborn 1842, seither aber trotz der verheißungsvollen Mittheilungen des Letztgenannten wieder völlig in Vergessenheit gerathen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die erste Expedition war eine bloße Recognoscirung. Zunächst mußte die Denkmalstätte von Gjölbaschi, welche Schönborn, wie es scheint, absichtlich ohne nähere Ortsangabe gelassen, wieder entdeckt werden. Was vorlag, war nichts als eine begeisterte Schilderung ausgedehnter Friesreliefs, deren unvermutheter Anblick den ersten Entdecker derart überraschte, daß er vor Freude über den Fund und Betrachtung seiner Schönheit sogar vergaß, Notizen zu machen. Sie gipfelt in dem Satze, „daß diese Reliefs in gehöriger Höhe aufgestellt jedem Museum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch sonst ausgestattet sein mag".

Diese Mittheilung war der Leitstern, welchen der zweite Entdecker Benndorf verfolgte, als er im Frühjahr 1881 von der kleinen Kekova-Bucht an der Südküste Lykiens das Strandgebirge erklomm. In begreiflicher Spannung, ungewiß ob der gesuchte Punkt sich werde wiederfinden lassen, besorgt, daß Schönborn die von ihm gesehenen Dinge überschätzt habe, oder daß sie überhaupt nicht mehr vorhanden seien — betrat er spät und erschöpft den 1800 Fuß hohen Rand des Küstenplateaus, erkannte von Weitem den Gipfel von Gjölbaschi und erreichte ihn glücklich noch am Abend desselben Tages. Wir überlassen es ihm selbst, den ersten Eindruck des wiedergefundenen Denkmals zu schildern. „Voreilend arbeitete ich mich durch dorniges dichtes Gebüsch und Steingeröll athemlos rasch empor, auf das Eingangsthor zu, das sich, in bedeutendem Abstande über dem steil abfallenden Abhang, in der Mauer öffnete. Ohne bei dem nächstliegenden, das in seiner Eigenart die Erwartungen steigerte, zu verweilen, kletterte ich erregt in den Steinfugen der Mauer zur Thorschwelle hinauf und sah mich im Innern der Ruine plötzlich einer Fülle von Bildwerk gegenüber, die von benachbarten hohen Bäumen überragt und von innen aufgeschossener Vegetation theilweise reizvoll verdeckt, im Glanze der sinkenden Sonne einen wunderbaren Anblick gewährte. Ich bekenne, daß diese ersten Augenblicke der Betrachtung an dem langerstrebten und nun glücklich erreichten Ziele, in lautlos weihevoller Stille und Abgeschiedenheit einer großartig ausgebreiteten Natur, Steinwildniß ringsumher, mit dem Ausblick auf eine von Schneeketten umsäumte schluchtenreiche Gebirgslandschaft und das hochgewölbte endlose Meer, zu den tiefsten Eindrücken meines Lebens zählen."

Es ist hier kein Platz zu Reflexionen; sonst würden wir solche darüber anstellen, daß innerhalb 39 Jahren, von 1842 bis 1881, nur ein einziger Reisender, Karl Ritter, den gar nicht so entlegenen, in wenigen Stunden von der Küste erreichbaren Punkt, dessen Bedeutung ein Trompetenstoß des ersten Entdeckers verkündet, besucht hat. Vielleicht würden wir auch die Zerstörung des wundervollen Ensembles, welches Benndorf schildert, beklagen und dem Museum, egoistisch, wie die Menschen nun einmal sind, nur die Gipsabgüsse der Reliefs gönnen wollen, wenn nicht eben unserer Stadt ein namhafter Theil der Originale selbst zugefallen wäre.

Benndorfs erster Aufenthalt an der wiedergefundenen Ruinenstätte von Gjölbaschi währte nur zwei Tage und war einigen flüchtigen Vorarbeiten

Google

zur vollen Aufnahme des Objectes — Ausrodung der Vegetation im Innern des Heroons, Untersuchung der Akropolis mit den übrigen Grabmälern („leider ohne auf eine lesbare Inschrift zu stoßen, die den antiken Ortsnamen hätte verrathen können"), photographische Aufnahme des Grabbaues und seiner Sculpturen — gewidmet. Die Fortsetzung der lykischen Reise führte den Genannten während eines vollen Monates an alle Hauptorte im Westen und Süden der Landschaft und ergab zahlreiche Beiträge zur antiken Chorographie Lykiens durch Inschriftenfunde und die Entdeckung einiger neuer Ruinenplätze, sowie des lykischen Bundesheiligthums südlich von Xanthos. Hier sowie auf der anschließenden Tour nach Karien bot sich außerdem überreiche Gelegenheit, durch ethnographische und geographische Wahrnehmungen das unsichere Bild dieser beiden Landschaften in wesentlichen Zügen zu bereichern und zu berichtigen.

Das zweite Hauptziel der Reise, das Ziel der beschwerlichen Binnenlandtour durch Karien, war der Hekatetempel von Lagina, dessen ansehnliche Ruinen zum Theil in Newtons „Geschichte der Entdeckungen in Halikarnaß, Knidos" u. s. w. bekannt gemacht sind. Benndorfs Nachlese war immerhin stattlich genug und viel mehr als eine bloße Revision der Newton'schen Aufnahme. Der Besuch war aber zugleich eine Recognoscirung zum Zweck eines späteren energischen Angriffs, und sein Resultat bestand in der Ueberzeugung, daß es hohe Zeit sei, die hier erhaltenen leicht zugänglichen Schätze in gründlicher Untersuchung zu heben.

Nach viermonatlicher Abwesenheit mit einer stattlichen Sammlung von Zeichnungen und Photographien, welche von den Denkmälern und Denkmälergruppen Lykiens zum ersten Male einen treuen Begriff gaben, zurückgekehrt, fand Benndorf das wärmste Entgegenkommen in einem Kreise von hochgestellten und reichbemittelten Persönlichkeiten, die sein Programm zur Erwerbung der Originalsculpturen von Gjölbaschi und zur Vornahme von Ausgrabungen in Lagina mit Begeisterung acceptirten und zur Verwirklichung desselben sich als „Gesellschaft für archäologische Erforschung Kleinasiens" constituirten. Diesem Privatverein verdanken wir die gesicherte Durchführung der vom Fachmanne als nothwendig erkannten Arbeiten und jenen Zuwachs an Kunstbesitz, der als ein Ereigniß ersten Ranges im Geistesleben unserer Hauptstadt zu bezeichnen ist.

Die Ziele, welche der zweiten Expedition gesteckt waren, forderten, und die Mittel, welche ihr von vielen Seiten zuflossen, erlaubten diesmal eine größere Zahl von activen Theilnehmern, und so bestand die Colonie, welche sich im Frühling des folgenden Jahres auf dem alten Stadtplatz um das Heroon von Gjölbaschi niederließ, aus mehr als dreißig Köpfen. Benndorf zur Seite stand in der Leitung des Ganzen sein Prager College Eugen Petersen. Ein Architekt, ein Ingenieur, ein Arzt und Anthropolog, ein Geolog und drei jüngere Archäologen bildeten die cohors docta, welche sich in die geistigen Aufgaben theilte. Zur Bewältigung der mechanischen war ein Unteroffizier und vier Sappeurs des Geniecorps in Zutheilung übernommen, ferner 11 Erdarbeiter, 1 Schmied, 3 Steinmetzen, ebensoviel

Google

Zimmerleute und 4 Handlanger in Triest angeworben. Ueberdies gab es eingeborene Miethlinge als Gehilfen, Aufseher, Dolmetsche, Kavassen, Köche, Pferdeknechte, endlich einen türkischen Commissär mit seinem Zaptieh. Die Ueberwachung der Arbeiten seitens der letzteren geschah auf Grund eines von der k. u. k. Botschaft erwirkten Firmans, wodurch der österreichischen Gesellschaft auf die Dauer von zwei Jahren das Recht zu Ausgrabungen in Gjölbaschi und Lagina und der Besitz eines Drittels der Funde zugestanden war. „Bezeichnet war die Niederlassung durch eine zwischen zwischen zwei antiken Vasen aufgehißte ideale Fahne, die in der Sommergluth bis zur Unkenntlichkeit verschoß, desgleichen durch einen großen Doppeladler, den unsere jungen Freunde für den ersten festlichen Empfang des (Schiffs-) Commandanten auf eine Bretterwand des Magazins mit wetterfester Schwärze anmalten."

Von den Beschwerden, welche das Wirken der Expedition in Gjölbaschi auf Schritt und Tritt begleiteten, giebt Benndorfs Bericht ein anschauliches Bild. Waren bei hundert Kameele und zahlreiche Lastträger erforderlich gewesen, um das Arbeitsmaterial (Bretter, Pfosten, Transportschlitten, Nägelfässer, Winden, Flaschenzüge, Ketten, Taue u. s. w.), den Proviantvorrath und das Privatgepäck über elende Saumpfade auf den 2400 Fuß hohen Gipfel von Gjölbaschi emporzubringen, so stellte sich oben bald ein empfindlicher Wassermangel und die Schwierigkeit der Beschaffung frischer Lebensmittel ein. Eine zeitlang wurde das Fortschreiten und rechtzeitige Ende der Arbeiten auch durch Stockungen im Zufluß der Arbeitskräfte in Frage gestellt. Die mechanischen Aufgaben wurden nämlich mit 50—60 Arbeitern begonnen und in den letzten Wochen mit einer dreimal so großen Anzahl zu Ende geführt.

Die Hauptarbeit bestand in der Anlage einer Straße für die Beförderung der Funde an das Meer und in dieser Beförderung selbst, wozu Lastthiere oder Lastträger schlechterdings unverwendbar waren. Obwohl Gjölbaschi vom nächsten Küstenpunkt in der Luftlinie nur 1½ Stunden entfernt liegt, bot sich bei der Gestaltung des Bergreliefs ein Umweg von 23 Kilometer als einzige Möglichkeit der Straßenanlage dar; und wenn auch die neu herzustellenden Theile derselben nur 5 Kilometer lang waren, galt es immerhin eine Gesammthöhe von 2000 Fuß zu überwinden, wozu ausgedehnte Abholzungen, Felssprengungen und die Aufführung langer solider Futtermauern nothwendig waren. „Im Anfange," sagt der Bericht, „ging Alles hoffnungsvoll, leicht und gut von Statten; allein kurz darauf mit Anbruch des Sommers kehrte sich ein anderes Gesicht heraus . . . Zu unserem Leidwesen mußten wir den Gedanken aufgeben, noch im Laufe des Sommers Ausgrabungen in Lagina vorzunehmen, und waren froh, als in der zweiten Hälfte des Juli der Wegbau endlich vollendet war. In allen Widerwärtigkeiten mit unerschütterlicher Ruhe ausdauernd, hatte der leitende Ingenieur eine Leistung vollbracht, mit welcher ein Geschenk an den ganzen District, der damit eine bleibende Verbindung mit dem Meer erhielt, und ein gerechter Anspruch auf eine billige Theilung unserer Funde gegeben war."

Google

In lebhaften Farben malt der Berichterstatter jene glücklichen Maitage vor dem Eintreten der retardirenden Momente, als noch alle Mitglieder der Expedition auf der Höhe von Gjölbaschi vereinigt und Jeder in frischem Zuge bei der übernommenen Arbeit war. „Es war ein beständiges Kommen und Gehen, ein beständiges anregendes Austauschen von Ergebnissen und Erlebnissen, und der Verkehr wurde gehoben durch die Beziehungen zu dem Kriegsschiffe, dessen Nähe wir je länger je mehr als die sichernde Grundlage unserer Existenz empfanden . . . Noch glühte und brannte die Erde nicht, die kühlen Nächte erfrischten, auch in der Sonnengluth des Tages fühlte man die Luft in erquickender Milde und einem leisen angenehmen Wehen. Auge und Sinn war offen für alle Zauber, welche der Frühling mit seinen frischen Farben über den melancholisch schönen Ernst der Gegend breitete . . . nirgends eindrücklicher als des Abends, wenn die Sonne bis in die fernsten Winkel ihr ganzes Relief belebte und mit tiefen Schatten in der Nähe über das niedrige Gebüsch hinstrich, wenn dann die Arbeiter in der Dämmerung ermüdet heraufkamen, ihr Geräth abgaben und nach dem raschen Mahl ihre fröhlichen italienischen Weisen anstimmten, bis in dunkler Nacht weit hinter dem Chelidonia-Cap der Mond groß aufstieg und um alle Höhen und in alle Falten der Landschaft und unabsehbar über das wie ein silberner Schild erglänzende Meer seine breiten taghellen Lichtfluthen ausgoß."

Im weiteren Verlauf seines Berichtes erörtert Benndorf die Lage und muthmaßliche Bedeutung der städtischen Niederlassung von Gjölbaschi. Leider ist keine Inschrift entdeckt worden, welche über den antiken Ortsnamen klaren Aufschluß geben konnte. Gleiches Dunkel schwebt über dem so reich ausgestatteten Heroon: „Kein Schriftzug, kein erläuternder Fund ist bei den Ausgrabungen zu Tage getreten, der über die Entstehung und den Stifter des Monumentes hätte Aufklärung verschaffen können . . . aber die ganze Art seiner Anlage und Ausstattung setzt außer Zweifel, daß es die Familiengruft irgend eines Ortsgewaltigen der voralexandrinischen Epoche war, ein Analogon zu einem Mausoleum, wie es in so entlegener Berggegend sich in guten Tagen einer der vielen ephemeren Tyrannen errichten mochte, an denen die griechische Geschichte namentlich in den halbcivilisirten oder barbarischen Theilen ihres Gebietes so überreich ist."

Das Heroon von Gjölbaschi besteht in einem nicht ganz rechtwinkeligen Mauerviereck von 20—24 Meter Seitenlänge, dessen meterdicke Wände aus Kalksteinquadern 3 Meter hoch den geebneten Boden des Innern hofartig einfrieden. Nicht in der Mitte des Innenraumes, sondern gegen die Nordwestecke gerückt, wo zufällig ein größerer Felsblock anstand, war ein kolossaler Sarkophag aus dem gewachsenen Stein herausgearbeitet, von welchem noch zwei Stufen und die unteren Partien des Hauptkörpers erhalten sind. Die Ausgrabungen im Innern des Monumentes zeigten sowohl, daß es demselben nicht an anderweitiger Ausstattung gefehlt, als auch, daß es eine sehr gründliche Zerstörung erfahren hat. Die Pforte des Baues, einst durch zwei Thürflügel geschlossen, liegt in der Mitte der dem Meere zugekehrten Südmauer,

Google

2 Meter über dem Felsboden des Abhanges, so daß sie nur auf angelegter Leiter oder durch Emporklettern erreicht werden konnte.

Die für uns wichtigsten und interessantesten Bestandtheile des Baues, seine jetzt im Erdgeschoß des kunsthistorischen Museums deponirten Basreliefs; befanden sich in Gestalt von doppelten Friesstreifen außen an der Eingangsmauer und innen an allen vier Wänden des Heroons, im Ganzen über 150 Meter lang, hergestellt in der altüblichen Weise durch Hineinarbeiten in die Mauersteine, nachdem diese bereits an ihre Stellen im Bau versetzt waren. Die wechselnde Höhe dieser Bildstreifen und andere Unregelmäßigkeiten der Ausführung deuten auf ein rasches, sorgloses Verfahren der Künstler hin. Singulär erscheint die paarweise Anordnung der Friese übereinander, mit vielfach ineinander greifender Composition, welche ohne Zweifel der Technik der griechischen Malerei entlehnt ist und dem Reliefstil eine den Ausdrucksmitteln der letzteren verwandte Freiheit der Ausbreitung und Schilderung gewährt.

Wie bereits Schönborn beklagte, ist die ursprüngliche Oberfläche der Reliefs überall durch Verwitterung zerstört, am stärksten an der dem Wehen der Seeluft direct ausgesetzten Außenseite der Südmauer und der entsprechenden Innenseite der Nordmauer. Für den damit verlorenen Reiz der letzten Ausführung entschädigt die gesicherte Reihenfolge der einzelnen Darstellungen und die volle Wirkung der ungestört erhaltenen Composition des Ganzen, welche trotz jener verderblichen Witterungseinflüsse nach ihrer Idee und Gliederung zur klaren und glücklichen Geltung kommt.

Indem wir den Bildschmuck des Heroons übersichtlich betrachten, beginnen wir mit den am Thore angebrachten Sculpturen, welche sich nach Art und Bestimmung streng von den Friesreliefs absondern und mit besonderen Bezügen zu der Grabstätte und ihrem Cultus gewählt zu sein scheinen. Außen sieht man am Thürsturz unter andern mehr decorativen Gliedern die Basrelief-Gruppen von zwei einander gegenübersitzenden Ehepaaren, wahrscheinlich den Gründern und Inhabern der Grabstätte. Innen sind an den Thürpfosten zwei Jünglingsfiguren, welche einen bei Bestattungsfeierlichkeiten üblichen Tanz aufführen, darüber am Thürsturz eine Reihe nackter Gnomengestalten, die in mannigfachen Stellungen und Bewegungen zu jenem Tanze Musik machen, angebracht.

Wenn die Bildhauer des Heroons in diesem Stück ihrer Arbeit theils unter dem Zwange provinzieller Eigenthümlichkeit, theils unter dem bindenden Einfluß ihrer speciellen Aufgabe wirkend erscheinen, so haben sie in den Friesreliefs den ganzen Vorrath ihres Wissens und Könnens oder, wie Conze sagt, das Füllhorn dessen, was sie daheim in Athen gelernt und was sie auch sonst schon umhergetragen haben mochten, in bunter Mannigfaltigkeit ausgegossen. „Ohne deutliche äußere Trennung und meist ohne ersichtlichen inneren Zusammenhang sind unvermittelt die verschiedenartigsten Stoffe nebeneinandergestellt, in deren Gestaltenmenge sich die antiken Ortsbewohner einst schwerlich mit geringerm Staunen als der moderne Entdecker zurechtgefunden haben mögen."

Es kann unmöglich hier unsere Aufgabe sein, eine auch noch so flüchtige

Google

Beschreibung dieses Bildreichthums zu versuchen; eine einfache Aufzählung der längeren Gestaltenreihen ist Alles, wodurch an dieser Stelle auf die unmittelbar bevorstehende Publication des ganzen Fundes im „Jahrbuche der kunsthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses" verwiesen werden kann.

Die Außenseite der Südwand zeigt links vom Eingange im oberen Friesstreifen einen Kampf von Griechen und Amazonen, im unteren einen solchen von Lapithen und Kentauren; rechts vom Eingang im oberen Streifen die Belagerung Thebens durch die bekannten sieben Helden der griechischen Sage, im unteren eine schwer mit wenig Worten zu bezeichnende Darstellung, in der wir die Benachrichtigung eines Perserkönigs von einer durch Griechen ihm zugefügten Niederlage vermuthen möchten. Es wird Sache der Interpretation sein, gründlich zu untersuchen, ob wir überhaupt einen historischen Vorgang annehmen, und wenn ja, ob wir in dem Könige Dareios oder Xerxes und in der Schlacht etwa die von Marathon oder Salamis erkennen dürfen.

Die Innenseite der Südwand zeigt links vom Eingange, also auf dem Revers des zuletzt erwähnten Mauertheiles Reihen von Darstellungen, welche sich bis jetzt noch einer sicheren Erklärung entziehen. Deutlich ist der Kampf des Bellerophon mit der Chimaira, hier deshalb bedeutungsvoll, weil es eine lykische Sage ist, die von demselben berichtet. Außerdem sehen wir ein Viergespann, eine Entführungsscene und eine lange Schilderung zechender Männer, die von Schenken bedient und von weiblichen Gestalten mit Musik und Tanz erheitert werden — vielleicht eine Vorstellung des Lebens der Seligen in den jenseitigen elysischen Gefilden. Klarer und einheitlicher sind dagegen wieder die Darstellungen rechts vom Eingang. Im oberen Streifen erkennen wir zwei von den Schlußscenen der Odyssee: die Ermordung der Freier der Penelope durch den heimgekehrten Gatten, und einen anderen Act der Wiederherstellung des Hausrechts, die Bestrafung der ungetreuen Mägde. Im unteren Streifen ist die kalydonische Jagd sehr schön und ausführlich dargestellt.

Hieran stößt auf der westlichen Wand eine grandiose Scenenreihe, die wir trotz des Zweifels, der noch hierüber waltet, nach unserer Ueberzeugung auf den Schauplatz der Ilias verlegen. Links präsentirt sich das Schiffslager der Griechen, daneben entwickelt sich nach rechts fortschreitend eine große Feldschlacht, ferner die Darstellung einer belagerten Stadt, die wir ohne Weiteres für Troja erklären, und endlich wieder ein Kampf von „Griechen mit Amazonen, die aber diesmal nach der epischen Ueberlieferung als Bundesgenossen und Hilfstruppen der Trojaner aufzufassen sind."

Die nördliche oder Rückwand des Gebäudes zerfiel, der Trennung der gegenüberliegenden Südwand durch den Eingang entsprechend, in zwei Bildhälften von verschiedenem Werth.

Auf der geringeren rechten Seite ist oben eine Kette von Jagdbildern, unten abermals eine Kentauromachie, auf der werthvolleren linken Seite in großem malerischen Entwurfe der Raub der Leukippostöchter Phöbe und Hilaïra durch die Dioskuren mitten aus den Zurüstungen zu ihrem Vermählungsfeste dargestellt.

Google

Die Ostwand des Gebäudes lag bei der Entdeckung fast vollständig in Trümmern, doch gelang es, aus Bruchstücken der herabgefallenen Quadern noch Einiges von dem Bildschmuck dieser Seite zu reconstruiren. Sicher waren vier von den Abenteuern des Theseus, minder deutlich eine Heldenthat des Perseus zu erkennen.

Dies ist, in die kürzesten Worte gepreßt, der große Antikenschatz von Gjölbaschi, welcher für den Anfang schier unübersehbar, in verwirrender Reichhaltigkeit vor uns liegt. Ein kühner und glücklicher Griff, für den wir in erster Linie dem Entdecker und Expeditionsleiter Professor Benndorf, dann aber kaum weniger der österreichischen Gesellschaft zur archäologischen Erforschung Kleinasiens verpflichtet sind, hat die Kunstgeschichte und Kunstmythologie um eine Fülle unschätzbaren neuen Materials bereichert und mit einem Schlage die bisher unscheinbare Sammlung der antiken Sculpturen unseres kunsthistorischen Museums zum Range der übrigen Abtheilungen desselben emporgehoben.

Die Gerechtigkeit erheischt, vor jeder eigenen Reflexion, unsere Aufmerksamkeit für die weiteren Arbeiten und Schicksale der Expedition bis zu dem letzterwähnten rühmlichen Ausgang.

Mitte Juli war der Straßenbau vollendet, und es begannen die Transportarbeiten, nahmen aber einen viel langsameren Gang, als mit Grund erwartet worden. Aus Wien blieben entscheidende Nachrichten, aus Constantinopel der behördliche Bescheid über die Theilung der Funde aus. Die an der Südküste Kleinasiens verkehrenden Schifffahrtsunternehmer forderten übertriebene Preise für die Fracht der Steine; nach August war auf eine sichere Einschiffung überhaupt nicht mehr zu rechnen. Sommersgluth und Wassermangel entnervten die ständigen Arbeiter und machten den Zufluß der auswärtigen beinahe versiegen. Unter diesen Umständen schien es fraglich, ob das Werk der Expedition überhaupt noch im laufenden Jahre werde zu vollbringen sein. Aber der energischen Hand ihres Leiters gelang es, einen Hochdruckapparat in Wirkung zu setzen und diese Schwierigkeiten nach und nach aus dem Wege zu räumen. Inzwischen wurden die Reliefftriese des Heroons vorsichtig von den Mauern gehoben, die Steine rückwärts bis zur Dicke von 20—25 Centimeter abgearbeitet und sammt den Fragmenten in 16 eisenbereifte Kisten verpackt. Besondere Mühe verursachte der 100 Centner schwere Thürsturz, welcher auf beiden Seiten sculpirt und daher nicht zu verkleinern war; außerdem die je 60 Centner schweren Thürpfosten. Auch ein in der Nähe des Heroons stehender kolossaler Sarkophag mit spitzbogigem Deckel und griechischer Inschrift wurde in Bewegung gesetzt.

Diese fünf größten und schwersten Stücke, nämlich das Thor des Heroons und der letzterwähnte Sarkophag, überdies alle kleineren Funde (Münzen u. dgl.) wurden nachmals von dem Commissär als türkischer Besitz in Anspruch genommen, sämmtliche Friesreliefs dagegen der österreichischen Gesellschaft zugestanden. Eine glücklichere Lösung der leidigen Theilungsfrage

Google

läßt sich kaum denken als diese! Nicht als ob die Türken auf ihren Theil nur Haut und Knochen, wir Wiener aber alles Fett und Fleisch bekommen hätten; denn jene schweren, architektonischen Stücke sind zwar von geringerem Kunstwerth, doch immer noch interessant genug. Dennoch dürfen wir es aussprechen, daß die Expedition, welcher der ursprüngliche Vertrag nur 1/3 der Funde zugestand, zuletzt mit dem Löwenantheil der Beute abziehen durfte.

Die fabelhaften Schwierigkeiten dieses Abzugs zur Küste bilden ein anziehendes, für den in solche Lagen und Verhältnisse Eingeweihten schauerlich-schönes Capitel des vorliegenden Berichtes. Auf eigenen Reisen, zum Theil weither, mußte Zugvieh zusammengekauft werden, welches etappenweise, größtentheils zur Nachtzeit, die auf Schlitten verladenen Kisten über die steilen Zickzackpfade hinabschleppte. Bei der Länge, Enge und Schwierigkeit des Weges und der großen Zahl der Gepäckstücke ist es erklärlich, daß der Transport nur bis zur Mitte der Wegstrecke wochenlang, bis Mitte August, währte, Menschen und Zugvieh aufrieb, und in den guten Muth der Expeditionsleiter täglich neue Breschen schlug. Endlich war man am Seestrand, aber damit noch lange nicht am Ende aller Mühen und Besorgnisse. Unerwartete Anstrengungen kostete noch die durch mancherlei elementare und menschliche Tücken (letztere von Seiten gewinnsüchtiger türkischer Beamten und ränkevoller griechischer Speculanten) verzögerte und behinderte Einschiffung. Nachdem die langwierigen Verhandlungen des Theilungsactes beendigt waren, mußte die Fracht in Barken über die seichte Strandbucht des Andraki-Flusses auf eine vorliegende Sandbarre überführt und dort vorläufig in einem Depotschiff verladen werden. Noch folgte wochenlanges Hangen und Bangen; erst am 19. September konnte der Lloyddampfer Juno den schweren Schatz zum Transport nach Constantinopel aufnehmen, von wo er am 28. September in Triest und Anfang October in Wien ankam.

II.

Wir haben bereits aphoristisch die Wichtigkeit dieser Erwerbung hervorgehoben und auch weiterhin den Adel und die Schönheit der Kunstwerke von Gjölbaschi nicht unberührt lassen können. Wenn wir dieselben nach ihrem vollen Werthe schätzen und uns über die kunst- und culturhistorische Stellung und Bedeutung der lykischen Reliefs, wenigstens im Allgemeinen, orientiren wollen, müssen wir in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, was englische Expeditionen an ähnlichen Kunstschätzen der Südwestküste Kleinasiens abgewonnen haben. Auch Benndorf und Niemann gingen vor ihrer ersten lykischen Reise nochmals nach London, um die Reliefs von Xanthos und Halikarnaß, welche dort im britischen Museum eine zweite Heimat gefunden, zu studiren; und als Benndorf das Heroon von Gjölbaschi zum ersten Male betrat, fiel ihm eine zeitliche und stilistische Verwandtschaft mit dem Nereidenmonument von Xanthos sofort in die Augen.

Es waren bisher, nebst zahlreichen kleineren Werken, drei große Grab-

Google

bauten bekannt, in denen die griechische Kunst an der Südwestküste Kleinasiens Denkmäler ihrer Thätigkeit hinterlassen: Das Harpyiendenkmal in Xanthos, das Nereidenmonument ebendaselbst und das Mausoleum von Halikarnaß in Karien. Mit der hochbedeutenden Rolle, welche diese drei Documente in der Kunstgeschichte spielen, müssen wir uns in Kurzem vertraut machen, um dem Heroon von Gjölbaschi als viertem ebenbürtigen Zeugniß seine richtige Stelle anzuweisen.

Das Harpyienmonument, ein 6,6 Meter hoher Thurm mit einer 4,5 Meter über dem Boden angebrachten Leichenkammer, 1838 von Charles Fellows entdeckt (publicirt in den Mon. dell' inst. arch. IV. 2. 3; Arch. Ztg. 1855 Tf. 73 u. f. in kunstgeschichtlichen Werken), enthielt auf seinen unter dem Sims angebrachten Bildtafeln eine Reihe von flachen Reliefs, welche gewöhnlich als Typen jonischer Formengebung in der archaïschen Periode der antiken Kunst (vor 500 v. Chr.) betrachtet werden. Es fehlt im Osten der griechischen Welt an einem Werke, welches uns den jonischen Stil in der Bildkunst so deutlich machen könnte, wie dies für den dorischen Stil Westgriechenlands bei den Metopenreliefs von Selinus in Sicilien der Fall ist. Deshalb griff man zu diesem Werke, welches streng genommen gar nicht der griechischen, sondern der lykischen Kunst angehört. Aber die lykische Kunst jener Zeit ist unzweifelhaft nicht als etwas Eigenthümliches neben den umgebenden griechischen und orientalischen Einflüssen, sondern in der That als ein Theil der jonischen Kunst aufzufassen, wie schon die Verwendung jonischer Architekturformen in den lykischen Denkmälern zeigt.

Das Harpyienmonument hat seinen allgemein angenommenen Namen von jenem Theile seines Bildschmucks, dessen Erklärung am sichersten festgestellt ist. Das sind jene geflügelten Mischwesen — oben Weiber-, unten Vogelkörper — welche den griechischen Harpyien entsprechen (obwohl damit nicht gesagt ist, wie sie bei den Lykiern hießen) und deren Bedeutung an einem Grabmal vollkommen verständlich ist. Es sind Sturm- und Todesgöttinnen, wie sie zumal im Epos und merkwürdigerweise auch gerade in Verbindung mit lykischer Sage (Odyssee XX 61 ff.) vorkommen.

Vergleicht man diese Reliefs mit den Sculpturen von Selinus, so springt uns die stärkste stilistische Verschiedenheit in die Augen. Während in jenen archaischen Werken der dorischen Kunst Kraft, Wucht, ja sogar Plumpheit herrscht, erscheint hier, in diesem lykischen Denkmal altjonischer Bildnerei, Alles so fein und leicht, von Anmuth umflossen, daß es trotz der Alterthümlichkeit, Steifheit und strengen Gebundenheit der Gestalten auf den ersten Blick Gefallen erregt. Mit dieser stilistischen Eigenthümlichkeit steht aber das Harpyienmonument nicht vereinzelt da, sondern gruppirt sich mit einigen minder ausgedehnten Werken, welche denselben Charakter an sich tragen, als: das sogenannte „Leukothea-Relief“ in Villa Albani, das Relief der „wagenbesteigenden Göttin“ sowie einige Grabsteinplatten in Athen u. a. Alle diese Sculpturen, an denen zum Theil noch Farbenreste sichtbar sind, oder die ungleiche

Google

Verwitterung der Oberfläche die einstige Bemalung erkennen läßt, sind außerordentlich flach gehaltene Reliefs, eigentlich nur scharf markirte Umrißzeichnungen und unterscheiden sich schon dadurch von jenen stark hervortretenden dorischen Arbeiten. Wenn trotz aller Anmuth und Feinheit der Behandlung eine gewisse Unvollkommenheit der Zeichnung auf den ersten Blick auffällt, so darf dies unser Wohlgefallen an jenen Vorzügen nicht beirren. Hier kommt es darauf an, ein Werk der altgriechischen Kunst mit historischer Gerechtigkeit zu betrachten, nicht im Vergleich mit späteren Leistungen, und unbefangen sich dem Eindruck hinzugeben, welchen das Denkmal ausübt. Wenn wir den späteren Denkmälern griechischer Kunst in Kleinasien, dem Heroon von Gjölbaschi, zumal aber dem Nereïdenmonument gegenüberstehen, wird jener andere Gesichtspunkt, die künstlerische Production nach dem zu beurtheilen, was ihr fehlt, sich als richtiger erweisen. Dem Harpyienmonument gegenüber erkennen wir, was ein alter Betrachter das „Gotterfüllte" (ἔνθεον) bei solchen Werken genannt hat. In der Gebundenheit und Regelmäßigkeit derselben, in der strengen Symmetrie der Anordnung mit dem nur leisen Aufleuchten des Natürlichen, erscheint eine im Vergleich zu jenen späteren Werken höhere und stärkere Idealität, welche geeignet ist, einen besonders feierlichen Eindruck hervorzurufen, und welche den unvollkommenen Stil dieser Werke zu einem für lange Zeit hinaus gefestigten heiligen Stile gemacht hat.

Wir lassen das Heroon von Gjölbaschi vorläufig bei Seite und wenden uns zu dem zweiten, durch Charles Fellows glänzende Entdeckungen der Nachwelt wiedergeschenkten lykischen Denkmal, welches allgemein unter dem Namen des Nereïdenmonumentes bekannt ist. Zwischen den beiden großen Denkmälern von Xanthos liegt ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren. Es liegen dazwischen die Epochen der Perserkriege und des peloponnesischen Krieges, also jenes Jahrhundert, in welchem die griechische Kunst mehr geworden ist, als ein Gegenstand gelehrter Beschäftigung, ein Element jeder menschlichen Cultur. Genauer läßt sich bei dem Fehlen urkundlicher Zeugnisse das Intervall nicht bestimmen; allein soviel ist klar, daß das Harpyiendenkmal vor 500, das Nereïdenmonument nach 400 v. Chr. anzusetzen ist. Ersteres gehört der althellenischen Epoche vor den Perserkriegen, letzteres der jüngeren attischen Zeit nach dem peloponnesischen Kriege an. An dem letzteren erkennen wir die Kunstrichtung des Skopas, welche mit den Sculpturen des Mausoleums von Halikarnaß und der, ebenfalls aus dem Orient gekommenen Niobidengruppe in Kleinasien weiterhin Fuß gefaßt hat.

Das Nereïdendenkmal ist ein auf massivem Unterbau stehendes jonisches Säulenhaus mit außerordentlich reichem Sculpturenschmuck, in welchem Reliefs und Statuen, Menschen- und Thierbilder abwechseln: kurz ein der ganzen Conception und Ausstattung nach der jüngeren Periode des attischen Kunstschaffens entsprechendes Werk. (S. Ann. dell' inst. arch. 1874 und 1875, Mon. X 11 ss.) Die freien Bildwerke sind es, welche dem Monument seinen geläufigen Namen verschafft haben, an den man sich halten muß, bis es ge-

Google

lingen wird, die Bedeutung des ganzen Bauwerks mit zwingenden Gründen festzustellen — weibliche aufgescheuchte Gestalten, zu deren Füßen (an den Basen der Standbilder) sich Seethiere befinden. Zur stilistischen Beurtheilung der Figuren ist namentlich hervorzuheben, wie die Kunst hier, bei völligem Durchscheinen des Körpers, in der Verwendung des Gewandes als Ausdrucksmittel für die Bewegung, das Maß des Schönen und Richtigen bereits überschreitet und damit einen Endpunkt ihrer Entwickelung anzeigt. Die Reliefs stellen, wie in der hellenistischen Zeit, Kämpfe und Städteeroberungen mit voller freier Anwendung der Kunstmittel dar. Wir sehen die wichtigsten Scenen eines ganzen Feldzugs: Zusammenstoß und Kampf im offenen Felde, den Transport einer Schaar von Gefangenen, die Berennung einer Feste, den Ausfall ihrer Besatzung und das Eintreffen des Entsatzes. Außerdem: das mit seiner Habe in die Festung flüchtende Landvolk, den Beherrscher der Stadt in asiatischem Königsprunk unter dem Prachtschirm sitzend, von Leibgarden umgeben, während Abgesandte zu seinem Throne wallen. Weiterhin Kämpfe von Reitern und Fußgängern, vordringende Phalangen u. dgl. m.

Das 1841 als besondere Abtheilung des britischen Museums eröffnete „Museum der lykischen Alterthümer" enthält noch eine Reihe von Sculpturen, welche zeigen, wie dieses Nachbarland der griechischen Cultur immer mehr hellenisirt wurde und die griechische Kunst namentlich in ihrer jüngeren Entwickelung dankbar aufnahm. Die Sache scheint fast so zu liegen, daß Lykien in der älteren Zeit (Harpyiendenkmal) mit der griechischen Kunstentwickelung selbständig Schritt hielt, dann aber bei dem kolossalen Aufschwung derselben — namentlich in Athen — nothwendig dahinter zurückblieb, um von der ganz frei entwickelten Kunst in der jüngeren Zeit der attischen Schule wieder erobert zu werden. Auch nach der Entdeckung des Denkmals von Gjölbaschi, eines Zwischengliedes in jenem Intervall vom Harpyien- zum Nereïdenmonument, wird dieses Verhältniß Lykiens zur griechischen Kunst der Hauptsache nach richtig sein. Nur wissen wir jetzt, daß jene Eroberung nicht erst durch die Kunstrichtung und die Schüler des Skopas um 350, sondern bereits um 400 durch attische Bildhauer, welche ganz an Phidias anknüpfen, begann und auf der Höhe von Gjölbaschi bereits einen ihrer größten Schritte zurücklegte.

Freilich sind die Aufgaben, welche diesen Bildhauern außerhalb ihres Vaterlandes zufielen, anderer Art als die, welche ihre Meister und Genossen in Athen, Olympia und Phigalia fanden. Es sind glückliche Despoten, denen sie mit ihrer Kunst zu dienen haben, woraus sich ergiebt, daß sie trotz aller und treuer Anlehnung an die Vorbilder der vollendenten attischen Kunst — Conze erkennt in den Reliefs von Gjölbaschi auf den ersten Blick Motive und Reminiscenzen aus Phigalia, Benndorf andere aus dem Theseustempel in Athen — doch anders arbeiten müssen, als ihre Vorgänger an den genannten griechischen Tempelplätzen. Phidias und seine unmittelbaren Schüler arbeiten für die Götter des Staates und der Stadt, die ihnen den Auftrag giebt; die ihren Namen nach bekannten Bildner am Mausoleum von

Google

Halikarnaß (Skopas, Bryaxis, Timotheos, Leochares, Pythis) und die ungenannten Arbeiter an den Denkmälern von Xanthos und Gjölbaschi stehn im Dienste eines Menschen, eines asiatischen Dynasten. Das historisch bekannteste Beispiel dieser Gattung von Werken ist der berühmte Grabbau, welchen Artemisia ihrem Gatten, dem 351 gestorbenen karischen Despoten Mausolos, errichten ließ. Wie die Lage der Oertlichkeit und die Stellung der genannten Personen, so hält auch die künstlerische Lösung der Aufgabe gleichsam die Mitte zwischen Orient und Occident, Asien und Griechenland. Die architektonische Grundform des Prachtbaus, der bekanntlich zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet wurde, ist eine altorientalische: ein von gewaltiger Stufenpyramide statt des Giebeldaches gekröntes Säulenhaus auf hohem massivem Unterbau, ringsumher mit einer großen Masse von Bildwerk verziert. Wir besitzen außer statuarischen Fragmenten die Ueberreste von drei Reliefffriesen: Wagenrennen (wahrscheinlich Leichenspiele), Kentaurenkämpfe und eine Amazonenschlacht darstellend, letztere am besten erhalten und am instructivsten. Jedenfalls haben wir hier Sculpturen, die sich zum Kunstschaffen des Skopas ungefähr so verhalten, wie die Marmorbilder am Parthenon zur Werkstätte der Phidias; und da ist nun allerdings ein bedeutender Abstand zwischen den beiden Schulen, nicht nur der Art, sondern bei aller Virtuosität auch dem Verdienste nach bemerkenswerth. Man erkennt deutlich, wie im Laufe ungefähr eines Jahrhunders allerdings die Leichtigkeit der Production gestiegen, aber wie regelmäßig in gleichem Grade auch der Werth derselben gesunken ist. Namentlich im Vergleich zum Parthenon steht die außerordentlich leichtfertige und erfindungsarme, fast nur decorative Bildhauerarbeit am Mausoleum so tief, daß sie des im Alterthum so hochgepriesenen Skopas und seinen Genossen unwürdig erschien und deshalb mit Unrecht dem ganzen Bauwerk abgesprochen wurde.

Wir werden also die kunsthistorische Stellung und Bedeutung des Heroons von Gjölbaschi am richtigsten taxiren, wenn wir sagen: es steht ungefähr in der Mitte zwischen der älteren und jüngeren attischen Kunst, zwischen der Schule des Phidias und der des Skopas; stilistisch und zeitlich der ersteren, räumlich und pragmatisch der letzteren näher. Zwischen den großen Tempelbauten zu Athen und Olympia einerseits und einem Werke wie das Mausoleum von Halikarnaß andererseits liegen Mittelglieder wie der Apollotempel von Phigalia, das Heroon von Gjölbaschi und das Nereïdenmonument von Xanthos. Ersteres gravitirt entschieden nach dem Anfangs-, letzteres nach dem Endpunkt der ganzen Reihe; Gjölbaschi ist gewissermaßen das Zünglein an der Waage. Um dieser Aufstellung den Schein des Zwanges und willkürlichen Schematisirens zu nehmen, müssen wir, über die äußeren Umstände, als Local und Anlaß der Erbauung, Form des Bauwerks u. dgl. hinwegsehend, in den Reliefs selbst jene Abweichungen nachweisen, wodurch sie sich wie griechische Wörter mit fremdartigen Endungen ausnehmen. Denn künstlerisch ungleich werthvoller als z. B. die Sculpturen vom Mausoleum, echte

Google

ungebrochene Nachklänge des von Phidias ausgesprochenen Ideals, sind sie doch nicht unbeirrt von den Einflüssen der fremden Welt, in der und für die sie geschaffen wurden, nicht frei von der Schwäche, welche jeder Tradition, sie sei noch so unmittelbar, anhaftet. Wir können, ja wir müssen hier zu den allgemeinen Bemerkungen zurückkehren, womit Benndorf seine übersichtliche Beschreibung der Reliefs abschließt.

Einen Schritt hinweg von der äußerlich gleichmäßig ausgeführten und sachlich streng gebundenen Tempelplastik der Schule des Phidias führt uns die stoffliche Mannigfaltigkeit (von mythischen und historischen, genrehaften und persönlichen Darstellungen, in denen uns kein leitender Gedanke zurechtweist,) und die ungleiche Ausführung des Bildschmuckes. Man kann darin einen Rückschritt zu jener Decorationsweise erblicken, welche den älteren Epochen der Bildkunst eigenthümlich ist. In allen kunstgeschichtlichen Epochen, welche der Entwickelung des eigentlich hellenischen Stils vorangingen, wurde das Schöne hauptsächlich im Bunten und Mannigfaltigen gesucht. Die Verzierung bestand in einem dichten Ueberkleiden mit bunter Formenfülle ohne Beziehung zur tektonischen Gestalt des Werkes. Dem gegenüber erschien das Hellenische als eine ganz anders geartete eigenthümliche Kunst; und in dieser Hinsicht ist das Heroon von Gjölbaschi im Vergleich zu einem griechischen Tempel, wie der von Phigalia, ein fremdartiges Werk. Charakteristisch ist hierfür die ganz singuläre Anlage eines *Doppelfrieses* in zwei Bildreihen übereinander. Das erinnert an *die Figurenstreifen* (χώραι) *des orientalisirenden Stils*, womit Thon- und Metallgefäße, hölzerne Laden (Kypselorkasten) und andere tektonische Formen, im Orient auch Bauwerke, überkleidet wurden. Diese doppelte Reihe von Bildern wird zu den Bedingungen gehört haben, mit welchen die Bildhauer ihre Arbeit übernahmen. Sie fühlten aber den ihrer Kunst widerstrebenden Zwang dieser Anordnung und milderten oder lösten ihn dadurch zum Theil, daß sie mehrfach die beiden Bildstreifen untereinander in Beziehung setzten, so in den Darstellungen der belagerten Stadt und des Leukippidenraubes, die zu den besten Theilen der ganzen Arbeit gehören. Nur so erklärt sich ein kunstgeschichtliches Phänomen, welches in den Reliefs von Gjölbaschi ebenfalls ganz vereinzelt erscheint: die zunächst an Vasenbilder und weiterhin an Polygnots Gemälde erinnernde Anordnung der Figuren in perspectivischen Reihen und überhaupt die malerische Gruppirung der Gegenstände.

Für das Auge des Lykiers waren es Bildstreifen, für den feineren Blick der Griechen *in Relief ausgeführte Gemälde*, deren malerischer Eindruck durch die ehemals aufgetragenen Farben sichtlich erhöht wurde.

Zur Erklärung jener leisen Mängel in Idee und Ausführung, als Buntheit der Sujets und theilweise Flüchtigkeit der Arbeit, bringt der zweite gründlichere Entdecker des Heroons die Umstände in Anschlag, unter welchen wir uns die Herstellung der Reliefs von Gjölbaschi zu denken haben. „Die an Ort und Stelle berufenen Künstler fanden eine große Aufgabe vor; die

Google

zu verzierenden Wände waren lang, und die Reliefs werden nach ihrem räumlichen Ausmaße honorirt worden sein. Auch bei zahlreicher Betheiligung war die Arbeit nicht auf einen Anlauf zu vollenden, sondern dürfte Jahre erfordert haben; und das Leben auf jenen von griechischer Cultur abgeschiedenen Höhen brachte die Entbehrungen eines halben Exils mit sich. Ohne beständig neue Sättigung des Auges, wie die ausführende Hand sie doppelt für ein lange beschäftigendes Werk bedarf, ohne den Sporn der stolzen Vorstellung für eine Menge von Einsichtigen, welche zu sehen verstanden und zu vergleichen in der Lage waren, und frisch in ein bestehendes lebendiges Ganze hinein zu schaffen, mögen die mit der Bestellung Betrauten oft ihre Gebundenheit empfunden und ein Ende der Arbeit herbeigesehnt haben. Nichts verzeihlicher also, als daß sie ohne vieles Wählen hergaben, was sie an Vorwürfen besaßen, und in der Durchführung eine Gleichmäßigkeit des Fleißes nicht besaßen, die ihnen als Griechen ohnehin nicht im Blute lag. Denkt man sich aus eigener Anschauung der Oertlichkeit, deren überzeugende Kraft auch die lebendigste Beschreibung nicht zu vermitteln vermöchte, in ihre eigenthümliche Lage, so staunt man vielmehr über das, was sie vollbrachten; in ihrer Leistung erwärmt noch heute das herrliche innere Feuer, welches productiven großen Epochen eigen ist, die ganze Idealität der griechischen Kunst, welche geduldig ihre Wunder hinschrieb, wo Zufall oder Bestimmung sie hinführte."

Mit Recht nimmt daher Benndorf trotz jener Mängel und gewisser Verschiedenheiten in Anlage und Ausführung, worin sich das Zusammengehen verschiedener Hände verräth, die Arbeiten am Heroon für Attika in Anspruch. „Sollten die ausführenden Künstler andere Griechen gewesen sein, so sind sie wenigstens für uns zunächst wie Athener, hatten der attischen Schule sich angeschlossen, in Attika gelernt und gelebt und mit dem besten Gut ihrer Lehrjahre die Herrlichkeiten Athens in eine ferne Welt getragen." Allein es sind noch fernere fremdartige Elemente in den Reliefs enthalten, welche wir, unbeschadet des attischen oder so gut wie attischen Ursprungs der Künstler, aus der umbildenden Accommodation an locale Anschauungen und freiwilliger Rücksichtnahme auf ein ungriechisches Publikum erklären müssen. Wir meinen namentlich „die durchgehende Bekleidung oder decente theilweise Verhüllung der Gestalten", welche von attischen Bildnern, die gewohnt waren, ihre Helden in heroischer Nacktheit darzustellen, gewiß recht als ein Zwang empfunden wurde und selbst uns, sobald wir auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam geworden, in der Betrachtung stört. Es war hier eine stricte Forderung orientalischer Wohlanständigkeit zu beobachten, welche so vielfach in der Kunst und Literatur bezeugt ist, daß wir nur auf die bekannte Stelle des Herodot (I: 11, „Denn bei den Lydern und fast bei allen anderen Barbaren schämt selbst ein Mann sich sehr, wenn man ihn nackt sieht") verweisen wollen. „Auch in der Behandlung von Tracht und Bewaffnung," sagt Benndorf, „sind Ummodelungen und Annäherungen an die Localsitte zugegeben, wie keine Migration auch der Kunst ohne alle Anpassung sich vollzieht. Sie

Google

erscheinen als äußerliche Versuche, das exotische Kunstwerk gefälliger einzubürgern und an dem Ort, für den es geschaffen war, lebensfähiger zu gestalten." Wieviel dabei von dem echthellenischen Charakter der Bildkunst verloren geht, lehrt ein vergleichender Blick auf die Reliefs von Phigalia.

Eine weitere, eingehende Kritik der Arbeiten von Gjölbaschi, für welche hier ohnehin nicht der Ort ist, müssen wir uns um so mehr versagen, als das Material der Untersuchung theilweise noch unzugänglich ist und seiner Erlösung aus den bergenden Hüllen entgegensieht. Ohne gründliches Studium, zumal vor dem Erscheinen der die Expeditionsarbeiten abschließenden Publication, läßt sich jedoch eine andere, als allgemeine Orientirung über den Zuwachs unserer kunsthistorischen Erkenntniß nicht gewinnen. Dennoch glaubten wir im Anschluß an den vorläufigen Bericht den Zusammenhang dieser Station mit vorausgehenden und nachfolgenden Etappen der Entwickelung und Ausbreitung der griechischen Kunst versuchsweise andeuten zu dürfen. Ein wirklicher Abschluß aller mit solchem Gewinn verbundenen Fragen wird ja, wenn überhaupt jemals, erst nach einer Reihe von Detailforschungen, d. h. nach Jahren erreicht; wogegen das Interesse, welches der gebildete Laie an solchen Erscheinungen nimmt, sehr wesentlich an den Zeitpunkt ihres Auftauchens geknüpft ist und eine rasche, wenn auch minder tiefgeschöpfte Befriedigung erheischt.*)

*) In allerjüngster Zeit hat Hofrath Professor Benndorf mit Hilfe der Reliefs von Gjölbaschi eine Wahrnehmung gemacht, welche man wohl eine kunstgeschichtliche Entdeckung ersten Ranges nennen darf, und welche von der weittragendsten Bedeutung für die wissenschaftliche Reconstruction der griechischen Malerei des V. Jahrhunderts zu werden verspricht. Er hat die Grundidee derselben — eine dem gegenwärtigen Stand unserer archäologischen Kenntniß entsprechende, frühere ähnliche Versuche (von Riepenhausen u. A.) an Wahrscheinlichkeit weit überragende Wiederherstellung der nur aus Pausanias' Beschreibung bekannten Iliupersis, welche Polygnot für die Lesche der Knidier in Delphi gemalt — zunächst in einem Vortrage im österreichischen Museum für Kunst und Industrie entwickelt und durch eine treffliche Composition des Wiener Zeichners Michalek, in der eine Fülle typengeschichtlicher Gedanken und Vermuthungen niedergelegt ist, erläutert. Als Hauptgewinn dieser schlagenden Deduction stellt sich die Einsicht dar, daß das berühmte Gemälde des Polygnot, eines Thasiers, also Joniers, den Vorgang der Zerstörung Ilions, nicht nur ganz ähnlich wie der unbekannte Meister in Gjölbaschi die Geschichte der belagerten Stadt in zwei dicht übereinander liegenden Zonen, sondern auch wesentlich mit denselben Mitteln der fortlaufenden Erzählung vortrug. Anfangs-, Mittel- und Schlußpunkt der Darstellung stimmen in beiden Denkmälern genau überein, sowie man auch einzelne Hauptfiguren und Objecte unbedenklich von der einen in die andere Composition versetzen kann. Dadurch erlangt das Monument von Gjölbaschi eine neue ungeahnte Bedeutung für das Studium der griechischen Kunstgeschichte und lehrt uns neuerdings eindringlich, daß, Dank der innigen Verwandtschaft des älteren griechischen Reliefs mit den Werken des Pinsels, die große monumentale Malerei der Hellenen unserer directen Anschauung durchaus nicht so ganz entzogen ist, wie man bis vor kurzer Zeit allgemein annahm und beklagte.

Google

Pauline de Montmorin.

Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.

Von

A. v. Reumont.

— Aachen. —

(Schluß.)

IV.

Im December des Jahres 1794 kehrte die Gräfin von Beaumont auf kurze Zeit nach Paris zurück. Man mag sich die Eindrücke und Empfindungen vorstellen, mit denen sie den Schauplatz der Gräuel wiedersah, welche sie selber so schmerzhaft berührt hatten. Von denen die jetzt zurückkehrten, zum großen Theil aus den Verstecken herkommend, in denen sie sich so viele Monate hindurch den Argusaugen der Blutmenschen entzogen hatten, konnte kaum ein Einziger unter seinen Nächsten, kaum Einer unter seinen Freunden nicht die herbsten Verluste beklagen. Es war wie ein böser Traum, aber es war die entsetzlichste Wirklichkeit. In so kurzer Zeit war Alles von Grund aus umgestaltet. Die königliche Familie mit vielen der Besten und Ausgezeichnetsten des Staates verschwunden, von der alten Gestaltung in Stadt und Land kein Stein auf dem andern geblieben. Die Familien des Adels, wenn sie nicht in die Emigration getrieben waren, decimirt und wie vernichtet. Erst hier ermaß Pauline ganz die Verluste, welche der Terrorismus unter ihren Freunden angerichtet hatte. André de Chénier, der bis zum letzten Moment Freiheit und Recht gegen die blutige Willkür muthig vertheidigt hatte, war am 25. Juni 1794 hingerichtet worden, mit ihm seine Freunde, die Brüder Trudaine, einst ausgezeichnete Mitglieder der Finanzverwaltung und zum engeren Kreise des Montmorin'schen Hauses gehörend. Auch Malesherbes, der unerschrockene Vertheidiger seines Königs, war mit mehreren seiner Familie dem Blutgericht verfallen, dessen Urtheil er

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mit ruhiger Ergebung aufnahm, nur wenige Tage bevor die Revolution vom 9. Thermidor (27. Juni 1794) den Sturz Robespierres und das Ende des Terrorismus herbeiführte.

Aber die Ungewißheit der öffentlichen Dinge würde in diesen Tagen auch diejenigen nicht zu irgend einer Art ruhiger Fassung haben gelangen lassen, deren Familien unverletzt geblieben waren. Die Nachwehen der furchtbaren Zeit waren nicht so leicht zu verwinden. Am 7. April 1795 schien zwar der Baseler Friede eine Art Stabilität zu schaffen, aber am 20. Mai (1. Prairial) weckte ein Aufstand der Terroristen neue Gefahren. Am 8ten dieses Monats hatte die öffentliche Erbitterung den Proceß Fouquier Tinvilles und die Verurtheilung dieses gemeinen Blutmenschen herbeigeführt. Unter den Zeugen war Madame de Sérilly erschienen, ihren Todtenschein in der Hand, der von dem Gehülfen des öffentlichen Anklägers schon vor ihrer beabsichtigten Hinrichtung ausgefertigt worden war. Am 23. September erfolgte das Ende des Convents mit der Veröffentlichung einer neuen Verfassung, welche als oberste Behörde ein Directorium von fünf Personen, sogenannten gemäßigten Demokraten einsetzte. Wenige Tage später versuchten die Royalisten einen Aufstand (13. Vendémiaire), welchen Napoleon Bonaparte im Dienste der neuen Regierung mit Kartätschen niederwarf. Es war das erste Mal, daß der künftige Beherrscher Frankreichs in die eigentliche Oeffentlichkeit trat.

Es ist leicht zu berechnen, wie wenig die Ereignisse und die beständige Aufregung, welche sie, auch abgesehen von den Eindrücken der jüngsten Vergangenheit unterhielten, der Fassung und dem ruhigen Urtheil Raum ließen. Die Gräfin von Beaumont hatte sich darüber keine Illusionen gemacht. „Ich reise," schrieb sie im Augenblick, ihre ärmliche Wohnung in Passy zu verlassen, an Joubert, „mit gepreßtem Herzen und voll Furcht die Stadt wiederzusehen, die mit dem Blut Derer, die mir am liebsten auf dieser Welt waren, gefärbt worden ist. Aber ich werde meine Freunde wiedersehen und möchte mich jetzt nur mit diesem Gedanken beschäftigen und alle anderen, die mich bedrängen, verbannen. Meine persönlichen Angelegenheiten erheischen übrigens dringend meine Gegenwart." Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt kehrte sie nach dem Schlosse von Passy zurück, welches seiner ehemaligen Besitzerin wiedergegeben worden war. Die allgemeine Indignation, welche das Verfahren gegen Madame de Sérilly bei dem Processe Fouquiers geweckt hatte, beschleunigte gedachte Maßregel. François de Pange, vor den jacobinischen Verfolgungen geschützt, kehrte mit seiner Cousine nach Passy zurück, wo er dieser seine Hand reichte. Ein früher Tod entriß ihn aber seinen Freunden und der Welt, bevor er derselben ein würdiges Denkmal seines Geistes hinterlassen konnte, und nach langen Jahren erst hat eine Sammlung seiner kleinen Schriften an einen Mann erinnert, der mit dem Ernst und der Consequenz seines Geistes das wärmste und edelste Herz vereinigte. Das Schloß von Theil kehrte in den Besitz Paulinens de Montmorin zurück, welche dort abwechselnd lebte und mit ihrem Nachbar Joubert in steter Beziehung blieb.

Google

In Paris, wohin sie sich wieder auf längere Zeit begab, wohnte sie erst in der Rue St. Honoré, dann in der Rue neuve du Luxembourg auf dem linken Seineufer, mit dem freundlichen Blick auf den Garten des Palastes, und hier sammelte sich allmählich um sie ein Kreis alter und neuer Bekannten und Freunde, die großentheils zu Jouberts Bekannten gehörten. Die hervorragendsten derselben, welche zum Theil den letzten Jahren dieses Salons und der Gräfin von Beaumont angehören, spielen zugleich eine Rolle in der Geschichte der Zeit.

Louis de Fontanes war Jouberts Zeitgenosse und intimer Freund. Auch er hatte eine geistliche Erziehung genossen bei den Oratorianern in Niort, und hatte frühe schon bedeutendes Talent für die lyrische Poesie an den Tag gelegt. Im Jahre 1789 hatte die französische Akademie ihm einen Preis zuerkannt, und er hatte damals schon sich dem Studium der Schriftsteller des großen Zeitalters der französischen Literatur gewidmet, dem er treu geblieben ist. Aber er hatte die Gegenwart nicht aus dem Gesicht gelassen, und seine beredte Anklage der Greuel, welche Collot d'Herbois und seine Genossen in dem unglücklichen Lyon vollbracht, hatte ihm die Proscription eingetragen, der er sich bis nach dem Thermidor entzog, um dann nochmals einer ähnlichen Maßregel durch das Directorium nach dem 18. Fructidor (4. September 1797) zu verfallen, die ihn bis zum letzten Jahre des Jahrhunderts nach London verschlug. Joubert hatte ihm nicht blos in seinen literarischen Interessen beigestanden, sondern war es auch, der seine Heirath mit der Tochter einer angesehenen Familie vermittelte. Seine nachmalige glänzende Epoche, die ihn zu der Stelle eines Großmeisters der napoleonischen Universität führte, zeigt ihn uns als den wahren Repräsentanten der klassischen Poesie, wie die neuere Zeit bis zu dem Durchbruch des Romanticismus sie gestaltete, correct und melodisch, ein bedeutendes Talent, ohne den Schwung des Genius. Neben Fontanes ist Charles Julien Pioult de Chênedollé zu nennen, den die Stürme der Revolution nach Deutschland verschlugen, wo er zu Hamburg sich mit Klopstock befreundete, im Jahre 1799 zurückgekehrt und auf Verwendung von Madame de Staël von der Emigrantenliste gestrichen; ein Freund Rivarols, dessen Schriften er herausgegeben hat; der Sänger der Natur und des Landlebens, dessen Verse auch heute gefallen, mögen sie auch nicht immer die Vollendung und den Wohlklang besitzen, welcher Fontanes Muse auszeichnet. Zwei junge Leute gesellten sich ihnen zu, Beide von Familien alten Rufes in der Magistratur, in denen der Terrorismus an einem und demselben Tage aufgeräumt hatte, Mathieu Molé und Etienne Pasquier, welche alle Wechsel Frankreichs bis über die Julimonarchie hinaus überlebt haben, deren der eine von ihnen sich in den politischen Combinationen des Bürgerkönigs nicht eben zu rühmen gehabt hat. Diesen gesellte sich Quéneau de Mussy zu, damals Mitarbeiter Fontanes als Publicist, wie er später sein Mitarbeiter bei der Leitung des Unterrichtswesens werden sollte, und der Vicomte de Bonald, der inmitten der napoleonischen Glorie die Rückkehr der Bourbonen prophezeite, den aber der Ruf,

Google

der geistreichste Mann seiner Zeit zu sein, in den Tagen der Restauration nicht vor der Anklage des Obscuralismus schützte. Noch ist Einer zu nennen, der in der Verwaltung des Kaiserreichs in der Rheinprovinz einen geachteten Namen hinterlassen hat, Adrien de Lezay Marnesia, welchen ein plötzliches Geschick als Präfect von Straßburg bei dem Einzug des jüngeren Sohnes des Grafen von Artois abberief, einst wie mit der Gräfin von Beaumont, so mit Madame de Staël intim befreundet. Die meisten Derjenigen, welche den Salon in der Rue neuve du Luxembourg besuchten, waren entweder durch Joubert vorgestellt oder gehörten doch zu dessen Freundeskreise, der sich im Lauf der Jahre immer erweiterte.

Auch das weibliche Element war in diesem Salon nicht minder glänzend vertreten, namentlich in den späteren Jahren, nachdem das Ende der Revolution durch das Ende des Directoriums bestätigt worden war. Man sah dort die Herzogin von Lévis, Gemahlin des nachmaligen Pairs und national-ökonomischen Schriftstellers, die Herzogin von Duras, Claire de Cersaint, welche in der Restaurationszeit namentlich durch die kleine Erzählung „Ourika" ein Aufsehen machte, wogegen ihre Bescheidenheit sich sträubte, Frau von Krüdener, die man nur zu nennen braucht, um an ihr schriftstellerisches Talent und ihre pietistische Thätigkeit zu erinnern.

Unter den Frauen dieser Gesellschaft giebt es eine, deren Name, soferne die allgemeine Geschichte der Zeit in Betracht kommt, alle übrigen verdunkelt, Anne Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein. Im Jahre 1786 hatte sie den Baron Erich Magnus von Staël geheirathet, der zu diesem Zwecke von König Gustav III. zum schwedischen Botschafter bei Ludwig XVI. ernannt worden war. Es ist nicht nöthig, hier auf den Geist und die Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, welche die Tochter Neckers schon in ihrer Jugend auszeichneten. Ihre Beziehungen zu der Familie Montmorin wurden durch das enge Verhältniß zwischen ihrem Vater und dem Minister bestimmt, und von ihr soll das letzte Project zur Flucht Ludwigs XVI. nach England ausgegangen sein, von welchem oben die Rede war, und welches durch die ausdrückliche Weigerung des Königs zurückgewiesen wurde. Vergeblich mühte sie sich bei dem Processe desselben, später bei dem Marien Antoinettens sich Gehör zu verschaffen. Längere Zeit in der Heimat ihrer Familie, zu Coppet bei Genf, kehrte sie im Jahre 1795 nach Paris zurück, und hier begann ihre politisch literarische Thätigkeit, welche die ganze Zeit des Directoriums für sie zu einer aufregenden machte und ihr die Abneigung Bonapartes in solchem Maße zuzog, daß sie während seiner ganzen Regierung von einem Orte zum andern wahrhaft gehetzt wurde, eine Hetze, welche sie in ihrem Buche „Zehn Jahre Exil" beschrieben hat, und die ihrer Gesundheit den Stoß versetzte, welcher nicht gar lange nach der Restauration ihrem Leben ein Ende bereitete. Napoleons Ansicht, „sie würde dem Faubourg Saint Germain zum Banner dienen," war der Grund der unedlen Maßregeln welche die kaiserliche Polizei ungeachtet aller Gegenvorstellungen über sie verhängte.

Google

Die geselligen Beziehungen dieser Frau zur Gräfin von Beaumont waren seit längerer Zeit die freundschaftlichsten. Im Mai 1796 schrieb Letztere an Joubert: „Ich sende Ihnen nicht die Schrift von Madame de Staël, da ich vernehme, daß sie dieselbe schon gelesen haben. Ich versichere Sie, sie gehört ihr ganz an, mit ihren Schönheiten und Fehlern. Ihr Vater ist mit ihrem Auftreten als Schriftstellerin zu unzufrieden, um ihr zu helfen. Er ist ganz dem Schmerz über den Verlust seiner Frau hingegeben, die er mit großer Zärtlichkeit beweint, aber seine Gesundheit ist gut. Meine Nachrichten sind besser als die seinigen, denn ich habe sie von seiner Tochter.

„Es hat mich sehr gerührt diese nach länger als zwei Jahren der Abwesenheit und nach einem Jahrhundert von Unglück wiederzusehen. Wäre sie auch minder bemerkenswerth durch ihren Geist, so müßte man sie lieben wegen ihrer Güte, wegen ihrer Seele, die alles Große und Edle umfaßt. Sie ist was Madame Roland zu sein glaubt, aber sie denkt nicht daran sich dessen zu rühmen; sie hält die Welt für gut und edelmüthig wie sie selbst ist. Diese Einfachheit erhöht noch ihr Verdienst. Während der Hochmuth von Madame Roland mich beinahe ungerecht gegen sie hat werden lassen, muß ich mir immer in's Gedächtniß zurückrufen, daß ihr Haupt gefallen ist, um ihr zu vergeben, und ungeachtet ihres Todes wird sie für mich nie etwas anders sein als die Vorsehung vom 10. August. Sie hat mich an die Intriguen erinnert, die mir schmerzlich gewesen sind, dennoch hoffe ich, daß ich ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lasse, und bin überzeugt, daß ich die Schönheit ihres Todes empfinde."

Zu jener Zeit empfand Joubert große Bewunderung für Madame de Staël, und hatte kurz vorher über sie geschrieben: „Von allen schriftstellerischen Frauen liebe ich nur sie und Madame de Sévigné." Als er von ihrer beabsichtigten Reise nach der Schweiz vernahm, welche sie durch Burgund führen mußte, beeilte er sich, obschon er leidend war, der Gräfin von Beaumont ein Absteigequartier in seinem Hause für sie anzubieten. Aber Pauline ermaß, daß die ungestüme Lebendigkeit ihrer Freundin, welche eben damals durch ihre politische Rolle und ihren Versuch der Versöhnung der extremen Parteien noch gesteigert war, für Joubert in seinem damaligen Zustande zu ermüdend sein würde, und antwortete folgendermaßen von ihrem Schlosse zu Theil 1797: „Ich will wünschen, daß Madame de Staël mich nicht warten läßt! Vom 24. Vendémiaire zeigt sie ihre Ankunft in acht oder zehn Tagen an. Wenn ich das Doppelte annehme, so habe ich immer noch Zeit genug, bin jedoch nicht ohne Besorgniß. Nein, gewiß nicht, dieser Sturmwind soll nicht in Ihre friedfertige grüne Stube eindringen! Es würde nicht von Ihnen abhängen sie nicht zu sehen, selbst wenn Sie den Muth hätten der Versuchung zu widerstehen. Sie hat mich schon von Ihnen reden gehört, und ungeachtet meines Wunsches, Ihre Ruhe zu sichern, würde ich nicht im Stande sein, ihre nicht zu sättigende Neugierde zu mäßigen. Sie würden sich angezogen und erregt fühlen und die arme grüne Stube

Google

würde nicht mehr ein Ort ruhiger Fassung sein. Einer der Gasthöfe von Villeneuve wird der Ort der Zusammenkunft sein."

Die Ungewißheit der Zeit spiegelt sich auf's lebhafteste in den Briefen jener Tage. Namentlich nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. September 1797), welcher der revolutionären Partei von neuem die Oberhand zu verschaffen schien. Wie vormals die Guillotine, so wüthete jetzt die Deportation. Achtundvierzig Deputirte, zweiundvierzig Eigenthümer oder Redacteure von politischen Journalen wurden theils nach Guyana, theils, und zwar die minder gefährlichen nach der Insel Oléron verbannt, wo die erstern mit alten Chefs der Jacobiner zusammentrafen, alle abgeschafften Gesetze des Terrorismus wurden erneuert, die zurückgekehrten Ausgewanderten und Priester von neuem ausgewiesen, die Clubs wieder eröffnet, eine Menge Personen wegen royalistischer Umtriebe und Verbindungen verbannt oder mit Gefängniß bedroht. „Alle Welt," schreibt Madame de Beaumont kurz darauf, „befindet sich in größter Spannung, bereitet sich zur Reise und befindet sich unter dem Druck der Deportation, wie man ehemals unter dem der Guillotine lebte. Ich erwarte mein Geschick mit ziemlicher Gelassenheit, vielleich einzig weil ich mich für unverwundbar halte, weil ich einem Loose entgangen bin, das unabwendbar schien. Indeß mache ich mir keine Illusion, ich bin für alle Reisen ziemlich bereit, und diejenige, von der man nicht zurückkehrt, ist es nicht, die ich am wenigsten gerne antreten würde. Der Augenblick in welchem ich am meisten leide, ist derjenige, in welchem ich empfinde, daß, wenn die Umstände andere wären, wenn dies oder jenes bestände, es noch ein Glück für mich geben könnte, die ich dasselbe so warm empfinde und so nöthig habe. Dann ist es mit meiner Resignation zu Ende, und ich begreife sehr wohl, was die Hölle ist. Seit lange begreife ich bösartige Geister."

Diese Besorgnisse beruhigten sich, namentlich nachdem die Gräfin wieder die Landluft, zu Theil, hatte genießen können. „Ich würde hier glücklich sein," schrieb sie an Joubert, „wenn ich weniger ferne von Ihnen lebte, wenn Sie mich besuchen und mit mir lustwandeln könnten, wenn Sie in meinen Büchern blätterten. Ich wünsche sehnlich Sie hier zu sehen, weil ich mich eines Wohlbefindens erfreue, das mir überall sonst unbekannt ist. Ich bin so kräftig, daß, wenn ich hier nur drei Monate bliebe, Sie in meinen Zügen die Beweise davon erkennen würden. Statt dessen denke ich mich wieder in den Strudel zu stürzen und weder mit denen, die mir Raum lassen noch mit mir selber zufrieden zu sein. Ich denke hier fortwährend an alle Freunde, die ich verloren habe, und weiß nicht, warum diese Erinnerung hier etwas Freundlicheres und Tröstlicheres hat als anderswo. Ich lebe sozusagen mit Ihnen, und mein Herz öffnet sich einer süßen und tiefen Schwermuth, die von allem Heftigen und Leidenschaftlichen frei ist."

Nach einem längern Aufenthalte in Theil, dessen Ruhe ihr wohl that, begab sie sich nach Schloß Ormesson, wo Madame de Staël damals wohnte. Schon hatte eine leise Differenz die Beziehungen der beiden Frauen einiger-

Google

maßen getrübt und die Verschiedenheit ihrer Charaktere und Neigungen hervortreten lassen. Der Hauptgrund lag aber nicht in ihnen selber: die Beziehungen von Madame de Staël zu ihrem bedeutendsten politischen Freunde bildeten den vornehmsten Anlaß. Benjamin Constant hatte so der Gräfin von Beaumont wie Joubert eine unüberwindliche Abneigung eingeflößt. Sowohl seine politische Richtung wie sein ganzes Wesen trugen dazu bei. Der Salon der Tochter Neckers war unter dem Directorium eine Art von debattirendem Club geworden, und Madame de Staël hatte sich an die Oeffentlichkeit des „Cercle constitutionnel" gewöhnt, dessen Leiter ihr Freund geworden war. Weder die Richtung noch dies Leben an sich sagten der Gräfin von Beaumont zu. „Ich will Ihnen schreiben," so heißt es in einem Briefe aus Ormesson vom 12. Mai 1798 an Joubert, „so lange ich noch derjenigen gleiche, der Sie einst so liebenswürdiges Interesse bewiesen haben. Ein Theil meiner Besorgnisse ist schon zur Wirklichkeit geworden. Ich gefalle mich nicht in der Welt, und die Welt hat Einfluß auf mich. Ich empfinde eine Dürre des Herzens, die ein peinlicher Zustand ist, wenn man einen bessern gekannt hat. Ihnen verdanke ich's zu wissen, daß derjenige, den ich heute vermisse, der bessere war. Ich bin bisweilen auf dem Punkte, an den Momenten des Wohlseins zu zweifeln deren ich mich erfreut habe, und die ich vielleicht unter die Chimären rechnen würde, welche mein Leben vergällt haben, wenn die Erinnerung an Sie nicht damit verbunden wäre. Ich tauge nicht für die Gesellschaft, in der ich lebe. Mein Geist verzehrt sich ohne Frucht für mich, ohne Genuß für die Andern. Die, welche diese Gesellschaft leitet, hat einen Weg eingeschlagen, der nicht zum Glücke führt. Ihr Geist unterliegt einem Drange, der ihm nicht natürlich ist. Nur ihr Herz bewahrt in einem hohen Grade seinen Adel und Hochsinn. Sie werden das Werk Benjamin Constants erhalten. Ohne Ihrem Urtheil vorzugreifen, sehe ich es voraus. Ich empfinde, daß mein Urtheil nicht so strenge sein wird, wie das Ihrige."

So Madame de Beaumont wie Ihr Freund waren nicht gerecht gegen Benjamin Constant. Aber die Partie war nicht gleich. Weder er noch Madame de Staël hatten durch die Greuel der Revolution gelitten, wie die Tochter Montmorins, und besorgten nicht in die Zeit der Greuel zurückzuverfallen, eine Besorgniß, welche in jenen Tagen bei vielen nur zu lebendig war. Sie kämpften für die Freiheit, welche sie mit legalen Formen gegen die despotische Gewalt umgeben und schützen zu können glaubten, und hatten nicht das Schreckbild des Terrorismus immer lebendig vor Augen. Die Opposition, welcher sie ihr Talent liehen, schien ihnen ungefährlich und gerechtfertigt. Die allgemeine Stimmung war ihnen übrigens schwerlich günstig. Man war müde nach all diesen traurigen Erlebnissen, wünschte ruhige, gesicherte Zustände, erwartete dieselben kaum von den Schwankungen der öffentlichen Gewalt und hätte eine feste Hand freudig bewillkommnet, die man in dem momentanen Parteigewirre schmerzlich vermißte. Darüber kam die Revolution vom 18. Brumaire (9. November 1799) heran. Während der

Google

ersten noch bewegten Tage und der Dictatur der provisorischen Consuln schrieb die Gräfin von Beaumont an Joubert: „Es ist schwer den Zustand zu schildern, in welchem wir uns befinden. Es ist kein Schrecken, davon ist hier nicht die Rede. Man spricht so laut wie früher, nur die Journalisten sind zu etwas größerer Vorsicht genöthigt. Niemals aber ist man in Wirklichkeit weniger frei gewesen, Die Polizei hat ihre Mittel verdreifacht und Alles ist ihr unterthan. Die Regierung hat nicht einen Agenten, den sie nicht bei dem geringsten Verdacht zu vernichten geneigt wäre, und es giebt nicht Einen dieser Agenten, der nicht von der Ungewißheit seiner Stellung überzeugt wäre. Für sie herrscht der Schrecken. Argwöhnisch und beargwohnt, neidisch und beneidet, empfinden sie alle die widerwärtigen Gefühle, die sie einflößen, und ich zweifle, daß sie durch die Ausübung einer so wenig gesicherten Gewalt entschädigt werden."

Diese Stimmung war eine vorübergehende. Der Mann war da, den die Zeit verlangte; der 18. Brumaire war sein Werk gewesen. Das provisorische Consulat wurde bald ein definitives, und Napoleon Bonaparte, indem er die Freiheit vernichtete, setzte unter monarchischen Formen die Revolution Frankreichs in der Welt fort.

Joubert und seine Freundin theilten bald, namentlich als nach Marengo die siegreiche Friedenspolitik des Consulats die Oberhand zu gewinnen schien, die Bewunderung für den Sieger. Die Mehrzahl ihrer Freunde schlossen sich ihm an und wurden seine Mitarbeiter bei den großen Institutionen, durch welche er dem zerklüfteten Lande mit fester und starker Hand neue Formen gab.

Die Geschicke der Gräfin von Beaumont hatten während dessen einen bedeutenden Wechsel erfahren. Wir sahen, wie bald ihr eheliches Verhältniß zu ihrem Gatten getrübt und gewissermaßen gelöst worden war. Graf Beaumont war nicht emigrirt, sondern unter wechselnden Verhältnissen meist in Paris oder wenigstens in Frankreich geblieben. Er hatte keinen Versuch gemacht, sich Pauline wieder zu nähern, und an deren Schicksalen keine Spur von Antheil genommen. Als das französische Gesetz die Ehescheidung gestattete, wünschte die Verlassene ihre Freiheit wiederzuerlangen, ohne die Absicht einer neuen Verbindung zu hegen, obgleich eine solche ihr durch Adrien de Lezay nahe gelegt worden zu sein scheint. Der Scheidungsproceß wurde im Jahre 1800 zu ihren Gunsten entschieden. Ihr Gemahl, der schon während der Revolutionskriege zeitweilig in Deutschland gewesen war, wählte später, aus welchem Grunde weiß man nicht, Frankfurt zu seinem Aufenthalte. Er heirathete wieder und hatte einen Sohn, der nach Frankreich zurückkehrte, ihn aber in seiner letzten Krankheit wieder aufsuchte. Das von ihm bewohnte Haus war dasjenige, welches heute dem Banquier von Elsasser gehört. Er soll sehr wohlthätig, aber ein vollkommener Sonderling gewesen sein, und man erzählt von ihm, daß er sein Mittags- und Abendmahl mit eigener Hand zubereitete. Er starb in Frankfurt am 6. Juni 1851.

Schon ist darauf hingewiesen worden, wie geringen Antheil religiöse

Google

Empfindungen in der französischen höheren Gesellschaft jener Tage in Anspruch nahmen. Pauline de Montmorin hatte eine religiöse Jugenderziehung nach den Begriffen ihrer Zeit genossen; sie hat später in dem ernstesten Moment bekannt, daß das entsetzliche Unglück, von welchem ihre Familie und sie mit ihr in der Zeit der Schreckensherrschaft betroffen worden war, Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit hatten aufsteigen lassen. Aber eben dieses Unglück hatte sie ernster gestimmt und ihren Hang zu Nachdenken und Betrachtung verstärkt. Sie fand sich als die Letzte ihrer Familie, die kaum vorher noch so blühend gewesen war. Inmitten der Revolutionszeit war ihr jüngster Bruder, Seecadet in der königlichen Marine, als er von der Isle de France heimkehren wollte, in den Fluthen umgekommen. Ihre Cousine, Wittwe François de Pange, war im Jahre 1799 in Paris in ihren Armen gestorben. Gerade unter ihren Habitués waren mehrere, welche Glaubenstreue mit Geist und Studium vereinigten. Sie selber liebte ernste Lectüre. „Wissen Sie wohl," schrieb sie im Jahre 1799 an Joubert, „daß, wenn Port Royal noch existirte, ich mich in Gefahr befände mich hinzubegeben? Glücklicherweise beginnt mein Eifer sich ein wenig abzukühlen. Ich werde die Provinciales wieder lesen, nachdem ich meine drei Bände Geschichte des Klosters durchgearbeitet habe." Ihr Freund war nicht derselben Ansicht in Bezug auf die Jansenisten. Er warf ihnen vor, sie schienen Gott ohne Liebe und nur aus Pflicht, Vernunft und Gerechtigkeit zu lieben, auf das Ungewisse, Dunkle und Betrübende Gewicht zu legen und über die tröstenden und leuchtenden Wahrheiten hinwegzugehn. Die Ehescheidungssache scheint bei der Gräfin Beaumont keinen religiösen Zweifel geweckt zu haben. Die alte Sitte französischer Heirathen, bei denen das Herz nicht gefragt, sondern nur nach der Convenienz der Familien gehandelt wurde, und die vollständige Ignorirung ihres traurigen Geschicks von Seiten ihres Gemahls mochten dazu beitragen, ihr Gewissen in völlige Ruhe einzuwiegen. Unter ihren Papieren hat sich ein Brief einer alten Kammerfrau ihrer Mutter vorgefunden, der uns ahnen läßt, wie es in ihrem Innern aussah. „Sie sind viel jünger als ich, aber das Unglück hat zu der Zahl Ihrer Jahre hinzugefügt. Wenn Sie Ihre Blicke zu unserm gemeinsamen Vater erheben wollten, so, glaube ich, würden Sie Ihre Leiden mit Resignation ertragen. Was haben Sie in dieser Welt des Schmerzes empfunden? Wenig wahre Freude und viel Entbehrung und Leid. O Madame, wie glücklich würde ich sein, wenn ich, bevor ich diese Welt verlasse, Sie heilig sähe, ja heilig, wenn Sie wollen. Es steht in Ihrer Macht. Ich werde zu Gott beten, daß er Ihnen diese Gnade gewähre."

V.

Im Mai 1800 stellte Fontanes im Salon der Rue neuve du Luxembourg einen noch jungen Mann vor, den er in London gekannt hatte und zu dessen Rückkehr nach Paris er der eigentliche Berather gewesen war. Es war François Auguste de Chateaubriand. Der jüngere Sohn einer zahl-

Google

reichen Familie der Bretagne, zu St. Malo geboren, war er zur Militärcarrière bestimmt, hatte während der Revolution Frankreich verlassen, um in der Armee der Prinzen zu dienen, war nur zu den allerletzten Ereignissen des französisch-deutschen Krieges von 1792 hinzugekommen und hatte sich, nach einer verunglückten abenteuerlichen Campagne, nach Nordamerika begeben, in der ebenso abenteuerlichen Absicht, eine nordwestliche Verbindung auf dem Landwege zu suchen. Die entsetzlichen Unglücksfälle seines Vaterlandes hatten ihn nach Europa zurückgetrieben, und er hatte in London durch literarische Arbeiten ein kümmerliches Leben zu fristen versucht, wobei er mit Fontanes Verbindung angeknüpft hatte, welcher, wie wir sahen, der Deportation durch Flucht nach England entgangen war. Interesse und Freundschaft dieses Mannes bewogen ihn, mit fremdem Passe und falschem Namen nach seiner Heimat zurückzukehren, nachdem die politischen Dinge sich einigermaßen beruhigt hatten, und nachdem sein Name von der Emigrantenliste gestrichen worden war, begann seine Thätigkeit, welche bald Frankreich und die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllen sollte. Seine ersten Arbeiten waren Beiträge zu dem Mercure de France, dem Journal seines Freundes. Aber er hatte schon in London ein Werk begonnen, welches Epoche zu machen bestimmt war und an dessen Herausgabe er bereits dachte, als Fontanes und andere Freunde ihn zur Umarbeitung veranlaßten. Es war der „Genius des Christenthums". Nicht Bonapartes Annäherung an die Kirche und den Papst hat dasselbe veranlaßt; unabhängig davon ist es entstanden und einem innern Herzensbedürfniß seines Verfassers entstammt. Chateaubriands religiöse Anschauungen waren großem Wechsel unterlegen. Der Glaube seiner Kindheit und Jugend war ihm abhanden gekommen; die Mahnung seiner sterbenden Mutter, welche das Elend des Lebens in vollen Zügen gekostet hatte, führte ihn zu demselben zurück. Eine Schwester, selbst unglücklich und quälender Melancholie verfallen, die ihr moralisches Gleichgewicht zeitweilig stören konnte, Lucile, war die Vermittlerin zwischen ihm und der Mutter gewesen. Unter solchen Einflüssen hatte er in England das Werk begonnen.

Im Jahre 1792 hatte Chateaubriand eine junge Landsmännin und Freundin seiner Schwestern, Céleste de Lavigne geheirathet, dieselbe aber nach wenigen Monaten verlassen, als er zu der Armee des Prinzen und dann nach England ging, von wo er erst spät zurückkehren sollte. Er hatte, wie einer seiner Biographen sich ausdrückt, seine Heirath beinahe vergessen, als er sich wieder in Paris und der dortigen Gesellschaft befand. Er war nun zweiunddreißig Jahre alt. Sein Kopf und seine Stirne waren von großer Schönheit, sein Blick zugleich durchdringend und sanft, sein Lächeln nach Aussage von Zeitgenossen unwiderstehlich. Zu diesem Kopfe paßte der Körper nicht; er war zu klein, und die hohen Schultern beeinträchtigten seine freie Haltung. Die seltsamen Schicksale, deren Spielball er gewesen war und ebenso sehr die Entbehrungen, denen er ausgesetzt gewesen, hatten seine Einbildungskraft auf Kosten seiner übrigen geistigen Eigenschaften gesteigert und haben

Google

ihm während seines ganzen späteren Lebens einen Mangel an Gleichgewicht gegeben, der in dem Staatsmanne mehr noch als in dem Schriftsteller sich ausspricht. Fontanes hatte ihm bei der Gräfin von Beaumont einen guten Empfang bereitet; seine geistigen Eigenschaften und die Natur seines schriftstellerischen Talents thaten das übrige. Seine Schwester Lucile hatte ihm einmal gesagt, als er mit ihr von dem eigenthümlichen Reiz der Waldungen in den großen Flußthälern, von den unabsehbaren Steppen Nordamerikas und den mächtigen Eindrücken dieser großartigen Natur auf Herz und Sinne sprach: Du solltest das Alles malen. Das erste, was er zu Anfang 1801 herausgab, war eine Episode aus dem großen Werke, das ihn beschäftigte: Atala. Wenige Bücher haben so allgemeine Bewunderung, solches Entzücken geweckt und die gleichzeitige Kunst in solchem Maße begeistert. Alles erschien neu, Personen, Landschaft, Stimmung, Gesinnung. Auch heute, nachdem beinahe ein Jahrhundert verflossen ist und der Verfasser selber in seinen Denkwürdigkeiten den Zauber abgeschwächt hat, zu welchem sein Werk begeistert, ist vieles von der Wirkung geblieben, die diese Erzählung auf die Umgebung nicht blos, in welcher sie erschien, sondern auf Europa und die Welt ausübte. Nicht lange darauf trat eine andere Episode an's Licht. René, ein Gemälde des Seelenzustandes, wie die Erkenntniß der menschlichen Unvollkommenheit und der Drang nach einem höhern Unerreichbaren inmitten religiöser Empfindungen und Hoffnungsstrahlen ihn erzeugt, der Ausdruck der Nichtbefriedigung und des Gefühls der inneren, mit Ueberdruß am Bestehenden verbundenen Leerheit, welche die Krankheit des Verfassers in allen Lebenslagen bildete. Der Name des Verfassers war bereits in Aller Munde, die allgemeine Theilnahme durch den Glanz der Bilder, durch die Neuheit der Schilderungen, durch die Frische der Empfindungen geweckt, als Chateaubriand an die Vollendung des großen Werkes ging, das, wie gesagt, in der Fremde entworfen, in der Heimat vollendet werden sollte.

Auf dieses Werk hat die Gräfin von Beaumont wesentlichen Einfluß geübt. Chateaubriand hat dieselbe geschildert, wie sie war, als er ihr vorgestellt wurde.

„Die Gesichtszüge der Gräfin Beaumont, welche das von Madame Vigee de Brun gemalte Porträt treu wiedergiebt, waren keineswegs schön zu nennen. Ihr Gesicht war abgemagert und bleich; ihre Augen würden vielleicht mit zu starken Lichte gestrahlt haben, wenn eine außerordentliche Milde den Blick nicht halb gedämpft hätte, so daß er etwas Languissantes hatte, wie der Lichtstrahl sich mildert, indem er den Krystall der Welle durchzittert. Ihr Charakter hatte etwas Herbes und Ungeduldiges, welches mit der Kraft ihrer Gefühle und dem innern Weh zusammenhing, welches sie empfand. Eine starke Seele, ein hoher Muth, war sie für die Welt geschaffen, aus welcher ihr Geist sich aus Wahl und durch Unglück getrieben zurückgezogen hatte: aber wenn eine befreundete Stimme diese einsame Intelligenz aus sich selbst hervorrief, so kam sie und antwortete mit der Sprache des Himmels. Ihre große Schwäche ließ ihren Ausdruck langsam erscheinen, und diese Langsam-

Google

keit hatte etwas Rührendes. Ich habe diese Frau nur in dem Augenblick gekannt, in welchem sie schon die Welt zu verlassen bestimmt war; schon hatte der Tod seine Hand an sie gelegt, und ich habe mich ihren Schmerzen geweiht."

Vom ersten Moment an hatte Pauline sich dem Eindruck der neuen Bekanntschaft völlig hingegeben. Chateaubriands ganze Persönlichkeit, seine Prüfungen, Erlebnisse, Schilderungen nahmen ihr ganzes Sein gefangen. Der warme Antheil, den sie an ihm, an den Arbeiten und Erfolgen des Schriftstellers nahm, welche von der Kritik nicht ohne lebendige Polemik zugestanden wurden, täuschten sie in Bezug auf das Gefühl, dem sie, als sie es erkannte, keinen Widerstand leisten konnte, vielleicht auch nicht wollte. Sie hatte soviel Trauriges erlebt, so geringes Glück genossen, daß sie sich nicht zu gestehen wagte, welche unsichere Dauer die Empfindung versprach, der sie sich hingab. Vielleicht trug auch die Erregung, in welche alles, was sie erduldet hatte, im Verein mit der Krankheit, deren Spuren ihre Freunde längst erkannt hatten, sie versetzte, dazu bei, eine leidenschaftliche Stimmung zu steigern, die sie selber sich zu Anfang nicht gestehen mochte.

Das Jahr 1801 war herangekommen. Die Freunde der Gräfin von Beaumont, vor allen Joubert, drangen auf eine ernste ärztliche Behandlung und riethen zum Gebrauche der Quellen von Mont Dore in der Auvergne. Mochte aber Pauline das Uebel für nicht so gefährlich halten, mochte sie glauben, ein Landaufenthalt, den sie vor allen liebte, werde ihm Schranken setzen, sie konnte sich nicht zu dieser Reise entschließen. Ihre nicht glänzenden Vermögensverhältnisse hatten sie veranlaßt, das Schloß von Theil zu verkaufen, und so miethete sie ein Landhaus in dem Oertchen Savigny an der Orge, einige zwanzig Kilometer von Paris, an der nach Orleans führenden Straße. Hier lud sie mehrere ihrer Bekannten ein, Fontanes, Joubert, Chateaubriand und zwei seiner Schwestern. Zu Ende Mai kam sie in Savigny an. In dieser anmuthigen Einsamkeit, inmitten einer friedlichen aber belebten Umgebung, ist während einer Zeit von sechs Monaten der bereits fertige Theil des „Genius des Christenthums" vollständig umgearbeitet worden, der Rest entstanden. Der Verfasser selber giebt folgende Auskunft darüber.

„Die Gräfin von Beaumont machte mir den Vorschlag, mir ein Zimmer auf dem Lande einzuräumen, in einem Hause, welches sie zu Savigny gemiethet hatte. Hier habe ich sechs Monate in der Zurückgezogenheit zugebracht. Das Haus lag am Eingange des Dorfes auf der Seite gegen Paris zu, nahe bei einer alten Heerstraße, die man im Lande den Weg Heinrichs IV. nannte. Es lehnte sich an einen mit Weinreben bepflanzten Hügel und hatte vor sich den Park von Savigny, welchen ein Streifen von Laubholz abschloß und durch den der kleine Fluß der Orge strömte, der in die Seine fällt. Zur Linken erstreckte sich die Ebene von Jvry bis zu den Fontainen von Juvisy (einem Schlosse, welches, einst Eigenthum der Brancas, heute dem Grafen Montessuy, vormaligem Gesandten beim deutschen Bundestag, gehört). Rings um diese Oertlichkeit herum zogen sich Thalgründe, in welchen wir in

Google

den Spätstunden uns zu ergehen pflegten. Morgens frühstückten wir zusammen, dann zog ich mich zurück und begab mich an meine Arbeit. Madame de Beaumont hatte die Güte, die Stellen zu copiren, deren ich für mein Buch bedurfte und ihr angab. Diese edle Frau hat mir ein Asyl gewährt, als ich keines hatte: ohne den Frieden, den ich ihr verdanke, hätte ich vielleicht niemals ein Werk vollendet, welches ich inmitten meiner schweren Prüfungen nicht zu Ende führen konnte.

„Bis an mein Ende werde ich mich einiger Abende erinnern, die ich in dieser von der Freundschaft mir gewährten friedlichen Zurückgezogenheit verbracht habe. Von dem Spaziergange zurückkommend, versammelten wir uns bei einem großen Bassin fließenden Wassers, welches sich mitten in einem Rasenstück befand. Madame de Beaumont, Madame Joubert und ich setzten uns auf eine Bank; der junge Joubert spielte im Grase, sein Vater spazierte in einem Laubgange, zwei Wächterhunde rannten hin und her und Tauben flogen um den Dachfirst. Welches Glück für einen kürzlich aus der Verbannung Zurückgekehrten, der von acht Jahren des Exils nur wenige flüchtige Tage zu den besseren gezählt hatte. Bei solchen abendlichen Zusammenkünften ließen meine Freunde mich oft von meinen Reisen erzählen, und ich glaube, ich habe nie die Einöden der neuen Welt so gut geschildert."

Während dieser ganzen Zeit hat die Gräfin von Beaumont an der Arbeit ihres Freundes den lebendigsten Antheil genommen und ihm dieselbe auf alle Weise erleichtert. Chateaubriand brauchte viele Bücher, und sie war unablässig bemüht, ihm dieselben zu verschaffen, namentlich durch Joubert, mochte dieser in Villeneuve, mochte er in Paris weilen. Aber es handelt sich noch weit mehr als um Bücher, um die Art sie zu benutzen. Die Details über die Art und Weise, wie Chateaubriand arbeitete, und über die Rathschläge, welche Joubert ihm gab, sind eigenthümlicher Natur. „Er ist so in seine Arbeit vertieft," schreibt die Gräfin, „daß er Schlaf, Essen und Trinken vergißt. Aber ich finde ihn glücklich in dieser Art von Trunkenheit, in der er sich befindet." Aber Joubert, der die Natur Chateaubriands und seines Werkes kannte, befürchtete den Einfluß der hastigen und fragmentarischen Lectüre auf beide. „Sagen Sie ihm," so schrieb er an seine Freundin, „er studirte zu viel. Das Publikum wird wenig nach seinen Citaten, viel nach seinen Ideen fragen; man kümmert sich um sein Genie, nicht um sein Wissen. Das Publikum zählt auf Chateaubriand um das Christenthum zu lieben, nicht auf das Christenthum um Chateaubriand zu lieben. Er soll sich erinnern, daß alles Studium ihm unnütz ist und er in seinem Buche einen einzigen Zweck verfolgt, die Schönheit Gottes in dem Christenthum zu zeigen. Er muß sich die Regel vorschreiben, die jedem Schriftsteller durch die Nothwendigkeit zu gefallen und leicht lesbar zu werden, vorgezeichnet ist, ihm zwiefach vorgezeichnet durch die Natur seines Geistes, der die Gabe besitzt, Andere dem Kreise ihrer gewöhnlichen Ideen zu entrücken. Hier handelt es sich um die zu oft vernachlässigte Regel: Verbirg Dein Wissen. Unser Freund ist kein Rohr oder Schlauch wie hundert Andere, sondern eine Quelle, aus

Google

welcher alles hervorzusprudeln scheinen muß. Seine Citate sind für die Meisten nur Ungeschick. Als Prosaschriftsteller gleicht Chateaubriand nicht den Uebrigen; durch die Macht seines Gedankens und seines Wortes wird seine Prosa Musik und Vers. Er soll seine Aufgabe erfüllen: er soll uns bezaubern. Er durchbricht zu oft die durch seine Magie hervorgerufenen Kreise, indem er Worte ertönen läßt, welche nichts Uebernatürliches haben und den Zauber lösen. Seine Folianten erschrecken mich. Ich bitte Sie ihm zu empfehlen, in seinem Zimmer damit zu machen was er will, aber seine eigenen Sätze damit zu verschonen. Er möge uns gewöhnen, das Christenthum mit günstigem Auge anzusehen, mit Freuden den Weihrauch einzuathmen, den er zum Himmel emporsteigen läßt, seinen Gesängen mit einiger Freude zu lauschen: damit wird er gethan haben was er kann, und sein Zweck wird erreicht sein. Die Religion wird das Uebrige thun. Wenn Philosophie und Poesie ihr einmal den Menschen wieder zugeführt haben, wird sie sich seiner bald bemächtigen; denn ihre Macht und Anziehungskraft sind gewaltig. Man tritt nicht vorbereitet in den Tempel, ohne ihn gläubig zu verlassen. Die Schwierigkeit ist heute, den Menschen Lust zu geben, ihn zu betreten. Darauf muß Chateaubriand sich beschränken, aber er darf keinen Zwang üben und muß auf die Autoritäten verzichten, denen man Anerkennung versagt."

Das Buch erschien 1802. Die Aufnahme, die es fand, übertraf die Erwartung. Bald wurde ein neuer Abdruck nöthig, in dessen Vorwort des ersten Consuls Erwähnung geschah. Neben den günstigen Kritiken, unter denen die von Fontanes sich auszeichnete, fehlten auch übelwollende nicht, so diejenige des alten Revolutionärs Ginguené, des Verfassers der Literaturgeschichte Italiens. Der Autor selber hat die Umstände geschildert, unter denen sein Buch an's Licht trat. „Inmitten der Ruinen unserer Kirchen veröffentlichte ich den ‚Genius des Christenthums'. Die Gläubigen hielten sich für gerettet. Man empfand damals ein Bedürfniß des Glaubens, einen Durst nach religiösem Trost, der in der langen Entbehrung dieses Trostes seinen Ursprung hatte. Welche übernatürliche Kraft hatte man nach dem Erdulden so unerhörten Mißgeschicks zu erbitten! Wie viele verstümmelte Familien hatten bei dem Vater der Menschen ihre verlorenen Kinder zu suchen! Wie viele zerrissene Herzen, wie viele vereinsamte Seelen sehnten sich nach einer göttlichen Hand, sie zu heilen! Man stürzte sich in das Haus Gottes, wie man inmitten einer Pestkrankheit des Haus des Arztes sucht. Die Opfer unserer Unruhen (und wie viele Opfer aller Arten!) retteten sich um den Altar, Schiffbrüchige, die sich an den Felsen festklammern, von welchem sie ihre Rettung erhoffen. Bonaparte, der seine Macht auf der ersten Grundlage der Gesellschaft aufzubauen wünschte, hatte seine Vereinbarung mit Rom geschlossen. Von seiner Seite kam kein Hinderniß gegen das Erscheinen eines Werkes, welches seinen Absichten Popularität verschaffen konnte. Er hatte gegen die Männer zu kämpfen, die seine Genossen waren, wie gegen die Gegner aller Gottesverehrung. Es war ihm also lieb, außerhalb seines Kreises

Google

durch die Meinung vertheidigt zu werden, an welche mein Buch appellirte. In späteren Zeiten hat er bereut, sich damals geirrt zu haben: mit den religiösen Ideen sind auch die eigentlich monarchischen Ideen aufgekommen."

Nur wenn man diese Umstände beherzigt, begreift man das Aufsehen, welches dies Buch machte. Die Schönheit der Sprache, dieser vollkommene Fluß einer poetischen Prosa, welche majestätisch daherrollte, zeichnete es vor den Werken der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts aus, die für den Verstand aber nicht für das Herz geschrieben schienen. Die vorwaltende Gesinnung kam dem Buche entgegen und ließ dessen Mängel verschwinden, während sie seine Vorzüge steigerte. Man muß sich dies vergegenwärtigen, um nicht gegen das Werk ungerecht zu sein. Heute kann es keine Analyse ertragen. Der Verfasser ist weder Philosoph noch Theologe, und seine poetischen Anschauungen genügen nicht für den mächtigen Gegenstand. Aber gerade das, was uns heute als Schwäche erscheint, trug zur Zeit des Erscheinens dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Selten ist ein Werk in einem geeigneteren Moment erschienen, selten hat ein solches einem tiefgefühlten und ernsten Bedürfnisse des Publikums mehr entsprochen.

Die Wirkung war in jeder Beziehung eine augenblickliche wie sie eine außerordentliche war. Der Chef des Staates empfand den Werth der Unterstützung, die ihm unerwartet kam. Er wollte dem Autor ein Zeichen seiner Anerkennung geben, und ernannte ihn im darauf folgenden Jahre zum Secretär bei der römischen Gesandtschaft.

Der Traum von Glück, der einzige im Leben Paulinens de Montmorin, hatte sechs Monate gewährt, als sie im Spätherbste 1801 nach Paris zurückkehrte. Die Absicht, ihrem Freunde die Bourgogne zu zeigen, wo sie die traurigsten Tage ihres Lebens, aber auch heitere zugebracht hatte, war unerfüllt geblieben. Die gewohnte Gesellschaft versammelte sich wieder in ihrem Salon, durch mehrere neue Mitglieder verstärkt, deren schon oben im Verein mit den übrigen Erwähnung geschehen ist. Chateaubriand war längere Zeit abwesend. Er war nach Lyon und Avignon gegangen, um einen Nachdrucker seines Buches aufzuspüren. Er hatte sich nach der Bretagne begeben, wo eine Zusammenkunft mit seiner Frau stattgefunden hatte. Pauline war hievon in Unkenntniß gehalten worden. Aber das Erwachen aus einem Traum, unausbleiblich wann immer es erfolgen mochte, drohte schon in der Ferne. Während dieses ganzen Jahres 1802 war von der beabsichtigten Badecur wenig mehr die Rede. Die Gesundheit der Gräfin von Beaumont war in steter Abnahme. Die Spuren eines Brustleidens waren allen ersichtlich, und es fehlte ihr an Muth, sich einer strengen Cur zu unterwerfen. Die literarischen Interessen spannen sich fort, und sie nahm an denselben zwar passiven aber leidenschaftlichen Antheil. Je mehr die politischen Aeußerungen unterdrückt waren, um so mehr flüchteten sich die verschiedenen Meinungen in die literarische Kritik, der sie einen heftigen und zum Theil anstößigen Ton gaben, der uns heute unangenehm berührt. Eine neue Schrift Neckers

Google

über die französischen Zustände, in welcher die monarchischen Tendenzen des Consulats hervorgehoben und die Schwierigkeiten derselben ohne Creirung einer aus den Mitgliedern der alten Aristokratie gewählten Kammer bezeichnet wurden, und der Roman: Delphine von Madame de Staël boten den Discussionen reichlichen Stoff. Im Frühling 1803 schrieb Guéneau de Mussy an Chênedollé: „Meiner Ansicht nach geht es mit der Gesundheit von Madame de Beaumont täglich abwärts. Ich glaube, daß die Lebensquellen vertrocknet sind; ihre Kraft ist nur Aufregung, und ihr Geist gleicht der leichten Flamme und dem leuchtenden Dunste, der aus einem erlöschenden Scheiterhaufen aufsteigt. Nicht ohne Schrecken kann ich an die Beschwerden einer Reise denken, die sie nach Mont Dore zu unternehmen beabsichtigt." Kurz vor ihrer Abreise schrieb sie selbst an Joubert: „Ich wollte Ihnen nur schreiben um zu sagen: ich bin unterwegs, aber es ist anders gekommen. Meine Ermüdung ist so groß, daß ich von der Diligence selbst Ruhe erwarte. Schmälen Sie mich nicht wegen meiner Ungeduld, in Mont Dore anzukommen, noch wegen meiner Besorgniß vor dem Schneckengang einer Diligence, die nicht mit meinen theuren Freunden besetzt sein wird. Unterdeß muß ich Ihnen aber von einer Art Glücksfall erzählen. Eines Nachmittags besuche ich Frau von Krüdener und finde sie in ihrem Garten mit den Habitués des Hauses. Neben ihr saß eine Frau mit von der Sonne gebräuntem Teint, mit dicken Lippen und von gewöhnlichem und sehr materiellem Aussehen; etwas weiterhin ein alter Mann, der auch nichts sehr Auszeichnendes hatte, wenn ich sein volles wallendes Haar ausnehme. Zwischen dem Greise und ihrer Mutter saß die kleine Krüdener, eine wahre Rosenknospe, und las mit ihrer Silberstimme den berühmten Roman Paul und Virginie. Bald vernahm ich was ich schon ahnte, daß der Greis Bernardin de St. Pierre, die Frau seine Gattin war. Es freut mich sehr, ihn gesehen zu haben, aber ich empfinde keinen Wunsch ihn wiederzusehen. Er nahm die aufrichtigen Lobeserhebungen seines Buches einfach hin. Dies gefiel mir an ihm, aber ich weiß nicht, ob viele Güte sich unter seiner Bonhommie verbirgt."

Zu den Bekanntschaften, welche sie in dieser Zeit machte, gehörte die der berühmten Tragödin Mademoiselle Duchesnois, deren Darstellung der Phädra allgemeine Aufmerksamkeit erregte, aber zugleich heftige Rivalität hervorrief, welche lange Jahre gewährt hat. „Ich bin buchstäblich entzückt von ihr," schrieb die Gräfin von Beaumont an Pasquier; „sie ist einfach und naiv und etwas zerstreut, aber wenn man ihre Aufmerksamkeit weckt, so beleben sich ihre Augen und verschönert sich ihr Gesicht. Ich bedaure, sie nicht mehr auf der Bühne sehen zu können." Mademoiselle Duchesnois behauptete ihren mühsam erkämpften Ruf, bis Mademoiselle Rachel eine Umwandlung in der tragischen Kunst zuwegebrachte.

Es waren nicht blos Chateaubriands literarische Interessen, die sie während des Restes ihres Pariser Aufenthaltes in Anspruch nahmen. So schmerzlich auch die bevorstehende Trennung sie berühren mochte, so that sie

Google

doch Alles, seine Ernennung nach Rom zu fördern. Und nachdem er Paris im Mai verlassen hatte, nahmen seine römischen Erlebnisse, von denen bald die Rede sein wird, ihre befreundete Theilnahme sehr in Anspruch. Ihr eigener Zustand flößte immer größere Besorgnisse ein. Sie konnte sich über denselben keiner Täuschung mehr hingeben; Tagebuchblätter von ihr zeigen, wie sie ihre Lage erkannte und in welcher geistigen Verfassung sie sich befand. Aus dieser Zeit ist das nachfolgende traurige Bekenntniß.

„Seit mehreren Jahren ist meine Gesundheit in beständigem Sinken. Symptome, die ich für Signale des Abschieds hielt, haben sich gezeigt, ohne daß ich zur Reise noch bereit bin. Mit dem Fortschritt der Krankheit mehren sich auch die Illusionen. Ich habe viele Beispiele dieser seltsamen Schwäche erlebt und merke jetzt, daß sie mir zu nichts nutzen. Schon gebrauche ich Mittel, die ebenso lästig wie vergeblich sind, und ich werde nicht mehr Kraft genug haben, um solchen zu widerstreben, die man bei Brustkranken anzuwenden pflegt. Gleich Anderen werde ich mich der Hoffnung hingeben — der Hoffnung! Kann ich denn zu leben wünschen? Mein vergangenes Leben ist eine Kette von Unglück gewesen, mein gegenwärtiges Leben ist voll Verstörung und Betrübniß; die Seelenruhe hat mich auf immer verlassen. Mein Tod wird für Wenige ein augenblicklicher Schmerz, für Einige ein Gut, für mich das größte der Güter sein.

Am 21. Floréal, 10. Mai, dem Jahrestag des Todes meiner Mutter und meines Bruders. Ich sterbe die Letzte und von allen die Elendeste! Weshalb habe ich nicht den Muth zu sterben? Diese Krankheit, welche ich zu fürchten schwach genug war, scheint Halt zu machen, und vielleicht bin ich verurtheilt, lange zu leben, während ich mit Freuden sterben würde. Meine Tage sind nicht einen Seufzer werth."

Sie kämpfte mit ihrem Herzen, und ihr Herz trug den Sieg davon.

VI.

Am 28. Juni verließ die Gräfin von Beaumont Paris. Erschöpft kam sie in Fontainebleau an, von wo es am folgenden Tage in einem Zuge bis Moulins, zweiunddreißig Wegstunden, ging. Hier miethete sie ein leichtes Fuhrwerk nach Clermont, von wo sie nach Mont Dore gelangte, nachdem sie während der ganzen Reise von Husten und Brustschmerzen gequält worden war. Die Auvergne ist die Heimat der Montmorin, deren letzte Tochter hier Heilung zu suchen kam. Einer ihrer Vorfahren hatte diese Provinz vor den Greueln der Bartholomäusnacht bewahrt. Keine Gegend Frankreichs kommt diesem Binnenlande an Mannigfaltigkeit und malerischem Reize gleich, keine vereinigt solche Eigenthümlichkeiten der Naturerscheinungen. Hier wie in der rheinischen Eifel, welche mit der Auvergne große Aehnlichkeit hat, steht man vor den gewaltigen Zeugen der vulkanischen Bodenerschütterungen, welche spätere Jahrhunderte theils in ursprünglicher nackter Schroffheit gelassen, theils mit üppigen Waldungen bedeckt haben. Die fortwährende Abwechselung

Google

von Bergketten, Höhen und fruchtbaren Thalgründen, die zahlreichen Ströme und Bäche, unter denen der Allier und die Dordogne die bedeutendsten sind, die kleinen Seen in ausgebrannten Kratern, die fruchtbaren Triften neben verkohlten oder kalkigen Felsenmassen bieten auf beschränktem Raume ein Gesammtbild, in welchem pittoreske Schönheit mit natürlichem Reichthum wetteifert. Inmitten dieser Region liegt in einem kleinen Thale mehr als tausend Meter über dem Meeresspiegel das Dorf Mont Dore, welches den Namen von der nahen Gebirgskette erhalten hat, einer der bekanntesten und besuchtesten Curorte Frankreichs, bei den Quellen der Dordogne, die der Niederung zuströmt, um sich nach langem Laufe mit der Garonne zu vereinigen, welche von da an den Namen der Gironde trägt.

Auch heute sind manche selbst berühmte Curorte des Landes in einem Zustande, welcher dem der meisten Badeorte Deutschlands wenig entspricht. So dürfen wir uns nicht darüber wundern, wenn die Gräfin von Beaumont in Mont Dore elende Zustände fand. Ihre Briefe an Joubert legen nur zu sehr Zeugniß davon ab. „Ich bin unter ungünstigen Umständen angelangt. Die Umgebungen Clermonts waren mir anmuthig erschienen, und ich wünschte sie in der Morgenfrühe noch zu begrüßen, aber ich bin um zwei Uhr früh abgereist. Natürlich unterschied man nichts, und bei Tagesanbruch hatte ich den ewigen langweiligen Puy de Dome vor mir, der mich lange nicht verlassen hat. Um sechs Uhr hielten wir bei einer Hütte, wo wir vortreffliche Milch fanden und unseren Muth gegen die Rippenstöße zusammennahmen, die ich erträglich zu machen versuchte, indem ich mich auf der Matratze im Fuhrwerk ausstreckte. So kamen wir um Zehn nach Rochefort, wo das Pferd rasten mußte. Man schlug mir vor, zu Mittag zu essen, aber ich empfand keinen Appetit. Ich bin längs eines hübschen Baches in sehr angenehmer Landschaft spazieren gegangen; von alten Bäumen umgeben, macht das Schloß Rochefort mit seinen Ruinen eine malerische Wirkung, und von der Straße aus zeigt es sich unter verschiedenen wechselnden Gesichtspunkten. Um Mittag fuhren wir bei drückender Hitze weiter. Ich hatte dem Fuhrmann aufgetragen, beim Drap d'or zu halten, um zu speisen, aber er schlug Auftrag und Mittagessen in den Wind, und später fanden wir nicht ein Stück Brot mehr. Das Unglück voll zu machen, brach ein seit lange drohendes Gewitter über uns herein. Der Regen faßte uns erst im Rücken, aber auf diesem ewig wechselnden Wege hatten wir ihn bald von vorne, wo wir nicht geschützt waren, während ein starkes Hagelwetter uns bis auf die Knochen durchnäßte und erkältete. In solchem Zustande bin ich in Mont Dore angelangt und während einer halben Stunde von Thüre zu Thüre gefahren, um eine Wohnung zu suchen, die wir nicht fanden. Endlich gab man mir ein kleines Cabinet, und während man es herrichtete, habe ich mich nothdürftig in der Küche getrocknet, aber ich war so ermüdet und verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sagte und that. Es war mir nicht möglich, einen Bissen zu genießen. Eine Legion hungriger Flöhe hat mein Bett zu einer Hölle gemacht, und als das Tages-

Google

licht mir offenbarte, in welchem schauerlichen Loch ich mich befand, war es mit meinem Rest von Muth zu Ende. Da mehrere Badegäste abreisten, erhielt ich endlich ein heizbares und, wenigstens für Mont Dore, ziemlich wohnliches Zimmer, gegenüber dem Brunnen, wo man das Wasser trinkt."

Mit Mühe erlangte sie die Erlaubniß zu baden, denn der Arzt fürchtete ihre Schwäche. Mit vieler Vorsicht nahm sie endlich das Bad und trank das Wasser mit Milch gemischt; es schien ihr wohl zu thun, und sie gewann allmählich etwas mehr Kraft. Aber die Oertlichkeit machte ihr keinen angenehmen Eindruck. Die Berge schienen sie zu erdrücken, und das Klima war heute August, den Tag darauf December. Am 7. September schrieb sie an Joubert: „Meine Klagen über Flöhe, Schweine, Schmutz dürfen Sie nicht lachen machen. In meinem damaligen Zustande von Schwäche vermehrten Quälereien und Ekel meine Leiden sehr. Ich glaube, Langeweile thut mir wohl, aber nicht Langeweile vertreibt mich, sondern die Kälte. Es friert jede Nacht, und ein eisiger Nordwind schadet mehr als die Bäder nutzen. Morgen bade ich zuletzt, und übermorgen sage ich Mont Dore Lebewohl, wohin nur Todesgefahr mich zurückbringen könnte. Ueber Clermont denke ich mich nach Lyon zu begeben, wo ich Briefe erwarte, welche über meinen Winteraufenthalt entscheiden werden. Von Herrn von Chateaubriand habe ich keine neueren Nachrichten. Seine letzten Briefe waren von einer tollen Heiterkeit. In Lyon werde ich bis zum 18. September bleiben; sehen Sie zu, ob Sie Zeit finden, dorthin ein Wort an mich zu richten. Ihre Freundschaft und die Ihrer Frau ist vielleicht das stärkste Band, welches mich an das Leben fesselt. Villeneuve und Rom umschließen, was mir auf dieser Welt am theuersten ist."

In Clermont fand die Gräfin von Beaumont eine Verwandte, deren Haus ihr freundliche Aufnahme bot. „Madame de Vichy," schrieb sie, „betet mich an, weil ich die Tochter meiner Mutter bin." Die Erinnerungen an ihre Familie thaten ihr wohl. Sie verweilte mehrere Tage. Die Lage der Stadt und ihrer Umgebungen machten einen angenehmen Eindruck auf sie und richteten sie aus der Versunkenheit auf, der sie sich hingegeben hatte. Eine Spazierfahrt durch die anmuthigen Umgebungen der Stadt endigte mit einem überaus heftigen Hustenanfall, der die geringen Ergebnisse der Badecur wieder in Frage zu stellen schien. Dennoch bestand sie auf ihrer Reise nach Lyon. Schon in Paris waren ihre Freunde überzeugt daß sie den Winter in Rom zubringen würde, obgleich sie selber es nicht Wort haben wollte. Die Ansichten von den klimatischen Eigenschaften der Orte wechseln mit den Zeiten. Damals scheint man in Frankreich nicht geglaubt zu haben, daß das römische Klima zu irgend etwas gut sein könnte. In Lyon wurde sie von einem Freunde Chateaubriands, dem als tiefer und origineller Denker berühmt gewordenen Ballanche empfangen. Nach kurzem Aufenthalt trat sie die Reise nach Italien an.

Die Ernennung Chateaubriands zum Legationssecretär in Rom war vom ersten Consul selbst ausgegangen. Fontanes und der Abbé Eméry, Director des Seminars von St. Sulpice, hatten namentlich dazu beigetragen.

Google

Am 9. Mai verkündigte ein Billet Talleyrands, des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dem Dichter seine Ernennung. Er war aber nicht der einzige, der am Tiber seine diplomatischen Proben ablegen sollte. Die Republik war bis dahin beim heiligen Stuhl durch einen Diplomaten der Revolutionszeit vertreten worden, Herrn Cacault, Bonapartes Collegen bei dem Friedensschluß von Tolentino, den er nach der Schlacht von Marengo an den Papst sandte, einen im Geschäftsleben mehr und mehr durch Mäßigung und Tact bemerkenswerth gewordenen Mann, an welchen der erste Consul auf seine Frage, wie er den Papst zu behandeln habe, die bekannte Antwort richtete: „Als wenn er hunderttausend Mann zu seiner Verfügung hätte.“ Die Beziehungen Frankreichs zum h. Stuhl waren seitdem im ganzen gute gewesen, aber nun machten sich Verhältnisse geltend, welche eine Repräsentation feierlicherer Art passend erscheinen ließen. Am 27. Mai kündigte Bonaparte dem Papste an, daß er seinen Oheim, den Cardinal Fesch, zu seinem Gesandten in Rom ernannt habe. Schon vor diesem, am 23. Juni traf Chateaubriand ein. Bald darauf, am 2. Juli, kam der Cardinal in Rom an und übernahm die Geschäfte. Der Verfasser des „Genius des Christenthums“ welcher den bisherigen ersten Legationssecretär A. F. Artaud, den Autor der weitschweifigen aber nützlichen Biographien Pius VII. und seiner beiden ersten Nachfolger, ersetzte, war in diplomatischen Angelegenheiten gänzlich unerfahren. Seine Ernennung hatte von vornherein Bedenken geweckt. „Herr von Chateaubriand,“ hatte der abberufene Gesandte an Talleyrand geschrieben, „ist ein berühmter und verdienstvoller Schriftsteller, aber es ist zu besorgen daß es der Wirkung der Sendung des Herrn Cardinals schaden wird, wenn er einen Secretär mitbringt, mit dessen Schriften die theologische Kritik sich gewiß sogleich zu schaffen macht. Schon jetzt machen sich verschiedene und unruhige Meinungen darüber in Rom geltend.“

Chateaubriands eigenes Verhalten war nicht von der Art, vorgefaßte Meinungen gegen ihn zu entwaffnen und seine Stellung zu regeln. Zwar empfing Pius VII. den Vorkämpfer des christlichen Glaubens auf's freundlichste und gütigste, aber dessen Geltendmachung eines angeblichen Vorrechtes des französischen Legationssecretärs, eigenmächtig sich im Quirinal Audienz zu erbitten, konnte sein Chef auf keine Weise dulden, worin Cardinal Consalvi ihm beipflichtete. Ein Besuch, welchen Chateaubriand dem Könige von Sardinien, Carl Emanuel, welcher in Rom lebte, abstattete, machte auch in Paris unter dessen Gegnern und Neidern viel von sich reden. Die Gräfin von Beaumont, Fontanes, Elisa Bonaparte Bacciochi, welche sich für Chateaubriand interessirte, mußten sich in's Mittel legen und es ging vorüber. Unterdessen wechselten seine Stimmung und unverständigen Pläne fortwährend und machten seiner armen Freundin viel zu schaffen. Bald traurig und muthlos, bald ausgelassen lustig, war er immer von Launen oder kleinen Vorfällen hin- und hergeworfen, wollte die diplomatische Carrière aufgeben, in die er eben eingetreten und für welche er in der That wenig

Google

gemacht war, wollte sich heute in einem der Athosklöster vergraben, morgen in einer Hütte bei Marly. Die Schilderungen Roms und der Campagna in seinen Briefen waren Rhapsodien voll unwahren Pathos, neben Bekenntnissen der Nichtbefriedigung, wie sie in Renés Natur lag.

Chateaubriands Freunde machten sich über seine Fehler und Charakterschwächen keine Illusion. Spätere Jahre haben dieselben sehr verstärkt, und eine Reaction gegen ihn geweckt, die vielleicht das Maß überschritten hat. Aber damals schon waren sie offenbar, und Joubert, der ihn zärtlich liebte, gab der Auffassung seines Wesens zur Zeit, in welcher wir hier stehen, in einem Briefe an Molé Ausdruck. Er sagt unter anderem: „So durchsichtig er von Natur ist, so verschlossen ist er durch System. Mit einer offenen Seele, bewahrt er nicht nur die Geheimnisse Anderer, was Jeder thun muß, sondern auch die eigenen. Vielleicht hat er sie niemals Jemandem recht anvertraut. Er nimmt Alles auf und giebt nichts wieder. Er würde die Wahrheit und selbst die Tugend in seiner Gegenwart verletzen lassen, ohne sich für sie zu erheben. Der schönsten Sache der Welt würde er seine Feder, nicht seine Zunge leihen. In der Vertrautheit der intimsten Gesellschaft entschließt er sich nur höchst ungern zum Widerspruch, dem man den Zwang anmerkt. Dazu kommen seine Manieren des großen Herrn, seine Vorliebe für alles was theuer ist, seine Verachtung der Sparsamkeit, seine Nichtbeachtung seiner Ausgaben und Gleichgültigkeit gegen deren üble Folgen, sein Unvermögen Launen zu widerstehen, kurz die Unsitte reicher junger Leute in einem Alter, wo sie unverzeihlich ist und mit einem Charakter, der sie nicht hinlänglich entschuldigt, denn es ist etwas anderes, verschwenderisch oder freigebig geboren werden. Diese Tugend setzt einen Geist der Reflexion voraus, Achtsamkeit auf Andere und auf ihr Loos, einen Geist der Ablösung vom eigenen Ich, den er, so scheint mir, nicht von der Natur erhalten und noch viel weniger zu erwerben verstanden hat.

Längere Zeit nach Paulinens Tode schrieb Molé an Joubert: „Es fehlt viel daran, daß ich Chateaubriand ebenso verständig finde, als er liebenswürdig und bon enfant ist. In ihm steckt eine frivole Eitelkeit, die ich mit einem Verdienste wie das seinige unverträglich erachte."

Hatte Pauline de Montmorin eine Ahnung der Charakterfehler des Mannes, dem sie ihr Herz geschenkt hatte? In der traurigen Einsamkeit von Mont Dore stiegen ihr Zweifel an seiner Zuneigung auf, Zweifel, welche durch die Natur ihres Verhältnisses zu ihm verstärkt, durch den Ton seiner Briefe nicht beschwichtigt wurden. Aber als sie noch wählen konnte, ob sie die Einladung nach Villeneuve, wo sie den Winter ruhig verbracht hätte, annehmen oder ob sie in dem Zustande von Erschöpfung, worin sie sich befand, die Reise nach dem Süden unternehmen sollte, folgte sie ihrem Schicksal.

Am 1. October schrieb die Gräfin von Beaumont von Mailand aus an Joubert: „Ich bin in Mailand in weit besserem Zustande angelangt, als ich erwartete, obgleich außerordentlich ermüdet. Die Bewegung des Wagens unterbricht meinen Husten, bis die Ermüdung den höchsten Grad erreicht.

Google

Könnte ich reisen wie ich wollte, so wäre dies vielleicht das beste Mittel. Verwünschtes Geld! Von hier werde ich den Rest der Reise bequemer machen, in einem guten Cabriolet, mit dem Bruder Bertins, während unsere Leute in einem andern folgen. Das giebt mir wieder Muth. Savoyen ist von Pont de Beauvoisin an bis Chambéry und einige Meilen höher ein prächtiges Land. Piemont ist vortrefflich für den Landwirth, aber langweilig. Das Mailändische hat mehr Abwechselung und ist angenehmer, aber weniger als Savoyen. Was mich überrascht, ist der Glanz der Vegetation. Leben Sie wohl, ich werde Ihnen erst von Rom aus wieder schreiben. Hoffentlich erhöht die Ruhe einigermaßen meine Denkthätigkeit. Lassen Sie mich aber namentlich hoffen, daß Sie fortfahren werden mich zu lieben, wie immer ich sein möge. Das hält mich aufrecht. Alles Uebrige ist zweifelhaft. Mein Herz ist von Traurigkeit erfüllt, und kein Strahl der Freude ist bis jetzt eingedrungen." Der Brief kam am 10. October in Villeneuve an, und Joubert, der an den Schriftzügen die Schwäche der Schreiberin erkannte, las ihn mit tiefer Wehmuth.

Chateaubriand war durch Amtsgeschäfte verhindert worden bis Mailand zu gehen. Bertin der Aeltere, Eigenthümer des Journal des Débats, der in Italien verweilte, hatte in seinem Auftrage die Gräfin von Beaumont empfangen. Am 7. October traf er mit ihr in Florenz zusammen, wo Tages darauf Vittorio Alfieri plötzlich starb, den er im Sarge sah. Wie mochte Pauline de Montmorin der Tage denken, in denen sie im Pariser Salon seiner Freundin Beaumarchais sein Drama vorlesen hörte! Von Florenz ging die Reise langsam über Arezzo und Perugia. In Terni wünschte die Gräfin den berühmten Wasserfall zu sehen, aber nach kurzem Verweilen sagte sie: „Wir müssen die Wasser strömen lassen." So erreichten sie das Ziel der Reise. Dicht bei der Piazza di Spagna, am Ende der Via San Bastianello auf dem Abhange des Pincio liegt ein von einem Garten umgebenes Haus, Casa Margherita; dies hatte Chateaubriand für seine Freundin gemiethet. Aber ihre Schwäche war so groß, daß sich voraussehen ließ, sie werde Luft, Licht und Sonne nicht lange genießen. Die Aerzte erklärten, nur ein Wunder könne sie retten. Sie konnte nicht mehr gehen noch die Treppe ersteigen. Einige Male fuhr sie in den Mittagsstunden aus, zuletzt noch um das Colosseum zu sehen. Am 28. October schrieb sie die letzten Zeilen in ihr Tagebuch: „Seit zehn Monaten habe ich nicht aufgehört zu leiden; seit sechs haben sich alle Symptome des Brustleidens, einige in höchstem Grade eingestellt. Mir fehlen nur noch die Illusionen, und vielleicht sind sie schon da." Am 2. November benachrichtigte der Arzt Chateaubriand von der Lebensgefahr. Die Kranke erfuhr es ohne Bestürzung. Man holte den Abbé de Bonnevie, welcher als Generalvicar von Lyon den Cardinal-Erzbischof nach Rom begleitet und mit Chateaubriand sich befreundet hatte. Schon oben ist bemerkt worden, welchen Einfluß die Unglücksfälle der Revolution auf Pauline geübt hatten. Sie gestand es dem Geistlichen, bekannte ihre

Google

Irrthümer und empfahl sich der Barmherzigkeit Gottes. Sie sprach die Hoffnung aus, ihre irdischen Leiden würden ihr von der göttlichen Gnade angerechnet werden. Nachdem der Geistliche tiefbewegt Abschied genommen hatte und sie nun mit Chateaubriand allein war, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf. Sie gestand ihm, daß sie gefürchtet habe ihm zur Last zu sein, und daß sie zu sterben gewünscht habe, um ihm diese Last abzunehmen. Dann empfing sie die Sterbesacramente in Gegenwart der das Zimmer füllenden Personen, die, wie es in Rom Sitte ist, den Priester begleiteten. Nachdem die Menge sich entfernt hatte, ließ sie Chateaubriand an ihrem Lager niedersitzen. Sie hatte ihm ihr Vermögen hinterlassen wollen, wozu doch keine Zeit mehr vorhanden gewesen und welches er nicht angenommen hätte; sie rief die Erinnerungen von Savigny wieder herauf und die nicht erfüllten Träume jener Zeit; sie beschwor ihn, sich mit seiner Gattin wieder zu vereinigen; sie gedachte Jouberts, der mit ihm von ihr reden würde. Es war Freitag, den 4. November. Gegen drei Uhr Nachmittags empfand sie das Nahen des Todes. Nach wenigen Minuten schloß sie die Augen und sank in das Kissen zurück, ihre Hand in der des Freundes ruhend. Am folgenden Tage gegen Abend wurde ihre sterbliche Hülle nach der französischen Nationalkirche gebracht und in das ihr dort bereitete Grab gelegt.

Chateaubriand ließ ihr das Monument errichten, welches zu Anfang dieser Geschichte beschrieben worden ist. Die Anordnung ist von Bertin, die Ausführung von einem jungen französischen Bildhauer, Marin, einem Zögling der französischen Akademie. Die Zeit ist an dem Relief nicht ohne Schädigung vorübergegangen; Hunderte, um nicht zu sagen Tausende, hat dasselbe an die traurigen Geschicke Paulinens de Montmorin erinnert.

„Ich sage Ihnen nichts von meinem Schmerz," schrieb Joubert am 2. Januar 1804 an Chênedollé, „er ist nicht leidenschaftlich, aber er wird währen. Welchen Platz nahm diese liebenswürdige Frau in der Welt für mich ein! Chateaubriand beklagt ihren Verlust ohne Zweifel ebenso wie ich, aber sie wird ihm weniger fehlen oder auf weniger lange Zeit." Er hatte Recht. Chateaubriand war durch die Bedingungen des Lebens zu sehr in Anspruch genommen, um sich der Trauer lange hinzugeben. Seine Stellung in Rom und sein Verhältniß zu dem Cardinal waren nicht lange haltbar. Er klagte, man weihe ihn in kein Geheimniß der diplomatischen Unterhaltungen ein; er komme sich vor wie ein Expedient in einer Präfectur. Sein Chef zuckte die Achseln über seine Ausarbeitungen. Im Jahre 1804 wurde er abberufen, um als Geschäftsträger bei der ephemeren Walliser Republik nach Sion zu gehen. Er kam nach Paris zurück und machte am 21. März einen Besuch in dem Garten des ehemaligen Montmorin'schen Hauses in der Rue Plumet, wo eine Cypresse stand, welche von Pauline gepflanzt worden war. Als er von dort wegging, vernahm er unterwegs die Hinrichtung des Herzogs

Google

von Enghien, welche an demselben Tage in Vincennes stattgefunden hatte. Durch die Memoiren von Madame de Rémusat und diejenigen des Grafen von Ségur weiß man, welche Bestürzung dieses Ereigniß in den Kreisen verursachte, die dem ersten Consul zunächst standen. Chateaubriand ging nach Hause und sandte sogleich seine Entlassung von seinem diplomatischen Posten ein.

Es ist unnöthig, bei seinen späteren Lebensereignissen hier zu verweilen. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris hatte er sich mit seiner Gemahlin wieder vereinigt, und diese begleitete ihn auch auf seiner letzten Ambassade, die ihn im Jahre 1828 nach Rom führte. Der Graf d'Haussonville hat in seinen Erinnerungen von dieser Ambassade gesprochen, bei welcher er als Attaché fungirte. Er hat Madame de Chateaubriand geschildert, wie sie sich in einer Art von inneren Gegensatz zu ihrem Gemal befand, aber er hat nur wenig über Chateaubriand selber gesagt, der in dem eigenen Salon eine an das Theater erinnernde Figur machte und dessen ennui ihn zu keinem Genusse seiner Stellung kommen ließ. Rom, sagte er, sei alt, er selbst sei alt (er war ein Sechsziger), da lasse sich keine neue Zuneigung fassen. In der Kirche San Lorenzo in Lucina setzte er seinem berühmten Landsmann Nicolas Poussin ein Denkmal: was mochte er vor dem Denkmal empfinden, welches er ein Vierteljahrhundert früher seiner Freundin gesetzt hatte? Seine Mémoires d'outre-tombe reden von ihr und ihren letzten Tagen, aber die Schilderung ist weniger einfach und ergreifend als die Briefe, die er unmittelbar nach jenem Ereigniß schrieb.

Die Ernennung des Fürsten von Polignac setzte seiner diplomatischen Thätigkeit ein Ziel. Er kehrte nach Paris zurück, wo bald darauf die Julirevolution die Dynastie stürzte, welcher er immer schwankend und ungewiß gedient hatte. Seine Erlebnisse während des Bürgerkönigthums sind bekannt. Die literarischen Arbeiten seiner späteren Jahre waren weit entfernt, seinen Ansprüchen an Berühmtheit zu genügen. Sein Egoismus mehrte sich mit seiner Zurückgezogenheit aus der Welt. Madame de Chateaubriand, welche ihm die Vernachlässigung vergangener Zeiten nicht vergalt, mußte den Dichter Béranger zu Hülfe rufen, um ihren Gemahl „reden zu machen". Sie starb am 9. Februar 1847, nachdem sie ihre letzten Jahre der Gründung einer wohlthätigen Anstalt gewidmet hatte, welche unter dem Namen Marien Theresiens sie überlebt hat. Chateaubriand erlebte noch die Februar-Revolution des Jahres 1848 und starb am 4. Juli gedachten Jahres inmitten der gefahrvollen Zuckungen, welche Frankreich mit Anarchie bedrohten. Man weiß, daß er, schweigsam und verdrossen, in seinen letzten Zeiten nur den Salon der wie einst durch ihre Schönheit so durch Geist und Liebenswürdigkeit berühmten Madame Récamier besuchte, wohin er sich tragen ließ, als er nicht mehr gehen konnte. Einen traurigen Eindruck macht aber das Wort, welches er über diese seine letzte Freundin aussprach: Vielmehr als durch Freundschaft sei er durch Gewohnheit an sie gefesselt gewesen.

Google

Die poetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur.

Von
Kurd Laßwitz.
— Gotha. —

Die Wirkung der Natur auf das Gemüth ist ein uraltes und allgemeines Band der gesammten Menschheit. Wie die schweigende Nacht über uns ihren Sternenmantel breitet und den bewundernden Blick hinaufzieht zur ewigen Ordnung unendlicher Sonnen, so enthüllt sie die funkelnde Tiefe auch über dem fernen, armseligen Neger, der vor den Nachtgeistern zittert, so strahlte sie vor Jahrtausenden dem wandernden Nomadenvolk, eine Leiterin durch die Wüste, so führte ihr stiller Wandel den chaldäischen Priester zur Anbetung der Gestirne und zur Beobachtung ihrer Gesetze. Aber mit der gemeinsamen Grundstimmung des Gemüths verbinden sich bei der Naturbetrachtung veränderte **Vorstellungen** je nach dem Fortschritt der Cultur. Andere Gedanken sind es, welche das wilde Naturvolk an den unheimlichen Schauer seiner Seele knüpft, als diejenigen, welche dem irrenden Hirten aufsteigen, wenn er das Siebengestirn im Norden sucht; mit anderen Gedanken starrt der philosophische Grübler zum dunkeln Nachthimmel, andere bannt der moderne Astronom in seine mathematischen Formeln. Unermeßlich ist der intellectuelle Unterschied in der Naturauffassung. Während der rohe Wilde sein Antlitz furchtsam vor der Nacht verbirgt, während der Sternanbeter es ehrfurchtsvoll zu den leuchtenden Göttern des Himmels erhebt, suchen an den Küsten des Mittelmeers die griechischen Weisen nach dem Grunde des Sternenlaufes. Im Gewirr ihrer willkürlichen Annahmen erscheint der Philosoph Anaxagoras als „ein Nüchterner unter Trunkenen" (Aristoteles Metaphysik I, 3), indem er die Vernunft als Weltprincip einführt. Aus der Ordnung des

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Himmels beweist er die Existenz eines vernünftigen, weltlenkenden Geistes. Das ist der Vorzug, sagt er, welchen das Sein vor dem Nichtsein hat, daß es die Betrachtung des Himmels und der kosmischen Ordnung gestattet. Und nun tritt das Interesse des Forschers immermehr in den Vordergrund. Die Bewegungen der Gestirne werden das beherrschende Beispiel, an welchem der Menschengeist die Existenz einer Gesetzlichkeit der Natur erkennt. Die Astronomie bleibt das Muster der Naturwissenschaft. Von den Sphären des Eudoxus bis zu der Gravitation, in welcher Newton das einende Band der Welten findet, erblickt man das Suchen nach mathematischer Darstellung der Himmelsordnung. Kant eröffnet die Einsicht in die mechanische Bildung der Weltsysteme; Laplace analysirt die Bewegungen der Gestirne und rollt ihre dauernde Bahnen vor dem geistigen Auge auf. Unter den Händen des messenden Astronomen verschwindet der waltende Geist, und die Mechanik des Naturgesetzes verlangt ihre ausschließliche Geltung. Doch was auch der Verstand festsetzt über die Ordnung des Himmels, was für Folgerungen er zieht aus den Bewegungen der Sternenwelt, im Menschenherzen glüht allüberall dasselbe Gefühl, so heut wie vor Jahrtausenden, im gelehrten Europa, wie beim wilden Naturvolk; wo nur immer der Himmel mit seinen Sternenaugen dem Menschenauge entgegenblitzt, da bebt das Gemüth in gleichem geheimnißvollen Schauer. Es ist die metaphysische Grundstimmung des Menschen, welche von ihm unzertrennlich ist, das ist die Ahnung von einem unerkannten Grunde alles Seienden, von einer Alleinheit des Ichs mit der Natur. „Von den Sternen her klingt, wenn die Stille der Nacht kommt, auch zu uns noch jene Harmonie der Sphären, von welcher die Pythagoreer sagten, daß nur das Geräusch der Welt sie übertäube" (Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, S. 464). Diese Stimmung fließt zu uns herab als ein Gruß des Unendlichen, Nachricht von einer Welt, die wir nicht begreifen, sondern nur im tiefsten Innern als groß und göttlich empfinden. Es ist der Wille nach Erkenntniß des Unerkennbaren, der, weil vom Verstande unvollziehbar, sich als unbeschreibliche Sehnsucht des Gefühles bemächtigt. Aus dieser Stimmung quillt ein Gegensatz, der sich durch die moderne Weltanschauung hindurchzieht, die Geister verwirrt und endlosen Streit angeregt hat. Denn in dieser Stimmung zürnen wir der modernen Wissenschaft, daß sie die Natur uns entgöttert und das schöne Weltbild in geistlose Atome zerschlägt.

Von diesem Gegensatz, in welchen die wissenschaftliche Naturauffassung, die der Forscher nicht entbehren kann, nothwendig tritt zu der poetischen Weltauffassung, nach welcher das Herz sich sehnt, und von der Lösung dieses Gegensatzes, wie die Versöhnung von Forschung und Dichtung sich vollziehen könne, davon soll im Folgenden die Rede sein.

Es ist nicht die scheinbare Verletzung des religiösen Gefühls durch die Mechanik des Naturgeschehens, welche hier besonders zu behandeln ist. Denn wahre Religion kann so wenig von Ergebnissen der Forschung berührt werden, wie man Ideale mit Fernröhren sehen kann. Der lebendige Glaube trägt

Google

Gott im Herzen, und die Natur, sie mag in ihrer Beschaffenheit ergründet werden wie sie will, bleibt dem religiösen Gefühl gegenüber Creatur, abhängiges Geschöpf, wie der Mensch selbst. Die Flügel des Glaubens tragen stets weiter als der Schritt des Forschens, und wohin auch die Wissenschaft vordringen mag, Gott ist schon dort; wir finden ihn überall, weil wir ihn mit uns bringen in unserer Liebe.

Aber anders als mit dem religiösen Gefühl, das alles Endliche umfaßt, verhält es sich mit jener metaphysischen Stimmung, mit der dichterischen Naturauffassung. Hierbei stehen Natur und Mensch nicht als verschwindend gegenüber dem allmächtigen Gotte, sondern der Mensch sieht in der Natur die gleichberechtigte Gewalt, er fühlt sich Eins mit ihrem Walten, möchte sie zugleich ästhetisch genießen, mitlebend verstehen, schaffend durchdringen. Und dieses lebendige Naturgefühl geräth in einen Widerspruch mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Naturforschung.

Im Mittelalter bestand dieser Widerspruch zwischen Forschung und Dichtung nicht. Denn die ganze Welt war ein lebendiger Organismus, durch welchen die Weltseele fluthete, und zahllose Engel und Dämonen walteten in den Dingen und lenkten die Planeten, alles in Rücksicht auf das Heil des Menschen auf Erden, der im Mittelpunkte des Universums stand, behütet und geleitet durch die Fürsorge der Kirche. In diesem enggeschlossenen Kreise, welcher das Denken ebenso in Fesseln hielt, wie sich der Wille in die festen Verbände der Gesellschaft nach Stand und Gewerbe eingegliedert fand, in diesen traditionellen Formen des geistigen Lebens traf die ewige Sehnsucht des Menschen nach dem Unbegreiflichen nirgends auf einen Widerspruch des Verstandes. Aber der Verstand traf überall auf das Unbegreifliche. Und als die Ketten der mittelalterlichen Weltanschauung brachen, als der Humanismus die Nationen zu neuem geistigen Leben rief, als die Phantasie sich in der Kunst befreite und nach vollendeten Schönheitsformen rang, als das Gemüth in der Selbstgewißheit der religiösen Erfahrung, wie sie Luther aufging, seine freie Glaubenswelt fand und die Religion vom Drucke der scholastischen Wissenschaft löste, da sprengte auch der Verstand die Fesseln der Tradition und befreite die Wissenschaft vom Drucke der Theologie. Indem die Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit in Religion, Kunst und Wissenschaft ihre Selbständigkeit gewannen, erhob sich jener Gegensatz, der in ihrem Wesen liegt, und verschärfte sich, je weiter die Culturentwickelung fortschritt.

Erkenntniß der Natur war das Losungswort der neuen Zeit. Ihren Zweck verkündete Francis Bacon: die Beherrschung der Natur durch den Menschen; ihre Mittel lieferten Galilei und Descartes: Beobachtung, Experiment, Messung und Rechnung. Die Folge des neuen Strebens mußte ein vollständiges Brechen mit der hergebrachten Vorstellung von der Natur sein. So lange die Geisterwelt in den Dingen lebte und webte, fehlte es der Wissenschaft an jedem Angriffspunkt, wo sie die Werkzeuge der Erkenntniß hätte einsetzen können. Wenn die ganze Natur beseelt ist, wie soll die Forschung in dies

Google

innere Leben dringen, wie soll sie die ewig wechselnden Formen des Lebendigen festhalten und aufzeigen? Die organischen Processe sind viel zu complicirt, als daß man mit ihrer Betrachtung beginnen könnte.

Um Naturerkenntniß zu gewinnen, muß in der That etwas geschehen, das unser Gefühl zu verletzen scheint; denn alles Gefühl muß von der Natur ausgeschlossen werden. Die Naturwissenschaft beginnt damit, das Leben aus der Natur zu verbannen und nur die Bewegungen des seelenlosen Stoffes zu betrachten. Denn ihre Aufgabe ist es, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu erklären, d. h. den Zusammenhang derselben auf einfache Gesetze zu bringen. Das aber ist nur möglich, wenn wir die Erscheinungen dort aufsuchen, wo sie uns in meßbaren Verhältnissen entgegentreten, wo wir in ihrem Wechsel unveränderliche Angaben in Maß und Zahl festzuhalten vermögen. Und solche Messung giebt es nur in Raum und Zeit. Der ermüdende Druck auf unsere Hand, das wohlthuende Gefühl von Licht und Wärme lassen sich nicht in Zahlen angeben, wenn wir sie nicht als Kräfte und Bewegungen im Raume auffassen; wir können nicht sagen, dieser Arm thut mir fünf Mal so weh als der andere, aber wohl, ich habe diesen Arm fünf Mal so oft oder so hoch gehoben. Darum ist die erste Forderung, welche die Wissenschaft an die Beschaffenheit der Natur stellen muß, die Objectivität der Welt in Raum und Zeit, das heißt die Unabhängigkeit des Weltgeschehens von alle Dem, was Sache des subjectiven menschlichen Gefühls ist. Denn die inneren Vorgänge im Lebendigen und Beseelten, obwohl sie uns unmittelbar im Gefühle gegeben sind, ermangeln der räumlichen Größe und damit der Meßbarkeit, wodurch sie in Zusammenhang gebracht und mathematisch dargestellt werden könnten. Nicht das bunte Farbenspiel unserer Empfindungen, sondern nur den mechanischen Proceß sich bewegender Stofftheilchen müssen wir betrachten. Was wir wollen, fühlen, denken, ist gleichgültig, das Leben des Menschen ist für die Forschung selbst nur ein Naturvorgang, der Weltproceß umfaßt auch uns als einen verschwindenden Theil der Natur. Eine gebrechliche Maschine hastet der Mensch auf seinem Planeten umher, und dieser Planet selbst tanzt als ein verlorenes Stäubchen im Wirbel der Gestirne. Die Bedeutung des Subjects mit all seinem Hoffen und Sehnen, mit Freud und Leid und dem Stolze des Herrn der Schöpfung, sie muß verschwinden, und nichts darf gelten, als die wunsch- und wahnlose Objectivität des Weltgeschehens, die alles fühlend Menschliche abgestreift hat.

In diesem Uhrwerke des Universums, in welchem der Mensch ein ohnmächtiges Rädchen ist, darf es ferner nicht den geringsten äußeren oder willkürlichen Einfluß geben; denn die Welt wäre unerklärbar, wenn an ihrem eisernen Gesetze auch nur der kleinste Wandel statthaben könnte. Daher ist es die zweite Forderung der Naturwissenschaft, daß die objective Welt keinen anderen Antrieb kennt, als die mechanische Nothwendigkeit.

Nichts geschieht ohne Ursache; kein Stäubchen verweht, kein Haar fällt vom Haupte, keine Regung zuckt durch das Antlitz, die nicht so verursacht

Google

wäre, daß sie nicht anders geschehen konnte, und die nicht selbst fortwirkte in Ewigkeit. Durch diese Auffassung der Natur als nothwendige Bewegung des Stoffes im Raume wird das erfolgreiche mathematische Verfahren der Naturforschung möglich, indem an Stelle der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der sinnlichen Dinge ein einheitlicher großer Zusammenhang tritt, der Mechanismus der Atome. Beobachtung und Experiment allein genügen noch nicht zur Vollendung der Naturwissenschaft, es muß noch hinzukommen die mathematisch-analytische Methode, welche auf Grund weniger principieller Annahmen den Inhalt der naturwissenschaftlichen Erfahrung zu beschreiben gestattet. Seitdem zuerst Descartes versuchte, auf rein mechanischer Grundlage eine das ganze Weltall umfassende Naturerklärung zu geben, ist dies der Grundgedanke der modernen Naturforschung geblieben. Indem er in der Körperwelt nichts anerkannte, als eine den unendlichen Raum erfüllende, in ewiger Bewegung begriffene Materie, leitete er aus der Bewegung ihrer kleinsten Theilchen alle Erscheinungen der Sinnenwelt ab. Was er nur mangelhaft leisten konnte, das hat die heutige Naturforschung nach einem Fortschritte von drittehalb Jahrhunderten zu einem einheitlichen System ausgebildet, welches das Erkenntnißbedürfniß in hervorragender Weise befriedigt. Das Weltall zeigt sich als Product eines seit unermeßlichen Zeiten dauernden mechanischen Processes. Im unendlichen Raume zerstreut ballen sich die Atome zu einzelnen Massen zusammen, deren riesige Dimensionen doch noch verschwinden gegenüber den Entfernungen, in welchen sie sich befinden; es sind die Sonnensysteme der Fixsterne, die ihre Wirkungen nach denselben Gesetzen unter einander austauschen, die wir auf unserer Erde beobachten. Ueberall in der Welt herrschen dieselben Stoffe und Kräfte, und aller Wechsel besteht nur in der Lagenveränderung der Stofftheilchen, während diese selbst und die Gesammtfähigkeit ihrer Wirkungen ewig unveränderlich bleiben. Es ist der Stoß der Aethertheilchen, welcher die Atome der Körper trennt und verbindet, hier das Wasser verdampfen läßt, dort den Dampf zu befruchtendem Regen verdichtet, hier in der Pflanzenzelle die Kohlensäure zersetzt, dort im Gewebe der thierischen Lunge sie bildet. Dieselbe elektrische Bewegung, welche die Erde zu einem großen Magneten macht oder in unseren Telegraphenleitungen Welttheile verbindet, zuckt auch durch die feinen Fädchen des Nervensystems und bewirkt mit der Zusammenziehung der Muskeln jede thierische wie menschliche Thätigkeit. Keine Lücke ist von dem Kreislauf der ungeheuren Massen der Weltkörper, welche in den fernsten Himmelsräumen sich umschwingen, bis zum Aufbau der organischen Zelle, bis zur feinsten Regung im Nervensystem des Menschen, überall ist es der Stoß und Zug der Atome, welcher den gesammten Weltproceß im Gange erhält. Und wenn die heutige Naturforschung noch nicht alle Bindeglieder in diesem großen Mechanismus bloßgelegt hat, so ist dies doch ihr eifrigstes Bestreben. Denn nur durch diese Methode, welche alles Geschehen als räumliche Veränderung faßt, läßt sich die Natur auflösen in die abstracte Formel und damit erklären. Die

Google

ganze Welt, die uns lebendig umfluthet, darzustellen als ein großes Rechenexempel, das ist das Ideal der Naturwissenschaft, und der Naturforscher gesteht ein, nichts anderes zu wollen.

Als Folgerung endlich ergiebt sich, daß es in diesem objectiven Mechanismus der Natur kein Ziel geben kann, dem er entgegenrolle, sondern nur Ursachen. Causalität im Sinne einer Ursächlichkeit, die blos a tergo wirkt, ist das Getriebe der Welt. Die Natur kennt nur das blinde Geschehen; nirgends fragen wir nach dem Zwecke, wozu das Ganze? Denn wo wir ihn suchen, nirgends sehen wir ihn erreicht. Millionen von Keimen müssen verderben, ehe ein einziger zum Gedeihen kommt. Alles Erstandene wird wieder vernichtet, der Tod ist das Ziel des Lebens, die Zerstörung ist zugleich Folge und Mittel alles Werdens, und gleichgültig knirscht das Weltrad über die Trümmer seines Weges. —

Dies sind die Forderungen, welche die Forschung erheben muß, um eine erkennbare Gesetzlichkeit der Natur zu besitzen. Erinnern wir uns nun an jene metaphysische Grundstimmung, mit welcher das Menschenherz dem Walten der Natur entgegenschlägt, an den heiligen Schauer des Gefühls, der vom bestirnten Himmel niederweht, oder an das milde Zauberlicht eines blühenden Frühlingstages, der in Lied und Wort unserm stillen Sehnen die Lippe löst. Da erkennen wir, daß die Forderung des Naturforschers der genaue Gegensatz von derjenigen ist, welche der fühlende Mensch und sein redender Vertreter, der Dichter, an die Natur zu stellen hat. Es öffnet sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Arbeit des Forschers und des Dichters; die Neigung der Menschheit, welche für beide Raum haben muß, scheint in einen unlöslichen Conflict, das Denken, welches beide vereinen will, in unvermeidliche Widersprüche zu gerathen.

Objectivität verlangt der Forscher, S u b j e c t i v i t ä t ist das Lebenselement des Dichters. Um den Gegenstand der Erkenntniß rein zu erfassen, muß der Forscher Alles, was seiner eigenen Persönlichkeit angehört, ausschließen und verbannen. Der Künstler, um seinem Werke die Weihe des Genies zu geben, muß die ganze Gewalt seines innersten und eigensten Gefühles hineinlegen. Die Objectivität der Welt in Raum und Zeit verschwindet vor dem subjectiven Gesichtspunkt, unter welchem der Poet die Welt betrachtet. Er ist nicht in der Welt als ein verschwindendes Theilchen, ein Punkt im unendlichen Raum, sondern die ganze Welt ist in i h m, sein großes Herz umfaßt die Natur und bestimmt den Werth, den sie für ihn hat. Und so kann er auch die Nothwendigkeit des Naturgeschehens nicht brauchen. Was er bedarf, ist F r e i h e i t, und er besitzt sie voll und ganz in seiner productiven Thätigkeit. Darum verabscheut er die Vorstellung des mechanischen Weltgeschehens, welche dem Naturforscher unentbehrlich ist.

Endlich tritt für die künstlerische Thätigkeit die bloße Ursächlichkeit in ihrer Bedeutung zurück. Der F o r s c h e r kann nur rückwärts sehen und nach Ursachen fragen, weil das Ziel ihm verschlossen ist; der D i c h t e r sieht voraus; denn vor ihm steht sein Ideal, und das Ziel ist es, nach welchem er hinstrebt. Von Anfang an wird im Kunstwerk Alles abgemessen, gebildet, ausgeglichen in Rücksicht auf die beabsichtigte Wirkung und Harmonie des Ganzen. Der

Google

Zweck bestimmt Form und Mittel, die ganze Art der Thätigkeit. Die Natur ist blind, die Kunst sieht mit dem Auge des Schöpfers auf das Ende. Also Objectivität, Nothwendigkeit, Ursächlichkeit fordert die Wissenschaft von der Natur; Subjectivität, Freiheit, Zweckmäßigkeit kann die Dichtung nicht entbehren. Wie ist es möglich, beiden gerecht zu werden?

Zwei Bedürfnisse liegen vor, auf welche die Menschheit nicht verzichten kann: die Befriedigung der Erkenntniß auf der einen, die Befriedigung des Gefühls auf der andern Seite; Herrschaft des Naturgesetzes hier, des Ideals dort. Da scheint es zunächst, als gäbe es einen Ausweg aus diesem Dilemma nur auf Kosten des einen der beiden Interessen. Entweder, man erkennt die Naturnothwendigkeit an als das einzige Princip, welches Erklärung der Natur und strenge Wissenschaftlichkeit gestattet, und sucht die ideale Forderung dadurch zu befriedigen, daß man die Ergebnisse der Forschung mit einem bunten Firniß der Poesie überkleidet, um ihre rauhe Blöße zu verdecken; oder man stellt das ideale Interesse voran und sieht zu, wie weit man es mit einer poetischen Welterklärung bringen kann.

Beide Auskunftsmittel sind oft versucht und die Grundlage weitverbreiteter Weltanschauungen geworden. Daß beide hinfällig sind, läßt sich nachweisen.

Betrachten wir zunächst den Versuch, den Mechanismus des Weltgeschehens zwar vorauszusetzen, aber ihn unter dem Schimmer eines erborgten Idealismus zu verhüllen. Wer als Anhänger des Materialismus glaubt, daß die Atome und ihre Bewegungen wirklich die Welt selbst seien, der nimmt das, was nur die „Rechenmarken" der Wissenschaft sind, für baare Münze, und kann dann freilich den geistigen Gehalt, den er aus dem Weltall ausgetrieben hat, nur durch Falschmünzerei wieder einführen. Auch der mehr kritische Naturforscher, welcher weiß, daß es nicht seine Sache ist, das letzte Räthsel des Daseins zu ergründen, ist geneigt, das Naturgeschehen und die mechanischen Gesetze als das Maßgebende hinzustellen. Er weist dann den Dichter in humanster Art darauf hin, daß ja in den Resultaten der modernen Forschung ein höchst dankbarer Stoff für poetische Behandlung und eine reiche Fundgrube schöner Gefühle liege, die er sich nur gefälligst zu Nutze machen möge.

Da werden wir denn etwa in folgender Weise getröstet. Wohlan, wir sind nur ein Atom unter Atomen, machtlos unterworfen dem eisernen Gesetz; aber ist es nicht ein erhebender Gedanke, daß wir Eins sind mit dieser unendlichen Welt, mit den Elementen kommen und gehen, und doch hinabzublicken vermögen in die Ordnung des Wirbels, die Umwandlungen der Kräfte, die Wanderungen der Stofftheile zu verfolgen? Ist es nicht dieselbe Schwerkraft, welche hier den Mond an die Erde fesselt, dort die zarte Wurzelspitze des Veilchens in das lockere Erdreich senkt? Ist es nicht dieselbe Aetherschwingung, die vom Weltbrand des Sirius herabzuckt und die im zärtlichen Reflex eines schönen Auges aufblinkt? Diese Gemeinschaft mit der Natur soll uns zugleich erheben und demüthigen. Denn während wir den Menschen als ein nebensächliches Product der Materie erkennen, sehen wir doch in ihm die höchste

Google

Blüthe des Daseins, die Spitze einer jahrmillionenlangen Entwickelung, von dem ersten Weltnebeldunste der Ewigkeit durch die Perioden des Sonnensystems und der Erde hindurch zur organischen Gestaltung und aufsteigend vom schleimigen Weichthier bis zum höchst civilisirten Naturforscher. Wenn uns aber das Herz in zu kühnem Stolze schwillt, sollen wir bedenken, daß wir, das Nebenproduct des chemischen Processes, der sich Welt nennt, auch wieder zerrieben werden in der großen Stoffmaschine; sei es, daß wir nach Millionen von Jahren, wenn die Sonnenwärme verstrahlt ist, im kalten Raum elendiglich erfrieren, sei es, daß wir, wenn die Erde in ihrem Umschwunge durch die Reibung des Oceans, durch Mond, Sternschnuppen und Aether gehemmt wird, in die Sonne stürzen und beim Zusammenstoße verdampfen. Gerade die sichere Vernichtung bilde den poetisch verklärten Hintergrund unserer Existenz, wodurch das Leben zum Ernst werde, statt zum Spiele, bilde die gewaltige Tragik des Weltgeschehens, welche den Blick des Menschen in männlichem Feuer des Muthes auflodern lasse, bevor er in der Trauer um unersetzlich Verlorenes erstarrt.

Die Schwäche dieses Versöhnungsversuches zwischen Naturnothwendigkeit und idealer Lebensanschauung liegt offenbar in dem künstlichen Zwange, welchen der Intellect sich selbst anthut, um dem Gefühle entgegenzukommen. Der Forscher behandelt hier den Dichter mit einer gewissen Freundschaftlichkeit, wie der Arzt den Patienten, der ihm einen „interessanten" Fall darbietet, und redet ihm zu, sich doch aus Liebe zur Wissenschaft viviseciren zu lassen. Thatsächlich liegt aber eine Lösung des Problems, wie die erwähnten Gegensätze zu versöhnen seien, gar nicht vor, sondern es handelt sich nur um eine äußerliche Verknüpfung, welche durch eine Inconsequenz sich ermöglicht. Der strenge Mechanismus schließt die lebendige Phantasiewelt des Dichters aus; aber da einmal das Gemüth mit seinen Stimmungen dem Menschen als ein unveräußerliches Eigenthum gegeben ist, so wird es einfach neben der Naturwissenschaft geduldet. Wie das möglich sei, wird nicht gesagt und nicht gefragt; es wird so gethan, als sei die Forderung des Gemüths eine Folge der intellectuellen Einsicht. Der Verstand glaubt das Erhabene und das Schöne in der Natur nachzuweisen, aber er findet nur das, was er sich vom Gefühle unwissentlich geborgt hat. Ob es sich um den Umlauf von Sonnensystemen oder um die Molecularbewegungen der Gehirnsubstanz handelt, das ist naturwissenschaftlich gleichgültig; immer sind es nur Zahlen, mit denen gerechnet wird. Was aber die mathematische Formel an inneren Werthen enthält, daß sie Weltexistenz oder Menschenwonne bedeutet, welche noch etwas ganz anderes sind als Zahlengrößen, das erkennt keine Naturforschung, würde sie nie erkennen, wenn wir es nicht wüßten, weil auch dem nüchternen Rechner ein warmes Herz im Busen schlägt. Wir dürfen uns daher durch jene großartige Resignation der sogenannten naturwissenschaftlichen Weltauffassung nicht beirren lassen. Wäre die Welt so beschaffen, wie die Naturforschung sie uns zeigt und zeigen muß, so wäre diese Idealisirung des Natur-

Google

mechanismus keine freie That des Menschen, keine Besiegung des Geschicks, wie sie die Tragik auch im Untergange des Helden verlangt, sondern sie gliche jenem Galgenhumor, mit welchem der Dieb zum Henker sagte: Der Klügste giebt nach! Das erhabene Bild, welches die Wissenschaft vom Universum entrollt, würde uns erdrücken, wenn nicht unser Bewußtsein als Persönlichkeit aus einer anderen Quelle stammte, als aus dem Verstande.

Alle Systeme, welche den Mechanismus zum absoluten Weltgesetz erheben, kommen zu derselben Inconsequenz, auch das großartigste derselben, die tiefsinnige Philosophie Spinozas nicht ausgenommen. Spinoza betrachtete das Gewühl der Welt leidenschaftslos vom hohen Standpunkte des Weisen, der in ihm nur die innere Nothwendigkeit des Geschehens sieht, und entwickelte theoretisch, daß Erkenntniß zur intellectuellen Liebe Gottes führe, in welcher unser Glück und unsere Freiheit liege. Aber er hätte dies Glück und diese Freiheit wohl vergebens in seinem Systeme gesucht, wenn sie nicht in seinem edlen Herzen und in der unwandelbaren Sonnenklarheit seiner Gesinnung geruht hätten.

Ebenso wenig löst es den Widerspruch zwischen Naturerkennen und dem Streben der Dichtung, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Vertiefung der Erkenntniß eine Vervollkommnung des Naturgenusses und dadurch eine idealere Naturauffassung zur Folge habe. Alexander von Humboldt wollte in dem klassischen Naturgemälde, das er im „Kosmos“ uns hinterließ, die Besorgniß als grundlos erweisen, „daß bei jedem Eindringen in das innere Wesen der Kräfte die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnißvollen und Erhabenen verliere“; die Erweiterung und Vertiefung der Naturerkenntniß veredle den Naturgenuß und verschönere das Leben durch einen größeren Reichthum an Ideen. Das ist gewiß ebenso wahr und richtig, als Humboldts Kosmos für alle Zeiten ein Muster bleibt, wie dieser edle Zweck durch eine vollendete Vereinigung von Wissen und Darstellungsgabe, von Geist und Herz erreicht werden kann. Aber der große Naturforscher löst nicht den Widerspruch zwischen naturwissenschaftlicher und dichterischer Weltanschauung, sondern er weiß nur mit bewundernswerthem Tacte jeder dieser beiden Auffassungen an der geeigneten Stelle gerecht zu werden. Wohl ist er der exacte Forscher, der unser Erkenntnißbedürfniß befriedigt, so daß wir ihm mit immer wachsendem Interesse folgen; wo er aber zum Herzen spricht und durch die Schilderung der Natur auf unsere Stimmung wirkt, da wird er selbst zum Dichter, welcher der Natur die Töne ablauscht, mit denen sie unserem Gefühle schmeichelt. Der Trieb nach Erkenntniß kann selbst zum Affect des Gemüths werden und dichterische Begeisterung wecken. Aber dann haben wir es nicht mehr mit der erkennenden Thätigkeit des Verstandes zu thun, sondern nur mit einem neuen Objecte der Dichtung. Zur Erklärung des Widerstreits hilft dies nichts. Daß in manchen Menschen Forscher und Dichter vereint sind, ist keine Lösung des Problems, sondern es ist eben das Problem selbst, wie dieses Zusammen der beiden entgegengesetzten Interessen der Menschheit in der Menschennatur sich begründe.

Google

Eine Confusion beider Standpunkte findet sich in manchen populären Naturdarstellungen in bedauerlicher Weise. Da wird von anziehenden und abstoßenden Kräften gesprochen, die wie Liebe und Haß der Elemente gedeutet werden; die Gesetzmäßigkeit der Natur wird gepriesen, als sei sie eine Art von Rechtlichkeit; oder man giebt dem Verfahren der Natur ethische Prädicate, erklärt es für weise und vorsorglich, emsig und stillbescheiden, daß wir uns daran ein Beispiel nehmen könnten, und Aehnliches mehr; alles Das in bester Absicht, der Naturforschung zu dienen, ohne zu merken, daß der Grundsatz alles Naturerkennens, Objectivität, Nothwendigkeit, Causalität, damit zerstört wird. Mit dieser falschen Sentimentalität ist nichts gethan. Das Hineindeuten von gefühlsmäßigen Beziehungen in die Formeln der Mechanik schadet der Wissenschaft, und dem wahren Idealismus ist damit ebenso wenig gedient, wie dem Bedürfniß des dichterischen Genies, welches das Rüstzeug des Naturforschers in keiner Weise brauchen kann, und wenn es mit den zierlichsten Blumen der Phantasie umwunden wäre.

Der entgegengesetzte Versuch, dem künstlerischen Drange im Menschen gerecht zu werden, geht davon aus, daß die Nothwendigkeit und der Mechanismus des Naturgeschehens verworfen und das innere Leben der Natur zum Erkenntnißprincip erhoben wird. Das lebendige Zusammen von Gefühl und Willen, welches wir aus unserer inneren Erfahrung kennen, erscheint dem Menschen zunächst als das einfachste Mittel zur Naturerklärung. Da wir von vielen unserer Handlungen wissen, daß sie von unserem Bewußtsein abhängig sind, so suchen wir auch den Grund der Naturvorgänge in einer ähnlichen Beseelung alles Seienden. So war diese Beseelung der Natur beim Verfall der mittelalterlichen Scholastik auch der erste Versuch der jungen Naturforschung. Der deutsche Arzt Paracelsus, die italienischen Naturphilosophen Giordano Bruno, Telesio u. A. strebten nach Naturerklärung auf phantastisch-poetischer Grundlage mit Hülfe einer Weltseele. Aber bald zeigte sich, daß nur die messende Beobachtung und die mathematisch-analytische Methode Keplers und Galileis zu einem Fortschritte der Erfahrung führen könne. Als nun zwei Jahrhunderte später die experimentirende Naturwissenschaft einen ausreichenden Vorrath von Erfahrungen gesammelt und eine Reihe von Naturthatsachen enthüllt hatte, versuchte die speculative Naturphilosophie, insbesondere Schelling, auf's Neue den verlockenden Weg, die Weltbeseelung zur Grundlage einer Erklärung zu machen. Diese Naturphilosophie wollte die Natur auflösen in Intelligenz, indem sie von den Gesetzen des Geistes ausging und diese in die Natur hineindeutete. Dadurch, daß man die Naturkräfte wie Vorstellungskräfte ansah und die Physik nach logischem Schema aufbaute, entstand ein System, das durch seinen geistigen Gehalt und seine vielversprechenden Enthüllungen die bedeutendsten Köpfe anzog und in der That eine poetische Weltanschauung gestattete. Aber weil dasselbe der Natur den Charakter der Intelligenz beilegte, so verlor es die Beziehung zur Erfahrung und baute seine Gedankenschlösser um so höher in die Luft, je mehr ihm der

Google

empirische Boden schwand. Zur Vermehrung unserer Erkenntniß von der Natur konnte diese Philosophie nichts beitragen; denn dazu gehört Beobachtung und Messung an den Thatsachen. So glichen diese Systeme kunstvoll geschnitzten Schränken mit zierlich geordneten Fächern und Schubladen, in welche man die Entdeckungen der empirischen Naturwissenschaft wohl hineinzwängen konnte, so daß das Ganze nun ein feinsäuberliches Ansehen bekam; aber herausnehmen konnte man nichts, was nicht vorher durch Erfahrung hineingelegt war. Willkürlich blieben alle Erklärungen, man konnte sie ebenso gut auch anders geben; und so sah man denn bald ein, daß die Naturphilosophie keine Wissenschaft, sondern nur eine systematische Dichtung sei. Die Naturforschung, welche mit dieser müßigen Speculation nichts anfangen konnte, gerieth zu ihr in berechtigten Gegensatz, und dieser schärfte sich so heftig zu, daß noch heute manche Naturforscher geneigt sind, die wissenschaftliche Philosophie mit den Begriffsdichtungen der Metaphysiker zu verwechseln.

Die Verschmelzung von poetischer und wissenschaftlicher Naturauffassung konnte durch die speculative Naturphilosophie nicht geleistet werden, weil diese den Fortschritt der Wissenschaft unmöglich machte. Ebenso wenig ist es eine Lösung des Problems, das uns beschäftigt, wenn dichterisch beanlagte Naturen sich ihre eigene gefühlvolle Naturanschauung schaffen, oder wenn der naive Volksglaube die Natur mit seiner Phantasie anmuthig oder schaurig belebt. Denn in beiden Fällen ist nur die eine Seite, die metaphysische Stimmung des Menschen befriedigt, und daß es auch ein Recht auf wissenschaftliche Erkenntniß giebt, ist einfach vergessen.

Es bleibt nun die Aufgabe nachzuweisen, wie jener Zwiespalt der Naturauffassung sich nothwendig ergiebt aus dem Wesen des menschlichen Geistes selbst. Gelingt es, die Ursache des Gegensatzes in unserer Erkenntnißthätigkeit aufzufinden, so verschwindet auch die Gefahr, daß wir uns durch denselben entweder in unserer Werthschätzung der Naturforschung oder in unserer idealen Lebensanschauung beirren ließen. Denn wenn wir sehen, wie der Mechanismus der Natur und die Freiheit des Genies, Erkenntniß der Natur und Innewerden der Natur, beide in den Tiefen unseres Gemüthes entspringen, so löst sich der Streit der Parteien durch die Einsicht in die Grenzen ihres Rechtes.

Vor allem müssen wir uns von der naiv-realistischen Vorstellung frei machen, als sei das, was wir Natur nennen, etwas dem menschlichen Bewußtsein fremd und äußerlich Gegenüberstehendes, das nun auf irgend eine Weise in unser Inneres gelange und dort unsere Gedanken oder unsere Gefühle bestimme. Vielmehr ist Alles, was überhaupt existirt, nur in der gegenseitigen Beziehung psychischer Vorgänge enthalten und gewinnt durch dieselben seine Existenz, einerseits als die objective Realität der Außenwelt im Raume, andererseits als die unmittelbare Innerlichkeit unseres Seelenlebens. Der gesammte Lebensinhalt, welcher in stetem Wechsel unser Bewußtsein erfüllt, heißt unser Erlebniß. Er ist zunächst etwas Ganzes, etwas Einheitliches, Ungeschiedenes. Versuchen wir den thatsächlichen Inhalt unseres

Google

Bewußtseins in einem Momente zu erfassen — wir haben nichts als das bloße Innewerden des Daseins, ein allgemeines Lebensgefühl ohne jede Bestimmtheit. Drängen wir jede deutliche Vorstellung aus der Seele, so verschwindet der Unterschied von Welt und Ich, es bleibt nur jener traumhafte Zustand der Existenz, von welchem man nicht zu sagen weiß, ob es die niedrigste, ob es die höchste Stufe des Bewußtseins ist, ob dumpfes Hindämmern der Pflanzenseele, ob seliger Selbstgenuß der Gottheit.

Es ist aber die Eigenthümlichkeit unseres menschlichen Bewußtseins, daß wir der Einheit unserer Existenz nur in diesem allgemeinen Gefühle des Daseins inne werden, daß indessen unser unmittelbares Erlebniß sofort in eine Vielheit von Zuständen sich auflöst, sobald wir es deutlicher zu erfassen suchen. Alsdann theilt sich unser Wesen. Wir unterscheiden die Sinnesempfindungen in Raum und Zeit als die bunte, bewegte Mannigfaltigkeit der Körperwelt, als ein Object der Wahrnehmung, und daneben eine Welt von Gefühlen des Behagens und Mißbehagens als ein Innewerden von Zuständen. Den Zusammenhang dieses Gefühlszustands bezeichnen wir als unser Ich im Gegensatz zu dem Inhalt unserer Vorstellungen, den wir als Object dem fühlenden und vorstellenden Subject gegenüberstellen. Ich und Welt, Mensch und Natur scheiden sich so durch die Thätigkeit unseres Bewußtseins. Thatsächlich ist aber Alles dies zusammen und ungetrennt, und es ist nur das Charakteristische unseres Vorstellens, daß dieses nicht stattfinden kann, ohne das, was in unserm Erlebniß vereint gegeben ist, zu zergliedern. Diese Zergliederung unserer Erfahrung geht nach Regeln vor sich, welche wir die Gesetzlichkeit des Verstandes nennen, in ihr besteht die Arbeit des Denkens und ihr Resultat ist die Erkenntniß. Wie dadurch das System der naturwissenschaftlichen Sätze zustandekommt, soll an einem Beispiel erläutert werden.

Das Erlebniß, welches wir als Beispiel wählen, ist ein allbekanntes: ein Regenwetter. Das Regenwetter gehört wie Alles zum Inhalt unseres Bewußtseins, und zwar ist es ein complicirter Inhalt, ein Zusammen von Sinnesempfindungen, Gefühlen und Vorstellungen. Da sind z. B. die Empfindungen grau, naßkalt, rauschend; das Gefühl des Frostes, die Unlust über den verregneten Ausflug oder die verdorbene Toilette; die Vorstellung, daß das Regenwetter ein wirkliches (nicht etwa blos ein geträumtes) sei, d. h. unsere Nachbarn ebenso treffe, den Acker weich und die Straßen schmutzig mache und im Zusammenhange der Natur seine Ursachen und seine Wirkungen besitze. Das Regenwetter als unser Erlebniß ist also ein einheitliches aber doch complicirtes Ereigniß, und für jeden, der es erlebt, ein anderes; denn nicht jeder empfindet den Schlag der Tropfen gleich stark, und nicht jeder hat dabei dieselben Gefühle; der Landmann hat vielleicht den Regen mit Sehnsucht erwartet, der den Touristen ärgert. Ein Theil des Erlebnisses also ist subjectiv, Sache des Gefühls; dieser Theil ist nicht Gegenstand der Erkenntniß. Einen Theil aber sondern wir durch das Denken von der Gesammterscheinung ab, nämlich denjenigen, welchen wir erkennen und welcher objectiv ist, d. h.

Google

von allen darüber nachdenkenden Menschen in gleicher Weise vorgestellt werden muß. Zur Natur, welche erforscht werden soll, gehört nur der objective Theil des Regenwetters, nämlich der ursächliche Zusammenhang desselben mit allen übrigen Erscheinungen. Sollen wir nun hier erklären, was der Regen ist und wie er entsteht, so können wir mit dieser Gesammtvorstellung „Regen" nichts anfangen, wir kommen nicht weiter, wenn wir sie nicht in Theilerscheinungen auflösen. Wir unterscheiden also z. B.: Erstens, es ist Wasser in der Luft; zweitens, das Wasser fällt herab. Nun verfolgen wir die beiden Theilerscheinungen einzeln, indem wir nach ihren Ursachen fragen. Wir müssen sie dabei immer auf's Neue zerlegen, sonst würden wir nichts erkennen, und so entstehen immer neue und neue sich verzweigende Reihen von Abstractionen. Nur die eine dieser Reihen wollen wir, um nicht zu lang zu werden, verfolgen. Wie fällt das Wasser aus der Luft? In Tropfen. Wir unterscheiden daran: 1. die Kugelform; 2. die Fallbewegung. Beides muß auf's Neue zergliedert werden, doch halten wir uns nur an die Fallbewegung. Wir bemerken das Fallen nicht blos am Regen, sondern an allen andern Körpern, also brauchen wir nicht darauf zu achten, daß es Wasser ist, welches herabfällt, sondern nur auf die Bewegung desselben. Diese Bewegung ist, sobald wir die Aufmerksamkeit darauf richten, wieder ein zusammengesetztes Phänomen; der Tropfen wird nach unten beschleunigt, von der Luft gehindert, vom Sturme gepeitscht. Wir betrachten nun blos die beschleunigte Bewegung nach unten und fixiren zu diesem Zwecke einen einzigen Punkt des Tropfens, den Schwerpunkt. Hier sind wir endlich auf eine so einfache Theilerscheinung gekommen, daß wir sie in der einfachen Formel aussprechen können: die Geschwindigkeit beim freien Fall wächst proportional der Zeit, oder, wie der Mathematiker noch kürzer sagt: $v = gt$. In ähnlicher Weise muß man nun aber auch alle die andern Theilfragen zergliedernd verfolgen, also die Verdunstung des Wassers &c., bis man zu einfachen, mathematisch formulirbaren Antworten gelangt. Die Entwickelung der Naturwissenschaften zeigt, daß man bei allen Naturerscheinungen durch fortgesetzte Zerlegung schließlich zu einem allgemeinen Resultate gelangt, nämlich zu den Bewegungsgesetzen der Atome. Die Frage „Warum?" macht nicht eher Halt, bis wir unser objectives Erlebniß auf diesen allgemeinsten Begriff zurückgebracht haben, der unter dem Gesetze der Causalität alles einzelne Geschehen als ein nothwendiges in der Form der räumlich-zeitlichen Veränderung umfaßt. Dann ist unser Erkenntnißbedürfniß befriedigt. Was haben wir aber damit gethan? Wir haben das unmittelbare Erlebniß zergliedert, und jede dieser Zerlegungen ist eine Abstraction, d. h. wir lassen gewisse Vorstellungen bei Seite und ziehen nur diejenigen in Betracht, auf welche es ankommt; wir abstrahiren z. B. von dem Widerstand der Luft und der Wirkung des Windes und betrachten nur den durch die Schwere verursachten Fall des Tropfens. Was wir also denken, ist gar nicht die wirkliche Naturerscheinung, ist nicht der Regen, den wir erleben, sondern eine Abstraction, in welcher keineswegs alle Eigenschaften

Google

des wirklichen Regens enthalten sind. Aber wir können nur in dieser abstracten Weise denken; denn es ist eben das Wesen des Denkens, die Begriffe zu analysiren und an dem fallenden Tropfen die Einzelheiten, wie Gestalt. Dichtigkeit, Flüssigkeit, wegzudenken, die in Wirklichkeit vereint sind. In der Natur giebt es keine mathematischen Punkte und Linien, keinen freien Fall, keinen Körper ohne Temperatur und Farbe, sondern nur das Denken löst die Naturerscheinungen in die einzelnen Gesetze der Mathematik, der Mechanik, der Optik u. s. w. auf. In der Natur giebt es also gar nicht jene einfachen Thatsachen, bis zu welchen die Naturforschung vordringt, sondern immer nur das Zusammen der sinnlichen Erscheinung, und die elementare Gesetzlichkeit, in die wir sie auflösen, gehört dem Denken an. So zeigt uns diese Erläuterung über das Verfahren des naturwissenschaftlichen Denkens, daß der Mechanismus der Atome nichts anderes ist als eine Abstraction, eine Leistung unseres Denkens, ein Resultat unserer Arbeit des Begreifens, von welchem im Erlebniß selbst nichts zu entdecken ist. Wir nennen diese begreifende Thätigkeit unseres Bewußtseins, durch welche sein Inhalt Object der Vorstellung und des Denkens wird, den Verstand.

Die mechanisch bewegte Atomwelt ist also gar nicht die Wirklichkeit, welche wir erleben, sondern diejenige, welche wir denken; sie ist ein Product des Verstandes. Und jene Forderungen, welche wir an die Begreiflichkeit der Natur stellen mußten, Objectivität in Raum und Zeit, Nothwendigkeit, Causalität, sie sind nichts anderes als die Gesetzlichkeit unseres Verstandes, durch welche er allein wirken kann. So löst sich der Bann, unter welchem das Leben zu stehen schien. Jener todte Mechanismus ist das Gesetz unseres eigenen Geistes, wodurch uns Natur als Gegenstand der Forschung gegeben ist.

Aber man glaube nicht, daß die Annahme dieses Mechanismus irgend etwas Willkürliches sei, etwa eine Erdichtung, der keine reale Bedeutung zukäme. Wir können uns von dem Gesetze unseres Verstandes, das uns gegeben ist, nicht frei machen. Sobald wir die Natur erkennen und auf sie wirken wollen, dann ist sie ein Mechanismus und läßt sich nur als solcher begreifen und behandeln. Aber wenn wir unsern Willen nicht auf die Erkenntniß richten, so verschwindet auch der Zwang der Erkenntnißthätigkeit. In unserm Erlebniß, im unmittelbaren Anblicke der Natur, finden wir den Mechanismus nicht, sondern er ist die Form, unter welcher uns das Erlebniß entgegentritt, sobald unser Ich ihm beobachtend oder beeinflussend gegenübersteht. Wo es sich um objective Beziehungen der Menschen untereinander handelt, um eine „Verständigung" in allen äußeren Angelegenheiten des Lebens, da stehen sich die Menschen als Zuschauer und Wirkende einander gegenüber, und da gilt allein das verstandesmäßige Denken, da gilt die Ausnahmlosigkeit des Naturgesetzes, welche durch unser Denken selbst garantirt ist. Niemand glaube, das Naturgesetz ließe sich überspringen, weil es aus unserem Verstande stammt — nein, eben darum ist es unverletzlich, so lange wir den Verstand gebrauchen. Aber es ist falsch, das Gesetz als ein solches anzusehen, welches unser ganzes Sein ein-

Google

schlösse. Es beherrscht nur alles das, was dem Menschen erkennbar ist. Innerhalb dieses Gebietes ist Wissenschaft möglich und mächtig, wo aber nicht Wissenschaft sein soll oder sein kann, da ist Freiheit.

Der Mensch ist nicht blos ein vorstellendes und denkendes Wesen, sondern er ist vor allem ein fühlendes und wollendes Wesen. Derjenige Theil des Erlebnisses, den wir unmittelbar im Gefühl wahrnehmen, steht uns näher, als der durch das Denken vermittelte. Der erstere ist unser inneres Selbst, der letztere ist die Welt außer uns. Was im Erlebniß des Regenwetters zu unserem subjectiven Gefühl des Behagens gehört, das bestimmt in erster Linie unser Verhalten; das theoretische Interesse kommt in zweiter Linie. Wo wir dem Erlebniß mit dem Verstande gegenübertraten, mußten wir zergliedern, alsdann die Elemente wieder nach Regeln verbinden, und erhielten dadurch die Gesetzmäßigkeit der objectiven Natur; wo wir ihm aber mit dem Gefühl gegenübertreten, da handelt es sich nicht um ein Zersetzen und Neubilden, sondern um ein Innewerden des Werthes, welchen das Erlebniß für uns hat, und hierbei wirkt dasselbe als Ganzes, unzersetzt, als ein unmittelbares Zusammen. Im ersten Falle begreifen wir die Natur, aber sie bleibt uns fremd und ihr Gesetz erscheint als Zwang; im zweiten Falle erleben wir die Natur, wir sind selbst Natur, und frei gehen wir in ihr auf. Der Verstand liefert Erkenntniß, das Gefühl Stimmung; erstere beschäftigt den Forscher, letztere schafft den Künstler.

Wir haben gesehen, wie durch die Gesetzlichkeit des Verstandes die Wissenschaft von einem objectiven, mechanischen Naturgeschehen zustande kam. Wir müssen nun auch betrachten, wie die dichterische Naturauffassung ebenso bedingt ist im Wesen des menschlichen Geistes.

Soviel wir auch durch den Verstand von unserem Erlebniß abzweigen, um es objectiv erkennbar zu machen, so erfaßt doch das Vorstellen und Denken niemals das gesammte Erlebniß. Es bleibt immer noch ein Rest in der Welt der Gefühle, das unauflösliche Eigenthum unseres subjectiven Selbst, das sich nicht denken, sondern nur fühlen läßt. Dieser dem Verstande unzugängliche Theil unseres Bewußtseinsinhalts ist jene metaphysische Grundstimmung der Menschheit (vgl. Dilthey a. a. O.), welche in Gegensatz zur wissenschaftlichen Naturauffassung tritt. Es ist ein Inbegriff von Gefühlen, der für das zergliedernde Denken keine Bedeutung mehr gewinnen kann, aber für unser Ich einen absoluten Werth besitzt; absolut, weil wir darin vom Naturgesetz, das der Verstand giebt, gelöst sind, weil wir darin unseres Daseins ohne Vermittelung des Denkens inne werden, selbst als schaffende Natur, als freie, nur durch uns selbst bestimmte Wesen. Jeder Mensch besitzt die Fähigkeit, in dieser Gefühlswelt zu schwelgen und diesem Genusse holden oder wehmüthigen Wähnens sich hinzugeben. Wer jedoch seiner Stimmung einen solchen Ausdruck in der Sinnenwelt zu geben weiß, daß dadurch in anderen dieselbe Stimmung erweckt wird, den nennen wir einen Künstler, und wer dies in mustergültiger Weise thut, heißt Genie. Das Gesammterlebniß der Menschheit

Google

gestaltet sich zu objectiver Gesetzlichkeit durch die erkennende Forschung; es gestaltet sich zu freien Schönheitsformen durch die subjective That des Genies.

Das Genie ist das Talent zu erfinden (Kant), und zwar das Musterhafte zu erfinden, d. h. dasjenige, was nicht anderen nachgeschaffen wird, sondern zum Vorbilde dient. Das innere Kennzeichen des Genies ist diese Originalität, sein äußeres Kennzeichen ist die bahnbrechende Wirkung. Für das wahre Genie giebt es kein Gesetz der äußeren Welt, sondern alles Vorhandene gehorcht dem Gesetze des Genies, ist nur der Stoff, mit welchem es frei schaltet. Denn das Genie ist selbst Natur und giebt schöpferisch sein Gesetz. Selbstverständlich ist die bloße Mißachtung der hergebrachten Schranken der Kunst noch lange kein Beweis für Genie, auch der genialste Künstler muß mit strengem Fleiße an sich arbeiten; aber die That des Genies wird daran erkannt, daß sie mit Sicherheit trifft das Rechte und den Stoff sich unterwirft, so daß man nun aus dieser That selbst das Gesetz der Kunst erst abliest. Die schöpferische Kraft des Genies bezwingt die Welt, indem seine That das vor aller Augen stellt, was in aller Herzen schlummerte; nur die Eigenart des Genies konnte ihm das Gesetz der Existenz verleihen, das nunmehr bestimmend auf uns wirkt. Demnach ist das Verfahren des Genies durchaus subjectiv, es fragt nicht nach der Gesetzlichkeit der Außenwelt, sondern handelt allein nach der inneren Gesetzlichkeit, d. h. selbstbestimmend, mit Freiheit. Aber weil dasjenige, was es hervorbringt, aus der innersten Menschennatur selbst quillt, so hat es objective Geltung, ist allgemeingültig für die Welt, d. h. das Product des Genies ist nothwendig. Die Gestalt eine Iphigenie, eines Faust oder Wallenstein, trotz allen historisch gegebenen Materials, ist eine freie Schöpfung des Dichters, aber so, wie er sie schuf und sie jetzt vor uns steht, fordert sie Anerkennung schlechthin. „Der Genius," sagt Vischer, „hat ein neues subjectives Weltbild, das zugleich vollkommen objectiv die Sache selbst ist." Wie der Genius schafft, weiß Niemand, es genügt, daß er da ist und wir uns ihm hingeben. So äußert sich Goethe über Shakespeare: „Wir erfahren von ihm die Wahrheit des Lebens und wissen selbst nicht wie. Er gesellt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt wie jener, und beiden ist nichts verborgen." Und demselben Gedanken, daß das Genie das innere Naturwalten selbst ist, giebt Schiller Ausdruck:

> „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
> Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß."

Diese Gewißheit seines Sieges trägt den Genius sicher in seinem Fluge; er ist sich der eigenen Gottesnatur bewußt, die ihn auf den Fittigen der Idee hoch emporhebt und zum Ziele führt über jedes Hemmniß der Welt.

Wir haben an dem Beispiel vom Regenwetter gesehen, wie das Erlebniß durch den Verstand aufgelöst wird zum objectiven Naturmechanismus. Beachten wir nun auch, wie dasselbe Erlebniß in seiner subjectiven Seite vom Dichter zum Ausdruck der Stimmung gestaltet wird, und wie die absolute Freiheit und Siegesgewißheit des Genius darin triumphiren.

Google

„Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthschlamm
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollon.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen.
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen.
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Göttergleich.
Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser.
Ihr seid rein wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde
Göttergleich.

Es ist „Wanderers Sturmlied“, jener „Halbunsinn“, wie Goethe selbst sagt, den er vor sich hinsang, dem Sturm, dem Regen entgegenwandernd. Welch treffender Beleg für die absolute Selbstgewißheit des Genius und für die zwingende Kraft, mit welcher er die Natur beherrscht! Wasser und Erde vermischen sich zum Sohn des Wassers und der Erde, zum schmutzigen Brei des Straßenschlamms — aber selbst noch in der Betrachtung dieses Schlamms zeigt sich die Doppelnatur des Daseins. Dem Forscher ist der Schlamm Gegenstand der chemischen und mikroskopischen Analyse, und am Resultat der Untersuchung kann kein Gefühl des ästhetischen Mißbehagens etwas ändern; der Dichter sieht im Schlamm ganz das, was er sehen will, Urbild des häßlichen Chaos oder heiligen Ursprung alles Lebendigen. Das widrige Hemmniß des Weges wird der Stoff zum Siege des Genies. Auf den Feuerflügeln des Genius schwebt es über dem Schlammpfad, göttergleich; für den Genius giebt es nur die reinen Elemente; denn er selbst ist Natur, ist Element, göttergleich, Pythius Apollon.

Google

Nirgends in der Culturgeschichte zeigt sich der Gegensatz von naturwissenschaftlicher und dichterischer Weltauffassung mächtiger, als in Goethes gewaltiger Persönlichkeit. Daß ein Geist von seiner Kraft, durch eine feinsinnige Beobachtungsgabe zu einer umfassenden Empirie geführt, in jedem Gebiete, das ihn interessirte, productiv auftreten mußte, ist selbstverständlich; daher brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn sein Genius den subjectiven Gehalt seiner Persönlichkeit in jedes dieser Gebiete hineintrug, denn eben diese Subjectivität war Goethes Größe. Wenn man mit Vorliebe von Goethes Objectivität redet, so bezieht sich dies nur auf seine aus der objectiven Wirklichkeit geschöpften Mittel, durch die er wirkte, aber durch und durch subjectiv ist die Gewalt, mit welcher er alles, was er beobachtet und erfährt, der persönlichen Richtung seines Geistes unterwirft. Das eben ist die Herrschaft des Genies, wodurch es im Gebiete der Kunst das objective Gesetz schafft. Sobald aber diese Herrschaft des Genies auf das Gebiet der Naturforschung übertragen wird, muß sie in Gegensatz treten zu der Analysis des Verstandes, welche daselbst allein zum Ziele führen kann. Goethe fühlte den Pulsschlag der Natur in seinem Innern, und so suchte er dieses Leben auch in der Natur, die er als einen lebendigen Organismus erkennen und beschreiben wollte, ohne vorher „den Geist herauszutreiben", um dann „die Theile in der Hand zu haben". Deshalb hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen die naturwissenschaftlichen Experimente, welche aus dem Zusammenhange der Erscheinungen einen Theil zur Untersuchung durch Instrumente herauslösten. Er hielt dieselben für „gefährlich", weil sie nicht die Natur selbst, sondern nur einen isolirten Theil der Erkenntniß lieferten. Sie zerstörten ihm seine Idee von der Natur als etwas Ganzem und erschienen ihm unzulänglich, weil sie die Erscheinung absonderten. Er liebte die einfachen Versuche ohne Apparate, die sich im Garten, mit einem Prisma in der Hand, anstellen ließen. Damit glaubte er der Natur näher zu sein. Jede Abstraction war ihm widerwärtig; deshalb wandte er sich mit solch leidenschaftlichem Eifer gegen die verhaßte mathematische und analysirende Methode Newtons und ließ sich verleiten, dem großen Physiker eine neue Farbentheorie entgegenzustellen.

Erinnern wir uns an die verschiedenen Bedingungen von Naturerkennen und Naturfühlen im Wesen des Menschen, so sehen wir, warum Goethes Farbenlehre wissenschaftlich nichts erklären konnte. Sie war im Grunde nichts anderes als die Umschreibung des sinnlichen Eindruckes selbst. Darum hat sie großen Werth für den Künstler, geringen für den Naturforscher. Erkenntniß konnte sie nicht liefern, weil Goethe die Einheit des ihn erfüllenden Lebens nicht aufgeben wollte und diese Einheit sich nur erhalten läßt im dichterischen Ausdruck, in der Gestalt des Kunstwerks. Indem Goethe die Natur zu beschreiben und zu erklären versuchte ohne sie zu zergliedern, erstrebte er etwas Unmögliches; als Ganzes läßt sich die Natur nur fühlen, nicht erkennen. Denn das Wesen der Erkenntniß ist die Auflösung in mathematische Formeln. Was Goethe unter Naturerkennen verstand, war

Google

gar nicht ein solches, sondern es war metaphysische Stimmung. Um Natur zu begreifen, muß man ihre Theile in der Hand haben, muß man den Geist daraus vertreiben. Die naturwissenschaftliche Welterklärung soll ja nicht Metaphysik, nicht eine Weltanschauung sein, welche Anspruch auf transcendente Gültigkeit macht. Goethe aber hielt sie dafür und wandte sich mit so viel Bitterkeit und Aerger gegen die theoretische Physik, die doch die Cirkel seines künstlerischen Schaffens gar nicht zu stören brauchte.

Das Problem, wieso Wissenschaft und Poesie entgegengesetzte Naturauffassung verlangen, hat sich uns gelöst durch die Untersuchung, wie beide im menschlichen Geiste entstehen. Damit aber hebt sich der Streit um die Alleinherrschaft, und die Versöhnung wird gewonnen durch Abgrenzung der Rechte. Natur wird vom Menschen erlebt und sie wird vom Menschen gedacht. In der Natur, die wir erleben, finden wir durch die Zergliederung des Verstandes das mechanische Gesetz. Sehen wir mit dem Auge des Forschers, so sehen wir die objective Ordnung in der Welt; sehen wir mit dem Auge des Künstlers, so fühlen wir die subjective Ordnung unseres freien Ich. Daß wir beide Fähigkeiten besitzen, ist kein Widerspruch, sondern die Bedingung unseres Daseins, ebenso wenig wie es ein Widerspruch ist, daß wir unsere eigenen Worte zugleich reden und hören können; im Reden sind wir frei, aber hören können wir nur das Gesprochene; so sind wir im Fühlen und Wollen frei, aber denken können wir nur das Naturgesetzliche, d. h. das unter den Verstandesgesetzen Stehende. Naturwissenschaft und poetische Naturauffassung sind beide unser Eigenthum, ihre Gesetze sind die Gesetze unseres eigenen Ich, und die Trennung erfolgt erst durch das Denken selbst. Ein Widerspruch ergiebt sich dagegen, wenn man ihre Grenzen nicht auseinander hält. Will man das innere Erlebniß dem Naturgesetz unterordnen, so überschreitet der Verstand seine Grenzen, indem er sich auf das ausdehnen will, was sich niemals denken läßt und daher der künstlerischen Gestaltung bewahrt bleiben muß. Dann kommen wir zu der thörichten Vorstellung des Materialismus, daß der Mechanismus die Grundform alles Seins sei, während besonnene Naturforschung weiß, daß er nur ein Erkenntnißmittel des Verstandes ist. Will man jedoch mit der dichterischen Phantasie auch das erfassen, was nur durch das Denken erklärt werden kann, so überschreitet das Gefühl seine Grenzen und bemüht sich fruchtlos in nichtigem Kampfe gegen das Recht der Wissenschaft.

Unsere Pflicht aber ist, darauf zu achten, daß beide Functionen unseres Bewußtseins ihre Gebiete bewahren. Dann gestaltet sich ein harmonisches Weltbild, in welchem Forschung und Dichtung gedeihen und unser Ich als den Träger des Weltgeschehens sich zugleich erkennt und in seiner Würde fühlt. Keinen der beiden Standpunkte können wir entbehren, keinen brauchen wir zu entbehren. In allen äußeren Beziehungen des Lebens, überall wo Natur und Mensch in gegenseitige Beziehung treten, da herrscht Wissenschaft, da gilt das nüchterne Gesetz des Verstandes, da unterwerfen wir die Natur

Google

in immer fortschreitendem Wissen unserer Erkenntniß. Hier gewährt uns die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens und die hell leuchtende Fackel der Wissenschaft sicheren Schutz vor allen jenen dunklen Mächten, welche Geist und Willen des Menschen zu fesseln streben, weil wir nicht alles zu erkennen vermögen. Doch es ist unser Recht, furchtlos zu forschen und zu ringen nach Erkenntniß. Wie weit wir aber auch mit dem Verstande dringen, immer bleibt eine unauflösliche Macht unseres eigenen Seins, in welcher die Ideen wurzeln, unter denen wir unser Leben betrachten. Dieses dem Denken Unzugängliche darstellen und aus dem subjectiven Erlebniß zu verallgemeinern, daß es Alle mitzuleben vermögen, dieses der Wissenschaft Unerreichliche leistet die Kunst. Das nicht zu Denkende, nur zu Erlebende, in der Kunst wird es sinnliches Ereigniß; das Unsagbare, in der Kunst wird es gegeben. Wo Wissenschaft zum Unsinn wird, weil sie begreifen will, was sich nur fühlen läßt, da strahlt die Kunst mit warmem Scheine in die Tiefen des schlagenden Menschenherzens. Das innerste, unbeschreibliche Erlebniß, im Marmor des Praxiteles steht es vor uns, auf der Leinwand Rafaels glüht es, in Beethovens Tönen wogt es einher. Wir schauen und hören, und ohne zu denken wissen wir, was der Künstler erlebte, was ihn durchstürmte und seine Seele mit Schmerz oder unendlicher Wonne füllte. Wir wandeln durch die Frühlingsnacht im stillen Mondenglanze; was uns durchdringt, wenn wir hier aufblicken zum Himmelsdome, das ist kein Gedanke, es ist eine Stimmung. Wollten wir sie mittheilen, wir müßten sie denkend zergliedern, und sie wäre nicht mehr, was sie ist; wollten wir selbst uns klarmachen, was uns erfüllt, wir würden dadurch zum Forscher, aber die Harmonie des Gefühls wäre zerstört. Es ist dem Vorstellen unfaßbar, dies stille Leben und Weben der Seele. Der D i c h t e r greift in die Saiten und spricht zum Monde:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

Wir hören — und unsere Seele wandelt mit ihm gelöst im stillen Nebelglanze, wir b e g r e i f e n nicht, aber wir e r l e b e n, wir genießen mit ihm die metaphysische Stimmung, das uralte Erbtheil des Menschenherzens, das heilige Geheimniß des Sternenhimmels —

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Google

Nyx.

Novelle
von
Agnes Gräfin Klinckowström.

— Berlin. —

Es giebt eine ganze Reihe sprichwörtlich gewordener Redensarten, welche sämmtlich die Nacht auf böswillige Weise verleumden. „Häßlich wie die Nacht," oder „die Nacht ist keines Menschen Freund" sind Aussprüche, die im Volksmunde traditionell geworden sind, und doch ist nichts falscher und undankbarer.

Das kleine Städtchen zum Beispiel, das sich zur Rechten des schilfbewachsenen Sees auf mäßiger Anhöhe erhob, hatte alle Ursache, ihr Kommen freudig zu begrüßen. Wenn der aufgehende Mond den zitternden Wasserspiegel mit flüssigem Silber übergoß, und der alterthümliche, sonderbare Kirchthurm sich scharf und dunkel vom nächtlichen Himmel abhob; wenn phantastische Nebelwolken die zackigen, unregelmäßigen Formen der Häusermasse mit weißlichem Schleier umgaben, durch den hindurch einzelne lichthelle Fenster wie feurige Augen nach dem See hinausglühten, dann hatte schon Mancher gewünscht, dieses nächtliche Bild mit Stift und Pinsel festhalten zu können, der am Tage dem schmutzigen Landstädtchen nicht den geringsten Reiz abzugewinnen vermochte.

Eng zusammengedrückt und übereinander geschachtelt umgaben die häßlichen Häuser den Marktplatz, in dessen Mitte ein baufälliges Rathhaus mit blinden Fensterscheiben schief und verdrießlich auf seine Umgebung niedersah. Die Honoratioren des Städtchens, Pfarrer, Doctor, Apotheker und Amtsrichter, pflegten an schönen Sommerabenden mit ihren Frauen und Pfeifen auf diesem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Platz vor den Hausthüren zu sitzen, und dem Spiel der Kinder zuzuschauen, die um die Kirche herum ihr Wesen trieben.

Der Apotheker freilich blieb auf seine Pfeife allein angewiesen, denn er war ein Junggeselle, und konnte daher auch von Rechtswegen unmöglich ein Interesse an der lärmenden Kinderschaar finden. Nichts desto weniger wandte auch er der Richtung, in welcher die Kirche lag, seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu. Es war nicht der Anblick des Gotteshauses, der ihn beschäftigte, obwohl dasselbe, aus der deutschen Ordenszeit stammend, Beachtung verdiente, noch weniger fesselte die nachbarliche Nachkommenschaft seine Blicke, es mußte also noch ein anderer Gegenstand dort sein, der ihn interessirte.

Die Doctorin und Amtsrichterin waren einig darin, daß dieser Gegenstand des Cantors Aniela sei, wogegen die Pfarrerin, welche eine erwachsene Tochter besaß, behauptete, sie kenne Herrn Windlers, des Apothekers, guten Geschmack zu genau, um zu glauben, er werde an einer Halbverrückten Gefallen finden.

Die Amtsrichterin bemerkte hierauf, daß die Cantorstochter weit über ihren Stand hinaus gebildet und unterrichtet sei, und jederzeit ihr Gouvernantenexamen hätte machen können, wenn sie nur gewollt hätte, und daß sie schön sei, werde Niemand leugnen können.

Dies war ein indirecter Hieb gegen die Pfarrerstochter, welche in geistiger und körperlicher Beziehung von der Natur nicht gerade bevorzugt und durch das Gouvernantenexamen gefallen war; und die Pfarrerin empfand die Kränkung in ihrem vollen Umfange.

Nun, über Geschmack läßt sich nicht streiten, soviel aber ist gewiß, daß die junge Menschenblume, welche unter dem niedrigen Dach des Cantorhauses emporwuchs, einer fremdländischen Pflanze ähnlicher war, als unseren biederen einheimischen Gewächsen. Wer sie zum ersten Mal sah, wandte sicherlich den Kopf nach ihr, doch sie ließ sich selten sehen, und trieb ihr einsames Wesen in dem kleinen Hause, das sich wie ein Schwalbennestchen an die Kirche anlehnte.

Es war ein scheues seltsames Geschöpf, das den Verkehr mit Altersgenossinnen mied und von diesen ebenfalls gemieden wurde. Schon als Kind hatte Niemand mit ihr spielen wollen, sie war gar zu absonderlich in sich gekehrt und träumte mit offenen Augen. Niemand hatte sie jemals herzlich lachen gehört. Viele zweifelten auch daran, daß sie wirklich des Cantors leibliches Kind sei, und in der That fiel es schwer, an eine Verwandtschaft zwischen Beiden zu glauben, wenn man das strenge finstere Gesicht des Mannes mit dem ausgesprochen nordischen Typus neben dem dunkelhaarigen Köpfchen des Mädchens sah.

Er war vor zwölf Jahren ohne Frau, mit dem Kinde allein, in das Städtchen gekommen, um sein Amt anzutreten, nur der verstorbene Pfarrer hatte ihn gekannt und ihm durch seinen Einfluß die einträgliche Stelle verschafft, und aus den spärlichen Mittheilungen des alten Herrn hatte man die

Google

Kenntniß geschöpft, daß der Cantor im Polnischen mit einer schönen schwarzhaarigen Person verheirathet gewesen sei. Ob dieselbe aber gestorben oder von ihm getrennt lebe, darüber erfuhr man nichts und scheute sich auch, den wortkargen Mann, der übrigens wegen seiner strengen Rechtlichkeit und Tüchtigkeit in hohem Ansehen stand, danach zu fragen.

Er verwaltete sein Amt mit der größesten Gewissenhaftigkeit, sein Wort hatte als das eines Ehrenmannes Geltung in der Gemeinde, der Pfarrer selbst hätte kaum größere Achtung genießen können, und doch setzte der Cantor den Beweisen dieser Achtung eine rauhe, zuweilen höhnische Abweisung entgegen, das hob ihn noch mehr in den Augen der Leute und brachte ihn in den Ruf der Bescheidenheit. Eines nur machte man ihm zum Vorwurf, nämlich die Abgeschlossenheit, in der er Aniela aufwachsen ließ, und der man die vielen Eigenthümlichkeiten des Mädchens zuschrieb.

Kam ihm Derartiges zu Ohren, so zuckte er die Achseln und sagte: „Sie hat genug zu thun und keine Zeit für müßiges Geschwätz. Ich lege ihr übrigens keinen Zwang auf, sie mag thun und lassen was sie will, aber es scheint, daß sie am liebsten allein für sich ist.“

Und er hatte Recht. Sie verrichtete ihre häuslichen Arbeiten mit mechanischer Pünktlichkeit, wenn aber der Abend kam, glitt sie allein durch den kleinen Garten nach dem See hinab, dahin, wo der Gemeindeanger an das Grundstück des Cantors anstieß und im Schilf verborgen das gebrechliche Floß lag, dessen sich die Leute zum Wasserschöpfen bedienten. Dies war Anielas Lieblingsplatz, auf diesem Floß konnte sie regungslos stundenlang sitzen. Das hohe Schilf verbarg sie vollständig, und die Arme um die Knie geschlungen, blickte sie mit weitgeöffneten träumenden Augen hinüber nach dem jenseitigen Ufer, wo ein großes Gebäude abgeschlossen für sich, mit hoher Mauer umgeben dastand, dessen zahlreiche, erleuchtete Fenster im Wasserspiegel reflectirten.

Es war, als würde jeden Abend da drüben eine Illumination veranstaltet, und es sah lustig genug aus. Dennoch drängte sich die Quintessenz menschlichen Elendes und menschlicher Abscheulichkeit in jenen Mauern zusammen, denn das große Gebäude war ein Zuchthaus, und hinter den starken Eisengittern der hellen Fenster arbeiteten Männer, deren Physiognomieen alle Abstufungen seelischer Zustände zeigten, von der stumpfen thierisch brutalen Gleichgültigkeit bis zur sanften Resignation einer feinfühlenden Natur, die vielleicht ein einziger unbedachter Augenblick aus den Reihen der achtbaren Gesellschaft in die Verbrecherwelt gestoßen.

Die Umgegend war daran gewöhnt, daß sich zu bestimmten Zeiten der eiserne Thorflügel öffnete, um einen Trupp gleichförmig in Braun gekleideter Männer herauszulassen, die unter sicherer Bedeckung zur Arbeit geführt wurden, Männer mit scheuem Blick und kurzgeschnittenem Haar.

Bei Feldarbeiten und Bauten wurden Sträflinge beschäftigt und die Geschickteren und Kenntnißreicheren unter ihnen fanden mannigfache Verwendung

Google

in den Bureaus und Werkstätten der Anstalt. Es erregte deshalb auch nur bei einzelnen streng denkenden Gemüthern Anstoß, als die Regierung bestimmte, daß bei dem Umbau des alten Gotteshauses im Städtchen das Zuchthaus einen Zuschuß an Arbeitskräften liefern solle.

Die Kirche stammte, wie schon erwähnt, aus der Zeit des deutschen Ordens und konnte manche Schönheiten aufweisen, die allerdings stark in Verfall gerathen waren. Im Lauf der Jahrhunderte hatte man je nach Bedürfniß und entsprechend dem herrschenden Geschmack niedergerissen und angebaut, so daß ein monströses Bauwerk daraus entstanden war, das weder einem bestimmten Stil noch einem bestimmten Jahrhundert angehörte.

Unserer modernen Zeitströmung jedoch, welche die beinah krankhafte Richtung hat, Alles nach alten Mustern herzustellen und aus dem Staub und Moder der Vergessenheit Dinge an das Tageslicht zu fördern und auf's Neue in Gebrauch zu nehmen, welche unsere Voreltern als unbrauchbar bei Seite stellten, ihr war es vorbehalten, die ursprünglichen Pläne des Kirchleins in irgend einem vergessenen Winkel aufzufinden, und sofort ging man mit Eifer daran, dasselbe in seiner alten Gestalt wieder herzustellen.

Ein Comité bildete sich privatim, welches sich die Aufgabe stellte, das Innere des alten Gotteshauses in der Weise wiederum auszuschmücken, wie es traditionellen Ueberlieferungen zu Folge unter dem Ordensregiment geschmückt gewesen, mit geschnörkelten bunten Schnitzereien und Malereien. Es stand fest, daß in jener Zeit allegorische Fresken die Wände bedeckt hatten, man sah noch an einzelnen Stellen zerbröckelte und verwitterte Ueberreste davon, andere Stellen waren weiß übertüncht. Nun handelte es sich darum, diese Fresken von einer geschickten Meisterhand, da wo unter dem vorsichtig entfernten Kalkbewurf die Umrisse noch sichtbar waren, auffrischen und an total verdorbenen Stellen neu in alter Manier ergänzen zu lassen. Doch hier gerieth das Comité in Verlegenheit, denn namhafte Künstler, an welche man sich wandte, forderten einen schwindelhaft hohen Preis für diese Arbeit, welche allerdings viele Monate in Anspruch nehmen mußte, einen Preis, der die zusammengebrachten Mittel weit überstieg, und einem Pfuscher und Anfänger wollte man das Werk auch wiederum nicht anvertrauen.

In diese Verlegenheit hinein, als das Comité eines Tages wieder in dem ersten Gasthof des Städtchens unschlüssig und berathend beisammen saß, warf der Director des Zuchthauses, welcher sich darunter befand, die Worte:

„Ich hätte wohl einen Künstler, der die Arbeit übernehmen könnte, ohne daß es große Kosten verursacht."

Und als Alle ihn erwartungsvoll ansahen, fuhr er fort: „Sie erinnern sich des Malers, der vor vier Jahren des hier an Ort und Stelle verübten Mordes überführt wurde? Der Mann ist hier unter meiner Obhut, und ich muß gestehen, daß ich herzliches Mitleid mit ihm habe, denn wenn er sich auch, Gott weiß aus welchen Motiven, zu einem Verbrechen hinreißen ließ, so ist er doch kein schlechter Mensch und verbindet ein weiches

Google

liebenswürdiges Gemüth mit seltener Bildung. Er leidet still aber schwer, seitdem ihm das Recht seine Kunst auszuüben genommen wurde, geben Sie ihm einen Pinsel in die Hand und Sie werden ihm eine Wohlthat erweisen und mit seinen Leistungen zufrieden sein."

„Was ist es denn mit dem Mann?" fragte eines der Comitémitglieder, das erst seit Kurzem in der Provinz ansässig war.

„Ach das ist eine Geschichte, die ihrer Zeit Aufsehen genug machte. Unten am See auf dem Gemeindeanger fand man vor vier Jahren eines Abends die Leiche eines Mannes, der, wie nachher thatsächlich festgestellt, erwürgt worden war. Ein anderer Mann stand neben ihm, mit verstörtem aschfarbenen Gesicht, halb zur Flucht gewandt, als Leute hinzukamen, welche sofort aus der Situation ihre Schußfolgerungen zogen und sich des Fliehenden bemächtigten."

„Nun, daraus folgt aber doch noch nicht, daß er der Mörder war. Er konnte ja zufällig dazu gekommen sein."

„Gewiß, das allein wäre kein Beweis gewesen, aber die Untersuchung lieferte eine solche Kette von zwingenden Beweisgründen, daß die Geschworenen nicht anders konnten, als das ‚Schuldig' über ihn auszusprechen. Er hatte sich in seiner Eigenschaft als Maler längere Zeit in der Umgegend aufgehalten, man munkelte auch, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Tochter eines unserer angesehensten Besitzer die Ursache seiner Anwesenheit sei. Den Tag ehe das Unglück geschah quartierte er sich hier in diesem Gasthof ein, und zwar, wie aus einem unter seinen Sachen gefundenen Brief hervorging in Folge einer Aufforderung des nachher Ermordeten, hier mit ihm zusammen zu treffen, um gewisse Angelegenheiten zu ordnen. Die Untersuchung brachte ferner zu Tage, daß Jener bedeutende Schuldforderungen an den Maler hatte, denen dieser nicht gerecht zu werden vermochte, und der Ton des gefundenen Briefes war so drohend und barsch, daß man daraus ersah, der Schreiber hatte die Geduld verloren und sei entschlossen, mit ganzer Strenge gegen den Schuldner vorzugehen.

„Die Leute im Gasthof schilderten den Todten als einen kleinen feinen Mann mit hartem höhnischen Gesichtsausdruck. Derselbe kam an, während der Maler gerade einen Ausflug unternommen hatte, und erklärte, nachdem er einen Imbiß genommen, er wolle einen Spaziergang nach dem See hinab machen, wenn der Maler inzwischen zurückkehren sollte, so möge er ihm folgen. Zwanzig Minuten später kehrte Jener heim und kam der erhaltenen Aufforderung sofort nach, jedoch mit einem so finsteren Gesichtsausdruck, daß der Hausknecht, der ihm nachblickte, meinte: ‚Das giebt nichts Gutes ab zwischen den Beiden.'

„Ein zweiter Umstand, der schwer in's Gewicht fiel, war die Kenntniß, daß der Ermordete, der sehr reich war, sich um eben dieselbe junge Dame bewarb, welcher der Maler seine Neigung zugewandt hatte, und von dem

Google

Vater derselben sehr gern gesehen wurde, während er Jenem notorisch die Thür gewiesen hatte.

„Als der Mord entdeckt wurde, constatirte der sofort zur Stelle gerufene Arzt, daß der Tod vor zehn Minuten eingetreten sein müsse. Er sah nach der Uhr. Es war fünf Minuten vor Sieben; der Hausknecht des Gasthofes hatte zufällig ebenfalls nach der Uhr gesehen, als der Maler nach dem See hinabging, um den Fremden zu treffen, es war damals fünf Minuten nach halb Sieben gewesen. Ein Junge hatte den Fremden, als die Kirchenuhr ein Viertel schlug, allein am Rande des Sees zwischen dem Schilf stehn und nach dem Zuchthaus hinüberblicken sehn."

„Gestand der Maler das Verbrechen ein?"

„Nein. Er blieb dabei, daß er den Mann habe todt daliegend gefunden, als er zum See hinabgekommen. Befragt, wo er denn die Zeit zwischen seinem Fortgehen vom Gasthof und dem Auffinden der Leiche zugebracht, da der Weg nach dem See hinab nur fünf Minuten in Anspruch nahm, wurde er einen Augenblick verlegen, und erklärte dann, er habe längere Zeit hinter einem Baum an der Landstraße gestanden und die vorüberfahrenden Wagen betrachtet. Der Gerichtshof ging über diese Aussage als unglaubwürdig hinweg, der Maler konnte sein Alibi nicht beibringen, denn es hatte ihn Niemand an der Landstraße gesehen, und so wurde er verurtheilt und zwar unter Annahme mildernder Umstände zu nur zwölfjähriger Zuchthausstrafe."

„Halten Sie selbst nun den Mann für schuldig?"

„Ja und nein. Vom rein psychologischen Standpunkt aus halte ich ihn für unfähig, ein solches Verbrechen zu begehn. Wenn ich jedoch durch die Brille meiner Erfahrungen als Anstaltsdirector sehe, so stellen sich mir die Dinge in ganz anderem Lichte dar, denn ich habe gelernt, Charakter und Temperament als ganz nebensächliche Factoren zu betrachten, mit denen man nicht rechnen darf, und positive Facten allein gelten zu lassen, und da muß ich leider sagen, daß ich ihn für schuldig halten muß. Indeß sei es fern von mir, den Stein auf ihn werfen zu wollen. Wer weiß, ob der Keim zum Verbrechen nicht auch in unserer eigenen Brust schlummert. Der Aufenthalt in seiner Zelle und die leichte Arbeit im Bureau sind ja gerade keine allzuharte Strafe, aber die Schande ist es, die ihn zu Boden drückt, das Bewußtsein, für alle Zeit gebrandmarkt zu sein."

Man zog den Vorschlag des Directors in Betracht und erwog das Für und Wider. Einige Stimmen erhoben sich dagegen, aber die Mehrzahl erklärte sich einverstanden damit. Die Geldfrage gab, wie bei allen Dingen in der Welt, so auch hier den Ausschlag.

So kam es, daß an einem hellen Sommermorgen ein schlanker blasser Mann in brauner Sträflingskleidung, die schirmlose runde Mütze auf dem kurz geschorenen Haar, in Begleitung eines Aufsehers das kleine Gotteshaus betrat.

Google

Er betrachtete und prüfte genau mit den Augen eines Kunstverständigen die rohen Ueberreste von Malerei an den Wänden, indem er zugleich in kurzer sachgemäßer Weise anordnete, wie die Gerüste herzustellen seien, welcher er bedurfte. Der Ausdruck heller Befriedigung, der dabei in seinen tiefliegenden Augen aufleuchtete, mochte ein seltener Gast in diesem Gesicht sein, welches die Spuren seelischen Leidens trug, und als man ihm seine Malutensilien einhändigte, tastete er mit sanft liebkosender Hand darüber hin, als wolle er sie nach der langen Trennung zärtlich begrüßen.

Von da an war er täglich hier zu finden. Still versunken in seine Arbeit, fast wie in eine andere Welt entrückt, achtete er auf nichts anderes, und unter seiner Hand entstanden die alten Gebilde einer kindlich naiven Phantasie auf's Neue in weichen reichen Farben und durchgeistigter Auffassung. Hier auf seinem Gerüst konnte er wähnen, allein und frei zu sein, hier wurde er nicht in jedem Augenblick durch die Umgebung an seine Schande gemahnt. Der ihn stets begleitende Aufseher saß unten im Kirchenschiff auf einer Bank und kümmerte sich nicht um ihn, sofern er ihn nur im Auge hatte, und die Thüren waren verschlossen, der Eintritt jedem Unberufenen verwehrt.

Einen Ausgang hatte man indessen außer Acht gelassen, die kleine Thür, die am Ende des Orgelchors auf eine staubige enge Treppe mündete, deren ausgetretene Steinstufen zur Cantorwohnung hinabführten.

Durch diese Thür schlüpfte bisweilen eine schlanke Mädchengestalt still und geräuschlos in die Kirche, kauerte sich auf eine Bank, da wo das Orgelchor mit dem Gerüst des Malers zusammenstieß, und schaute seiner Arbeit zu. Die Sonnenstrahlen brachen sich in den blinden in Blei gefaßten Fensterscheiben und umgaben sie mit einem buntfarbigen Glorienschein, aber es schien, als ob die Lichtwellen von ihr abglitten, als ob Sonnenschein und Wärme machtlos über sie wären. Ihr reiches tiefschwarzes Haar, das in weichen Löckchen und Wellen die niedrige Stirn umgab, war so vollständig glanzlos, das streng geschnittene feine Gesicht so farblos, daß es der Sonne nicht zu verdenken war, wenn sie es als verlorene Liebesmüh betrachtete, Licht und Farbe hieran zu verschwenden. Das Eigenthümlichste in diesem Gesicht waren die Augen; groß und vom hellsten durchsichtigsten Blau, schienen sie stets über das Gegenwärtige hinweg, träumend mit einer gewissen leblosen Starrheit in's Weite zu blicken.

Anfänglich hatte der Maler die stille Zuschauerin nicht beachtet. Allmählich aber ward es ihm zur Gewohnheit, ihr blasses Gesicht über der Brüstung des Chors auftauchen und seiner Arbeit folgen zu sehen.

Ein jedes menschliche Wesen, ganz besonders aber ein Künstler bedarf der Sympathie und Anerkennung, und in seiner vollständigen Verlassenheit that ihm die stumme Theilnahme dieses einen Wesens wohl.

„Versteht Ihr ein wenig von Malerei?" fragte er eines Tages und wandte sich plötzlich nach dem Orgelchor.

Nach der lautlosen Stille, welche bisher geherrscht, klang der freundliche

Google

Ton seiner Stimme fast erschreckend laut durch den weiten Raum, und das Mädchen fuhr heftig zusammen.

„Spracht Ihr mit mir?“

„Ja, und ich fragte Euch, ob Ihr ein wenig von Malerei versteht? Fast muß ich es glauben, da Ihr meiner Arbeit soviel Aufmerksamkeit schenkt. Wer seid Ihr denn?“

„Ich bin nur Aniela, des Cantors Tochter.“

„Ah, die schöne Aniela?“ In dem Ton des Malers lag Ueberraschung und er umfaßte zum ersten Mal mit einem Blick des Interesses die Gestalt auf dem Chor. „Ich hörte von Euch sprechen, früher — Ihr wißt, früher, als ich noch ein freier Mann war, aber ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben.“

„Ich habe Euch gesehen.“

„Ah wirklich?“ Ein bitterer Ausdruck überflog seine Züge. „Ja, es hat mich wohl ein Jeder gesehen, als ich auf der Anklagebank saß. Man erlangt eine traurige Berühmtheit, wenn man zum Zuchthaus verurtheilt wird. Doch schweigen wir davon. Seid Ihr mit meinen Leistungen zufrieden, Aniela?“

Sie hätte ihm erwidern können, daß sie in den Stunden, welche sie regungslos, nur wenige Schritte von ihm entfernt hier zugebracht, fast gar nichts von den Fortschritten seiner Arbeit gesehen, daß ihre Blicke unverwandt an dem blonden Kopf mit den schwermüthigen Augen gehangen hatten, aber sie schwieg und versetzte erst nach einer Pause ausweichend:

„Was kann Euch an dem Urtheil eines in der Malerei ganz unbewanderten Mädchens liegen?“

„Viel, sehr viel. Der unbefangene Blick eines Laien entdeckt oft Mängel, die der selbstschaffende Künstler übersieht. Ich werde irre an mir, weil mir der Austausch der Ideen und Ansichten fehlt, der die Schaffenslust anregt und der Phantasie einen wohlthätigen Zügel anlegt. Ich bin der Ansicht, daß nur der lebensvolle Gestalten schafft, der in das volle Leben hineingreifen kann.“

Er schwieg und arbeitete eine Weile fleißig weiter, aber das Bedürfniß der Mittheilung, einmal erweckt, ließ sich nicht so rasch wieder zum Schweigen bringen. Er war zu lange in strenger Zucht gehalten worden, um sich nicht bei dem ersten Anlaß rückhaltlos gehen zu lassen.

„Ich habe dort für jenes Feld neben der Kanzel einen Entwurf im Kopf,“ begann er nach einer Pause auf's Neue. „Von den alten Fresken ist hier jede Spur verschwunden, und da habe ich gedacht, daß der siegreiche Kampf des Lichtes, also des Christenthums, mit der Nacht des Heidenthums ein Vorwurf wäre, der sich wohl für den Zweck eignen würde. Nur die Gestalten sind mir noch nicht gegenwärtig, meine Phantasie läßt mich hier im Stich. Wir Künstler bedürfen der Inspiration und in mir ist Alles zu hoffnungslos und trostlos, um den Begriff des Lichtes personificiren zu

Google

können. Was nun die Figur der Nyx betrifft, der altgriechischen Personification der Nacht, so macht mir dieselbe fast noch mehr zu schaffen. Allerdings giebt es Vorbilder, wie die Alten sie sich dachten, doch reicht keines derselben an die Vorstellung heran, welche ich mir von ihr mache. Die Nyx muß schön sein wie das Leben und doch des Lebens baar."

„Sie muß den Schlaf und den Tod im Arm halten."

„Ja doch. Ihr seid bewandert in der Mythologie, wie ich sehe, das überrascht mich."

„Ich habe viel Zeit zum lesen und manches studirt, was in den Schulen nicht gelehrt wird. Auch habe ich stets eine Vorliebe für die Nacht gehabt. Der helle Tag bedrückt mich."

Der Maler wandte sich und betrachtete sie aufmerksam. Sein Interesse als Künstler und als Mensch war geweckt, und mit Kennerblicken prüfte er die schönen Linien ihrer Gestalt. Der eigenthümlich leblose Ausdruck ihres streng geschnittenen regelmäßigen Gesichtes mit den durchsichtig hellen Augensternen, über welchen dunkle Brauen in beinah gerader Linie sich an der Nasenwurzel berührten, und vor Allem der Reichthum tiefschwarzen glanzlosen Haars fesselte ihn. Er versank plötzlich in tiefe Gedanken und starrte die Erscheinung des Mädchens mit Hintenansetzung aller guten Sitte unverwandt an, als käme ihm eine plötzliche Eingebung, welche er ganz und voll in sich ausklingen lassen müsse.

Der Aufseher unten im Kirchenschiff hatte bei Beginn des Gesprächs aufgeblickt und überlegt, ob es seine Pflicht sei einzuschreiten, sich dann aber dabei beruhigt, daß es ja nur des Cantors Aniela sei, und er dem Gefangenen schon ein paar Worte mit dem Mädchen gestatten könne. Jetzt schlug die Thurmuhr in lauten Schlägen die sechste Abendstunde, und froh, von seinem langweiligen Posten erlöst zu sein, erhob er sich und rief dem Maler zu, daß es Zeit sei für heute ein Ende zu machen.

Dieser folgte der Aufforderung mit einem Seufzer: „Gute Nacht, Aniela!" nickte er hinüber. „Werde ich Euch morgen wiedersehen?"

Sie sah ihm nach, bis der letzte Schimmer der braunen Sträflingskleidung ihren Blicken entschwand und die Thür schallend hinter ihm in's Schloß fiel, dann erst glitt sie die kleine Treppe hinab, schloß die Pforte sorgfältig und hing den Schlüssel an seinen gewohnten Platz.

Sie wurden gute Freunde, der Maler und Aniela. Es verging kaum ein Tag, ohne daß das Mädchen auf dem Orgelchor erschienen wäre. Bisweilen arbeitete er stumm ohne ein Wort zu sprechen, und anscheinend ohne von ihr Notiz zu nehmen, aber das Bewußtsein, daß ein menschliches Wesen in seiner Nähe sei, das Theilnahme für ihn empfand, spornte ihn an. Er begann in Kreide den Entwurf zu dem Sieg des Lichtes über die Nacht in großen Dimensionen und genialen Strichen. Es war offenbar eine Inspiration über ihn gekommen, und während die Gestalten immer

Google

deutlichere Formen annahmen, schwebte ein leichtes Lächeln der Befriedigung um seine Lippen.

„Erzählt mir etwas," bat er eines Tages während der Arbeit. „Etwas aus Eurem Leben. Einerlei was, wenn's nur die quälenden Gedanken verscheucht."

„Was soll ich erzählen?" gab sie zurück. „Mein Leben verfließt in so einförmiger Weise, daß ich kaum weiß, wo ich anknüpfen soll, und meine Erinnerungen verschwimmen unklar in einander. Ich versuche zuweilen Klarheit hineinzubringen, aber es ist wie ein Druck, der hier liegt." Sie legte die Hand an die Stirn. „Je schärfer ich nachzudenken versuche, je dumpfer und verwirrender wird der Druck, so daß ich den Versuch schließlich aufgebe. Die Leute sagen, ich sei tiefsinnig und anders als alle andern Menschen, aber wenn sie wüßten! Wenn sie nur wüßten —"

„Was denn?"

„Ah bah! Nichts von Belang. Aber das Schicksal ist sehr hart und ungerecht. Dem Einen giebt es Glück und Frohsinn mit auf den Lebensweg. Andere erhalten wie zum Hohn ein entsetzliches Geschenk, das sie gern um Alles in der Welt los sein möchten. Ich möchte wohl wissen, warum man verpflichtet sein soll, seinen Eltern für die Existenz dankbar zu sein? Vermuthlich würde der größere Theil der Menschen, wenn sie vorher gefragt werden könnten, ob sie ein Erdenleben durchmachen wollten, auf dieses zweifelhafte Glück verzichten."

Der Maler ließ den Kreidestift sinken und blickte erstaunt zu dem jungen Mädchen hinüber, von dessen Lippen die bittern Worte sonderbar klangen.

„Wie alt seid Ihr eigentlich, Aniela?"

„Zwanzig Jahre."

„Zu jung noch, um von Rechtswegen so weltfeindliche Ansichten zu hegen. In Eurem Alter ist man noch hoffnungsvoll und zuversichtlich. Was sollen diejenigen thun, denen jede Hoffnung abgeschnitten ist?"

„Und woher wißt Ihr denn, daß dies bei mir nicht der Fall ist?"

„Junge Mädchen geben sich leicht dieser Einbildung hin. Vielleicht habt Ihr eine unglückliche Liebe."

Sie lachte kurz auf, es hallte schrill und unheimlich durch die Kirche. „Höchst wahrscheinlich! Das ist die gewöhnliche Ansicht der meisten Menschen, die es sich nicht denken können, daß ein Mädchen unter einer andern Heimsuchung leiden könne, als unglücklicher Liebe. Fragt nur hier in der Stadt herum. Ihr werdet überall der gleichen Meinung begegnen."

„Unglücklicherweise ist mir die Möglichkeit dazu abgeschnitten," versetzte er mit herbem Spott. „Lebt Ihr schon lange hier?"

„Zwölf Jahre."

Der Maler stellte in seinem Innern Betrachtungen darüber an, wie es möglich sei, daß ein Wesen, welches so lange Zeit hindurch in den kleinlichen

Google

einseitigen Verhältnissen eines kleinen deutschen Landstädtchens gelebt, sich so eigenartig entwickeln und so ganz Murillo bleiben konnte.

„Und vorher wart Ihr wo?"

„Drüben im Polnischen. Meine Mutter war eine Polin, die Tochter eines herabgekommenen Edelmanns, und der Vater blieb ihr zu Liebe in ihrer Heimat. Sie war sehr schön."

„Sie ist todt?"

„Ich weiß es nicht. Es kann sein. Der Vater spricht nie mit mir über die Mutter, und meine Erinnerungen aus der Zeit als sie noch bei uns war sind zu verworren und dunkel, um einen Anhalt zu geben. Ich weiß, daß sie eine heitere lebenslustige Frau war, und daß mehr Gäste bei uns aus- und eingingen, als dem Vater lieb war.

„Ein Mann kam in jener Zeit fast täglich. Ich entsinne mich seiner nicht mehr genau. Ich glaube, daß es ein kleiner feiner Mensch war, mit hartem höhnischem Gesicht, aber es ist auch möglich, daß sich sein Aussehn allmählich in meinen Träumen so gestaltet hat. Es hieß, er habe Geschäfte mit meinem Vater, aber er warf meiner schönen Mutter immer ganz sonderbare Blicke zu. Sie war sehr höflich und zuvorkommend zu ihm und zog sich immer ganz besonders hübsch an, wenn er erwartet wurde. Lieber Gott! Ich glaube nicht, daß die paar armseligen Fähnchen, welche sie besaß, Eindruck auf einen Mann gemacht haben, der wie er in den glänzendsten Verhältnissen lebte, aber sie war eben schön, was sie auch anhaben mochte.

„Und dann kam ein Tag, an welchen mein Vater mit gerungenen Händen und starrem verzweifelten Gesicht dasaß. Meine Mutter war in der Frühe ausgegangen und kam nicht mehr heim. Wir warteten den ganzen Tag und die Nacht und wieder den folgenden Tag. Die Zeit verging, aber sie war verschwunden. Auch die Besuche jenes Mannes bei uns hatten ein plötzliches Ende erreicht.

„Von da an war der Vater wie verwandelt, wortkarg und hart. Er war oft wochenlang abwesend und wenn er heim kam, finster und niedergeschlagen. Ich wagte nicht mit ihm zu sprechen, und es schien, als habe er gegen mich eine tiefe Abneigung gefaßt. Er vermied es, mich anzusehen, denn ich sah meiner Mutter ähnlich, ohne ihre Schönheit zu besitzen, und mein Anblick mochte ihm schmerzliche Erinnerungen erregen. Als wir nach einem halben Jahr hierher zogen, überließ er die Sorge für mich ganz unserer alten halbtauben Magd, und ich sah ihn nur während der Unterrichtsstunden und bei den Mahlzeiten."

„Armes Kind! Es ist hart, ohne Mutter aufzuwachsen."

„Vielleicht habe ich es nicht ganz so hart empfunden. Ich glaube nicht, daß meine Mutter sich jemals viel um mich gekümmert hat. Ich erinnere mich nicht, daß sie zärtlich zu mir war. Nach der Richtung hin also bin ich, wie Ihr seht, nicht verwöhnt worden."

Google

„Ihr habt eine traurige Kindheit gehabt. Ich bedaure Euch, denn nichts gewährt uns im spätern Leben einen so ungetrübten Genuß als die Erinnerung an sonnige glückliche Kindertage, an jene sorglose, vor allem Unheil behütete Existenz, deren goldene Zukunftsträume alle dem einen weit entfernten Zeitpunkt gelten: ‚Wenn ich groß bin.‘ — Ah — was sagte ich? Sprach ich nicht eben von ungetrübtem Genuß? Ich sprach die Unwahrheit. Nichts gleicht der bittern Verzweiflung, mit der man sich nach dem unwiderbringlich verlorenen Paradies zurücksehnt. Fast könnte ich Euch darum beneiden, daß Ihr ohne jene qualvoll süßen Erinnerungen seid.“

„Habt Ihr noch eine Mutter?“

Es ging ein schmerzlicher Ausdruck über sein Gesicht.

„Ja, sie lebt, um die Schande ihres einzigen Sohnes zu sehn. Ihre Haare werden in Kummer und Sorgen grau. Ich, der sie so über Alles liebte, bin die Ursache, daß sie sich schämen muß, unsern Namen zu tragen, und doch, Gott ist mein Zeuge, ich bin unschuldig. Nicht wahr, Aniela? Ihr wenigstens glaubt es mir, daß ich die That nicht beging?“

Das Mädchen wandte sich wie zufällig ab und nestelte an ihrem Haar, er konnte ihr Gesicht nicht sehen.

„Aniela!“ wiederholte er ungeduldiger, „sagt mir die Wahrheit, könnt Ihr mich für schuldig halten?“

„Nein,“ sagte sie tonlos, als spräche sie nur mit Anstrengung. „Ich weiß es, Ihr seid unschuldig.“

„Ihr wißt es? Was soll das heißen? Soll ich daraus entnehmen, daß Ihr, wenn Ihr gewollt, hättet Licht in die dunkle Angelegenheit bringen können, und es nicht gethan habt? Ahnt oder wißt Ihr etwa, wer die That beging?“

Sie wandte ihm jetzt wieder ihr Gesicht zu, es war farblos und undurchdringlich wie gewöhnlich.

„Wie Ihr heftig seid und Eure Schlußfolgerungen zieht. Ich sprach nur meine Ueberzeugung aus. Wie sollte ich dazu kommen, etwas von dieser unseligen That zu wissen?“

„Der Schauplatz derselben stieß an Euern Garten.“

„Ei, wollt Ihr nicht vielleicht gleich mich oder meinen Vater anklagen?“

„Seid vernünftig, Aniela. Könnt Ihr es mir in meiner Lage verargen, wenn ich nach jedem Strohhalm greife, in der Hoffnung, Aufklärung zu erlangen? Ich liege zuweilen die halben Nächte hindurch wach und grüble darüber nach, wer ein Interesse daran gehabt haben kann, den Mann, der allerdings mein größester Gegner war, zu beseitigen. Ich haßte ihn, Gott weiß es, daß ich Ursache dazu hatte, aber ich hätte nie die Hand gegen ihn erhoben, und als ich ihn mit dem starren entsetzlichen Todtenantlitz daliegen sah, waren die einzigen Gefühle, die sich in mir regten, Schreck und Mitleid.

„Er hatte meine unerfahrene Jugend dazu benutzt, mich an sich zu locken. Ich war lebenslustig, leichtsinnig, er bot mir Geld an, drängte es mir beinah

Google

auf, in der Aussicht, daß mir eine Erbschaft bevorstand, die ihm Sicherheit gab, und ich nahm es, unbekümmert um die hohen Wucherprocente. Das Geld hatte von jeher die Neigung, rasch durch meine Finger zu rollen, und während er die Frist der Rückzahlung immer verlängerte ohne mich je zu mahnen, wuchs meine Schuld mit Zins auf Zins zu ungeheurer Größe an.

„Da zerfiel meine Aussicht auf jene Erbschaft in Nichts durch eine späte Heirath des präsumtiven Erblassers, und sofort begann mein jetzt unerbittlicher Gläubiger andere Saiten aufzuziehen. Er verlangte sofortige Leistung der Zahlung, für mich ein Ding der Unmöglichkeit. Ich bat ihn, sich zu gedulden; ich fing an, mir einen Namen zu schaffen, meine Bilder wurden gesucht und gut bezahlt, ich konnte ihm mit Sicherheit versprechen, meine Schuld allmälich abzuzahlen. Er wollte nichts davon wissen, und schrieb mir, er werde sich an meine Mutter halten und sie zur Zahlung für ihren Sohn zu zwingen wissen.

„Er hätte keine härtere Drohung gegen mich aussprechen können, ich hätte lieber die größeste Strafe erduldet, als daß ich zugegeben hätte, daß meine liebe alte Mutter ihre Ersparnisse, ihr ärmliches kleines Capital für mich an einen Wucherer dahingab. Ich hoffte ihn umzustimmen, ich wollte mich so weit demüthigen, ihn zu bitten, mir eine letzte Frist zu gewähren, und dieser Beweggrund veranlaßte mich, in eine Zusammenkunft hier im Städtchen zu willigen, welche er schriftlich von mir verlangte, um ein für alle Mal in's Reine zu kommen. Ich hielt mich hier in der Umgegend auf, er berührte das Städtchen auf der Durchreise, und so erschien dasselbe als der geeignetste Ort."

Er stockte und fuhr dann nach einer Weile mit leiser Stimme fort: „Ich hatte noch einen anderen Grund, ihn zu hassen. Ich liebte ein Mädchen, die Tochter eines Gutsbesitzers in der hiesigen Gegend, und ich weiß, auch sie liebte mich damals. Ihr Vater wies mich ab, verbot mir, sein Haus zu betreten. Ich war ja nur ein armer Anfänger ohne Vermögen, er hatte andere Pläne mit seiner Tochter. Sie theilte es mir bei einer heimlichen Zusammenkunft unter Thränen mit, daß ein reicher Bankier sich um sie bewerbe, und daß ihr Vater diese Partie dringend wünsche. Eine schlimme Ahnung durchzuckte mich, ich verlangte den Namen zu wissen, sie nannte ihn, und meine Befürchtungen bestätigten sich, — es war der Name meines unerbittlichen Gläubigers. Ich bat, ich beschwor sie, fest zu bleiben, nicht irre zu werden, mir ihr Wort zu halten, und sie versprach es mir.

An dem Abend als die unselige That geschah, wußte ich, daß sie auf einer Spazierfahrt die Stadt passiren werde. Ich hatte im Freien gearbeitet, und als ich in den Gasthof heimkehrte, wurde mir die Mittheilung gemacht, daß mein Gegner angekommen, aber des langen Wartens müde, spazieren und nach dem See hinabgegangen sei, und mich auffordern ließ, ihm sofort dorthin zu folgen.

Der Instinct der Liebenden trieb mich jedoch, eine Abweichung von

Google

wenigen Schritten nach der Landstraße hin zu machen, um womöglich einen Schimmer von der Geliebten, wenn auch nur im Vorüberfahren, zu erhaschen. Sie kam in der That in Begleitung ihrer Mutter vorbei. Ich stand hinter einem Baum verborgen, sie sah mich nicht, und ich wagte nicht mich zu zeigen, aus Furcht, sie zu compromittiren, aber ich ließ meine Blicke auf den geliebten Zügen ruhn, als hätte ich eine Ahnung, daß ich diesen Anblick zum letzten Mal gehabt haben würde. Dann ging ich nach dem See hinab. Ich hatte die besten Vorsätze, ruhig zu bleiben, denn der Mann war schließlich in seinem Recht, ich war nun einmal sein Schuldner, und wer von uns auf dem Felde der Liebe Sieger bleiben würde, blieb noch dahingestellt.

Da — wie ich den schmalen Pfad zum Wasser hinabschritt, hatte ich einen entsetzlichen Anblick. Wenige Schritte vor mir, zwischen dem Schilf lag der Mann, den zu sprechen ich hierher gekommen war, todt auf dem Rücken, die Augen aus den Höhlen gequollen mit einem furchtbaren Ausdruck groß zum Himmel aufgeschlagen, die Kleidung zerrauft und das Schilf rings umher wie nach erbittertem Kampf niedergedrückt.

„Ah, ich sehe, Ihr mögt dergleichen nicht hören," unterbrach er sich plötzlich, als Aniela das Gesicht wie im Entsetzen mit den Händen bedeckte. „Wie komme ich auch dazu, Euch die alte verjährte Geschichte auf's Neue zu erzählen, die Ihr ja, wie Jeder hier am Ort, genügend aus den Verhandlungen kennt? Aber seht einmal, ich denke so oft, wenn ich zehn Minuten früher zum See hinabgegangen wäre, so hätte ich vielleicht ein Verbrechen verhüten können und wäre jetzt ein freier Mann. Nun, ich habe vier volle lange Jahre hindurch Zeit gehabt, dieses Versäumniß zu beklagen. Könnt Ihr Euch eine Vorstellung machen, was das heißt, vier Jahre lang der Freiheit beraubt und von Allem abgeschnitten zu sein, was dem Leben Werth und Reiz verleiht?"

„Und sie, das Mädchen, das Ihr liebtet, und das Euch, wie Ihr sagtet, liebte, sie ist Euch treu gelieben, nicht wahr? Sie hat Euch nicht im Unglück verlassen?"

Die vielleicht absichtslos gethane Frage schien ihn in's Herz zu treffen.

„Wollt Ihr mich höhnen?" fragte er bitter. „Ihr wißt vermuthlich, daß sie nie wieder mit einer Silbe nach mir gefragt hat. Von dem ersten Augenblick meiner Haft an war ich todt für sie. Das war dasjenige, was am schwersten für mich zu ertragen war, was mir den Rest von letztem Lebensmuth nahm."

„Das ist so die Art der vornehmen Damen. Die verstehen es nicht, ihr Herz ganz und voll dahin zu geben, und das wässerige schwächliche Gefühl, das sie Liebe nennen, und das sich nie über den untersten Wärmegrad erhebt, gefriert, sobald etwas geschieht, das den Mann ihrer Liebe in den Augen der Welt herabsetzt."

„Ihr sprecht, als ob Ihr Erfahrung in der Liebe besäßet. Verzeiht die müssige Frage: Habt Ihr denn schon einmal geliebt, Aniela? So weit

Google

ich Euch kennen gelernt habe, glaube ich, daß Ihr an dem Manne Eurer Wahl unter allen Umständen festhalten würdet."

Sie neigte sich leicht über die Brüstung zu ihm, und ihre hellen Augen senkten sich in die seinen.

„Ich würde lieber die ewige Seligkeit verwirken als von ihm lassen."

Der Maler konnte sich eines leichten Unbehagens nicht erwehren. Er hatte die Frage halb lächelnd, leichthin gethan; die Antwort mißfiel ihm.

„Sagt mir nur Eines," bat er nach kurzer Pause. „Was ist aus Bianka Hertenfelt geworden? Ist sie verheirathet? ist sie glücklich? Ihr müßt das ja wissen. In einer so kleinen Stadt wie die hiesige weiß man Alles, was in der Umgegend passirt, und die Hertenfelts sind Leute, die in hohem Ansehen standen, deren Name hier vielfach genannt wurde. Mein Herz kann doch noch nicht von der alten, thörichten Liebe lassen. Bianka hat mich vermuthlich längst vergessen und schämt sich, daß ihre Neigung jemals eine so plebejische Richtung zu einem Manne genommen hat, der jetzt die Sträflingskleidung trägt, ich aber möchte so gern von ihr hören, ich würde mich freuen, wenn sie glücklich wäre, wenn es auch hart ist, allein und vergessen weiter zu vegetiren."

„Ich weiß nichts von der Familie," versetzte Aniela kurz und hart. „Ihr wißt ja, daß ich still für mich lebe und mich um die Außenwelt nicht kümmere. Ich habe nie nach der Familie Hertenfelt gefragt."

Der Maler seufzte. Seine Anwandlung von Redseligkeit war vorüber, er versank in tiefes Schweigen und widmete sich ausschließlich seiner Arbeit.

(Schluß folgt.)

Google

Illustrirte Bibliographie.

Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Von Dr. Alwin Schultz. Mit ca. 1300 Textabbildungen und 14 Farbendrucktafeln. Prag, F. Tempsky. Lieferung 1—13.

Der größte Theil des gebildeten Publikums, das Ausstellungen und Museen besucht, nicht blos weil es Modesache ist, sondern aus ehrlicher Freude an dem Kunstgenusse, unterrichtet sich über die ältere Kunst aus den landläufigen kunstgeschichtlichen Werken, über die neuere, besonders wie sie in den Ausstellungen zu Tage tritt, aus den Kritiken der Tageblätter. Die kunstgeschichtlichen Werke sind aber ihrer Aufgabe gemäß nur wenig im Stande, das Urtheilsvermögen zu bilden. Sie bieten ein fertiges Urtheil und das Publikum nimmt es auf Treu und Glauben hin. Nur mittelbar kann auf diese Weise ein Verständniß für die Beurtheilung der Kunstwerke erzielt werden; indem man denjenigen Werken der Kunst der Vergangenheit und Gegenwart besondere Aufmerksamkeit widmet, welche der Kunsthistoriker und der Kritiker als beachtenswerth hervorhebt, kann man wohl allmählich dazu gelangen, sich selbst einen Maßstab für die Vorzüge der Kunstwerke zu bilden.

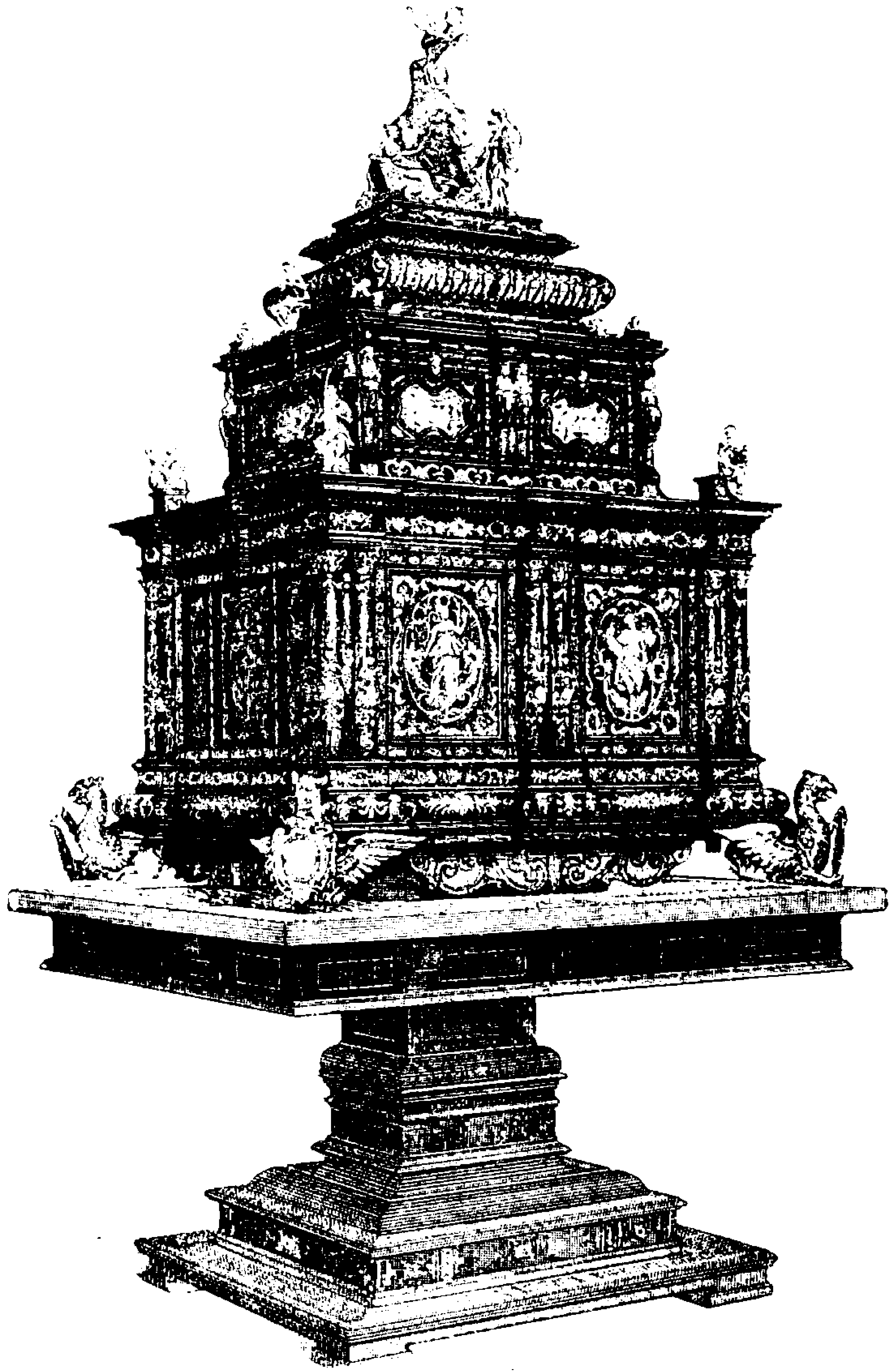
Das Kunstverständniß aber unmittelbar zu fördern durch die Belehrung über die Aufgaben, über die Mittel und Zwecke der Kunst, lag nicht im Bereich dessen, was die bisherigen Kunstgeschichten sich zur Aufgabe gestellt haben. Das ist es, was Alwin Schultz mit seiner „Einführung" bezweckt.

Die „Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte" erschien vor zwei Jahren in der bekannten Sammlung „Das Wissen der Gegenwart" unter dem Titel „Kunst und Kunstgeschichte". Das Buch ist jetzt neu bearbeitet oder richtiger erweitert und durch zahlreiche Abbildungen, besonders durch Farbendrucktafeln, bereichert. Schon das kleinere Büchlein hat einen großen Erfolg gehabt, und die vorliegende Neubearbeitung wird sicherlich noch mehr Anerkennung finden. Sehen wir von dem hie und da nicht unbedingt klaren Vortrag ab — der Verfasser ist überhaupt kein Meister des Stils —, so können wir dem Buche in jeder Hinsicht nur Lob spenden.

Die Disposition des Ganzen ist übersichtlich und der Aufgabe des Buches entsprechend. Der Verfasser entwickelt zunächst in einer größeren Einleitung allgemeine Gedanken über die Kunst, über ihre Stellung innerhalb der anderen Erzeugnisse des

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Menschengeistes, über die Hervorbringung von Kunstwerken und über die Kunstgeschichte im Allgemeinen. Dann folgt eine Betrachtung der Technik der verschiedenen



Der sogenannte Pommersche Kunstschrank, jetzt im k. Gewerbemuseum zu Berlin.
Aus: Alwin Schultz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte.
Prag. F. Tempsky.

Künste, der Baukunst, der Bildhauerkunst und der Malerei. In jeder Abtheilung wird ein geschichtlicher Abriß der Stellung der Künstler in ihrer Zeit gegeben und so für die Beurtheilung der Kunstwerke von Seiten des Laien ein bisher selten eingenommenen Standpunkt gewonnen; denn es ist klar, daß der zünftige Meister des

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

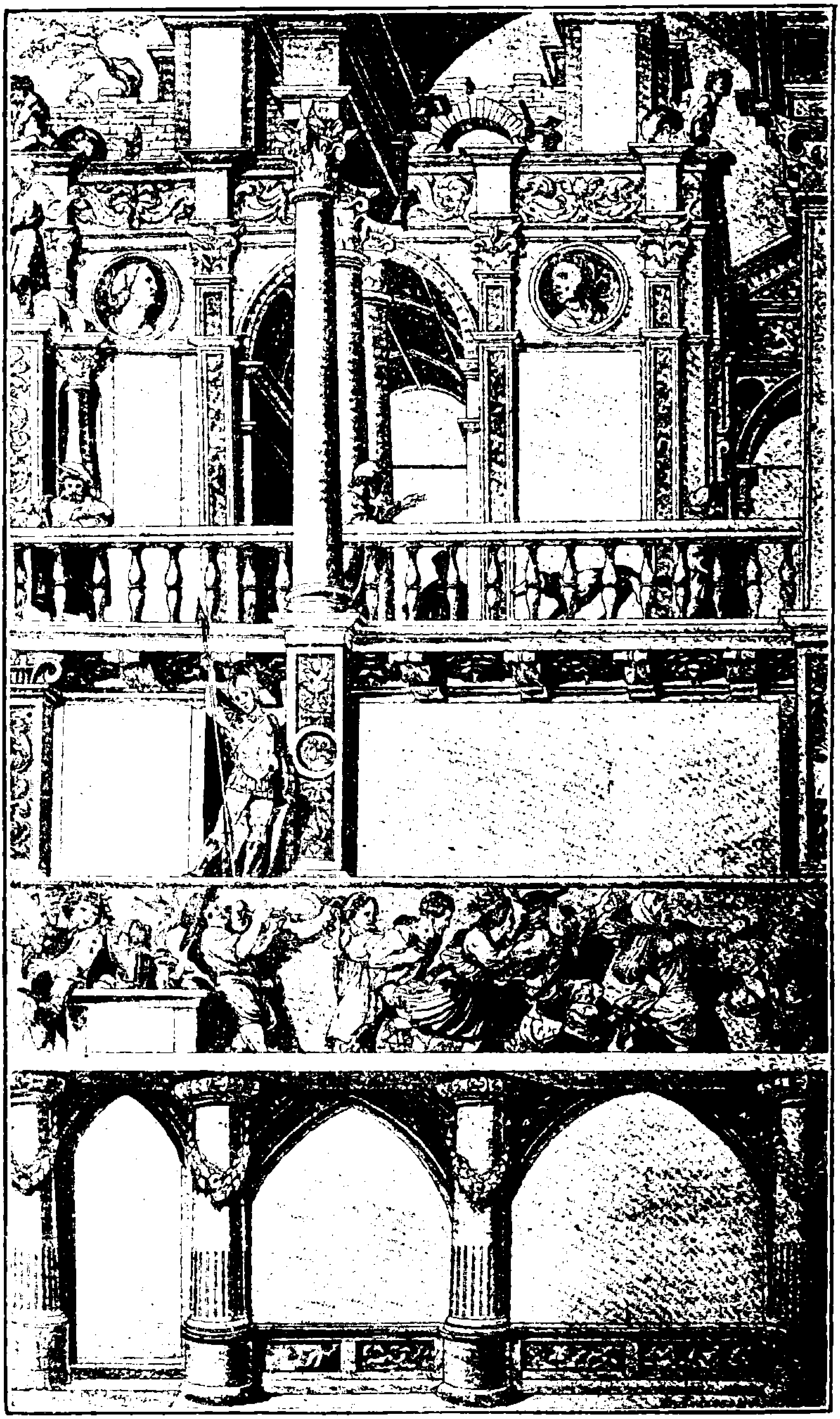
Mittelalters ganz anders zu beurtheilen ist, als der freie Künstler der Gegenwart, der Geistliche, der in seinen Mußestunden in majorem dei gloriam auch malte, nicht



Elfenbeinkanne des grünen Gewölbes zu Dresden.
Aus: Alwin Schultz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Prag, F. Tempsky.

mit dem Maßstab gemessen werden kann, den wir an den künstlerisch geschulten, mit allgemeiner Bildung ausgestatteten und von dem Mäcenatenthum Einzelner und des Staates unterstützten modernen Maler legen. Der Bildhauer, dem die Gesetze der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Hans Holbein d. J., Entwurf zu einem Theile der Wandmalerei des Hauses zum Tanz in Basel.
(Original: Berliner k. Kupferstichsammlung.)
Aus: Alwin Schultz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte.
Prag. F. Tempsky.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Anatomie ganz unbekannt waren, und der unter dem Einfluß religiöser und gesellschaftlicher Vorurtheile die Darstellung des nackten Körpers scheute, war dadurch in enge Grenzen gewiesen, während der Künstler der Jetztzeit von diesen Vorurtheilen wenig beengt wird und, mit der vollkommensten Kenntniß der Anatomie ausgestattet, mit freier Verfügung über das lebende Modell schafft.



Unglasirte Ofenkachel, im Besitze des Museums Schlesischer Alterthümer zu Breslau.

Aus: Alwin Schultz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Prag, F. Tempsky.

Es wird dann in jeder Hauptabtheilung die Technik der einzelnen Kunst abgehandelt, von dem Momente der Conception bis zur Fertigstellung des gesammten Kunstwerks, so daß der Leser einen vollkommenen Einblick gewinnt in die Entstehung der einzelnen Theile und in die Mittel, über welche der Künstler verfügt oder vor Zeiten verfügt hat, denn auch hierin ist naturgemäß ein Fortschritt wahrzunehmen.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

An die Darstellung der Kunststile, die in der Hauptabtheilung „Baukunst“ betrachtet werden, schließt Schultz eine ausführliche Schilderung des Kunsthandwerks in allen seinen Zweigen: die Tischlerei, die Goldschmiedekunst, die Schlosser- und Grob-



Verkündigung, gestochen von C. Cort 1577.
Aus: Alwin Schultz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Prag, F. Tempsky.

schmiedekunst, die Rothgießerkunst, die Lederbearbeitung — alle diese Zweige höherer Industrie werden ähnlich, wie wir das oben von der Kunst gesehen haben, geschichtlich betrachtet und ihre Technik ausführlich geschildert.

Um Einzelnes hervorzuheben, das in diesem Zusammenhange und für den ungelehrten Leser unseres Wissens wohl noch nicht geschildert worden ist, gedenken wir des aus-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

führlichen Capitels über die Formung plastischer Kunstwerke. Das große Publikum besucht die Ausstellung von Modellen zu Bildwerken, die späterhin einen vielbesuchten Platz zieren sollen. Es geht dann an diesem in Erz gegossenen Standbild eines Goethe, eines Lessing vorüber. Der ganze weite Weg von dem kleinen Modelle, dem die Jury den Preis ertheilt hat, bis zu der Ausführung und Aufstellung des Kunstwerks am öffentlichen Orte ist den Wenigsten bekannt, und Schultz' Belehrung über alle Einzelheiten der Fertigstellung eines solchen Bildwerks darum von höchstem Interesse.

Ein fernerer Umstand, der das Buch für das größere Publikum zu einer angenehmen und zugleich reichlich belehrenden Lectüre macht, ist die polemische Behandlung aller derjenigen Fragen, die in der Gegenwart so häufig auftauchen, wie die Errichtung der Kunstschulen oder der Unterricht bei einem bevorzugten Meister, Pläne und Unterrichts-Gegenstände der Kunstschulen, Einrichtung von Ausstellungen, das Preisrichterwesen u. s. w.

Da die Gesammdarstellung durch sehr gut gewählte und schön reproducirte Werke unterstützt wird. gewinnt das Buch an Gemeinverständlichkeit und wird unzweifelhaft viel Gutes wirken in der Anbahnung einer sachgemäßen, begründeten Beurtheilung der Erzeugnisse der neueren Kunst. A. V.

Bibliographische Notizen.

Th. de Quincey, Bekenntnisse eines Opiumessers. Stuttgart, Verlag von R. Lutz.

Das Büchlein bildet die persönlichen Bekenntnisse eines Mannes, der dem Opiumgenusse Jahre hindurch vollkommen ergeben war. Diese Bekenntnisse sind nicht nur vom medicinischen Standpunkte von Interesse, sondern auch vom psychologischen. Man glaubt, was der Verfasser erzählt, und er erzählt mit Geschmack und einer nicht zu unterschätzenden Darstellungsgabe. Quincey strebte sein Leben lang danach, sich des Opiums zu entwöhnen. und doch ist es ihm kaum gelungen. Mit außerordentlicher Klarheit wird darum gerade aus diesem wahrheitsgetreuen Bericht die ganze Gefahr der Opiumwonne klar.

Anton Moellers Danziger Frauentrachtenbuch aus dem Jahre 1601 in getreuen Facsimile-Reproductionen neu herausgegeben nach den Original-Holzschnitten mit begleitendem Text von A. Bertling. Danzig, Richard Bertling.

Die Seltenheit des Moeller'schen Werkes und seine Bedeutung für die Culturgeschichte der alten Hansestadt Danzig boten die Veranlassung, eine neue Ausgabe desselben mit einem erläuternden Nachwort zu veranstalten. Nur zwei Exemplare der „Frauentrachten“ sind noch erhalten und beide sind unvollständig; aber es ließ sich aus ihnen das ursprüngliche Werk bis auf die drei ersten Blätter, welche Widmung und Vorrede enthielten, reconstruiren und dem Kunsthistoriker und Geschichtsforscher ein Material zugänglich machen, welches nach mehr als einer Richtung hin das größte Interesse bietet. Wir ersehen aus den Bildern, daß am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die spanische Mode auch in Danzig zur Herrschaft gelangt war, allerdings durch örtliche Bedingungen in mancherlei modificirt. Daneben macht sich, zumal in den Schmuckgegenständen, auch der Einfluß Italiens geltend, der eine natürliche Folge der engen Handelsbeziehungen zwischen diesem Lande und den Hansestädten war. Wenige Maler nur haben es verstanden, das reiche, blühende Leben einer großen Handelsstadt so zur Darstellung zu bringen wie Moeller, der ein Geistesverwandter von P. P. Rubens genannt zu werden verdient. „Das sinnlich Anziehende, das staunenerregend Prachtvolle ist bei beiden das Vorherrschende; . . . beide sieht man in ihren umfangreichen Gemälden gleichsam in rauschenden Festtagskleidern daherziehen, der eine mehr feierlich gestimmt, um größeres Aufsehen zu erregen, der andere, Anton Moeller, mehr zum Maskenspiel geneigt.“ Wenn auch das Trachtenbuch die gegebene Charakteristik des Künstlers nicht ganz bestätigt, so liegt der Grund darin, daß erstens nur ein kleiner Kreis seiner Thätigkeit hier zur Darstellung gelangt ist, und daß zweitens der Künstler seine Zeichnungen nicht selbst, sondern durch einen Andern, weniger bedeutenden, im Holzschnitt aus-

Google

geführt hat. Die vorliegende Publication entspricht der originalen in Druck, Papier und Ausstattung auf's treueste und liefert einen Beweis, welche Höhe die moderne Reproductionskunst erreicht hat. rf.

Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann.

Ein eigenartiges Buch, wie Nietzsches Schriften alle. Formell ist es eigenartig, inhaltlich hat es zum mindesten den Schein der Eigenartigkeit. Die Form und der Inhalt fesselt den Leser und reizt theils zum Protest, theils zum Beifall. Sogleich der erste Satz der Vorrede charakterisirt es in beider Hinsicht: „Vorausgesetzt, daß die Wahrheit ein Weib ist —, wie? ist der Verdacht nicht gegründet, daß alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? ...“ Es enthält gegen dreihundert längere oder kürzere Aphorismen, welche, in neue Hauptstücke gefaßt, durch die Einheit eines moralphilosophischen Grundgedankens gebunden werden. Der wie bei den meisten Schriften des Verfassers etwas absonderliche Titel deutet ihn an. Gut und Böse nämlich, diese vermeintlich obersten Kategorien für das sittliche Handeln, taugen nichts als Werthmesser. Sie haben ihren Ursprung in der zwar landläufigen, aber unechten „Sklavenmoral“. Dieser gegenüber steht als des Verfassers Ideal einer Moral die „Herrenmoral“, für welche es ein Gut und Böse nicht giebt. Diese „Moral der Vornehmen“ liegt jenseits von Gut und Böse, die Frage nach dem, was sittlich ist, ist auf diesem Boden Machtfrage.

Man sollte meinen, es müßte schier unmöglich sein, die Idee der Macht als Moralprincip zu fructificiren, und stellenweise muthet das Buch einen wirklich an wie eine im höchsten Grade geistreiche Caricatur irgend einer modernen philosophischen Ethik, eine Caricatur etwa in der Weise, wie Caspar Schmidt (Max Stirner) durch sein ehemals viel gelesenes Buch „Der Einzige und sein Eigenthum“ Ludwig Feuerbach ironisch caricirte durch eine „Negation der Moral zu Gunsten des Egoismus“. Bei Nietzsches „Willen zur Macht“ denkt man unwillkürlich an Schopenhauers tyrannischen, übermächtigen „Willen zum Leben.“ Aber die Verschiedenheiten sind doch zu augenfällig, als daß man nicht sofort dahinter käme, daß es dem Verfasser nicht um eine witzige Persiflage zu thun, sondern daß es ihm damit Ernst ist. Denn Schopenhauers Moral läuft aus in die Forderung der Negation des Willens zum Leben, Nietzsches Herrenmoral fordert Bejahung des Willens zur Macht, — dort schwarzgalliger Pessimismus, hier „fröhlicher“ Optimismus. Jene Wurzel einer neuen Moral, wie sie sich der Verfasser denkt, ist, so unfruchtbar sie scheint, so absonderlich sie ist, nur unfruchtbar eingesenkt in den Boden der modernen Cultur und ihre Sittlichkeitsbegriffe, an sich betrachtet ist sie triebkräftig: die vornehme Art Mensch fühlt sich als werthbestimmend, sie ist werthschaffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist Selbstverherrlichung. Im Vordergrund steht das Gefühl der Fülle, der Macht die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte.

Soll diese Moral Geltung gewinnen, so muß es natürlich die erste Aufgabe des Philosophen sein, mit dem, was überall jetzt als werthbestimmend das Denken und Leben beherrscht, aufzuräumen, dadurch, daß er die gegenwärtigen moralischen Begriffe und Ideen umprägt, die „Werthe umwerthet“. Diese Umprägung nimmt das vorliegende Buch in Angriff, daher nennt es der Verfasser ein „Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft“. Man sieht sofort, diese Zukunftsphilosophie wird eine Philosophie des Willens sein, nicht des Willens schlechthin, sondern des Willens zur Macht, und zwar eher eine Phänomenologie als eine Metaphysik desselben, nach der Art, wie Nietzsche hier den Problemen zu Leibe geht, zu schließen.

Inzwischen sind schon wieder neue Schriften aus seiner emsigen Feder angekündigt worden, deren eine wenigstens, wie ihr Titel „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe“ anzudeuten scheint, sich in der Richtung des vorliegenden Buches weiterbewegen wird. Wir behalten uns vor, seinerzeit auf Nietzsches interessante Philosophie, aus welcher mancher mannigfache Anregung schöpfen dürfte, auch wenn er sich nicht zu ihr bekennt, zurückzukommen. mk.

Cajus Rungholt. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von Lucian Bürger. Breslau, S. Schottlaender.

Wie es auf dem Gebiete der Malerei erst dem energischen Genius eines Karl Friedrich Lessing vorbehalten war, wahr-

Google

haft ergreifende lebensvolle Historienbilder zu schaffen, so scheint auch der geschichtliche Roman trotz der vielfachen Pflege, die ihm bei uns zu Theil wird, noch immer seines wahren Meisters zu harren; den gewaltigen Schöpfungen Bulwers tritt in Rücksicht der fesselnden Schilderung allein der Franzose Flaubert mit seinem „Salambo" an die Seite. Die deutschen Schriftsteller von Gutzkow bis zu Ebers und Dahn, selbst den leicht und anmuthig schreibenden Ernst Eckstein nicht ausgenommen, verfallen immer wieder in den Katheederton und, wenn man auch öffentlich jetzt gegen die gelehrten Anmerkungen polemisirt, sie lugen wie des Teufels Kralle aus dem Text hervor. Der wesentliche Zweck des historischen Romans aber, uns Menschen von Fleisch und Blut vorzuführen, deren Denk- und Handlungsweise wir verstehen, während sie gleichzeitig ein treues Spiegelbild ihrer Zeit bietet, geht dabei verloren. Anders ist es bei der vorliegenden „Erzählung", wie die talentvolle Verfasserin — denn mit einer solchen haben wir es zu thun — ihr Werk bescheiden bezeichnet: da wird uns das ganze bewegte Treiben einer so hochinteressanten Zeit, wie es die zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges ist, mit seinen blutigen Gräueln, seinem Fanatismus, der manches häusliche Glück zerstört, vor Augen geführt. Am Hofe des Dänenkönigs Christian IV. herrschen Intriguen und falsche Cabinetspolitik, deren Leiterin des Königs illegitime Tochter, die Gräfin Eleonore Uhlfeld und ihr Gatte, der allmächtige „Reichshofmeister", deren Opfer der treuherzige, geradsinnige Titelheld ist: in großen, gewaltigen Bildern rollt das Schicksal dieser Menschen sich ab, mit sich zugleich das Glück manches Unschuldigen wie der irregeleiteten Gude von Thienen und des lustigen Junkers Henning Brockdorff und manches Bösewichts, wie des verkommenen Herrn von Zoppelow, in den Abgrund reißend. Die Erzählung schreitet sprungweise fort: Jahre und Jahrzehnte liegen zwischen den einzelnen Abschnitten, aber sie spannt den Leser bis zum letzten Augenblicke. Das irdische Glück geht dem Helden im Kampfe verloren, aber der Friede, welcher stets dem tüchtigen Ringen und Streben beschieden ist, bewirkt einen versöhnenden Abschluß. Der Leser wird nicht mit langweiligen Detailschilderungen gequält und doch treten die Vorgänge ihm plastisch entgegen. So offenbart sich „Lucian Bürger" als ein für historische Romane besonders beanlagtes Talent, das hoffentlich aus dem Boden ihrer Heimat und deren nächster Umgebung noch viele Bilder einer interessanten Vergangenheit hervorzaubern wird.

fv.

Gottfried Schadows Marmorstandbild der Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz. Diese hervorragende Marmorgruppe der späteren Königin Luise von Preußen und der späteren Königin von Hannover hat in der historischen Abtheilung der Jubiläums-Kunstausstellung von Neuem die Aufmerksamkeit aller Kunstkenner und Kunstfreunde auf sich gezogen Mit Erlaubniß Sr. Majestät des Kaisers hat die Verlagsbuchhandlung von Herm. J. Meidinger in Berlin eine vortreffliche Photographie in Panel-Format davon herstellen lassen, und so ist dieses liebenswürdige und anmuthreiche Werk des Meisters, eines der bedeutendsten, die unter seinem Meißel hervorgegangen sind, Jedermann in vorzüglicher Reproduction zugänglich geworden. Wir wollten nicht verfehlen, unsere Leser auf diese wichtige Nachbildung eines Kunstwerks, das nicht an öffentlicher Stelle zu sehen ist, aufmerksam zu machen.

Faust. A tragdy by Johann Wolfgang von Goethe. The first Part. Translated, in the Original Metres by Frank Claudy. Washington D. C. Wm. H. Morrison.

Frank Claudy's Uebersetzung des ersten Theiles von Goethes Faust im Originalversmaß ist, die Frucht einer 15jährigen ernsten Arbeit.

Wir rühmen gern den Dichtersinn, mit welchem der Verfasser sich in dies Riesenwerk des Altmeisters vertieft, und bewundern zugleich die Gewalt der Sprache, mit welcher der Deutsch-Amerikaner stets scheinbar zwanglos den treffendsten Ausdruck, die getreueste Wiedergabe findet. Wir könnten einige Stellen, wahre Perlen der Uebertragung, anführen! Trotz mancher guten Uebersetzung — wir erinnern nur an die bekannt vorzügliche von Bayard Taylor — wird sicher durch die vorliegende Arbeit das Verständniß für Goethe in gebildeten englischen und amerikanischen Kreisen immer mehr geweckt und gefördert werden.

ak.

Google

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amyntor, Gerhard von, Durch Nacht zum Licht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joanissiany. IV. Märchen und Sagen. Mit einer Einleitung von Grikos Chalatianz. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Berliner geflügelte Worte. Gesammelt und herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin, Hermann Lazarus.
Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 61. Schiller, Don Carlos. 62. Goethe, Werther. 63. Faust II. 64. Körner, Zriny. 65. Ernst Schulze, Bezauberte Rose. 66. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 67. Fouqué, Undine. 68. Dickens, Der Weihnachtsabend. 69. Saint-Pierre, Paul und Virginie. 70/71. Heine, Buch der Lieder. 72. Heine, Atta Troll. 73/74. Heine, Reisebilder I. Memoiren. 75. Heine, Neue Gedichte. 76/77. Heine, Romancero. 78. Heine, Letzte Gedichte. 79. Schiller, Die Braut von Messina. 80. Molière, Der Geizige. 81/82. Heine, Reisebilder II. Fragmente.
Blasendorff, Dr. Carl, Gebhard Leberecht von Blücher. Mit dem Bilde Blüchers und der Nachbildung eines eigenhändigen Briefes. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Bleibtreu, Karl, Geschichte der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Bölsche, Wilhelm, Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig, Carl Reissner.
Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 14. Die Glocken von Plurs von Ernst Pasqué. — Band 15. 16. Fromont junior und Risler senior von Alphonse Daudet. Stuttgart, J. Engelhorn.
Eyssenhart, F., Mittheilungen aus der Stadtbibliothek zu Hamburg. IV. Hamburg, Lütcke & Wulff.
Frenzel, Carl, Dunst. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.
Groth, Dr. P., Grundriss der Edelsteinkunde. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
Goldkörner aus dem deutschen ev. Predigtschatz alter und neuer Zeit. Vier Jahrgänge kurzgefasster Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des evangelischen Kirchenjahrs. Ausgezogen aus mustergiltigen älteren und neueren Predigten von Ahlfeld, Arndt u. s w. Mit Vorwort von Carl Heinrich Rieger. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. I Lief.
Heiberg, Hermann, Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Heinzen, Carl, Gedenkbuch. Erinnerung an — und an die Enthüllungsfeier des Heinzen-Denkmals am 12. Juni 1886 in Boston, Mass. Mit einer Abbildung des Denkmals. Milwaukee, Wis., Verlag der Freidenker Publishing Co.
Hellwald, Friedrich von, Illustrirte Culturgeschichte. Band I. Haus und Hof. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. Lief. 1.
Hofmann, Dr. Ernst, Die Schmetterlinge Europas. Stuttgart, Verlag der C. Hoffmann'schen Verlagshandlung (A. Bleil).
Horowitz, Victor J., Marocco. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Ibsen, Henrik, Die Wildente. Schauspiel in 5 Acten. Deutsch von M. v. Borch. Berlin, S. Fischer.
Kohut, Adolph, Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.
Lehmann, Emil, Die Juden jetzt und einst. Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Liliencron, Detlev von, Breide Hummelsbüttel. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Mauthner, Fritz, Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze. Inhalt: Gottfried Keller, Fr. Th. Vischer, J. V. Scheffel, Bret Harte (Parodie), Berliner Stilkünstler, Paul Lindau, Alphonse Daudet, Emile Zola. Berlin, J. J. Heines Verlag.
Ohorn, Anton, Dr. Prof. Ludwig Uhland. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 119.
Polzer, Aurelius (Erich Fels), Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark. Hamburg, J. F. Richter.
Preuss, Dr. jur. Hugo, Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. Berlin, S. Rosenbaum.
Scarron, Der Komödianten-Roman. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Saar. Drei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
Schmeding, Dr. G., Victor Hugo. Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.
Schubin, Ossip, Etiquette. Eine Rococo-Arabeske. Berlin, Gebrüder Paetel.
Spinnstube, Die. Singspielchen für Mädchen. Handlung und Musik von Hermann Kipper. Düsseldorf, Verlag von L. Schwann. Partitur, Stimmenheft, Text- und Regiebuch.
Subert, F. A., Hans Wierauer. Drama in fünf Aufzügen. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
Tolstoi, Graf Leo Nikolajewitsch, Woven die Leute leben. Wahrheit und Dichtung. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern & Leipzig, Rud. Jennis Buchhandlung (H. Koehler).
Universal-Bibliothek der bildenden Künste. Nr. 10. 11. Kleine Meister der flämischen Schule. 12/14. Kunst des Islam. 15. Chinesische Kunst. Leipzig, Bruno Lemme.
Vosz, Richard, Brigitta. Trauerspiel. Dresden & Leipzig, Heinrich Minden.
Zigeunerleben. Gedicht von Emanuel Geibel, componirt von Rob Schumann. Op. 29, Nr 3. Für weibliche Stimmen (Solo und Chor) zum Gebrauche in Töchterschulen, Pensionaten u. s. w. eingerichtet von Hermann Kipper. Düsseldorf, Verlag von L. Schwann. Partitur, Stimmenheft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1887er. Frische Füllung. 1887er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . . .	58²⁰ R.
Mühlbrunn .	41⁵⁰
Schlossbrunn	41⁶⁰
Theresienbrunn	48³⁰
Neubrunn . .	49⁷⁰
Marktbrunn .	39⁹⁰
Russ. Kronquelle	28⁹⁰
Felsenquelle . .	47⁶⁰
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Quell-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad i. Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amyntor, Gerhard von, Durch Nacht zum Licht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joanissiany. IV. Märchen und Sagen. Mit einer Einleitung von Grikos Chalatianz. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Berliner geflügelte Worte. Gesammelt und herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin, Hermann Lazarus.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 61. Schiller, Don Carlos. 62. Goethe, Werther. 63. Faust II. 64. Körner, Zriny. 65. Ernst Schulze, Bezauberte Rose. 66. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 67. Fouqué, Undine. 68. Dickens, Der Weihnachtsabend. 69. Saint-Pierre, Paul und Virginie. 70/71. Heine, Buch der Lieder. 72. Heine, Atta Troll. 73/74. Heine, Reisebilder I. Memoiren. 75. Heine, Neue Gedichte. 76/77. Heine, Romancero. 78. Heine, Letzte Gedichte. 79. Schiller, Die Braut von Messina. 80. Molière, Der Geizige. 81/82. Heine, Reisebilder II. Fragmente.

Blasendorff, Dr. Carl, Gebhard Leberecht von Blücher. Mit dem Bilde Blüchers und der Nachbildung eines eigenhändigen Briefes. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Bleibtreu, Karl, Geschichte der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Bölsche, Wilhelm, Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiserzeit Leipzig, Carl Reissner.

Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 14. Die Glocken von Plurs von Ernst Pasqué. — Band 15. 16. Fromont junior und Risler senior von Alphonse Daudet. Stuttgart, J. Engelhorn.

Eyssenhart, F., Mittheilungen aus der Stadtbibliothek zu Hamburg. IV. Hamburg, Lütcke & Wulff.

Frenzel, Carl, Dunst. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Groth, Dr. P., Grundriss der Edelsteinkunde. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Goldkörner aus dem deutschen ev. Predigtschatz alter und neuer Zeit. Vier Jahrgänge kurzgefasster Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des evangelischen Kirchenjahrs. Ausgezogen aus mustergiltigen älteren und neueren Predigten von Ahlfeld, Arndt u. s w. Mit Vorwort von Carl Heinrich Rieger. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1 Lief.

Heiberg, Hermann, Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heinzen, Carl, Gedenkbuch. Erinnerung an — und an die Enthüllungsfeier des Heinzen-Denkmals am 12. Juni 1886 in Boston, Mass. Mit einer Abbildung des Denkmals. Milwaukee, Wis., Verlag der Freidenker Publishing Co.

Hellwald, Friedrich von, Illustrirte Culturgeschichte. Band I. Haus und Hof. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. Lief. 1.

Hofmann, Dr. Ernst, Die Schmetterlinge Europas. Stuttgart, Verlag der C. Hoffmann'schen Verlagshandlung (A. Bleil).

Horowitz, Victor J., Marocco. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ibsen, Henrik, Die Wildente. Schauspiel in 5 Acten. Deutsch von M. v. Borch. Berlin, S. Fischer.

Kohut, Adolph, Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Lehmann, Emil, Die Juden jetzt und einst. Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Liliencron, Detlev von, Breide Hummelsbüttel. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Mauthner, Fritz, Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze. Inhalt: Gottfried Keller, Fr. Th. Vischer, J. V. Scheffel, Bret Harte (Parodie), Berliner Stilkünstler, Paul Lindau, Alphonse Daudet, Emile Zola. Berlin, J. J. Heines Verlag.

Ohorn, Anton, Dr. Prof. Ludwig Uhland. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 119.

Polzer, Aurelius (Erich Fels), Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark. Hamburg, J. F. Richter.

Preuss, Dr. jur. Hugo, Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. Berlin, S. Rosenbaum.

Scarron, Der Komödianten-Roman. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Saar. Drei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Schmeding, Dr. G., Victor Hugo. Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Schubin, Ossip, Etiquette. Eine Rococo-Arabeske. Berlin, Gebrüder Paetel.

Spinnstube, Die. Singspielchen für Mädchen. Handlung und Musik von Hermann Kipper. Düsseldorf, Verlag von L. Schwann. Partitur, Stimmenheft, Text- und Regiebuch.

Subert, F. A., Hans Wierauer. Drama in fünf Aufzügen. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Tolstoi, Graf Leo Nikolajewitsch, Woven die Leute leben. Wahrheit und Dichtung. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern & Leipzig, Rud. Jennis Buchhandlung (H. Koehler).

Universal-Bibliothek der bildenden Künste. Nr. 10. 11. Kleine Meister der flämischen Schule. 12/14. Kunst des Islam. 15. Chinesische Kunst. Leipzig, Bruno Lemme.

Vosz, Richard, Brigitta. Trauerspiel. Dresden & Leipzig. Heinrich Minden.

Zigeunerleben. Gedicht von Emanuel Geibel, componirt von Rob Schumann. Op. 29, Nr 3. Für weibliche Stimmen (Solo und Chor) zum Gebrauche in Töchterschulen, Pensionaten u. s. w. eingerichtet von Hermann Kipper. Düsseldorf, Verlag von L. Schwann. Partitur, Stimmenheft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1887er. Frische Füllung. 1887er.

Täglicher Versand

Quellen und deren Wärmegrade.

Sprudel	58·20 R.
Mühlbrunn	41·50 „
Schlossbrunn	41·60 „
Theresienbrunn	48·30 „
Neubrunn	49·70 „
Marktbrunn	39·00 „
Russ. Kronquelle	28·90 „
Felsenquelle	47·60 „
KaiserKarls-Qu.	34·70 „

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Quell-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad i. Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.* } *die Gefässe mit einbegriffen.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.* }

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Augsburg, Baden-Baden, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Braunschweig, Breslau, Coblenz, Coburg,
Crefeld, Creuznach, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Ellwangen, Essen, Frankfurt a/Main, Freiburg i/B., M. Gladbach,
Görlitz, Halle a/S., Hamburg, Hamm i/W., Hannover, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Herford, Ingolstadt, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel,
Kempten i/B., Köln, Landau, Leipzig, Ludwigshafen, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Münster i/W., Nürnberg, Osnabrück, Plauen i/V.,
Posen, Remagen, Remscheid, Saarbrücken, Schwerin i M., Stettin, Stuttgart, Trier, Wiesbaden, Worms, Würzburg, Zweibrücken

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Google

Band 41. — Heft 123.

Juni 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Juni 1887.

Inhalt.

Seite

Agnes Gräfin Klinckowström in Berlin.
Nyx. Novelle. (Schluß.) 315

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Victorien Sardou. Ein literarischer Essay. 341

Karl Gustav Andresen in Bonn.
Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen. ... 367

Josef Kiss in Budapest.
Jehovah. Eine poetische Erzählung. Uebersetzt von Joseph Steinbach 384

A. Brückner in Dorpat.
Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe 391

Karl von den Steinen in Berlin.
Samoageschichten 411

Rudolf Schmidt in Kopenhagen.
Die Kammerherrin 427

Bibliographie. 444
Die Kunst für Alle. (Mit Illustrationen.) — Preußisches Bilderbuch. — Ein elsässischer Tondichter.

Bibliographische Notizen. 451

Hierzu ein Portrait von Victorien Sardou.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Google

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLI (April bis Juni 1887), wie auch zu den früheren Bänden I—XL stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119 120, 121, 122

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLI. (April bis Juni 1887)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung. Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Google

Google



Verlag von S Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Go gle

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLI. Band. — Juni 1887. — Heft 123.

(Mit einem Portrait in Radirung: Victorien Sardou.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Go gle

Go gle

Nyx.

Novelle

von

Agnes Gräfin Klinckowström.

— Berlin. —

(Schluß.)

Das Werk schritt unter seinen fleißigen Händen rüstig vorwärts, und als Aniela eines Tages auf dem gewohnten Wege die Kirche betrat, schrak sie zurück und ein kurzer Ausruf der Ueberraschung rang sich von ihren Lippen.

Dort, wenige Schritte von ihr, von der Wand schaute ihr eigenes Gesicht ihr gar sonderbar fremdartig entgegen. Ja, das war sie, die dort, den Finger an die Lippen gedrückt, als wolle sie ein Geheimniß bewahren, den rechten Arm wie zur Abwehr fast drohend ausgestreckt, langsam vor einer Uebermacht zurück zu weichen schien. Und doch — besaß sie denn wirklich jene dämonische sinnliche Schönheit und zugleich jenen unheimlich leblosen Blick der klaren kalten Augen?

Unter dem Nebelschleier hervor fiel das schwarze Haar aufgelöst in üppiger Fülle über den weißen Nacken, und in den Falten der dunkeln antiken Gewandung, an welcher hie und da ein Edelstein gleich einem feurigen Stern aufleuchtete, verbargen sich die schattenhaften Gestalten zweier Kinder, die ganz verschieden im Ausdruck, und doch im Grunde einander sprechend ähnlich schienen. Es war dies der Schlaf und der Tod.

„Nyx!" sagte das Mädchen leise, und legte die Hände in einander: „Bin ich das?"

„Verzeiht mir, Aniela," bat der Maler. „Ich konnte mir kein besseres Vorbild denken. Als die Idee zu diesem Bilde in mir entstand, und Ihr

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mir entgegentratet, war es mir wie eine Vision. Wenn Ihr jedoch etwas dagegenhabt, Eure Züge hier im Gotteshause der Nachwelt überliefert zu wissen, so muß ich mich schon dazu verstehen, eine Aenderung vorzunehmen, aber es wäre schade darum."

„Nein, es ist gut so, es mag so bleiben. Ihr seid von der altgriechischen Auffassung abgewichen, wie ich sehe. Nach dieser hält die Nacht den Schlaf und den Tod im Arm; Ihr laßt sie den Finger geheimnißvoll an die Lippen legen, und Ihr habt Recht, denn sie hat ein Geheimniß zu hüten, ein entsetzliches Geheimniß."

Der Maler blickte zweifelhaft zu ihr hinüber, er wußte nicht recht, ob sie sich in phantastischen Ideen erging oder ob ein tieferer Sinn hinter ihren Worten verborgen war.

„Habt Ihr auch daran gedacht, was die Leute sagen werden, wenn Eure Züge sie bei ihrem Eintritt in die Kirche von der Wand herab begrüßen? Ihr müßt es mir als Künstler schon verzeihen, wenn ich mehr für mein Werk besorgt war, als für Euch, aber jetzt drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß ich sehr egoistisch gehandelt und Euch vielleicht der Mißdeutung ausgesetzt habe."

„Es ist mir gleichgültig. Ich frage nichts nach den Leuten."

Die zweite Figur war in der That nur in zarten Umrissen angedeutet. Er begann jetzt an ihr zu arbeiten, die Gewandung zu untermalen, aber er vermied es, dem Kopfe Form und Züge zu geben.

Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, seitdem die Kirche renovirt wurde, daß Fremde, die sich besuchsweise in der Stadt und Umgegend aufhielten, hierher geführt wurden, um die Neuarbeiten zu besichtigen. Der Cantor und seine Tochter pflegten die Fremden dann hineinzuführen. Seitdem der Maler in der Kirche arbeitete, war es allerdings nur einmal vorgekommen, daß Fremde dieselbe besichtigt hatten. Er hatte sich nicht nach ihnen umgeschaut, die Furcht, einem bekannten Gesicht zu begegnen, war stärker gewesen als das Verlangen, Menschen zu sehen, die ihn in Berührung mit der Außenwelt brachten, und als eines Tages abermals zu ungewohnter Stunde der rostige Schlüssel im Schloß gedreht wurde, und die kleine Ausgangspforte neben der Sacristei sich knarrend öffnete, beugte er sich unwillkürlich tiefer auf Farben und Palette nieder, um sein Gesicht neugierigen Blicken zu entziehen.

Er hörte Anielas Stimme mechanisch die oft wiederholte Erklärung hersagen, es schallte Alles so deutlich durch den leeren Raum. Er hörte auch, wie fremde Stimmen sich halblaut darüber unterhielten, daß das Mädchen eine ganz eigene Art habe, die Dinge zu erklären, und jedenfalls eine weit über seinen Stand hinausreichende Bildung besitzen müsse. Dann wurden einzelne Ausrufe der Bewunderung über die neuentstandenen Fresken laut, und endlich kamen vielfache Schritte die schmale Treppe zum Orgelchor empor.

Man wünschte die Schnitzereien dort in Augenschein zu nehmen, vielleicht auch das halbfertige Gemälde in der Nähe zu betrachten, welches für Unten-

Google

stehende ebenso wie die Gestalt des Malers von dem Gerüst halb verdeckt wurde.

Dieser fühlte, wie ihm das Blut heiß in das Gesicht stieg, als er sich urplötzlich den schonungslos neugierigen Blicken fremder Menschen ausgesetzt sah.

Dicht neben ihm brach Jemand in den Ausruf aus: „Aber liebes Mädchen! Das sind ja Sie selbst! Haben Sie denn zu dem Bilde gesessen? Und wer ist der Künstler, der etwas Derartiges zu leisten im Stande ist? Das ist ja einfach sublime!"

Ein Etwas in dieser Stimme veranlaßte den Maler unwillkürlich, fast gegen seinen Willen den Kopf zu wenden. Warum auch nicht? Sein Gewissen erlaubte ihm, Jedermann frei in's Auge zu sehen.

Der Sprecher verstummte plötzlich, als er in das blasse ernste Gesicht blickte, und prallte so erschrocken zurück, als sei ihm ein Geist erschienen. An ihm vorbei aber glitt eine andere Gestalt bis dicht an die Brüstung und lehnte sich mit weitgeöffneten Augen und fest zusammengepreßten Händen hinüber, als wolle sie sich überzeugen, daß hier keine Täuschung obwalte. Es war dies eine junge Dame mit einem vornehm geschnittenen blonden Köpfchen, eine zarte Erscheinung mit rosigem süßem Gesichtchen.

Der Maler schaute sie einen Moment wortlos, aber mit festem stetigem Blick an, und es zuckte seltsam in seinen Zügen, dann wandte er sich wieder seiner Arbeit zu, als ginge ihn die Gesellschaft dort auf dem Orgelchor nichts an.

Sie mochte in seinem Abwenden den Wunsch sehen und ehren, nicht erkannt, zum Wenigsten nicht angesprochen zu werden. Er fühlte mit namenloser Bitterkeit aus ihrem Schweigen heraus, daß sie sich seiner schäme und sich wohl nur im ersten Augenblick der Ueberraschung zu einer Unvorsichtigkeit habe fortreißen lassen.

„Komm hinab, Bianca," tönte die Stimme abermals, welche vorhin über das Bild des Lobes voll gewesen, und fügte dann halblaut hinzu: „Verdammt! Warum hat uns denn Niemand ein Wort der Warnung zukommen lassen! Ich hätte dieses Zusammentreffen gern um jeden Preis vermieden."

„Wer ist denn der Mann, Herr Hertenfeld?" fragte Jemand in dem rücksichtslosen Flüstertone, dem nichts daran liegt, ungehört zu bleiben.

„Wer er ist? Nun, Sie sehen ja — ein Sträfling," war die kurze schneidende Antwort.

Gleich darauf verließ die kleine Gesellschaft in unbehaglicher Stimmung die Kirche, der größte Theil derselben, der in der Gegend fremd war, von Neugier gepeinigt. Dennoch wagte Niemand eine Frage, denn der alte Herr mit dem entschlossenen Gesicht und den steif aufwärtsstrebenden grauen Haaren, der, seiner Tochter Arm in den seinen ziehend, mit ihr raschen Schrittes und

Google

in aufrechter Haltung voranging, sah nicht aus, als sei er bereit, Rede und Antwort zu stehen.

Aniela schloß die Kirchenthür hinter ihnen und schaute ihnen nach, die Augen mit der Hand vor der Sonne schützend, bis sie die Wagen bestiegen und davonfuhren.

„Das also war sie?“ murmelte sie vor sich hin. „Dieses blonde Milchgesichtchen besitzt sein Herz, und vier Jahre der Trennung und der Vernachlässigung von ihrer Seite haben nicht vermocht sie daraus zu vertreiben?“

Sie lachte leise.

„Aber zwischen ihnen ist eine unübersteigliche Scheidewand aufgerichtet, die Keines von ihnen jemals überschreiten wird.“

Der Maler war, eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen, in der Kirche zurückgeblieben. Es war ihm, als habe er einen Schlag empfangen, der ihn betäubte und unfähig zu weiterer Arbeit machte.

Das Wiedersehen war beiden Theilen so überraschend und unter für ihn so demüthigenden Umständen gekommen, daß er sah, Bianca und ihr Vater hatten keine Ahnung von seinem Thun und Treiben und seiner augenblicklichen Beschäftigung, sonst würden sie nicht gekommen sein. Wie oft hatte er danach verlangt, seine Augen noch einmal auf den geliebten Zügen ruhen zu lassen; nun war ihm die heißersehnte Freude geworden, aber nur, um ihn um so bitterer daran zu erinnern, daß die Trennung von ihr für immer eine vollständige bleiben müsse.

Der folgende Tag war heiß und schwül. In der Kirche war die Luft erdrückend. Der Maler mußte den Pinsel öfters aus der Hand legen und sich über die Stirn fahren. Es fehlte ihm ohnehin die Freudigkeit zur Arbeit und die Energie, seine Stimmung zu meistern, schien von der Hitze gelähmt.

Das Licht wurde von Minute zu Minute ungünstiger. Zuerst hatte er den grauen Vorhang vor das Fenster ziehen müssen, um die gelben blendenden Streiflichter fern zu halten, jetzt wurde es draußen trotz der frühen Tagesstunde dunkler und dunkler, uud zugleich herrschte jene athemlose Stille, welche einem Unwetter vorherzugehen pflegt. Nur in den Zweigen der nimmer ruhenden Espe vor dem Portal regte es sich leise flüsternd, und in der Holzverschalung des Daches zwitscherten die Schwalben, während sie ihre Brut fütterten.

Da kamen leichte rasche Schritte die enge Treppe von der Wohnung des Cantors her nach dem Orgelchor hinauf. Er meinte es sei Aniela und hielt es nicht der Mühe werth, den Kopf zu wenden. Doch das rauschte wie Seide, und er hatte des Cantors Tochter doch niemals anders als im dunklen Wollenkleide gesehen. Diese Wahrnehmung veranlaßte ihn, eine rasche Bewegung zu machen, dann blieb er wie angewurzelt stehen und sein Herz begann in wilden Schlägen zu klopfen.

„Bianca! Du? Ah Verzeihung, Fräulein Hertenfelt —“

„Conrad!“

Google

Der Ton dieser Stimme mochte eine ganze Welt der Enthüllungen für ihn enthalten, denn er stürzte plötzlich vorwärts bis zu der Brüstung des Chors und faßte die kleinen ihm entgegengestreckten Hände.

„Bianca! Bist Du endlich, endlich gekommen? Vier Jahre hindurch habe ich auf ein Wort des Trostes und des Mitleids von Dir gewartet. Ich konnte es mir nicht denken, daß Du mich so kaltblütig aufgeben und mich verurtheilen würdest, weil die Thatsachen gegen mich sprachen. Ich meinte, Du müssest mich besser kennen und wissen, daß ich einer solchen That nicht fähig war. Bianca! Kannst Du Dir nicht denken, wie mir zu Muthe war, als die Zeit langsam verging und kein Lebenszeichen von Dir kam, als die Verzweiflung mir an's Herz griff und mir zuflüsterte: ‚Du bist von Allen, von Allen verlassen und vergessen, selbst von der, auf deren Treue Du Häuser gebaut hattest.'"

„Ich habe nie einen Augenblick an Dir gezweifelt, Conrad; und wenn man mir noch hundert andere Beweise Deiner Schuld gebracht hätte, ich würde nicht daran geglaubt haben. Du mußt meinen Brief erhalten haben, den ich Dir gleich nach dem entsetzlichen Ereigniß schrieb!"

„Ich habe nie ein Wort von Dir erhalten."

Die junge Dame bedeckte das Gesicht mit der Hand.

„Das ist zu viel! Man hat sich also nicht damit begnügt, mich von hier zu entfernen, mir jede Möglichkeit, Dich zu sehen, zu nehmen, man hat auch meinen an Dich gerichteten Brief zurückbehalten. Mein armer Conrad! Was mußt Du von mir gedacht haben!"

Hier unterbrach das Dazwischentreten des Aufsehers das Gespräch. Er hatte Fräulein Hertenfelt erkannt und hielt es für nöthig, wenn auch in der höflichsten Form, Einsprache gegen eine Unterhaltung zu erheben, welche er nicht gestatten zu können glaubte.

„Beruhigt Euch, guter Freund," sagte sie etwas hochmüthig. „Ich habe mir von Eurem Vorgesetzten die Erlaubniß verschafft, diesen Herrn hier ohne Zeugen sprechen zu dürfen. Vielleicht genügt dies."

Sie reichte ihm ein Papier hin, welches die Unterschrift des Directors zeigte.

Der Aufseher zog sich mit einer Entschuldigung zurück und ging discret die kleine Treppe hinab zum Cantor, denn obgleich der Letztere ein finsterer wortkarger Mann war, so war seine Gesellschaft doch immer noch besser als gar keine. Er wußte, daß der seiner Obhut anvertraute Mann da oben ihm sicher war und konnte sich schon ein Plauderstündchen gönnen, wie er es Jenem gönnte.

„Weißt Du denn nicht, Conrad, daß mein Vater gleich mit mir außer Landes ging, um zu vermeiden, daß unser Name bei der Untersuchung genannt wurde, und um allen unangenehmen Erörterungen aus dem Wege zu gehen?" fuhr die junge Dame fort, als der Schritt des Aufsehers sich entfernte.

Google

„Ich durfte nicht mit den Meinigen in der Heimat brieflich verkehren; ich wurde mit neuen Eindrücken überschwemmt, ich sollte durchaus vergessen. Du mußt meinen guten alten Vater nicht zu streng beurtheilen. Er ist heftig und gegen Dich sehr ungerecht gewesen, aber in jener Zeit war er sehr gut und nachsichtig mit mir. Und ich will Dir noch Etwas sagen, Conrad, er ließ auch Dir später Gerechtigkeit widerfahren. Aus einem Brief, den er mir zu lesen gab, ersah ich, daß er genaue Erkundigungen über Dich eingezogen und in Erfahrung gebracht hatte, welch ein guter liebevoller Sohn Du stets gewesen, und wie Du Dich in allen Lebenslagen ehrenhaft benommen hast."

„Er hätte das früher thun sollen, jetzt war es zu spät."

„Ja, es war zu spät, aber ich dankte es ihm dennoch. Es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen uns, geschehene Dinge nicht zu berühren, und so legte er mir nur stillschweigend die Zeitungsberichte hin, in denen die hier spielenden Gerichtsverhandlungen enthalten waren, und ich las sie ebenso stillschweigend und weinte meine bitteren Thränen. Oh, niemals bin ich so unglücklich gewesen, als an dem Tage, als ich aus dem unseligen Zeitungsblatt Deine Verurtheilung erfuhr. Das war dann das Letzte, was ich von Dir hörte. Ich war sehr krank, und als ich wieder gesund wurde, gab man mir keine deutschen Zeitungen mehr in die Hand.

„Wir waren vier Jahre hindurch auf Reisen. Jedes von uns sehnte sich heimlich nach der Heimat, und verbarg doch sorgfältig vor dem Andern diesen Wunsch. Wir sahen viel Schönes und Interessantes und sahen es doch auch wieder nicht mit den richtigen Augen an, denn unsere Gedanken schweiften zerstreut in die Ferne, und wir zwangen uns dann nur aus Rücksicht für einander zur Theilnahme und zu einem freundlichen Gesicht.

„Allmählich gewann ich äußerlich meine alte Heiterkeit wieder. Oh vergieb mir Conrad. Ich hasse mich selbst dafür, daß ich lachen konnte und scherzen, während Du —"

„Mache Dir keine Scrupel darüber, Kind. Du warst stets eine Sonnenblume, die sich, einer innern Nothwendigkeit folgend, immer den lichten Seiten des Lebens zuwandte."

„Mein Vater mochte glauben, daß nach so langer Zeit in der Heimat Gras über die traurige Geschichte gewachsen sei, und machte mir den Vorschlag heimzukehren. Mit welcher Freude ich diesem Vorschlag entgegenkam, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Vor einer Woche erst langten wir zu Hause an. Mein armer Vater, er glaubte, zwischen uns abgeschlossen zu haben, und mußte nun plötzlich entdecken, daß die vier Jahre der Abwesenheit ganz umsonst gewesen sind. Wahrhaftig, er dauerte mich, der arme alte Papa."

„Verzeih, ich habe nicht gerade Ursache, sanfte Gefühle für Deinen Vater zu hegen."

„Versetze Dich doch in seine Lage. Ich war sein einziges Kind und wenn er auch wohlhabend ist, so wünschte er doch, mir eine glänzende Stellung

Google

in der Welt zu sichern. Die Entdeckung, daß ich mein Herz ganz rücksichtslos an einen jungen namenlosen Maler verschenkt hatte, brachte ihn außer sich, denn Du weißt, was für Pläne er mit mir hatte. Daher mußt Du ihm verzeihen, wenn er im ersten Augenblick der Entdeckung etwas hart zu Dir war. Aber Du bist so ernst und stumm, Conrad, und hast mir noch nicht ein einziges Wort des Willkommens gesagt. Liebst Du mich denn nicht mehr? Hat die lange Trennung wirklich vermocht, mein Bild in Deinem Herzen auszulöschen?"

Sie neigte ihr sonniges Gesichtchen mit einem reizend ungläubigen Lächeln zu ihm.

Der Maler stand unbeweglich, aber seine Augen senkten sich mit unendlich schmerzlichem Ausdruck in die ihren, die ihm glücklich und hoffnungsfroh entgegenstrahlten.

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich das einzige Glück, das mir im Leben beschieden war, vergessen haben sollte. Kein Tag ist vergangen, an dem ich Deiner nicht gedacht hätte. Aber sage mir Eins, Bianca: Bist Du mit Zustimmung der Deinen in diesem Augenblick hier?"

„Nein. Ich habe nicht um Erlaubniß gefragt. Aber ich mußte Dich sehen und sprechen, um jedes Mißverständniß zwischen uns aufzuklären, und — hier bin ich, und nun ist Alles wieder gut, und es liegt nichts mehr zwischen uns."

„Doch, Bianca, doch! Du vergißt, wo ich mich befinde. Jede Verbindung mit dem Sträfling ist in den Augen der Welt für Dich compromittirend und ehrenrührig, und ich bin es Deinem Vater schuldig, Alles zu vermeiden, was wie ein Versuch aussehen könnte, Dich zu meinen Gunsten zu beeinflussen. Du gabst mir einmal Dein Wort, ich gebe es Dir zurück, und wenn Du einmal an der Seite eines andern Mannes glücklich bist, so wirst Du es mir noch danken."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und die convulsivischen Bewegungen ihres Körpers verriethen, daß sie bitterlich weine.

„Meinst Du, es sei leicht für mich," fuhr er fort, „hier zu stehen und Dich nicht in meine Arme zu schließen, meine verdurstenden Lippen nicht auf die Deinen zu pressen? Aber ich bin Dir und den Deinen die äußerste Zurückhaltung und Entsagung schuldig."

„Ich aber bin es nicht!" rief sie, rasch aufblickend und durch Thränen lächelnd, und hatte im nächsten Augenblick mit einer impulsiven Bewegung die Arme um seinen Hals geschlungen und den Kopf an seine Schulter gelehnt. „Meinst Du, es sei so leicht, mich abzuschütteln und die Fesseln abzustreifen, die Du vor vier Jahren freiwillig auf Dich nahmst? Sieh Conrad, ich bin nicht mehr das willenlose siebzehnjährige Kind, ich habe jetzt meinen eigenen bestimmten Willen."

Er schob sie sanft von sich und sagte: „Du vergißt, Kind, zwischen uns Beiden liegt eine unüberschreitbare Kluft."

Google

„Wir werden Himmel und Erde in Bewegung setzen, diese Kluft zu überbrücken. Deine Unschuld wird an den Tag kommen."

„Ja, am jüngsten Tage, oder vielleicht wenn ich alt und grau bin und aufgehört habe, zu streben und zu verlangen und in der Freiheit das höchste Gut zu sehen."

„Nein, nein! Eine innere Stimme sagt mir, daß für uns Beide im Schooße der Zukunft noch ein großes Glück aufbewahrt liegt. Ist es nicht schon ein Glück, daß wir uns wieder haben und wissen, daß unsere Herzen nach wie vor für einander schlagen? Ich bin so voller Hoffnung und Zuversicht, möchte es mir doch gelingen, einen Theil davon auch auf Dich zu übertragen! Habe doch nur Vertrauen auf den lieben Gott. Er hat uns diese schwere Prüfung auferlegt, er wird uns auch ganz sicher heraushelfen."

Er sah in ihr belebtes Gesicht, das sich in der Erregung mit sanftem Roth bedeckte. Ein einzelner Sonnenstrahl brach in diesem Augenblick durch das schwere dunkle Gewölk und flimmerte goldig auf dem blonden Haar des jungen Mädchens. Es schien, als ginge der lichte Schein, der die Kirche momentan erhellte, von ihr aus, und unwillkürlich theilte sich ein leiser Hoffnungsschimmer seiner Seele mit, und er fühlte sein Herz freier und leichter werden wie seit Jahren.

Die Thurmuhr schlug jetzt die sechste Stunde, und zugleich klangen Schritte auf der Treppe, eine Mahnung für den Sträfling, daß seine Zeit um und das kurze Glück der letzten halben Stunde nur ein flüchtiger Schein gewesen.

„Ich muß fort," sagte er hastig, peinlich berührt bei dem Gedanken, daß sie Zeugin seiner Demüthigung sein solle. „Leb wohl, und habe Dank für die Wohlthat, die Du mir erwiesen hast."

„Wir sehen uns wieder!" flüsterte sie, während er ihre Hand an seine Lippen führte. Dann eilte sie hinab, an dem Aufseher vorbei, welcher höflich Front machte, und in seinem Innern bedauerte, daß die strenge Pünktlichkeit des Dienstes ihm nicht gestatte, ein Zwiegespräch länger dauern zu lassen, für das er volles Verständniß besaß, da ihn der Himmel mit einem gefühlvollen Herzen begabt hatte.

Im Westen grollte es schon seit länger als einer Viertelstunde bedenklich, wennschon die Blitze wegen des hie und da noch hervorbrechenden fahlen Sonnenlichtes unsichtbar blieben. Jetzt brach das Unwetter mit voller Kraft los. Heulend bog der Sturm die Kronen der Espen, daß die Vögel erschreckt unter dem Kirchendach Schutz suchten, und während der Donner in kurzen knatternden Schlägen schnell aufeinander folgte, prasselte der Regen heftig gegen die Fensterscheiben.

Unten in dem Wohnstübchen des Cantorhauses saß Bianca Hertenfelt auf dem altmodischen Sopha und ließ ihre lebensfreudigen Augen, die jetzt eben von einem wehmüthigen Anflug umschattet waren, im Zimmer umherwandern. Sie konnte bei diesem Wetter nicht an die Heimfahrt denken und mußte mit dem Obdach in dem niedrigen kleinen Hause zufrieden sein.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die ganze Einrichtung des Zimmers, in welchem sie sich befand, zeigte die einfache, bedürfnißlose Richtung seiner Bewohner. Ein Tisch und ein paar Stühle, unter dem Spiegel die Commode mit weißgehäkeltem Deckchen und bunten Porzellanvasen, im Fenster einige Blumentöpfe und ein Vogelbauer, an der weißgetünchten Wand einige werthlose Holzschnitte, Martin Luther und Melanchthon darstellend, das war Alles. Doch nein! In der Ecke stand noch ein Repositorium mit Büchern, dickleibige ernsthafte Folianten.

„Ist dies das Zimmer Ihres Vaters, liebes Mädchen?“ fragte Bianca mit einem Blick auf die Bücher. „Ich hoffe nicht, daß ich ihn verscheucht habe.“

„Nein, es ist mein Zimmer,“ erwiderte Aniela, welche unweit von ihr auf einem Schemel Platz genommen hatte. „Ich halte mich den Tag über hier auf, und mein Bett steht in der Kammer nebenan. Mein Vater kommt nur hierher um seine Mahlzeiten einzunehmen, sonst nie. Sein Zimmer liegt drüben auf der anderen Seite der Diele neben der Treppe, die zur Kirche hinaufführt.“

„Aber jene Bücher dort? Sie werden doch nicht sagen wollen, daß es die Ihrigen sind?“

„Ich habe sie mir nach und nach alle hierher zusammengetragen. Sie sind die einzige Unterhaltung, die ich habe. Die Bücher dort ersetzen mir den Verkehr mit Menschen vollkommen. Zum Mindesten flößen sie mir niemals ein Grauen ein, wie die Menschen es oft thun.“

„Aber liebes Kind, wie ist das möglich! Sie sind so jung noch. Sie müssen doch mit Ihren Altersgenossinnen verkehren, Freundinnen haben. Sie haben ja ganz krankhafte unnatürliche Ideen. Die Bücher da verdrehen Ihnen den Kopf, Sie müssen mehr hinaus in das frische frohe Leben draußen.“

„Ich habe nie eine Freundin gehabt. So lange ich lebe, hat sich nie Jemand um mich gekümmert, und ich habe mich um Niemand gekümmert. So etwas ist immer gegenseitig.“

„Haben Sie denn nie das Bedürfniß gehabt, Jemand so recht lieb zu haben? Freilich, was frage ich denn! Ich vergaß, Sie haben ja noch einen Vater.“

„Mein Vater hat nie nach mir gefragt. Er betrachtet meine Existenz als ein Uebel, in das er sich finden muß. Ach ja, es muß schön sein, geliebt zu werden, aber glauben Sie nicht, daß es Existenzen giebt, die durch das Leben gehen und in's Grab steigen, ohne jemals einer Seele Liebe eingeflößt zu haben?“

„Nein, das glaube ich nicht. Es giebt ja so verschiedene Arten der Liebe, je nach dem Verhältniß der verschiedenen Menschen untereinander, aber ganz ohne sie geht wohl niemals Jemand durch das Leben.“

„Als ich noch ein kleines Kind war, da fühlte ich auch das Bedürfniß, mich Jemand anzuschließen. Unsere alte Magd war mürrisch und taub, der

Google

Verkehr mit ihr also sehr erschwert, und wenn die Schule aus war und die Kinder vergnügt nach Hause liefen, ging ich hinter dem Einen oder dem Andern her, und sah mit heimlichem Neid zu, wie es von der Mutter zärtlich empfangen wurde, und wenn ich dann hinzugeschlichen kam und schüchtern das Kleid der Frau berührte, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und sehnsüchtig zu ihr aufblickte, in der Hoffnung, sie werde auch für mich ein liebkosendes Wort haben, dann stießen die Kinder nach mir und riefen: ‚Schicke sie fort, Mutter, das ist Kantors kleine Hexe, die hat böse Augen.' Und die Mutter, statt ihnen die Unart zu verweisen, sagte: ‚Ja, es ist wahr, die Kleine hat unheimliche Augen,' und zog ihre Kinder unwillkürlich an sich, als könne mein Blick oder meine Berührung ihnen schaden. Später sah ich ein, daß es meine Bestimmung sei, allein durch das Leben zu gehen."

Bianca war aufgesprungen, und vor die Andere hintretend und ihr mit liebenswürdiger Freundlichkeit beide Hände entgegenstreckend, rief sie lebhaft:

„Lassen Sie uns Freundinnen sein! Wir sind Altersgenossinnen, ich fühlte mich gleich, als ich Sie gestern zum ersten Mal sah, zu Ihnen hingezogen und empfinde die herzlichste Theilnahme für Sie."

Aniela war ebenfalls aufgestanden, sie überragte die zarte Gestalt der jungen Dame um ein Beträchtliches und starrte finster wie im wortlosen Schreck in das helle Gesichtchen, in welchem sich freundliches Mitgefühl spiegelte.

„Wie kann zwischen uns von Freundschaft die Rede sein," sagte sie, einen Schritt zurücktretend, als scheue sie sich, die dargebotenen Hände zu berühren. Sie vergessen den Unterschied unserer gesellschaftlichen Stellung."

„Oh wer denkt denn daran! Wir sind Beide jung. Sie bedürfen einer Freundin, und um die Wahrheit zu sagen, auch ich bedarf einer solchen. Nicht wahr? Sie sind das Original zu dem Bilde dort in der Kirche? und Sie müssen dem Maler oft genug dazu gesessen haben, um ihn kennen und schätzen zu lernen. Nun denn, vermuthlich kennen Sie auch unsere Beziehungen zu einander und wissen, daß wir verlobt waren und durch ein hartes Geschick getrennt wurden. Ein Verbrechen ist hier begangen worden, an dem er unschuldig ist. Es gilt, seine Unschuld darzuthun. Ich bin überzeugt, daß der liebe Gott mir den rechten Weg dazu zeigen wird. Wollen Sie mir helfen? Bitte sehen Sie nicht so finster aus; geben Sie mir Ihre Hand, soll ich denn vergebens um Ihre Freundschaft bitten?"

„Und wer sagt, daß ich helfen könne?"

„Nun, ich erwarte keine direct eingreifende Hülfe von Ihnen. Was können auch zwei schwache Mädchen in einer solchen Angelegenheit thun. Aber ein mitfühlendes Herz und ein freundschaftliches Interesse sind mir schon viel werth, und wenn Sie mir das gewähren, so will ich Sie recht lieb haben."

Sie faßte Anielas Hände und sah ihr mit einem süßen bittenden Blick in die Augen. Es war das erste Mal, daß sich Jemand der Tochter des Kantors in dieser zutraulichen gewinnenden Weise näherte, und an Alles was

Google

sanft und weiblich in ihr war appellirte, und es überkam sie eine ganz sonderbare Empfindung.

„Lassen Sie mich," bat sie mit rauher und doch zitternder Stimme. „Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen!" Und als die Andere sie erstaunt ansah, fuhr sie fort: „Ich bin ein abstoßendes schlechtes Geschöpf und eigne mich nicht dazu, Jemandes Freundin zu sein. Mir ist, als müsse ich allen Menschen, die mit mir in Berührung kommen, Unglück bringen. Es hat auch noch Niemand jemals nach meiner Freundschaft verlangt."

„Aber ich thue es, und nicht nur um meinetwillen allein, sondern auch um Deinetwillen. Ich lasse Dich nicht. Du sollst eine sonnigere Lebensanschauung gewinnen. Glaube mir, wenn man mit den Menschen lebt und mit ihnen lacht und weint, ihre Schwächen trägt und das was liebenswerth in ihnen ist anerkennt, dann sprudelt der Quell lebendiger Theilnahme ganz von selbst in uns und in ihnen, und auch wir werden mit unsern Schwächen ertragen. Gelt? Du versprichst mir's in die Hand, daß Du Dich von jetzt an meinem Einfluß nicht entziehen willst? Ich bin ein wenig herrschsüchtig und Du mußt mir schon darin den Willen thun."

Es war unmöglich, diesem herzigen Kind des Glückes auf die Dauer zu widerstehen. Es warb so ehrlich und eifrig um die Zuneigung des sonderbaren verschlossenen Geschöpfs, daß dieses, einem unwillkürlichen Drange folgend, sich plötzlich niederbeugte und eine der weißen kleinen Hände an die Lippen preßte.

„Oh was thust Du da?" rief Bianca erschrocken, und sich rasch auf die Zehenspitzen stellend, berührte sie mit den rosigen Lippen Anielas blasse Wange.

„Wie schön Du bist!" fuhr sie mit neidloser unbefangener Bewunderung fort. „Viel schöner, als ich gestern bei unserer ersten flüchtigen Begegnung sehen konnte. Conrad hat Glück gehabt, daß er Dich als Modell für sein Bild haben durfte. Ah, aber da kommt ja mein Wagen schon. Das Unwetter hat nachgelassen, und der Kutscher scheint der Ansicht zu sein, daß dieser sanfte Regen kein Hinderniß für die Heimfahrt ist. Ich darf die Pferde nicht warten lassen. Leb wohl, Kind! Wir sehen uns bald wieder; vergiß mich nicht bis dahin!"

Die junge Dame hüllte sich in ihren Mantel, nickte noch einmal freundlich, zog die Kapuze über ihr blondes Haar und lief dann rasch zur Thür hinaus nach dem Wagen, dessen Halbverdeck ihr vor dem Regen Schutz gewährte.

Als der Wagen im schnellsten Tempo über das holprige Pflaster des Städtchens rollte, öffnete sich hie und da ein Fenster, und neugierige Gesichter schauten ihm mit dem ganzen Interesse nach, welches das elegante Gefährt eines reichen und bekannten Gutsbesitzers in einem Landstädtchen erregt, das sich in Langeweile verzehrt und keine Interessen kennt, außer denen, welche das Gespräch über den lieben Nächsten und die alltäglichen kleinen Vorkommnisse im Ort selbst liefert.

Google

Auch Herr Windler, der Apotheker, reckte seinen langen Hals, um den Wagen um die Ecke biegen zu sehen, rieb sich dann die Hände und murmelte:

„So so! Also bei Kantors waren wir. Dahinter muß doch ganz etwas Besonderes stecken. Sobald der Regen nachläßt, muß ich einmal zu dem Alten hinüber und ihn aushorchen, was es mit dem Besuch auf sich gehabt hat."

Aniela zog in diesem Augenblick ein dunkles Tuch über den Kopf und lief in den dämmerigen Garten hinab.

Der Regen hatte noch nicht nachgelassen, aber ein kräftiger Duft von nasser Erde und frischem Heu erfüllte die Luft. Die erquickte Natur strömte ein köstliches Aroma aus.

Sie ging den baumlosen Kiesweg entlang nach der breitästigen Kastanie, die am Ende des Gartens stand, und suchte unter dem Blätterdach Schutz. Das Tuch war ihr vom hastigen Gang vom Kopf geglitten und die warmen großen Tropfen von den Zweigen fielen auf ihr Haar und rieselten langsam an ihren Schläfen nieder.

Sie athmete tief und schwer, wie unter körperlichen Leiden, und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Abgebrochene rauhe unartikulirte Laute rangen sich von ihren Lippen, Laute, wie sie ein gebrochener verzweifelter Mensch in der höchsten Seelenpein ausstößt, ohne Sinn, nur dem Bedürfniß entspringend, sich Luft zu schaffen. Sie wußte, daß sie hier allein und unbeachtet war, denn wuchernder Hollunder und Spyräen umgaben den Platz und schlossen ihn sowohl nach dem Hause als auch nach dem Gemeindeanger hin ab, und wer hätte sich auch jetzt während des Regens hinausgewagt. — Doch! — waren das nicht Schritte, die dort den Kiesweg hinabkamen? Harte feste Tritte, die sie nur zu genau kannte, jedoch gerade jetzt und hier am wenigsten zu hören erwartete.

Sie biß die Zähne zusammen und richtete sich hoch auf, indem sie mit dem Rücken der Hand die Regentropfen, vielleicht auch noch andere Tropfen fortwischte, die über ihr Gesicht rollten.

Im nächsten Augenblick stand die breite Gestalt eines Mannes, die Hollunderranken mit ungeduldiger Hand bei Seite schiebend, vor ihr auf dem Plätzchen unter dem Kastanienbaum. Sein unbedecktes ehemals blondes, jetzt beinah graues Haar klebte in nassen Strähnen zusammen und ließ das finstere tiefgefurchte Gesicht noch unschöner erscheinen, als es ohnehin schon war. Ein gewaltthätiger Wille und eiserne Energie lagen in diesen Zügen ausgeprägt, die, wenn sie jemals sanftere Regungen gekannt, dieselben längst vergessen haben mochten.

„Ich suchte Dich, Aniela. Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Und es muß etwas Wichtiges sein, Vater, da es Dich hierher zu mir hinaustreibt. Du pflegtest sonst gerade diesen Platz am See zu meiden. Sollen wir in das Haus gehen?"

„Nein, was ich zu sagen habe, kann hier gesagt werden und gleich."

„Und was kann das sein?"

Google

„Ein Mann war vorhin bei mir. Er kam um sich mit albernem Geschwätz die Zeit zu vertreiben, und ich mußte ihn dulden, mußte seinen einfältigen Worten zuhören. Es erwies sich, daß sein Geschwätz nicht so ganz nutzlos, denn ich habe Dinge durch ihn erfahren, die hinter meinem Rücken vorgegangen sind, von denen ich nicht begreife, wie sie mir so lange verborgen bleiben konnten."

Trotz der erzwungenen Ruhe, mit der er sprach, zitterte der Zorn doch in dem Ton der Stimme und blitzte ihm aus den Augen. Die meisten Frauenzimmer würden sich vor ihm gefürchtet haben, aber Aniela war sein eigen Fleisch und Blut und eine ihm ebenbürtige Gegnerin. Sie blickte ihm furchtlos in die Augen und sagte kalt:

„Was mögen das für Dinge sein?"

„Willst Du die Unbefangene spielen? oder willst Du es vielleich leugnen, daß Du Tag für Tag zur Kirche hinaufgelaufen bist, hinter dem Menschen dem Maler her, und daß er Dein Bild an die Wand gemalt hat, damit die Leute mit Fingern auf Dich zeigen und Dich und mich auslachen, wenn sie in die Kirche kommen? Willst Du das leugnen?"

„Nein, ich leugne nichts."

Der Kantor war an die Art seiner Tochter gewöhnt, aber dieses kaltblütige ruhige Zugeständniß brachte ihn doch für einen Augenblick aus der Fassung. Dann hob er drohend die Hand:

„Dirne!"

Aber er bezwang sich und fuhr mit gewaltsamer Ruhe fort: „Ich habe Dich stets nach Belieben frei schalten und walten lassen, weil ich sah, daß Du anders warst, als der gewöhnliche Schlag Mädchen hier herum, und weil ich annahm, daß Du von der Freiheit, die ich Dir ließ, keinen ungebührlichen Gebrauch machen würdest."

„Sage lieber, weil Dir das Interesse für mich und mein Thun und Treiben fehlte."

„Stundenlang hast Du oben in der Kirche gesessen," fuhr der Mann fort, ohne ihren Einwurf zu beachten, „und Dir von dem Menschen Gott weiß was für thörichte Dinge in den Kopf setzen lassen. Soll ich mir nachsagen lassen, meine Tochter habe ein Liebesverhältniß mit einem Sträfling? Und obenein noch nicht einmal allein. Dem alten Hertenfelt werden die Augen übergehen, wenn er erfährt, daß sein einziges Kind eine Verbindung mit einem Menschen unterhält, der die Zuchthauslivree trägt, und daß meine Tochter die Hand dabei im Spiel hat. Aber ich werde diesem Treiben ein für alle Mal einen Riegel vorschieben, ich werde noch heute an Hertenfelt schreiben."

„Das wirst Du nicht thun, Vater."

„Meinst Du, ich werde mich durch Dich in meiner Pflicht hindern lassen?"

„Ja. Was Du Pflicht nennst, entspringt aus einer ganz andern Quelle — aus der Furcht. Aber Du wirst dem Unglücklichen, der fremde Schuld

Google

abbüßt, nicht den einzigen Lichtstrahl nehmen, der in sein elendes Dasein gefallen ist, weil Du weißt, daß jeder Tropfen, mit dem Du seine schwere Last vermehrst, jede kleine Freude, die Du ihm raubst, gegen Dich zum Himmel schreit und einst am jüngsten Tage das Gewicht Deiner Schuld centnerschwer niederdrücken wird, denn Du weißt es, daß er unschuldig ist, — und ich — ich weiß es auch."

Es lag eine sonderbare scharfe Betonung in ihren Worten und der Mann fuhr zusammen, als habe ihn ein jäher Schlag getroffen.

Sie standen Beide dicht neben einander, Vater und Tochter, und blickten einander in dem grauen Zwielicht der Abenddämmerung starr in die Augen, als wollten sie die geheimsten Gedanken ihrer Seelen herauslesen. Der Kantor war bis in die Lippen hinein erblaßt, und seine Züge nahmen einen entsetzlichen Ausdruck an. Alle Muskeln seines Gesichtes arbeiteten, aber er brachte kein Wort hervor.

Endlich legte er die Hand schwer auf des Mädchens Schulter, wie um sich zu stützen, und sagte in heiserem keuchendem Flüsterton: „Du weißt es?"

Sie neigte leise das Haupt.

„Und Du hast geschwiegen?"

„Konnte ich Dich anklagen? Du bist mein Vater!"

Er trat zurück und tastete sich mit wankendem Schritt bis zu der kleinen Bank unter dem Baum. Hier sank er schwerfällig nieder, daß die gebrechlichen Holzlatten sich unter seiner Wucht bogen, und schlug die Hände vor das Gesicht.

Aniela wandte sich ab. Es widerstrebte ihr, Zeugin des Kampfes zu sein, der offenbar in seiner Brust tobte, und es trat eine bange athemlose Stille ein. Man hörte die Tropfen von den Blättern langsam zur Erde fallen. Endlich erklang des Kantors Stimme rauh und gebrochen:

„Ja, ich that es. — Mit meinen Händen habe ich den Schurken erwürgt und verflucht sei die Stunde, in der er zum ersten Mal mein Haus betrat. — Ich war zu feige, mein Verbrechen einzugestehen, der Gedanke, die Achtung der Menschen in Verachtung verwandelt zu sehen, war zu entsetzlich. Und jetzt — jetzt tritt mein eigen Fleisch und Blut gegen mich auf."

„Nein Vater, Du bist sicher nach wie vor. Wir haben Beide bis jetzt diese Last stillschweigend, Jedes für sich getragen, meinst Du nicht, daß es leichter ist, wenn wir, die wir doch nun einmal aufeinander angewiesen sind, zusammen daran tragen?"

„Damit ich täglich und stündlich die furchtbare Anklage in Deinen Augen lese? — Nein! Ich konnte neben Dir her leben, trotz des Bewußtseins der Schuld, so lange ich glaubte, ich wisse allein darum; ich vermag es nicht mehr, seitdem ich weiß, daß meine Tochter in mir den Schurken, den ehrlosen Feigling sieht, der ich bin. — Es ist hart, fast sechzig Jahre alt zu werden und dann mit Fingern auf sich weisen zu lassen und zischeln zu hören: Der da, den wir Alle für das Muster der Rechtschaffenheit hielten, ist ein Mörder, und

Google

schlimmer als das, er duldete, daß ein Unschuldiger vier Jahre hindurch die Strafe erlitt, die ihm zukam. Auf der Anklagebank zu sitzen! Hunderte von mitleidlosen Augen auf sich gerichtet zu sehen! — Ach, es ist furchbar!"

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Du willst doch nicht sagen, daß Du gesonnen bist, Dich selbst den Gerichten zu überliefern?"

„Ja. Ich kann nicht leben, wenn meine Sicherheit auf den Lippen eines Mädchens liegt."

„Haben meine Lippen nicht vier Jahre hindurch zu schweigen verstanden?"

„Und wer steht mir dafür, daß sie im fünften Jahr schweigen?"

„Ich bitte Dich, Vater, lade nicht den entsetzlichen Vorwurf auf meine Seele, Dich in Schande und Unglück getrieben zu haben. Wir haben uns nicht immer so nahe gestanden, wie es zwischen den nächsten Blutsverwandten sein sollte, aber Du bist doch nun einmal mein Vater. Wir Beide sind die einzigen Menschen, welche um Dein Geheimniß wissen, und nichts in der Welt soll mich je dazu bewegen, gegen Dich Zeugniß abzulegen. Ich will fortgehn, wenn Dir mein Anblick eine Pein ist, will Alles thun, was Du willst, laß nur die unglückselige Geschichte ruhen."

Ueberwallende Gefühlsäußerungen waren zwischen diesen Beiden niemals Gewohnheit gewesen, es überschritt bereits das hergebrachte Maß von Vertraulichkeit, daß Aniela in diesem Augenblick ihre Hand auf die seine legte, und sie that es mit einer gewissen Schüchternheit, als fürchte sie, ihre Hand könne zurückgestoßen werden.

Aber es schien, als sei mit dem endlichen Eingeständniß seiner Schuld die Rauheit und Härte von ihm gewichen.

„Armes Ding," sagte er. „Du hast ein trauriges Leben neben mir gehabt, und es wird noch trauriger für Dich werden, denn Du hast in der ganzen Gotteswelt keinen einzigen Freund. Aber mache Dir keine Vorwürfe. Es ist gut, daß es so gekommen ist. Du bist nur der letzte Anstoß gewesen, der einen Entschluß zur Reife gebracht hat, welcher lange in mir entstand und nur mit der Furcht vor dem Urtheil der Menschen rang. Das Leben, wie ich es während der letzten vier Jahre geführt, war eine Qual. Ich sehnte mich danach, die Maske der Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit abzureißen, und zu denen, die mich mit ihrer Hochachtung zu Boden drückten, zu sagen: Ich bin ein erbärmlicher Mensch, ein Verbrecher, und schlimmer als das, ein Feigling, der sich hinter einem fremden Schilde schützt. Und immer, wenn ich diesen Entschluß zur Ausführung bringen wollte, fehlte mir der Muth, es erschien mir so entsetzlich, die Achtung der Leute, welche ich so lange Jahre hindurch besessen, zu verlieren, ich konnte die Worte nicht über die Lippen bringen. So verging die Zeit, und meine Schuld wuchs riesengroß an; ich zitterte davor, daß sie an den Tag kommen könne, und sehnte mich doch danach, wie nach der Erlösung."

Google

Eine Weile saß der Kantor still und regungslos da, dann begann er auf's Neue zu sprechen, halblaut, wie zu sich selbst, und mitten aus seinem Gedankengange heraus:

„Ja, er war ein hübscher Mann. Er kam oft in mein Haus; ich hatte damals noch nicht eine so untergeordnete Stellung wie jetzt; ich war Lehrer an einem Institut, und er benutzte meine Kenntniß der alten Sprachen, um Familienacten, die in lateinischer Sprache abgefaßt waren, zu ordnen und einen Auszug davon zu machen. Ich hatte kein Arg, daß er häufig kam, um sich mit mir zu besprechen, und es fiel mir auch nicht auf, daß — sie aufgeregt war und die Farbe wechselte, wenn er in's Zimmer trat.

„Ich hätte Häuser auf ihre Treue gebaut. Ich liebte sie, großer Gott, ja, ich liebte sie abgöttisch, und in den neun Jahren unserer Ehe hatte sich dies Gefühl eher gesteigert als vermindert. Sie war das Licht meines Daseins, sie herrschte so unumschränkt in meinem Herzen, daß das Kind kaum einen Platz daneben fand, und diesen Platz verdankte es eben nur dem Umstande, daß es ihr Kind war und ihre Züge trug.

„Ich war ein steifer, verschlossener, ruhiger Nordländer, ihre slavische lebhafte Schmetterlingsnatur entzückte und fesselte mich immer wieder auf's Neue, und ich war solch ein Narr, ihren süßen Worten Glauben zu schenken und mir einzubilden, sie liebe mich, und ich war blind. Ich sah nicht die verbuhlten Blicke, welche die Beiden sich zuwarfen, wenn ich über die Acten gebeugt saß, nicht die Händedrücke, welche sie wechselten. Die Spatzen auf den Dächern erzählten sich meine Schande, und ich wußte noch immer nichts. Wer hätte auch wagen sollen, mir die Augen zu öffnen; ich war als jähzornig bekannt und hätte jeden Verleumder zu Boden geschlagen, einem Lächeln von ihr würde ich mehr geglaubt haben, als hundert Anklagen. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß mein guter Name in den Staub gezerrt und befleckt werden könne.

„Und dann kam ein Tag —" der Kantor stieß einen rauhen, halb unterdrückten Schrei aus und preßte die geballten Fäuste gegen die Augen. „Dreizehn Jahre! Und in ihnen kein Tag, an welchem ich den Augenblick vergessen hatte, in dem ich entdeckte, daß jener Schurke sie, mein Weib verleitet hatte, mich zu verlassen und mit ihm zu fliehen!

„Ich war wahnsinnig, ich verfolgte ihre Spur mit der Ausdauer eines Bluthundes, der bereit ist, seinem Todfeind an die Kehle zu springen. Der entsetzliche Schlag hatte mein ganzes Wesen verändert. Ich haßte sie, die mein Herz und meinen guten Namen mit Füßen getreten hatte, jetzt ebenso sehr, als ich sie vorher liebte, und war nur des einen Gedankens fähig: Rache!

„Sie waren in's Ausland gegangen, ich besaß nicht die Mittel, ihnen zu folgen — dort ist sie in Armuth und Schande gestorben. — Er hatte sie verlassen, nachdem er ihrer überdrüssig geworden. — Sie schrieb mir — sie bat mich, ihr zu verzeihen; ich zerriß den Brief, — sie hat nie eine Antwort von mir erhalten.

Google

„Ich hatte meine Stelle verloren. Man konnte einen Menschen, der so unstät und desperat geworden, dessen Frau mit einem Anderen davongelaufen war, nicht brauchen. Die Schande fiel auf ihn zurück, und daß er obenein finster und menschenscheu wurde, verdarb ihm vollends jede Aussicht auf ein Fortkommen.

„Der verstorbene Pfarrer der hiesigen Kirche war mein Freund. Er hörte von meinem Unglück und bot mir, da ich musikalisch war, die Stelle des Kantors an seiner Kirche an. Er besaß Einfluß, und es war so gut, als hätte er die Stelle zu vergeben. Ich griff danach — es war doch ein Nothanker — und entfernte mich weit genug von dem Ort, wo ich Schiffbruch gelitten hatte. Freilich, das Kind mußte ich mit mir nehmen, was hätte ich sonst mit ihm anfangen sollen, ich besaß kein Geld, um es aus dem Hause in Pflege zu geben. Das Kind war mir eine lebendige Erinnerung an die Vergangenheit, ich verabscheute es; es glich seiner Mutter. Ich fürchtete seinen Anblick; ich fürchtete von seinen Lippen das helle Lachen zu hören, das die Aehnlichkeit vollständig gemacht hätte, und ich hielt es fern von mir, ich schloß es von dem Verkehr mit anderen Menschen ab, ich nahm ihm jede Freude, die Kindern sonst gewährt werden, ich verdammte es zur Einsamkeit, es sollte nicht lachen lernen. Es war anders als andere Kinder, still und in sich gekehrt, und es ging mir instinctiv aus dem Wege, als wisse es, daß mir sein Anblick eine Qual sei. Gottlob, es lachte nie!

„Die Jahre vergingen, aber keines milderte den Stachel in meinem Herzen.

„Ich galt für einen rechtschaffenen ehrenwerthen Mann, mein Name hatte einen guten Klang, und ich legte einen beinah krankhaften Werth auf die Achtung der Menschen, ich brüstete mich mit dem Ruf der Ehrenhaftigkeit und wachte mit eifersüchtigem Stolz darüber. Es war das Einzige, worauf ich noch im Leben Gewicht legte. Ah, und wenn ich in der Kirche auf der Orgel den sonntäglichen Lobgesang anstimmte und die Leute sagten: ‚Wie schön und zu Herzen gehend unser Kantor spielt,‘ dann sandte ich wohl in demselben Augenblick das leidenschaftliche Gebet zum Himmel, daß der Tag der Vergeltung für mich kommen möge.

„Und der Tag kam. Er wußte wohl nicht, daß ich hier sei, sonst hätte er seinen Fuß nicht hierher gesetzt. Ich war durch den Garten nach dem See hinabgegangen, um in der Gießkanne Wasser für die Blumenbeete heraufzuholen, es war gegen Abend. Da sah ich ihn vor mir stehen, wenige Schritte von mir, zwischen dem Schilf am Rande des Wassers, wir waren nur durch die niedrige Hecke getrennt, die den Garten vom Gemeindeanger scheidet. Er war ein wenig älter geworden, aber derselbe höhnisch lächelnde Ausdruck, dessen ich mich so genau erinnerte, lag auch jetzt noch auf seinen Zügen.

„Die Gießkanne entfiel meinen Händen. Das Geräusch veranlaßte ihn den Kopf nach mir zu wenden, und bei dem Anblick meines Gesichtes, das ihm etwas Entsetzliches weissagen mochte, wich er unwillkürlich einen Schritt

23*

Google

zurück. Er hatte ein gutes Gedächtniß und erkannte mich auf der Stelle. Noch eine Secunde und ich sprang über die Hecke, ich stand vor ihm und hatte ihn an der Kehle gefaßt.

„Er wollte um Hülfe rufen, aber er brachte keinen Ton hervor. Er rang mit der Kraft der Verzweiflung gegen mich, aber er war nur ein erbärmlicher Schwächling. Sein Sträuben und Ringen steigerte meine Wuth. Ich war in dem Augenblick nicht mehr als ein Thier. Das Blut war mir in den Kopf gestiegen, es brauste mir in den Ohren, ich wußte nichts von mir selbst, ich war in einem fürchterlichen Delirium. Fester und fester preßten sich meine Hände um seinen Hals. — Ueber sein Gesicht ging ein gräßlicher Ausdruck, dann sanken seine Arme mit zuckenden, krampfhaften Bewegungen herab, ich fühlte, wie sein Körper schwer wurde.

„Ich kam zur Besinnung, meine Finger lösten sich und gaben ihn frei: — Er fiel erst gegen mich, und dann zu Boden. — Es war geschehen!

„Als ich mich entsetzt, athemlos über ihn beugte und nach einer Spur des Lebens forschte, sah ich, daß die Zuckungen der Glieder nur noch die mechanischen Bewegungen der Nerven waren. Es war vorbei mit ihm. Ich hatte meine Rache gehabt — und ich war ein Mörder!

„Wie das schreckliche Wort sich meinem Bewußtsein aufdrängte, taumelte ich wie vom Schlage gerührt zurück, der kalte Schweiß trat mir vor die Stirn. Was? hinfort sollte mein Name gebrandmarkt sein? Die Leute, auf deren Achtung ich eitel war, würden das Recht haben, mit Fingern auf mich zu weisen? Das große Asyl der Verbrecher jenseits des Sees würde mich aufnehmen?

„Ich zitterte am ganzen Leibe. ‚Nein, nein und abermals nein!‘ schrie es in mir. ‚Niemand hat mich gesehen. Niemand wird Verdacht auf dich werfen.‘ Und ich wandte mich, von Entsetzen gejagt, und floh durch den Garten nach dem Hause zurück, indem ich instinctiv die Gießkanne, die vielleicht gegen mich zeugen konnte, vom Boden aufhob und mit mir nahm.

„In meiner Stube saß ich dann, den Kopf in die Hände vergraben, und wartete, ob man kommen werde, mich zu holen, mich anzuklagen. Jeden Augenblick glaubte ich verworrene Stimmen, Schritte zu vernehmen, die sich dem Hause näherten.

„Da — ich täuschte mich nicht, da kamen sie wirklich, ein Knäuel aufgeregter Menschen, die alle zugleich durcheinander schrien und sprachen.

„Ich raffte mich auf. Leichenblaß wankte ich zum Fenster. Die Zunge klebte mir am Gaumen, aber ich war bereit zu sagen: ‚Hier bin ich. Ich leugne nichts. Ich that es.‘ — Da rief mir einer aus dem Menschenhaufen zu: ‚Habt Ihr's noch nicht gehört, Kantor? Unten am See ist ein Mord geschehen, und sie haben den Mörder auf frischer That erfaßt! Es ist ein Maler, der seit gestern hier in der goldenen Krone logirt.‘

„Eine wahnsinnige Freude regte sich bei diesen Worten in mir. Der Verdacht war nicht auf mich gefallen.

Google

„Mechanisch beugte ich mich hinaus, und meine trockenen Lippen stießen die Worte hervor: ‚Hat er die That eingestanden?'

„‚Nein, natürlich nicht. Aber die Beweise liegen klar am Tage.'

„Weiter wälzte sich der Haufe, und ich blieb allein zurück. — Was sage ich! allein? — mit der ganzen Hölle, die in meiner Brust entfesselt war, und die mich von da an auf Schritt und Tritt begleitete.

„Die Untersuchung begann. Der Maler wurde verurtheilt. Eine ganze Kette unglücklicher Umstände sprach gegen ihn. Auf mich fiel nicht der Schatten eines Verdachtes, und ich schwieg, mir fehlte der Muth, mich freiwillig zu der That zu bekennen. Ich blieb nach wie vor in den Augen der Menschen der rechtschaffene achtungswerthe Mann, und glaubte, nur ich allein wisse hier auf Erden, daß ich ein Schuft sei. — Ich irrte mich. — Ha, ha, es wird sich hübsch ausnehmen vor Gericht, wenn die Tochter wider den Vater als Zeugin auftritt."

„Das wird niemals geschehen. In kurzer Zeit wirst Du wieder allein der Hüter Deines Geheimnisses sein."

Der Kantor wandte sich, und blickte seiner Tochter starr in's Gesicht, der sonderbare, beinahe irre Ausdruck desselben fiel ihm auf.

„Was willst Du damit sagen?"

„Meine Zeit ist um. Es hat mich gerufen, und ich muß dem Rufe folgen, ich mag wollen oder nicht. Und ich will, oh Gott ja, ich will. Tag für Tag habe ich darauf gewartet, daß es mir ein Zeichen geben werde. Ich war so müde, mich weiter durch das Leben zu schleppen, und als es endlich kam, da war es wie eine Erlösung."

Der Mann griff den Arm seiner Tochter und schüttelte ihn, als wolle er sie aus einem unnatürlichen traumhaften Zustande erwecken.

„Bist Du toll?" fragte er. „Du phantasirst!"

Aniela lächelte. „Hast Du nie davon gehört, daß es Menschen giebt, denen die Natur die entsetzliche Gabe mit auf den Lebensweg gab, kommende Ereignisse mit ahnendem Blick vorherzusehen? Du freutest Dich, daß ich nicht war wie andere Kinder, daß ich nicht lachte und froh war, und Du gabst Dir nie die Mühe, dem Grunde nachzuforschen."

Sie legte die Hand an die Stirn.

„Es war wie ein Druck, der hier auf mir lastete, als ich klein war. Als ich größer wurde, kam es allmälich, ganz allmälich über mich, und ich sah mit Grauen die Hand des Todes auf den Gesichtern der Menschen, die nach Ansicht anderer Leute noch frisch und gesund umhergingen.

„Als ich das erste Mal den entsetzlichen Anblick hatte, bedeckte ich die Augen mit der Hand und rief, indem ich unserer alten Magd einen frischen muntern Knaben zeigte: ‚Sieh das arme Kind, es ist todt!'

„Die gute Person erschrak und glaubte, ich spräche im Fieber, und als der Knabe nach drei Tagen vom Gerüst eines Baues fiel und an den Verletzungen starb, nahm sie mich bei Seite und zwang mir das Versprechen ab,

Google

nie mehr derartiges zu äußern, wenn ich nicht in den Ruf kommen wolle, eine Hexe zu sein. Und ich schwieg. Es graute mir vor mir selbst.

„Kannst Du Dir nicht denken, was für ein Gefühl das ist, wenn ein Mensch gesund und ahnungslos lächelnd bei Dir eintritt, und Du siehst den Stempel des Todes auf seiner Stirn?

„Ich floh die Menschen; ich wollte es nicht sehen, und doch trieb es mich unwiderstehlich immer wieder, sie heimlich zu beobachten, nach den Zeichen in ihren Gesichtern zu forschen. Ich beobachtete mich selbst, wenn ich vor dem Spiegel stand, mit einer Art neugieriger Spannung und dankte Gott, daß er mir Freundschaft und Liebe fern gehalten. Entsetzlich, wenn ich in den Gesichtern derer, die ich liebte, die furchtbaren Zeichen hätte sehen müssen!"

Der Kantor war unwillkürlich, wie in innerm Grauen vor seiner Tochter zurückgewichen. Es überschlich ihn die Empfindung, daß er jahrelang mit einer Wahnsinnigen unter einem Dach gelebt, ohne es zu wissen.

Sie errieth seine Gedanken.

„Ich bin nicht wahnsinnig in dem Sinne, wie Du es meinst. Vielleicht bin ich geisteskrank, insofern, als gewisse Organe in mir krankhaft ausgebildet sind. Ich habe viel darüber gelesen und nachgedacht, aber nie eine Erklärung dafür finden können."

Emphatisch die Hände zusammenpressend, fuhr sie fort:

„Wie es wohl thut, einmal sich auszusprechen, nicht immer und ewig darüber zu schweigen!

„Sagte ich nicht, daß ich Gott gedankt hätte, daß er mir Freundschaft und Liebe fern gehalten? — Sie kam aber doch, — ja, sie kam doch!

„Ich sah ihn eines Abends. Er kam sorglos pfeifend, seine Malgeräthschaften unter dem Arm über die Wiese jenseits der Stadt. Ich stand auf dem Kirchhof hinter dem Zaun. Er ging an mir vorüber, ohne mich zu sehen, aber er nahm den Hut ab, denn der Abend war warm, und die Sonne schien auf sein krauses blondes Haar und in sein heiteres lebhaftes Gesicht, und er lächelte vor sich hin, wie unter dem Eindruck eines glücklichen Gedankens.

„Mir war, als sei mit einem Schlage Alles um mich her verändert und schöner geworden. Ich fühlte den Sonnenschein als eine Wohlthat. Ich pflückte ein paar Blumen und sog mit Wonne den Duft ein, ja ich ertappte mich dabei, daß ich auf dem Heimwege ein Lied vor mich hin summte.

„Als ich über den Marktplatz an der goldenen Krone vorüberging, hielt ein Wagen vor der Thür des Gasthofs. Ein Herr war ausgestiegen und wechselte einige Worte mit dem Wirth. Es war ein kleiner schlanker Mann mit graugemischtem Haar und feinen scharfen Zügen. Ich sah ihn an, und — da war es! da war es wieder! — Mein Herz stand einen Augenblick still. Ich wußte, er war dem Tode verfallen, und zugleich stieg eine undeutliche Erinnerung in mir auf, daß ich dieses Gesicht schon einmal irgendwo gesehen. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm wenden, ich war wie er-

Google

starrt. Endlich, wie ich sah, daß mein Benehmen auffiel, schlich ich heim, und versuchte den Eindruck abzuschütteln. Aber es ließ mich nicht los.

„Eine furchtbare Unruhe und Aufregung hatte sich meiner bemächtigt. Ich kauerte am Fenster nieder und behielt die Thür des Gasthofs im Auge, hinter welcher der Fremde verschwunden war. Endlich nach Verlauf von zwanzig Minuten trat er wieder heraus und schlenderte quer über den Markt und dann in die schmale Gasse, die auf den nach dem Gemeindeanger und See hinabführenden Pfad mündet. Ich folgte ihm mit den Augen, immer noch unter dem Eindruck, daß ich ihn früher schon gesehen, und als er meinen Blicken entschwand, stand ich auf und ging zum Garten hinab. War er wirklich an den See gegangen, so konnte ich ihn von unserem Garten aus am besten beobachten.

„Vorsichtig bog ich das Hollundergebüsch zur Seite, ich konnte den Platz unter der Kastanie, und jenseits der Hecke den Gemeindeanger übersehen. Da, das Entsetzen lähmte mich, und wenn es mein eigenes Leben gegolten hätte, ich würde keinen Ton hervorgebracht haben."

„Sprich nicht weiter!" unterbrach sie der Kantor. „Was Du da sahst — ich habe es Dir erzählt, aber ich ertrage die Wiederholung nicht."

„Ah," meinte sie bitter, „Du erträgst es nicht? Meinst Du denn, ich hätte weniger gelitten als Du?

„Ich sah ihn, als sie ihn nach seiner Verurtheilung hierher brachten. Er ging zwischen zwei Gensdarmen, den Kopf gesenkt, das Gesicht sehr blaß und sehr schmal, das krause blonde Haar kurz abgeschnitten. Er lächelte nicht mehr, seine Lippen waren schmerzlich zusammengepreßt. Da hätte ich mein Leben darum gegeben, wenn ich das Lächeln in seine Züge hätte zurückrufen dürfen. Aber ich durfte nicht. Die Bande des Blutes legten mir eine Verpflichtung auf, die stärker war als alles Andere."

Der Kantor nahm die Hand seiner Tochter und drückte sie. Zum ersten Mal empfand er etwas wie Dankbarkeit gegen sie.

Aber ihre Finger lagen steif und kalt in den seinen, und bewegten sich nicht, um den Druck zu erwidern, und als habe sie sein Thun gar nicht bemerkt, fuhr sie fort:

„Die Mauern da drüben jenseits des Sees nahmen ihn auf, und Abends schlich ich hinunter an das Wasser und sah nach den erleuchteten Fenstern hinüber, hinter denen ich ihn wußte, und sein Bild stand Tag und Nacht vor meiner Seele. Ich sprach zu ihm und schloß dann die Augen und meinte, er müsse dastehn und mir Antwort geben. Es war mir, als sei er mein Eigenthum, so lange er dort blieb, und als würde ich ihn verlieren, sobald sich das Thor dort öffnete, um ihm die Freiheit zurück zu geben. Ich hätte mein ganzes Leben hindurch so fortträumen mögen.

„Und dann fingen die Neuarbeiten an der Kirche an.

„Ich stand vor der Thür, als der Director des Zuchthauses eines Tages vorüber ging, und ehe ich mich zurückziehen konnte, war er stehen geblieben,

Google

um ein paar Worte mit mir zu wechseln, wie das so seine Art ist. Er sprach von dem Bau, und fügte dann seufzend hinzu: „Ja, wenn wir nur erst einen geschickten Maler fänden, der uns die Fresken renovirt."

„Da kam es mir wie eine Eingebung, und ich sagte schnell: „Sie haben ja einen Maler da drüben unter Ihrer Aufsicht. Warum nutzen Sie diese Kraft nicht aus."

„Er sah mich verdutzt an, und erwiderte dann: ‚Wahrhaftig, Sie haben Recht. Sie sind ein kluges Mädchen; ich werde die Sache zur Sprache bringen und Ihres Rathes gedenken.'

„So kam es, daß er, der alle meine Gedanken beschäftigte, für einige Stunden am Tage wenigstens seinem traurigen Asyl entrückt wurde, um in der Kirche zu arbeiten. Er war in meiner unmittelbaren Nähe. Ich hatte nur nöthig, den Schlüssel zum Orgelchor zu nehmen, und die kleine Treppe zu benutzen, so konnte ich ihn sehen, jede seiner Bewegungen verfolgen.

„Er wußte kaum etwas von meiner Existenz. Ich war für ihn nicht mehr wie der bunte Stein, an den man beim Gehen achtlos mit dem Fuß stößt, und den man dann zum Zeitvertreib aufhebt und betrachtet, um ihn nach einer Weile wiederum achtlos fallen zu lassen. Er war seiner geliebten Kunst wiedergegeben und vergaß, daß seine Arbeit keine freiwillige war, und ich sah mit einem Schauer des Entzückens, wie das Lächeln in seinen Zügen wieder auflebte. Hie und da plauderte er mit mir, und was er sagte war für mich allein bestimmt, gehörte mir allein.

„Vater —" das Mädchen beugte sich zu dem Kantor nieder und es flammte blitzartig in den hellen Augen auf. „Von da an schwieg ich nicht mehr um Deinetwillen allein. Ich wußte, daß ich ihn verloren haben würde, sobald meine Lippen verriethen, was ich wußte. Es lag ein entsetzlicher Reiz darin, sich zu sagen, daß ich nur ein Wort zu sprechen brauche, um ihn der Freiheit und dem Leben zurück zu geben, und daß dieses Wort für immer ungesprochen, daß er mein bleiben werde.

„Zuerst erschrak ich vor dem Abgrund von Schlechtigkeit in mir. Dann aber fragte ich mich, welche Berechtigung er denn habe, glücklich zu sein, da doch das Leiden die Welt beherrscht, und welchen Anspruch auf Freiheit er erheben könne, während Tausende sich ohnmächtig gegen die eiserne Hand des Schicksals sträuben, die sie unerbittlich zu Boden drückt?

„Da kam Bianca Hertenfelt, und mit dem sorglosen Freimuth der wirklichen Besitzerin nahm sie das für sich in Anspruch, was ich zu halten glaubte. Sie bot mir Freundschaft dafür, wahre echte Freundschaft. Das hatte mir noch Niemand geboten, und ich fühlte eine sonderbare Umwandlung mit mir vorgehen. Der eifersüchtige Haß, den ich gegen sie genährt, ging in heiße, leidenschaftliche Dankbarkeit über. Ich hätte ihr die Sterne vom Himmel holen mögen, um ihr einen frohen Augenblick zu bereiten.

„Und sie verlangte nur Eines, — und gerade dieses Eine konnte ich

Google

nicht erfüllen. Sie verlangte seine Freiheit, und mir waren die Hände gebunden."

„Du sollst Deinen Willen haben," sagte der Kantor bitter. Er war aufgestanden und schickte sich an, gesenkten Hauptes den Heimweg anzutreten, als in seiner unmittelbaren Nähe in dem Hollundergebüsch ein trockener Zweig am Boden knackte und brach, als sei ein unvorsichtiger Fuß darauf getreten, gleich darauf schlug der Schall eiliger sich entfernender Schritte an das Ohr der beiden Aufhorchenden.

Es hatte aufgehört zu regnen, und die Dunkelheit war völlig hereingebrochen, nur am Horizont zeigte ein heller Schimmer hinter den Wolken, daß der Mond aufgegangen sei, und bei diesem unsicheren Schein blickten Vater und Tochter einander entsetzt in die Augen. Keines von ihnen wagte der plötzlichen Entdeckung Worte zu geben.

Endlich sagte der Kantor leise: „Wir haben einen Zeugen gehabt. Die Entscheidung ist aus meiner Hand genommen."

„Noch hast Du Zeit zur Flucht."

„Um nachher steckbrieflich verfolgt und zu Boden gehetzt zu werden? Nein. Und selbst, wenn es mir gelänge zu entkommen, ich kann nicht vor mir selbst fliehen."

Er ging dem Unvermeidlichen mit Entschlossenheit entgegen. In das Haus zurückkehrend, nahm er den Hut vom Nagel und bürstete ihn mit einer gewissen peinlichen Sorgfalt ab. Dann griff er zum Stock, mechanisch aus alter Gewohnheit. Im Begriff, aus der Thür zu gehen, wandte er sich auf der Schwelle um, als besinne er sich plötzlich, daß seine Tochter da sei, und sagte:

„Du brauchst nicht auf mich zu warten. Ich komme wahrscheinlich nicht wieder."

Einer seiner Schüler begegnete ihm, als er mit stetigem festem Schritt über den Marktplatz nach der Wohnung des Amtsrichters ging. Der Junge riß die Mütze vom Kopf und wunderte sich, daß der Kantor den Gruß gar nicht zu sehen schien.

Dieser zog die Glocke an der Thür des Amtsrichters, und als auf seine Frage die Magd erwiderte, der Herr sei zu Hause und zu sprechen, ging er geradeswegs nach dessen Arbeitszimmer.

Er fand ihn bei der Lampe am Schreibtisch sitzend und mit allen Anzeichen des Erstaunens einem aufgeregten Bericht Herrn Windlers, des Apothekers, lauschend, der ihm erzählte, wie er in der Dämmerstunde zum Kantor hinübergegangen sei, aber im Hause Niemand getroffen, dagegen die Thür nach dem Garten offen gefunden habe, und in der Hoffnung, der schönen Aniela dort zu begegnen, trotz des Regens zum Garten hinabgegangen sei, wie er dann Stimmen gehört habe, und wirklich und wahrhaftig nicht in der Absicht zu horchen, die Schritte nur ganz unwillkürlich dämpfend, dem Klange

Google

gefolgt sei. Was er aber da gehört, habe ihn vor Schreck regungslos still stehen lassen.

Und nun folgte eine unzusammenhängende verwirrte Erzählung, welcher der Kantor ein Ende machte, indem er, eintretend, den Apotheker ohne Umstände bei Seite schob.

Der Schein der Lampe fiel voll auf sein aschfarbenes Gesicht, bei dessen Anblick der Amtsrichter sich unwillkürlich erhob, und er sagte entschlossen:

„Ja, ich that's. Ich tödtete vor vier Jahren unten am See den Mann und übergebe mich jetzt der Gerechtigkeit. Sie mag mit mir nach Verdienst verfahren."

Obgleich Herr Windler sich eidlich zu vorläufigem Stillschweigen verpflichtet hatte, verbreitete sich die Nachricht von dem Vorfall dennoch mit unbegreiflicher Schnelligkeit, und brachte das sonst so friedliche Städtchen in Aufregung.

Die Schuljugend wußte es schon, die vor der verschlossenen Thür des Kantorhauses lärmte. Auf dem Markt standen die Leute in Gruppen zusammen. Die Meisten glaubten es nicht, der Mann hatte in zu großem Ansehen gestanden.

Der Amtsrichter hatte sofort seine vorgesetzte Behörde telegraphisch benachrichtigt. Die Herren trafen in Begleitung eines bekannten Irrenarztes ein, der die völlige Zurechnungsfähigkeit des Kantors feststellte. Dann wurde seine Aussage zu Protokoll genommen, und ein Beamter reiste nach dem Ort hin, wo Jener die ersten Jahre seiner Ehe verlebte, um Erkundigungen einzuziehen.

Es ging Alles den nüchternen geschäftlichen Gang. Die Zeitungen waren voll davon, nur durch die Mauern jenseits des Sees drang nichts von Allem. Es war den Aufsehern verboten, mit den ihrer Aufsicht Anbefohlenen über das was draußen vorging zu sprechen, und der Maler war in Folge dessen ahnungslos bei seiner Arbeit in der Kirche beschäftigt, als die gerichtliche Commission eintrat, welche kam, um ihm die Freiheit zu verkünden.

Mit einem Lächeln auf den Lippen wandte er sich.

Er that soeben die letzten Pinselstriche an der lichten Gestalt, die mit einer sanften Neigung des blonden Hauptes dem Vordringen der Nacht ein Ziel setzt, und mit strahlendem Lächeln auf das Kreuz deutet, welches sie mit dem linken Arm umfaßt. Diese Gestalt trug die Züge Bianca Hertenfelts, und der junge Künstler empfand mit stolzer Befriedigung, daß er sich in diesem Bilde ein bleibendes Denkmal gesetzt habe, und daß noch nie zuvor ein Werk wie dieses aus seiner Hand hervorgegangen sei. Er glaubte, man käme, um das Bild zu betrachten, aber es wurde ihm ganz sonderbar zu Muth, als er auf den Wunsch der Commission in das Kirchenschiff herabkam, und Herrn Hertenfelt bemerkte, welcher ihm beide Hände entgegenstreckte.

Google

Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte, und zauderte unschlüssig, aber der alte Herr nahm ihm jeden Zweifel, indem er lebhaft rief:

„Ich habe viel an Ihnen gut zu machen, junger Freund. Diese Herren hier werden Ihnen sagen, weshalb wir gekommen sind, ich sage Ihnen nur: Bianca erwartet Sie, und mit ihr noch Jemand — Jemand, dem sie stets, troß mancher leichtsinniger Streiche, ein guter Sohn gewesen sind."

Der junge Mann war wie betäubt. Er konnte sich den Zusammenhang nicht erklären, und die Wirklichkeit, daß er der Freiheit, dem Leben und Glück wiedergegeben sei, drängte sich ihm erst als Thatsache auf, als er nach Beendigung der nothwendigen amtlichen Formalitäten neben dem alten Hertenfelt im Wagen saß, und jetzt ganz ruhig von der Vergangenheit zu sprechen vermochte, während dem alten Herrn die Thränen in den Bart rannen, und er die schmale Hand des jüngeren Gefährten, dem er einst in der Heftigkeit die Thür gewiesen, ab und zu herzhaft drückte. Und dann bog der Wagen durch das Hofthor und hielt vor dem Herrenhause und eine leichte schlanke Gestalt flog die Treppe hinab und umschlang den Hinausspringenden mit weichen Armen und zog ihn dann hinauf, wo in der Hausthür eine alte Frau mit weißem Haar seiner wartete — seine Mutter.

Später am Tage, als die hochgehenden Wogen des stürmischen ersten Glückes sich etwas beruhigt hatten, saßen sie im Garten beisammen und entwarfen frohe sonnige Zukunftsbilder. Herr Hertenfelt ging mit der Cigarre auf und nieder und warf ab und zu ein Wort mit hinein.

Die Ankunft der Postsachen, sonst auf dem Lande ein Ereigniß, ging in diesem Augenblick spurlos an den Glücklichen vorüber. Nur der Hausherr widmete den Zeitungen einige Aufmerksamkeit, und warf seiner Tochter einen Brief zu, welcher zwischen ihnen gelegen hatte.

„Für Dich, Bianca."

„Für mich? Wer kann mir denn hier aus der Stadt schreiben? Die Handschrift ist mir außerdem ganz unbekannt."

„Das Einfachste wäre jedenfalls, Du öffnetest den Brief, und sähest nach der Unterschrift," meinte ihr Vater trocken.

„Oh wie Du immer Recht hast, Väterchen," lachte sie, und riß nun das Couvert mit einiger Ungeduld auf.

Der Brief enthielt nur wenige Zeilen:

> „Gottes Segen über Dich und ihn. Ich bin sehr einsam und unglücklich gewesen mein ganzes Leben hindurch. Du warst das einzige Wesen, das mir Freundlichkeit entgegengebracht und menschlich warme, wohlthuende Empfindungen in mir erweckt hat, und ich danke Dir dafür. Wir werden uns nicht mehr sehen, aber es macht mich froh, in diesem Augenblick noch daran zurückzudenken. Lebewohl. Aniela."

„Wie egoistisch das Glück macht!" rief Bianca, den Brief sinken lassend. „Ich hatte das arme Mädchen vergessen. Wie einsam und verlassen sie sich

Google

gefühlt haben mag. Und klingt es nicht, als sei dies ein Abschiedsbrief? Höre Väterchen, wenn Du nicht willst, daß ein Schatten für mich auf diesen Tag fällt, so mußt Du schon so lieb und gut sein, und noch einmal zur Stadt fahren, und das arme Kind zu uns herausbringen. Wir haben wahrhaftig die Verpflichtung, uns ihrer anzunehmen."

Herr Hertenfelt machte Einwendungen, versprach am folgenden Morgen hereinzufahren, aber seine Tochter ließ ihm keine Ruhe und bat und schmeichelte so lieblich, daß er ihr endlich den Willen that, und so hatten die Bewohner des Städtchens gegen Abend noch einmal das interessante Schauspiel, den Hertenfelt'schen Wagen auf dem Marktplatz halten zu sehen.

Doch gerade in diesem Augenblick kümmerte man sich nicht sonderlich darum. Es schien, als ob ein Ereigniß die Gemüther beschäftige. Die Leute standen vor den Thüren und flüsterten zusammen und gesticulirten lebhaft.

Der alte Herr fand die Thür des Kantorhauses verschlossen. Er läutete und klopfte, aber Niemand antwortete. Endlich kam der Wirth der goldenen Krone herübergelaufen und sagte:

„Entschuldigen Sie, aber in dem Hause da wohnt Niemand mehr."

„Wo ist denn das Mädchen hin, die Tochter des Kantors?"

„Die ist todt."

„Todt? Aber das ist ja gar nicht möglich! Meine Tochter hatte doch noch heute, soeben erst einen Brief von ihr."

„Das Unglück ist auch eben erst, d. h. vor drei Stunden geschehen. Die Aniela ist im See ertrunken. Ich denke mir, sie hat Wasser schöpfen wollen, wenigstens stand der eine ihrer hölzernen Krüge noch auf dem Floß, während der andere im Wasser schwamm, und da hat sie wahrscheinlich das Gleichgewicht verloren, und ist kopfüber in den See gestürzt. Unter uns gesagt, dieses plötzliche Ende, an und für sich so traurig, ist für das arme Ding vielleicht ein Glück. Was hätte aus ihr werden sollen?"

Google

Victorien Sardou.

Ein literarischer Essay.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Von den neuen Dramatikern Frankreichs hat Victorien Sardou in Deutschland die größten Erfolge aufzuweisen. Zu einer Zeit, in welcher sich die Akademie, die bereits Augier aufgenommen hatte, noch spröde gegen ihn zeigte und die Revue des deux mondes in ihren Schauspielkritiken zögerte, die Boulevardserfolge Sardous mit denen jener im Theâtre français siegreichen Rivalen in eine Linie zu stellen, hat die deutsche Schauspielkritik bereits seine Bedeutung rückhaltlos anerkannt. Und in der That hat Sardou in seinen Werken einen dem deutschen Wesen sympathischen Zug, der noch mehr hervortreten würde, wenn ihn nicht die Usancen der französischen Bühne in ein gewisses Schema bannten, in welchem sich sein Talent nach unserer Ansicht nicht ganz behaglich fühlen und durchaus nicht seine ganze Eigenart zur Geltung bringen kann.

Victorien Sardou hat anfangs wissenschaftliche Anläufe genommen, ehe er der Muse der Bühne huldigte. Zu Paris im Jahre 1831 geboren, widmete er sich zuerst der Medicin, während er später mehr historische Studien trieb. Seine Lebenslage war nicht derart, daß sie ihm erlaubt hätte, sich ausschließlich für seine künftige Laufbahn vorzubereiten: er mußte Stunden in verschiedenen Lehrfächern geben, Beiträge für Zeitschriften und Wörterbücher beisteuern, nur um seine Existenz fristen zu können. Um des Erwerbes willen wandte er sich auch zuerst der Bühne zu: doch sein erstes Stück „Taverne des étudiants“, obschon im Pariser Quartier latin, am Odéon (1854) aufgeführt, machte ein entmuthigendes Fiasko. Sardou kehrte wieder zu den

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ernsteren Wissenschaften zurück; ja er hatte in seinem ganzen Wesen einen mystischen Zug, der durchaus nicht zum Cultus der heiteren Thalia zu passen schien: er war ein Adept der neuen Geheimwissenschaften, der Magie des 19. Jahrhunderts, obschon damals die Home und Slade noch nicht von sich sprechen machten; doch es gab in Paris stets eine große Gemeinde, welche diesem Cultus anhing. Wir selbst haben die magnetischen Vorlesungen des Baron Dupotet im Palais-Royal wiederholt besucht und den Experimenten beigewohnt, welche dort mit männlichen und weiblichen Somnambulen vorgenommen wurden. Jedenfalls war Victorien Sardou ein tiefsinniger Kopf und auch sein Aeußeres erinnerte in keiner seiner Lebensepochen an einen flotten Lebemann, wie sie im Theater, im Parquet, im Foyer und hinter den Coulissen oft zu finden sind. Zur Zeit, als ich seine Bekanntschaft machte, hätte man den langhaarigen jungen Mann für einen deutschen Candidaten der Theologie halten können, freilich nur bei oberflächlichem Anblick; denn er hat etwas Feingeistiges in seinen Zügen, deren Schnitt durchaus interessant und anziehend ist. Einem von Bonhommie strahlenden, von Lebenslust übersprudelnden Lustspieldichter, wie es deren ja zu allen Zeiten gegeben, sah Sardou durchaus nicht ähnlich.

Der junge Gelehrte wandte sich indeß wieder der Bühne zu, nachdem er Mademoiselle von Brécourt geheirathet, deren Beziehungen zum Theater, besonders zu der berühmten Soubrette Mademoiselle Dejazet ihn wieder zur Laufbahn des Dramatikers zurückführten. Diesmal hatte er besseren Erfolg. Bei seiner großen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit experimentirte er in den verschiedensten Genres, verfaßte romantisirende Dramas, excentrische Possen, errang aber seine Haupterfolge auf dem Gebiete des eigentlichen Lustspiels, besonders am Gymnase- und Vaudevilletheater. Es war die Zeit von 1861—66, die sein hervorragendes Renommée als Bühnendichter entschied. Noch verschlossen sich ihm die vornehmeren Kunststätten und die Akademie; doch auch diese wußte er sich zu erobern, nicht ohne manches von seiner Eigenart aufzugeben, um der Schablone der am Théâtre français herrschenden Comédie larmoyante gerecht zu werden. Auch die vornehme Kritik der Revue des deux mondes, die ihn anfangs nicht als voll passiren ließ, zog allmählich andere Saiten auf und jetzt steht er allgemein anerkannt als ebenbürtiger Dramatiker neben Augier und Alexandre Dumas, denen er durch seine rastlose Productivität, ein unleugbarer Vorzug für einen Lustspieldichter, durch die Findigkeit in Bezug auf interessante Stoffe und durch seine Allgegenwart in allen Genres und auf allen Bühnen überlegen ist, wenngleich ihn wiederum Augier in Bezug auf Vornehmheit des Stils und Feinheit psychologischer Entwickelung, Dumas durch markige Energie der Darstellungsweise und ein sittliches, wir möchten sagen reformatorisches Pathos, so zweifelhaft auch dessen Berechtigung sein mag, übertrifft.

Die großen Erfolge seiner rastlosen Feder verschafften Sardou das schöne Besitzthum in Marly, wie einst Scribe durch die finanziellen Erträgnisse seiner Stücke in den Stand gesetzt worden war, sich jenes Palais zu kaufen, welches

Google

durch seine Inschrift den vorüberziehenden Wanderer daran erinnerte, daß der Dichter dieses Schloß auch ihm verdanke; denn wer hätte nicht sein Scherflein dazu beigesteuert durch den Besuch der Scribe'schen Stücke? Die Genossenschaft dramatischer Autoren in Frankreich sichert denselben den vollen Ertrag der Tantième von allen Bühnen und da außerdem die Pariser Theater für das Vorzugsrecht, daß ihnen die Stücke zugewendet werden, noch besondere Prämien zahlen, so ist das Einkommen der Dramatiker jenseits des Rheins ein ganz erhebliches. Doch noch eine andere glänzende Einnahmequelle hat sich für Sardou eröffnet, das Ausland, besonders Deutschland.

Ich besinne mich noch, daß bei einem Spaziergang über die Boulevards im Jahre 1866 Sardou sich bei mir bitter über die geringen Einnahmen beklagte, die ihm aus Deutschland zuflössen, so oft auch dort seine Stücke gegeben würden. Wie ganz anders ist das seitdem geworden! Sardou und die übrigen beliebten französischen Dramatiker erhalten in Deutschland größere Honorare als deutsche Autoren; denn auch die Bühnen in den deutschen Hauptstädten bezahlen wie diejenigen in Paris Prämien für das Vorzugsrecht der Aufführung und das sind oft Summen, welche für viele deutsche Dramatiker an Rheingold und andere sagenhafte Schätze erinnern. Unsere Agenten antichambriren bei Sardou, um sich den Rang abzulaufen; unsere Bühnen verwenden auf ein Sardou'sches Ausstattungsstück immense Summen — kurz, Sardou kann auch für den erfolgreichsten deutschen Dramatiker der Neuzeit gelten. Und noch mehr, er hat hier Schule gemacht; zahlreiche Jünger schwören zu seiner Fahne; er ist dem deutschen Naturell sympathischer als Augier und der jüngere Dumas; darum knüpft gerade an ihn unsere moderne Salonkomödie an; ja es giebt manche Autoren, die ihm abgeguckt haben, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und selbst mit diesen Aeußerlichkeiten noch ganz anständige Bühnenerfolge in die Tasche stecken. Sardou besitzt eine Technik, welche in der That viel Erlernbares hat für Nachahmer, die sich auf dies Studium verlegen und durch's Fenster zu zeichnen verstehen. Daß das elegante Salonstück bei uns durch die französischen Meister Mode geworden, wollen wir nicht tadeln, es ist ein Gegengewicht gegen die stillosen Schwänke; aber es giebt bei uns jüngere Autoren, welche alle Details Sardou's nachdrechseln und nachciseliren, natürlich auch die Schwächen seiner Compositionsweise mit hinübernehmen auf Kosten deutscher Eigenart und deutscher Komik.

Jedenfalls ist Sardou jetzt eine dramatische Großmacht jenseits und diesseits des Rheins und ein literarisches Charakterbild des Modedichters zweier Nationen darf deshalb gewiß auf Antheil rechnen.

*

Sardou ist ein Zeitdichter und Sittenmaler, der aus dem realen Leben schöpft, obschon er sich auch im historisch-romantischen Genre versucht hat; er bringt indeß nicht blos das kleinbürgerliche Genrebild, nicht blos die Herzensconflicte des Salons auf die Bühne, auch das politische, religiöse, sociale

Google

Zeitbild. Er ist nicht blos Menander, er hat eine Ader von Aristophanes. Doch seine Fundgrube ist das moderne Leben, er verwerthet seine Erfahrungen, seine Beobachtungen. Den neueren Naturalisten freilich geht er nicht weit genug in seiner Darstellung der Lebenswahrheit, er hat ja noch ein künstlerisches Gewissen, Aufbau, Technik; er hat Respect vor den sogenannten Vorurtheilen des Publikums; er würde nie eine Prügelei in der Waschküche, wobei die eine Kämpfende mit dem Wäschschlägel an unsagbarer Stelle gebläut wird, oder das delirium tremens auf die Bühne bringen wie Zola in L'Assommoir; er hat nicht den Muth, dem Leben in solcher Weise seine Documente abzufordern. Deshalb wird er auch von Zola als ein Zurückgebliebener charakterisirt, wie denn das ganze Drama dem Fortschritt, den der Roman gemacht hat, noch nicht folgen kann. Sardou ist für Zola der Jünger Scribe's, der Vertreter des Intriguenlustspiels, der Handlung um jeden Preis: „Seine große Eigenschaft ist die Bewegung; er hat nicht das Leben, er hat die Bewegung, eine verteufelte Bewegung, welche alle seine Personen mitfortreißt und der es bisweilen gelingt, über sie zu täuschen; man glaubt, sie seien lebendig und sie sind doch nur gutgearbeitete Marionetten. Der Geist, die Geschicklichkeit, die Witterung des Actuellen, eine große Kenntniß der Bretter, ein ganz besonderes Talent für die Episode, verschwenderisch ausgestreute und lebendig ausgeführte Details. Das sind die vorzüglichsten Eigenschaften Sardous, aber seine Beobachtung ist oberflächlich; seine Stoffe sind überall aufgegriffen und geschickt zusammengefädelt. Die Welt, in die er uns führt, ist eine Welt von Pappe, bevölkert mit Zappelmännchen. Man fühlt, wie in jedem dieser Werke der feste Boden unter ihm weicht. Immer findet sich eine unannehmbare Intrigue, ein falsches, bis zum Extrem gesteigertes Gefühl, welches dem ganzen Stück zum Angelpunkt dient. Diese Stücke sind maßlos vergrößerte Vaudevilles, deren Komik Grimasse ist." Immerhin wird Sardou von Zola als Vorläufer und Vorarbeiter des Naturalismus anerkannt; die genaue Darstellung der alltäglichen Existenz ist sein Verdienst; er hat dem Publikum den Geschmack daran beigebracht.

In diesem Urtheil Zola's ist bei aller Einseitigkeit viel Zutreffendes. Sardou ist ein Realist, ein scharfer Beobachter des menschlichen Lebens, und er hat die für einen Lustspieldichter unerläßliche Eigenschaft, die Schwächen der Menschen von ihrer ergötzlichen Seite aufzufassen und im Spiegel einer heiteren Darstellung aufzufangen. Er ist ein Realist, der nicht bis zu den Rohheiten des Naturalismus fortgeht, die sich zum Theil, wie auch Zola zugeben muß, auf der Bühne von selbst verbieten. Was oben der scharfe Kritiker von der „Welt von Pappe" sagt, in die uns Sardou einführt, das hat ebenfalls sein gutes Recht, wenn auch in etwas anderem Sinn als es Zola meint: die Bühnenschablone, die das neue französische Theater beherrscht, ist für Sardou eine maßgebende gewesen und von Stück zu Stück es mehr geworden. In meiner Darstellung des „Französischen Dramas und Theaters unter dem Kaiserreich" sage ich: „Uns scheint, daß bisher nicht der Punkt

Google

getroffen wurde, welcher der Quellpunkt für die Eigenthümlichkeit dieses Autors ist. Sardou hat von allen neuen französischen Dramatikern die größte Begabung für das echte Lustspiel und sein scharfes satyrisches Talent liegt fortwährend mit den Anforderungen der Comédie larmoyante im Streit. Der für ein französisches Publikum unerläßliche Beisatz des Rührenden liegt nicht in seiner Sphäre. Er ist ein Meister in der Schilderung der Lächerlichkeiten; als englischer und deutscher Dramatiker würde er sich dieser Meisterschaft mit Behagen hingeben können; als französischer muß er auf die Schnupftücher des Publikums Rücksicht nehmen. Indem er eine ernstere auf das Gemüth wirkende Handlung in seine satyrischen Erfindungen hineinbaut, eine Handlung, die ihm selbst wenig sympathisch ist, erhalten seine Stücke den Charakter des Zusammengestückelten; es fehlt seinen Compositionen die Einheit, nicht blos die Einheit der Handlung, wie die französischen Kritiker ihm mit Leidenschaft vorwerfen, sondern, was noch weit schlimmer ist, die Einheit der Stimmung. Hierin sind Augier, Dumas, Feuillet glücklicher; sie gehen in erster Linie auf psychologische Analyse aus, welche für Ernst und Scherz ein gleichmäßigeres Element bietet; Sardou mit seinen satyrischen Intentionen stößt auf spröderen Widerstand, wo seine Handlung eine ernste Wendung nimmt."

In einigen seiner ersten Stücke, in denen diese Wendung nicht so entscheidend hervortritt, machen die Vorzüge seines Talents sich nach unserer Ansicht am meisten geltend. Wir können hier von „Monsieur Garat" und „Les Près Saint Gervais" (1860) absehen, ebenso von dem Künstlerdrama: „Piccolin" mit seinen malerischen Tableaux, von dem Feenstück „Don Quixote" mit seinen phantastischen Illustrationen, die an Zeichnungen von Doré erinnern, von dem Drama: „La Perle noire" mit dem Eingriffe des Wunderbaren und den Reminiscenzen an Rossinis „Diebische Elster", von dem noch romantischeren Drama: „Les diables noirs" und der übermüthigen Palais-Royal-Posse „Les pommes du voisin"; wir führen diese Dramen nur an, um zu zeigen, wie Sardou nach allen Seiten hin expermentirte, wobei er dem Charakter der verschiedenen Pariser Theater, für welche er seine Stücke bestimmte, volle Rechnung trug, aber diese Stücke zeugen nur von seiner virtuosen, in allen Sätteln gerechten Bühnengewandtheit, sie liegen alle außerhalb der geraden Linie seiner Entwickelung als dramatischer Autor.

Die beiden Werke, in denen er zuerst seine Befähigung für das echte Lustspiel am glänzendsten documentirte, sind „Les Pattes de mouche" und „La Famille Bénoiton", und zwar nach verschiedenen Richtungen hin. Das erste ist eins der lustigsten Situationsstücke der neueren Bühne, das zweite eins der besten satyrischen Charaktergemälde.

„Les Pattes de mouche", unter dem Titel „Der letzte Brief" auch auf deutschen Bühnen oft gegeben, ist eigentlich nur ein dramatisches Versteckspiel, aber mit köstlichem Humor und mit einer unerschöpflichen Erfindungsgabe durchgeführt. An den etwas gewagten Voraussetzungen, die man Sardou zum Vorwurfe macht, fehlt es freilich auch in diesem Stücke nicht. Doch da

Google

das Tempo desselben durchweg Scherzo ist, so nimmt man's damit nicht so genau und läßt sich auch eine Möglichkeit gefallen, die sich nicht ganz leicht zu legitimiren vermag. Mindestens hat der Autor nichts versäumt, was zu diesem Zwecke dienen kann. Da befinden wir uns in einem Schlosse, das seit drei Jahren unbewohnt und unberührt geblieben, seitdem die Tochter der Schloßherrin einen Herrn Vanhove geheirathet hat. Die Domestiken sind damit beschäftigt, alles abzustäuben; nur die Biscuit-Statuette der Flora darf nicht berührt werden; so ist's der Wille der Seligen gewesen, nachdem der Zephyr auf dem Postament gegenüber bei den früheren Reinigungsarbeiten heruntergestoßen und in tausend Stücke zerbrochen wurde. Man könnte leicht das so in's Detail gehende Domestikengeschwätz für müßige shakespearisirende Arabesken halten; doch man sieht bald, daß es sich hier um ein für die Handlung sehr wichtiges Motiv handelt. Ehe Clarisse, die jetzige Frau Vanhove, ihren Gatten heirathete, hatte sie eine kleine Liaison mit Prosper von Block; sie war eine junge Pensionärin, sie schrieben sich Briefchen, die alle unter der Flora eine Stelle fanden. Eines Tages aber war Clarisse nach Paris gereist, um dem Willen der Mutter gemäß Herrn Vanhove zu heirathen; vorher hatte sie aber an Herrn von Block einen Brief geschrieben, in dem sie ihm alles anvertraute, ihn nach Paris zu kommen einlud — doch Herr von Block kam nicht. Er hatte sich an demselben Abend im Park zwar keine Erkältung, aber doch ein Duell zugezogen und lag längere Zeit an den Wunden darnieder, bis er von Clarissens Verheirathung erfuhr. Aber dieser letzte Brief, den er nie erhalten, dieser für Frau Vanhove so compromittirende Brief — er muß noch unter der Flora liegen.

Das ist die Grundlage des Stückes, und sie ist recht künstlich zusammengebaut. Prosper von Block ist inzwischen in China gewesen und jetzt von dort zurückgekehrt. Clarissens Enthüllungen überzeugten ihn, daß der Brief noch vorhanden sein muß. Prosper hat um Clarissens Schwester angehalten: Clarisse wünscht diese Ehe nicht im Hinblick auf ihre Antecedentien. Jetzt beginnt die Jagd nach dem Briefe — Prosper und Clarisse suchen sich desselben zu bemächtigen. Eine Freundin Clarissens, Susanne, wird mit in das Geheimniß eingeweiht. Wie der Brief unter der Vase hervorgeholt wird, herunterfällt, wie sich Prosper desselben bemächtigt: dies ist alles mit der geschicktesten Bühnenmache ausgeführt. Die folgenden Acte bringen die weiteren Schicksale dieses letzten Briefes, die wirklich mit der glücklichsten Laune erfunden sind: er wandert sogar in's Feuer, wird aber dort noch herausgerettet, fliegt zum Fenster hinaus, wird von einem der Jäger, der zugleich ein eifriger Käfersammler ist, als Papierhülse für einen Hirschkäfer benutzt, den er in der Flinte mit nach Hause nimmt; zuletzt wird seine leere Seite für einen anderen Liebesbrief verwerthett, dessen Schicksale wiederum höchst merkwürdig sind. Der Doppelbrief geräth in die gefährlichsten Hände, bis ihn Herr von Vanhove selbst verbrennt. Prosper und Susanne, die Mitwisserin, die sich für ihre Freundin Clarisse opfert, werden ein Paar.

Google

Das Stück hat keine Tendenz, keine moralische oder unmoralische Etikette; es ist keine Satyre auf Zustände oder Persönlichkeiten darin enthalten; aber es ist höchst ergötzlich und spannend und die Handlung von einer rastlosen Beweglichkeit. Es zeigt viele feinkomische Ciselirarbeit, wie in der köstlichen Scene, in welcher der unreife Paul den Weltreisenden Prosper fordert, und dieser ein japanisches Duell in Vorschlag bringt; auch die Charaktere, besonders Prosper und Susanne, wie man auch über die Plötzlichkeit denken mag, mit der sie zusammengeführt werden, haben joviale Frische, während der eifersüchtige Herr von Vanhove und seine Freunde mit dem Vexirspiegel des Humors aufgefangen und mit scharfer Silhouettenscheere ausgeschnitten sind.

Dies Lustspiel war ohne Frage das verheißungsvollste von Sardous Erstlingsstücken.

Gegenüber der dramatischen Escamotage, die in „Der letzte Brief" sich so glänzend bewährt, lenkt „Die Familie Benoiton" in das ruhigere Fahrwasser des Lustspiels ein, ohne sich zu der Höhe der Comédie larmoyante zu erheben, welche für die französische Höhenmessung dramatischer Bedeutung so wichtig ist. Allerdings streifen einige Scenen daran; doch der Charakter des Lustspiels im deutschen Sinne bleibt noch gewahrt. Der Autor wollte eine Satyre auf die Putz- und Modesucht, auf die Toilettenwuth der Frauen schreiben und er schwingt in seinem dramatischen Charaktergemälde schonungslos seine Geißel. Die Satyre oder die Moral, wenn man will, tritt oft in ganz directer Form auf, ähnlich wie bei Benedix, und ist nicht blos in die Situationen, die Handlung hineingepaßt. Vater Benoiton ist wie der deutsche Vater Hasemann ein schlechter Pädagoge und wird in der Erziehung seiner Töchter durchaus nicht durch die Mutter unterstützt. Madame Benoiton ist nämlich nie zu Hause, was von Sardou sehr geschickt zu komischer Wirkung benutzt wird; man hört immer blos von Madame sprechen; sie spielt blos hinter der Scene mit; sie kommt, um wieder zu gehen. Die eine verheirathete Tochter Martha aber hat am Spieltische des Seebades Dieppe die Güte eines Cavaliers in Anspruch genommen, um ihre Schulden bezahlen zu können: dadurch entsteht allerlei Verdacht und eine Verwickelung, welche in's ernstere Gebiet überzugehen droht, sich aber doch noch rechtzeitig in freundlicher Weise löst. Die innere Zerrüttung der Familien durch den Modeteufel ist nie mit solcher Lebenswahrheit dargestellt worden, wie in dem Sardou'schen Stücke.

Die künstlerische Eigenart des Autors, in Gruppen zu schildern, denselben Grundgedanken in verschiedenen Varianten auszuprägen, eine Eigenart, die sich schon in der „Familie Benoiton" ankündigte, tritt noch weit schärfer hervor in „Nos Intimes". Hier hat es sich der Dichter zur Aufgabe gestellt, unsere guten Freunde zu schildern, wie sie in die Familien einbrechen und auf Conto der Freundschaft wirthschaften. Diese guten Freunde unterscheidet der Arzt Tholosan, welcher als Chor des Stückes auftritt und die Moral desselben verkündet, scharf von den wirklichen Freunden. Er entwirft eine

Google

Musterkarte der Intimes: „Der despotische gute Freund nöthigt mich, alle seine Commissionen zu besorgen; der nützliche gute Freund macht mich zum Stichblatt seiner Witze; der indiscrete gute Freund schildert den Männern laut meine kleinen Schwächen, und den Weibern schildert er sie leise und macht sie groß, und so weiter bis auf den, welcher Bücher von mir entlehnt und sie mir nicht wiedergiebt, bis auf den, welcher mein Weib von mir entlehnt, das er mir aber wiedergiebt.“ An dieses Programm hat sich Sardou nicht streng gehalten: die Colonie von Freunden, die sich bei dem Herrn Caussade angesiedelt hat, besteht aus allerlei ergötzlichen Exemplaren, welche indeß jene Rubriken durchaus nicht decken. Da ist vor Allem der neidische Freund Vigneux mit seiner gleichgesinnten Gattin Eulalia; da ist der grämliche Marecat, der die ganze Hausordnung nach seinen eigenen Wünschen umstoßen will, mit seinem vielversprechenden Söhnchen Raphael; da ist Maurice Duval, welcher der Frau des Hausherrn in bedenklicher Weise den Hof macht; da ist ein Militär aus Algier, Abdallah, dem Hausherrn wildfremd, der sich aber als intimer Bekannter aufspielt, bis es sich ergiebt, daß der brutale Söldner sich in dem Vornamen des vermeintlichen Freundes und in der Adresse geirrt hat. Caussade lebt im Krieg mit einem seiner Nachbarn: sie werfen sich gegenseitig ihre Cactus- und Dahlienstöcke über die Hecke. Die Freunde benutzen das, um in aller Eile ein Duell zu arrangiren, der algierische Bramarbas voran. Die Liebe des jungen Maurice zu Cäcilie scheint das beliebte ernste Motiv der Ehebruchsdramatik in die Handlung zu verweben. Doch Sardou beseitigt unsere Furcht vor solchem Conflict durch die lustspielartige Wendung, die er dieser Liebesscene giebt: der Doctor Tholosan erklärt der Frau Cäcilie, daß Maurice herzkrank sei, jede Aufregung, besonders auch jedes Niederknieen vermeiden müsse und als der junge Mann nun richtig seine Liebeserklärung vorbringt, da empfindet Cäcilie dabei nur die Angst, er könne sich schaden oder gar um's Leben bringen, und dies pathologische Interesse giebt der ganzen Scene einen starkkomischen Beigeschmack.

Auch dies Lustspiel gehört zu Sardou's besten Sittenkomödien und wenn eine Hauptintrigue fehlt, welche das ganze Stück beherrscht, wenn die Gliederung der Handlung in einzelne Gruppen vorwiegt, so entschädigt dafür die gleichmäßige Spiegelung der satyrischen Grundidee, in den Charakteren und Situationen, die durch sie hervorgerufen werden.

In einem anderen Sittenbilde: „Les Vieux Garçons“ ist die Darstellungsweise dieselbe; die Helden des Stückes sind Junggesellen, wie in Benedix' „Ein Lustspiel“. Diesmal aber ist Sardou ganz in das Gleis des Rührstückes hinübergelenkt und ist durch die zweifelhafte Tragik, welche er in das Schicksal des einen alten Junggesellen verwebt, aus dem Lustspielton herausgefallen. „Es war gewiß,“ heißt es in einer Schrift über das neufranzösische Theater, „ein glücklicher Griff von Sardou gewesen, die alten Junggesellen in ihrer Lächerlichkeit zu geißeln; er hat sich durch diese Skizze

Google

ein Verdienst um die Gesellschaft erworben, welches Octavius Augustus, der Gesetzgeber der Julia und Papia Poppaea, gewiß mit einem Sabinum oder Tusculum belohnt hätte. Doch in diese heitere Welt echter Komödie tritt nun ein ernster Conflict, eine Scene zwischen Vater und Sohn, welche an das Hildebrandlied und den Kampf zwischen Hildebrand und Hadubrand erinnert. Der alte Mortimer, einer der galantesten Junggesellen des second empire, gerieth in Streit mit Herrn von Nantya, seinem eigenen Sohne, wie sich später bei dem rührenden Abschluß ergiebt." Vor Allem ist der ernste Ton in diesen Scenen, auch in den Monologen von Mortimer, der auf sein an Abenteuern reiches Leben zurückblickt, ein ganz fremdartiges, auf den Stamm des Lustspiels aufgeimpftes Reis: es bringt uns um die gute Laune und versetzt uns nicht in eine gerührte, sondern in eine peinliche Stimmung. Der alte Mortimer, der ein junges unschuldiges Mädchen zu verführen sucht, welches in seiner Harmlosigkeit einen glänzenden Sieg über seine Verführungskünste davonträgt, ist überhaupt eine wenig sympathische Figur. Sardou beginnt hier den Erfolg des Stückes auf die großen Scenen zu bauen, in denen sich die dramatische Handlung energisch zusammenrafft, aber nur für die melodramatischen Wirkungen des Rühr- und Thränenspiels, in denen sich die heitere Muse verabschieden muß. Und welche ergötzlichen Bilder hat die letztere gerade in diesem zur Tragikomödie verpfuschten Lustspiele geschaffen! Welche köstlichen Exemplare sind die beiden anderen Junggesellen neben dem Don Juan Mortimer: Clavières, der mit der Frau seines Freundes Du Borug, Rebecca, eine Art von Liaison hat, die aber keinen ernsten Charakter annimmt, sondern den guten Junggesellen nur in ganz Paris herumjagt, während die Geliebte durch fortwährende Gewissensbisse sich und ihn beunruhigt, und der schwerfällige geistesbeschränkte Beaucourtois, der von seiner „Nina" so hinters Licht geführt wird. Nehmen wir dazu den Herrn von Troïnes, der als junger Gatte auf Abenteuer ausgeht und im Hause eines Freundes zwei Tage lang einen schweren Rausch ausschläft: so sehen wir eine Fülle der mit übermüthiger Satyre ausgeführten Genrebilder vor uns, die aber anfangs mit solcher Gleichberechtigung in den Vordergrund treten, daß man es als ein Mißverhältniß empfindet, wenn der eine aus diesem Kleeblatt zu einer pathetischen Größe herauswächst. In seinen späteren Effectstücken war Sardou in der Abtönung der Haupt- und Nebengruppen glücklicher, doch da war das Genrehafte von Hause aus mehr Arabeske.

Der Kampf zwischen dem Genremaler und dem Rührdramatiker als ein noch unentschiedenes, nicht abgeschlossenes Ringen, prägt sich noch in drei Stücken aus: „Nos bons Villageois," „Les Citoyens de Pont-Arcy" und „Maison neuve". In diesen Dramen ist die Tendenz das Sittengemälde gewisser Lebenskreise und die sensationellen Motive sind von außen hineingetragen. Diese Convenienz lastet auf Sardou's Talent, giebt ihm etwas Unfreies und Schiefes, wie auch diese Stücke wiederum beweisen.

„Unsere guten Landleute" sind die Bewohner eines Dorfes in der Nähe

von Paris; sie haben einen so ausgeprägten Localpatriotismus, daß ihnen alle Pariser, die sich bei ihnen niederlassen, verhaßt oder sogar verdächtig sind. Am meisten gehaßt ist der Maire, Baron Dumesnil, und gerade wegen der Wohlthaten, die er der Gemeinde erwiesen hat. Dem Bauernvolk ist alles, was mehr Bildung hat, widerwärtig; es sind Tenier'sche Bilder, die uns der Autor aus dem Leben dieser guten Landleute entrollt; diese Wasch-, Fischerei- und Rasirscenen, dieser Aufmarsch der neuformirten Feuerwehr, deren Thätigkeit mit dem Humor der Fliegenden Blätter geschildert wird: dem Baron, der die Spritze aus Gefälligkeit in seine Remise nahm, ruiniren sie Wagen und Pferde und den Pariser Morisson, bei dem auf dem Remisendach eine Handvoll Stroh in Brand gerathen, aber gleich gelöscht wurde, jagen sie aus dem Hause, bilden die Kette; der eine lenkt den Schlauch, die andern pumpen, bis Zimmer und Bett unter Wasser stehen und die Stühle zu schwimmen anfangen. Sollte Sardou, der es ja in Marly bis zum Maire gebracht hat, seine eigenen Erfahrungen inscenirt haben? Keinesfalls haben diese Dorfgeschichten eine Aehnlichkeit mit den deutschen, in denen ja Behaglichkeit und Gemüth vorherrscht und die poetische Beleuchtung der Idylle: hier ist Alles in ein scharfes satyrisches Licht gerückt. Der neidische ehrgeizige Apotheker Floupin, der schadenfrohe Gemüsegärtner Grinchu, der Feldhüter, der Barbier und die anderen sind die unliebenswürdigsten, in ihrer Gesinnung rohesten Menschen, es ist eine von Gehässigkeit und Neid gleichsam grinsende Gesellschaft. Floupin, der mit seinen Droguen und seiner gespreizten Halbbildung das ganze Dorf beherrscht, will Maire werden. Deshalb gilt es den Baron zu verdrängen und damit ist der Faden gefunden, der diesen genrebildlichen Theil mit dem ernsten verknüpft.

Auf den Wunsch seines Sohnes Henri hat sich ein Pariser, Morisson, in dem Dorfe niedergelassen: Henri, ein junger Advocat, besucht den Vater; er hat bei dieser ganzen von ihm angeregten Villegiatur seine Nebenabsichten: er liebt die Frau des Maire's, Baronin Pauline, die er mit ihrer Schwester Geneviève auf einer Reise in den Pyrenäen kennen gelernt hat; sie war anfangs kokett genug, sich von ihm den Hof machen zu lassen, ihn zu ermuthigen. So sucht er eine Begegnung mit ihr, des Nachts im Park; sie gewährt ihm das Rendezvous, um ihre Briefe zurückzuerhalten. Henri's Umherschweifen im Park macht ihn dem Gemüsegärtner verdächtig: man spricht darüber im Dorf; die guten Leute treffen gleich das Richtige; sie halten ihn nicht für einen Dieb, sondern für einen Liebhaber der Baronin und hoffen, der kleine Scandal werde dem Maire seine Stelle kosten. Am nächsten Abend dringt Henri wieder in die Villa ein: die Dörfler veranstalteten ein Kesseltreiben; Henri kann nicht wieder heraus; er rettet die Ehre der Baronin, indem er sich für einen Dieb ausgiebt und ihre Edelsteine an sich nimmt.

Dies Motiv kommt schon in früheren französischen Romanen vor: es ist bekanntlich auch in Freytags „Valentine", wenn auch in gänzlich abweichender

Google

Variante, benutzt. Nun folgt ein Verhör, bei welchem die Baronin die im neufranzösischen Drama üblichen Marterstationen durchmachen muß. Der Baron gewinnt die Ueberzeugung, daß Henri seiner Frau wegen eingedrungen, und zwingt ihn zum Geständniß, indem er droht, seinen Vater als Mitschuldigen verhaften zu lassen. An Stelle des Processes tritt das Duell aber auch da erscheint ein rettender Engel, Geneviève, eine echte Pariser ingénue, was sich auch darin zeigt, daß sie gleich auf's Heirathen losgeht. Ihre Bekenntnisse beweisen zugleich, daß Pauline Henri schon auf der Reise zurückgewiesen hat und vor ihm geflüchtet ist, und der junge Advokat überzeugt sich noch rechtzeitig, daß er eigentlich Geneviève liebt.

Als Dramatiker hat Sardou seine Schuldigkeit gethan, indem er schon im ersten Acte in einer Scene zwischen Henri und Geneviève die Schlußwendung vorbereitete, noch mehr in der großen Scene des vierten Actes: aber ist es ausreichend für den Psychologen, ausreichend für den tieferen Antheil an den nun folgenden Begebenheiten, wenn Henri nach der ersten Begegnung mit Geneviève ausruft: „Bei Gott, bin ich eine Viertelstunde in ihrer Gesellschaft, so ist *sie* es, die ich liebe. Ein vernünftiger Mensch kann keinen Augenblick schwanken, er muß sein Herz der strafbaren Liebe verschließen und es der reinen Flamme weihen, die ihm so süß verlockend winkt — aber — ich bin kein vernünftiger Mensch!" Und wenn er sich nach solchem Bekenntniß an der Flamme der strafbaren Liebe die Finger verbrennt — wem soll das Theilnahme für die großen Scenen einflößen, welche die Folge der eingestandenen Unvernunft sind?

In der That, als satyrischer Genremaler bewährt Sardou in dem rustikalen Theile des Stückes seine Meisterschaft. Das Gerüste aber, auf dem die Sensationsscenen aufgebaut sind, ist etwas schwankend, das eigentliche Lustspiel wird dadurch verpfuscht und die Stimmung eine sehr getheilte.

Dasselbe gilt von den „Modernen Kleinstädtern", „les bourgeois de Pont-Arcy" (1878), auch hier handelt es sich, insoweit der Autor durch den Titel seine Intentionen ausdrückt, wie bei dem vorigen Stücke um ein Gruppenbild, einen satyrischen Gobelin, in welchen Sardou den romantischen Faden einer erfundenen Handlung verwebt hat. Das Stück ist augenfällig nach der Schablone der „Guten Landleute" gearbeitet, die Verknüpfung der Haupthandlung mit den Genrebildern geschieht ganz in derselben Weise: durch die Neugierde der auf der Lauer befindlichen Gesellschaft. Nur spielt sie ein sociales Stockwerk höher: bei den Kleinstädtern statt bei den Bauern. Ein Partei- und Wahlkampf bildet für diese Gruppe den Mittelpunkt. Neben dem Maire Trabu, seiner Frau Clarisse, einer ehrgeizigen Modedame, einer aufgedonnerten Kleinstädterin, spielen als Vertreter entgegengesetzter Parteien Anselm Brocat, der Bruder der Baronin von Saint-André, und der Präfecturrath Clavajol eine Hauptrolle. Der schwankende Maire ist köstlich gezeichnet, ebenso die alte feine Madame Cotteret mit ihren Erinnerungen an die schöne Zeit, wo ihr die verbotenen Aepfel im Paradies allzugut geschmeckt haben.

Google

Alle diese Personen und Gruppen sind sehr ergötzlich. Wieder aber braucht Sardou große Scenen, welche diesen ergötzlichen Genrebildern aufgepfropft sind. Dem Sohn einer Baronin von Saint-André enthüllt ein Fräulein Marcelle Aubry, eine Modistin, daß sein Vater während später Ehe ein Verhältniß mit ihr gehabt, das nicht ohne Folgen geblieben ist. Daß sie zu dieser Enthüllung sich genöthigt sieht, war schwierig zu motiviren, und in der That erscheint die Motivirung hier geradezu künstlich und nicht vollkommen überzeugend. Der Sohn bietet alles auf, wieder gut zu machen, was der Vater gesündigt hat. Seine erste Sorge aber ist, der Mutter um jeden Preis die Angelegenheiten zu verheimlichen, um ihr eine bittere Enttäuschung, einen herben Schmerz zu ersparen. Doch der Spürsucht der Kleinstädter entgeht die Begegnung von Fabrice und Marcelle nicht; in der effectvollsten Scene des Stückes wird die Letztere wie ein Wild im Netz eingefangen und es bleibt Fabrice nichts übrig, als sie für seine eigene Geliebte zu erklären, aus Liebe zu seiner Mutter. Damit sagt er sich auch von seiner Braut Berengère los. Reizend ist die Scene, in welcher er unter vier Augen diese von der Unwahrheit seiner Erklärung zu überzeugen sucht, indem er an ihr unumschränktes Vertrauen appellirt. Am Schlusse löst sich der Conflict in freundlicher Weise: die Mutter erfährt Alles durch ihren Bruder und tröstet sich über die frühere Untreue des Gatten durch das stolze Bewußtsein, einen so edlen Sohn zu besitzen. Diese Verherrlichung kindlicher Pietät gegenüber Eltern, denen ein Makel anhaftet, erinnert an Augier's „Haus Fourchambault“.

Mit demselben unausgeglichenen Gegensatze zwischen dem satyrischen Genrebild und den Effectscenen, die durch gar kein künstlerisches Band, sondern nur durch die Willkür des Dramatikers und seine technische Geschicklichkeit mit einander verknüpft sind, ist auch die Komödie: „Maison neuve“ behaftet, welche eine ganz actuelle Pariser Modekrankheit geißelte: die Sucht, in die neuen luxuriösen Häuser der von Napoleon III. errichteten Boulevards zu ziehen und die Wohnungen zu verlassen, in denen der Väter Hausrath noch an seinem Platze stand und eine bescheidene Existenz noch möglich war. Sardou zeigte hier wiederum seine Feinspürigkeit gegenüber allen gesellschaftlichen Verirrungen, welche die Satyre des Lustspieldichters herausfordern können, und bewährte von Neuem seine satyrische Ader; aber die Sensationsmotive waren hier in bedenklicher Weise gesteigert; die Opiats- und Entführungsscenen appellirten schon an melodramatische Wirkungen; man empfand in mißlicher Weise den Contrast zwischen behaglicher Genremalerei und der fieberhaften Unbehaglichkeit, welche diese grellen Erfindungen hervorrufen mußten.

Mit Ausnahme der „Bourgeois de Pont-Arcy“ sind alle diese Stücke Sardou's vor 1866 geschrieben worden; sie bezeichnen seine erste Epoche, in welcher das Genre überwog oder zu gleicher Hälfte sich mit der Effectdramatik die Herrschaft theilte. Wenden wir uns jetzt den Dramen Sardous zu, in deren Mittelpunkt von Hause aus ein Held oder, wie es fast immer der Fall ist, eine Heldin steht. Die malerische Gruppenbildung ist damit nicht ausge-

Google

löscht, aber sie hat keinen selbständigen Werth mehr, so köstlich gerade oft die Nebencharaktere gezeichnet sind; sie führt uns nur die gesellschaftliche Atmosphäre vor, um mit Zola zu sprechen, das milieu, worin die Hauptpersonen sich bewegen. Die Handlung drängt von Hause aus zu den großen Scenen hin, die organisch mit ihr verwachsen und nicht blos kostbare Einlagen sind. Gerade diese Stücke, die mit großer technischer Geschicklichkeit abgefaßt sind, indem Sardou ein gelehriger Schüler seiner auf diesem Gebiete erfolgreichen Vorgänger ist, verdienen indeß den Tadel Zola's, daß sie meist eine unannehmbare Voraussetzung haben und ihnen die innere Wahrheit fehlt. Einige derselben sind als bürgerliche Trauerspiele zu betrachten; denn der tragische Ausgang hebt sie aus dem Bereiche der Komödie heraus. Doch vergebens würde man in ihnen das ernste Schicksal suchen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Dagegen versteht sich Sardou darauf, seine Helden und Heldinnen in einer Weise zu martern, daß dem Publikum der Angstschweiß auf die Stirne tritt: mit solchem Raffinement setzt er die psychologischen Daumenschrauben an, auch oft in den Komödien, die zum Schluß noch einen günstigen Ausgang haben. Sardou's Muse hat einen grausamen Zug. Solche Grausamkeit zeigte freilich auch der jüngere Alexandre Dumas, während der Vater mit Vorliebe geschichtliche Stoffe wählte, in denen nicht die Seele der Heldin, sondern ihr Leib gefoltert wurde, ganz im Stil der alten Märtyrerlegenden. Etwas von dieser Grausamkeit muß im französischen Nationalcharakter liegen.

Zwei der wirksamsten Stücke Sardou's, „Fernande" und „Dora", die auch in Deutschland über fast alle Bühnen gingen, haben eine innere Verwandtschaft mit Bezug auf das, was man die Aschenbrödelstimmung nennen könnte. Man muß allerdings das unschuldige Bild der lieblichen deutschen Märchenprinzessin dabei aus dem Spiele lassen; wenigstens Fernande hat nichts mit ihr gemein; aber Fernande wie Dora sitzen als Stiefkinder der Gesellschaft an einem häuslichen Herde, der sie mit Asche bestäubt, und werden nachher, wenn auch nicht Prinzessinnen, doch durch edle Männer, deren Liebe sie beseligt, in eine reine freie Sphäre entrückt. Beide sind aufgewachsen unter zweideutigen Persönlichkeiten, zu denen auch ihre Mütter gehören: Fernande am Spieltisch, Dora im Kreise feiler diplomatischer Agenten und Agentinnen.

Das Aschenbrödel der Spielhölle ist gleichsam die Tochter des Hauses: ihre Mutter, deren Lebenslauf sie ganz in das Reich der verlorenen Seelen verweist, hält selbst die Table d'hôte, die sich dann in den Spieltisch verwandelt. Hier verkehren sehr zweifelhafte Dämchen, freche Roués, abenteuernde Schwindler jeder Art: und in diesen Kreisen ist Fernande aufgewachsen, wie Eugen Sue's Fleur de Marie, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Die Schilderung dieses milieu ist durchaus drastisch: das Abstoßende überwiegt fast das Komische; namentlich ist der brutale Roqueville, welcher Fernande tyrannisirt, ein widerwärtiger Charakter. Das junge Mädchen will sich das Leben nehmen, es stürzt sich unter die Räder einer Equipage,

Google

doch es wird gerettet und die vornehme Dame, Clotilde, die in jenem Wagen fuhr, sucht Fernande in ihrer Wohnung auf; hier geräth sie in den Spielsalon und trifft dort einen früheren Habitué desselben, einen Advocaten Pomerol, der ihr ein Bild des wüsten abscheulichen Lebens mit frappanten Zügen entwirft. Sie läßt sich nicht abschrecken; sie will es schaudernd miterleben; sie und der Advocat beschließen, Fernande aus diesen unwürdigen Verhältnissen zu erretten, und zwar am nächsten Tage. Wegen eines von Roqueville hervorgerufenen Scandals, über den die Mutter außer sich ist, und zum Fenster hinausrufend Lärm macht, steht die Ankunft der Polizei in nächster Aussicht. Deshalb gehen die beiden Besucher rasch fort aus dem berüchtigten Local.

Clotilde hat einen Bräutigam André, der sie in letzter Zeit vernachlässigt und hintergeht: er giebt vor zu verreisen und bleibt in Paris; er liebt ein Mädchen, das er gesehen, das er überallhin verfolgt: es ist Fernande. Clotilde hat sie zu sich genommen mit der Mutter: sie wohnen im Seitengebäude; André macht die ihn hoch erfreuende Entdeckung, Clotilde spielt die Gleichgültige und entlockt so André ein volles Geständniß; sie hört es mit anscheinender Ruhe an, doch sie fühlt sich auf's Tiefste gekränkt und dürstet nach Rache.

So hat Sardou die dramatischen Karten gemischt: die Retterin wird zur Verderberin; sie trägt dazu bei, André das ersehnte Glück zu verschaffen; er soll das Mädchen heirathen, dessen Vorleben er nicht kennt, und sich so vor der Welt für immer compromittiren. Doch wie, erfährt er nichts davon? Nicht von Fernande selbst? Sie will ihm alles gestehen; doch Clotilde behauptet ihm bereits gesagt zu haben, in welchen Verhältnissen die auserwählte Gattin aufgewachsen ist. Fernande kann sich die Qual des Geständnisses ersparen. Und doch erkennt das arme Mädchen aus der Art, wie sich André ausspricht, daß er noch an ihre Unschuld glauben muß. Sie ist auf der Folter. Da räth ihr Clotilde, am Hochzeitsmorgen an ihn zu schreiben. André erhält den Brief, bricht sogar das Couvert auf: man sieht dies durch's Fenster; aber er liest ihn nicht, und Fernande ist glücklich in der Meinung, daß er ihn gelesen und ihr verziehen hat. Clotilde behauptet, der Brief sei von ihr; doch er solle ihn erst lesen, wenn er aus der Kirche zurückgekehrt. Und André erfährt nichts von Pomerol? Der ist nach Corsika gereist, kommt gerade zurecht zur Hochzeit; doch Clotilde weiß ihn aufzuhalten, plaudert mit ihm, bis das Unglück geschehen. Er hat keine Ahnung davon, daß Fernande André's Braut ist ... Mutter und Tochter hatten einen andern Namen angenommen. Da erblickt er sie an André's Seite. Jetzt will Clotilde ihren Revolver abfeuern — den Brief überreichen, doch Pomerol hindert sie mit Gewalt daran — und entreißt ihr das Schreiben. Im letzten Acte weiß sich Clotilde doch bei André einzuschleichen, enthüllt ihm Fernande's Herkunft und freut sich des höllischen Triumphes ihrer Bosheit: da erscheint Fernande — die zweite große Scene; nun endlich erkennt sie, daß ihr Gatte von nichts weiß, und steht ihm vernichtet gegenüber. Doch der rettende Engel ist nah: der Advokat

Google

Pomerol versteht zu plaidiren, Fernande's Brief ist zur Hand als Beweisstück, daß sie vor der Hochzeit ihm nichts verschweigen wollte. André wird gerührt — und verzeiht. Hätte er den Brief gelesen als er ihn erhielt: so wäre Clotilde um ihre große Rachescene gekommen. Warum hat ihn André nicht gelesen? Wahrscheinlich Zufall . . . er war zerstreut, er beschäftigte sich nur mit seiner Hochzeit. Durch solche kleine Mäuselöcher hindurch windet sich die Intrigue bei Sardou; er ist ein geschickter Escamoteur, aber wenn man ihm auf die Finger sieht, da merkt man doch, daß er durch kleine Kunststücke seine großen Wirkungen erreicht. Nichts war erklärlicher, als daß Fernande André selbst in ihre Vergangenheit einweihte: hatte Clotilde bei ihrem Racheplane nicht an diese naheliegende Möglichkeit gedacht? Doch nun dreht und wendet sich Sardou, um das Natürliche fortzuescamotiren. Er ist unerschöpflich in kleinen Hülfsmitteln; aber man glaubt ihm nicht.

Sehr fein weiß Sardou die Gewichte der Schuld abzuwiegen, soweit sie einen Druck auf das Geschick der Heldin auszuüben vermögen. Daß Fernande die Tochter einer Kupplerin und in der schlechtesten Gesellschaft aufgewachsen, das scheint ihm nicht auszureichen für die Rache der Clotilde: dabei wäre die Heldin immer noch ein deutsches Aschenbrödel gewesen. Nein, er läßt die Arme schuldig werden: am letzten Tage, als sie schon Aussicht hat, aus diesen schmachvollen Verhältnissen durch die Güte ihrer Beschützer errettet zu werden, giebt sie sich Roqueville hin, durch seine Drohungen und Versprechungen bethört, um ihre Mutter aus dem Gefängniß zu retten. Doch Madame hat ja schon vorher vierzehn Tage in Haft gesessen: dafür opfert sich eine Tochter nicht. Und diese Hingabe im allerunwahrscheinlichsten Moment! Hielt Sardou sie für nöthig, um aus Fernande eine Magdalene zu machen, so mochte diese Sünde viel früher begangen werden.

Keine Magdalene, sondern durchaus ein schuld- und fleckenloses Mädchen ist „Dora" in dem gleichnamigen Drama (1870); doch auch sie wird gefoltert, wie die schuldige Fernande; auch von ihr heißt es: „per aspera ad astra." In diesem Drama hat sich Sardou einen eigenthümlichen Ausschnitt der modernen Gesellschaft für seine satyrischen Beleuchtungseffecte gewählt: die diplomatischen Kreise zweiten Rangs, einen Sumpf, in welchem der Tanz der internationalen Irrlichter sein Spiel treibt. Zu allen Zeiten hat es neben der officiellen Diplomatie eine Diplomatie niederen Ranges gegeben, welche für jene die Handlangerdienste verrichtet, die Spionage betreibt, die gewünschten Nachrichten herbeischafft. Selbst in der officiellen Diplomatie haben die Frauen bisweilen eine bedeutende Rolle gespielt, in dieser Diplomatie der Antichambre in der Regel die Hauptrolle. Die Frauen in dem Sardou'schen Stücke sind meistens die Damen der Dumas'schen Halbwelt, aber aus dem bürgerlichen Leben in die Kreise versetzt, in denen die Politik und das Völkerrecht nach den Grundsätzen des Macchiavelli gepflegt werden. Das war ein Stoff für Sardou's bewegliche Phantasie, welche stets eine Reihe von Typen auf einmal entläßt. Welche buntscheckige Garderobe aus allen Zonen konnte er hier anwenden, welche

Google

Physiognomien zeichnen in diesem diplomatischen Bagno; denn viel besser ist die Gesellschaft nicht, in die er uns führt. Eine den untersten Volksklassen Londons entstammende, bereits mehrfach als Diebin bestrafte Gräfin Zicka spielt darin eine Hauptrolle. Daneben eine spanische Generalswittwe, die Marquise von Rio-Zarès, die allerdings eine richtige Marquise ist, und ihre Flinten, mit denen sie Handel treibt, so rechtmäßig ererbt hat, wie die Großherzogin von Gerolstein den Säbel ihres Vaters, deren Gatte aber zu den abenteuernden Generalen gehört, die in beiden Zonen als Generale Bumbum die Pauke ihres Ruhmes schlagen. Dann bewegt sich in diesen Salons eine russische Fürstin, eine Engländerin, ein verfolgter Ungar, ein österreichischer Diplomat, der voller Schliche und Kniffe ist; außerdem noch ein für politische Zwecke thätiger französischer Abgeordneter. Die Sache, um die es sich handelt, ist so unbedeutend und gleichgültig wie möglich. Weder die Flinten der Frau Marquise noch die römischen Actenstücke interessiren irgend Jemand. Darauf kommt es dem Autor nicht an: er sucht diese Agenten und Agentinnen bei ihrer Arbeit auf. Das Resultat derselben fällt gar nicht in's Gewicht. Ihre Mittel und Wege sind im Großen und Ganzen dieselben. Zu diesen gehört auch der diplomatische Diebstahl: und ein solcher steht im Mittelpunkte der Handlung und geht sogar auf offener Bühne vor sich. Gräfin Zicka ist die Diebin, was bei ihren Antecedentien weiter nicht Wunder nimmt. Dieses Diebstahls wird indeß Dora verdächtig — und so läßt Sardou aus diesem diplomatischen Wirrwarr eine Herzensgeschichte mit fesselnden Zügen herauswachsen. Ein reizendes Kind, unschuldig, dabei voll stolzen Selbstgefühls, durch die sittlichen Ansteckungen aller Zonen unberührt, bewegt sich diese Dora neben einer speculirenden Mutter, die in ihrer Armuth die Hand ihrer Tochter verkaufen will, in einer Gesellschaft, die nicht einmal diese Hand zu kaufen wünscht, sondern eine in solchen Kreisen aufgewachsene Schönheit für eine leichte Beute hält. Dieser Contrast einer, man möchte sagen, unüberwindlichen Unschuld mit einer grenzenlosen Corruption ist nicht ohne poetischen Reiz. Einen frechen Bewerber um ihre Gunst weist Dora mit Energie zurück und wird dann beglückt durch die Hand des Mannes, den sie liebt, André von Marvillac. Doch eine unglückliche Verkettung von Zufällen läßt sie als die Schuldige erscheinen, die dem eigenen Gatten ein diplomatisches Actenstück entwendet hat. Diesen Conflict gipfelt Sardou zu der großen Hauptscene des vierten Actes, welche reich ist an wohlthuenden Wendungen. Die gekränkte Unschuld weist nicht nur den entwürdigenden Verdacht zurück, sondern auch die Liebesleidenschaft des Mannes, der sie für schuldig hält und doch von ihren Reizen hingerissen ist. Sein Freund Favrolle stellt indessen mit der Schlauheit eines Inquisitionsrichters der Gräfin Zicka eine Mausefalle, in welche diese hineingeräth. Dora ist gerettet. Die Unschuld triumphirt und das Laster zieht von dannen, begleitet von der gebührenden Verachtung. „Dora" ist vielleicht das am meisten sympathische Stück von Sardou; jedenfalls ist Dora selbst seine am meisten sympathische Heldin.

Google

Es ist oft behauptet worden, daß der dramatische Proceß große Aehnlichkeit mit dem juristischen habe. Sardou ist in der That ein vortrefflicher Criminalist; er versteht es, die Schuldigen in seinen Dramen in die Enge zu treiben, und setzt sie oft im dramatischen Verhör einem vernichtenden Kreuzfeuer aus: das sehen wir schon in den letzterwähnten Stücken. Doch er hat auch in vollständiges Criminaldrama geschrieben: „Ferréol“ (1875), in welchem zugleich die satyrischen Hiebe auf die Criminaljustiz nicht fehlen. Schon die unruhige Beweglichkeit der ersten Salon- und Genrebilder wirft auf die Justiz ein hin- und herflackerndes satyrisches Licht. Haben doch ihre öffentlichen Verhandlungen für das große Publikum nur die Bedeutung eines die Neugierde reizenden Schauspiels und die fieberische Angst und Hast dieser um ihre Plätze besorgten Damen zeigt die Evasnatur, die bei den feierlichen Sitzungen der Themis auf ihre Kosten kommt. In der Unterhaltung zwischen Ferréol und dem Staatsanwalt Lavardin wird mit großer Beredtsamkeit das unselige Vorurtheil hervorgehoben, welches dem Berufe der Juristen anhaftet, indem sie in Allem, was der Angeklagte sagen oder thun möge, immer nur einen neuen Beweis gegen ihn sehen. So verurtheilt denn auch im Laufe des Stückes der Gerichtshof einen gänzlich Unschuldigen und der glänzende Vertheidiger, der das Damenpublikum entzückt, hat ebenfalls keine Ahnung von dem wahren Sachverhalte. Noch einschneidender ist die Satyre auf die Geschworenen, welche durch den ewigen Störenfried Perissol vertreten sind, der alle Sünden in sich vereinigt, denen sich ein Mitglied der Jury schuldig machen kann.

Das Stück gehört zu denjenigen, in denen die Kunst, die Helden zu martern und das Publikum in krampfhafte Spannung zu versetzen, mit größter Virtuosität ausgeübt wird. Es handelt sich um einen Criminalfall: ein Wucherer, der zugleich ein Wüstling von üblem Leumund war, ist auf der Landstraße ermordet worden. Als Mörder ist ein Herr von Egremont in Anklagestand versetzt, der bei dem letzten Besuch, den er dem Geldverleiher machte, sich in drohenden Aeußerungen erging. Auch fehlten in der Brieftasche des Ermordeten die Wechsel Egremonts.

Der Criminalproceß nimmt seinen Verlauf. Egremont wird verurtheilt. Nun giebt es aber drei Personen, welche wissen, daß er schuldlos ist. Der wirkliche Mörder, der Feldhüter Martial, und außer diesem der Artillerieoffizier Ferréol und die Frau des Gerichtspräsidenten von Boismartel. Die beiden letzteren hatten ein nächtliches Rendezvous, welches aber die Gerichtspräsidentin abkürzte, umsomehr als ihr Kind erkrankt war. Ferréol sprang vom Balkon herunter und wurde Zeuge jener Mordthat; er kann darüber nichts aussagen, weil er die Präsidentin compromittiren würde. Das muß natürlich, um dem Publikum einzuleuchten, nach allen Seiten hin verklausulirt werden; denn man frägt sich, warum sollte er nicht zufällig des Weges gekommen sein und so den Mord mit angesehen haben? Doch er hat seinen Freunden gegenüber erklärt, schon einen Tag früher abzureisen . . . und dann . . . warum hat er so lange geschwiegen? Nach diesen Verklausulirungen

Google

sind wir in hinlängliche Spannung versetzt, um die Aufregung Ferréol's und der Präsidentin zu begreifen, und den Edelmuth des ersteren zu bewundern, als dieser sich selbst des Mordes anklagt, um sowohl den Verurtheilten zu retten, als die Freundin vor jedem Verdacht sicher zu stellen. Nun wird der gordische Knoten durch den Feldhüter Martial zerhauen und zwar in einer Weise, welche nicht gerade künstlerisch fein ist: er verschnappt sich. Er weiß, daß Ferréol Kunde hat von dem wahren Mörder, daß er gedroht hat, ihn anzuzeigen, wenn er nicht mit einer beträchtlichen Summe, die er ihm schenken wolle, aus dem Lande wandern würde, und als er nun den Artillerieoffizier nach seiner Selbstanklage bei dem Richter sieht und selbst dorthin als Zeuge gerufen wird, da glaubt er von jenem angezeigt worden zu sein, geräth in Bestürzung, ergeht sich in Widersprüchen, aus denen seine eigene Schuld hervorgeht. Nun bleibt aber noch für die Justiz die Frage, warum Ferréol sich selbst für den Schuldigen erklärt! Der Präsident und der Staatsanwalt sind darüber einig, daß man fragen müsse: où est la femme? Jener ahnt nicht, daß diese in seiner nächsten Nähe zu suchen ist. Doch wie Martial, „verschnappt“ sich auch die Präsidentin und legt dann ein wahrheitsgemäßes Zeugniß der Vorgänge ab, durch die sie im Grunde nur leicht belastet wird. Da Martial so liebenswürdig war, sich im Gefängniß zu erdrosseln, so sind weitere Zeugenaussagen vor Gericht ausgeschlossen. Der Präsident verzeiht seiner Frau, er glaubt ihr. Hätte sie gleich anfangs ihre Schuld gebeichtet, so wären wir freilich um dies ganze Drama gekommen, in welchem Sardou seinen grausamsten Scharfsinn aufbietet, um den Folterapparaten, die er in Anwendung bringt, ihre Wirkung auf das Publikum zu sichern.

Immerhin ist der Abschluß ein versöhnlicher, aber Sardou wurde stets wieder zum Ernsten und Tragischen hingedrängt, und schrieb dann gesellschaftliche Dramen mit tragischem Abschluß. Die Behandlungsweise blieb aber trotzdem diejenige des Intriguenstücks — und so kann man hier nicht von eigentlichen Tragödien sprechen.

Eine der packendsten dieser Tragikomödien ist „Fedora“ (1883): hier verstieg sich die Muse Sardou's zu kühnen Conflicten von ganz paradoxer Art. Das Entrée im ersten Act entspricht nicht den Anforderungen einer künstlerischen Exposition: es ist von fieberhafter, krampfhafter Lebendigkeit und gemahnt mehr wie der letzte Act eines Trauerspiels. Fürstin Fedora Romazoff, die Geliebte des Grafen Wladimir, erwartet ihn eines Abends vergeblich. Da wird er schwerverwundet hereingebracht und stirbt gleich darauf. Fedora, welche wie Sardou viel Talent zum Untersuchungsrichter besitzt, kommt durch ihren Scharfsinn auf die Spur des Verbrechers, es ist kein anderer als Loris Ipanoff; dieser wird gesucht, doch er ist entflohen. Fedora sieht jetzt die Aufgabe ihres Lebens darin, Wladimir zu rächen. Sie begiebt sich nach Paris, zieht Loris Ipanoff, den sie dort aufgefunden, in ihre Salons, ja die empfängliche Dame erwidert die leidenschaftliche Neigung, welche der junge Russe für sie empfindet. Dabei bleibt sie immer ihrer Mission eingedenk, obschon sie nicht daran

glauben will, daß Loris der Mörder ist, bis er selbst es ihr beichtet; das Nähere will er ihr später bei einem nächtlichen Besuche erzählen. Diese Vertagung ist schwach motivirt; er brauche dazu längere Zeit, auch wollte er, wie sich später ergiebt, noch einige Beweisstücke mitbringen. Was hinderte ihn aber, die Hauptsache mit einigen Worten zu sagen, zu erklären, daß er kein Nihilist, kein politischer Mörder sei, sondern sich nur an dem Verführer seiner Frau gerächt habe? Doch in dieser Verzögerung liegt die ganze Tragödie. Die usurae morales, die der Autor einheimst, bestehen dann in den sensationellen Scenen des Schlußactes. Mit diesen kleinen Mitteln äußerlichster Art, die ganz gleichgültig erscheinen, werden die größten Wirkungen erreicht, und das Publikum hält sich an diese und sieht über jene Manipulationen einer geschickten Technik hinweg. Fedora hat nach jenem Geständniß, nach welchem sie den Loris für einen Nihilisten hält, nichts Eiligeres zu thun, als nach St. Petersburg zu berichten und die russischen Polizeiagenten in Paris mobil zu machen, um Loris bei seinem nächtlichen Besuch verhaften und auf ein russisches Kriegsschiff in Havre bringen zu lassen. Loris kommt und enthüllt ihr nun die Wahrheit: Wladimir hatte ein Verhältniß mit seiner Frau. Indem Loris ihn tödtete, rächte er zugleich Fedora an dem ungetreuen Liebhaber. Jetzt ist er ihr Freund, ihr Geliebter: sie läßt ihn nicht in die Hände der lauschenden Häscher fallen; sie gewährt ihm ein nächtliches Asyl, er ist auf einmal ihr Liebhaber geworden und muß auch vor der Welt als solcher gelten. Doch nun kommt der Gegenschlag: ihre Briefe nach St. Petersburg haben ihre Wirkung gethan; der Polizeimeister hat kurz vor seinem Sturz noch den Bruder von Loris verhaften lassen — und dieser ist in seiner Zelle, in welche das Wasser der Newa drang, ertrunken. Die Mutter starb vom Schlage gerührt. Eine Pariser Spionin hat dies verschuldet. Wer ist sie? Fedora verräth sich selbst und nimmt Gift, als Loris sie mißhandelt und mit Verachtung von sich gestoßen hat. Das Drama ist von raffinirtester Erfindung und man mag in der rasch aufflammenden Leidenschaft der Sarmatin den Schlüssel zu dem psychologischen Räthsel suchen, das den Namen Fedora trägt.

Ein anderes Schauspiel mit tragischem Ausgang ist „Odette“ (1881): es steht weit hinter „Fedora“ zurück, was den spannenden Fortgang einer einheitlichen Handlung betrifft; es zersplittert sich in bunten Genrebildern, welche sogar die Actschlüsse mit Beschlag belegen: der Carneval in Nizza und der Spielersalon, der uns lebhaft an den ersten Act der „Fernande“ erinnert, nehmen einen breiten Raum in den mittleren Acten ein. Die Exposition ist von einer beleidigenden Brutalität. Ein Ehebrecher, der bei einem nächtlichen Besuch überrascht wird, und die Exmission der schuldigen Frau, die gleichsam mit einem Fußtritt auf die Straße geworfen wird: das ist der Inhalt des ersten Aufzugs, des Vorspiels; denn die jugendliche Heldin der späteren Acte liegt noch in der Wiege.

Und was das Thema dieser locker gefügten dramatischen Composition

Google

betrifft, so gehört es zu jenen typischen Stoffen, an denen sich ein französischer Dramatiker nach dem andern versucht. Das Schema der üblichen Conflicte ist durchaus nicht so reichhaltig wie man glauben sollte: es sind oft nur Varianten, welche derselben Rubrik angehören, was diesen Schein des Reichthums hervorruft. Eine unwürdige Mutter, welche dem Glück ihrer Kinder im Wege ist: das ist die Formel für eine ganze Serie von Dramen. In Uchard's „Fiammina" ist es der Sohn, der durch den bösen Ruf der Mutter, einer Künstlerin, eine Ehe, die er eingehen will, rückgängig werden sieht. Die Mutter zieht sich von der Welt zurück und begiebt sich in die Einsamkeit. In „Heloise Pavanquet" von Dumartin kehrt ebenfalls die leichtfertige Mutter einer wohlerzogenen Tochter plötzlich zurück und will ihre Ansprüche geltend machen, doch sie entsagt aus mütterlicher Liebe. Einen ähnlichen Stoff behandelt Alexandre Dumas in „Denise". Bei Sardou ist es dasselbe, nur ist der Conflict noch tragischer zugespitzt. Odette, welche ein abenteuerndes Leben zusammen mit übelberufenen Personen geführt hat, trifft wieder mit ihrem Gatten zusammen, sie erfährt, daß ihre Tochter eine Heirath aus Liebe schließen will, daß aber die Familie ihres Geliebten sich weigert, die Zustimmung zu geben, der Mutter wegen. Anfangs weigert sie sich, die Bedingungen zu erfüllen, die ihr auferlegt werden: dann aber nach dem Wiedersehen der Tochter nimmt sie sich das Leben, um das Glück derselben nicht zu stören. Diese ganze Handlung ließe sich in einen Acte zusammendrängen, alles andere ist überwucherndes Beiwerk.

Noch einmal kam Sardou auf dies neufranzösische Lieblingsthema zurück, in seiner „Georgette" (1886); doch hier versuchte er's mit einer versöhnlichen Lösung. Die Heldin, früher Bänkelsängerin in Marseille und Geliebte eines Offiziers, hat von diesem eine Tochter Paula. Inzwischen hat sie durch die Hand eines amerikanischen Krösus Millionen und mittelst derselben nach seinem Tode durch die Hand eines halb blödsinnigen Herzogs eine Herzogskrone erhalten. Der junge Graf Gontrau de Chabueuil liebt Paula: doch nachdem die Vergangenheit ihrer Mutter enthüllt ward, weigert sich, ganz wie in „Odette", des Grafen Mutter, eine Halbweltdame in ihre Familie dadurch aufzunehmen, daß sie ihre Zustimmung zur Ehe des Sohnes mit der Tochter der Georgette giebt: Gontrau vertheidigt zwar lebhaft seine Liebe und sein gutes Recht; doch er verzichtet zuletzt und Paula denkt edel genug, der Mutter alle diese Vorgänge zu verschweigen. Den jungen Grafen zum Verzicht zu bewegen, hat sein Onkel, der Graf Clavel, ein vernünftig denkender Mann, seine ganze Beredtsamkeit aufgeboten; indem er für Familienrücksichten und die Pietät gegen die Mutter plaidirte. Er selbst hat indeß solche Rücksichten nicht zu nehmen; er steht unabhängig da; er liebt Paula und als der Vorhang fällt, sind wir überzeugt, daß er ihr später seine Hand reichen wird. Georgette braucht sich nicht wie Odette in's Wasser zu stürzen. Dafür ist sie auch keine dramatische Heldin, sondern sie ahnt gar nichts von dem Opferfest, das ihr zu Ehren gefeiert wird.

Google

Mehr als ein Dutzend neufranzösischer Dramen namhafter Autoren illustriren nur das deutsche triviale Witzwort: man kann nicht vorsichtig genug sein in der Wahl seiner Eltern. Wenn wir das Talent Sardou's mit Mißvergnügen sich in den Gleisen der neufranzösischen Schablonendramatik bewegen sehen, aus denen er immer wieder heraustritt, um selbst in diesen Stücken sich eine willkommene Ausbeute als satyrischer Genremaler zu sichern, so werden wir um so aufmerksamer seinen Versuchen folgen, das öffentliche Leben auf die Bühne zu bringen und den politischen Zuständen seiner Nation den Spiegel vorzuhalten. Er begnügte sich, wie wir schon oben erwähnten, nicht mit dem Ruhm, der Menander der neufranzösischen Sittenkomödie zu sein; er hatte auch den Ehrgeiz, der Aristophanes des Pariser Lustspiels zu werden. Jedenfalls neigte sein Talent nach dieser Seite; aber die Strömung der Mode ging dagegen und so haben diese Stücke meist weniger Erfolg gehabt als die comédies larmoyantes. Schon in seiner frühesten Zeit versuchte er eine Verquickung beider Genres in „Les ganaches" (1862); doch das Stück war kein glücklicher Wurf; die Handlung war wenig spannend und die Heldin mit ihren rührseligen Monologen, die sie als heirathslustige ingenue hielt, etwas langweilig. Die französischen ingenues unterscheiden sich von den deutschen dadurch, daß sie eigentlich wenig von Liebe sprechen, sondern immer gleich vom Heirathen. So auch die Berangère in „Odette". Jene Marguerite in „Les Ganaches" stößt aber auf Hindernisse, die in den politischen Ueberzeugungen der Familie ihren Grund haben. Und hier setzt nun Sardou die Hebel seiner dramatischen Charakteristik ein, um uns die alten Parteien im Niedergange zu zeigen, sowohl die Royalisten, welche Marguerites Vater, der Marquis, vertritt, wie die Republikaner der stricten Observanz wie Dr. Sauclin. Der Autor aber nimmt Partei für den jungen Ingenieur Marcel, den Vertreter des Zeitgeistes, welcher in die alten Vorurtheile Bresche schießt und überall neue Wege bahnt, mag auch der alte Besitz dabei noch so sehr geschädigt werden. Sardou ist also hier ein Apostel des Imperialismus und seiner praktischen reformatorischen Thätigkeit. Die satyrischen Streiflichter, die auf die Legitimisten fallen, welche sich in die Zeit nicht fügen können, sind auch die Lichtseite des Stückes, das im Uebrigen durch die Erkältung und Krankheit der Heldin die Bühne in eine Klinik zu verwandeln droht.

Seiner aristophanischen Ader läßt Sardou in seinem Schauspiel: „Rabagas" (1872) die Zügel schießen: leider! zeigt sich auch hier wieder, daß die Schablone der französischen Komödie kein genügendes Gefäß ist, einen derartigen Inhalt in sich aufzunehmen, daß es dazu einer freieren dramatischen Form bedarf. Und so ringt auch Sardou in diesem Stücke nicht mit dem Stoff, aber mit den conventionellen Anforderungen der Bühne. Durch das Schema des Intriguenstückes wird ein Aristophanes an Händen und Füßen gefesselt. Die Intriguen der kleinen Höfe, die durch den Operettentrödel hinlänglich travestirt sind, ist man überhaupt nicht geneigt ernst zu nehmen; und diese Intriguen

Google

nehmen in „Rabagas" einen breiten Platz ein. Offene und verschlossene Thüren, Corridore, Treppen und Hintertreppen: das spielt alles eine so wichtige Rolle, wie in den Hof- und Rococokomödien, die sich auf dem Parquet des Schlosses von Versailles bewegen. Die Liebe der jungen Prinzessin zu einem Seitenverwandten des fürstlichen Hauses mit verschiedenen geheimen Begegnungen und die Liebe des Fürsten von Monaco zur Engländerin Eva Blounth, welche als das Agens des Stückes auftritt und den Revolutionair Rabagas ad absurdum führt, sind die ernsteren Einschlagsfäden und zwar einer mühsam zusammengefädelten Intrigue, die keinerlei Antheil einzuflößen vermag; es sind die Zugeständnisse Sardou's an die modische Einkleidung der Komödie zu Gunsten der Aufführbarkeit seines Stückes.

Die eigentliche Bedeutung desselben liegt aber in der Satyre auf die Revolutionäre, als deren schlimmste Sorte die politischen Advocaten bezeichnet werden. Ein Advocat ist auch der gefeierte Volksmann Rabagas. Offenbar schwebte ihm dabei Gambetta vor und Sardou zeigte sich wieder als tactfesten Imperialisten, indem er einen früheren Hauptgegner des Kaiserthums an den dramatischen Pranger stellte. Später hat Gambetta dem Romanschriftsteller Daudet für seinen Nouma Roumestan als Modell gesessen: doch das war schon der Gambetta der Republik; Rabagas ist der Gambetta des Kaiserreichs, der Mann der Opposition, der Revolution. Natürlich begegnete das Stück bei der Aufführung dem lebhaftesten Widerspruch; denn das Publikum war durchaus nicht so imperialistisch gesinnt wie der Verfasser. Außerdem hat er die Figur des Helden im Vexirspiegel der Satyre aufgefangen. Dieser Rabagas gleicht dem Thier der Veterinärheilkunde, das sich auf den Titelblättern ihrer Lehrbücher findet und alle möglichen Krankheiten zur Schau trägt. Er ist mehr eine Caricatur und eine Charge, wie man sie sich in der Phantasiewelt der Aristophanischen Komödie gefallen läßt, als ein Charakter, der zugleich eine Aufgabe für die Menschendarstellung sein soll; aber desto wuchtiger fallen die satyrischen Hiebe auf die Partei des Umsturzes; Rabagas, durch die Hofgunst benebelt, wird als Minister ein Gegner seiner Genossen, gegen die er die schärfsten Maßregeln anräth: nach Unterdrückung der Duodezemeute wird er mit einem Fußtritt aus dem Schlosse hinausgeworfen. Seine Genossen, der abenteuerliche General Petrowlsky, ein verzerrender Spiegel, in dem sich auch Garibaldi gelegentlich beschauen mochte, der unverschämte Wirth und Redacteur Carmelin, der ultraradicale Vuaillard, sind treffliche Typen aus dem Verbrecheralbum der Revolutionen — denn das ist die Anschauung des Dichters — und einzelne Züge sind von köstlicher Komik: so die drei Regierungen der Revolutionspartei in Monaco, die sich gegenseitig verdrängen und von denen jede nur eine Viertelstunde am Ruder ist; diese Regierungen der rothen und gelben Stube stehen in einer satyrischen Beleuchtung, welche auf die Pariser Revolution von 1870 mit scharfen Schlaglichtern fällt.

Die satyrische Ader des Caricaturenzeichners hat auch an den transatlantischen Reiseskizzen, welche Sardou unter dem Titel: „L'oncle Sam" (1873)

Go gle

auf die Bühne brachte, den Löwenantheil, während das Bestreben, die beliebten großen Scenen zu schaffen, darunter leiden mußte; denn die Charaktere der Nordamerikaner und Nordamerikanerinnen sind so gezeichnet, daß sie kaum Antheil einzuflößen vermögen. Dies gilt auch von der Heldin Sara, welche wie alle ihre Freundinnen die Ehe als Geschäft betrachtet, Buch führt über ihre Bekanntschaften, die Vermögensverhältnisse derselben, ihre Capitalien und Renten, ihre Solidität in Bezug auf finanzielle Angelegenheiten, und dann auch mit einem Candidaten, dem reichen Franzosen Robert, eine Probefahrt nach Saratoga macht, um nach üblicher Sitte ihn näher kennen zu lernen. Doch da erwacht in ihrem Herzen in befremdlicher Weise die Liebe, die sie kaum zu gestehen wagt, und in der Liebesscene werden sie unterbrochen von dem Onkel und seinem Juristen, welche auf Grund ihrer Zeugenschaft die Eheverpflichtung des Fremdlings zu beweisen vermögen, um so mehr als auch der letzte Brief desselben an Sara in ihren Händen ist. Da Robert die Geliebte in Verdacht hat, Mitwisserin dieses Hinterhaltes zu sein, sagt er sich ganz von ihr los, doch klärt sich das Mißverständniß auf. Sara zeigt unverkennbar ihre Liebe für Robert und die beiden werden ein Paar, nachdem der Bräutigam und ihr Advocat in einem amerikanischen Duell, welches aber nichts mit dem in Europa unter diesem Namen üblichen gemein hat, mit Revolvern in den Corridoren und auf den Treppen des Hotels aufeinander geschossen haben.

Diese Haupthandlung ist ziemlich interesselos; dagegen sind die satyrischen Genrebilder auf's Trefflichkeit gezeichnet; namentlich der erste auf dem Dampfer spielende Act enthält eine Reihe köstlicher Scenen. Diese ungenirten geschäftsmäßigen jungen Damen, dieser Wanderprediger mit seiner geistlichen Frau, welche die irdische Gattin eines anderen ist, diese Sectirerin Camilla, welche die freie Liebe predigt, diese Gespräche über Ehe und Ehescheidung; das alles versetzt uns in eine uns gänzlich fremdartige Welt, die allerdings in die grellste Beleuchtung gerückt ist. Das Schwindelgeschäft mit der neuen Stadt ist ebenso ergötzlich wie die spaßhafte Trauung eines nichts ahnenden Liebespaars, die aber gesetzliche Geltung hat.

Wenn sich Sardou in diesem ethnographischen Schwanke mit dem amerikanischen Eherecht beschäftigt hat, so konnte seinem feinspürigen Sinn, der überall nach Stoffen von actuellem Interesse umhersuchte, das französische Eherecht kein verschlossenes Sesam bleiben, es öffnete sich seinen dramatischen Zauberworten, um so mehr als Reformen auf diesem Gebiete die öffentliche Meinung sehr lebhaft beschäftigten. Die Frage, ob Civilehe oder kirchliche Trauung, hat er in seinem Rührdrama: „Daniel Rochat“ (1880) behandelt, welches zwar die Bühne des Théâtre français eroberte, aber in Deutschland nur bestrittenen Erfolg davontrug. Das Stück beruht in seinem ganzen Aufbau auf innerlichen Unwahrscheinlichkeiten, wenn es auch den zwei Hauptscenen nicht an leidenschaftlicher Bewegtheit und dem episodischen genrebildlichen Beiwerk nicht an feiner humoristischer Ausschmückung fehlt. Die Frage, die es behandelt, wird von

Google

dem Autor mit einer dramatischen Dialektik zugespitzt, welcher die Lebenswahrheit der Charaktere zum Opfer gebracht wird. Eine unmotivirte Wendung folgt der andern und die Hauptscenen bieten nur eine unerquickliche Quälerei.

Desto gelungener ist „Divorçons“ (1880), wiederum ein echtes Lustspiel ohne die Scenen der comédie larmoyante. Die gesetzliche Einführung der Ehescheidung in Frankreich gab dem Autor Anlaß zu diesem lustigen Capriccio. Die gesellschaftlichen Debatten über die Scheidung beleuchten das Thema meist von den verschiedensten Seiten, ehe Sardou seinen dramatischen Haupttrumpf ausspielt. Dieser besteht in dem durch eine Reihe munterer Scenen geführten Nachweis, daß die gesetzlich erlaubte Ehescheidung den Liebhabern der verheiratheten Frauen wenig zugute kommt; denn wenn die Ehen geschieden worden sind, gerathen diese Freibeuter der Liebe selbst in Gefahr, in Hymens Joch eingespannt zu werden. Cyprienne hat mit ihrem Vetter Adhemar eine geheime Liaison, die sich allerdings auf harmlose Rendezvous beschränkt, welche durch geheime Zeichensprache verabredet werden. Cyprienne's Gatte, Herr von Pounelles, kommt indeß dahinter und fängt den Liebhaber durch einen kunstvollen Klingelmechanismus ein. Adhemar hat thörichter Weise selbst ein Telegramm gefälscht, dem zufolge die Scheidung mit großer Mehrheit in der Kammer durchgegangen sei. Pounelles benutzt diese Fälschung in genialer Weise: er zeigt sich zur Scheidung bereit und beräth in gemüthlichster Weise darüber mit seiner Frau und ihrem Liebhaber, sie gehen die Scheidungsgründe zusammen durch und finden zuletzt ein paar kleine Ohrfeigen vor Zeugen das geeigneteste Mittel. Bei dem Gedanken an eine künftige Ehe wird es indeß dem Vetter Adhemar etwas unheimlich zu Muthe. Doch Pounelles entflammt seinen Eifer durch den Hinweis auf Cypriennens bedeutendes Vermögen. Nun hört aber die ganze Romantik der geheimen Rendezvous auf; ihr Vetter beginnt ihr allmählich sehr hölzern zu erscheinen, und der Gatte selbst fängt auf einmal an, die Rolle des beglückten Liebhabers zu spielen, ja, sie lassen Adhemar im Stich, er wird von einer Tante zur andern geschickt, um die Frau in spe aufzusuchen, während sie mit ihrem Gatten in einem Restaurant soupirt. Dieser ad absurdum geführte Liebhaber ist eine parodistische Vignette für die ganze französische Ehebruchsdramatik.

Der Ehrgeiz Sardou's und sein Bewußtsein, in allen Sätteln der dramatischen Dichtkunst gerecht zu sein, da er mindestens überall die technischen Mittel vollständig beherrscht, trieben ihn dazu, sich auch auf dem Gebiete der historischen Tragödie zu versuchen. Doch hier zeigte er sich nur als Nachahmer der romantischen Schule, besonders des älteren Alexandre Dumas, was eine glänzend bunte Ausstattung und eine sensationell krasse Handlung betrifft; es fehlte die Weihe der höheren dichterischen Begeisterung und an ihre Stelle tritt die Berechnung des Effectes.

Das erste dieser Trauerspiele: „La Patrie“ spielte in Brüssel unter der Schreckensherrschaft des Herzogs Alba, die mit einem wahrhaft bluttriefenden Colorit auf die Bühne gebracht ist. Man hat in Goethe's „Egmont“ die Genre-

Google

malerei gerühmt, durch welche der niederländische Volkscharakter so trefflich geschildert wurde. Ein niederländisches Volk giebt es nicht mehr in Sardou's Stück. Die Funken seiner Lebenslust hat die spanische Tyrannei ausgetreten. Dies Soldaten- und Henkerregiment aber wird in frappanten Genrebildern von dem Dichter gezeichnet.

Dazu die flamländischen Interieurs in der Wohnung des Grafen Rysoor im Regierungsgebäude des Herzogs Alba, ferner der Markt am alten Schlachthaus in Brüssel, der Festungsgraben mit seinen Bastionen, die Scenerie im Innern des Stadthauses: alles mit einer Genauigkeit beschrieben, welche bei den Meiningern die größte Lust zur decorativen Herstellung dieser stilvollen Bühnenkunstwerke erwecken müßte. Hierzu kommen die großen Massentableaus, die soldatischen Lagerscenen, die Vorgänge im Festungsgraben, wo die als Eisbären verkleideten Wassergeusen Wilhelms von Oranien die Spanier in die Eislöcher stoßen, der Zug zum Scheiterhaufen, alles Erfindungen einer Phantasie, welche den scenischen Apparat in volle Thätigkeit zu setzen versteht und auf eine ebenso erfinderische Regie einen verlockenden Zauber ausüben muß.

Die Situationen haben das Packende der französischen auf den Nervenreiz berechneten Romantik: der Gesammteindruck ist der des Grauenhaften und Schauerlichen, ohne irgend eine Art von tragischer Erhebung. Graf Rysoor und Carlov sind gewiß tapfere, für ihr Vaterland begeisterte Männer, doch der Dichter hat beide in ein peinliches Verhältniß gebracht. Carlov ist der begünstigte Liebhaber der Gräfin Dolores, die gegen ihren Mann kein anderes Gefühl hat, als das des Hasses und zwar im Grunde nur, weil sie sich in der Ehe langweilt. Wie der Graf dahinter kommt, daß sein bester Freund mit seiner Frau die Ehe bricht: das ist in effectvoller Weise motivirt. Dolores, die in ihrer blinden, nichtsachtenden Leidenschaft kaum ein anderes Gefühl als das des Abscheues erwecken kann, hat die Verschworenen im Festungsgraben belauscht, sie dem Herzog Alba angezeigt und dafür Carlovs Befreiung verlangt, die ihr auf Fürbitte der Tochter Albas auch bewilligt wird. Der todtgeweihte Graf Rysoor verzeiht seinem Freunde Carlov, aber er macht es ihm zur Pflicht, den Verräther zu entlarven, der die Verschworenen angezeigt und dem Tode geweiht hat. In einer Haupteffectscene entdeckt er, daß Dolores die Verrätherin ist: ein Paß nach Lille entlarvt sie, wie Carlov durch eine Handwunde als Ehebrecher entlarvt worden. Da weiht sich dieser selbst dem Tode. Die beliebten Contraste der neuromantischen Schule fehlen in dem Stücke auch nicht: so ist Alba zwar ein Wütherich, dabei aber ein zärtlicher Vater seiner schwindsüchtigen Tochter, welche die Greuel alle nicht ertragen kann und zuletzt aus Schreck darüber hinstirbt.

Den flamländischen Architekturbildern stellt Sardou in „Theodora", einem in noch größerem Styl angelegten historischen Trauerspiele, die byzantinischen an die Seite, und die Fülle archäologischer Details, die reichen Costüme, die Entfaltung großer Massen in den Cirkusscenen sicherten dem Stücke an

Google

der Porte-Saint-Martin einen Erfolg, der durch die effectvolle Kunst der Sarah Bernard, welche die Titelrolle spielte, ein vollständiger wurde. Es fehlt natürlich wiederum nicht an den prickelnden, nervenreizenden und nervenerschütternden Situationen, die bei der großen Masse eine sympathische Ader wecken, während sie in ästhetischer Hinsicht als roh und abstoßend zu betrachten sind. Das Hauptmotiv deckt sich in merkwürdiger Weise mit denjenigen in Wilbrandts „Arria und Messalina": ein edler junger Grieche liebt die verrufene byzantinische Kaiserin, ohne sie zu kennen, wie Marcus die Messalina: er strebt nach dem Sturze des Kaiserthrones. Daraus ergeben sich spannende Verwickelungen. Die Wirkung beruht auf Mord- und Marterscenen gräßlicher Art, in denen etwas von der Anziehungskraft der Hinrichtungen liegt. Und welch neues tragisches Bühnenrequisit ist — die Nadel der „Theodora". Im Detail hat das Werk alle Vorzüge der Sardou'schen Genremalerei, auch der Charakter des Justinian ist frappant gezeichnet.

Das ist das Gesammtbild des französischen Dramatikers. Victorien Sardou ist ein Lustspieldichter ersten Ranges von ebensoviel geistiger Feinheit wie Schärfe, großer Gewandtheit in der Führung der Intriguen und köstlichem Humor in der Detail- und Genremalerei. Der erfolgreichste Jünger Scribe's und von gleicher Erfindungsgabe wie dieser, ist er durch den Zeitgeschmack genöthigt worden, der comédie larmoyante Zugeständnisse zu machen, welche ihm oft die gute Laune verderben, die aber auch von seinem seltenen Talent für dramatische Escamotage, für Zusammenfädelung und Entwirrung der Intriguenfäden Zeugniß ablegten. Seine ersten Stücke: „Les Pattes de mouche", „La Famille Benoiton", „Nos intimes" halten wir für vortreffliche Lustspiele und seine eigenartigsten Schöpfungen; von den Sensationsstücken verdient „Dora" wohl den Preis. Man hat ihm oft vorgeworfen, daß er seine Stoffe nimmt, wo er sie findet, ein Vorwurf, der bekanntlich auch Shakespeare nicht erspart wurde: jedenfalls hat er sie mit dem Arom seiner feingeistigen Originalität durchdrungen und mit selten geschickter Hand angefaßt. Für das deutsche Drama, seitdem es sich die französische Komödie zum Muster genommen, ist Sardou tonangebend geworden. Doch dem deutschen Genius liegt die Degen- und Mantelkomödie, das Intriguenstück als solches fern, und darum ist der Meister an der Seine von den deutschen Schülern in keiner Weise erreicht worden. Die Farben unseres Lustspiels wachsen auf anderem Boden.

Google

Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen.

Von

Karl Gustav Andresen.

— Bonn. —

Wenn es feststeht, daß die Eigennamen eines Culturvolkes kein leerer Schall sind, daß vielmehr alle insgesammt aus Wörtern der Sprache bestehen und eine bestimmte Bedeutung haben, so wird nicht allein der gelehrte Forscher, sondern jeder wißbegierige und vorurtheilsfreie Gebildete ein ganz besonderes Interesse daran nehmen müssen, in den Inhalt dieser Namen zu dringen und sie zu verstehen. Mit Rücksicht auf die Erklärung der deutschen Personennamen, bei welcher in der ältern Zeit die seltsamsten und verkehrtesten Ansichten zu Tage getreten sind, hat die Sprachwissenschaft im Vereine mit der Culturgeschichte seit einer Reihe von Jahren ganz außerordentliche Fortschritte gemacht und überraschende Ergebnisse gefördert, so daß heute ein wunderbar entwickeltes und fest gegliedertes System vorliegt, welches alle Namen mit ihren mannigfaltigen Abstufungen, Verkleinerungen und Erweiterungen begreift, die je nach verschiedenen Zeiten und dem wechselnden Bedürfniß entsprechend verliehen worden sind.

Unter den Klassen der unzähligen Namen, welche in deutschen Geschlechtern oder Familien weilen und walten, ragen die einheimischen Personennamen, vorzüglich in ihrer ursprünglichen Gestalt, an Schönheit des Inhaltes und der Form vor allen übrigen hervor und machen auf jeden, welcher sich der Aufgabe, sie zu prüfen und zu würdigen, mit Einsicht und Empfindung überläßt, den allergünstigsten Eindruck. Diese Namen sind nicht allein in der von fremden Einflüssen nicht berührten Klasse unserer sogenannten Vornamen enthalten und hier im ganzen leicht wiederzuerkennen, sondern sie bilden in

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der That auch den eigentlichen Kern der in den Familien herrschenden, zu nicht geringem Theile durch orthographische, volksetymologische und andere Einwirkungen bis zur Unkenntlichkeit entstellten Zunamen und haben, wie man jetzt weiß oder zu schließen berechtigt ist, auch der Zahl und Verbreitung nach das Uebergewicht, selbst über die Menge der Localnamen, denen früher dieser äußere Vorrang allgemein eingeräumt wurde.

I.

Die Bedeutung der altdeutschen Personennamen hängt mit dem Charakter und der Lebensanschauung des germanischen Volkes eng zusammen; sie erfüllen einen äußerlich zwar verhältnißmäßig kleinen, innerlich aber wahrhaft großartigen Gedankenkreis, in welchem kein unehrenhafter oder niedriger Begriff, dagegen eine Menge der edelsten Eigenschaften und Vorstellungen eines kriegerischen Volksstammes sich vertreten finden. Vor allem tönt uns der Krieg selbst, der für die würdigste Beschäftigung galt, und was zum Kriege gehört, das Kampf- und Schlachtenleben unserer Väter, an dem auch die Mütter theilnahmen, aus den Namen entgegen. Dem Kampfe sind fünf verschiedene Hauptstämme gewidmet, aus denen sich die gangbarsten, gewichtigsten und klangreichsten Namen entwickelt haben, Stämme, welche in der Sprache längst verloren gegangen sind und selbst in der ältern Periode als Gattungswörter kaum mehr vorhanden waren, noch weniger verstanden wurden; sie lauten Bad, Gund, Had, Hild, Wig und bilden je ein Glied vieler Zusammensetzungen, z. B. Badeger, Badomar, Badold, Bathilde — Gunther, Gudrun, Gustaf, Adelgunde — Hadufrid, Hadamar, Hadolf, Hedwig — Hildebrand, Hiller, Hildegard, Mathilde — Wighard, Wigmann, Hartwig, Ludwig. An diese Stämme schließen sich einige weit seltener gebrauchte von ähnlicher Bedeutung: zunächst das dem lateinischen campus, Feld im Sinne von Schlachtfeld, entlehnte Kamp, Kampf, woher Kamphard, Kempfert und Kampermann, Kempermann entsprungen sind; sodann Strit, Streit, in Strither, Stridolf, welche heute Strieder, Streitwolf lauten. Vorzugsweise auf Krieg und Kriegeshandwerk beziehen sich ferner Scur, Schauer, Sturm, Strich, Streich, Agis, Schrecken; dahin gehörige Namen sind Scuriprant und die Koseform Scurizo, denen die Geschlechtsnamen Scheuerbrandt und Schurz entsprechen — Streicher, Streichert — Eisrich, Eisold und Eiswald. Von strudian, verwüsten, zerstören, scacan (englisch shake), schütteln, scrôtan, hauen, schneiden, stingan (englisch sting), stechen, leiten sich die Stämme Strud, Scac, Scrot, Stang, mit denen Strubold, Schackert, Schraudolph, Stangolf, und Kosenamen wie Strut, Strutz, Schacko, Schache, Schrott, Schrocke, Stange, Stengel zusammenhangen.

Einen Hauptbestandtheil der Namen unserer Heldenväter nehmen natürlich deren stete Begleiter ein, die Waffen des Angriffs und der Vertheidigung. Allgemeinern Sinn haben Stein, Eisen, Stahl, welche zunächst den bloßen Stoff bezeichnen; die entsprechenden Stämme Stein, Isan, Stahal bilden das

Google

erste Glied von Vollnamen wie Steinbrecht, Steinher, Isenbrand, Eisentraut, Stahelhart, Stahalolf und treten in vielen Koseformen hervor, z. B. Steindel, Steincke, Eiseck, Iselin, Stehlecke, Stehlin. Unter den besondern Waffen wurde zur Namenbildung am häufigsten der Ger, Speer oder Wurfspieß, verwandt; auf Gar, Ger verweisen außer vielen andern die auch heute wohl bekannten Namen Garibald, Gerhard, Gerold, Gertrud, Edgar, Oskar, Ottokar, Rüdiger. Den Speerschaft und darauf den Speer selbst bezeichnet Scaft in einzelnen verklungenen Namen, wie Scaftheri, Scaftrih. Da vorzugsweise die Esche das Holz zu Speeren und Lanzen lieferte, so hat deren Benennung, Asc, in Ascher und Eschert, Escherich, Eschloff den Sinn von Eschenlanze. Ort und Brord, welche an sich Spitze im Allgemeinen bedeuten, beziehen sich in Namen auf die Spitze des Speeres und des Schwertes und stehen sodann für diese selbst; dahin gehören Ortlieb, Ortwein, Ortloff und Brotfrid, Brothar, Willibrord. Derselbe Uebergang ist bei den nur anlautenden Wortstämmen Ag, Agil, Agin, denen späteres Ecke entspricht, wahrzunehmen: Schärfe und Schneide des Schwertes, Schwert; aus den zahlreichen mit jenen Stämmen zusammengesetzten Namen mögen Eckart, Eilhard, Einhardt, die einander dem Inhalte nach gleich stehen, ferner Eckbert, Eilrich, Einwald herausgehoben werden. Auch bei Brand tritt der Begriff des Schwertes, welches im Altnordischen geradezu brandr, im Italienischen brando heißt, in den Vordergrund; zugehörige Namen sind Brandold, Brandolf, Hildebrand, Rembrand, Brandel, Brennecke, Brenz, Prenzel. Pfeil und Bogen kommen in den alten Namen selten zum Vorschein; auf strêla, Pfeil, verweist der Stamm Stral in Stralhelm, Strahler, Strelo, Strehlke, während Bog, das zu bogo, Bogen, stimmt, zwar in Bogenhard und Bögehold ziemlich deutlich erkennbar ist, im Allgemeinen aber sich mischt mit Bouc, Ring, Spange, Schmuck und Preis des siegreichen Helden, wohin friesische Namen wie Boje, Boy, Boyens, Boiken zu gehören scheinen. Die Rüstung wird durch Sar bezeichnet, der Harnisch durch Brun (zu brunja, brünne), in Hring liegt der Sinn von Ringpanzer; mit diesen Wortstämmen sind Sarabert, Sarfert, Sarlett und Sarholz — Brunger, Brunnert, Brunold, Brunhilde — Ringhard, Rinker, Ringwald, Ringleff zusammengesetzt. Außer Scild hat auch Rand, worunter zunächst blos ein Theil des Schildes, insbesondere der sogenannte Buckel zu verstehen ist, die Bedeutung von Schild; der eine Stamm hat sich in Schilbert, Schilfert, Schildbert, der andere in Randwig, Randolf, Bertrand erhalten. Die Zierde des Helden, der schützende Helm, und die Schrecken einflößende grîma, der altnordische Ausdruck für denselben Begriff, finden sich in den mit Helm und Grim zusammengesetzten Namen vertreten, wie Helmbold, Helmrich, Helmold, Anselm, Wilhelm — Grimmert, Gremmerich, Adalgrim und Ahlgrimm, Isangrim und Eisengrein, Grimhilde.

Der Verfertiger der Waffen, der Schmied, dessen Gewerbe für das älteste und vornehmste gilt, hat die Ehre erlangt, daß sein Name in die Reihe der zur Namengebung geeigneten Wortstämme aufgenommen wurde;

Google

während aus Smid gebildete Koseformen in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, z. B. Schmiedel, Schmiedecke, Schmiedchen, finden sich auch noch einzelne alte Vollnamen erhalten, wie Schmedyer aus Smidpert, Schmittat aus Smidhard, Smital und Schmithals aus Smidoald.

Die Heer- oder Kriegsfahne wird durch Band, woher Banner stammt, bezeichnet; auf dieses Wort leiten die Geschlechtsnamen Bannert und Benters, Bandemer, Bandholb, Bandell, Pannecke, Pantz zurück.

Auf Schutz und Vertheidigung beziehen sich die unter einander verwandten Stämme War, Wer, Warin, Ward, zu denen die neuhochdeutschen Verba wahren, wehren, warnen, warten stimmen; dahin gehörige Namen sind Warmuth und Wermuth, Warner und Werner, Warnefried, Wehrenbrecht, Wartholb, Dankwart, Eduard, Sigwart, ferner Kurzformen wie Warlo und Wörnle, Warnecke, Wernz, Wetzel. Der Begriff des Schutzes, besonders in rechtlichem Sinne (vgl. mündig, Vormund), liegt auch in Mund, welches selten den Anlaut, wie in Mundrich, Mondholb, sehr häufig den Auslaut bildet, wie in Edmund, Hellmund, Raymund, Siegmund. Aehnliche Bedeutung haben die überwiegend an der zweiten Stelle von Frauennamen gebrauchten Stämme Berga, Birg, Burg (zu bergen) und Gard (vgl. Garten), z. B. in Adalberga, Fridubirg, Burghard, Hildburg, Gardolf, Hildegard, Irmgard und Armgard. Endlich ist selbst Friede in den alten Namen wohl nicht als ein äußerer Zustand müßiger Ruhe und Behaglichkeit, auch nicht als etwas rein Innerliches etwa in christlichem Sinne zu verstehen, vielmehr als Schirm und Schutz und somit Sicherheit (vgl. das urverwandte einfriedigen); aus der großen Zahl der mit Frid zusammengesetzten Namen genügt es einige der bekanntesten herauszuheben: Friedlieb, Friedrich, Friedwein, Ferdinand, Fredegunde, Gottfried, Landfried, Siegfried, Waldfried, Winfrid, Elfriede.

Sehr viele Namen deuten auf hervorragende und charakterisirende Eigenschaften des Helden hin. Seiner Kühnheit gelten drei adjectivische Stämme; während von diesen Kuon mit völliger Bestimmtheit sich nur in einem einzigen, aber einem der berühmtesten von allen Namen, in Konrad, behaupten läßt, kommt Bald (englisch bold) außerordentlich oft, Nand nicht selten vor, z. B. in Baldewin und Balduin, Baldolf und Baldauf, Hunibald und Humboldt, Sigibald und Sybel — Nandger, Nentwig, Gernant, Volkenand, Wignand. Der gerechte Haß und Zorn des Kriegers werden durch Nid bezeichnet, seine gewaltsame und stürmische Aufregung durch Wod, das im Ablaut zu Wad steht (vgl. altnordisch vada, stürmen, stürzen); dahin gehören Niethardt und Neidhart mit der Koseform Nitzsch, Woderich und Wuttrich, Watterich nebst Watzke und Wadschek. Ernst, ein im Alterthume wie heute sehr beliebter Name, dessen jüngeres Patronymicum Ernsting gleichwohl die einzige bisher nachgewiesene Form ist, die sich aus ihm gebildet hat, weist auf die Entschlossenheit des Helden, Mon, Mun, woher Mombert, Momm, Mohnicke stammen, auf sein freudiges Verlangen, in den Kampf zu gehen. Den letztern Begriff enthalten der Hauptsache nach ebenfalls Gir

und Gern, mit denen Gierhardt, Gieram und Gernhard zusammengesetzt sind, wahrscheinlich auch Gaid in Gaidbald, Kaibel und Geibel, Gaidold und Keitel. Geduld, d. h. Ausdauer im Kampfe, liegt in Duld, woher Tulpracht und Tülper, Dülfer, Duldhardt und die Koseformen Tulke, Dultz entsprungen sind. Auf Kraft, Stärke und Gewalt, körperliche und geistige Tüchtigkeit beziehen sich die Stämme Kraft, Maht, Stark, Sin, Ellan, Mag und Magin, welche uns in Krefter, Machtolf, Starklof, Sinold, Ellanbert, Magold und Meinold entgegentreten. Für Hard, Hart muß eine dem urverwandten griechischen κρατύς und dem aus dem Deutschen entlehnten französischen hardi entsprechende Bedeutung angenommen werden; bekannt sind Hartmann, Hartmuth, Hartwig, Bernhard, Eberhard, Richard. Frum nimmt keine Rücksicht auf Frömmigkeit im jetzigen Sinne, vielmehr auf Tüchtigkeit und Bravheit (vgl. frommen); dahin gehören die heutigen Namen Frommert, Frömmerich, Fromhold und Fromholz, Frahm, Frohme, Frömmel. In Fast und Stat, woher Fastrat, Fastrich, Stadebert und Stapper stammen, liegt der Begriff der Festigkeit und Standhaftigkeit; Stind, Stidh in Stimbert, Stinder, Stinde, Stiederich, Stidolf, Stieda bedeutet Strenge; Snel und Swind, welche in Schnellhard, Schnellrath, Schnellke und Swidbert, Amalasuintha, Roswitha vertreten sind, heben die mit der Kraft verbundene Geschwindigkeit hervor; Was heißt scharf (vgl. wetzen) und entspricht in Namen wie Wasmuth und Wachsmuth, Wasmund und Wachsmund dem lateinischen acer; Wac und Wacar, womit in erster Reihe der berühmte Name des Herulerfürsten Odoacer, sodann unter neuern Wachholtz, Wach und Weckherlin zusammenhangen, gelten der Wachsamkeit des Kriegers.

Auf der Wahlstatt liegen die Gefallenen, Walküren führen die Erlesenen zu Odin in Walhalla; zu Wal (Niederlage, Untergang) gehört Walahraban, heute Walraf, Walram und entstellt Wohlrabe, Wollram. Der Gegner ist bezwungen, Gefangene ergeben sich auf Gnade und Ungnade; von Kagin (gegen) stammen Kainbold, Keinert, Kanold, Kain, Kainz, von Gisal (Geisel), Gisselbrecht und Giesebrecht nebst Gisbert und Gilbert, Gieseler, Gieswein, Geislauff. Mühe und Arbeit, die durch Amal bezeichnet werden, haben ihr Ziel erreicht, die Noth, d. h. Drangsal und Gefahr (vgl. der Nibelunge nôt) hat ein Ende genommen. Auf Amal verweisen Amalher und Amler, Amlung und Amblang, auf Zil (Ziel) Zilger, Zillhardt, Zillmer, auf Not Nothardt, Nothold, Notker und Nocker, Adnot, Gernot. Das Gefühl der Rettung und des Glückes erfüllt die Herzen der muthigen Streiter; Heil und Sal (vgl. mittelhochdeutsch saelde und lateinisch salus) sind in Namen wie Heilker, Heyler, Heilmann und Selbert, Sellrath, Selwig vertreten. Der Sieg, um deswillen alle ihr Leben eingesetzt haben, ist da; das glorreiche Wort tönt uns aus einer sehr großen Menge Vollnamen entgegen, z. B. Sigibert und Siebert, Sigibodo und Seebode, Siegfried und Seifart, Sigimar und Simar, Siegmund und Sigismund, Sigwart und Seiwert. Die Männer, welche in den Krieg gezogen sind und ihn bestanden haben, das ganze Heer nimmt

an dem Ruhme, der auf den Sieg folgt, Theil; zahllose Namen, im zweiten Gliede noch weit mehr als im ersten, sind mit Her zusammengesetzt, unter ihnen Herbert, Hermann, Herwarth, Günther, Walther, Werner. Und an den Ruhm und an die Ehre, welche dem tapfern Heere gebühren und widerfahren, erinnern Wörter und Wortstämme, die an Bedeutsamkeit, Beliebtheit und Anzahl denjenigen, welche den Krieg bezeichnen, nicht nachstehen. Zuerst zwei gewichtige und fruchtbare Stämme, die den griechischen Wörtern κλυτός (berühmt) und κρότος (Schall, Ruhm) entsprechen, Hlod, Hlut und Hrod, Hruod; dahin gehören einerseits Lothar und Luther, Chlodwig und Ludwig, Clothilde, Ludolf, andererseits Robert und Ruprecht, Roland und Ruland, Rüdiger und Rücker, Rudolf und Rolf. Das Wort Ruhm selbst, Hrom, Hruom, ist nur in wenigen Namen, wie Rumbold, Rümcker, Rummert, Röhmelt vertreten; einen ebenso geringen Umfang hat Era, Ehre, womit Erhard, Ehrhold, Ehrentraut, Ehrenfried zusammengesetzt sind. Dagegen gehören die adjectivischen Stämme Beraht (vgl. englisch bright) und Mar, die sich auf Glanz und Ruhm beziehen, wieder zu den beliebtesten; es genügt an Berthold, Bertram, Bertha, Adalbert nebst Albert und Albrecht, Dagobert, Hubert, Lambert, sowie an Marbod, Marold, Ottomar, Volkmar, Waldemar zu erinnern.

Nicht im Widerspruche, wenn auch zum Theil in einem gewissen Gegensatze zu den Wortstämmen, in denen der kriegerische Charakter der Germanen sich ausspricht, befinden sich diejenigen, welche den Sinn unserer Väter auch für die milden Tugenden und Verhältnisse des Hauses und der menschlichen Gesellschaft überhaupt an den Tag legen. Ein großer Theil der dahin gehörigen Namen betrifft das weibliche Geschlecht. Liebe und Freundschaft offenbaren sich in den mit Liub und Win zusammengesetzten Namen, wie Liebetraut, Liebheit, Liebram, Liebrich und Liebreich — Weintraut, Weinmar, Winold und Weinhold, Alwin, Erwin, Ortwin, Trautwein. Von Milde und Sanftmuth zeugen Mild, Bil, das zu φίλος stimmt, und Stil (vgl. stillan, beruhigen); bezügliche Namen sind Mildbrand, Milbrecht, Milting — Bilhardt, Bilmer, Billing — Stillfried, Stilke, Stilling. Dem süßen Gefühl der Heimat und der Häuslichkeit ist Heim gewidmet, enthalten in Heimbrecht, Heimert, Heimrich, Heimhold. Mit Rat, Rad anlautende Namen, wie Ratbold, Ratbert, Radold, welche heute Rabold, Rabert, Radol lauten, weisen auf das altnordische nâdh, altsächsisch nâtha hin, denen das neuhochdeutsche Gnade entspricht. Funs, Fus bedeutet geneigt, bereitwillig; dahin gehören Alfons und die Koseformen Fuso und Fuhse, außerdem, wie es scheint, einige umgebildete Namen auf — fuß, z. B. Pernfuß, Siefuß, aus Bernefuns, Sigifuns. Frohsinn und Heiterkeit liegen in den adjectivischen Stämmen Blid (vgl. englisch blithe) und Zeiz (altnordisch teitr), mit denen Bliefert, Blediger und Blicker, Plitt, Bliedung — Zeisberg, Zizold, Zeißolf, Zeiße, Zeitzschel zusammenhangen; Freude und Wonne in Fagin (vgl. englisch fain, froh) und Won, Wun, woher Faginold und dessen Patronymicum Feinholz,

Google

Wöniger, Wöhner, Wondrich, Wunram stammen. Auf Glanz und Schönheit beziehen sich Blanc und Scon, desgleichen Flad, dessen Gegentheil in „Unflat" erhalten ist, ferner Wan nach der Bedeutung im Altsächsischen und Friesischen; nur in wenigen Namen, wie Blankart und Blankertz, Schönhardt, Schönreich, Schönewolf, Fladrich, Gerflat, Wambolt, Wahnfried, Wannloff, sind diese Stämme vertreten. Auch Dag scheint, da dem Tage Licht und Helligkeit zukommt, hellen Glanz und somit Schönheit zu bedeuten; als Vollnamen können Tagebold und Tabold, Dagobert und Dabbert, Dagafrid und Daffert, Taglieb, Dagmar, Helmdach angeführt werden.

In jeder Lage des Lebens, im Kriege wie im Frieden, fallen Rath und Ansehen, welche durch Rad, Rat und Ragan, Ragin bezeichnet werden, ins Gewicht; aus der großen Menge der mit diesen beiden Stämmen gebildeten Namen lassen sich einerseits Rappold, Rappard, Radloff, Alfred, Dankrat und Tankred, Frorath, Konrad, andererseits Reinbold, Reinhard, Reimer, Raymund als die bekanntesten hervorheben. Klugheit, Einsicht, Weisheit sind durch Fruot, Glau, Wis vertreten; dahin gehören Frödrich, Fruotwin, Glaubrecht, Glauert, Wisger, Weishardt. Die List ist nicht vergessen, wie Listhardt, Lister, Listing ausweisen. In Mod, Muot vereinigen sich Muth und Gemüth; zusammengesetzte Namen sind Motard, Moder und Muthherr, Mudrich und Muthreich, Demuth, Hartmuth, Richmod. Wenn sich nach strenger Analogie von dem sächsischen sôth (vgl. englisch sooth) auf ein hochdeutsches Sand (buchstäblich so lautet das Adjectiv im Dänischen) schließen läßt, so findet sich auch die Wahrheit in den alten Namen berücksichtigt, wie in Sandebold und Sambol, Sandheri und Sandherr, Sandrat, Sandold und Sannwald nebst Sandholz. Hug und Danc bedeuten Geist und Gedanke, Wil bezieht sich auf den Willen; an diesen Stämmen nehmen unter andern Hubert, Huffert, Hugold, Dankert, Dankwerth, Dankleff, Wilibald, Wilbrand, Wilhelm mit je einer Hälfte Theil. In Gab, Geb, Gib, die z. B. in Gabold, Gebhard, Giebfried vertreten sind, scheint der Begriff der Freigebigkeit vorzuherrschen. Recht und Gesetz werden durch Ewa, E (vgl. Ehe) bezeichnet, eine ähnliche Bedeutung liegt in Dau; dahin gehören Emuth, Emund, Erich, Ewald, Daubert, Daumer, Dauwald, Dau, obgleich die letztern Namen vielleicht richtiger aus Diot erklärt werden.

Dem Begriffe Volk sind drei dem Alter und der Geläufigkeit nach verschiedene Benennungen gewidmet: zuerst das hochdeutsche Diot, Diet, im Gothischen als Thiuda vorhanden, von allen zur Namengebung gebrauchten Stämmen, wie es scheint, der fruchtbarste; sodann Liud, Liut, dessen Plural Leute sich erhalten hat; endlich dasjenige Wort, welches heute allein gilt, Volk. Von den zahlreichen Namen, die mit diesen Stämmen zusammengesetzt oder von ihnen abgeleitet sind, reicht es hin anzuführen: Theobald und Tobold, Tiedemann und Tiemann, Dittmer und Thiemer, Dietrich, Detlef, Thilo, Tiedge und Tieck, Diez und Deetz, Duden, Timm — Luitpold und Leopold nebst Liebhold und Leibhold, Liebrecht und Liebherz, Lüber und

Google

Leiter, Leuthold und Lewald, Lücke, Lutz — Volbrecht und Vollbeding, Volkmar und Vollmer, Vollgold und Volkholz, Volkwarth und Volquarts, Focke, Volz. Auch Volksstämme haben Vertretung in den Namen, zunächst deutsche, wie die Falen, Franken, Friesen, Hessen, Sachsen, Schwaben, Thüringer, dann fremde, namentlich die Mauren, Welschen, Wenden; während diese Völkerschaften in vielen Koseformen und nur vereinzelt in Zusammensetzungen wie Fahlmer, Frankloff, Früsmer, Hessemer, Mohrhard, Wahlert, Windolf nachweisbar sind, kommen von den beiden Stämmen, welche sich angeblich auf die Gothen beziehen, Gaud und Goz, ziemlich viele Vollnamen vor, z. B. Gauder, Gaumer, Kosbothe, Gausrapp, Kotzolt, Gotzloff. Nach freilich seltenen Namen wie Stampert, Stemmerich zu urtheilen, ist auch Stam selbst zur Namengebung verwendet worden. An die fremden Völker schließt sich der aus der Fremde ausgezogene Krieger, der durch Gast bezeichnet wird, in Gastart und Gassert nebst Gesterding, Gastram und Jastram, Gastrich und Gestrich, Arbogast, Leidgast, Rodigast.

Wie das Volk, so dient auch das Land zur Namenbildung; daher z. B. Lamprecht und Lambert, Landfried mit der jüngern Zusammensetzung Landsermann, Landwig, Landolph, Gerland, Roland, Uhland. Auf Mark, Landesgrenze, Grenzland, verweisen Markbert, Markart, Markwald, Markwart und Marquard, Markloff.

Innerhalb des Volkes finden je nach Geburt, Besitz und Macht Unterschiede statt. In Rich begegnen sich die Begriffe der einander verwandten Wörter Reich, reich und lateinisch rex; zahlreiche Vollnamen, mehr noch im zweiten als im ersten Gliede, enthalten diesen Stamm, z. B. Rippold, Ribbert, Riffert, Richard und Reichard, Reichhold und Reichwald, Richwin und Reichwein, Alberich und Elfreich, Theodorich und Dietrich, Emmerich, Friedrich, Heinrich, Ulrich. Kuni heißt Geschlecht, eine patronymische Ableitung davon ist kuninc, König, als Oberhaupt und Anführer des Geschlechtes verstanden; aber nach angelsächsischen Zusammensetzungen, wie cynedom, Königthum, cynerîce, Königreich, cynestôl, Thron, scheint es, daß Kuni, woher Kunibert, Kunigunde, Kunhardt, Kühnemund, Kühnreich, Kunolt und Kunwald stammen, im Altgermanischen schon selber König bedeutet hat. Bei Bod, Bud ist vorzugsweise an bodo, boto, Gebieter, zu denken; bezügliche Namen sind Bodemer, Bödrich, Bodewig, Böthelt, Puttloff, Bode und Budde, Botz und Putsche, Gerbode, Herbothe, Meerbott, Reinbothe, Seebode. Wald in alten Namen bedeutet niemals silva, sondern gehört zu „walten“ im Sinne von herrschen (vgl. Gewalt); aus der großen Menge von Vollnamen, in deren zweitem Theile die alte Form —old sehr oft erhalten geblieben ist, können hervorgehoben werden: Waldpott, Waldhard, Walther und Waldherr, Waldhelm, Waldraff, Waldemar, Walderich, sodann: Arnold und Arnwaldt, Berthold, Meinhold, Harald und Herold nebst Herrwald, Reinold und Reinwald, Rohdewald, Weinhold. Vornehme Geburt und Besitz sind die vorherrschenden Begriffe in den einander nahe verwandten, meist blos

dialektisch verschiedenen Stämmen Ad, Ed, Od (vgl. Allod) und Uod, mit deren liquiden Erweiterungen Adal, Odal und Uodal; es wird genügen Adolf, Edgar, Otfrid, Uhdolph, Adalbert, Ollmer, Ulrich anzuführen. Da der Besitz als ererbtes Gut zu verstehen ist, so begreift sich, daß auch das Wort Erbe selbst, Arbi, Erbi, zur Namengebung verwendet wurde, z. B. in Arbogast, Arbert, Erberich, Erpold. Wie das englische earl, das nordische Jarl einen Grafen bedeutet, so das entsprechende deutsche Erl, womit Erler, Erlwein und Erlenwein zusammengesetzt sind. In Degan, welches nach dem Gesetze der Lautverschiebung dem griechischen τέκνον, sowie dem altenglischen Ehrentitel thane gleichsteht, liegt der Begriff des jungen Burschen, woran sich der des Knappen und weiter des Helden schließt; zu Degan gehören Deiniger, Degenhard, Degener und Theiner, Degenhold, Herdegen. Die jetzige Bedeutung von Schalk stimmt nicht mit der ursprünglichen überein, Scalc ist Knecht; die erhaltenen Vollnamen haben den Stamm an der zweiten Stelle: Gottschalk und entstellt Gottschall (vgl. Marschall, wörtlich Pferdeknecht) und Gottschald (vgl. mittelhochdeutsch seneschalt, Seneschall), Engelschall, Muthschall. Der bloße Unterschied des Alters offenbart sich in Alt und Jung, z. B. Alderich, Altwig, Altwein — Junghart, Jungmann, Jungerich; dieselben Begriffe liegen in Gamal (dänisch gammel, alt) und Niwi, Niu (vgl. νέος, jung; νεανίας, Jüngling), womit einerseits Gamalher und Kamler, Gamalrat und Gammrath, andererseits Frauennamen wie Albniwi, Liubniu, Siginiu (Sigune im Heldenepos) zusammengesetzt sind.

Unter Madal ist die nach diesem Worte so genannte Mahlstätte zu verstehen, d. h. der dem griechischen ἀγορά ungefähr entsprechende öffentliche Platz, wo das Volk sich versammelt, beräth und Gericht hält; von Madal, welches sich zuweilen in Mad kürzt, sind Madalhart und Mählert nebst Madert, Madaler und Mader, Madoland und Mahlandt gebildet. Urtheil und Gericht ist auch die ursprüngliche Bedeutung von Dom, Tuom gewesen, welches in der abstracten Compositionssilbe —thum, z. B. Reichthum, auf den Werth einer bloßen Ableitungsform herabgesunken ist; in Namen aber, wie Tompert und Dombart, Domhard und Dummert, Domrich, Thümmel, Domke, scheinen die Begriffe Stand, Würde vorgeherrscht zu haben. Aus den vielen Bedeutungen, die dem Stamme Heid, dessen heutige Form —heit, z. B. Thorheit, eine noch stärkere Abstraction als —thum enthält, nach verschiedenen Zeiten und Mundarten zugeschrieben worden sind, dürfen Art, Zustand, Rang, Person als die wesentlichen Vorstellungen herausgehoben werden; Zusammensetzungen sind: Heidebrecht, Heitmar, Heidrich und Heidenreich, Heidolf und Heidelauf, Adelheid, Albheid, Biliheid, Ellenheid, Liebheit.

Vor der Gottheit beugt sich der rauhe Krieger, ihre Gnade und Hülfe erfleht er voll Hoffnung und Vertrauen. Und so spricht, von andern Zeugnissen abgesehen, auch das für den religiösen Sinn unserer Väter, daß sie ihre wenngleich rohen und sinnlichen, so doch ernst gemeinten und tief empfundenen Vorstellungen von Gott und göttlichen Wesen in die Namen

Google

aufgenommen haben. Zunächst erscheinen mit God zusammengesetzte Namen und deren Koseformen in großer Menge, z. B. Gottbrecht, Gottfried, Gotthard, Gotthold und Gottwald, Gotleip und umgedeutet Gottlieb, Gottwein, Godt und Goethe, Godel und Goll, Gödecke und Goecke, Götz und Gosche, Götschke und Gottschick. Auf die heidnischen Gottheiten Fro (vgl. gothisch frauja, κύριος) und Frouwa, altnordisch Freyr und Freyja, welche Herr und Herrin oder Frau bedeuten, bezieht sich der als Fraw zu bezeichnende Stamm, womit Frobarth, Frauer, Frorath, Froreich, Frohwein, Frohloff zusammengesetzt sind; Frohnert, Frohner und Fröhner setzen liquide Erweiterung, wie sie in den alten Femininen Frauenhildis, Frowinlint erkennbar ist, voraus. Zu den untergeordneten Götterwesen sind die Asen zu rechnen, vom altnordischen Singular As, welcher hochdeutsch Ans, angelsächsisch Os lautet; dahin gehören Asberth und Osbarth, Asboth, Asbrand, Osburg, Ansgar und Oskar, Anselm, Asmund und Osmund, Asmuth, Oswald und Aswold, Ansel und Ensli, Oske, Enslin. Die Riesen sind theils durch Hun (vgl. Hüne, aber auch Hunne), theils durch altnordisch Thurs vertreten; während Hun in ziemlich vielen Namen enthalten ist, z. B. Humboldt, Humbert, Hunrath, Hundrich, Hunold, Huhn, Hünecken, Hunze, gilt für die jetzige Zeit als der einzige von Thurs gebildete Name einer der berühmtesten des frühesten deutschen Alterthums, der Name der Gemahlin Armins, Thusnelda, aus Thursinhilda. Zu den in der Natur waltenden und schaffenden Geistern gehören die Elfen, welche in den Stammformen Alp, Alf gemeint sind; auf sie verweisen Alfred und Elfrath, Alberich und Elfreich nebst Alverichs, Alboin oder Albuin, Elfe, Elbel, Elflein, Elben und Elven. Den Druden mehr als dem Adjectiv trût, traut, sind die Zusammensetzungen mit Drud gewidmet, z. B. Trüter, Drümmer, Trautwein, Trautloff und Trolf, Ehrentraut, Gertrud, Irmtraut, Liebetruth. Der Stamm Run, welcher Geheimniß bedeutet (vgl. raunen), bezieht sich auf diejenigen halbgöttlichen Jungfrauen, die sich mit Zaubersprüchen beschäftigen und die Geheimsprache der Runen zu lesen verstehen, wie in Runhilt, Gudrun, Sigirun. Mit Engel zusammengesetzte Namen, z. B. Engelbrecht und Engelbert, Engelfried, Engelhard, enthalten wohl zum Theil, aber jedenfalls nicht im Ursprunge das christliche Wort, sondern gehen zunächst auf den sagenhaften nordischen Gott Ingo, Inguio zurück, woher Ingebrand, Ingeburg, Ingram, Ingomar, Ingold und Ingwald stammen; die altdeutschen Formen Angilo, Engilo, Ingilo, denen die Geschlechtsnamen Angell, Engel (natürlich noch anders deutbar), Ingel entsprechen, sind durch liquide Erweiterung aus Ingo hervorgegangen. Irmino wird als der kriegerisch dargestellte oberste Gott Wodan, der in Namen selbst nicht vertreten ist, erklärt, scheint aber hier die persönliche Bedeutung verloren zu haben und nur den Begriff des Höchsten, mithin eine Verstärkung zu bezeichnen; von Irmin stammen Irmgard und Armgard, Armengaud, Irminger, Irmert und Ermert nebst Armerding, Ermold, auch die Kurzform Armin, woraus fälschlich Hermann gemacht worden ist. Von den dem Gottesdienst geweihten localen

Google

Benennungen Alah, Tempel, und Wih, wobei man an einen heiligen Hain zu denken hat, ist die erste mit Sicherheit nur in einzelnen wenigen alten Namen, z. B. in den weiblichen Alahgunt und Alahtrud, zu erkennen; zu Wih dagegen, welches sich ebenfalls allein in Frauennamen findet, gehört vor allen der Vorname Hedwig, während der gleichlautende Mannsname, den auch heutige Familien führen, im zweiten Theile Wig (Kampf) enthält.

Mit den religiösen Vorstellungen der heidnischen Germanen, die hierin den ältesten Naturvölkern gleichstehen, hängt es zusammen, daß sie einzelne durch besondere Eigenschaften hervorragende Thiere, welche sie für Begleiter und Freunde der Götter hielten, auszeichneten und als heilig betrachteten; dies ist der Grund, daß auch deren Namen in den Kreis ihrer eigenen persönlichen Namengebung gezogen wurden. In dem Stamme Diur, Tiur wird, wie es scheint, der Gattungsbegriff im allgemeinen bezeichnet; Namen sind Thierold und Tyrolt, Dierolf und Thürolf nebst Diruf und Thierauf. Der ursprüngliche König der Thiere war nicht der Löwe, der gleichwohl in dem bekannten Namen Leonhard und dessen Neben- und Ableitungsformen, z. B. Lienhardt und Lennartz, enthalten ist, sondern der Bär; mit seinem Namen, Ber, sind unter anderen Bernot und Biernoth, Berold und Bärwald nebst dem Patronymicum Bierhals, Berwin und Bierwein, Berengar und Beringer, Bernhard, Bernold, Bernswind zusammengesetzt. Im Reiche der Vögel herrscht der mächtige Aar oder Adler (adelaere, Edelaar); auf ihn beziehen sich mit Ar, Arn anlautende Namen, wie Arold und Arlt, Armbold, Armbrecht, Arnerich, Arnold und Arnwaldt, Arnulf. Diesen beiden königlichen Thieren gehen nach der Mythologie des deutschen Heidenthums der Wolf, der Eber und der Rabe an Heiligkeit voran. Von den Stämmen, welche ein Thier bezeichnen, ist Wolf, dessen Auslaut meistens —olf lautet, der fruchtbarste und überhaupt einer der fruchtbarsten; die Vorliebe für ihn mag damit zusammenhängen, daß der Wolf als Sieg und Glück verheißend galt; Namen sind z. B. Wolfgang, Wolfhard und Wohlfahrt, Wolfhilde, Wolfram und Wohlfromm, Adolf, Ludolf, Rudolf und Rolauf nebst Rolf und Rollfuß. Der wilde Eber ist vertreten in Eberhard und Ebert, Eberwein, Ebbe, Epple, Ebbecke; der Rabe, ursprünglich Hraban, gleichfalls von glücklicher Vorbedeutung, in Rabener, Raymund, Rabenhold und Kranold, Bertram und Bertrab, Guntram, Wallraff, Wolffgramm. Nächst den genannten Thieren sind noch zwei andere zu berücksichtigen. Zuerst die Schlange, nicht Slange, sondern Lint (vgl. das tautologische Lindwurm), mit ihrem glänzenden und anschmiegenden Wesen, zugleich ein Sinnbild geheimnißvollen Wissens; dahin gehören Limprecht, Lindart, Lindelof und die alten Frauennamen Dietlinde, Gotelint, Siglint. Sodann der Schwan, ein weissagender und daher heiliger Vogel, in Schwaniger, Schwanert, Schwaner und den Femininen Swanaburg, Swanahildis.

Unter die Beziehungen zu der Thierwelt ist auch die Jagd zu rechnen, der sich die alten Germanen bekanntlich mit besonderer Vorliebe hinzugeben

Google

pflegten. Zwar Jagd selbst oder etwas dem Aehnliches findet sich zur Namengebung nicht verwendet. Aber das Hauptlocal derselben, der Wald, ist durch zwei hervorragende Stämme, deren Beziehung auf jene edle Beschäftigung am nächsten zu liegen scheint, bezeichnet, Hag, Hagan, Hagin, Hain und Wid, Wit, zu althochdeutsch witu (englisch wood); volle und gekürzte Namen sind einerseits: Hegebart und Heimbrecht, Hackert und Heinhardt, Heyrich und Heinrich, Hegewald und Heinold, Hey und Heine, Hegel und Hänel, Haack und Heinicke, Heitz und Hintze, andererseits: Wittbold, Weitbrecht, Wideburg, Wittekind und Wedekind, Wittmer, Witold, Weitlof, Wiede (vgl. Veit und Guido), Weidle, Wittich, Weddigen, Wiedling.

Werfen wir einen Blick auf die bei den beiden hervorragendsten Culturvölkern der alten Zeit, Griechen und Römern, am meisten üblich gewesene Art der Namengebung, so begegnet uns eine überraschende Aehnlichkeit zwischen der griechischen und germanischen Weise, während der Charakter römischer Namen mit dem unserer spätern Beinamen vielfach zusammenfällt. Nicht allein, daß die griechischen wie die deutschen Namen in der Regel zusammengesetzt sind; auch der Inhalt der Namen offenbart im Großen und Ganzen dieselben edlen, poetischen und idealen Grundanschauungen, welche wir in den germanischen Namen finden und preisen, insbesondere Beziehungen auf die Gottheit, auf Volk und Heer, Ruhm und Glanz, Stärke und Gewalt, Tugend und Tapferkeit. Es verlohnt der Mühe, griechische und deutsche Personennamen zu suchen und vorzuführen, die sich wörtlich decken, wie Θρασύβουλος und Konrad, Θρασύμαχος und Baldwig, Νικόστρατος und Sigiher, Δαμοκλῆς und Volkmar oder Dietmar oder Liutmar, Θεογένης oder Διογένης und Gotleip, Θεόδουλος und Gottschalk, Διομήδης und Godrat, Κλεόμαχος und Ludwig, Κλέαρχος und Marold oder Rothwald. Auch das haben mit den dentschen Namen die griechischen gemein, daß von ihnen wie von jenen Kose- oder Kurzformen in unübersehbarer Menge gebildet worden sind, z. B. Ἀγάθων, Δίων, Δάμων, Τίμων und Τιμαῖος, Ἀρχίας, Λυσίας, Ζεῦξις, welche sich zu Vollnamen wie Ἀγαθοκλῆς, Διόδωρος, Δαμοκλῆς, Τιμόθεος, Ἀρχιμήδης, Λυσίμαχος, Ζεύξιππος stellen lassen. In manchen Fällen stimmt sogar der Inhalt des deutschen Vollnamens und seiner Koseform mit dem Inhalt der entsprechenden griechischen Namen überein, z. B. in Sigibert und Sigo, Robert und Rohde, verglichen mit Νικοφάνης und Νικίας, Κλεοφάνης und Κλέων.

Einen wie großen Abstand der Bedeutung bekunden dagegen die prosaischen, realen, auf Aeußerlichkeiten gerichteten Namen der Römer in ihrer Mehrzahl! Vergleiche zwischen römischen Namen und deutschen Geschlechtsnamen lassen sich in Menge beibringen, z. B. Crassus, Longus, Macer und Dick, Lange, Mager — Lentulus, Piso und Linsemann, Affebauer — Balbus, Fronto, Naso, Plautus und Stammler, Stirnemann, Nasemann, Plattfuß.

Google

Namen, die blos zählen, wie Secundus, Tertia, Quintus nebst Pontius und Pompejus, finden ihres Gleichen im Deutschen nicht.

II.

Für die Beantwortung der Frage, ob die altdeutschen Personennamen in ihrer Gesammtheit aus einem bunten und gesetzlosen Gemisch zweistämmiger und einstämmiger Namen bestehen, wie es heute der Fall zu sein scheint, kommt es auf zweierlei an. Zuerst muß die geschichtliche Zeit von der vorgeschichtlichen getrennt werden. In der Periode, da von Germanen noch nicht die Rede war, sind vermuthlich alle ihre Namen anfangs einfach gewesen, bis allmählich die zusammengesetzten entstanden, deren Herrschaft in der Zeit, da die Geschichte von ihnen meldet, dergestalt hervortritt, daß sich der Grundsatz hat aufstellen lassen: die Namen der alten Deutschen bestehen mit verschwindenden Ausnahmen, die sich vielleicht auch noch der Regel anbequemen, aus der Verbindung zweier verschiedenen Wortstämme. Ferner: Die große Menge anscheinend einfacher Namen sind sogenannte hypokoristische oder Kosenamen, nach bestimmten Gesetzen aus Vollnamen gebildete Kurzformen, wie sie der traulich gemüthliche Verkehr des täglichen Lebens auch in viel späterer Zeit hat eintreten und gelten lassen, z. B. Bruno, Fritz, Hein, Irma, Kunz, Willi, und von fremden Namen, die hier ebenfalls verglichen werden dürfen, Guste, Hans, Lise, Matz, Toni, Trina.

Von jeher hat man sich bemüht, die beiden Glieder der zusammengesetzten Namen in ein logisches Verhältniß zu einander zu bringen und darnach die Namen zu verstehen. So einfach und natürlich dies Verfahren, das ja in allen andern Fällen der Zusammensetzung selbstverständlich ist, auch hier zu sein scheint, so muß es doch von vornherein und ohne Rückhalt als trügerisch bezeichnet werden. Zwei Gründe, ein negativer und ein positiver, sprechen entschieden dafür, daß die Verbindung des einen Wortstammes mit dem andern eine logische Beziehung weder hat noch zu haben braucht, daß vielmehr jeder Stamm seiner Bedeutung nach mit jedem andern, einerlei welcher Bedeutung dieser sei, sich vereinigen dürfe.

Eine Prüfung der in ältern wie neuern Schriften versuchten und aufgestellten Erklärungen und Uebersetzungen altdeutscher Personennamen fällt wahrlich nicht zu Gunsten derjenigen aus, welche die Nothwendigkeit eines logischen Bandes der beiden Glieder des Namens behaupten. Den meisten der auf Grund dieser Voraussetzung in jüngerer Zeit veröffentlichten Beispiele sieht man die Verlegenheit an, in welcher die Erklärer sich befunden haben müssen, wenn sie sich und ihren Lesern vorzustellen haben, wie die Beziehung der beiden Stammwörter auf einander beschaffen sei, ob der Sachbegriff als persönlicher Begriff verstanden, das abstracte Substantiv in personificirender Versinnlichung gefaßt werden dürfe, welche Uebersetzung oder Umschreibung für das Verständniß zu gelten habe, und dergleichen mehr. Dem einen ist Wilhelm „Willenshelm", einem andern „Helm nach Wunsch", einem dritten

Google

„der nach dem Helm verlangt"; Ludwig soll hier „Ruhmeskampf", dort „laute Schlacht", anderswo „berühmter Kämpfer" bedeuten; Dietrich wird als „Volkskönig" oder „Volksfürst", als „volkesmächtig" und als „reich an Volk" verstanden; der eine übersetzt Heinrich durch „Dorffürst", der andere durch „reich an umzäuntem Lande"; Fridleib hat die wortreiche Erklärung erfahren: „der in Frieden sein Erbtheil verzehrt, über sein Erbtheil waltet, Friedenssohn". Daß zwischen den Deutungen des Namens Alfred: „Elfenrath" und „Elf an Rath", welche beide beliebt worden sind, ein sehr großer Unterschied besteht, liegt auf der Hand; aber dazu führt eben der Zweifel über die Beziehung. Höchst wunderbare wörtliche Uebersetzungen sind den mit Ger gebildeten Namen widerfahren, z. B. Gerfrid und Fridger durch „Speerfriede" und „Friedensspeer", Lindger durch „Lindwurmspeer", Ottokar durch „Vermögensspeer", Witger durch „Waldspeer". Welcherlei Begriffe man mit diesen selbstgeschaffenen Zusammensetzungen, die obendrein auf Personen anwendbar sein sollen, zu verbinden habe, bleibt zu errathen. Von Dagobald heißt es: „kühn am Tage"; da läßt sich fragen: nicht auch in der Nacht? Aber wahrscheinlich ist die Meinung: einer, dessen Kühnheit zu Tage tritt. Während nach gewöhnlicher Weise Willeram einen „Willensraben", Dibolf einen „Volkswolf" bezeichnen sollen, hat die Consequenz für Winolf einen „Wonnewolf" gefordert. Was ist ein Wonnewolf und wie sieht er aus? Wenn Helmolf, Hrabanger, Wolfram wirklich einen zusammengesetzten Begriff ausdrückten, so müßte doch die Beziehung des Wolfs auf den Helm, des Speers auf den Raben, des Raben auf den Wolf irgendwie aus der Mythologie oder sonsther nachgewiesen werden können; davon aber findet sich keine Spur. Wer unbefangen urtheilt, wird die Frage, ob die Namen der Personen, welche Brunhild, Gerland, Hrodegang, Kunigund, Kunimar, Rodland, Rudmar geheißen haben und größtentheils noch heißen, als „Brustpanzerkampf, Speerland, Geschlechtskampf, Geschlechtsruhm, Ruhmesland, Ruhmesruhm", wie die Uebersetzungen thatsächlich lauten, zu verstehen seien, mit der allergrößten Entschiedenheit verneinen. Können ferner Namen, welche aus zwei ihrer Bedeutung nach einander entgegengesetzten Wortstämmen bestehen, einen schicklichen Sinn geben? Man vergleiche Fredegunde, Fridhild, Hadufrid, Gundfrid, Hildefrid, wo jedesmal der Friede mit dem Kriege oder Kampfe vereint nach außen hervortritt. Nicht viel anders steht es um Fridbald, Ferdinand und deren Erklärung „Friedenskühn". Ebenso wenig kann vorausgesetzt werden, daß Eltern ihre Söhne Gundwig, Hedwig, ihre Töchter Bathilde, Hildegund, in dem Bewußtsein nicht allein des tautologischen Charakters der beiden Wortstämme, sondern auch der Verständlichkeit ihrer Beziehungen, genannt haben. Es giebt auch viele Namen, welche sich durch die Stellung der beiden Compositionsglieder von andern Namen desselben Wortgehaltes unterscheiden, wie Gernot und Notker, Herold und Walther, Herdegen und Degenher, Herrmuth und Muther, Herloff und Wolfer, Marbod und Bodomar, Waldemar und Marold, Wolfgang und Gangloff. Zu untersuchen oder darüber zu streiten,

Google

ob diese Namenpaare denselben oder einen verschiedenen Sinn enthalten, verlohnt sich der Mühe nicht; ohne Zweifel beruht die Umkehrung auf einem anmuthigen und behaglichen Spiel mit den Formen, wie es der Volksgeist auch sonst äußert, und hat nur in dieser Hinsicht eine Bedeutung. Lehrreich aber ist die Wahrnehmung, daß sich in griechischen Namen ein gleiches Verhältniß offenbart, z. B. in Δημόφιλος und Φιλόδημος, Δωρόθεος und Θεόδωρος,, Ἱπποκράτης und Κράτιππος, Κλέανδρος und Ἀνδροκλῆς, Νικόστρατος und Στρατόνικος.

Von achtbarer Seite, wo man sich der Bedenklichkeit jener vorgeführten Erklärungen und Uebersetzungen wohl bewußt zu sein scheint, ist als Hauptzweck derselben das Bedürfniß, dem des Altdeutschen Unkundigen einen Begriff von der Bedeutung der Namen zu geben, in Anspruch genommen worden. Das klingt angemessen, ist es aber nicht und kann es nicht sein, weil hier, wie aus der vorhergehenden Erörterung folgt, von einer durchaus irrigen Voraussetzung ausgegangen wird, vermöge deren dem Unkundigen, bei der jeden Augenblick auch ihm sich aufdrängenden Möglichkeit verschiedener Auffassungen und insbesondere Beziehungen, obendrein noch die Mühe eigener, schwieriger Untersuchung und Wahl keineswegs erspart bleiben würde. Was zunächst noth thut und genügt, besteht darin, daß die Bedeutung der beiden Glieder, welche den Namen bilden, aufgedeckt und, wenn dies in einigen wenigen Fällen nicht sogleich vollständig erreichbar ist, an der Hand der Sprache und Geschichte wohlbegründeten und glaubwürdigen Vermuthungen Raum gegeben werde. Sodann aber ist es erforderlich, sich mit dem positiven Grunde bekannt zu machen, der unsere Vorfahren bestimmt hat, die Namen ihrer Kinder in der Weise, welche wir in ihnen ausgedrückt finden, zusammenzusetzen. Dazu bedarf es nunmehr der Vorführung eines erst in neuerer Zeit aufgestellten, historisch hinreichend unterstützten Grundsatzes, dessen hohe Bedeutung für die Erkenntniß und Würdigung der altdeutschen Personennamen einem Jeden, der ihm mit Vertrauen und ohne Vorurtheil entgegenkommt, unschwer einleuchten wird.

Der nächste und natürlichste Namengeber war der Vater, in besondern Fällen konnte ein anderer theurer Verwandter des Kindes oder hervorragender Freund der Familie dessen Stelle vertreten. Die Wahl des Namens beruhte nicht auf Laune und Willkür; sie fand vielmehr, wie aus der Geschichte, aus Sage und Mythe, vorzüglich aber aus zahlreichen Urkunden verschiedener Länder und Gegenden hervorgeht, mit liebevoller und sorgsamer Rücksicht auf Verhältnisse der nächsten Verwandtschaft statt, so daß sich auch darin das Gemüthsleben und der ethische Charakter unseres Volkes in schöner Weise offenbaren. Durch den Namen ward dem Kinde eine Mitgabe für das Leben zu Theil, eine Mahnung, was ihm auch die Zukunft vorbehalten habe, stets sich seines Geschlechtes und dessen Genossen würdig zu beweisen.

Der Sohn heißt zuweilen nach dem Vater, häufiger jedoch nach dem Großvater. Auch Geschwister des Vaters oder der Mutter können bei der

Google

Wahl des Namens für das Kind berücksichtigt werden. Nicht selten tragen Geschwister unter sich verwandte Namen, die ihrerseits wieder von den Namen angesehener und theurer Geschlechtsgenossen abhängig sind. Der häufigste und weitaus wichtigste Fall ist aber der, daß den Kindern zusammengesetzte Namen verliehen wurden, deren Glieder sich entweder beide oder zur einen Hälfte auf die Namen zweier oder eines nahen Verwandten gründeten.

Die Geschichte meldet, daß Karl der Große nach seinem Großvater Karl Martell benannt worden ist und daß sein Bruder Karlmann geheißen hat; weit höher hinauf, in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt, reichen die zur Hälfte gleichen Namen des Cheruskerfürsten Segestes und seines Bruders Segimar. In dem sagenhaften Hildebrandsliede begegnen uns die zugleich allitterirenden Namen der drei Helden Heribrand, Hildebrand und Hadubrand, Vater, Sohn und Enkel. Das Gedicht von den Nibelungen führt den Sigmund und die Siglint als die Eltern Sigfrids an, während ebenda die Namen der drei fürstlichen Brüder Gunther, Gernot und Giselher nur unter sich und mit dem Namen ihres angeblichen Vaters Gibich allitteriren. Des Sigfrid und der Grimhilde Sohn heißt nach seinem Oheim Gunther, Gunthers Sohn aus demselben verwandtschaftlichen Grunde Sigfrid. In mittelalterlichen Urkunden werden Hildegaus, Hildebrandus, Hiltrudis und Agenardus als die Kinder eines Hildegaudus und einer Agentrudis aufgeführt; ein Lantfredus und eine Adalhildis nennen ihren Sohn Adalfredus, ihre Tochter Lantberga; ein Waltbert wird als der Sohn des Waldram und der Waltrata, ein Rado und eine Waldrada als die Kinder des Waltbertus und der Radhildis bezeichnet. Mutter und Tochter heißen Ellanpurc und Engilpurc, zwei Schwestern Liutswind und Ellanswind, ein Brüderpaar Wilibald und Wunnibald, ein anderes Ellanrih und Engilrih, welche an Alprih und Ajkrih, die Namen der Brüder ihres Vaters, erinnern.

Aus diesen Zeugnissen, denen sich eine große Menge anderer, vorzüglich aus dem Altnordischen, hinzufügen lassen, geht deutlich hervor, durch welche Rücksichten und Gründe die alten Germanen sich bei der Namengebung bestimmen ließen. Von einem solchen Gesichtspunkte aus betrachtet, geben jene Namen, in denen wir einen zusammengesetzten Begriff nicht haben erkennen und gelten lassen können, einen Sinn, nämlich den, daß sie auf einer innig bewußten N a c h b i l d u n g der Namen nächster theurer Verwandten beruhen. Wenn der Vater Gunther, die Mutter Hildegard hieß, so begreift sich für die Tochter der Name Hildegund, dessen Bedeutung eben in der Vereinigung jener Namen der liebenden Eltern, keineswegs aber in der seltsamen Verbindung des Krieges mit dem Kriege liegt. Ebenso darf Hadufrid, wo die beiden Gegentheile, Krieg und Friede, auf die Oberfläche treten, beurtheilt werden: nahe Verwandte, nach denen sich die Wahl des Namens für das Kind richten sollte, mochten Gotfrid und Hadeburg oder Hadolf und Friderun heißen, oder noch anders anklingende Namen besitzen. Auch Ottokar, Wolfram, Gerland, Kunigund und andere Namen, gegen deren logische Beziehbarkeit

Google

und damit zusammenhangende Uebersetzung wir uns erklärt haben, erhalten nun eine Bedeutung, welche nicht weniger hoch anzuschlagen ist, als diejenige, deren nur überhaupt ein edler Name fähig sein mag.

In Betreff der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Namen innerhalb der Verwandtschaft kann schließlich wiederum das Griechische in einigen hervorragenden Beispielen aus der Geschichte verglichen werden. Die beiden Dionysius, Tyrannen von Syrakus, waren Vater und Sohn; des Nikias Vater hieß Nikomedes, des Timon Vater Timarchus, des Timoleon Bruder Timophanes. Aristoteles war der Sohn und der Vater eines Nikomachus, Miltiades der Sohn eines unberühmten und der Vater des berühmten Kimon; Platon, der Sohn des Ariston, soll zu Anfang den Namen seines Großvaters Aristokles geführt haben; von den Namen der beiden Söhne des Pisistratus, Hippias und Hipparchus, ist der erste die Koseform eines Vollnamens wie der zweite.

Go gle

Jehovah.

Eine poetische Erzählung.

Von

Josef Kiss.

— Budapest. —

Aus dem Manuscript in's Deutsche übertragen von Josef Steinbach.

— Franzensbad. —

I.

Umhergeirrt bin ich am Erdenkreis;
Anbetend lag ich vor des Südens Sternen.
Vom blüh'nden Strand der blondgelockten Theiß
Trieb mich ein dunkler Drang in weite Fernen.
Am Fuß der Alpen, Rosen bis an's Knie —
Durchschwelgte ich Italiens Feerie.
Doch Duft und Farbe, sie verwehn, verglühn;
Wie flüchtige Wolken eilen sie von hinnen,
Und kaum geboren, müssen sie zerrinnen,
Sie sind zu schön, um nicht hinwegzuziehn!
Und auch aus meiner Seele floh der Süden,
Ein luft'ger Traum, im Morgenroth beschieden.
Nichts mahnt an Duft und Glanz und Ueppigkeit . . .
Oh schleichende Zerbröcklerin, du Zeit! —
Lebend'ger hat das Düstre sich erhalten
Und mancher Felsen steht noch unbewegt,
Wie er sein Zerrbild mir in's Herz geprägt;
Ich seh' ihn ragen und die Wolken spalten . . .

Ob ungeschlacht auch — fest und ehern steht
Der Felskoloß in kahler Majestät.
Zu seinen Füßen aber blüht der Strauch
Und über Blöcken sprießen üpp'ge Wiesen;
Ein jeder Block ein Stück vom Leib des Riesen,
Im Sturz befruchtet von des Sturmes Hauch.
Die eignen Kinder sind's, aus ihm gefällt —
Und ihre Welt doch nicht mehr seine Welt!

*

Wo sah ich's nur, dies wohlbekannte Bild?
Sah ich's in Marmor? In Granit gehauen?
Des Armes Schwung, die trotzgewölbten Brauen,
Sie sind vom Geiste Angelos erfüllt.
Verzehrend flammt der Seele Zorn und Schmerz
An dieser Stirne festgefügtem Erz.
Ist's Wirklichkeit? . . . Ist es in meinem Hirne,
In San Pietros heil'gem Dom gekeimt?

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nein, nein! . . . Im Bann der dämmernden Gestirne
Hat es mein Geist dort nur zurückerträumt.

*

Aus meinem Heimatsdorfe stammt das Bild
(O daß es mir nicht längst schon eingefallen!),
Ich seh das ruhig reckenhafte Wallen
Des hohen Greises, vom Talar umhüllt.
Wir gingen ihm beklommen aus dem Wege,
Die übermüth'ge Straßenjungenschaar,
Und bargen uns, wie vor der Sturmgefahr
Die Sperlingbrut in dichtem Laubgehege.
Fast hundert Jahre thürmten sich auf ihn,
Doch seinen Rücken konnten sie nicht beugen;
Ein lebend Märchen schritt er in dem Reigen
Der Menschenschaar geheimnißvoll dahin.
Geahnt — vielleicht, allein verstanden — kaum
Durch eines Lebens endlos langen Raum!

*

Sein Wissenruf erregte heil'ge Scheu,
Doch seinen Ursprung konnte Niemand deuten.
Die Sage ging, daß er der Eingeweihten
Der uralten Kabala Einer sei.
Und nur an ihm, an ihm allein sei's eben
So wie ein Fürst, in Glanz und Pracht zu leben!
Doch sein Gelübde sei der Armuth Noth;
Ein Rohrhaus war es, das ihm Obdach bot.
Er las in Büchern, wallte in den Tempel,
Auch war sein Wissen nicht von dieser Welt!
Von todten Sprachen, die kein Strahl erhellt
— Chaldäisch, Syrisch — löste er den Stempel;
Und Tag und Nacht verbrachte er im Prüfen
Verschlung'ner Schnörkel dunkler Hieroglyphen.
Die Weisheit gleicht dem Wein — schloß er gelehrt —
Mit ihrem Alter steige auch ihr Werth;
Die Weisheit aber, sie ist ewig Eins!
Jehovah ist's! die Wurzel seines Seins!
Der starre, harte Gott, der an den Sündern
Noch Rache nimmt in Kind und Kindeskindern,
Das ist sein Gott! — So wie der Hauch am Spiegel,
So wie die Thräne, die ein Kind verstreut,
So schwand auch über seinem Haupt die Zeit
Und trug Geschlechter hin auf ihrem Flügel.
Und Alles, Alles wankte um ihn her:
Fest wie ein Fels: Jehovah nur und — Er!

*

Mit Worten war es karg bei ihm bestellt,
Doch eine Welt schlief unter seinen Brauen:
In Nacht getaucht, in blitzdurchzucktes Grauen
Lag der Gedanken schrankenlose Welt.
Er mied die Menschen, wie sie ihn gemieden
(Selbst ausgestoßen hat er sich schon lang),
Doch wo ein Mensch im Todeskampfe rang,
Da nahte er: beschieden, unbeschieden.
Sein Betgesang scholl wie Posaunenklang,
Und aus des Augs verheißendem Durchdringen
Sog sich der Kämpfer noch im Todesringen
Ermuthigung auf seinen letzten Gang.

*

Oft wachte er des Alltagsbrotes wegen
In später Nacht bei mattem Lampenlicht:
Die alten Texte zwang ihn Noth und Pflicht
Auf Pergament in Copien zu prägen.
Die Satzungen vom alten Testament,
Die heilgen Lehren, Trieb und Drang zu zäumen,
Den frischen Urquell mit dem ew'gen Schäumen,
Und das Mysterium, das sich: Gottheit nennt!
Doch weil er nichts als Buchstaben bewacht,
Gewann der Buchstab über ihn auch Macht!
Von sehnsuchtswilder Schwärmerei erfaßt,
Gedachte er der finstern, blut'gen Zeiten,
Da noch Jehovah Fackel war im Streiten

Google

Und todgeweiht, wer sein Gebot gehaßt;
Wo das Gesetz, auf todten Laut gestützt,
Mit Steinigung und Brand und Abgrund drohte,
Der Scheiterhaufen grell zum Himmel lohte
Und Hohepriester mit dem Beil geblitzt!

*

Aus dieses Felsens öder Bodenkrume,
Von Quellgesang und Zephyrhauch genährt,
Vom Sonnenstrahle traurig abgekehrt,
Sproß im Verborgenen eine holde Blume.
Entbehrung, Sehnsucht, starrer Vatersinn —
Der durst'gen Blume Reif statt milden Thaues!
Wie feindlich auch das Klima und wie rauh es,
Die Tochter Hiobs blühte auf darin.
Ein helles Wunder, rein und ohne Fehle,
In zauberhaftem Einklang Leib und Seele!
Die Schönheit himmlisch, rhythmenhaft der Gang —
Und wie um uns in Träumerein zu locken,
Auf Abendfluren weiche Silberglocken,
So süßmelodisch ihrer Stimme Klang!
Von Worten — klug und von Gedanken — schön:
Ein bunter Falter, der auf goldnem Flügel
Sein Bild belauscht im blauen Bergseespiegel . . .
Und ach das Aug . . . das Augenpaar zu seh'n . . .
In einem Meer von Sprachen könnt' ich angeln,
Ich föderte den holden Ausdruck nie;
Für dieses Augs siegreiche Poesie
Das rechte Wort, es würde ewig mangeln.
Doch eine Fabel will ich Euch erzählen:
Die Mittagssonne und des Abgrunds Nacht,
Sie waren schmachtend für einand erwacht
Und fanden sich zu seligem Vermählen.
Da schmolz die Nacht in Eins mit dem Gefunkel
Und glühte in geheimnißvollem Dunkel.
Am besten aber macht die Fabel klar:
Die dunkle Gluth in Mirjams Augenpaar.

*

Die harte Scholle wiegte ihren Leib,
Die Einsamkeit war ihrer Seele Amme;
Die treue Amme, deren Lied die Flamme
Geheimer Regung lodern macht im Weib.
An altvergilbten Fetzen von Papieren
Saß sie des Nachts und lernte buchstabiren.
Verstohlen las sie manch verstümmelt Buch
Und lernte heimlich Wort und Lied und Spruch:
Brosamen nur vom Tische der Gedanken,
Doch eignem Fleiß und eigner Lust zu danken
Von Wissensdurst war ihr das Herz geschwellt!
Nach Freiheit und Erkenntniß ging ihr Streben,
Sie sehnte sich aus diesem Alltagsleben
Und schuf sich träumend eine neue Welt,
Der sie die schönsten, reinsten Farben lieh,
Gewebt aus Ahnung und aus Poesie! ...
Da fiel ein altes Buch ihr in die Hand
— Nur Titelblatt und Autorname fehlte —
Welch schöne Dinge ihr dies Buch erzählte!
Wie hätte sie den Autor gern gekannt!
Das las und las sie hundertmal im Jahr,
Wie wir so oft auf Wegen und auf Stegen
Die Melodie zu wiederholen pflegen,
Die uns einst tief in's Herz geklungen war.
Und was sie auch in jenem Buch gelesen,
In jedem Bild sah sie ihr eignes Wesen.
Heut war sie Julie, Romeos Refrain,
Die unglücksel'ge Desdemona morgen,
Nun Lady Macbeth mit den blut'gen Sorgen,
Cordelie heut und morgen Imogen.
Und kam in roher Tölpelhaftigkeit
Ein plumper Dorflaff Liebe zu erbetteln,
War sie Titania und verhöhnte Zetteln.
— Nun kennt Ihr Mirjam, Hiobs holde Maid.

* * *

Google

II.

Gelinde Herbstnacht. Laubwerk rieselt nieder,
Die Schwalbe flieht das Nest am kleinen Haus;
Das warme Nest fühlt bis zum Morgen aus,
Mein süßer Zwitschrer, Schwalbe, kehrst Du wieder?

*

Aus kleinem Rohrhaus dringt ein lichter Schimmer
Und gleitet zitternd übers Pappellaub;
Die Pappel glitzert wie von goldnem Staub,
Und hüllt die Nacht in dämmrig Goldgeflimmer.

*

Das weiße Haupt vergraben in der Hand
Sitzt Hiob da — und wiegt sich in Gedanken;
Die losen Pergamente vor ihm schwanken
Und Kiel und Tinte — halten heut nicht Stand.
Er greift danach und will die Feder führen,
Doch fließen ihm die Lettern in einand;
Senkt sich ein schwerer Nebel über's Land?
Du alter Aar, wirst Du die Schwingen rühren!
Taucht wieder ein und regt die Hände fleißig,
Der Abschnitt und die trübe Grübelei,
Sie passen zu einander . . . Mosis; Zwei,
Capitelanzahl Nummer: Zweiunddreißig.
Im trauten Kreise unter Eurem Giebel
Schlagt auf das Buch und lest daheim die Bibel!
Lest wie es dort in Demantlettern steht:
Wie sie um's goldne Kalb den Reigen schlangen,
Wie Mosis Klagen wild zum Himmel drangen —
— Der das besang, das war erst der Poet!
. . . Und Josua sprach: Mein Meister, laß die Klage,
Vom Lager her braust heller Siegeston.
Der Meister aber sprach: Du irrst mein Sohn,
Das ist kein Sieg und keine Niederlage.
Ganz andre Töne brausen aus dem Thal,
Ein wildes Johlen ist's, ein Bacchanal!
Und wundersam! da er es niederschreibt,
Schlägt ihm ein gelles Brausen an die Ohren,
Als wär der wüste Lärm heraufbeschworen,
Der vor Jahrtausenden das Ohr betäubt.
Wie sonderbar das johlt und gröhlt und kreischt . . .
Er steht und lauscht . . . wie hat er sich getäuscht!
Das sind nicht Töne aus verklungnen Tagen,
Nicht Geisterstimmen einer todten Welt;
Vom Wirthshaus kommt der Lärm dahergegellt,
Wo Schauspieler die Schmiere aufgeschlagen.
Begeistert horcht die dichte Menge Volks
Und klatscht, daß es die Schlummernden vernehmen,
Die Hohlhand schwitzt, die Thräne rinnt in Strömen —
Die Muse aber freut sich des Erfolgs!

*

Dies Tosen war es, das den Greis erregt.
Es schwirrt der Kiel, doch nicht nach seinem Sinne,
Er schwirrt und knistert, hält auf's Neue inne —
Heut fehlt die Ruhe, er ist zu bewegt.
Die Geige schweigt, doch statt der Töne gleiten
Verrauschter Zeit Gespenster bleich empor
Und quälen ihn und martern ihn im Chor —
Wozu erwacht Ihr, längst begrabne Zeiten? . . .

*

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Drei schöne Söhne hat ihm Gott gegeben —
Und nicht der Tod entriß sie ihm — das Leben!
Den ihm der Tod genommen von den Drein:
Des einz'gen Sohnes durfte er sich freu'n.
Die Luft, der Kampf, der Geist der neuen Zeit,
Der unbemerkt auf leisen Sohlen schreitet,
Den wir nicht spüren, bis er weit verbreitet
Auch unser Haus mit seiner Fluth bedräut:
Die Neuzeit, die die alte Zeit bezwungen,
Sie war es, die die Söhne ihm verschlungen!
Ziel und Gedanken, Glauben, Sittenart —
Ach, Kind und Vater hatten nichts gemein;
Und jenes Band, versöhnungsvoll und rein,
Das auch entzweite Seelen wieder paart:
Das heilge Band aus Fleisch und Blut gewoben,
Zerriß des Vaters hochmuthsstarres Toben!

*

Der Himmelshuld vertraute er den Sohn —
Und sandte ihn hinaus in's Weltgewühle.
Mit dreizehn Jahren hängt man noch am Spiele!
Doch so erheischt's die alte Tradition.
Ob je ein Wort von seiner Hand erschiene!
Und sieh — ein Brief nach endlos langer Zeit:
„Mein theurer Vater! Groß und ruhmgeweiht
Ist hier auf Erden Eins nur: Die Maschine!"
Des Vaters ganze Antwort aber war:
Das Wort: „Jehovah!"— kurz und lapidar.
Und wieder kam Bericht: „Die Wildniß flüchtet!
Fern am Missouri bohr ich Felsengänge,
Urwälder rott ich, lege Schienenstränge,
Mein Führerruf ist's, der das Dunkel lichtet.
Mein Zelt der Himmel, die Prairie mein Bett,
Der Indianer wälzt sich auf der Lauer,
Des Rohrwolfs Nachtschrei füllt das Herz mit Schauer —
Und heil, mein Vater, blieb Dein Amulett!" —

*

Dann schwieg er lange. — Lenz um Lenz verdorrte;
Am Grab des alten sproß ein neu Geschlecht.
Kaum Einer, der noch Hiobs Sohns gedächt' —
Und plötzlich taucht er auf im Heimatsorte.
Kam mit Gefolg, wie Potentaten wandern,
Carossen, zahllos, sammt- und seidenschwer,
Am Bock der Neger und vom Sclavenheer
Vor ihm die Einen, hinter ihm die Andern;
Es glänzt und strahlt von farbigen Livreen -
Das hat das Heimatsdorf noch nicht gesehn!
Und siehe da, das Rohrhaus wird umdrängt,
Die dichte Schaar verdunkelt Gras und Hecken;
Der Herr, ein schlankes Bild von einem Recken
(Dem des Aequators Gluth die Haut versengt),
Hebt federleicht aus einer der Calessen
Ein zartes Weib mit kindlich holdem Blick
Und führt es vor den Greis, der eitel Glück
Die Arme regt, die Frau an's Herz zu pressen.
Da fährt er auf . . . und bebt . . . und steht zerknickt:
Am Hals der Frau hat er ein — Kreuz erblickt!
„Abtrünn'ger Du!" — rief er in wildem Ton,
„Abtrünn'ger Du! — nein, Du bist nicht mein Sohn
Und wirst mir diese Schwelle nie betreten,
So wahr Jehovahs Gnade mir vonnöthen!"

*

Oh schmerzliche Erinnerung — oh Qual,
Sie schürt den alten Zornesbrand im Herzen,
Die alten Wunden brechen auf und schmerzen
Und bluten wieder, ach, wie dazumal.
Gesenkten Hauptes brütet er dahin
Und fliegt und fliegt mit seinen Phantasien!

*

Ach und ein zweiter ... auch ein zweiter Sohn ...
Noch hängt sein Auge an dem schönen Jungen ...
Ein Feuergeist aus Gottes Haupt gesprungen —
Und auch verirrt und ohne Religion.
Mit Mikroskopen und Scalpell bewehrt,
Zerlegte er des Lebens Wurzelgräser,
Verhundertfacht verkündeten ihm Gläser,
Was ungeahnt im Wassertropfen gährt.
In Pflanzen und Gesteinen sucht er Gott,
Er opferte die Jugend, um zu siegen;
Als er des Wissens Höhepunkt erstiegen,
Da drohte seinen Lehren das — Schaffott!
Sein Name flog auf goldnen Ruhmesflügeln
Von Welt zu Welt und glänzte sternenhell;
Dem gläub'gen Wahne galt er als Rebell,
Der frevelnd Gottes Räthsel will entsiegeln.
Die großen Funde schrieb er in ein Buch,
Der weise Rath befahl zu widerrufen;
Er konnte nicht — und von des Tempels Stufen
Schrie die Posaune über ihn den Fluch!
Der Unsterblichen Einer und der Großen
Ward er geflohn, wie Aussatz, Pest und Tod;
Mit ihm begann ein neues Morgenroth,
Doch von den Seinen war er — ausgestoßen.
Und wie den Trieben der Natur zum Hohn,
Versah der Vater selbst das Amt der Vehme;
Er stieß in's Horn, daß es die Welt vernehme:
Der Glaube stehe höher als — ein Sohn!

*

Leis und verstohlen — rührend schönes Bild! —
Schleicht eine Thräne über Hiobs Wangen;
Nur Gott allein weiß, wie es zugegangen —
Sein jüngster Sohn ist's, dem die Thräne gilt.
Ihn stieß er nicht hinaus in's Weltgetriebe,
Ihm galt vor Allen seine Vaterliebe.
Ein muntrer Knabe, strotzend, kraftgeübt,
In jedem Zuge seines Vaters Gleichen,
Geschniegelt rein, ein Freund von losen Streichen,
Von aller Welt getadelt und geliebt,
Und kaum noch fünfzehn, fünfzehn Jahre alt ...
Da geht ein Brausen durch den Völkerwald:
Und Throne wanken, Bastionen sinken,
Gewetzte Sensen, Bajonette blinken,
Das Gras trinkt Blut und Blut das Morgenroth —
Und auch der Knabe — zog in Krieg und Tod.
Für Flintenkolben allzu zart ersprossen,
Warf ihm das Heer die Trommel um den Hals,
So zog er mit beim Lärm des Wirbelschalls —
Bis eine Kugel ihm das Herz durchschossen ...

* * *

Die Kerze schmilzt und flackert nur mehr kaum,
Den morschen Docht hat Dämmerung umwoben;
Und als sich Hiob nun vom Sitz erhoben,
Fällt noch mehr Schatten in den dunkeln Raum.
Er flüstert — Mirjam! — Du mein süßes Kind!
Du bliebst mir treu, da Alle abgefallen!
Mag schirmend Dich die Engelschaar umwallen
Bis süßer Friede sich in's Herz Dir spinnt.
Mag Gabriel, Rafael, Michael
Mit all den sechzigtausend reis'gen Mannen

Google

Alp und Gespenster Dir vom Traume bannen,
Du gute Seele ohne Schuld und Fehl.

*

Er facht das Licht zu hellerm Scheine an,
Und schleicht sich sacht in's Innere des Raumes,
Wo Mirjam auf dem blauen Meer des Traumes
Zu schaukeln pflegt, ein blendendweißer Schwan:
Doch wer vermag die Qualen zu ergründen —
Das Bett ist zu — und Mirjam nicht zu finden!

*

Vor ihrem Bette auf dem kleinen Tisch
Liegt ein Papierblatt mit verworrnen Zeichen;
Und wo die Lettern fließen und verbleichen
Hängt noch die Thräne Mirjams feucht und frisch.
Verworrne Zeichen und verworrne Reden . . .
(Oh Gott, das Mädchen kam um den Verstand.)
Von Vaterfluch . . . von Ziel . . . von Seelenbrand . . .
Die Kunst umgarne sie mit tausend Fäden!
Kurzum, sie sei aus höherem Verlangen
Mit jener Schauspieltruppe — durchgegangen!!
So wie das Wild, verwirrt vom Büchsenknall,
Wenn ihm ein Streifschuß über's Fell gestrichen,
Eh noch die Wucht des ersten Schrecks gewichen,
Ohnmächtig wankt in dichtem Pulverschwall . . .
Dann sich emporrafft . . . stutzt . . . und schnaubt und wittert
Und jähen Sprunges in die Höhe schnellt
Und sich dem Jäger keck in's Auge stellt —
Auch Hiob so. Er taumelt . . . wankt . . . und zittert
Und fühlt die Sinne schleierhaften Blicks
Wie nachtumfangen einen Nu versagen.
Aufschreien möcht er und — vor Schmerzen klagen,
Doch welcher Laut wär würdig solch Geschicks?
Ein Lallen ist's das aus dem Herzen bricht:
„Also auch Du! Du Mirjam! . . . meine Freude!"
Und schluchzt erschütternd auf im tiefen Leide
Und weint um sie — um seinetwillen nicht.
Doch als der erste Ansturm im Vertoben,
Da lag auch schon sein Götzenbild zerschellt!
Kein Sohn und keine Tochter auf der Welt:
Nur Gott Jehovah — sein Gebieter droben!

*

Er hat das kleine Fenster aufgerissen,
— Nur ein, zwei müde Sterne halten Wacht —
Und hebt den Blick und senkt ihn in die Nacht,
Die tief und ernst gleich seinen Kümmernissen
Und nun, als rief' er auf zum Engelheer,
Als Zeugen auf die Welt herabzurauschen,
Daß Erd und Himmel seinen Worten lauschen,
Wie unerschüttert er im Glauben wär',
Schrie er, im Tone unterdrückte Thränen,
— Die Fugen krachten an dem kleinen Haus —
Sein Credo in die dunkle Nacht hinaus
In langgezogen dumpfen Betertönen:
„Gott Adonaj, Herr über Tod und Leben,
Du hast's genommen, der Du es gegeben!"

Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe.

Von

A. Brückner.

— Dorpat. —

I.

In einer Abhandlung „Die Geschichte der Todesstrafe" (Nord und Süd, Heft 119) wurde an mehreren Gruppen von historischen Thatsachen gezeigt, daß die strafrechtliche Praxis, die Behandlung der Verbrecher die allerdurchgreifendsten Veränderungen im Sinne und Geiste der Abschaffung der Todesstrafe aufweisen. Aehnlichen Wandlungen begegnen wir auf dem Gebiete der Geschichte der Discussion über diesen Gegenstand.

Jahrtausende hindurch war die Praxis der Todesstrafe in umfassendster Weise geübt worden, ehe die Frage von der Nothwendigkeit, Rechtmäßigkeit, Zulässigkeit derselben aufgeworfen wurde. Entzieht sich auch der Anfang der Discussion über diesen Gegenstand unserer Beobachtung, so greifen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es Zeiten gab, in denen Niemand etwas gegen das Princip der Todesstrafe einzuwenden hatte, und daß sodann andere Zeiten folgten, während deren Zweifel an der Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und sittlichen Berechtigung der Todesstrafe geäußert wurden. Es begann also eine Bewegung, deren Endziel die Beseitigung der Todesstrafe war.

Es ist eine im Einzelnen festzustellende Thatsache, daß die Aeußerungen der wenigen Gegner der Todesstrafe Jahrhunderte lang ohne jede praktische Wirkung blieben, daß aber sodann die Zahl der an der Nothwendigkeit, Rechtmäßigkeit und Sittlichkeit der Todesstrafe Zweifelnden zunahm, bis eine derartige Opposition im Laufe des letzten Jahrhunderts in der öffentlichen Meinung zu einer Macht geworden ist, welche allerdings die Praxis der Strafrechtspflege wesentlich beinflußt, durchgreifend reformirend wirkt, auf eine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Beseitigung der Todesstrafe hinarbeitet und gegenwärtig diesem Ziele sehr nahe ist.

Eine andere völlig entsprechende Thatsachenreihe auf dem Gebiete des Strafrechts hat einen ganz ähnlichen Verlauf gehabt. Jahrhunderte, Jahrtausende lang waren Menschen gefoltert worden, ehe die Frage von der Nothwendigkeit, Rechtmäßigkeit, Zulässigkeit der Folter aufgeworfen wurde. Zuerst hielten Alle die Folter für unbedingt erforderlich; dann tauchte eine Opposition gegen dieselbe auf; die Zahl der Gegner der Folter wuchs; sie gewannen einen Einfluß auf die Strafgesetzgebung, bis dann endlich die Menschheit von diesem chronischen Leiden genas, diesen Denkfehler überwand, sich von einer derartigen moralischen Verirrung befreite. Die Discussion über die Folter hatte einen Anfang, einen Verlauf und einen Abschluß. Die Folter wurde abgeschafft. Vielleicht wird der Hinweis auf die Geschichte der Discussion über die Todesstrafe eine gewisse Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Abschlusses ergeben.

Die Criminalrechtspflege verfügt über eine große Anzahl von Strafmitteln. Eines darunter ist die Todesstrafe. Die Beibehaltung oder Abschaffung derselben ändert nichts an den allgemeinen Grundsätzen der Strafrechtstheorie: die Principien der Vergeltung, der Sicherung, der Rechtsordnung und Besserung bleiben im Wesentlichen unberührt von der Lösung der Frage von der Todesstrafe in dem einen oder in dem andern Sinne. Nur über das Maß der Anwendung dieser Principien in gewissen Fällen, d. h. bei Bestrafung gewisser Verbrechen, kann eine Meinungsverschiedenheit bestehen. Die Frage, ob die Todesstrafe nothwendig sei als ein Mittel der Vergeltung, ob sie zur Sicherung der Rechtsordnung entbehrt werden könne oder nicht, ob und wie weit man auf die Besserung des Verbrechers bedacht sein müsse, stehen bei der Discussion über die Todesstrafe im Vordergrunde. Die Talion, die Abschreckung und die Humanität bilden das Hauptthema der Verhandlung.

Wir betrachten die Hauptmomente der Geschichte derselben.

II.

Wer sich auch nur mit der Geschichte der die Todesstrafe betreffenden Meinungen beschäftigte, hat die Wahrnehmung gemacht, daß die in der mosaischen Gesetzgebung eine sehr hervorragende Stellung einnehmende Talionsidee von außerordentlich schwerwiegendem Einfluß auf die Anschauungen der späteren Zeiten gewesen ist. Holtzendorff schreibt: „Die herrschende Meinung der Theologen nimmt das mosaische Gesetz als göttliche Anordnung über das Christenthum fortwirkend an: der Bluträcher soll den Todtschläger tödten. So bleibt das Fundament der Rache und der äußerlichen Wiedervergeltung als Kennzeichen der mosaischen Gesetzgebung bestehen. Wenn nun die Bibelauslegung dabei beharrt, daß die Todesstrafe in Gemäßheit der alttestamentarischen Satzung bestehen bleiben soll, so nimmt sie eine für die heutige Zeit völlig unhaltbare Stellung ein." Holtzendorff führt dann weiter aus, wie

Google

die Talion theils unausführbar, theils durch die Willkür der auslegenden Personen unsicher, streitig und haltlos wird, wie ferner die Bibel nicht zwischen Mord und Todtschlag zu unterscheiden vermag, während unsere Zeit außerordentlich viel Gewicht legt auf diese Unterscheidung u. s. w. Er schließt diese Betrachtungen mit dem Satze, daß das ganze mosaische Recht für die Gegenwart völlig unbrauchbar sei.*) In seiner gekrönten Preisschrift „Die Todesstrafe vom Standpunkte der Religion und der theologischen Wissenschaft" führt Bitzius aus, daß Christus sich dem Buchstaben des alttestamentlichen Gesetzes, dem Recht der Wiedervergeltung, der sittlichen Entrüstung des Volkes, welche auf Lynchjustiz und schnelle Todesstrafe hindrängte, widersetzte, und daß es unmöglich sei zu beweisen, daß Christus für die Todesstrafe gewesen sei. Statt der Talion predigt Christus das Gegentheil: man solle Unrecht leiden und es mit edelmüthigem Wohlthun vergelten.**) Das Resultat einer eingehenden Untersuchung, welche Hetzel anstellt, ist: Sowohl Jesus als sämmtliche Apostel erkennen, einzig und allein auf den Standpunkt der Religion sich stellend, in Consequenz ihres Princips, in der Todesstrafe eine unchristliche, d. h. eine in religiös-sittlicher Beziehung durchaus verwerfliche Strafe.***) Hetzel führt dann weiter aus, wie die christliche Kirche in dem früheren Mittelalter die Todesstrafe bei den neubekehrten Völkern milderte. Je schärfer das christliche Bewußtsein sich ausprägte, desto entschiedener wurde die Todesstrafe verworfen. Einige der hervorragendsten Kirchenväter haben sich auf das Allerentschiedenste gegen die Todesstrafe ausgesprochen. Christliche Secten, wie die Novatianer und Donatisten excommunicirten Jeden, der ein Todesurtheilt gefällt hatte.†)

In diesem Sinne und Geiste christlicher Gesinnung hat die Kirche während der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters die Praxis der Todesstrafe zu beschränken gesucht und u. A. auch von ihrem Asylrecht Gebrauch gemacht, indem sie die Geflüchteten nur unter der ausdrücklichen Bedingung auslieferte, daß sie nicht am Leben gestraft würden. Das kanonische Recht spricht es aus, die Kirche als solche dürfte nicht nach dem Blute; sie solle vertheidigen, bessern, nicht vernichten; sie dürfe an Niemand verzweifeln, Keinen verloren geben und für unverbesserlich halten. Arbogast, der erste Bischof von Straßburg, ließ sich unter dem Galgen begraben, um dadurch seinen Abscheu vor der blutigen menschlichen Gerechtigkeit und sein inniges Mitleid mit ihren Opfern auszudrücken. Der heilige Bernhard erbat sich das Leben eines Räubers, der eben hingerichtet werden sollte, um ihn vielmehr „durch eine lange Buße sterben zu lassen".

Da, als die Ketzerei das Bestehen der Kirche bedrohte, änderte die

*) Holtzendorff 188 ff.
**) Bitzius 25—28.
***) Hetzel 71.
†) Bitzius 35 ff.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

letztere ihre Meinung in Betreff der Todesstrafe durchaus. Papst Nikolaus I. beglückwünschte die Kaiserin Theodora, daß sie 100 000 Paulicianer gekreuzigt, enthauptet, ersäuft hatte. Gregor VII rief: „Verflucht sei, wer das Schwert des Herrn aufhält, daß es nicht Blut vergieße. Das Schwert, das einen Ketzer tödtet, ist Gottes Schwert, einen Mörder zu strafen nur weltliches Recht" u. gl. m.

Bitzius, dessen Schrift wir diese Ausführung entnehmen, schreibt weiter: „Ebenso charakteristisch für die Stellung der protestantischen Kirche zur Todesstrafe, als verderblich für die Zukunft dieser Kirche sind da die Aussprüche Luthers." Ihm gilt es für ausgemacht, daß gemeine Verbrecher am Leben zu strafen seien. Er will, daß die Obrigkeit nicht gelinde sei; die Gewissensbedenken, welche einer seiner Freunde — „ein Jurist und noch dazu ein guter Christ" — gegen die Todesstrafe hegte, waren ihm ganz unbegreiflich. Er meinte, unter Umständen sei es jedes Christen Pflicht, freiwillig Henkerdienste zu thun. Die aufrührerischen Bauern rieth er wie Hunde todt zu schlagen. „Wenn Gott," sagt Luther, „das Schwert von einem Christenmenschen will geführt haben und in die Hand giebt, soll er's thun, frisch hinrichten und würgen." „Die Hand, die das Schwert führet und würget, ist alsdann nicht mehr Menschen Hand, sondern Gottes Hand, und nicht der Mensch, sondern Gott hänget, rädert, enthäupt, würget und krieget" u. s. w.

Holtzendorff bemerkt dazu: „Es ist traurig, bei einem Manne wie Luther zu sehen, daß sein Eifer ihn soweit hinreißen konnte, um das Rädern der Menschen als ein göttliches Werk anzuempfehlen. Er stand unter dem doppelten Banne der in seiner Zeit herrschenden Aufregung und des Wahnes, daß die alttestamentlichen Todesstrafen für das christliche Gewissen verpflichtend seien. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß auch in allerneuester Zeit die streng lutherische Theologie, wo sie Probleme der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft berührte, auf Abwege gerieth." *)

Das Betonen der Sühne in den Anschauungen der conservativen Theologen entstammt direct den Traditionen der mosaischen Gesetzgebung. Ein solcher Anachronismus ist beklagenswerth und macht dem Denkvermögen und der christlichen Gesinnung solcher Anhänger der Talionsidee keine Ehre. Der bekannte Jurist Geyer schreibt: „Es zeugt von einem auffallenden Verkennen der wahrhaft christlichen Anschauung, wenn heutzutage noch von den Strenggläubigen aller Confessionen in der Regel behauptet wird, die Todesstrafe sei ein Gebot des Christenthums. Die Vertheidiger einer solchen Lehre sinken auf den Standpunkt des alten jüdischen Rechts und ihr Gott ist der strenge Jehovah, welcher die Sünden der Väter straft an den Kindern und Kindeskindern." **)

Der Prediger Hetzel führt aus den „Salbadereien" des Vorstehers des

---

*) Holtzendorff 212.

**) Holtzendorff, Encyklopädie der Rechtswissenschaft, S. 876.

Google

sogenannten Muckervereins zu Königsberg, Predigers H. Diestel, folgende Sätze an: „Nach dem Gesetze der Talion ist die Todesstrafe schlechthin unerläßlich;" „der Delinquent stirbt als Märtyrer einer höheren Gerechtigkeit;" „wo ein Mensch alle Lebensbedingungen seines menschlichen Daseins durchbrochen hat und ihm nur das thierische Leben nachgeblieben ist, da wird er durch Opferung des Thieres auf dem Altar des Staates, auf dem Schaffot, wiederum Mensch." Hetzel bemerkt dazu: „Gut gebrüllt, Löwe!" Ebenso gründet sich Harleß in seiner „Christlichen Ethik" bei seinen Ausführungen über die Unerläßlichkeit der Todesstrafe klar und bar auf das alte Testament. Aehnlich äußerten sich Hofacker, Vilmar u. A. Hengstenberg erklärt die Abschaffung der Todesstrafe für „gottlos", „im Uebermaß gottlos", und bemerkt von derselben: „Sie lehnt sich geradezu auf gegen die Autorität des höchsten Gesetzgebers. Sie hat zu ihrem Ausgangspunkte die Verkennung der obrigkeitlichen Gewalt, ferner die Verkennung des Ernstes Gottes gegen die Sünde, endlich den Zweifel an dem jenseitigen Dasein" u. s. w.*)

Solchen Anschauungen gegenüber haben sich selbst inmitten der theologischen Kreise gewichtige Stimmen erhoben. Der Pfarrer Bitzius bemerkt, auf Beccaria hinweisend: „Als vor hundert Jahren auch für das Strafrecht ein junger Morgen anbrach, da war es nicht die Kirche, die ihn heraufführte, sondern der Humanismus. Für die Kirche selbst begann ein neuer Tag der Schmach. Wohl haben sich einige von ihren leuchtendsten Vertretern gegen die Todesstrafe erhoben, allein sie schlugen sich in den Reihen des Humanismus; sie vermochten weder die Kirchengewalten, noch die Masse ihrer Diener, noch die Kirchen selbst zu den Ueberlieferungen der alten Kirche zurückzurufen. Die eigentliche Kirchlichkeit stand immer zu den heftigsten Vertheidigern der Todesstrafe." Derselbe Schriftsteller weist hin auf die Abhängigkeit der Kirche vom Staate und bemerkt: „Wenn die Kirche zum Staate in ein neues Verhältniß tritt, wenn sie eine freie Kirche wird, so wird kein Mensch mehr von dem göttlichen Rechte der Todesstrafe reden. War für die Kirche nicht einstmals auch die Tortur, die Hexenverbrennung, die qualificirte Todesstrafe göttlichen Rechts und jetzt?"

Indem Bitzius auf den Begriff der Sühne zu sprechen kommt, bemerkt er: „Bis auf einige neapolitanische Priester**), ist man allgemein darüber einverstanden, daß der Verbrecher durch ein bloßes passives, vielleicht sogar widerwilliges Erdulden der Todesstrafe seine That noch nicht sühnt***)" u. s. w.

Holtzendorff schreibt über den Antheil der Kirche und Theologie an der Discussion über die Todesstrafe: „Wenn man bedenkt, daß Hexenprocesse und Folter an den Männern des Starrglaubens ehemals die eifrigsten Fürsprecher

*) Hetzel, 285, 377, 390, 430.

**) Es ist nicht einzusehen, warum nicht Hengstenberg, Diestel und tutti quanti auch dazu gehörten.

***) Bitzius 64—66.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

fanden, und daß es in Schottland die Geistlichkeit war, welche bis zu allerletzt die Nothwendigkeit der Ausrottung von Hexen verkündete, wird man nach den Gesetzen der historischen Analogie vermuthen, daß es Geistliche sein dürften, welche dereinst als die letzten die Nothwendigkeit des amtlichen Blutvergießens im Namen der göttlichen Gerechtigkeit verlangen werden, nachdem Staatsmänner und Richter längst davon Abschied genommen haben. Es ist Hoffnung vorhanden, daß es gelingen werde, wenigstens die Gesetzgebung und den Staat von dem Glaubensbanne zu erlösen, der sie bei jener Entwickelungsstufe festhalten möchte, die ein fremdes Volk zu Zeiten pharisäischer Hierarchie und römischer Tyrannei eingenommen hatte . . . Der Grundsatz der äußeren Talion ist von der Rechtswissenschaft glücklich beseitigt und in seiner Unhaltbarkeit allgemein anerkannt worden" u. s. w.*)

III.

Ebenso wie das vermeinte göttliche Recht der Todesstrafe, so ist auch die praktische Frage von der Nothwendigkeit derselben Gegenstand der Discussion geworden. Hatte auf religiösem Gebiete die Macht der Aufklärung und Humanität den Glauben an die Unerläßlichkeit der Todesstrafe um der Sühne willen als einen Aberglauben erschüttert und so gut wie beseitigt, so trugen auf dem Gebiete der weltlichen Strafrechtstheorien viele Umstände dazu bei, die Ansicht von einer Entbehrlichkeit dieses äußersten Strafmittels zu befestigen.

In ähnlicher Weise wie die mosaische Gesetzgebung in Betreff der Todesstrafe die Criminaljustiz späterer Zeiten beeinflußte, so wirkte das römische Recht lange Zeit hindurch als Mittel der Verbreitung und Aufrechterhaltung der Todesstrafe. Mit der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. war das römische Criminalrecht neben den germanischen Rechtsbestimmungen gesetzlich anerkannt. Diese Strafgesetzgebung, welche bis in das 18. Jahrhundert zur Richtschnur diente, widerstrebte mit ihren grausamen Strafen den milderen Sitten durchaus. Erst während des letzten Jahrhunderts wurden mehr oder minder erfolgreiche Versuche unternommen, die Strafgesetzgebung dem modernen Rechtsbewußtsein entsprechend umzugestalten, wobei man sich denn allmählich von der alten terroristischen Anschauung emancipirte. Die Strafandrohungen, früher sehr hart, wurden viel milder. Insbesondere trug Beccaria durch sein 1764 erschienenes Buch „dei delitti e delle pene" wesentlich zu einer Reform der Strafrechtspflege bei; er bekämpfte die Härte der damaligen Criminaljustiz und erwarb sich ein bleibendes Verdienst um eine mildere Handhabung des Rechts. So wurde die Frage von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe, welche in früherer Zeit nur ausnahmsweise Gegenstand der Discussion gewesen war, dauernd auf die Tagesordnung gesetzt, um bis auf die Gegenwart nicht wieder von derselben zu verschwinden.

Schon die ersten Mahnungen, daß man den Rachedurst nicht leidenschaft-

*) A. a. O. 188, 198, 203 ff.

Google

lich im Blute des Gegners kühlen dürfe, enthielten einen Protest gegen die Nothwendigkeit der Todesstrafe. Wenn Thukydides von der Unwirksamkeit der Todesstrafe sprach, wenn Plato die Bemerkung machte, daß eine Strafe, blos um Unrecht zu rächen, vernunftlos sei, weil man Geschehenes doch nicht ungeschehen machen könne; wenn Isokrates hervorhob, der Staat solle vielmehr darauf bedacht sein, Verbrechen zu verhüten, als sie zu bestrafen; wenn Aristoteles die Talionstheorie verwarf, wenn Cicero ausrief: „Was wollte ich lieber, als daß ich den Henker vom Markte, das Kreuz vom Felde fortschaffte;" wenn Seneca die Todesstrafe wenigstens auf möglichst schmerzlose, schnelle Weise vollzogen wissen wollte; wenn u. A. das Concil von Toledo im Jahre 400 sich gegen die Todesstrafe erklärte, weil der Zweck der Strafe Besserung sei — so waren das zunächst noch vereinzelte Stimmen, welche die Praxis nicht zu beeinflussen vermochten. Wichtiger war es schon, daß einzelne Secten sich grundsätzlich gegen die Todesstrafe erklärten; so die Katharer im 11. Jahrhundert, die Waldenser im 12. Jahrhundert, die Wiedertäufer im 16. Jahrhundert, die Quäker im 17. Jahrhundert, die Mennoniten u. s. w. So wiesen denn relativ früh einzelne hervorragende Männer entweder auf die Entbehrlichkeit der Todesstrafe hin oder sie suchten wenigstens eine Beschränkung derselben herbeizuführen. So verwarf in England Wicliffe († 1384), in Italien der Prinzenerzieher Elisio Folenzio († 1503) die Todesstrafe; so suchte Thomas Morus († 1535) in seiner „Utopia" die Ungerechtigkeit derselben sowie allzuharter Strafen überhaupt nachzuweisen; so sprachen sich Luther, Erasmus, Zwingli, Servede u. A. gegen die Hinrichtung von Ketzern aus, während trotzdem im Reformationszeitalter der Grundsatz von der Nothwendigkeit der Todesstrafe im Kampfe gegen die Ketzerei herrschend blieb; so eiferte der freisinnige Osterodt († 1611) gegen die Anwendung der Todesstrafe auf Diebe und Räuber u. s. w. Es war dem Einflusse der Quäker zu danken, wenn in Pennsylvanien zu Ende des 17. Jahrhunderts die Todesstrafe auf schweren Mord beschränkt wurde. In der Zeit, als in Mittel-Europa die grauenvollsten Martern sich auf den Blutgerüsten abspielten, sprach sich Montaigne († 1592) ganz erfolglos gegen die qualificirte Todesstrafe aus, fragte Anton Matthäus († 1644), woher man denn wisse, daß der als unverbesserlich Hingerichtete wirklich nicht hätte gebessert werden können, rieth Thomasius den ausgiebigsten Gebrauch zu machen von dem Begnadigungsrechte, wollte Rousseau die Todesstrafe möglichst auf den Fall der Staatsgefahr beschränkt wissen u. s. w.*)

So mehrte sich denn im Laufe des 18. Jahrhunderts die Zahl derjenigen Männer, welche geneigt waren, gegen die allgemein herrschende Auffassung von der absoluten Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe Widerspruch zu erheben. Beccarias Schrift, zu glücklicher Stunde bald nach dem Justizmorde Calas zu Toulouse (1762) erschienen, machte besonders durch die Begeisterung, mit welcher sie die Todesstrafe angriff, den nach-

*) Diese Beispiele entnehme ich dem umfassenden Werke Hetzels.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

haltigsten Eindruck. Joseph von Sonnenfels vertheidigte 1764 in einer öffentlichen Disputation den Satz, daß die Todesstrafe dem Endzwecke der Strafen widerspreche und zweckmäßig durch Strafarbeit zu ersetzen sei. Voltaire behauptete, daß andere Strafen wirksamer abschreckten als der Galgen, daß der Tod nichts gut mache u. s. w. Lessing, Klopstock, Herder sprachen sich gegen die Todesstrafe aus. Wilhelm von Humboldt that dar, daß mildere Strafen den Vorzug verdienten vor der Härte der Todesstrafe. So gewann denn bei den Gebildeten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Ueberzeugung die Ueberhand, daß die Milderung und Beschränkung der Todesstrafe nothwendig sei, und dieses Ergebniß der Discussion über diesen Gegenstand war von entscheidendem Einfluß auf die Strafgesetzgebung und die Criminalpraxis.

Als Beccaria schrieb, zweifelten nur ganz Wenige an der Rechtmäßigkeit und an der Nothwendigkeit der Todesstrafe überhaupt. Später galt sie allgemein noch für rechtmäßig; aber in Betreff ihrer Nothwendigkeit gingen die Ansichten immer mehr auseinander. Damit war der Kampf, wie Bitzius ausführt, vom theoretischen Gebiete auf das praktische hinübergetragen. Die Gegner der Todesstrafe suchten zu beweisen, daß der moderne Staat für gewöhnliche Zeiten und Verhältnisse der Todesstrafe nicht mehr bedürfe, daß ihm vielmehr ebenso wirksame, ja wirksamere Mittel zu Gebote stehen, um die Rechtsordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Dieser Beweis ist ihnen gelungen; seit sie ihn führen, schlagen sie die Todesstrafe aus einer Verschanzung nach der anderen heraus. Je häufiger aber die Fälle werden, in denen der Staat die früher verhängte Todesstrafe vermeidet, darob nicht zu Grunde geht, vielmehr seinen Zweck erreicht, desto allgemeiner wird die Todesstrafe überall, wo sie noch eintritt, als etwas Unnöthiges, als eine überschrittene Nothwehr und überflüssige Grausamkeit, kurz als etwas Unrechtmäßiges empfunden*). In dem Maße, als die Stärke und Sicherheit der Rechtsordnung überhaupt gewachsen sind, in dem Maße als diese Culturerfolge empfunden und gewürdigt werden, erscheint dieses Strafmittel entbehrlich. Was früher gut, weil zweckmäßig, erschien, erweist sich unter veränderten Umständen als verwerflich. Ist kein Glaube an die Zukunft, an die besseren Elemente des Volkes, an die edle Natur im Menschen, schreibt Bitzius an einer anderen Stelle, vermögen die Regierungen ihre Unterthanen weder zu schützen noch zu bändigen, so werden sie eher geneigt sein zu harten Strafen, zu Folter, Rad und Scheiterhaufen zu greifen. So konnte es Zeiten geben, wo, wie Rossi sagt, die Gesetzgeber an Rohheit und Wildheit mit den Missethätern wetteiferten und mehr als einmal in diesem entsetzlichen Kampfe Sieger blieben. Bricht sich aber der Glaube an die sittlichen Mächte, an die Besserungsfähigkeit des Verbrechers Bahn, herrscht, mit einem Worte, eine optimistische Weltanschauung vor, so erscheint die Todesstrafe nicht mehr als ein unerläßliches Mittel der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicher-

*) So die Ausführungen bei Bitzius 3—4.

Google

heit*). Alle, selbst Schwarzseher, lächeln heutzutage über den Satz de Maistres: „Jede Größe, jede Macht, jede Unterordnung beruht auf dem Scharfrichter; er ist das Band der menschlichen Gesellschaft. Nehmt aus der Welt dieses unbegreifliche Agens: sofort macht die Ordnung dem Chaos Platz; die Throne versinken und die Gesellschaft verschwindet." So etwas wird gegenwärtig für abgeschmackt und albern gehalten; es kann als ein politischer Aberglaube gelten.

Es ist allerdings nicht leicht, das Maß der Sicherheit oder Gefahr richtig zu beurtheilen: die Conservativen, welche die Stärke des Staates unterschätzen und von jeder Veränderung seine Auflösung fürchten, stehen den Liberalen gegenüber, welche die Stärke des Staates zu überschätzen geneigt sind. Karl Hase bemerkt im Gegensatze zu de Maistre: „Im Frieden des Gesetzes bedarf die öffentliche Sicherheit nicht der Todesstrafe, widerspricht die Vollziehung derselben dem Geiste des Christenthums . . . Jede ohne Nothwendigkeit vollzogene Todesstrafe ist Justizmord." Du Boisaymé († 1846) sagt: „Es gab eine Zeit, wo wir der öffentlichen Sicherheit wegen die von der Wuth ergriffenen Personen zwischen zwei Matratzen erstickten; heute suchen wir sie zu heilen. Laßt uns auch den Verbrecher zu heilen suchen." John Bright schrieb 1869 an einen Freund in Chicago: „Ich glaube nicht, daß die Todesstrafe für die Sicherheit und das Wohlsein der Gesellschaft nothwendig ist . . . die Sicherheit und das Wohlsein der Gesellschaft hängen nicht von der Härte der Bestrafung ab. Das Barbarenthum im Gesetz fördert das Barbarenthum unter denen, die dem Gesetze unterworfen sind . . . Eine tiefe Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben ist zur Verhinderung von Morden mehr werth als tausend Hinrichtungen. Menschen wegen Verbrechen zum Tode führen, heißt eher eine Probe von Schwäche als Stärke ablegen" u. s. w.**)

Die Art, wie die Todesstrafe gehandhabt wird, der Umstand, daß, der gegenwärtigen Criminalpraxis entsprechend, die Todesstrafe nur ausnahmsweise angedroht und noch viel seltener vollzogen wird, zeigen, daß die Regierungen im Wesentlichen sich diese theoretischen Anschauungen zu eigen gemacht haben und daß sie sich dieselben zur Richtschnur dienen lassen. Es ist mit der Praxis der Todesstrafe so weit gekommen, daß vom moralischen Standpunkte aus jeder hingerichtete Mörder im Verhältniß zu den nichthingerichteten ungerecht bestraft erscheint, und daß die Regierungen durch die Thatsache der relativen Seltenheit der Hinrichtungen indirect erklären, dieses Strafmittels zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit nicht mehr zu bedürfen.

IV.

Bei der Handhabung der strafrechtlichen Praxis gilt es nicht blos die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Neben einem solchen Gesichtspunkte der äußeren Zweckmäßigkeit giebt es leitende Grundsätze

*) Bitzius 46.

**) Hetzel 216, 250, 353.

Google

der Menschlichkeit und diese letzteren treten mehr und mehr in den Vordergrund.

Das Strafrecht früherer Zeiten kannte weder die Bedeutung der Frage von der Zurechnungsfähigkeit noch derjenigen von den „mildernden Umständen". So erklärt sich die große Zahl hingerichteter Kinder. Aus den Annalen der Strafrechtspflege in Deutschland werden viele Fälle dieser Art mitgetheilt. Kinder bis zu 12 Jahren hinab sind Opfer des Schaffots geworden. Daß Calvin, auf altjüdischen Anschauungen fußend, ein Kind, welches seine Eltern geschlagen hatte, hinrichten ließ, erscheint uns als ein unserm Denken und Empfinden unfaßbarer Frevel. In London wurden noch im Jahre 1792 u. A. ein Knabe von 10 Jahren und ein Mädchen von 14 Jahren wegen Einbruchs hingerichtet u. gl. m.

Wähend in früheren Zeiten nahezu 100 % aller Todesurtheile vollstreckt wurden, änderte sich das Verhältniß der Todesurtheile zu den Hinrichtungen in der Weise, daß gegenwärtig, z. B. in Frankreich, bei mehr als 3/4 der Verurtheilungen durch Annahme von mildernden Umständen die Anwendung der Todesstrafe ausgeschlossen wird. Wie es sich in Frankreich mit den Freisprechungen und mildernden Umständen verhält, ergiebt die Thatsache, daß im Jahre 1871 nur 16 Todesurtheile gefällt wurden, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß das französische Strafgesetzbuch nicht blos den Mord, sondern eine ganze Reihe anderer Verbrechen, insbesondere auch den Kindesmord mit dem Tode bedroht. Die englischen Geschworenen antworten auf eine Anklage wegen Kindesmord fast niemals mit schuldig, weil nach der allgemein herrschenden, von der Gesetzgebung bisher mißachteten Volksüberzeugung die Todesstrafe für den Kindesmord eine durchaus unpassende Strafe ist. Seit 1849 ist in England keine Kindesmörderin mehr hingerichtet worden*). Der Begriff eines todeswürdigen Verbrechens ist eben sehr großen Aenderungen unterworfen gewesen.

Es ist ein wesentliches Merkmal der modernen Strafrechtspflege, daß sie die Strafen für Vergehen und Verbrechen in der mannigfaltigsten Weise abstuft, während frühere Zeiten die relative Schwere der Rechtsverletzungen weniger genau unterschieden. Weil nun überhaupt in früherer Zeit strenger, rücksichtsloser, härter gestraft wurde, so galt, wie schon oben angedeutet wurde, die Todesstrafe bei einer sehr großen Anzahl von Verbrechen für allein angezeigt. Und die neuere Zeit hat sich lange genug mit einer solchen Erbschaft der Rohheit und Fühllosigkeit weit zurückliegender Culturstufen herumgeschleppt, ehe man sich zu Reformen im Sinne des modernen Rechtsbewußtseins entschloß. Bis zum Jahre 1780 zählte man in England gegen 240 verschiedene Verbrechen, für welche die Todesstrafe erkannt werden konnte und sollte. Wir finden darunter: die Bestechung eines Richters, rechtswidrige Tödtung von fremdem Vieh, Abhauen von Bäumen oder Stehlen von Feld-

*) Holtzendorff 46 ff. 321.

Google

früchten, Einreißen von Kirchen, wenn in ihnen für den König und den Prinzen von Wales gebetet wird, Anhören der Messe, Zweikampf ohne Erlaubniß der Regierung, Einbruch in ein Haus, mit der Absicht wollene Waaren auf dem Webstuhle zu zerstören u. s. w. Nominell bestanden alle diese Bestimmungen bis zum 19. Jahrhundert. Einige derselben haben noch vor einigen Jahrzehnten eine große Anzahl von Hinrichtungen veranlaßt. So kam es, daß z. B. im Jahre 1829 allein in London doppelt so viel Menschen gehängt wurden als gegenwärtig in ganz England. Erst seit 1830, besonders aber seit 1832 wurde die Beschränkung der Todesstrafe auf eine geringe Anzahl von Delicten herabgesetzt. Sie wurde aufgehoben für Pferde- und Hammeldiebstahl, Diebstahl in Wohnhäusern, Fälschung mit wenigen Ausnahmen, 1833 für Einbruch, 1834 für Rückkehr eines Deportirten, 1835 für Sacrilegium und Briefdiebstahl, für Anzünden von geernteten Feldfrüchten, für schwere Körperverletzung. Es blieben außer Mord und Mordversuch noch etwa 7 Fälle statt 240 für die Anwendung der Todesstrafe übrig. Ein weiterer Schritt geschah 1861, als man nur noch zwei todeswürdige Verbrechen aus jener langen Reihe übrig ließ, Mord und Hochverrath*). Eine ähnliche Reduction der Todesstrafe auf ganz wenige Verbrechen fand auch in andern Ländern statt. So z. B. wurde sie in Belgien 1832 für Falschmünzerei, 1841 für Tödtung im Duell aufgehoben; so wurde im Kirchenstaate 1832 bestimmt, daß Verbrecher unter 20 Jahren die Todesstrafe nicht erleiden sollten u. dgl. m.

Aber auch in diesen zwei Fällen, Mord und Hochverrath, findet die Todesstrafe nur ausnahmsweise Anwendung, wie aus folgendem, von Holtzendorff angeführten Beispiele zu ersehen ist. In dem Zeitraum 1867—1868 sind in England und Wales von der Todtenbeschauer-Jury 516 Verdicte auf Mord gefällt worden, wobei man daran erinnern muß, daß diese Ziffer sehr gering erscheint, weil die Todtenbeschauer-Jury jeden irgendwie vorhandenen Ausweg benutzt, um an Stelle des Mordes einen Todtschlag anzunehmen. Von den 516 ersten Anschuldigungen wurden, nach Sichtung klarer und zweifelhafter Fälle nur 165 zum Hauptverfahren vor die Urtheilsgeschworenen verwiesen. Nach dem Durchschnitt der Freisprechungen in allen übrigen Criminalfällen würden 3/4 der gesetzlichen Strafe verfallen sein, was für die auf Mord gerichteten Anklagen ungefähr 120 Todesurtheile hätte angeben müssen. In Wahrheit sind nur 48 zum Tode verurtheilt, die verbleibende Mehrheit von 2/3 dagegen ist von der Beschuldigung des Mordes losgesprochen worden. Von den 48 Verurtheilten wurden nur 22 gehängt. Auf dem Wege von der Todtenbeschauer-Jury bis zum Galgen ist die Ziffer 516 auf 22 zusammengeschrumpft, wobei noch daran zu erinnern ist, daß englische Geschworene anders beschaffen sind, als continentale, insbesondere, daß der Glaube an den Abschreckungszweck nirgends so weit unter Rechtsgelehrten und

*) Holtzendorff 135 ff. 389.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Laien verbreitet ist und die orthodoxe Geistlichkeit nirgends so erfolgreich die vermeinte göttliche Verordnung der Todesstrafe predigt, wie in England. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein englischer Soldat auf dem Schlachtfelde oder in einer westafrikanischen Garnison zu Grunde geht, ist weit größer als die Anwendung der Todesstrafe auf die nach Absicht des Gesetzes darunter fallenden Thatbestände*).

Ein anderes Beispiel nominellen Bestehens der Todesstrafe auf Mord ist folgendes: in Frankreich ist die Todesstrafe für Kindesmord zulässig. Von 206 angeklagten Kindesmörderinnen sind nur 127 überhaupt schuldig befunden worden, aber allen wurden „mildernde Umstände" bewilligt, so daß kein einziges Todesurtheil gefällt wurde. Ebenso werden in Frankreich der Blutrache angeklagte Mörder freigesprochen, ferner Duellanten, welche ihre Gegner tödten u. s. w.

Es ist unmöglich, sagt Holtzendorff, das Vorhandensein jener starken moralischen Tendenz zu bestreiten, welche im Geschworenengericht, über die juristische Consequenz, hervortritt. Eine Elasticität des Strafmaßes, so etwa, daß einfacher Diebstahl nach dem deutschen Strafgesetzbuch mit Gefängniß von einem Tage und höchstens 5 Jahren bestraft wird, daß es also für die Strafzumessungen 1826 Abstufungen giebt, wenn man den Tag als Rechnungseinheit festhält, würde in alten Zeiten für absolut unbegreiflich gehalten worden sein**). Die Thatsache eines solchen für die Geschichte der Todesstrafe, resp. für die Geschichte der Abschaffung der Todesstrafe eminent wichtigen Gedankenganges ist ein Ergebniß ethisch-historischer Entwickelung. Daß die Tödtung ohne Ueberlegung in dem einen Falle mit 130 Tagen, in dem andern mit 5478 Tagen Zuchthaus bestraft werden kann, so daß die eine Strafe sich zur andern verhält wie 1:42, hätte ein Carpzow nie begriffen. Diesen Thatsachen gegenüber erscheint der so oft auch heute noch aufrechterhaltene Satz, daß Mord mit dem Tode bestraft werden müsse, als sinnlos.

War man aber so weit gekommen, daß man die Todesstrafe nur auf die schwersten Fälle des Hochverraths und des Mordes beschränkte, so blieb man auch dabei nicht stehen. Es ist in den letzten Jahren wieder und wieder die Frage aufgeworfen worden: ist Mord das schlimmste Verbrechen? Und wer auch nur einigermaßen darüber nachdachte, hat diese Frage verneinen müssen.

V.

In noch einer Hinsicht unterscheidet sich das Rechtsbewußtsein und die Sittlichkeit unserer Zeit von denjenigen früherer Jahrhunderte, und dieser Umstand hat sehr wesentlich zur Beschränkung resp. Abschaffung der Todesstrafe beigetragen. Wir meinen die Gefahr des Justizmordes. Derselbe ist gegen-

*) Holtzendorff 55—56.

**) Holtzendorff 218.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wärtig in den Centren der Civilisation durch das Anbringen von Sicherheitsventilen in der Criminalpraxis so gut wie unmöglich gemacht, während die Zahl der in früheren Zeiten constatirten Justizmorde grauenhaft erscheint und einen Schluß gestattet auf die noch unvergleichlich größere Zahl von nicht constatirten, aber unzweifelhaft stattgehabten Justizmorden. Jahrhunderte hindurch sind Menschen auf Grund durch die Folter erpreßter, also in den meisten Fällen dem Thatbestande nicht entsprechender Aussagen zum Blutgerüst geschleppt worden. Uns erscheinen alle Hexenverbrennungen als Justizmorde, ebenso die Hinrichtung religiöser Märtyrer u. dgl. m. So beziffern sich die Justizmorde früherer Jahrhunderte auf Hunderttausende.

Aber auch die Zahl der constatirten Justizmorde im engeren Sinne ist sehr beträchtlich. Im Jahre 1518 wurden 118 Menschen wegen Kirchendiebstahls hingerichtet; sie alle hatten auf der Folter ihre Schuld eingestanden, und sie alle waren unschuldig; die vier wahren Diebe wurden später ermittelt. Tausende haben, durch moralische Foltern, d. h. durch rücksichtsloses inquisitorisches Verfahren gepeinigt, falsche Geständnisse abgelegt. In Hetzels Werk sind eine Anzahl solcher Fälle mitgetheilt. In Frankreich sind in sechs Monaten des ruhigen Jahres 1826 neun Todesurtheile gegen Unschuldige gefällt worden. Die größte Zahl von Opfern des Justizmordes zählt in neuerer Zeit England. Fitzroy Kelly behauptete, daß in der englischen Strafpraxis in 57 Jahren 49 irrige Todesurtheile nachgewiesen werden konnten*).

Das System der mildernden Umstände hat manchen unschuldig Verurtheilten vom Tode gerettet. Bekanntlich beschäftigt man sich gegenwärtig in Deutschland mit einem Gesetzentwurf betreffs Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Eine solche Manifestation des ethischen Fortschritts war unserer Zeit vorbehalten; keine frühere dachte daran und konnte daran denken, weil die Todesstrafe, welche keine Entschädigung gestattet, vorherrschte, während unsere Zeit sich vom Schaffot abwendet und die Freiheitsstrafen in den Vordergrund stellt. Früher gab es keine Juristen, welche die Todesstrafe um der Gefahr des Justizmordes willen verwarfen. Jetzt giebt es solche Juristen. Keine Zeit hat, wie Holtzendorff bemerkt, in dem Grade wie die unsere viel Gewicht gelegt auf die Möglichkeit der Urtheilsberichtigung; daher weist man jetzt darauf hin, daß die Unwahrscheinlichkeit, einen Justizmord zu erweisen, beim Festhalten an der Todesstrafe um so größer ist, weil die zum Entlastungsbeweise wichtigste Person nach der Vollstreckung eines Todesurtheils verschwindet. An einer andern Stelle bemerkt derselbe Gelehrte, daß in der Gegenwart das Vorkommen zweifelhafter Todesurtheile von dem Gewissen der heutigen Zeit bereits schwerer empfunden wird, als die wirkliche Hinrichtung Unschuldiger in früheren Jahrhunderten**).

---

*) Hetzel 442 ff.

**) Holtzendorff 63, 299, 305, 313

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

VI.

In der Seltenheit der Vollziehung der Todesstrafe äußert sich der Verzicht auf dieses Strafmittel als Abschreckung. Bekanntlich gehört aber die Abschreckungstheorie zu den wichtigsten Argumenten der Anhänger der Todesstrafe.

Die Gegner der Todesstrafe behaupten: Wer zur Warnung Anderer hingerichtet wird, verliert sein Leben um fremder Verbrechen willen, welche noch nicht einmal begangen sind. Ferner lehrt die Erfahrung, daß in Ländern, wo Raub und Mord an der Tagesordnung sind, Hinrichtungen, Ausstellung der Köpfe von Verbrechern sich nicht als wirksame Abschreckungsmittel erweisen. Endlich zweifelt man auch in Juristenkreisen je länger je mehr an der abschreckenden Wirkung der Todesstrafe. So bemerkt Geyer: „Die Beweise, welche man für die Abschreckung aus der Erfahrung beibringt, sind sehr trügerisch. Die abschreckende Kraft der Strafe liegt nicht sowohl in der Höhe der Androhung als in dem Grade der Sicherheit, mit welchem die Bestrafung zu erwarten ist. Diese Sicherheit ist bei der Todesstrafe gerade am wenigsten vorhanden, weil sich die Richter nur auf Grund ganz zwingenden Beweises zu einem Todesurtheil entschließen und weil überdies in der Mehrzahl der Fälle Begnadigung einzutreten pflegt*)." Feuerbachs Abschreckungstheorie gilt heutzutage in Fachkreisen für unhaltbar. Daher ist das Festhalten an der Todesstrafe wohl gelegentlich als ein „juristischer Aberglaube" bezeichnet worden. Auf Grund umfassenden statistischen Materials erklärt Engel die abschreckende Wirkung der Todesstrafe für eine eingebildete**). Die Mehrzahl der Strafrechtslehrer und die neuere Wissenschaft, schreibt Holtzendorff, wollen von dem Abschreckungszweck der Strafe nichts wissen und zählt ihn zu den überwundenen Standpunkten. Dagegen hält die Menge noch kritiklos an diesem Princip bei der Todesstrafe fest. Die Darlegung der Unwahrscheinlichkeit des Eintretens der Todesstrafe auch bei den schwersten Verbrechen gehört zu den glänzendsten Partieen des Holtzendorff'schen Buches. Auch er gelangt, gleich anderen Juristen, zu dem Schlusse, daß die Androhung wahrscheinlicher Zuchthausstrafe abschreckender wirke, als diejenige der so überaus unwahrscheinlichen Todesstrafe.

Die Erfahrung hat, wie Theoretiker und Praktiker wiederholt hervorgehoben haben, gelehrt, daß die Beschränkung oder völlige Beseitigung der Todesstrafe nicht irgendwie eine Vermehrung der Verbrechen zur Folge gehabt habe. In einem Hofkanzleidecret vom 29. October 1803 erklärte der Kaiser Franz ausdrücklich, die Zahl der todeswürdigen Verbrechen habe sich seit der Abschaffung der Todesstrafe nicht vermehrt, ein Zeugniß, welches um so größeren Werth hat, als mit diesem Decret die Todesstrafe für viererlei Vergehen wieder eingeführt wurde, jedoch nur für den Fall, daß die Hoffnung der

*) Encyklopädie der Rechtswissenschaft S. 905.

**) Hetzel 303, 459.

Google

Besserung des Verbrechers ausgeschlossen sei. Ebenso wies ein Anhänger der Todesstrafe, Professor Carmignani in Pisa († 1847), mit edler Unparteilichkeit nach, daß nach der Aufhebung der Todesstrafe in Toscana die Verbrechen sich nicht vermehrt hätten und daß sie selbst 1795 nur aus politischen Gründen wieder eingeführt worden sei. Mackintosch erklärte in Indien in seiner Abschiedsrede an die Geschworenen: es sei hier die Verminderung der Todesstrafe von einer Verminderung der Verbrechen begleitet gewesen. Ebenso erklärte Professor Thonissen in Löwen: die Todesstrafe sei ebenso wenig nothwendig wie die Tortur, die Criminalstatistik aller Länder, auch Belgiens, zeige, daß da, wo die Todesstrafe beschränkt oder aufgehoben worden sei, nirgends die Verbrechen zugenommen hätten. Aehnliches ist in Finnland beobachtet worden; die Prophezeihung Radziwills, daß die Abschaffung der Todesstrafe das Eintreten der Lynchjustiz zur Folge haben müsse, hat sich da, wo man den Schritt wagte, nicht als zutreffend gezeigt*). Die Erfahrung lehrt, sagt Geyer, daß nach Abschaffung der Todesstrafe in einem Staate die Zahl der früher mit derselben bedrohten Verbrechen nicht wächst. Diese Erfahrung macht man namentlich ganz allgemein bei der eingetretenen Beschränkung auf die bedeutendsten Verbrechen**). Die Erfahrungen der Niederlande und der Schweiz sind, wie Holtzendorff bemerkt, von großer Beweiskraft für andere Staaten. Allmählich wird die Furcht derer schwinden müssen, welche von dem Wegfall der Todesstrafe die schrecklichsten Folgen für die öffentliche Ordnung befürchten. Die Erfahrung lehrt, daß da, wo die Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben sehr groß und weit verbreitet war, weder die einfache noch die qualificirte Todesstrafe viel ausrichtete; nur daß sie mit gesteigerter Grausamkeit zu einer Steigerung der Sittenrohheit beitrug. Es war daher ein Zeichen mangelnder Einsicht, wenn die alte Gesetzgebung in Folterqualen und Grausamkeiten dem Mörder gegenüber die Rolle des Meistbietenden festzuhalten suchte***). Es ist constatirt, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die, nach früherem Maßstabe gemessen, todeswürdigen Verbrechen abgenommen haben, während zu gleicher Zeit die Strafliste sich vermindert hat, und, wie Ihering sagt, die Geschichte der Strafe ein fortwährendes Absterben derselben gewesen ist. Dabei ist der Sinn für das Erkennen des Schuldmomentes feiner geworden, der Abscheu vor dem Verbrechen als solchem größer als früher. So erscheint es denn, wie Holtzendorff ausführt, unzulässig anzunehmen, daß die Todesstrafe, welche für Diebstahl, Fälschung, Raub und Nothzucht den Abschreckungszweck nicht erfüllt hat, ihn ausnahmsweise bei Mördern werde erfüllen können.

Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Anschauung von der Entbehrlichkeit der Todesstrafe allmählich mehr und mehr Verbreitung gewinnen werde. Die gegenwärtige Staatsordnung verfügt über Mittel zur

---

*) Hetzel 163, 228, 254, 329, 347, 295.

**) Encyklopädie der Rechtswissenschaft 905.

***) Holtzendorff 132.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Niederhaltung verbrecherischer Unternehmungen, von denen frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Die Entwickelung des Gefängnißwesens während des letzten Jahrhunderts zeigt, wie hoch die neuere Zeit über allen früheren Jahrhunderten in Bezug auf die Strafrechtspflege steht. Sehr treffend ist auf die Bedeutung des Umstandes hingewiesen worden, daß der Kampf Beccarias gegen die Todesstrafe der Zeit nach mit Howards Bestrebungen für die Reform des Gefängnißwesens zusammenfalle. Die Gefängnisse mußten als Sicherungsanstalten ihre Leistungsfähigkeit erwiesen haben, ehe der Staat auf die Todesstrafe als Sicherungsmittel verzichten konnte. So wird denn die Todesstrafe durch andere Mittel, Deportation, Zuchthaus, Gefängniß ersetzt.

Mit einer solchen Reform der Strafrechtspflege hängt denn auch die Betonung der Besserungstheorie auf diesem Gebiete zusammen. Die Annahme der Unverbesserlichkeit ist falsch. Alle Zeugnisse, die aus einer Zeit herrühren, welche der heutigen Strafanstalten entbehrten, sind werthlos. Die Stimmen der Beamten der Gefängnißanstalten entscheiden diese Frage in ganz anderem Sinne, als diejenigen der Rigoristen, welche an der menschlichen Natur verzweifeln*). Man kennt gegenwärtig diese letztere besser als früher. Die intellectuelle Cultur, welche Mitleid erzeugt, erleichtert auch, wie u. A. von Lecky hervorgehoben worden ist, die Vergegenwärtigung der Charaktere und Meinungen; frühere Zeiten urtheilten strenger über Verbrecher, weil es leichter, ist, sich eine Handlung zu vergegenwärtigen, als einen Zustand des Geistes, in welchem sie vollzogen wird. Keine Zeit vor der unserigen hat daher so viel Gewicht gelegt auf die Frage von der Zurechnungsfähigkeit und den mildernden Umständen.

Die Erfolge der Discussion über die Todesstrafe hängen mit diesen ethisch-historischen Momenten auf das Engste zusammen. Die Zahl der Gegner der Todesstrafe ist im Laufe der Zeiten gestiegen. Aus vereinzelten Kämpfern sind geschlossene Armeen geworden, welche gegen die letzten Reste einer veralteten Strafrechtspflege ankämpfen. Große Vereine haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte gebildet, um das angestrebte Ziel, eine völlige Beseitigung der Todesstrafe, zu erreichen. Die 1825 gegründete „Société de la morale chrétienne“ stellte eine Preisaufgabe über die Todesstrafe und krönte das Werk des 24jährigen Advokaten Charles Lucas, welcher sich gegen die Todesstrafe aussprach. Eine ganze Anzahl von Juristen, welche früher Anhänger der Todesstrafe gewesen, haben ihre Ansicht in diesem Punkte geändert; so Feuerbach in seinen letzten Lebensjahren, so Carmignani seit 1836, Mittermaier seit 1848, Haus in Belgien, Holtzendorff, Lord Brougham u. A., während kein Fall bekannt ist, daß Gegner der Todesstrafe zu Anhängern derselben wurden. Im Jahre 1863 bildete sich in Belgien ein Verein, welcher es sich zur Aufgabe machte, für die Aufhebung der Todesstrafe zu wirken. In Mailand begann im Jahre 1861 eine Zeitschrift zu erscheinen „Giornale

*) Holtzendorff 194.

Google

per l'abolizione della pena di morte". Eine Gesellschaft, welche denselben Zweck verfolgte, bildete sich in London.

Betrachten wir die Literatur über diesen Gegenstand, so stellt sich heraus, daß von 1764 bis 1869 mehrere hunderte von Schriften darüber verfaßt worden sind und daß die Zahl der gegen die Todesstrafe sich aussprechenden in folgender Weise im Steigen begriffen ist. Theilen wir diesen Zeitraum in drei Abschnitte (1764—1829, 1830—1847, 1848—1869) und setzen wir die Zahl aller für und gegen die Todesstrafe verfaßten Werke gleich 100, so steigt der Procentsatz der gegen die Todesstrafe gerichteten Schriften wie 51%, 61%, 77%*). Holtzendorff macht darauf aufmerksam, daß, während die Zahl der Gegner der Todesstrafe in raschem Steigen begriffen ist, die Veränderungen in der öffentlichen Meinung, in der Strafgesetzgebung und in der Strafrechtspflege die Wahrscheinlichkeit der Abschaffung des Todesstrafe immer stärker hervortreten lassen, die Zahl der Anhänger derselben, welche gegen eine solche, von ihrem Standpunkte aus als Gefahr zu erkennende Erscheinung ankämpfen müßten, nicht gewachsen sei. Aus der Mitte der Rechtsverständigen in Deutschland erging eine Collectiverklärung gegen die Todesstrafe auf dem Juristentage zu Mainz, ein Beispiel, welchem die zu Rom 1873 versammelten italienischen Juristen gefolgt sind. Unter dem Vorsitze von Mancini haben 21 Rechtslehrer, welche an den italienischen Universitäten wirken, einstimmig die Todesstrafe verworfen**).

VII.

Sehr begreiflich, daß, in Berücksichtigung aller dieser Umstände, der Gedanke einer endgültigen Beseitigung der Todesstrafe bei den Machthabern und Gesetzgebern auftauchte.

In früheren Jahrhunderten begegnet uns dieser Gedanke ganz vereinzelt. Er gewinnt keine praktische Bedeutung. Zu einer allgemeinen gesetzgeberischen und wissenschaftlichen Streitfrage wurde die Todesstrafe durch Beccarias Buch „Ueber Verbrechen und Strafen" (1764). Wie kaum ein anderes hat dasselbe die Praxis beeinflußt. Zuerst ward die Todesstrafe in Toscana abgeschafft (1786), demnächst vorübergehend auch in Oesterreich (1787). Um die Zeit der Revolutionen 1830 und 1848 erschien die Frage von der Beseitigung der Todesstrafe auf der Todesordnung der Parlamente. Zunächst erwiesen sich bei der Debatte und Abstimmung über diesen Gegenstand die Anhänger der Todesstrafe in den meisten Fällen als den Gegnern der Todesstrafe überlegen. Hier und da siegten die letzteren, wenn auch zeitweilig. So wurde im Jahre 1848 in allen deutschen Staaten, welche die „Grundrechte" annahmen, die Todesstrafe aufgehoben. Die Folgezeit brachte dann

*) Auf Grund der Literaturverzeichnisse am Schlusse des Hetzel'schen Werkes zusammengestellt.

**) Holtzendorff 281, 364.

Google

weitere Fortschritte; die Todesstrafe wurde unter andern beseitigt in Rumänien und Holland, in manchen Cantonen der Schweiz, in Portugal, in einer Anzahl nordamerikanischer Staaten. In Deutschland war bis 1870 die Todesstrafe abgeschafft gewesen in Oldenburg, Bremen, Anhalt und in dem Königreich Sachsen. Auch die Mehrheit des norddeutschen Reichstags verwarf Anfangs die Todesstrafe und ließ, nachdem die letztere in zwei Lesungen bereits gefallen war, die Beibehaltung derselben nur zu, weil das Zustandekommen des Strafgesetzbuchs durch den Bundesrath von deren Aufrechterhaltung abhängig gemacht wurde. Eine Majorität von wenigen Stimmen entschied, nicht aus strafrechtlichen, sondern aus allgemein politischen Gründen, um das Werk der Einigung Deutschlands nicht zu gefährden, für die vorläufige Beibehaltung der Todesstrafe. Man war der endgültigen Abschaffung der letzteren in Deutschland sehr nahe gewesen. Um dieselbe Zeit schrieb Bitzius: „Wenn heute eine Großmacht, Preußen z. B., die Todesstrafe, ausgenommen im See- und Kriegsrecht, aus ihrem Strafgesetz streicht, so tritt die Abschaffung derselben ihren Siegeslauf durch Europa an, und das gegenwärtige Geschlecht stirbt nicht, so wird bereits die letzte ordentliche Hinrichtung vollzogen sein." *)

Die Bedingung hat sich nicht erfüllt und jener erwartete Zeitpunkt wird hinausgeschoben. Im Allgemeinen aber steht fest, daß der Proceß der endgültigen Abschaffung der Todesstrafe begonnen habe. Von jenen oben geschilderten Veränderungen in dem Rechtsbewußtsein der Culturvölker, in der praktischen Anwendung der Todesstrafe, in der Technik des Hinrichtens war nur ein kleiner Schritt zu thun zur Erreichung des Ziels. Die Wiedereinführung der Todesstrafe in denjenigen Gegenden, wo sie abgeschafft worden war, hat nur mehr einen episodischen und — wir wiederholen, — einen mehr politischen als eigentlich strafrechtlichen Charakter. Ueberall, wo die Abschaffung der Todesstrafe ein Werk revolutionärer Bewegungen war, mußte ihre Wiedereinführung auch zu einer Sache der Reactionen werden. Aber die Beispiele mehren sich, in denen die Regierungen selbst, die an der Gesetzgebung regelmäßig Theilnehmenden, ernsthaft an diesen Schritt einer Reform der Strafrechtspflege denken, ohne von einer politischen Parteistellung beeinflußt zu sein. Das Beispiel solcher Staaten, wie Portugals, der Niederlande, der Schweiz, Sachsens übt eine gewisse Wirkung; diese ist bei der Solidarität aller Culturvölker größer als sie früher je hätte sein können. Der zeitgeschichtliche Vorgang der Abschaffung der Todesstrafe in einzelnen Ländern, sagt Holtzendorff, wiegt darum in seinen Folgen schwerer als die literarische Arbeit früherer Jahrzehnte. Aber allerdings, so lange in der Mehrzahl der großen Gesetzgebungsgebiete die Todesstrafe besteht, beeinflußt sie durch ihr bloßes Bestehen die gesammten strafrechtlichen Grundanschauungen

*) Bitzius, die Todesstrafe vom Standpunkte der Religion und der theologischen Wissenschaft. Berlin und Leiden, 1870, S. 2.

Google

im Volke. Soll man aber annehmen, daß dieser Zustand der Abschaffung der Todesstrafe in einigen Staaten und des Bestehenbleibens derselben in andern Staaten lange währen könne? Liegt es nicht viel näher zu glauben, daß alle Regierungen später oder früher auf ein Strafmittel verzichten werden, welches, wie viel Juristen behaupten oder zugeben, die der modernen Strafrechtstheorie entsprechenden Erfordernisse nicht besitzt? Wird man nicht auch principiell und endgültig auf eine Strafart verzichten, auf deren Anwendung man jetzt schon längere Zeit hindurch thatsächlich verzichtet hat? Hat es früher gar keine Gegner der Todesstrafe gegeben, dann einige, dann viele, dann sehr viele, so darf man fragen, ob nicht schließlich die Vertreter dieser neuen Anschauung, welche in vielen Fällen schon jetzt partielle Siege erfochten haben, endgültig die Oberhand behalten werden? Ist es nicht klar, daß diese Strömung immer mächtiger wird? Mit Recht bemerkt Bitzius, daß jede Vollziehung der Todesstrafe Etliche mehr zu heimlichen oder offenen Gegnern der Todesstrafe mache und daß selbst die Anhänger der Todesstrafe den Glauben an ihre Sache verlieren. Das Gefühl, daß es sich, nach dem Ausspruche des berühmten Juristen Zöpfl, bei der Abschaffung der Todesstrafe um „eine moralische Emancipation, um die Freierklärung aus den Banden der Barbarei" handle, wird immer stärker und allgemeiner. Auf dem Wege zu diesem Ziele ist die weitaus größte Strecke zurückgelegt.

VIII.

Ist es dem Historiker, dem „rückwärts gewandten Propheten", gestattet, einen Blick in die Zukunft zu wagen, so ergeben sich für die Frage von der Todesstrafe vier Möglichkeiten:

1. Der gegenwärtige Stand der Frage bleibt unverändert.
2. Es tritt eine rückläufige Bewegung ein.
3. Es wechselt in aller Zukunft Abschaffung und Wiedereinführung der Todesstrafe ab.
4. Die Todesstrafe wird endgültig beseitigt.

Was die erste Möglichkeit anbetrifft, so ist nicht anzunehmen, daß, während sich auf alle anderen Erscheinungen des menschlichen Lebens das „πάντα ῥεῖ" Heraklits anwenden läßt, während alles Andere stets sich verändert, in der Entwickelung begriffen ist, Praxis und Theorie der Todesstrafe eine Ausnahme machen sollten. Hängen sie doch mit Entwickelungen zusammen, von denen man unmöglich annehmen kann, daß sie plötzlich von jetzt ab stabil sein werden. Dazu kommt noch, daß das Zeitmaß, in welchem sich die oben geschilderten Veränderungen vollzogen, in den letzten Jahrzehnten ein immer beschleunigteres gewesen ist, so daß ein plötzlicher Stillstand in dieser Bewegung um so unwahrscheinlicher erscheint.

Die zweite und dritte Möglichkeit hängen zusammen. Wer die Möglichkeit eines Kreislaufes in der Geschichte annimmt, wem alles Geschehen ein stetes Auf und Ab, eine Fluth und Ebbe, eine Sisyphusarbeit ist, der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mag getrost glauben, daß man zurückkehren werde zu Folter und Hexenverbrennung, zu qualificirter Todesstrafe und Menschenopfern, um gelegentlich und zeitweilig sich wieder zu höheren Idealen zu versteigen. Daß aber eine solche Annahme der bisherigen geschichtlichen Erfahrung wiederstreitet, daß die Errungenschaften der Cultur immer solider, unverlierbarer werden, lehrt die Theorie der Geschichte, welche allerdings noch selbst der Weiterentwickelung bedarf. Was nun die Todesstrafe anbelangt, so kann eine Anzahl von Fällen, in denen die Todesstrafe während der letzten Jahre da wieder eingeführt wurde, wo sie abgeschafft worden war, von Manchen als der Beginn einer rückläufigen Bewegung aufgefaßt werden. Aber erstens werden selbst die eifrigsten Anhänger der Todesstrafe nicht mehr wollen als die Erhaltung des status quo, welcher, wie soeben bemerkt wurde, für längere Zeit nicht wohl denkbar ist, und zweitens ist bei allem Fortschritt, bei allen Reformen ein gelegentlicher zeitweiliger Rückschritt beobachtet worden, ohne daß darum das Wesen der Resultate historischer Entwickelung gefährdet erschienen wäre. Mögen Fälle von Folterung vorkommen: die Folter ist und bleibt abgeschafft. Sie ist von einem Gegner Beccarias als eine „Wohlthat" gepriesen worden, aber Beccaria hat Recht behalten. Als Katharina II. 1767 die Folter abzuschaffen vorschlug, meinte man in der „gesetzgebenden Commission", daß damit die Grundlagen der Sicherheit von Leben und Eigenthum zusammenbrechen müßten. Die Kaiserin hat Recht behalten. De Maistre meinte, die Beseitigung des Schaffots werde sofort ein Chaos bewirken. Die Erfahrung hat ihn widerlegt.

So bleibt denn nur die vierte Möglichkeit übrig, die Weiterbewegung in der Richtung, welche oben dargelegt wurde. Findet eine solche statt, so ist das endgültige Ziel bald erreicht. Ist von Beccaria bis heute in 120 Jahren eine so ungeheure Strecke zurückgelegt worden, so erscheint der noch zu durchmessende Weg gut geebnet und kurz. Für die Lösung des Problems ist es unwesentlich, ob die endgültige Beseitigung der Todesstrafe etwas früher erfolgt oder etwas später. Der größte Theil der Arbeit ist gethan. Der Rest derselben wird selbstverständlich geleistet werden. Das Hauptergebniß des bisherigen Verlaufs dieser wichtigen Angelegenheit faßte Goethe in den Worten zusammen: „Welchen Weg mußte die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein."*) Wie für die größten kosmischen Vorgänge, so gilt auch für die historische Entwickelung, für den ethischen Fortschritt der Satz: e pur si muove.

---

*) Hetzel 201.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Samoageschichten.

Von

Karl von den Steinen.

— Berlin. —

Daß gewisse Gedanken unter gewissen Umständen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit in allen Gehirnen entstehen müssen, ist nicht nur ein in der großen Wissenschaft der Ethnologie erkennbares Gesetz, auch in dem kleinen Erfahrungsbereich alltäglicher Conversation tritt dem Forschungsreisenden der „Völkergedanke", wie Adolf Bastian jenen Vorgang getauft hat, mit einer unheimlichen Sicherheit entgegen. Mit dem treuherzigen Händedruck, der den Rückkehrenden bewillkommnet, löst sich auch schon die, offen gestanden, unendlich thörichte Frage von den Lippen des lieben daheim Gebliebenen: „Wo hat es Ihnen denn nun am besten gefallen?" In dem freundlichen Lächeln, welches die Erzählung begleitet, verbirgt sich auch schon die Aeußerung: „Das muß Ihnen doch jetzt Alles wie ein Traum vorkommen," und das bewundernde Kopfnicken, mit dem der Bericht endlich dankend quittirt wird, ist ganz untrennbar nicht nur von der natürlichen Schlußfolgerung, daß man es wohl nicht sehr lange in Europa aushalten werde, sondern in keiner Weise auch nur denkbar ohne den hingefügten Vergleich: „Wissen Sie, der Löwe, der einmal Blut geleckt hat . . ."

Es ist oft zum Verzweifeln. Frage ich mich denn nun selbst: „Wo hat es Dir am besten gefallen?" Um des Himmels willen, vielleicht kann ich antworten! Hier was die Landschaft, dort was die Werke der Cultur, hier was die Lebensweise, dort was die Mädchen angeht, aber Alles in Allem wo? In der Heimat muß es wohl sein, oder ich wäre nicht zurückgekehrt. Indessen, wenn ich mich denn einmal auf den immer wieder zugewiesenen Stand-

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

punkt zu stellen versuche, geschieht es mir am Ende wirklich, daß ich selber unvernünftig genug bin, ihn für eine Ecke der Welt als berechtigt anzuerkennen, daß ich ausrufe: „Auf den Samoainseln war es doch am schönsten, wenn ich ihrer gedenke, befällt es mich wie ein Traum, und dort noch einmal zu sein, fürwahr die Vorstellung könnte mich reizen wie einen hungrigen Löwen, der schon Menschenblut gekostet hat, der Anblick eines einsam in der Wüste spazierenden Negerknaben."

Im Jahre 1879 verbrachte ich auf jenem mittlerweile so häufig in commerziellen und politischen Erörterungen discutirten Archipel ein schönes und genußreiches Vierteljahr, während dessen ich die wichtigsten Inseln aufsuchte und zum Theil durchwanderte. In der That, selbst dem sonst von keiner Sentimentalität angekränkelten Seemann, mag er die Meere aller Zonen befahren haben, ist ein Aufenthalt auf seinen „Schifferinseln", wie viel nur Italien dem Nordeuropäer sein kann. Das süße Nichtsthun, trotz unserer hastenden Zeit oder vielleicht gerade in unserer hastenden Zeit immer noch die Krone — das süße! wohlverstanden — aller Erdengenüsse, übt auch dort inmitten einer herrlichen Natur und eines lebensfrohen, zutraulichen Völkchens seinen unwiderstehlichen Zauber aus, und wenn der klassische Hintergrund griechischer Säulen und mittelalterlicher Paläste fehlt, so weht zum Ersatz dafür an dem sonnigen Palmenstrand der Südsee ein ungemein wohlthuender Hauch liebenswürdigster Ursprünglichkeit und Natürlichkeit.

Wir glauben nicht mehr wie das vorige Jahrhundert an das paradiesische Glück und die paradiesische Unschuld dieser Insulaner, allein dem unbefangenen Fremden ist es auch heute nicht anders möglich als die harmlosen Menschenkinder lieb zu gewinnen und ihnen mancherlei zu verzeihen.

Ein freundliches Lächeln und der Zuruf „Talofa alii, Liebe zu Dir, Herr," empfängt ihn, wo immer er auf dem entlegensten Eiland in einer beliebigen Hütte Einkehr hält, und kaum hat er sich auf der blanken Matte, etwas ungeschickt zumeist, vor dem hockenden Gastgeber niedergelassen, sieht er die Frauen schon beschäftigt, ein Hühnchen zu schlachten und was an Taro- oder Yamswurzel, Früchten und Fisch im eigenen oder im nachbarlichen Hause zu beschaffen ist, in patriarchalischem Eifer herzurichten; auf frischen grünen Blättern wird das Essen vor ihm ausgebreitet so sauber, so nett, daß er sich unwillkürlich die Frage vorlegt, ob Tischtuch, Serviette, Messer und Gabel nicht ursprünglich von unreinlichen Völkern erfunden worden sind; er schläft die Nacht mitten zwischen seinen neuen Freunden (die leider noch lange zu schwatzen pflegen), unter dem gemeinsamen Moskitovorhang, wobei er freilich das ihm zum Kopfkissen angebotene harte Bambusstück mit einem Theil seiner Kleidung umwickelt; er wird am nächsten Tage festlich mit dem erfrischenden Kawagetränk bewirthet, dessen Zubereitung bekanntlich durch Kauen und wässriges Auslaugen einer Pfefferwurzel erfolgt, und des allgemeinen Singens, der allgemeinen Fidelität ist kein Ende, solange die Kawa im Dorfe vorhält.

Mit vielem Ekel, ich gebe es zu, berichten manche Reisende von diesem

Google

nach unseren Begriffen nicht ganz appetitlich hergestellten Genußmittel. De gustibus! Während jedoch zum Beispiel der „Kaschiri“ des südamerikanischen Indianers durch das Kauen der Mandiocawurzel Seitens beliebiger, oft sehr alter und sehr häßlicher Weiber seinen säuerlichen Beigeschmack erhält, sieht man in Samoa rigorös darauf, daß nur die hübschesten jungen Mädchen, allerliebste Creaturen, welche ein tadellos weißes Gebiß besitzen und dasselbe niemals sorgfältig zu reinigen vergessen, die Kawa kauen — sodaß ich wenigstens nicht den leisesten Abscheu zu empfinden vermochte und noch heute lieber an die Zähne der Samoanerin als an die Füße kelternder Winzer denke. Gewißlich auch mundete mir die Kawa auf anderen Südseeinseln, wo europäische Civilisationsmanie das Kauen polizeilich verboten und durch mechanische Zerkleinerung mit Steinen oder Werkzeugen ersetzt hat, bedeutend schlechter als das Erzeugniß der guten alten barbarischen Methode.

Ein besonderer Reiz liegt ferner in der streng gehandhabten Etiquette: den blumengeschmückten Mädchen sind eine Reihe zierlicher und graziöser Bewegungen vorgeschrieben; die jungen Bursche, welche die gefüllte Kokosschale zu kredenzen haben, rufen laut die Namen der sämmtlichen Gäste auf und müssen die stricteste Rangordnung beobachten; niemals aber trinkt auch der vornehmste Häuptling vor dem Fremden und dieser soll zum Zeichen des Wohlgefallens nicht unterlassen, die bis auf den letzten Rest geleerte Schale von sich zu werfen, daß sie sich wirbelnd auf der Matte dreht.

Mit dem Gelage verbindet sich der Tanz; Tanz, sofern man eine Aufführung, die sich aus einförmigem Absingen kindlicher Melodien, aus schreitenden, stampfenden, wiegenden, aber sehr tactfest vollzogenen Bewegungen, aus Geklapper von Bambusstöckchen und Händeklatschen zusammensetzt, mit diesem Namen bezeichnen will. Beinahe wird es dem blasirten Weißen schon des Guten zu viel, da schlägt die langweilige „Siwa“ plötzlich mit rasch sich steigernder Leidenschaftlichkeit in die wilde „Poúla“ um: ein wüstes, wenn auch rhythmisches Umherspringen, dessen Einzelheiten sich nicht mehr recht erzählen lassen. Wer sich jedoch zu dem ausgelassenen Cancan der bekränzten nackten Gestalten die balsamisch milde Nachtluft, den mondbeschienenen, freien Platz vor den Hütten, die seltsam glitzernden Palmenwipfel ringsum und das in den Pausen feierlich herübertönende Rauschen des Meeres hinzudenkt, der wird es nicht wunderbar finden, daß sich die phantastische Scene dem eindrucksfähigen Gemüth eines um die halbe Welt von der Heimat entfernten Reisenden unvergeßlich einprägt.

Polynesische Leichtfertigkeit, Verdorbenheit, Zuchtlosigkeit! Wie heißen nur alle die Ausdrücke des Entsetzens? Natürlich sind wir Zahmen bessere Menschen, aber eben darum ist es doch auch sehr überflüssig, so entrüstet zu sein, wenn man von diesen Tänzen spricht, wenn man vielleicht der Naivetät gedenkt, mit der beide Geschlechter zusammbaden, wenn man vor Allem die in der That absolute Freiheit constatirt, welche der unverheiratheten jungen Insulanerin gestattet ist. Ich werde mich hüten, in ein Wespennest zu stechen, um etwa

Google

zu behaupten, daß jene Leutchen mancherlei Dinge in aller Unbefangenheit offen treiben, die wir mit schlechtem Gewissen heimlich begehen, aber ich gebe doch zu bedenken, daß nicht nur die Kleidung, sondern auch die Ethik ein wenig von der mittleren Jahrestemperatur abhängen dürfte, und ich glaube namentlich, daß es keinem Zweifel unterliegt, wie der sogenannten Regellosigkeit eine Menge fest umschriebener Formen und ernsthafter Sitten und Gebräuche, die Vieles, wenn nicht rechtfertigen, so doch erklären, bei genauerem Zusehen entgegengestellt werden können.

Den Samoaner freilich zu einer uns nützlichen Arbeit zu erziehen: man wird es für Generationen hinaus nicht fertig bringen. Warum? Wozu? ist seine stete Antwort und mit einem höchst komischen Selbstbewußtsein, in dem er nur von dem Tonganer übertroffen wird, blickt er auf den emsig schaffenden Europäer geringschätzig hinunter. Das ist allerdings um so bedauerlicher, als der Eingeborene wegen seines kräftigen Körperbaues Vorzügliches zu leisten im Stande wäre; die Männer sind außerordentlich stattlich, zuweilen von geradezu herkulischer Plastik, während die anmuthigen Frauen meist etwas Untersetztes haben, und jeder dieser hübschen Kerle kommt mit einem getragenen Gange, einer stolzen Brusthaltung, einem gnädigen Lächeln den Strandweg dahergeschritten, als ob die Kokospalmen nur aus lauter Ehrerbietung vor ihm so krumm gewachsen wären.

Wie so viele Naturvölker, sind auch die Samoaner sehr conservativ denkender Art. In der gesellschaftlichen Ordnung unterscheidet man drei Stufen.

Zunächst die „Alii“, die Häuptlinge. Uralten Geschlechtern entsprossen, sind sie es, die das Land besitzen, die im Kriege die Führerschaft übernehmen, deren oberste im Rang innerhalb ihres Districts unverantwortlich über Leben und Tod entscheiden können. Von Jagd und Fischfang gebührt ihnen der Löwenantheil, Schildkröten und gewisse Fische werden nur an sie abgeliefert. Für den Verkehr mit ihnen existiren nicht nur besondere ceremonielle Redewendungen, sondern sogar eine Menge einzelner Wörter, welche wie unser „geruhen“ sonst nicht gebraucht werden und nicht gebraucht werden dürfen. Noch mehr, wenn sich mit ihrem Namen ein bestimmter Sinn verbindet, verschwindet das Wort in dieser Bedeutung aus dem Sprachschatz; so hieß ein Herrscher Moa und „Moa“ war „Huhn“; sobald König-Huhn die Regierung angetreten, gab es kein „Huhn“ mehr auf seinen Inseln, sondern man quälte sich so lange mit künstlichen Umschreibungen ab, bis ein neues Wort gefunden war. Es ist wider den Respect, vor dem sitzenden Häuptling zu stehen, ihm gebührt der höhere Platz. Ich sah auf dem Consulat in Apia, wo mehrere geringere Samoaner auf Stühlen saßen, einen Alii eintreten, statt sich unter solchen Umständen ebenfalls eines Stuhles zu bedienen, schwangen sich seine Gnaden mit gravitätischem Ernst auf einen dort stehenden hohen Reisekoffer. In den Rathsversammlungen — wer zweifelt noch an der Einsichtigkeit dieser Formen? — wäre es der Würde des Häuptlings entgegen, zu reden. Mit

Google

einem Wedel aus Kokosfasern fächelt er sich die Moskitos ab und schweigt beharrlich.

Wer seine Ansichten zu entwickeln und seinen Willen kundzuthun hat, ist ein Mitglied der zweiten Volksklasse, ein „Tulafale“. Deren Familien sind noch zahlreicher vorhanden als die der Häuptlinge. Ein Alii kann nebenher Tulafale sein, ein Tulafale aber nicht Alii werden. Die wichtigste Aufgabe der Tulafale ist die Ueberlieferung der Chronik, die Kenntniß der Geschlechter, der Geschichte, der heiligen Sagen: sie sind die verkörperte Tradition des schriftlosen Volkes, und der Vater hat Sorge zu tragen, daß der Sohn sich Wort für Wort den Schatz dieses Wissens aneigne. Der gute Tulafale ist ein gewandter Parlamentarier; er spricht bei der gemeinsamen Berathung, auf einen langen Stab gestützt, zuweilen eine Stunde hindurch, ohne zu stocken, und alle Europäer, welche der sanften Samoasprache mächtig sind, versichern übereinstimmend, daß er gar nicht übel rede und in hübschen sinnigen Gleichnissen den Nagel auf den Kopf zu treffen verstehe.

Auch das ärztliche Wissen ist im Besitz der Tulafale. Diese gelehrten Medicinmänner machen häufig, besonders in Fällen von Elephantiasis, mit dem Messer oder einem scharfen Bambusstück ganz verwegene Operationen, meist jedoch beschränken sie sich auf allerlei sympathetische Mittelchen und die über alle Welt verbreitete Massage, indem sie die leidenden Theile mit Kokosöl kneten und dabei sehr ernsthaft unterscheiden, ob sie von oben nach unten oder von unten nach oben streichen. Bei der Behandlung von Kopfschmerzen artet ihre Methode in's Heroische aus: mit beiden Fäusten — ich bekam etwas wie Migräne beim bloßen Zuschauen — hämmert der Arzt auf den Schädel des unglücklichen Patienten. Was auch immer für die Kur gebraucht worden, Schale, Kräuter ꝛc. soll verbrannt oder in das Meer geworfen werden, um die Ausbreitung der Krankheit zu verhüten. Wenn der kluge Doctor mit der ihm gegebenen Bezahlung unzufrieden ist, weiß er aus dieser Sitte Capital zu schlagen; heimtückisch schiebt er die gebrauchten Sachen wieder in die Hütte seines Clienten, der nun rasch Vernunft annimmt.

Die dritte, unterste Schicht des Volkes wird sehr unhöflicher Weise „Puaelo“ genannt, dem allgemeinen Sinn nach etwa „Canaille“, in der — von einem gelinden Euphemismus abgesehen — genauen Ueberſetzung jedoch „die duftenden Schweine“. Ein jeder Häuptling besitzt aber Tact genug, sich im Gespräche mit einem Puaelo niemals des verletzenden Ausdrucks zu bedienen.

Ueberhaupt gemüthlich sind diese Menschen immer, und der Kaufmann wie der Missionar, die sie richtig behandeln, haben es zur Genüge erfahren. Bei dem mühelosen Erwerb der Lebensmittel, wohl auch unter Mitwirkung des Umstandes, daß sich zu verschiedenen Arten des Fischfangs die ganze Bevölkerung eines Dorfes zu vereinigen hat, ist von selbst ein idyllischer Communismus entstanden. Wer mit Beute beladen vom Korallenriff heimkehrt, ein Schwein im Walde erlegt oder gerade einige Yamswurzeln ausgegraben hat, erhält bald

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Besuch vom lieben Nachbar, der sich einen Antheil erbittet und unter Voraussetzung baldiger Revanche auch sofort bekommt. Und wenn die ehrgeizige Gesellschaft sich einmal wieder zu einer kleinen fröhlichen Fehde begeistert — bei einzelnen Ortschaften oder Districten wechseln Krieg und Frieden mit derselben Regelmäßigkeit wie bei dem Studenten Semester und Ferien — so geht es dabei keineswegs so gefährlich her als man nach den renommistischen Schilderungen der Helden selbst vielleicht glauben könnte. Beide Parteien ziehen mit bemalten Gesichtern und fürchterlichen Perrücken, so daß ihnen selber angst und bange dabei wird, eines schönen Morgens gewaltig lärmend aus, jede versteckt sich in den Busch und sucht vorsichtig den directen Zusammenstoß mit der andern zu vermeiden, womöglich aber das feindliche Dorf und die umliegenden Pflanzungen niederzubrennen. Die Frauen laufen mit, tragen Proviant und sind neutral. Kommt es zum Kampfe, so spielt sich derselbe gewöhnlich nur zwischen wenigen Heißspornen ab und wird schnell für beide Theile ehrenvoll beendet. Der Kopf eines Gegners ist die ersehnte Trophäe, die der glückliche Sieger in allen Dörfern seines Anhangs prahlend vorweist, bei diesem Triumphzug begleitet ihn zuweilen die Gattin des Erschlagenen, welche den Kopf zurückerhält, nachdem er überall genügend demonstrirt worden, und das ist doch gewiß gemüthlich.

Anthropophagie, die jetzt freilich schon längst nicht mehr vorkommt und deren Vorkommen auf den Samoainseln überhaupt bestritten zu werden pflegt, war in alter Zeit mit Sicherheit nicht unbekannt. Nicht nur, daß gewisse in der Heftigkeit gebrauchte Redensarten wie „Ich koche Dich im Ofen" noch heute an den Kannibalismus erinnern, daß sich ferner in einigen Sagen entsprechende Erwähnungen finden, ich bin auch in Besitz genauer Daten über einen thatsächlichen Fall gelangt, dessen Schilderung ich als ein charakteristisches Bild vergangener Tage, zumal er bisher vereinzelt dasteht, so, wie ihn mein Gewährsmann de Vere, ein Godeffroy'scher Agent, von vier damals noch lebenden Zeugen in Erfahrung gebracht hat, hier einflechten will.

Er hat sich auf den Manuainseln, den östlichsten der Gruppe, zugetragen. Wenige Jahre, bevor die Missionäre der Londoner Gesellschaft das Christenthum einführten, wurde ein Walboot mit drei Weißen und einem fremden Südseeinsulaner nach Fitiuta verschlagen; zwei der Europäer sollen bald darauf, als ein Schiff in Sicht kam, an Bord geschwommen sein. Der Zurückbleibende, sowie sein polynesischer Gefährte, der sich durch gewaltige Körperkraft auszeichnete und von den Manualeuten Tuitalili genannt wurde, unterstützten die Bewohner von Fitiuta in einer damals heftig entbrannten Fehde gegen die Stammesgenossen zu Tau und Faleasau. Obwohl die Beiden im Besitz ihrer den Insulanern noch so gut wie unbekannten Feuerwaffen lange Zeit unwiderstehlich gewesen waren, geriethen sie doch eines Tages in die Enge, als sie allein sich plötzlich der ganzen Kriegsmannschaft von Tau gegenübersahen. Sie wurden am Strande abgeschnitten und machten, nachdem sie eine Weile tapfer gekämpft und zwölf ihrer Feinde niedergeschossen hatten, den leider ver-

Google

geblichen Versuch, sich durch Schwimmen zu retten. Bei dem niedrigen Wasserstand, auch nicht gewöhnt, über die spitzen Korallen zu laufen, wurden sie von den Eingeborenen überholt, ehe sie die tiefere Fluth erreichten. Der Weiße, trotz eines ihm in den Leib gerannten Speeres noch ein Opfer mitreißend, fiel zuerst. Tuitalili's Meister zu werden, war schon schwerere Arbeit. Man war ihm hart auf den Fersen, da wendete er sich plötzlich um und streckte den Nächsten mit einem Schlage seines Flintenkolbens zu Boden; doch nicht nur der Schädel, auch die Flinte war zertrümmert; schon sprang ein Anderer auf ihn ein und, während er den noch abzuschütteln bestrebt war, wurde sein Körper von zahlreichen Speeren durchbohrt. Der letzte Griff nach dem Halse des Gegners war noch ein tödtlicher gewesen; nur mit Mühe konnte man Tuitalili's festumspannte Finger von der Kehle des Erdrosselten lösen. Groß war der Jubel der Tauleute, die beiden Feinde, von deren Hand noch in diesem Kampfe fünfzehn der Ihrigen gefallen waren, nun endlich bezwungen zu haben. Den Weißen ließen sie auf dem Riffe liegen, eine Beute der Fluth und der Fische, Tuitalili jedoch wurde nach allen Regeln der Kochkunst gebraten und verzehrt.

Die vier greisen Zeugen der That, die mittlerweile gute Christen geworden waren, aber jenes Festschmauses anscheinend noch mit stillem Vergnügen gedachten, hießen Palega, Tuna, Tautaligogo und Toalepai — letzterer derjenige, dessen Speerstoß den weißen Mann gefällt hatte.

Es ließe sich nach diesem Hergang unschwer verstehen, wenn auch hier wie in manchen anderen Fällen gelegentlicher Anthropophagie nach Ueberwindung eines besonders gefährlichen Feindes die Vorstellung von Einfluß gewesen wäre, daß man sich durch Verspeisen desselben auch die ihn auszeichnenden Eigenschaften der Kraft und des Muthes aneignen könne. Ein solcher Gedankengang darf bei Wilden kein Wunder nehmen, wenn gebildete Aerzte, die Hammelblut einzuspritzen hatten, für den Verstand ihres Patienten besorgt gewesen sind.

Also selbst, was man von einstigem Kannibalismus auf Samoa weiß, ist wohl nur als eine Ausschreitung in der Siegestrunkenheit aufzufassen. Eigentlicher Mord soll so gut wie gar nicht vorkommen, Selbstmord sehr selten sein. Man wußte mir nur zwei concrete Fälle mitzutheilen, daß Jemand Hand an sich gelegt hatte; Streit mit Verwandten und das Gefühl, beschimpft zu sein, waren die Motive gewesen; der eine Todescandidat hatte sich einen Fischspeer durch die Brust getrieben, der andere war von einer Palme herabgesprungen.

Das Gastrecht ist heilig; ein Flüchtling, der sich in das Haus eines Häuptlings rettet und schutzflehend auf Knie und Hände niederwirft, vernimmt alsbald die tröstenden Worte: „Steh auf, Du bist todt gewesen, ich gebe Dir das Leben wieder.“

Das häufigste Vergehen gegen die sociale Ordnung scheint der Ehebruch zu sein; um zu erklären, wie milde derselbe beurtheilt wird, muß ich einiges über die Heirathsgebräuche vorausschicken.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ein junger Mann, der auf Freiersfüßen wandelt, entsendet zwei Freunde zu dem erkorenen Mädchen, um dessen Jawort zu erlangen. Letzteres wird aber selbst, wo die Eltern einverstanden sind, nicht so leicht gegeben; die Festung capitulirt nicht ohne eine förmliche Belagerung. Nicht nur den langen Tag über wird der holden Widerspänstigen von den Werbern zugesetzt, sie muß auch Nachts zwischen den Beiden schlafen oder zu schlafen versuchen; unaufhörlich wird ihr vor dem Einschlummern von der einen Seite das Lob des Freundes vorgesungen, und wenn sie sich ermüdet auf die andere wendet, klingt ihr dort ein neuer Vers derselben Melodie entgegen. So hält das eine Reihe von vierundzwanzigstündigen Tagen an. Gleichzeitig machen der Bräutigam und seine Verwandten den Eltern ihre Aufwartung und empfehlen sich mit reichlichen Spenden von gekochten Tarowurzeln und gebratenen Schweinen; nach fünf oder sechs solchen Besuchen erst, bei denen viel gegessen wird, erfolgt die Zusage. Nun währt der Brautstand noch einige Wochen, bis ungefähr der ganze Besitz der Bräutigamsfamilie an Borstenvieh aufgezehrt ist. Sind die Eltern der Braut abgeneigt, werden die Geschenke zurückgewiesen, und nur nachdem sich die beiderseitigen Erzeuger geeinigt haben, erhält das junge Paar die Erlaubniß, das beschriebene Lustspiel in Scene zu setzen. Im Wesentlichen ist die Heirath ein durch die Tulafale vermitteltes Geschäft nicht zwischen zwei Personen, sondern zwischen zwei Familien. Die Verwandten des Mannes stellen Waffen, Aexte, Kanus, Fischleinen, Thiere u. dergl., diejenigen der Frauen kostbare Matten (das werthvollste Erzeugniß samoanischer Kunst), und daß der Tulafale nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. Auch finden weitere Hochzeitsfeierlichkeiten meist nicht statt, die Frau wird einfach dem Manne zugeschickt oder von ihm abgeholt. Polygamie ist unter Reich und Arm verbreitet.

Da also die Eheschließung in erster Linie als Frage des Standes und des Vermögens und nicht als Frage der Neigung gilt, ist es weder unnatürlich, daß Vergehen gegen die eheliche Treue häufig sind, noch unnatürlich, daß sie mit Geld gesühnt werden können. Sie kommen heutzutage vor ein Gericht von Häuptlingen und Tulafale. Frau oder Mann, die einfach aus dem gemeinschaftlichen Heim desertirt sind, müssen drei Dollar bezahlen, zwei Deputirte bringen die „ausgerückte“ Hälfte zu der verlassenen zurück, natürlich entspinnt sich in kürzester Zeit ein hitziger Wortwechsel und beide laufen zur Freude der Nachbarn wieder auseinander.

Erwiesener Ehebruch wird mit zehn Dollar und aufwärts bestraft für Mann oder Frau; dabei kann es merkwürdiger Weise vorkommen, daß der getäuschte Gatte, wenn die Frau kein Geld besitzt, diese zehn Dollar obendrein selbst bezahlen muß.

Der größte Vorwurf nach unseren sittlichen Anschauungen aber wendet sich gegen die auffallende Thatsache, daß nicht nur nicht das Vorleben des Mannes, sondern auch nicht dasjenige der Frau irgend einer Controle der öffentlichen Meinung unterworfen wird. Mögen die Mädchen lieben, wen sie

Google

wollen, wie sie wollen, bis sie verheirathet werden. Möge der Gatte sein Weib bewachen, die Freiheit der ledigen Tochter jedoch zu beschränken, fühlt sich der Vater nicht verpflichtet. Ist diese Toleranz nun ohne Weiteres als Zuchtlosigkeit zu brandmarken? Mir scheint es wichtiger, daß man sie zu verstehen versuche. Der Samoaner giebt beiden Geschlechtern in der Liebe gleiche Rechte; er begreift nicht, daß man den einen verbietet, was man dem andern erlaubt. Und warum braucht er in der That, wenigstens aus praktischen Gründen, nichts zu verbieten? Das ist sehr einfach und ist auch lehrreich. Der unmoralische Insulaner begreift nämlich noch ein Zweites nicht. Es ist ihm unklar, wie man zwischen ehelichen und unehelichen Kindern einen Unterschied machen kann. Er heißt die letzteren, wenn sie ihm im eigenen Hause erwachsen, mit Vergnügen willkommen, er adoptirt ein paar fremde hinzu, wenn er reich genug ist, ja er behandelt sie angeblich eher besser denn schlechter als die legitimen Sprößlinge. Dies Alles thut der Mann freilich nicht aus überschwänglicher Freude an dem kindlichen Spiel der kleinen Geschöpfe, sondern als verständiger Hausvater, der in einer großen Familie ein Vermögen, eine Stütze seiner äußeren Stellung sieht und sich einen starken Anhang zu beschaffen bestrebt ist.

Geringschätzung aller bürgerlichen Ordnung ist also keineswegs vorhanden, nur das System derselben, welches sich in einer überflußspendenden Natur entwickeln konnte, ist ein von dem unsrigen grundverschiedenes und mag von competenten Beurtheilern als sehr verderbt erkannt werden.

Daß auch in dem Gefühl des Samoaners etwas von unserer Art zu empfinden vorhanden ist, erhellt aus der Existenz der „Taupó“, der Townmaid, wie sie von den Weißen genannt wird. In jedem Dorfe giebt es eine solche Taupó, das heißt ein Mädchen, Tochter eines Häuptlings, welches die Pflicht hat, sich einen durchaus unbescholtenen Ruf zu bewahren. Sie ist die Königin ihrer Altersgenossinnen bei Fest und Tanz, sie zeichnet sich durch besonderen Schmuck aus und wird allerseits beschenkt; sie darf sich verheirathen; sollte sie sich aber einen Fehler zu Schulden kommen lassen, ist ihre ganze Familie von Schimpf und Schande betroffen.

Der Gegenpart der Taupó, der Führer der jungen Bursche, ist der „Manaia“. Er allerdings ergiebt sich nun umgekehrt einem recht leichtsinnigen Lebenswandel und wird dabei von seinem Anhang, der Aumaga, nach Möglichkeit unterstützt.

Von den Geschenken, die bei der Heirath zwischen den beiden Familien ausgetauscht sind, geht im Falle, daß der Gatte stirbt, ein erheblicher Theil wieder an die Familie der Frau zurück und zwar gelegentlich des solennen Festessens, welches der Beerdigung zu folgen pflegt. Dabei kommt es häufig zu schlimmen Streitigkeiten. Der Eine oder Andere, der sein letztes Stündchen herannahen fühlte, nimmt deshalb seine Zuflucht zu dem seltsamen Ausweg, den Leichenschmaus noch bei Lebzeiten selbst zu veranstalten und eine gültige Vertheilung vorzunehmen. Unter so rührenden Umständen nämlich geniren sich die bedrückten Erben, zu viel zu fordern.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Bestattung wird gewöhnlich den ersten Tag nach dem Ableben vorgenommen. Die ganze Nacht hindurch ertönt lautes Wehklagen. „Warum bist Du gestorben?" jammern die Frauen, „wer soll künftig fischen und den Ofen anmachen für das Mahl meiner Kinder?" Dabei schwärzen sich die Verwandten das Gesicht mit gebrannter Lamanuß*). Der Leichnam, von Basttüchern umhüllt, auf Matten gebettet, wird in einem Kanu, den Kopf nach Osten, in die Erde gesenkt; eine Trinkschale wird ihm mitgegeben. Sofort tritt aber auch wieder das Leben in seine Rechte, man schmaust und tanzt als begehe man das freudigste Ereigniß.

In früheren Zeiten wurden die Leichen der Häuptlinge zum Austrocknen in den ehrwürdigen riesigen Banyanenbäumen aufgehängt, dort oft noch Jahre lang unablässig bewacht und endlich beerdigt.

Die Seelen der Verstorbenen gelangen in eine glückliche Unterwelt, wo noch viel mehr, noch viel sorgloser gesungen, gesprungen, geliebt, gegessen und getrunken werden soll als in den Mondscheinnächten am Inselstrand. Auf dem am meisten gen Sonnenuntergang gelegenen größten Eiland des Archipels, auf Sawaii, befinden sich am westlichen Ufer zwei tiefe Löcher, in denen die Fluth brandet, während sie bei Ebbe frei liegen. Das linke ist der Eingang zum Hades für die Alii und Tulafale, das rechte für die Puaelo; wie könnte auch ein Häuptling, wenn er drüben auf einmal mit einem während seines ganzen Lebens von ihm verachteten Puaelo zusammengehen sollte, darin eine Verbesserung der irdischen Zustände erblicken?

Im Umkreis von einigen 300 Schritt wagt Niemand der unheimlichen Stelle zu nahen, und doch erhält sich dort ein deutlicher Weg, den allem Tropenwachsthum zum Trotz kein Unkraut überwuchert: das ist der Pfad, den die Seelen der Todten wandeln.

Der Samoaner hat noch jetzt eine abergläubische Angst, zur Nachtzeit durch den Wald zu gehen, weil er den die Oberwelt besuchenden Schatten zu begegnen fürchtet. Vor Einführung des Christenthums war ihm die ganze Natur mit guten und bösen Geistern erfüllt. Jede Familie, jede Person hatte ihren Schutzgeist, der in irgend einer Verkörperung verehrt wurde. Von Thieren waren besonders häufig geheiligt die Schildkröte, Aale, ein gewisser Meerkrebs — in einem District wurden demzufolge etwa keine Aale gegessen, während man in einem anderen keine Schildkröten zu verspeisen wagte. Auch bestimmte Felsblöcke waren ein Gegenstand des Cultus. Die guten und bösen Dämonen kämpften im Gewitter; die bösen trieben allerlei Spuk, trugen beispielsweise Menschen oder auch große als Landmarken dienende Steine meilenweit durch die Luft zu einem anderen Orte. Auf Manono findet sich ein trockenes Bachbett; ein Teufel hat dereinst, als er sich von einem alten Weibe vergebens einen Trunk Wassers erbeten, den Bach in einer Nacht entführt und nach Apolima getragen, das vorher wasserlos war.

---

*) Aleurites Moluccana.

Google

Die wichtigste Rolle in dem Sagenkreis der Samoaner, muß ich nach meinen unterwegs gesammelten Aufzeichnungen glauben, dürfte nicht, wie man bisher annahm, der Westinsel Sawaii, sondern des östlichst gelegenen drei kleinen Manuainseln zukommen (Ofu, Olosega, Manua). Auf diesen wenig beachteten Eilanden hat bis Mitte der siebziger Jahre trotz der Missionäre ein echt theokratisches Regiment bestanden, ein Priesterkönigthum, welches getreulich die Hauptzüge der anderswo verschollenen voreuropäischen Epoche so lange bewahrt hatte. Die Person des damals verstorbenen uralten Königs Moa war absolut geheiligt gewesen. Er trennte sich von seinen Frauen, als er „Tui Manua", König von Manua wurde. Niemand durfte ihn berühren, sein Haar konnte nicht geschnitten werden, und die langen Nägel seiner altersgekrümmten Finger reichten schließlich bis an das Handgelenk. An einer Stange mußte ihm die Trinkschale überreicht werden. Hatte er in einer Hütte Besuch gemacht, wurden nach seinem Weggehen die Matten mit Wasser besprengt und an die Sonne gelegt; durch unmittelbare Benutzung wäre schwere Krankheit entstanden. Er gebot dem Donner und dem Blitz, er beschwichtigte und erregte den Sturm und die Brandung. Wo er das Land verwünschte, ließen sich Dämonen nieder, um jeden Wanderer, der es zu betreten wagte, zu verderben. Auf seinen heiligen Inseln durfte nicht tätowirt werden, weil dabei Menschenblut vergossen worden wäre, und die des Schmuckes bedürftigen Jünglinge mußten nach Upolu oder Tutuila fahren; es durfte keine Muschel dort geblasen werden, außer wenn der Tui Manua starb und wenn ein neuer gewählt wurde. Nach dem Hinscheiden des Herrschers war das Salzwasser für acht Monate geheiligt: keinem samoanischen Kanoe wurde währenddeß die Landung gestattet. Man stellte den Leichnam auf einer Bahre aus und wartete mit der Beerdigung, bis sämmtliche Häuptlinge der drei Inseln sich eingefunden hatten. Dann trugen diese den todten König feierlich umher, junge Leute voran, welche Alles vernichteten, was sich dem Zuge entgegenstellte; Thiere wurden getödtet, Hütten verbrannt, wo er vorüberging.

Daß die Gewalt des Manuakönigs sich vor Alters auch auf die anderen Inseln erstreckt habe, wird dadurch wahrscheinlich, daß noch immer beim Tode eines Häuptlings auf Upolu, Sawaii, Tutuila ꝛc. gerufen wird: „O König von Manua, einer von Deinen Häuptlingen ist gestorben."

Zum Schluß sei es mir gestattet, einige von mir heimgebrachte Legenden zu erzählen, die uns besser als jede Beschreibung einen Einblick in die Denkart des Völkchens von Samoa gestatten; die letzte steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage nach der Bedeutung der Manuainseln.

Die gewundene Kokospalme.

Vor ein paar Jahren noch war der sonderbare, fünffach gewundene Baum zu sehen.

König Moa (der damals freilich jung und gut zu Fuß war), wanderte eines schönen Tages mit einem Begleiter nach der Stadt Faleasau. Der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Letztere trug eine Last Siapo, also des von dem Baste des Maulbeerbaumes*) geklopften Gewandstoffes, welche der König einem lieben Verwandten in der Stadt zu verehren gedachte. Da überraschte sie unversehens ein leichter Regenschauer, und eilfertigst suchten sie Zuflucht unter einer großen Kokospalme. Aber nur stärker goß es vom Himmel herunter, und der prachtvolle Siapo verdarb elendiglich. König Moa, so schlechter Behandlung wahrlich nicht gewohnt, wurde darüber von Grimm erfaßt, schüttelte sich zornig die dicken Tropfen vom Leibe und verfluchte den Baum, der ihm keinen Schutz gewährt hatte. Kaum war die Verwünschung erklungen, so zogen sich schon dunkelschwarze Wolken zusammen, gräuliches Unwetter brach los und krachend fuhr ein Blitzstrahl in die Palme, sie rundum drehend und noch viermal rundum, bis sie aussah wie ein Korkzieher; noch viele Jahre stand sie dort auf dem Wege nach Faleasau, als ein lebendiges Wahrzeichen von der Macht des Königs Moa und zur Warnung für alle anderen Bäume.

Vaa loa oder das Grabkanu.

Schauder ergreift Alle; wieder hat es Jemand gesehen, das Gespensterschiff. Woher es gekommen, weiß man niemals, plötzlich ist es da in seiner ungewöhnlichen Größe, wie man sie heute nicht mehr kennt, und mit dem riesigen Mattensegel; außerhalb des Korallenriffs, aber, wie zum Hohn auf die Gefahren der Tiefe, dicht demselben entlang, wo die weißen Wellen strudeln, gleitet es langsam vorüber durch die Nacht, von zahlreichen Fackeln erleuchtet; eine seltsame Musik ertönt an Bord und erfüllt die lauschenden Eingeborenen am Ufer mit Entsetzen, weil sie wissen, daß, bevor der Tag noch graut, Einer aus ihrer Mitte geheimnißvoll verschwinden wird.

Lange, lange ist es her, da lebten fünf schlimme Häuptlinge auf Manua, deren größte Lust es war, die ärgsten Gewaltthaten zu begehen. An einem Felskap, Faaga geheißen, pflegten sie sich zusammenzufinden und ihre unheilvollen Handlungen zu planen. Dort kamen sie auch eine Nacht überein, ein mächtiges Kanu zu zimmern, mit dem sie auf frechem Raubzug die Inseln Ofu und Olosega heimsuchen könnten. Weil es aber schwere Arbeit gekostet hätte, einen Baum von der entsprechenden Länge und Dicke auszuhöhlen, machte einer den Vorschlag, daß man ein großes Kanu, in dem nur wenige Tage vorher ein angesehener Häuptling bestattet worden war, wieder ausgraben und zu dem verabredeten Zwecke verwenden solle. Sofort begab man sich auch an's Werk; das schöne, noch neue Kanu wurde freigelegt, seetüchtig gemacht und in das Meer geschoben. Kaum aber hatten sie in demselben Platz genommen, als sich der Verstorbene am Ufer geisterhaft erhob und sie verfluchte, für ewige Zeiten um die Eilande zu segeln.

So thun sie auch noch heutigen Tages. Hunderte von Eingeborenen haben mit eigenen Augen das Gespenst gesehen und immer bedeutet es ein

*) Broussonetia papyrifera.

Google

Unglück. Entweder kündet es eine fürchterliche Sturmfluth an, oder, wie schon erwähnt, kommt es herbei, einen verruchten Gesellen zu holen, welcher sich würdig gezeigt hat, unter die Mannschaft des Vaa loa, des Grabkanus, aufgenommen zu werden.

Von dem mißgestalteten Königssohn, der sich verheirathen wollte.

Eine sehr merkwürdige und schrecklich endende Geschichte.

Vor vielen Jahren herrschte ein König über die Manuainseln, der einen einzigen Sohn besaß von schönen Gesichtszügen und überhaupt tadelloser Wohlgestalt, sofern man ihn en face betrachtete. Allein im Profil, o weh! da fehlte dem Armen Etwas — Nofoaga nennt es der Urtext, und Nofoaga — wie soll ich es nur übersetzen? — ist einfach die gewöhnliche Tournüre, deren unvollkommene Ausbildung dem samoanischen Schönheitsgefühl entschieden unverzeihlich erscheinen muß. Denn der Jüngling, obgleich er doch so hoher Abstammung war, bemühte sich vergebens, ein Weib zu finden, das ihn nicht verschmähte. Da beschlossen Vater und Sohn, die Dämonen auf Upolu zu befragen, wie dem Unglück abzuhelfen sei. — Sie segelten also nach Mulifanua, wo sich ein uralter Steinwall, Itupasá geheißen, am Ufer befindet, der sich unter dem Meer bis nach der großen Insel Sawaii hinziehen soll. Die Dämonen haben ihn gebaut. Sie wohnen auch daselbst und stehen dem Menschen unsichtbar mit ihrer Macht und ihrem Wissen bei, wenn er sich mit einem Opfer angenehmer Speisen um ihr Wohlwollen bewirbt. Tui Manua und sein Sohn setzten deshalb einen hoch mit Brotfrucht und Schweinebraten aufgefüllten Korb bei dem Steinwall nieder, und siehe da, die durch das reiche Geschenk freundlich gestimmten Dämonen empfahlen ihnen, einen vornehmen Häuptling auf Sawaii aufzusuchen, der viele Söhne habe und sich vielleicht geneigt finden lasse, von einem derselben das Gewünschte herzugeben.

Freudigen Herzens steuerten sie nun gen Sawaii, gingen zu dem Hause des Häuptlings, der sie gastlich empfing, und brachten nach etwa zehn Tagen ihr Anliegen vor. Sie erzählten, daß sie von den Dämonen des Itupasá geschickt seien, und erklärten sich bereit, sechs Monate lang auf den Taropflanzungen des Häuptlings zu arbeiten, wenn er ihnen zum Entgelt das Nofoaga eines seiner Söhne überlassen wolle. Die Leute von Manua aber waren weithin berühmt wegen ihrer Kunst, den Taro zu bestellen.

Nachdem sich der Häuptling eine kleine Weile besonnen, zeigte er sich damit einverstanden, ihr Begehr zu erfüllen, unter der Bedingung jedoch, daß der Tui Manua ihm außerdem eine seiner schönen Frauen schicken werde. Hiergegen hatte dieser auch nichts einzuwenden.

Die Beiden arbeiteten also sechs Monate lang auf der Taropflanzung, der Jüngling empfing das Nofoaga von einem der Söhne des Häuptlings, und fröhlicher noch, als sie gekommen waren, reisten sie ab mit dem Versprechen, bei erster Gelegenheit die schöne Frau zu übersenden.

Sie erreichten die Heimat ohne Fährlichkeit und der Königssohn, an dessen

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Anblick jetzt auch die böseste Weiberzunge nichts mehr auszusetzen vermochte, fand gar bald nicht nur eine, sondern mehrere Gattinnen nach seinem Herzen.

In einem großen Familienrathe berichtete nun der Tui Manua über die eingegangene Verpflichtung und fragte unter allen seinen Frauen umher, welche wohl sein Wort einzulösen bereit sei. Alle aber hatten den guten König sehr lieb und wollten eher sterben, als ihn verlassen. Diese Gesinnung schmeichelte dem Alten, und da es ein weiter Weg war von Sawaii nach Manua, der Häuptling auch als ein hochbetagter Mann vor der langen Seereise zurückscheuen würde, nahm er die Sache auf die leichte Schulter.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als der Häuptling ein paar Jahre vergeblich auf die schöne Frau von Manua gewartet hatte, wurde er ungeduldig und machte sich ebenfalls nach Upolu auf, um die Dämonen des Itupasá um Rath zu fragen. Von ihnen vernahm er denn, nachdem er einen großen Korb mit Schweinebraten gespendet, daß der Tui Manua gar nicht daran denke, sein Versprechen zu halten. Der arme Häuptling, der sich so lange umsonst gefreut hatte, wurde sehr niedergeschlagen, aber wie athmete er erleichtert auf, wie vergnügt stimmte er zu, als die Dämonen sich erboten, ihm durch ihre Zaubermacht wenigstens zur Rache zu verhelfen! Infolge ihrer Veranstaltung empfing er auch sofort das verlorene Nofoaga zurück und konnte es dem eigenen Sohne wiedererstatten.

Der Sohn des Tui Manua dagegen, auf's Neue mit der früheren Mißgestalt behaftet, sah sich augenblicklich aller seiner Frauen beraubt, da sie voller Abscheu vor ihm in den Wald liefen. Durch diesen Schmerz zur Verzweiflung getrieben, eilte der Unglückliche auf einen hohen Felsen am Meer und stürzte sich zwischen die von der Brandung überschäumten Klippen. Das Volk fischte seine Leiche auf und brachte sie vor den König, indem es mit lautem Jammer sang: „Tui Manua, Tui Manua, lou alii e," König von Manua, König von Manua, das ist Dein Häuptling oder Dein Sohn. Und von jenem Ereigniß her schreibt sich die Sitte, daß noch heute auch auf den anderen Inseln bei der Bestattung eines großen Häuptlings das Klagelied erschallt: „Tui Manua, Tui Manua, lou alii e."

Wie die Insel Sawaii besiedelt wurde.

Vor ungefähr fünfzehn Generationen gab es auf den Manuainseln einen Häuptling, fast so mächtig als der König selbst, mit Namen Magulepapatai. Ein übermüthiger Mann, herrlich in der Bildung von Antlitz und Gestalt, war er ein auserkorener Günstling des schönen Geschlechts, und gar manche Frau war ihm zu Liebe dem Gatten untreu geworden.

Auf demselben Eiland wohnte auch ein Häuptling, Vae geheißen, geringer an äußerem Ansehen und weniger bedacht mit Vorzügen des Körpers, dem es aber gelungen war, Sa, das reizendste der Manuamädchen, zu seinem Weibe zu gewinnen. Beide lebten schon mehrere Jahre in glücklicher Ehe, als leider Magulepapatai sein Auge auf die schöne Sa warf und dieselbe nach langem

Google

Widerstande auch ihrer Pflicht abtrünnig machte. Kurze Zeit darauf wurde Sa von einer schweren Krankheit befallen und beichtete in der Todesangst ihrem Mann, der sie sorglich pflegte, den begangenen Fehler. Sie erhielt Verzeihung, mußte aber versprechen, ihm, wie er auch immer sich rächen werde folgsam beizustehen.

Den Tag nach ihrer Genesung nahm sie Vae mit in den Wald und hieß sie von jungen Faustämmchen*) die Rinde abstreifen, während er selbst einen großen Baum fällte. Manch einen Tag fortan zogen sie nun aus und höhlten nahe dem Ufer an einem wohlverborgenen Orte ein Kanu, dessen Vollendung zwei Monate dauerte. Darauf trugen sie einen Vorrath von Masi, gegohrener Brotfrucht, ein gekochtes Schwein und wassergefüllte Schalen zu dem Versteck. Auch Steine und Holzscheiter häuften sie an, welche die Ehre des beleidigten Mannes zu rächen bestimmt waren.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden, befahl Vae seiner Frau, ihrem Liebhaber an diesem Orte ein Stelldichein zu geben. Magulepapatai kam ohne Arg. Kaum hatte er sich jedoch neben Sa niedergelassen, als diese ihn auf ein verabredetes Zeichen mit allen ihren Kräften ergriff und festhielt, während es dem herbeieilenden Gatten gelang, ihn mit den Faustricken zu binden. Alsdann werden die Scheiter angezündet und flache Rollsteine auf dieselben gelegt, nach derselben Art, wie beim Kochen verfahren wird. Während das Feuer prasselte und die Steine sich allmählich erhitzten, hatte das gefesselte Opfer, wie man sich denken kann, eine lange Aufzählung seiner Sünden über sich ergehen zu lassen, und nicht immer begnügte sich der wüthende Vae mit den grausamen Worten. Das Holz brannte aus, die Steine glühten, und die beiden Gatten warfen den hülflosen Magulepapatai auf den schrecklichen Ofen; mit Stangen schoben sie die Steine zurecht und sorgten, daß der arme Häuptling nicht herabrolle, bis er vollständig zu Tode gebraten war. Darauf brachten sie ihr Kanu zu Wasser, trugen die Vorräthe hinein und vertrauten ihr ferneres Schicksal der Salzfluth an, wo sie allein dem Zorne der Familie des Gemordeten zu entrinnen Aussicht hatten.

Der anfangs mäßige Wind verstärkte sich zu einer stürmischen Brise und trieb das Kanu am vierten Tage gen Upolu, warf es aber bald wieder in die hohe See hinaus, so daß es ihnen erst einige Tage später bei einer größeren Insel zu landen glückte, an einem Orte, der heute Safetulafai heißt. Vae und Sa fanden das Eiland unbewohnt und nannten dasselbe, ihre eigenen Namen verbindend, Sawaii. Dort lebten sie in Frieden und zeugten viele Kinder.

Also wurde nach dem Glauben der Manualeute zuerst Sawaii und von hier aus Upolu, Tutuila, Manono und Apolima bevölkert.

— — — — — — — — — — — — — — —

*) Hibiscus tiliaceus.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon aus dem bloßen Wortspiel erhellt die späte und künstliche Entstehung der letzten Legende. Da sie aber angeblich auf den anderen Inseln anerkannt und jedenfalls also in einem Theile von Samoa selbst der Gang der früheren Wanderung nach Manna zurückgeführt wird, ist sie einiger Aufmerksamkeit werth. Denn der Name Sawaii gilt als einer der wichtigsten Schlüssel für die Enträthselung der Wege, welche die ersten Polynesier ihrer Zeit genommen haben. Gerade der Insel Sawaii zu Liebe hat man behauptet, daß für die Bevölkerung von Neu-Seeland, Tahiti, von den Sandwichs- und den Tongainseln der ursprüngliche Ausgangspunkt in dem Samoaarchipel zu suchen sei. So sind die Namen der Tongainsel „Hapai" und der Sandwichsinsel „Hawaii" mit Sicherheit nichts anderes als das durch den Lautwandel veränderte „Sawaii" der Samoaner. Und kühnere Conjecturen haben nicht nur versucht, dieses Sawaii mit „Java" zu identificiren, man hat auch in dem Wunsche, die malayische Wanderung bis nach Arabien zurückzuleiten, dem Saba der biblischen Königin den gleichen Ursprung zugeschrieben. Bei solchen schwierigen Verhandlungen ziehe ich aber vor, mich wie ein in der Sonne sitzender Alii ruhigen Gemüthes zu fächeln und den Tulafale das Wort zu lassen.

Google

Die Kammerherrin.

Von

Rudolf Schmidt.*)

— Kopenhagen. —

Der Kammerherr lebte noch; sie that aber stets, als wenn sie Wittwe wäre. Er war ein eifriger Jäger und Libertin gewesen; ein paar Jahre nach der Vermählung war er imbecil. Er bewohnte seinen eigenen Flügel im Herrenhause und hielt sich mit Vorliebe in einem Zimmer auf, dessen Wände mit Hirsch- und Rehköpfen aus bemaltem Gips, in denen Geweihe wirklicher Thiere steckten, die er von frühester Jugend auf erlegt hatte, förmlich übersäet waren. Von diesen stummen Zeugen seiner Jagdabenteuer umgeben, ließ er sich ganze Monate hindurch nicht außerhalb seines Gebietes blicken. Nur bei dem großen Diner, das alljährlich zu Ehren der Kaufstadt-Honoratioren und höheren Gutsbeamten veranstaltet wurde, präsidirte er mit seinen Orden und betrug sich äußerst manierlich. Sonst hatte er oft schlimme Mucken. Daher widersetzte sich die Kammerherrin auch nicht seinem Hange zur Einsamkeit. Er lebte mit einem Diener zusammen in seiner

---

*) Autorisirte Uebertragung aus dem Dänischen von J. Langfeldt.

Rudolf Schmidt, geboren 1836, begann als lyrischer Dichter, lag dann zehn Jahre hindurch dem Studium der Philosophie ob, gab im Verein mit Rasmus Nielsen und Bj. Björnson die Zeitschrift „For Idé og Virkelighed“ heraus, schrieb 1876—77 „Den forvandlede Konge“ (von dem Professor Varnhagen in seinem Werke „Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung ꝛc.“ eine Analyse und eine gelungene Uebersetzung einzelner Scenen lieferte) und „En Opvakkelse“, erhielt 1880 das Anker'sche Legat für Dichter und begab sich auf Reisen, begann dann — im Schwarzwald — Erzählungen zu schreiben und hat später mit großem und wachsendem Erfolge letzteres fortgesetzt.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eigenen Wohnung, und nur der Verwalter suchte ihn dort auf, wenn seine Unterschrift durchaus nothwendig war. Es konnte lange Zeit hingehen, ohne daß man ihn auf dem Gute jemals nannte — er wird auch im Nachfolgenden nicht genannt werden.

Die Kammerherrin war eine merkwürdig schöne Frau, obgleich schön wohl eigentlich nicht das rechte Wort ist. Vor einer Prüfung, welche die Schönheit zum ausschließlichen Maßstabe nimmt, konnten die fein geschwungenen Linien, die ihrem Gesichte einen so aristokratischen Stempel verliehen, kaum bestehen. Dasselbe galt von ihrem höchst eigenthümlichen Teint; er war weiß, aber matt, wie aus glanzlosem Porzellan, und dieser porzellanene Anstrich wurde noch erhöht durch den seltsamen Schimmer, den die Wangen annahmen, sobald sie aus einem oder dem anderen Grunde in Aufregung geriethb. Es war das in alten Romanen so oft erwähnte, aber im Leben selbst so seltene Carmin in einer schwachen, aber gleichwohl nahezu prachtvollen Schattirung. Das Gedämpfte und Verschleierte, das über ihrer Carnation sich breitete, weckte leicht die Vermuthung, daß sie Puder gebrauche, was indeß keineswegs der Fall war, ausgenommen, wenn sie — und das geschah gern in jedem anderen Jahr — eine Reise nach Paris machte. Der Mangel an wirklicher Natürlichkeit war ein seelischer, er rührte aus dem Innern her. Was die Kammerherrin erst eigentlich zu einer blendenden Erscheinung machte, das waren ihre Augen und ihr Haarwuchs. Die Augen wiesen jenes Blau auf, das man so häufig an brennenden Flüssigkeiten wahrnehmen kann; am Grunde derselben war's wie ein stilles Sieden, das den sonderbarsten Gegensatz zur unveränderlichen und beinahe versteinerten Ruhe ihres Gesichtes bildete. Auch dieser Gegensatz machte den Eindruck des Unnatürlichen, und dasselbe war mit dem üppigen, gelockten, gelbblonden Haar der Fall. Es war nichts falsches darunter; aber die Art und Weise, in der sie es trug, hatte zur Folge, daß man unwillkürlich zu dieser Annahme kam.

Der Wittwenstand der Kammerherrin hatte, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, sieben bis acht Jahre gedauert. In dieser Zeit hatte sie sich bestrebt, ihrem Leben einen Inhalt zu geben, und es keineswegs an den nöthigen Anstrengungen fehlen lassen. Sie nannte sich selbst „eine suchende Natur", und ihr Suchen war in der That ein mannigfaltiges gewesen.

Die Geistlichen hatten den Anfang gemacht. Wenn sie sich Winters in Kopenhagen aufhielt, hatte man ihren Wagen Sonntags bald vor dieser, bald vor jener Kirche halten gesehen. So war es ihr in der That gelungen, mit mehreren der angesehensten Kanzelredner Bekanntschaft zu stiften. Namentlich hatte einer der beliebtesten durch eine beredte Auseinandersetzung über das Eine, dem im innern Haushalte des Menschen alles dienen soll, einen starken Eindruck auf sie gemacht. Auf diese Wendung kam sie oft zurück, selbst lange, nachdem ihr Umgang mit den Geistlichen ein Ende gefunden hatte. Ueberhaupt lag beständig ein gewisser religiöser Ton auf ihrem Suchen, das sie mit immer wachsender Schnelle zwischen Poeten, Philosophen, Aesthetiker,

Google

Künstler, Musiker und Schauspieler fortriß. Sie liebte es, ihre Seele in geistigen Eindrücken zu baden, und freut sich, wenn der Wellenschlag stark und die Abwechslung eine beträchtliche war.

Obgleich man ihr von allen Seiten bereitwillig entgegenkam, hatte sie auf ihrer wilden Jagd nach einem Lebensinhalte doch mancherlei Täuschungen zu erfahren. Einer unserer alten berühmten Dichter, der sich gegen Ende seines Lebens einmal während der Sommerferien auf dem Lande bei ihr aufhielt, hatte sie geradezu gelangweilt, obgleich er so zuvorkommend gewesen, ihr täglich drei Stunden aus seinen älteren und neueren Werken vorzulesen. Mit der Philosophie hatte sie ähnliches Unglück gehabt. Sie hatte die Bekanntschaft eines genialen Denkers gesucht, in der ausdrücklichen Absicht, mit ihm die Hauptfragen des Daseins zu erörtern. Während einer großen Soiree hatte sie ihn in eine Fensternische gezogen, und dann hatte er, ausschließlich zu ihrem Besten, einen fast anderthalbstündigen Vortrag gehalten voll schäumender, übermächtiger Beredtsamkeit. Es geschah das Merkwürdige, daß, während der Mann mit dem mächtigen und überlegenen Geiste, die Kammerherrin, welche kaum zehn Wörter hatte sprechen können, höchst interessant fand, die Gnädige sich durchaus nicht gemüßigt fand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und es aufgab, die Bekanntschaft fortzusetzen.

Jenes ideale Streben, das Unterordnung und Folgsamkeit verlangt, war nämlich im Grunde nicht ihre Sache. Sie forderte eine zarte Rücksichtnahme, sie wollte selber die Leitende sein, sie wollte durch ihre Fragen den Faden der Untersuchung lenken. Man hätte sagen können, sie sei sokratisch angelegt, wenn ihre Fragen nicht in allzu hohem Grade aller eigentlichen Ordnung und Verbindung entbehrt hätten. Aber das Springende lag nun einmal in ihrem Wesen. Das Geistige war ihr wie eine Sammlung seltener Essenzen und kostbarer Oele. Sie wollte volle Freiheit haben, jeden Flacon nach Belieben zu öffnen und zu verschließen. So kam es, daß Künstler und Poeten bald ihren eigentlichen Umgang bildeten.

Und dieser Umgang, den ein unklares Gefühl ihrer eigentlichen Hingehörigkeit von vorn herein mit zu Stande gebracht hatte, ward sehr bald zu einer bewußten Wahl. Die Kammerherrin pflog eine Verhandlung mit einem Aesthetiker, der, selbst ein wahrer Ausbund von Häßlichkeit, in der Verfechtung des Satzes lebte und athmete, daß Schönheit der eigentliche Zweck des Daseins sei, und bei jeder Gelegenheit die Menschen der Gegenwart herabsetzte, die allzu matt wären, um das Leben in Schönheit aufgehen zu lassen. Diese Anschauung ward für die Folgezeit das Programm der Kammerherrin. Aber mit ihrem neuen Schönheitscultus verband sie auf eigenthümliche Weise Erinnerungen aus ihrer religiösen Periode, und namentlich war's jenes Geistlichen Aeußerung von dem Einen, dem Alles dienen muß, die auffallend oft in ihrem Gespräche wiederkehrte. Bei derartigen Anlässen fügte sie meistens hinzu, daß das Heilige mancherlei Formen habe und jeder Mensch danach streben müsse, die seine zu finden.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wie schon erwähnt, war der künstlerische Umgang zum Grundsatz erhoben worden. Mit den eigentlichen Berühmtheiten ließ sich die Kammerherrin nicht mehr ein, ebensowenig mit denen, die noch keinen Namen hatten. Ihre Wahl fiel auf solche, deren Talent Niemand bestritt, denen es aber noch wie eine Verheißung bevorstand, unter die Auserwählten gezählt zu werden. In dieser Hinsicht entwickelte sie eine außerordentliche Rührigkeit. Sobald der Stempel der ersten Anerkennung auf den jungen Mann gedrückt war, hatte sie ihre Agenten, die ihn in ihrem Salon zur Ansicht aufstellten. Ihr vornehmer Name, ihre großartige Gastfreiheit, ihr offen zur Schau getragenes Interesse ließ sie nie auf Schwierigkeiten stoßen.

So hatte sie denn Winters in Kopenhagen ihren kleinen privaten Hofhalt von Schönheitsproducenten, welche sie aus erster Hand versorgten und welche ihre Verbindung mit dem wirklichen Hofe, an den sie in unvermerkter Weise zu erinnern verstand, in der Regel im Dienste sehr eifrig machte. Mit dem Ausdruck ruhiger Neugier in ihrem Porzellangesicht saß sie unter ihnen und hörte von Studien und Arbeiten, Plänen und Entwürfen, Compositionen und Theaterproben. Bruchstücke wurden vorgelesen, wichtige Stellen aus Rollen wiederholt und Passagen aus unvollendeten Sonaten vorgetragen, alles ausschließlich zu ihrem Vortheil. Man holte nicht selten ihren Rath ein, und da sie in der That ein treffliches Auffassungsvermögen besaß, so war es bisweilen von wirklichem Nutzen. Für die Producte, an denen sie solcherweise Antheil nahm, verstand sie bei ihren vornehmen Bekanntschaften in bemerkenswerthem Grade Interesse zu erwecken. Schließlich kam es so weit, daß man es geradezu als einen Gewinn ansah, sie zum Mitarbeiter zu haben. Außer Vortheilen von mehr realer Natur hatte es unter allen Umständen eine Einladung, nach —hof zur Folge. Denn auch in der warmen Jahreszeit mußte die Kammerherrin mit Schönheit versehen sein, und so hatte sie wechselweise ihre Wintergäste aus Kopenhagen bei sich auf Besuch, meistens in Abtheilungen zu dreien.

Dem Ausspruche eines berühmten Dichters gemäß ist es vornehmlich die Sommerwärme, die den Menschen zu erotischen Thorheiten verleitet. Dänemark ist nun ganz gewiß ein kühles Land, die Dänen ein kühles Volk, und die Kammerherrin war, eine außerordentlich kühle Dame, wie viele Wärmegrade ihre Begeisterung für das Ideale auch immer zählen mochte. Nichtsdestoweniger muß es fast als ein Wunder bezeichnet werden, daß ihr Ruf bei dem ununterbrochenen Umgang mit diesen kunstbeflissenen Mannspersonen nicht im geringsten litt. Und doch verhielt es sich wirklich so. Wiewohl ihrer Schönheit oft in offenkundigster Weise Huldigungen entgegengebracht wurden — wogegen sie nichts hatte — so verlautete doch nie ein herabsetzendes Wort, äußerte man nimmer, selbst nicht in der vorsichtigsten Andeutung verborgen, irgend welche kränkende Vermuthung. Sie konnte sich, wenn ihre Begeisterung für die Kunst es verlangte, mit dem Unglaublichsten einlassen. Sie konnte auf die mißlichsten Einzelheiten der modernen realistischen Dichtkunst eingehen; sie

Google

konnte sich Darstellungen nach lebenden Modellen gegenüber in die technischen Geheimnisse der Figurmalerei einweihen lassen; sie konnte, um das eigentliche Problem herauszuschälen, die heikelsten Situationen eines französischen Lustspiels erörtern: das alles that sie mit einem so ruhigen Blick in ihren brennenden blauen Augen — ein Dichter hatte dieselben einmal mit den Wassern des Mittelmeeres verglichen — und mit einem so unveränderlichen, versteinerten Ausdruck in ihrem feinen Gesicht, daß jeder Argwohn entwaffnet und jedes Mißverstehen im Keime erstickt ward. Ihr weiblicher Umgangskreis fand sie sicherlich excentrisch, aber beneidete sie im Geheimen um ihre ausgebreiteten Interessen, und ihre hingeworfenen kleinen Predigten über das Etwas, das ein menschliches Dasein ausfüllen sollte, ließ verschiedene unter ihnen mit nagendem Schmerze fühlen, daß nichts da wäre, was ihr eigenes ausfülle.

Bei den Künstlern selbst hatte ihre Freimüthigkeit von Anfang an ein stilles Verwundern erregt, das in Worte gekleidet worden war, als sie eines Tages ein Atelier verließ. Es war einer der Veteranen der Kunst zugegen, ein ältlicher bärtiger Herr; als sich die Thür hinter ihrer raschelnden Seidenschleppe geschlossen hatte, stand er ein paar Secunden schweigend, dann aber rief er aus: „Das ist ein heldenmüthiges Weib!" Dies Wort ward von den eigentlichen Schöngeistern ihres Umgangskreises aufgegriffen, jedoch ohne irgendwelche ironische Nebenbedeutung. Man verherrlichte sie als die, welche den Muth besaß, sich den großen Aufgaben des Geistes völlig hinzugeben. So gefestigt war das Vertrauen, welches man in sie setzte, daß ein sehr mäßiger, aber außerordentlich eitler Schauspieler, welcher sie mit der Idealität versorgte, die sich aus den inneren Angelegenheiten des Theaters abdestilliren läßt, geradezu ausgelacht wurde, als er eines Tages in einer Conditorei vorgab, auf seinem Tische ein Bouquet gefunden zu haben, das ihm von einer Dame zugestellt sei, „von einer hochstehenden Dame, meine Herren, deren warmes Interesse für die Kunst wir alle kennen". Der Mann redete in gutem Glauben. Einige Tage vorher war er gegen die Kammerherrin ungewöhnlich galant gewesen, und in thörichter Einbildung betrachtete er nun das Bouquet als eine geheime Einladung, im Mittelmeere ein Bad zu nehmen. Als man ihn so unverhohlen auslachte, wurde er in seinem Glauben wankend und ging nach Hause. Hier erfuhr er denn, daß es seine eigene Frau gewesen, die ihm die Blumen auf den Tisch gestellt hatte. Infolge dessen gab es zwischen den beiden Ehegatten einen kleinen Zwist.

Der artistische Umgang der Kammerherrin trug ihr dagegen noch ab und zu Widerwärtigkeiten ganz anderer Art ein. Unter den Künstlern, die sie sich zur Ansicht und Untersuchung verschaffte, gab es einzelne, die nur einen Augenblick innerhalb des Kreises ihrer ausgebreiteten Gesellschaftlichkeit verweilten und dann auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Wie sie sich einerseits wohl bewußt war, welchen Antheil Eitelkeit und rein praktische Nützlichkeitsrücksichten an den Huldigungen hatten, die ihr von verschiedenen ihrer unverdrossensten Partisane dargebracht wurden, so sagte ihr andererseits ein Instinct mit voll-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kommener Klarheit, daß es ein mehr oder weniger bewußter Widerwille gegen ihren ganzen Schönheitscultus sei, der jene Einzelnen von ihr entferne. Ueber die Ursache dieses Widerwillens konnte sie in stillen Stunden, von denen sie wirklich vereinzelte hatte, Erwägungen anstellen, worüber sie Anderen gegenüber niemals etwas verlauten ließ, und deren Resultat allemal in aller Heimlichkeit bei Seite gelegt wurde, um in künftigen stillen Stunden hervorgezogen zu werden, ohne jemals den geringsten Einfluß auf ihr Betragen auszuüben. Anderen gegenüber hütete sie sich sorgfältig, den geringsten Unwillen gegen die Abtrünnigen an den Tag zu legen, und hatten diese etwas geschaffen, das lobende Würdigung und Beifall fand, so war sie stets in der ersten Reihe der Anerkennenden.

Des Gutsverwalters ist bereits Erwähnung geschehen. Die Kammerherrin mochte ihn nicht, und es ging die Rede, daß sie ihrer Zeit auf seine Entfernung gesonnen habe. Aber theils wußte er den ausgedehnten Betrieb des Gutes mit großer Tüchtigkeit zu leiten, was die Gnädige in den Stand setzte, eine Unmasse Geld zu verbrauchen, ohne daß die Besitzthümer jemals belastet wurden; theils erfreute er sich des Wohlwollens seines schwachsinnigen Herrn in solchem Maße, daß die Kammerherrin, sobald sie seine Entfernung ernstlich betrieben, aus dem mit Hirsch- und Wildköpfen überfüllten Zimmer eine plötzliche Willensäußerung zu befürchten gehabt hätte, die möglicherweise andere nach sich ziehen konnte; und dem wollte der schönen Künste blondgelockte Protectorin um jeden Preis ausweichen. Der Verwalter wurde daher mit zurückhaltender Höflichkeit behandelt, deren geringer Grad eigentlichen Wohlwollens ihn nicht im geringsten anzufechten schien. Ihren Vertrauten gestand die Kammerherrin geradezu, daß die trockene, ältliche Mannsperson ihr eine unerklärliche Aversion einflöße.

Der Verwalter war denn auch gleichsam ein verkörperter Protest gegen alle ideale Unregelmäßigkeit. Ueber seinem mageren Gesicht, das von einem grauen Bartkranze eingefaßt wurde, im Uebrigen aber stets sorgfältig rasirt war, breitete sich eine geradezu unheimliche Ruhe, und der wachsame Blick der kalten, grauen Augen ließ dieselbe seltsamerweise nur noch schärfer hervortreten. Man erhielt den Eindruck, daß drinnen ein auf seine Weise scharfer und durchdringender Verstand, mit einem sicheren und unbestechlichen Urtheil über alles, was innerhalb der Grenzen seines Fassungsvermögens sich zeige. Im Uebrigen aber war der Verwalter stets selber der erste, welcher hervorhob, daß sein Gesichtskreis nicht über das hinausreiche, was sich in großer, deutlicher Schrift in abgegrenzten Rubriken mittheilen lasse. „Ich bin Comptoirmensch", das war eine Redensart, die er stets gebrauchte, wenn ihn Jemand auf's Glatteis zu führen versuchte. Und seine sonderbare, schnarrende Stimme wie die hohe, knochige Gestalt bekräftigte diese Redensart unwillkürlich.

Möglicherweise war's jenes seltsame Gepräge von Unbeugsamkeit, das die Kammerherrin so unangenehm berührte: sie selbst war trotz all' ihrer Ruhe eine außerordentlich bewegliche Natur. Aber an die trockene Person des Verwalters knüpfte sich unleugbar eine etwas demüthigende Erinnerung.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Das Künstlerkleeblatt, das die Kammerherrin vor etlichen Sommern auf —hof versammelt hatte, bestand aus einem Schauspieler, einem Bildhauer und dem bereits erwähnten Aesthetiker. Die Bekanntschaft des Bildhauers hatte sie gemacht, als sie seine Statue, den „Schleuderer", erwarb, und das war geschehen, sobald dieselbe als die in ihrer Art tüchtigste Arbeit, welche man in vielen Jahren auf der Ausstellung gesehen, bezeichnet worden war. Die Gnädige war mehrmals in Equipage mit einem Gespann prächtiger dunkelrother Füchse nach dem Atelier des Künstlers gefahren, um die Figur unter den Händen des Bildhauers in Augenschein zu nehmen. Eines Tages erblickte sie hier einen ärmlich gekleideten Menschen und entdeckte augenblicklich, daß zwischen dessen Zügen und dem trotzigen, selbstbewußten Ausdruck im Gesichte des Schleuderers eine auffallende Aehnlichkeit bestand. Man erklärte ihr, daß der Bursche bei Ausarbeitung der Statue in Thon wirklich Modell gestanden habe. Natürlich war's vor allem bei der Darstellung des eigentlichen Corpus mit dessen mächtigen Bündeln gestreckter und gespannter Muskeln gewesen, daß er Dienste geleistet, in dieser Hinsicht wäre er, wie man die Gnädige versicherte, ein wahres Prachtstück. Aber auch mit Bezug auf die Lineamente des Kopfes hatte der Künstler in seinen Zügen brauchbare Motive gefunden. Der junge Mann, seines Handwerks ein Tischler, hatte das Unglück, taubstumm zu sein. Den grämlichen und menschenfeindlichen Ausdruck, welcher die gewöhnliche Folge dieses Naturfehlers ist, hatte der Künstler zu kampfeslustigem Trotz und herausforderndem Mannesmuth veredelt; aber die eigentlichen Gesichtszüge waren im wesentlichen beibehalten. Die Kammerherrin richtete ihr Augenglas auf den taubstummen Tischler, der sie seinerseits wieder unverzagt mit rollenden, dunkelbraunen Augen betrachtete. Sie sagte nichts; als aber die Statue abgeliefert wurde, äußerte sie leichthin, daß dem armen Menschen vielleicht ein Dienst geleistet würde, wenn er eine Anstellung auf —hof erhielte. Das Anerbieten der Kammerherrin wurde dem Tischler mitgetheilt und mit Eifer angenommen. So kam die Gnädige in den Ruf, wohlthätig zu sein und neben ihren hohen geistigen Interessen auch das Beste ihrer Mitmenschen im Auge zu haben.

Der Schauspieler gehörte zu den Auserwählten; auf seinen Lippen gestaltete sich die dänische Sprache zu einer tönenden Goldharfe, die alles, was eine Menschenseele beherbergt, zum Ausdruck zu bringen vermag. Im täglichen Umgange aber war er wortkarg und zurückhaltend. Die Kammerherrin hatte ihn zu wiederholten Malen eingeladen; — er hatte sich stets entschuldigt. Bald nachdem der „Schleuderer" ausgepackt und im Salon zu —hof aufgestellt worden war, nahm er endlich ihre Einladung an und traf per Extrapost zugleich mit dem Bildhauer ein. Der Aesthetiker brauchte nicht erst anzukommen; er war der zurückgebliebene Dritte der vorhergehenden Truppe und war dem Ansinnen der Kammerherrin, seinen Aufenthalt zu verlängern, um die nachfolgenden zu ergänzen, bereitwillig nachgekommen.

Die Gnädige war in goldiger Laune. Der Schauspieler hatte ihre Neugier gereizt. Schon längst hatte sie den Wunsch gehegt, diese scheue, verschlossene

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Natur zu bewegen, sich zu öffnen, einen Blick in die Werkstätte werfen zu können, aus welcher so wunderbare Schöpfungen hervorgingen. An einem sehr schönen Tage, als die sich neigende Sonne die Gegend mit einem sanften goldglänzenden Schimmer überfluthete, gelang es ihr, eine Nachmittagswanderung zu Stande zu bringen, auf der man zuerst dem Strande folgte und dann, den kunstvoll verschlungenen Pfaden des Parkes nachgehend, langsam auf den Hof zurückkehrte. Die Gnädige ging voran, den Schauspieler neben sich, die beiden anderen folgten in einer Entfernung von etlichen Schritten. Indem sich die Sonne ihrem Niedergang näherte, nahm die unbewegliche Meeresfläche einen weinblauen Schimmer an; die Kammerherrin ließ eine Bemerkung fallen, die ihren tiefen Natursinn verrieth, und in welcher das Wort „weinblau" ausdrücklich vorkam. Sinnreich wußte sie die Aeußerung an eine oft citirte Stelle aus einem lyrischen Drama zu knüpfen, in welchem der Schauspieler außerordentlich Glück gemacht hatte, und wartete nun mit Spannung darauf, was er erwidern wrübe. Er gab einen Laut von sich, dessen Sinn sehr schwer zu enträthseln war. Dagegen ließ sich der Aesthetiker mit großer Zungenfertigkeit vernehmen.

Er hatte das vom Weinblauen aufgefangen und befand sich mit einem Mal inmitten der homerischen Schilderungen des Meeres. Ihre Gnaden replicirte, und nun bemächtigte er sich des Fadens vollständig und riß sie mit sich fort auf ein Umherschweifen, das ebenso weitläufig war wie das des Odysseus. Der Schauspieler ging ständig neben der Gnädigen her, betrachtete die Verhandlung aber offenbar als etwas, das ihn nicht anginge. Die Sonne berührte fast den Spiegel des Meeres, zwischen die Stämme des Parkes, wo man sich jetzt bewegte, schossen rothe Blitze hinein, bis die Zweige denselben endlich keinen Durchgang gestatteten, und als man an dem Moor vorüberkam, von welchem der Weg in gerader Linie zum Gute hinaufführte, war es vollständig dunkel geworden. Weiß wogte der Nebel über dem niedrigen Erdreich. Es war eine Pause eingetreten; die gnädige Frau hatte dem Aesthetiker immer kürzere Antworten ertheilt. Da öffnete der Schauspieler endlich seinen Mund, und der aufhorchenden Kammerherrin klangen die merkwürdigen Worte an's Ohr:

„Es dampft!"

Was den Bildhauer betrifft, so war dieser die ganze Zeit hindurch stumm wie ein Fisch gewesen.

Die Kammerherrin hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, den Dolmetscher der begeisterten Gefühle zum Sprechen zu bewegen. Sie wollte es am nächsten Abend anders einrichten. Der Abend kam, aber weder Schauspieler noch Bildhauer ließen sich blicken. Wie sich später ergab, saßen Beide drüben beim Verwalter und spielten L'hombre.

Der Abend ging der Kammerherrin übrigens nicht verloren. Der Aesthetiker unterhielt sie auf's Beste und entwickelte gerade bei dieser Gelegenheit mit größerer Vollständigkeit denn je seine Theorie, daß die Schönheit des Lebens Kern und

Google

die Menschen der Gegenwart allzu entnervt seien, um sie voll und ganz zu besitzen. Während er sprach, betrachtete sich der Aesthetiker die ganze Zeit hindurch im Spiegel; die Kammerherrin ließ ihre Augen dagegen auf dem „Schleuderer" ruhen, dessen athletische Gestalt beim Dämmerschein der Lampe sich in scharfen Außenlinien gegen die dunkelrothe Wand abhob, und warf hin und wieder mit gedämpfter Stimme eine Frage ein.

Der Schauspieler wie der Bildhauer reisten bald ab. Die Gnädige wußte nun, daß sie zu denen gehörten, die sie nicht an sich zu fesseln vermochte, und fand sich mit gewöhnlicher Resignation darein. Ein neuer Phidias war bald gefunden, und der Schauspieler ward von seinem obgedachten Collegen abgelöst, der nicht zu den Auserwählten gehörte, sondern im Gegentheil zu den sehr Umgänglichen.

Der Unwille, den ihre Gnaden im Stillen gegen den Gutsverwalter nährte, verdichtete sich seit jenem L'hombre-Abend beinahe zum Haß. Aber auch der taubstumme Tischler sollte bald dazu beitragen, ihre bittere Stimmung gegen ihn zu verstärken.

Der Tischler that so gut wie gar nichts und schien seine Hauptaufgabe darin zu erblicken, seine Aehnlichkeit mit der Statue, welcher er als Modell gedient hatte, zu einer vollkommenen zu machen. Namentlich legte er es darauf an, denselben Haarwuchs zu erlangen und ihn auf dieselbe Weise zu ordnen. Zu diesem Behufe ließ er sein Nackenhaar wachsen, und indem er fortwährend mit der Hand hindurchstrich, bestrebte er sich, dasselbe in einem Bogen vom Halse abzuhalten. Der Gutsverwalter war dagegen der Meinung, daß er auf dem Hofe sei, um etwas zu thun, und klagte anfangs oft über ihn. Er war dazu um so mehr berechtigt, als der Tischler sich in seinem ganzen Wesen aufbegehrend und widerspänstig zeigte. Bei solchen Anlässen hielt die Kammerherrin dem strikten ältlichen Herrn mit einem gewissen nervösen Eifer vor, daß man den Armen, den das Schicksal so herb gezüchtigt habe, nicht zu hart behandeln dürfe. Dem gegenüber machte der Verwalter stets geltend, daß der Umstand, daß ein Mensch taubgeboren sei, ihn unmöglich daran hindere, seine Hände zu gebrauchen. Aber nach etwa einem Jahre hatten seine Beschwerden mit einemmal ein Ende. Dies Schweigen machte die Kammerherrin noch nervöser als die früheren Klagen und eines Tages fragte sie ihn schließlich mit einem gewissen Zaudern in der Stimme, ob sich der Tischler gebessert habe. Der Verwalter antwortete: „Wenn die Gnädige zufrieden sind, so kann ich es auch sein." Die Gnädige setzte ihre kälteste und strengste Miene auf und heftete die Augen in stummem Fragen auf ihn. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Dieser Unbeweglichkeit gegenüber fand es die Kammerherrin gerathen, das Thema fallen zu lassen, und der taubstumme Tischler wurde nie wieder zwischen ihnen berührt.

Auch den Sommergästen der Kammerherrin gegenüber legte der Tischler ein auffallendes Benehmen an den Tag. Er arbeitete meistens im Garten. Die Gnädige hatte plötzlich gefunden, daß an Lauben und Bänken vieles zu

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bessern wäre. Kam die Gebieterin mit ihrem Gefolge von Schöngeistern daher, hoch, blendend und stattlich, so konnte es geschehen, daß er ihnen mit einem eigenthümlichen lauernden Hohne nachblickte, der bisweilen in ein spöttisches Gelächter überschlug, das in Folge des Naturfehlers dieses Menschen höchst übelklingend war. Dann erzählte die Kammerherrin immer aus eigenem Antriebe, wie hart ihn das Schicksal heimgesucht habe, und man bewunderte ihr gutes Herz.

* * *

Es gab Jahre, welche für die Kammerherrin nur die Bedeutung gewöhnlicher Mitteljahre hatten. Mit dem vorigen Jahre war es anders gewesen: dasselbe hob sich nicht allein über das Durchschnittliche hinaus, es war geradezu ein ausgezeichnetes Jahr; selten war die künstlerische Versorgung so reichlich und abwechselnd gewesen. Namentlich hatte die Gnädige auf einer Reise nach Paris einen jungen Landschaftsmaler entdeckt, der kürzlich die kleine Goldmedaille und ein Reisestipendium erhalten hatte. Er war jung genug, um protegirt werden zu können, und begabt genug, um Glanz auf die Protection zurückzuwerfen. Dazu kam noch, daß über dem jungen Künstler eine Seelenunschuld sich breitete, welche die Kammerherrin höchlich interessirte.

Sein gelungenstes Gemälde hatte zum Gegenstand einen Ausblick von der Biegung eines Waldpfades über einen großen See, dessen ausgedehnter Wasserspiegel mit großer Naturwahrheit wiedergegeben war, während in Folge einer höchst sinnreichen Anwendung künstlerischer Mittel zu gleicher Zeit ein stimmungsreiches Ahnen darüber ruhte. Die ehrlichen blauen Augen des Malers lieferten gleichsam den Schlüssel zu seiner Kunst; ein kerngesundes, unverdorbenes Gemüth schaute aus ihnen in's Leben hinein: sicher und besonnen, aber doch mit dem Vorausgreifen der Unerfahrenheit und dem Reichthume der Erwartung. Der Landschaftsmaler war ihr Begleiter auf der Pariser Ausstellung gewesen und hatte mit einer seltenen Schmiegsamkeit im Verstehen alles bezeichnet, was unter den Tausenden Quadratellen bemalter Leinwand in Wahrheit Beachtung verdiente. Im Vergleich zu dem Reichthum an Worten und Terminis, an welchen die Kammerherrin gewöhnt war, nahm sich seine Aesthetik sicherlich ärmlich aus. Seine stereotype Bemerkung über die Gemälde, die er hervorheben wollte, war die, daß es „brillante Sachen“ seien. Stand man aber neben ihm vor diesen Kunstwerken selber, so vermochte er mit seiner nothdürftigen Redeweise dem Beschauer gleichsam die Augen zu öffnen, so daß sich ihm plötzlich die verborgenste Absicht des Künstlers enthüllte. Bei derselben Gelegenheit erschloß er, ohne es zu wissen, sein kindlich reines und treuherziges Innere. Wie schon angedeutet, war es insonderheit der letzte Umstand, welcher die Kammerherrin anzog.

Der Maler befand sich auf der Heimreise; sein Stipendium war aufgezehrt. Die Kammerherrin lud ihn bereits in Paris ein, sie zu besuchen, und vierzehn Tage nach seiner Rückkehr in's Vaterland befand er sich als

Google

Gast auf —hof, wo sich der Dichter X. und der Musiker Y. schon geraume Zeit aufgehalten hatten.

Was die Kammerherrin besonders erfrischte, war der Gegensatz zwischen ihrem neuen Gaste und den beiden älteren, die in mehreren Jahren ihrem festen Hofhaltungsstock angehörten. Treuherzigkeit war nicht die Specialität dieser Herren.

Ueber den Musiker hatte man einmal geäußert, er sehe aus, als ob seine Nahrung in Heimchen bestände. Wer diesen Ausspruch gehört hatte, mußte unwillkürlich an denselben denken, sobald er die hagere Gestalt mit dem wachsbleichen, schmalen Gesicht erblickte, aus dem die Haare beständig mit äußerster Sorgfalt zurückgestrichen waren. Es war, wie wenn er von innen verzehrt würde, was auch wirklich in dem Grade der Fall war, daß eine doppelte Flamme an ihm fraß. Die eine war sein Künstlertalent; er war nämlich wirklich begabt, und wenn seine Hände über die Tasten flogen, verbrannte ein ungleich bedeutenderer Inhalt, als es in seinem Gespräche zu entdecken möglich war. Aber in diesem spürte man um so deutlicher eine andere Flamme; eine unbändige Begierde, das anvertraute Pfund zur Erwerbung zeitlicher Vortheile auszunutzen, seien dieselben Geld, sociale Auszeichnung oder bürgerliches Fortkommen. Er hielt zur Kammerherrin, weil er des Glaubens war, sie könne ihn zum Ritter vom Danebrog machen.

Der Dichter war einige Jahre jünger; ihm war das Aus- und Eingehen im Hause einer Kammerherrin an und für sich schon genug. Seine eigentliche Stärke bestand in der Herrschaft über die Sprache; dieselbe erhielt unter seiner Behandlung einen eigenthümlichen kalten Schmelz, der wohl das Ohr erfreute, aber nie das Herz erwärmte. Es steckte auch nicht viel Wärme in dem Dichter. Der Kammerherrin, deren Vorname Leonore war, hatte er eine Reihe von Sonetten zugeeignet, in denen er sie mit Leonore von Este verglich, während er sich selber die Rolle des Torquato Tasso zuertheilte. Es war aber kein Mensch, der auch nur einen Augenblick glaubte, diese poetischen Verfolgungen könnten der Kammerherrin gefährlich werden, obgleich sie ihr augenscheinlich behagten. Der Dichter war ebenfalls von einer Begierde erfüllt, nämlich von der: Alles zwischen Himmel und Erde einzig auf sein Ich zu beziehen. Er war in sich gekehrt in demselben Grade als das Sinnen seines musikalischen Freundes nach außen gerichtet war.

Der reiferen Entwickelung dieser beiden Herren gegenüber berührte die Unerfahrenheit des Malers ihre Gnaden so unsagbar wohlthuend.

Auf ihr ausdrückliches Verlangen mußte er daher bei den Verhandlungen zugegen sein, die sie jeden Nachmittag mit den beiden Andern pflog. Das Gespräch drehte sich um eine Oper, zu welcher der Dichter den Text liefern und der Tonkünstler die Musik componiren sollte. Dieselbe sollte den Titel „Der Venusberg" führen; es war aber darauf abgesehen, die bekannte Sage ihres beschränkten mittelalterlichen Charakters zu entkleiden. Der Aufenthalt im Berge sollte keine Verzauberung sein, sondern im Gegentheil ein höheres Dasein in vollendeter Schönheit nach antikem Muster.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Daß die Gnädige sich in hohem Grade für diese Dichtung interessirte, durfte nicht Wunder nehmen: der Plan war mit ihr geführten Gesprächen entwachsen. Während der Erörterungen, die der noch unfertige Entwurf mit sich führte, erwies sie sich als ein im höchsten Grade heldenmüthiges Weib. In zurückgebogener Haltung, die goldigschimmernde Lockenfülle über den Rücken des Lehnsessels hinabfluthend — eine Stellung, in der sie sich in Wahrheit vortrefflich ausnahm, deren Einstudirung aber auch große Mühe gekostet hatte — ließ sie sich in ihrer eigenthümlichen ruhigen Weise auf ein Ausmalen von Einzelheiten des idealen Schönheitsdaseins ein, in welchem Frau Venus präsidiren sollte. Der Maler konnte nicht umhin, sie mit der größten Verwunderung anzusehen. Der Dichter und der Componist sagten ihm später beide, daß das ein Zeichen von Ueberlegenheit wäre, und da er die Kammerherrin als eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame betrachtete, so meinte auch er, daß es Ueberlegenheit sein müsse.

In eine Sitzung, die an einem warmen, sonnigen Nachmittage auf der Veranda, die auf den Garten hinausging, abgehalten wurde, war merkwürdiger Weise der Verwalter hineingerathen. Wie verschieden er und die Kammerherrin auch immer beanlagt waren, so begegneten sie einander in der Vorliebe für den jungen Maler. Trotz seiner vielen Sonderbarkeiten lag im Wesen des Verwalters etwas Gewinnendes; das zeigte sich auch hier. Der Maler suchte geradezu seinen Umgang; sie hatten zusammen verschiedene weite Spaziergänge gemacht und kamen eben, als die Versammlung eröffnet werden sollte, durch den Garten von einem solchen zurück. „Wollen Sie Saul unter den Propheten sein?" hatte ihn die Gnädige in einem Tone gefragt, der ihm bedeutete, Nein zu antworten. Der Verwalter bezeigte aber nicht übel Lust, einmal der Versammlung der Propheten beizuwohnen.

Es wurde ihm also ein Stuhl neben dem Maler angewiesen. Die gnädige Frau ließ Selterser-Wasser mit Graves und Zucker herumgehen, und die Verhandlungen nahmen ihren Anfang.

Die Kammerherrin eröffnete dieselben mit einem kurzen Resumé. „Es steht also fest, daß der Venusberg in Ihrer Oper ein höheres Dasein bedeutet, wo die zerstreuten Schönheitseindrücke des Lebens sämmtlich den Stempel der Wirklichkeit erhalten?"

Es war ein Nachklang der Declamationen des Aesthetikers. Aber die beiden Mitarbeiter machten gleichzeitig eine kurze Verbeugung und deuteten dadurch an, daß es für sie eine neue und gehaltvolle Rede sei.

„Und das Glied, das in der Composition fehlt," — die Kammerherrin liebte die technischen Ausdrücke — „ich meine: den Schlüssel zum Venusberge, den haben sie noch nicht gefunden?"

Eine neue bekräftigende Verbeugung. Der Verwalter war im Begriff zu trinken. Als er aber hörte, was man suche, hielt er die Hand, mit der er das Glas zum Munde führen wollte, unwillkürlich auf halbem Wege zurück. Er warf einen schnellen Seitenblick auf den Maler. Der junge Mann sah

Google

vertrauensvoll vor sich hin: er wußte ja, daß dies alles Ueberlegenheit bedeute.

Wie die drei Höhlen in „Baulundur" mittels eines Schlüssels geöffnet werden, so, habe sich auch der Dichter gedacht, solle ebenfalls der Zugang zu dem in Schönheit vollendeten Dasein geöffnet werden. Hier wäre indeß die klaffende Lücke; an diesem Punkte habe ihn bis dahin seine Erdichtungsgabe im Stich gelassen. Und doch bilde eben diese Situation den eigentlichen Schwerpunkt der Dichtung. Es gelte in Wort und Rhythmen das Recht des Begehrens durch dessen Macht zu begründen. Hierzu bedürfe es aber, erklärte der Dichter, einer Feuerader der Begeisterung. Er harre einer Stunde der Weihe, um die entscheidende Scene auszuarbeiten.

„Eine Feuerader!" wiederholte die Kammerherrin; der Ausdruck behagte ihr. Mit einem Anstrich von unwillkürlicher Ironie wanderte dann ihr Blick von dem einen der beiden Mitarbeiter zum andern. Und ruhig und langsam begann sie nun einen Gedanken darzulegen, der ihr unter ihrem einsamen Sinnen gekommen war. — Ob das Wort hier im Grunde etwas zu thun habe? Wäre athemloses Schweigen, die Auflösung aller einzelnen Gefühle in seligem Fürsichbehalten nicht die einzig wahre Form für die Hingebung der Seele an das Heilige?

Diesen Gedanken in einer Dichtung auszunützen, die aus Worten und Tönen bestand, mochte seine praktischen Schwierigkeiten haben. Componist und Dichter setzten ein bedenkliches Gesicht auf, und nach einer Pause begann letzterer ein wenig zögernd:

„Euer Gnaden haben sich ein Schweigen gedacht —"

„Das lauter redet als das Heulen des Fenriswolfs!" fiel der Verwalter mit seiner schnarrenden Stimme ein. Aller Augen richteten sich überrascht auf ihn. Allerdings war die bildliche Redensart, die er gebraucht hatte, so abgedroschen, daß selbst eine so durch und durch prosaische Person wohl dazu kommen konnte, sich ihrer zu bedienen. Aber die entschiedene Abneigung des Mannes, sich um Dinge zu kümmern, die ihn im strengsten Verstande nicht angingen, war so bekannt, daß es kein Wunder war, wenn seine Einmischung in das Gespräch die größte Verwunderung hervorrief.

Mit großer Gemüthsruhe ließ der Verwalter die Aufmerksamkeit, die er geweckt hatte, über sich ergehen. Er kniff den Mund zusammen, als schmecke er noch immer die ungewohnten poetischen Worte, die er gesprochen, und stierte gleichmüthig vor sich hin, gegen den Garten hinaus. Die Kammerherrin, die sich eben bemühte, recht vornehm auszusehen, folgte der Richtung seines Auges, und plötzlich nahm ihr Blick einen ganz anderen Ausdruck an. Derselbe streifte den Verwalter mit einem kurzen forschenden Blinzeln, und zur selben Zeit breitete sich, einem zarten Firniß gleich, ein Schimmer von Roth in matter Carminfarbe über ihre Wangen.

Der taubstumme Tischler war aus einem Seitenwege gekommen und ging dicht an der Veranda, in welcher die Gesellschaft saß, vorüber, näher,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

als es eigentlich schicklich und nothwendig war. Der Tischler war gut und reinlich gekleidet, nicht ohne einen gewissen phantastischen Anstrich, der zur Folge hatte, daß er eher wie ein unthätiger Statist in einem Theaterstück mit Handwerkern aussah als ein Gutstischler in seinem täglichen Arbeitsanzug. Er griff zum Hute auf eine nicht sonderlich ehrerbietige Weise, und indem er vorüberging, richtete er seine dunkeln Augen frech auf die versammelten Herren.

„Der Mensch sieht gerade so aus, als ob er sich über einen lustig machen wollte," meinte der Componist. — Der Dichter, welcher zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen, um das Betragen des Tischlers zu beachten, und dem es ein völlig neuer Gedanke war, daß Jemand sich über ihn lustig machen könnte, wollte eine Bemerkung dazwischen werfen; sein musikalischer Werkgenosse aber wandte sich an den Maler und fuhr fort: „Ja, und Sie sah er an, als wenn er Sie auffressen wollte."

Der Verwalter maß die dünne Figur des Angeredeten mit einer skeptischen Miene und schien im Stillen die Bemerkung zu machen, daß der Maler jedenfalls der sei, der sich am besten für das Verspeistwerden eigne. Der junge Künstler entgegnete nichts. Er hatte den forschenden und zugleich drohenden Blick schon mehrfach bemerkt, den der Taubstumme ihm zuwarf, und sich durch denselben unheimlich berührt gefühlt. In seiner Verlegenheit rückte er auf dem Stuhle hin und her und gewahrte drinnen im Salon den „Schleuderer". Keiner hatte ihm von der Aehnlichkeit des Tischlers mit der in Marmor gehauenen Figur gesprochen; dieselbe ging ihm plötzlich von selber auf, und er sandte unwillkürlich einen vergleichenden Blick nach dem alten Modell des Bildhauers. Die Gnädige bemerkte es, und der feine Carminlack auf ihren Wangen wurde um einen Ton stärker.

Aber ohne über den Zwischenfall ein weiteres Wort zu verlieren, begann sie die Verhandlungen mit vollkommener Ruhe an dem Punkte wieder aufzunehmen, wo sie stehen geblieben waren. Indeß war's bestimmt, daß dieselben an diesem Tage nicht fortgeführt werden sollten. Ein herrschaftlicher Wagen rollte unter lautem Peitschengeknall über den Hofplatz. Es war ein vornehmer Besuch vom Nachbargute, und die gnädige Frau erhob sich, um denselben im Salon lächelnd und liebenswürdig zu empfangen.

* * *

Am späten Abend kehrten der Gutsverwalter und der Maler von einem mehrstündigen Ausfluge zurück. Der Verwalter hatte den jungen Mann zur Besichtigung einer Menge von Einrichtungen verschiedener Art, wie der Betrieb eines großen Landbesitzes sie fordert, mit sich herumgezogen. Es war Nacht, als sie den Garten betraten, auf dessen schattigen Lindenalleen das Dunkel ruhte. An einer Lichtung, wo der klare Sommerhimmel hinreichendes Licht spendete, um seinem Begleiter in's Gesicht sehen zu können, brach der ältliche

Google

Herr die lange Auseinandersetzung über eine Maschine zur Herstellung von Oelkuchen mit den Worten ab:

„Das interessirt sie wohl nicht, he?"

Der Maler war ehrlich genug, das einzugestehen.

Der Verwalter räusperte sich. „Ja, sehen Sie, es war auch nicht deswegen, daß ich sie mit herauskriegte." Er räusperte sich abermals. — „Es ist sonst nicht meine Art, mich in dies raffinirte Treiben hier auf dem Gute zu mischen. Aber" — ein neues und anhaltendes Räuspern — „Sie in dem Schmutz waten zu sehen, das halt' ich nicht aus."

Der Maler blieb verwundert stehen.

„Schmutz!" wiederholte der Verwalter. „Von welchem Kaliber die beiden dürrbeinigen Cavaliere sind, davon haben Sie gewiß keine Ahnung. Die Gnädige weiß es wahrhaftig wohl. Daher sollen sie als die Petersilie fungiren, mit der man die Schüssel garnirt."

Er hielt inne, um zu hören, ob der Maler etwas sagen würde; dieser war aber von dem aufgestellten Vergleich wie betäubt, er verblieb stumm.

„Wenn man in dem reinen Patschouli lebt und athmet," fuhr der Verwalter fort, dessen Rede mit einemmale ungewöhnlich bilderreich und nun ohne Räuspern fortgeführt wurde, „so kann's zur Abwechslung angenehm genug sein, mal an einem Waldmeister zu riechen. Wenn man an verrottete Mannsleute gewöhnt ist, die ebenso viele Würmer in sich haben wie ein verhangener Hase, so weiß man so'n Stück von unverhudelter Jugend zu schätzen, an der man nippen kann. — Das ist gerade wie französische Erbsen im Aprilmonat."

Der Maler stand bei dieser Fülle von Metaphern da, als hätte sich über sein Haupt plötzlich ein Sturzbad entladen. Es war aber etwas in seiner ehrlichen Natur, das ihm gebot, zur Vertheidigung derjenigen aufzutreten, die er angegriffen fühlte, ohne daß er im Stande gewesen wäre, über die Art des Angriffs in's Reine zu kommen. Er äußerte einige unbeholfene Worte über die Mannigfaltigkeit der Kunstinteressen und darüber, daß ein empfängliches Gemüth von vielen verschiedenen Menschen Eindrücke verlangen müsse.

„Von furchtbar vielen!" fiel ihm der Verwalter in die Rede. „Von so vielen wie möglich! Am liebsten von einem ganzen Regiment! Kunstinteressen? Eine Batterie Riechflaschen, nichts anderes, bei meiner Seel'! Was mich aber empört, ist der Umstand, daß Sie zugegen sein sollen, wenn sie mit ihren beiden ausgebrannten Kadaverlyrikern über den Schlüssel zum Venusberg schwatzt. Schlüssel! Hä, hä, hä!" — ein trockenes höhnisches Lachen — „Schlüssel! Und dann handelt es sich ja darum, die Schönheit mit der Wirklichkeit zu besiegeln, oder wie der Unsinn hieß? Man hat Petschafte der eigenthümlichsten Sorte. — Der geriebene Satan!"

Der trockene, vorsichtige Herr hatte sich mählich nachgerade zur Erbitterung emporgeredet, und sein Gesicht bezeugte das.

Nun war aber der Maler auch nicht länger darüber in Zweifel, daß

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eine, allerdings noch verschleierte, aber gleichwohl nahegehende und beleidigende Anklage gegen die Gutsherrin erhoben wurde, und das von Seiten eines Mannes, der im Dienstverhältniß zu ihr stand. Der letzte Punkt war ihm der einzig deutliche, und den erfaßte der Maler. Er war in naiver Weise von der Vortrefflichkeit der Kammerherrin erfüllt; das lieh seinen Worten Flug, und er las dem Verwalter gehörig den Text.

Dieser erlangte durch des Andern Heftigkeit seine gewohnte Ruhe zurück und hörte ihn merkwürdigerweise mit augenscheinlichem Behagen an, das sich in Linien um den zusammengepreßten Mund zeichnete. Aber plötzlich streckte er seine knöcherne Hand aus und zog den jungen Mann mit einem gewaltigen Ruck zwischen die Bäume hinein.

Ehe dieser nach der Ursache fragen konnte, gewahrte er den Tischler, der den Weg heraufkam und, nachdem er sich sorgfältig umgesehen hatte, in einem kleinen Gesträuche verschwand. Hinter diesem hoben sich die Mauern des Hauptgebäudes in reinen deutlichen Umrissen gegen den gestirnten Nachthimmel ab.

„Nun hören Sie mich mal an!" sagte der Verwalter. „Wenn man so loslegt wie Sie, so muß man mit eigenen Augen sehen. Sie werden die kleine Thür unter den Gemächern der gnädigen Frau bemerkt haben, die, welche immer verschlossen ist! Ich wette hundert Kronen gegen ein Glas Wasser, daß sie heute Abend offen ist und daß die Angeln geschmiert sind. Sie können selbst den Versuch machen. Und dann stellen Sie sich mal gefälligst in die Büsche hinein und sehen nach dem großen vorgebauten Eckfenster hinauf. Auf dem Observationsposten habe ich mir meine Weisheit geholt, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Sie die ihrige nicht ebenfalls dort holten. Glauben Sie dann noch immer, daß Schönheit und Heiligkeit hier auf dem Gute verschwistert sind, so können Sie sich meinetwegen auf der Stelle als Mitglied in die Gemeinde aufnehmen lassen. Es geschieht nur selten, daß ich mich um Sachen kümmere, die mich nichts angehen: ich bin Comptoirmensch. — Gehorsamster Diener!"

Er schlug den Weg nach der Verwalterwohnung ein. Der junge Maler stand ganz betäubt, und ohne selbst zu wissen warum, ging er zum Hauptgebäude hinauf.

Der Zufall führte ihn an der erwähnten Thür vorüber. Mechanisch legte er die Hand auf den Drücker: sie öffnete sich leicht und lautlos. Von einer plötzlichen unerklärlichen Angst befallen, trat er in die Büsche hinein. Der Vorhang war vor dem großen Eckfenster niedergelassen, wo die Gnädige heute Morgen im blendend weißen Peignoir mit auf die Schultern herabwallenden ungeordneten Locken gestanden und ihm ihren Gruß zugeschickt hatte. Das Gemach war erhellt. Plötzlich sah er den Schatten der Kammerherrin auf dem Vorhange; ihre schmächtige Gestalt war wieder von einem Peignoir umschlossen, und die gelösten Locken ihres Haares fielen auf die Schultern herab, gerade wie am Morgen.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nun erst verstand der junge Mann die Worte des Verwalters, und sein Herz schnürte sich zusammen vor Furcht, noch einen zweiten Schatten zu erblicken.

Einen Augenblick später zeigte sich einer.

Es war eine Mannsperson. Sie strich mit der Linken das Nackenhaar in einem Bogen vom Halse ab, und der Schattenriß glich dem „Schleuderer".

* * *

Zu ihrer Verwunderung brachte einer der Diener der gnädigen Frau am andern Morgen ein Billet von dem jungen Maler, in welchem er ihr kurz mittheilte, daß er unerwartet nach Kopenhagen müsse und sich beim Tagesgrauen zu Fuß nach der Bahnstation begeben wollte, um nicht den ersten Zug zu verfehlen. Am nächsten Tage lief ein langes Schreiben aus Kopenhagen beim Gutsverwalter ein. Als dieser dasselbe gelesen hatte, zündete er seine Pfeife dabei an und schmauchte diese mit augenscheinlicher Befriedigung.

Von dem Augenblick an, da die Kammerherrin die Gewißheit erhielt, daß der Maler unter die Abtrünnigen zu rechnen sei, hat sie nicht seinen Namen genannt, sich aber im übrigen über den Verlust mit gewohntem Gleichmuthe hinweggesetzt. Der Dichter und der Componist gehören noch zu denen, die man in ihrem Salon am öftesten sieht. Ihre Arbeit macht nur langsame Fortschritte. Dem Dichter ist es bisher nicht gelungen, auf eine Feuerader der Begeisterung zu stoßen, und der Zutritt zum Venusberge ist noch immer ein todter Fleck in der ganzen Dichtung. Mit ihrem unbeweglichen Gesicht, das aussieht, als ob es gepudert wäre, was jedoch nicht der Fall ist, die Lockenfülle der Haare über den Rücken des Lehnsessels hinauswälzend, in der Stellung, die sie liebt, verhandelt die Kammerherrin noch in müßigen Stunden mit ihnen, wie die Schwierigkeit sich am besten überwinden ließe.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. F. Bruckmann in München.

Wir haben dieses Unternehmens kurz nach dem Erscheinen der ersten Hefte schon gedacht (s. Heft 106) und ihm unsern Glückwunsch auf den Weg mitgegeben. Es schien uns darum besonders dessen werth, weil es zuerst einen Gedanken in bestimmte Formen kleidete, dessen Verwirklichung für Schaffende und Genießende in gleicher Weise nutz- und genußbringend sein mußte.

Die Popularisirung der Kunst — war sie möglich in einer Zeit, wo die Kunststätten nur Wenigen zugänglich, die Reproductionen berühmter Kunstwerke aber — selbst wieder Werke des Künstlers — des hohen Preises wegen nur für den Reichen da waren? Erst jetzt, nach der großen Umgestaltung der Verkehrsmittel, welche mit den vermehrten Reisen auch die Freude an den Werken der Kunst in Volksschichten geweckt hat, denen sie bis dahin ein Fremdes gewesen, und den schnell aufeinanderfolgenden Fortschritten in der mechanischen Wiedergabe der Originale war es möglich, den Kunstwerken eine allgemeinere Verbreitung zu geben und die allgemeine Theilnahme an dem künstlerischen Leben der Zeit zu wecken. Wie günstig die Herausgeber der „Kunst für Alle" den Zeitpunkt für ihr Unternehmen getroffen haben, beweist der Erfolg. Die Zeitschrift ist schon heute ein verbreitetes, vielgelesenes Blatt. Aber auch zur rechten Zeit unternommen, hätte „Die Kunst für Alle" nicht so schnell ihren Weg gemacht, wenn die Herausgeber nicht die rechte Form gefunden hätten. Aber das ist ihnen in vollem Maße gelungen. Wir wollen damit nicht sagen, daß das Blatt, wie es ist, nicht in diesem oder jenem Punkte der Verbesserung bedürftig wäre — welches neue Unternehmen wäre das nicht, und welcher vernünftige Leiter einer Zeitschrift würde auf Vervollkommnungen verzichten wollen, die ihm die täglichen Erfahrungen nahe legen? Auch „Die Kunst für Alle" hat während der kurzen Zeit ihres Bestehens kleine Veränderungen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erfahren und fernere in Aussicht gestellt. Mit großen kosmopolitischen Ideen trugen sich der Herausgeber und die Verleger und gelangten allmälig zu der Erkenntniß, daß die Beschränkung auf das Nationale das erstrebenswerthere Ziel sei. „Anderer Völker Ideale sind nicht die unsrigen, und mit ihrer Verbreitung würden wir nur zu oft mehr Schaden als Nutzen stiften. Eine Nation muß ihre geistige Nahrung in der Hauptsache selber erzeugen, so gut als die leibliche.“ — Wird bei solcher Anschauung



Aus R. Raupps Skizzenbuch.

Aus: Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München vormals Friedrich Bruckmann.

das Fremde nur nicht geringgeschätzt — und das ist hier nicht der Fall — so ist der Standpunkt sicherlich kein falscher.

Diesem so festgesetzten Ziele sucht „Die Kunst für Alle“ geschickt auf verschiedenen Wegen näher zu kommen. Es werden allgemeine Fragen in Leitartikeln behandelt, Gedenktage je nach der Bedeutung des zu feiernden Ereignisses oder Mannes zu mehr oder minder ausführlichen Darstellungen der Wirksamkeit eines hervorragenden Künstlers

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

benutzt, oder aus Ereignissen von großer allgemeiner Bedeutung Veranlassung zu principiellen Erörterungen geschöpft.

So werden beispielsweise in den 14 Heften des erscheinenden zweiten Jahrgangs Franz von Lenbach und Karl Raupp bei Gelegenheit des fünfzigsten Geburtstags, Ed. von Steinle in der Woche seines Hinscheidens in abgerundeten Essays vorgeführt. Die Berliner Jubiläumsausstellung bietet dem Herausgeber den Stoff zu ausführlicher



Hessisches Mädchen. Aus K. Raupps Skizzenbuch.

Aus: Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

Schilderung, die Steinle-Ausstellung im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. ist eine neue Veranlassung zur Betrachtung der Werke dieses Meisters, und die Concurrenz um das Lessing-Denkmal in Berlin wird in Bild und Wort dem Leser näher geführt. Alles das würdig und ernst mit voller Sachkenntniß und doch mit der vernünftigsten Rücksicht auf ein Publikum, das nicht allseitig vorbereitet und so zu sagen für die Kunst erst gewonnen werden soll.

Darum wird auch der ernste Stil durch Plaudereien weniger ernster, ja heiterer Art unterbrochen. Man könnte die Beiträge, die wir hier im Auge haben, das Feuilleton des Blattes nennen. Sie fallen nie aus dem Rahmen des Ganzen, indem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sie nur den Kunstinteressen gewidmet sind, oft sogar satyrisch den Schäden unserer Kunstverhältnisse zu Leibe gehen.

Die allgemeineren Abhandlungen, besonders diejenigen, welche die Beziehungen der



Hessisches Mädchen. Aus L. Knaus' Skizzenbuch.

Aus: Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

bildenden Kunst zum Leben oder zu andern Künsten behandeln, dürften — meinen wir — auf das größte Publikum rechnen. Darum scheint uns „Die Kunst für Alle“ in dieser Beziehung zu wenig zu bieten. Wir denken dabei an die Betrachtungen Wilhelm Lindenschmits „Ueber Reform der deutschen Kunstschulen“ und Franz von Rebers Auf-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sätze „Ueber Bühnencostüme“ und „Ueber Bühnendecorationen“. Reber hat seinen Gegenstand — wie bei dem zugemessenen Raume natürlich — nicht erschöpft, aber schon



Hermann und Dorothea. Originalzeichnung von Julius Scholz. Das Oelbild in der Berliner Jubiläums-Ausstellung.

Aus: Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

die Anregungen, die er giebt, sind verdienstlich, und gerade darum, weil sie hinübergreifen in ein Nachbargebiet, für welches seit Jahrzehnten ein lebhaftes Interesse in den weitesten Kreisen zu finden ist, sind sie geeignet, auch dem von der Kunst für Alle vornehmlich bearbeiteten Gebiete Anhänger zu schaffen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Als Hauptsache bietet „Die Kunst für Alle" gute Nachbildungen hervorragender Werke. Sie sieht mit Recht darin ihre erste Aufgabe, das Bedeutende und im Text Besprochene auch zur Anschauung zu bringen. In der Wahl der Bilder herrscht Vielseitigkeit und Gerechtigkeit. Es sind alle Zweige der Kunst, alle Richtungen vertreten.

Wir können — beengt durch das Format unseres Blattes — nur kleinere Bilder probeweise vorführen, die schönen Vollbilder müssen zu unserm Bedauern ausgeschlossen bleiben. A. V.



Aus K. Raupps Skizzenbuch.

Aus: Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

Preußisches Bilderbuch.

Von Karl Koberstein. Leipzig, Duncker & Humblot.

Je eifriger in den letzten Jahrzehnten das Studium der vaterländischen Geschichte betrieben wurde, je heller und leuchtender die Gestalten aus Preußens Glanzzeit unter Friedrich II. und während der Befreiungskriege hervortraten, um so schwerer wurde es für den nicht historisch geschulten Schriftsteller, auf diesem Boden zu arbeiten; die meisterhafte Darstellungsweise Leopold von Rankes und Heinrich von Treitschkes trat ihm überall hindernd in den Weg. Aber wenn die Schriftstellerei wirkliche Herzenssache und nicht blos Mittel zum Zweck, nämlich zum Erwerb des Lebensunterhaltes oder äußerer Ehren, ist, den mußte gerade der Ton, den die genannten beiden Männer in ihren Werken anschlugen, von neuem begeistern, zu neuem kühnen Wagen fortreißen, und echte Begeisterung hat noch niemals ihre Wirkung verfehlt. Unter diesem Gesichtspunkte ist das Erzählertalent Karl Kobersteins aufzufassen, er ist kein „Saul unter den Propheten", wie er selbst scherzend sich nennt, sondern tritt uns von Anfang an als

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ein wahrer, des Wortes mächtiger Paulus entgegen. Die Leser von „Nord und Süd" haben den begabten Sohn des rühmlichst bekannten Literarhistorikers schon früher schätzen gelernt; die neuen Aufsätze, welche dieses „Bilderbuch" enthält, sind ganz dazu angethan, ihm in den weitesten Kreisen Freunde zu erwerben, ja aus einem derselben, der die Ueberschrift trägt: „Kolberg und Gneisenau", möchte man einen Theil in die Lesebücher der Schulen aufnehmen nach den Grundsatze: Das Beste ist für die Jugend gerade gut genug. Koberstein ist ein echter, warmfühlender Preuße, der sich am Ruhme seines Vaterlandes erfreut, ohne jede Spur von engherzigem Chauvinismus, ohne blind zu sein für die nationalen Fehler, doch durchdrungen von dem beglückenden Gefühl, daß diese längst wieder gutgemacht sind: „Eine selbstbewußte Nation soll Schwächen nicht beschönigen, die sie tausendfältig gesühnt." Vorzüglich gelungen sind ihm daher die Schilderungen jener trotzigen Junker, die nirgends ihresgleichen in der Welt haben, die sogar heutzutage in Preußen selbst oft nicht mehr verstanden werden und deren treues vaterländisches Herz doch einzig dasteht in der neueren Geschichte. Dieser „märkische Junker", August Ludwig von der Marwitz, der „tolle lange Rostiz, ein Letzter vom Regiment Gensd'armes" oder endlich „der böse Baron", Herr Heinrich von Krosigk, sind die echten Vertreter dieser eckigen, aber so gediegenen Art. Man kennt sie längst, ehe man das Buch aufschlägt, man erinnert sich, viele der angeführten Charakterzüge früher schon erwähnt gefunden zu haben, aber Koberstein stellt sie wirklich plastisch dar, so daß man mit ihnen zu empfinden glaubt. Einen zarten, sinnigen Lorbeerkranz möchte man den Aufsatz nennen, den der Verfasser dem „Dichter des Frühlings" gewidmet, während er „Prinz Heinrich von Preußen", dem Vielverkannten, ein Denkmal ehrender Gerechtigkeit setzt. Die drei noch nicht erwähnten Aufsätze tragen die Ueberschriften: „Voltaire in der Mark", „Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges" und „Lützows wilde, verwegene Jagd"; unter ihnen zeugt namentlich der letzgenannte von gesundem historischen Urtheil. Wohlmeinende kritische Stimmen haben zwar gerade an diesem Aufsatze mancherlei auszusetzen gehabt. Wir freuen uns indessen des Muthes und der Selbständigkeit der Meinung, wie sie in diesem Aufsatze fröhlich hervortreten. Koberstein ist Offizier und preußischer Soldat mit Leib und Seele. Strenge Zucht ist in seinen Augen untrennbar auch vom wahren Heldenthum, und da, wo sich Mannesmuth und Schneidigkeit mit Zuchtlosigkeit verschwistern, erblickt er doch nur die abenteuernde Keckheit, auf die kein Verlaß ist. Die viel verherrlichte Freischaar stellt er kaum höher als die wegelagernden Franctireurs des letzten Krieges. Koberstein empfindet warm und richtig und schreibt und schildert vorzüglich. Sollen wir schließlich den Gesammtwerth des „Bilderbuchs" schätzen, so geschieht dies wohl am besten mit dem leichtveränderten Goethe'schen Worte, das demselben als Motto aufgedruckt ist: „Wohl dem, der seiner Väter so gedenkt!"

Ein elsässischer Tondichter.

Johann Georg Kastner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken von Hermann Ludwig. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

In drei starken, mit dem größten Luxus ausgestatteten Bänden (ca. 1300 Seiten umfassend) wird das Leben und Schaffen eines Mannes geschildert, der seiner Zeit in Paris als Musiktheoretiker und Praktiker eine hervorragende Stellung einnahm, in Deutschland aber kaum dem Namen nach bekannt ist. Die Vorrede belehrt uns, daß es sich in diesem Falle nicht um eine Buchhändler-Speculation, sondern um die Erfüllung einer Herzenspflicht handelt, mit anderen Worten: daß die Wittwe des französischen Musikgelehrten J. G. Kastner die Herausgabe des Werkes in so splendider Form veranlaßt hat. Kastner, 1811 in Straßburg geboren, kam 1835, durch ein von seiner Vaterstadt gewährtes Stipendium unterstützt, als armer Musiklehrer nach Paris, heirathete dort die einzige Tochter des reichen Proprietärs Boursault und konnte in

Google

Folge dieser Verbindung, von der Sorge um das tägliche Brot befreit, ungestört seinen künstlerischen Neigungen leben. Der Versuch, sich als dramatischer Componist geltend zu machen, mißglückte und Kastner wandte sich nun mit seiner reichen Begabung und seiner eminenten Arbeitskraft dem Felde zu, das ihn zum berühmten Manne machen sollte: der Musikwissenschaft. Seine Fruchtbarkeit grenzt an's Unglaubliche. Er schrieb Lehrbücher für Gesang, Clavier, Violine, Violoncello, Flöte, Clarinette, Waldhorn, Cornet, Posaune, Saxophon, Pauken 2c., die sich ebenso durch historische Gründlichkeit, wie durch praktische Brauchbarkeit — Kastner spielte selbst alle Instrumente — auszeichnen. Seine Schriften über Harmonielehre, Contrapunkt, musikalische Grammatik und Orthographie, Instrumentation, Militärmusik u. s. w. sind noch jetzt in Frankreich hochgeschätzt und zum Theil an Musikschulen und Conservatorien eingeführt. Seine interessantesten Werke sind ohne Zweifel die „Livres-Partitions". Einer umfangreichen philosophisch-literarischen Abhandlung („livre") folgt eine größere Composition „(partition"), welche den in „livre" behandelten Gegenstand als Vorwurf für rein musikalische Gestaltung benützt. So werden im ersten Theile des Buches „Les Sirènes" alle auf die Sirenen bezüglichen Sagen und Mythen mit erschöpfender Gründlichkeit und enormer Gelehrsamkeit behandelt, während der zweite Theil von einer Symphonie-Cantate für Soli, Chor und Orchester („Oswalds Traum oder die Sirenen") ausgefüllt wird. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Kastner durch die Gründung zahlreicher Männergesangvereine. Seine für diese Vereine (Orphéons) geschriebenen Chöre sind weitaus das Beste, was von seinen Compositionen zu verzeichnen ist; sie verdienten auch in Deutschland, wo an guten Werken für Männergesang kein Ueberfluß herrscht, bekannt zu werden. Kastner starb am 19. December 1867, nachdem er sich noch kurz vorher den aufreibenden Arbeiten des Preisrichteramts bei der Pariser Weltausstellung auf das Gewissenhafteste unterzogen hatte. Hermann Ludwig hat sich der Aufgabe, Kastner als Künstler und als Mensch zu schildern, mit großem Geschick entledigt. Die historischen Partien des Werkes zeugen von eingehendem Quellenstudium und gesunder Kritik; die Schilderungen aus dem Familienleben Kastners würden durch knappere Form und etwas gedämpfteren Enthusiasmus bedeutend gewonnen haben.

E. B.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. Zweite umgearbeitete und bis zur Gegenwart ergänzte Auflage. Nördlingen, C. H. Beck.

Diese zweite Reihe der bekannten Studien Pechts umfaßt elf Künstlerleben. Rottmann, Defregger, Kaulbach, Lenbach, Rethel, Böcklin, Rauch, Passini, Genelli, Menzel, Makart werden in ihrem Leben und Wirken geschildert. Nirgends findet man — besonders über die lebenden unter den Genannten — so viel sichere biographische Mittheilungen, wie in Pechts Buche. Das meiste verdankt der Verfasser den eigenen Erzählungen der geschilderten Meister. Er verwebt Thatsachen und Urtheile so anmuthig mit einander, und bleibt, bei seiner Liebe für wahrhaft große Künstler und bei der aufrichtigen Bewunderung bedeutender Schöpfungen, doch ein so sicher abwägender Kritiker, daß man seine Studien zugleich mit Genuß und mit Gewinn liest. Sollten wir sagen, in welcher Biographie die Objectivität des Kritikers besonders zur Geltung kommt, so würden wir die Böcklins nennen. Pecht hat volle Anerkennung für sein originelles, großes Talent, übersieht aber darum das Bizarre, häufig Gesuchte in seinen Arbeiten durchaus nicht. Die Fortführung der Darstellung bis in die jüngste Gegenwart giebt der neuen Auflage erhöhten Werth.

av.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart redigirt von Carl von Lützow. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Heft III u. IV.

Wir haben über dieses Lieferungswerk zu wiederholten Malen berichtet und es als ein ganz besonders hervorragendes bezeichnet. Heft III bringt den Abschluß des „Allgemeinen geschichtlichen Rückblickes" von Lützow und eröffnet „Die Geschichte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

des Holzschnittes" von W. Hecht. Hecht nimmt in Bezug auf den Holzschnitt der Gegenwart einen eigenen Standpunkt ein. „Der heutige Holzschnitt," sagt er „wurde von seinen Anfängen nicht als Kunst, sondern als Handwerk betrieben, und so ist er denn im Ganzen auch mehr ein Handwerk geworden, als eine Kunst." Die Begründung dieser Behauptung wird mit Scharfsinn in der IV. Lieferung durchgeführt. — Von den vortrefflichen Kunstbeilagen der genannten beiden Lieferungen heben wir nur die Vollbider hervor: Van Dyck, „Karl I. König von Holland", Stich von Mandel. — High, „Die Kathedrale von Peterborough", Heliogravüre nach einer Original-Radirung. — Menzel, „Shakespeare", Holzschnitt von Unzelmann. — Desselben, „Ziethen". — Rembrandt „Le Connétable de Bourbon", Radirung von Köpping. — Uhde, „Alte Frau", Radirung von Krauskopf. — Achenbach, „Aus dem Gemälde: Das Judenviertel in Amsterdam", Radirung von E. Forberg. — Rembrandt, „Die Pilger von Emaus", Stich von Gaillard. — Max, „Illustration zum Oberon", Holzschnitt von A. Kloß. „Mephisto", Holzschnitt von A. Kresch, und „Faust und Gretchen im Garten", Holzschnitt von W. Hecht. — Alma Tadema, „Scene aus dem römischen Leben", Holzschnitt von Ziegenmayer, und endlich Kloß, „Schilflied", Holzschnitt von A. Kloß. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß W. Hecht sich als auch stilistisch gewandter Darsteller bewährt. av.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aus grosser Zeit. Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871. Zweite Auflage. Tübingen, H. Laupp.

Berlin, Dorothea, Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Mit einem Portrait Gustav Nachtigals. Berlin, Gebrüder Paetel.

Blennerhasset, Charlotte Lady geb. Gräfin Leyden, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Mit einem Portrait der Frau von Staël. Erster Halbband. Berlin, Gebrüder Paetel.

Eckstein, Ernst, Aus dem Tagebuch einer jungen Frau. Eine Carnevalsgeschichte. (Ecksteins humorist. Bibliothek No. 10). Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Ferrers, Sylvius, Der Blick in's Nichts. Roman. Leipzig, Reinhold Werther.

Garschin, W., Pessimistische Erzählungen. P. Kruschewan. Sie ging nicht zu Grunde. Aus d. Russischen übersetzt v. Wilhelm Henckel. München, Fr. Bassermann.

Herzen, Alexander. Die Pflicht vor Allem. Novelle. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Heperz, Dr. med. Th., Die Lungen-Gymnastik. 2. Auflage. Berlin C. und Neuwied. Heusers Verlag (Louis Heuser).

Leist, Arthur. Georgische Dichter. Verduetscht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Siebenter Band. Gehirn—Hainichen. Mit 29 Illustrationsbeilagen und 239 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Merkel, Garlieb. Ueber Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (1797 bis 1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julius Eckhardt. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ploss, Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite, stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben v. Dr. med Max Bartels. Mit 6 lithographischen Tafeln u. ca. 100 Abbildungen im Text. Lfg. I. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Prus, Boleslaw, Stas und Jas. Zwei polnische Erzählungen. Deutsch von Wilhelm Henckel. München, Fr. Bassermann.

Rembe, Anatole, Christus der Mensch und Freiheitskämpfer. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rosenock, Friedrich, Mimi Schlichting. Ein Berliner Roman. Berlin, R. Jacobsthal.

Sanders, Daniel, Taschen-Lexikon des allgemeinen Wissens. Berlin, Hugo Steinitz Verlag.

Sanders, Prof. Dr. Daniel, Zeitschrift für deutsche Sprache. Hamburg, J. F. Richter.

Sylva, Carmen. Durch die Jahrhunderte. Bonn, Emil Strauss.

Wellaas, Rudolf, Unsere Kinderwelt. Humoristika aus Kinder- und Schulstube. Gesammelt. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (Carl Hammer).

Wolff, Eugen, Oscar Blumenthal der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse. (Literarische Volkshefte No. 1) Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1887er. Frische Füllung. 1887er.

Täglicher Versand

Quellen und deren Wärmegrade.

Sprudel	58[20] R.
Mühlbrunn	41[50] "
Schlossbrunn	44[60] "
Theresienbrunn	48[30] "
Neubrunn	49[30] "
Marktbrunn	39[00] "
Russ. Kronquelle	28[90] "
Felsenquelle	47[60] "
Kaiser Karls-Qu.	34[70] "

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Quell-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
(*die Gefässe mit einbegriffen.*)

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Augsburg, Baden-Baden, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Braunschweig, Breslau, Coblenz, Coburg,
Crefeld, Creuznach, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Ellwangen, Essen, Frankfurt a/Main, Freiburg i/B., M. Gladbach,
Görlitz, Halle a/S., Hamburg, Hamm i/W., Hannover, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Herford, Ingolstadt, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel,
Kempten i/B., Köln, Landau, Leipzig, Ludwigshafen, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Münster i/W., Nürnberg, Osnabrück, Plauen i/V.,
Posen, Remagen, Remscheid, Saarbrücken, Schwerin i/M. Stettin, Stuttgart, Trier, Wiesbaden, Worms, Würzburg, Zweibrücken

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Go gle

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.
Einundvierzigster Band.
<Mit portroits in Sadirong: Karl Alexander, SroKheriog von Weimar, Alberk Niemann,

Breslau.
Druck und Verlag von L. Schottlaender.

Inhalt des ^. Bandes.

April. — Msi. — Muni.

1887.

—»

Seile

Friedrich Althaus in London

Thomas Earlyle. Ein Lebensbild ?2

Aar! Gustav Andren in Bonn.

lieber die Namen und die Namcngebung der alten Deutschen, ,., Z67

A. Brückner in Dorpat.

Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe 2?>,

Heinrich Bulthaupt in Bremen.

Ganymed. Novelle

Paulus Cassel in Berlin.

Die Symbolik des Schleiers NZ

Hermann Friedrichs in Messina.

Das Kreuz der kiebe, Novelle lZ0

Rudolf von Gottschall in Leipzig.

victoricn Sardon. Ein literarischer Essay 54>,

2Noriz hoernes in N?ien.

Das kzeroon von Gjölbaschi 220

^osef Aiss in Budapest.

Zchovah. Eine xeetische Erzählung, Uebersetzt von Josef Steinbach.

Agnes Gräfin Alinckowström in Berlin.

Nyr, Novelle 2?0. Zl5

Philipp Anoll in Prag.

Ueber die Entwickelung und die Störungen der Sprache 7Z

Inhalt des 4>, Bandes,

Aurd LaÃŸwitz in Gotha.
Die poetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur 270
Paul Windau in Berlin.
Die kleine Madonna l
Wilhelm LÃ¼bkc in Karlsruhe.
Weimar und seine Â«unstschÃ¤tze 22
Paul Marsop in MÃ¼nchen.
Albert Nieinann. Ein Beiblatt zur Thcatergeschichte der Gegenwart, 2 t t
A. v. Reumont in Aachen,
Pauline de Montmorin, Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit, . 55, 24s
Victor Rydberg in Stockholm.
Prometheus und Ahasverus 5?
Aarl von den Steinen in Berlin.
^amoageschichlen
Ludolf Schmidt in Aopenhagen.
Die Kammerhcrrin 427
Pater Bcckr >K>
Bibliographie . ^7, 20,',. 544
Bibliographische Notizen ' ^74, Ã¶<t.

April 5887.

Inhalt.

Sei,»
Paul Lindau in Berlin.
Die kleine Madonna ^
Wilhelm Lübke in Karlsruhe.
Weimar und seine Kunstschahe 22
A. v. Reumont in Aachen.
pauline de Montmorin. Ein keben-bild ans der Revolutionszeit. HZ
Victor Rydbera, in Stockholm.
Prometheus und Ahasverus 59
Philipp Rnoll in Prag.
Uebcr die Entwickelung und die Störungen der Sprache 73
Friedrich Althaus in London.
Thomas Carlyle, Ein Lebensbild 9^
Paulus Bassel in Berlin.
Die Symbolik des Schleiers ^3
Hennann Friedrichs in Messina.
Das Kreuz der Liebe. Novelle ^30
Pater Beckx
Bibliographie 167
Adams, Archilktionik auf iziflorilchcr und Sstl'elisiber Grundlage, Archilrklsmk drs
mubaniedanischen und romanilchcn Siiis, (Mi, Zllustralionen,!
Bibliographische Notizen ^7H

hierzu ein Portrait von Karl Alexander, Großherzog von Weimar.
Radirung von Ivilhelm Kraus köpf in München.

preis pro (guarlal (Z k?es,e> S Mark,

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" bezüglichen
Senöungen sind an die Kroscrian „ach Vrcölsu. Sicbenhufcnerstraße 2/z, ohne
Anaabe eines Personennamens zu richten. -

Beilage zu diesem hefte
Z, Nicht« in Hamburg, (Zeitschrift für deuische Sprach».

Vrospect.

ord und Lud beginnt mit dem l2l. Heft seinen elften Jahrgang. Die allgemeine Theilnahme und Anerkennung, deren sich unsere Monatsschrift in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens erfreut hat, bürgt uns dafür, daß unsere Bemühungen, nach Inhalt und Form stets das Beste zu bieten, sich in den richtigen Bahnen bewegt haben. Wie wir das einerseits mit dankbarem Herzen anerkennen, schöpfen wir daraus auch die Ermuthigung zu erneuter Arbeit in der gleichen Richtung.

Wir haben das Glück gehabt, die ersten Schriftsteller und Gelehrten der Nation in unserer Zeitschrift zur Mitarbeiterschaft zu vereinigen, und auch die hervorragenden Autoren anderer großer Kulturvölker sind gern bei uns zu Gaste gewesen.

5o waren wir in der Lage, ein Publikum zu finden, das sich aus den Gebildetsten der Nation zusammensetzt, einen Leserkreis, der das Gediegene zu würdigen weiß und der die Beschäftigung mit den letzten Ergebnissen der Wissenschaft, wenn sie ihm in edler Form geboten werden, und die novellistische Gestaltung ernster Lebensprobleme einer flüchtigen, lediglich der seichten Unterhaltung dienenden Lectüre vorzieht.

Wir haben begründete Ursache, darauf zu bauen, daß die stattliche Zahl unserer Autoren uns auch in Zukunft treu bleiben wird. Die Beiträge, die in unserer Mappe liegen, und die vielen Zusagen,

die wir von unseren bewährten Mitarbeitern bereits in Händen haben, geben uns die Gewähr, auch diesen und die kommenden Jahrgänge unserer Monatsschrift auf gleicher höhe erhalten zu können.
Und darum, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, wird auch der Leserkreis unserer Zeitschrift uns treu bleiben.
Wir werden bemüht fein, in gleicher Weise alle Gattungen der poetischen productionen, soweit sie in dem engen Rahmen einer Zeitschrift Raum finden, wie alle Gebiete der Wissenschaft, die sich für ein nicht speciell vorgebildetes Publikum und zu populärer Darstellung eignen, wie bisher zu pflegen.
In erster Linie steht naturgemäß die erzählende Dichtung in der Form der Novelle; aber auch die epische Erzählung und die Lyrik sollen gebührend gepflegt werden; die bildenden Aünste und die Musik, die Geschichte und Literaturgeschichte, Volkswirthschaft und Rechtswissenschaft sollen in gleichem Maße wie bisher berücksichtigt werden. Dem Gebiete der Naturwissenschaften, das immer mehr das Interesse der Gebildeten in Anspruch nimmt, soll eine aufmerksamere Pflege zugewandt werden, als dies in dem ersten Jahrzehnt unseres Bestehens der Fall gewesen ist.
Und so treten wir denn in unseren elften Jahrgang mit der freudigen Erwartung, daß unsere Monatsschrift in der Gunst des Publikums sich erhalten und sich die Stellung, die sie innerhalb der deutschen presse einnimmt, auch fernerhin wahren wird.
Wie Kedaction. Ver Verleger.

Die kleine Madonna.

Paul Lindau.
— Verlin.
Hermann Pfeifer behauptete, der Mensch sei von Hause aus kein
Monogam, und die Einehe sei eine Kunstbildnng der Cultur.
Tie körperliche Ucberlegenheit der Männer hätte die armen Weiber
dazu gezwungen, diese Einrichtung als die sittliche Grundlage der ganzen
Gesellschaft anzuerkennen; für männliche Selbstsucht, männliche Feigheit und
Furcht hätten die Männer diese feste Schutzwehr aufgerichtet, während sie selbst
vor der Ehe unbedingt, und bedingt auch in der Ehe, offen oder versteckt
dieser Satzung zuwiderhandelten.
Bei diesen Anschauungen war er natürlich Junggeselle geblieben, und
so war er allmählich bis an die Schwelle der Fünfzig vorgerückt.
Was er eigentlich trieb, womit er die vierundzwauzig Stunden des
normalen Kalendertags verbrachte, war selbst feinen nächsten Bekannten ein
unaufgeklärtes Geheimnis^. Bon Zeit zu Zeit hörte man ihn seufzen: „Ich
habe wieder einen Brief zu schreiben!" Und nach ein paar Tagen sagte er:
..Wenn ich meinen Brief nur erst geschrieben hätte!" Und nach Verlauf von
abermals einigen Tagen rief er strahlend aus: „Gottlob, ich habe meinen
Brief geschrieben!"
Seine Altersgenossen erinnerten sich, ihn vor etwa fünfundzwanzig Jahren
als Auscultator gekannt zu haben. Aber schon vor dem Referendarcxamen
hatte er, da sich eben seine sittliche Ucbcrzeugung mit den Grundlagen unserer
Gesellschaft nicht versöhnen konnte, schmollend Kehrt gemacht. Er hatte so
gut wie keinen Familicnanhang. Mit seiner einzigen Schwester verkehrte er
wenig, da er deren Mann nicht ansstehen konnte. Er hatte viel zu viel
sehr gnte Freunde, um einen Freund zu haben. Uebernll war er gern gesehen,

aber er wurdc auch kaum vermißt, wenn er nicht da war. Ticser Fall
ereignete sich übrigens selten: er war beinahe immer da!
Er fehlte bei keiner ersten Vvrstellnng im Theater, er war Stammgast
im Circns, Man traf ihn im Winter auf der Eisbahn, im Frühling,
Sommer und Herbst auf der Rennbahn; im Hochsommer konnte man ihn
sicher im Engadin, im Salzkammcrgnt, im bayerischen Gebirge oder in irgend
einem vielbesuchten Luxusbade finden; im Januar nn der Riviera, im Mai
in Paris, im October in einem englischen Secbade — er war überall.
Ucbcrall sah man die kleine rundliche Gestalt mit dem runden Bauchlein
von schon ziemlich bedenklichen Verhältnissen, das runde, faltenlose, blühende
Gesicht mit dem bräunlichen kurzgcschorencii Vollbart, in dem sich, namentlich
in der Gegend des Ohransntzcs, schon weiße Stoppeln in erheblicher Anzahl
zeigten. Und im Theater erkannte man ihn, wenn man nur einen flüchtigen
Blick durch den Saal gleiten ließ, sofort an seiner weithin glänzenden Glatze.
Sein Schädel war in der That von Haaren nahezu völlig entblößt, und
nur ein schmaler tiefer Kranz anmuthig gewellter und sehr gepflegter Haare
erinnerte an die entschwundene Pracht des braunen Lockenkopfes. Hermann
Pfeifer gab sehr viel ans die körperliche Pflege und sah immer aus wie aus
dem Ei geschält. Er kleidete sich mit größter Sorgfalt, nur vielleicht etwas
zu stutzerhaft jung.
Alle Welt kannte ihn, und man hatte ihn, wie gesagt, recht gern,
weniger seiner wirklichen Verdienste wegen, als wegen des gänzlichen Mangels
an unangenehmen und lästigen Eigenschaften. Er war nicht boshaft nnd nicht
schwatzhaft. Man konnte auf seine Verschwiegenheit bauen. Er war auch
sehr gern gefällig, und seine ausgeglichene heitere Stimmung machte den Verkehr
mit ihm zu einem sehr angenehmen. Er besaß ein hübsches Vermögen, von
dessen Zinsen er allen seinen ziemlich weitgehenden Anforderungen an das
Leben vollauf genügen konnte. Er hatte eine sehr reizende Wohnung in der
Victoriastraße, in der er im Laufe dcS Winters in fünf oder sechs ver-
schiedenen Serien seine Freunde bewirthctc. Seine Küche erfrente sich des
besten Rufs. Tiefer, sowie seiner ganzen Wirtschaft, stand seit zwanzig
Jahren Frau Willncr vor, die bereits im Hanse seiner verstorbenen Eltern
gedient hatte. Fran Willner hatte sich vor fünfundzwanzig Jahren ver-
heirathct, ihren Mann aber nach zweijähriger Ehe verloren und war dann
zu ihrer früheren Herrschaft, zn Pfeifers Eltern, zurückgekehrt, nachdem sie
ihr Kind bei einer nahen verheiratheten Anverwandten in Pflege gegeben
hatte. Der Jnngc hatte sich gut gemacht. Pfeifer, der mit allem Andern
auch Frau Willner von seinen Eltern geerbt, hatte seiner Wirthschafterin die
Gelegenheit geboten, ihrem Sohn eine angemessene Erziehung zu geben. Und
da seine Wohnung genügend groß war, hatte er auch nichts dagegen einzu-
wenden gehabt, daß Iran Willner ihren Sohn Eduard, als dieser etwa das
siebente Lebensjahr erreicht hatte, zu sich nahm. Er hatte sich dann nm den

Jungen ziemlich viel bekümmert und ihn auf die Handelsschule geschickt, um
ihn da etwas Ordentliches lernen zu lassen.
Seitdem Eduard herangewachsen war, sah und horte Pfeifer weniger
von ihm. An jedem Sonntag jedoch durste ihm der junge Willner Guten
Tag sagen und wurde bei diesem Anlaß jedesmal mit einigen liebenswürdigen
Worten und einem kleinen Geschenk erfreut.
Pseifer nannte Eduard merkwürdiger Weise nie bei seinem Namen,
sondern immer den „Bua". Woher diese für den echten Berliner Strick so
wenig wie nur möglich geeignete Bezeichnung eigentlich stammte, war ihm
selbst nicht mehr recht klar. Er mochte wohl vor vielen Jahren längere Zeit
die heißen Sommerwuchcn in Tirol oder in der Steycrmark verbracht und
nach seiner Rückkehr als spaßhafte Erinnerung an die Naturkinder im Gebirge
den Sohn seiner Wirthschafterin im Scherze manchmal „Bua" genannt haben.
Und dieser Name war nun dem ungeschlachten Vollblutberliner geblieben;
Frau Willner selbst hatte ans Verehrung für ihren gnten Herrn den „Bua"
als Kosewort sür ihren Sohn mit übernommen.
Pfeifer bemerkte gar nicht, daß der „Bna" inzwischen immer größer
geworden war. Wenn sein Tiener gerade beschäftigt war, so schickte er bis-
weilen auch den „Bua" aus, um dies und das für ihn zu besorgen. Nament-
lich ließ er auch durch ihn Briese besiirder», deren Adresse er seinem Diener
ans irgend welchen Gründen nicht anvertrauen wollte. Die in die Verhalt-
nisse nicht Eingeweihten waren immer sprachlos vor Erstaunen, wenn Pfeifer
in ihrer Gegenwart die Erledigung irgend einer solchen Sache dem „Bua"
übertragen zu wollen erklärte, und alsdann ein hochaufgeschossener breitschultriger
Lümmel mit dem häßlichen, dummdreisten und verschmitzten Lächeln des Berliner
Heranwuchses auf der Bildfläche erschien.
Eduard war sehr groß. Seine Hände und Füße waren geradezu enorm.
Er stieß überall an und warf Alles zu Boden, was nicht niet- und nagelfest
war. Erst während seiner Dienstzeit im zweiten Garderegimcnt hatte er
einigen Schliff erhalten, nnd er kleidete sich, nachdem er den „bunten Rock"
ausgezogen hatte, mit billiger und häßlicher Stutzerhaftigkrit. Auf dem im-
posanten Zeigefinger seiner rothen Rechten trug er ciuen großen Siegelring
mit einem geringwerthigen Steine. Er hatte eine Stelle als Verkäufer in
einem Confectionsgcschäfte gefunden und verbrachte seine Abende mit seines-
gleichen in den verschiedenen Tanzlocalen und nächtlichen Conditoreien der
Friedrichstadt. Er ließ sich ziemlich regelmäßig vom Barbier in einem
benachbarten Keller frisiren, und zwar möglichst soldatisch: den Scheitel
ziemlich hoch und bis zum Nackenansntz verlängert, das Haar an den Schläfen
fest angepappt. Sein spärlicher hellblonder Schnurrbart endete in gewichsten
Spitzen. Er trug einen zweireihigen Rock hoch zugeknöpft und war glücklich,
wenn ein Unbekannter in ihm einen Lieutenant in Civil vermuthete.
Pfeifer hatte von dieser Umwandlung, die sich ganz langsam vor ihm
vollzogen hatte, nichts bemerkt. Er sah in Eduard immer noch den dummen

Jungen von früher — und dumm war er auch geblieben — und für ihn
war er noch immer der „Bua" von ehedem. Pfeifer wußte, daß der „Bua"
von seinen Cigarren rauchte, und er wandte daher die Vorsicht an, daß er
die guten Sorten einschloß und eine billige eigens für den „Bua" bestimmte
Kiste offen stehen ließ. Und noch Eins machte Pfeifer klar, daß der „Bua"
inzwischen doch etwas größer geworden war und höhere Ansprüche an das
Leben machte, nämlich der Umstand, daß Eduard ziemlich oft feinen Gönner
um eine kleine Summe anging, die er am Ersten künftigen Monats von
seinem Gehalte zurückzuerstatten regelmäßig versprach nnd ebenso regelmäßig
vergaß.
So war das Verhältniß zwischen Pfeifer und dem Sohne seiner Wirth-
schafterin ein ungetrübtes und sehr sonderbares.
Hermann Pfeifer war im Allgemeinen eine durchaus harmlose Natur
und sehr bescheiden. Nur auf Zweierlei bildete er sich sehr viel ein: auf
seine Menschenkenntnis; und auf sein Glück bei den Frauen. Er behauptete,
sich niemals in einem Menschen getäuscht zu haben, und jedes weibliche Wesen,
das ihm huldvoll begegnete, war immer etwas ganz Außerordentliches und
Ungewöhnliches. Für unangenehme Erfahrungen, die er gerade in dieser
Beziehung gemacht hatte, besaß er gar kein Gedächtnis). Er war von seinem
psychologischen Scharfblick und von seiner Bevorzugung durch das gütige
Schicksal fest überzeugt, und nichts vermochte ihn in dieser Ueberzeugung zu
erschüttern.
Er suchte sein Glück aber auch zu verdienen. Er machte es sich nicht
so bequem wie die Andern, die, wo immer der Zufall sie mit einer hübschen
Larve zusammenführte, gleich Feuer und Flamme waren und sich mit ihren
wohlfeilen Erfolgen brüsteten. Er suchte .die Veilchen, die im Verborgenen
blühen, und er suchte sie lange. Sein besonderer Ehrgeiz war es, unter
unscheinbarer Hülle etwas Außergewöhnliches aufzufinden.
Dieses mühsame Aufsuchen einer edlen Mcnschenseele, mit der er sich
auf kürzere oder längere Zeit harmonisch verbinden konnte, war eigentlich der
einzige Zweck seines Daseins. Er ließ ihn nie aus den Angen nnd prüfte
mit ernster Aufmerksamkeit jede weibliche Erscheinung, der er von ungefähr
begegnete — gleichviel, ob diese nun in Sammt und Seide angethan an ihm
vorübcrrvllte, oder in dürftigem Kattnnkleidchen, ein in Papier gewickeltes
Packet auf dem Arm, schnell vor ihm hertrippelte.
Pfeifers nähere Freunde zerbrachen sich oft den Kopf darüber, was er
in gewissen Stunden, in denen er absolut unfindbar war, eigentlich anfange.
Der Eine und der Andere war erstaunt, wenn er, durch irgend einen Zufall
in ein ganz entlegenes Stadtviertel geführt, auf einmal Pfeifer begegnete.
In Wahrheit bildeten diese unaufgeklärten Stunden seine eigentliche
Arbeitszeit: in diesen suchte er Seele».
Er suchte sie überall, und seine Freunde im Club machten große Augen,
Wenn ihm hier und da eine Acußerung über irgend ein gänzlich unbekanntes

Vergniiguilgslocal entschlüpft?. Er schien Alles zu kennen. Und der Schein triigte nicht: er kannte in der That Alles. Trotz seiner^anffälligen Eleganz in der Erscheinung verschmähte er es nicht, von Zeit zu Zeit in einem Keller ein Glas Weißbier zu trinken, blos um das Jntelligenzblatt zu studiren und Kenntniß von jenen Vergnügungslocalen bescheidenerer Art zu erlangen, die eben nur in diesem Blatte auf die Genüsse, die sie ihrem Besucher boten, aufmerksam machten.

Auf diese Weise hatte er auch erfahren, daß eine neue, sehr sehenswerthe Künstlerin in der Alhambra sich zeigte. Und er erinnerte sich nun, daß er im Alhambratheater seit langer Zeit nicht gewesen sei, und daß er sich dort wohl wieder einmal zeigen müsse.

Er loste ein Billet zur Prosceniumsloge und war angenehm davon berührt, in dieser ein sehr hübsches junges Mädchen allein zn finden. Auf feinen Gruß hatte sie mit einem kaum merklichen Schließen der schonen dunklen Augen sehr zurückhaltend geantwortet.

Das Theater war sehr voll, von Qualm aus allen möglichen Cigarren durchräuchert und sehr heiß. Die verschiedenen Schaustellungen auf der Bühne waren nicht derart, daß sie Hermann besonders hätten reizen können. Er beobachtete vielmehr unausgesetzt und so unauffällig wie möglich seine Nachbarin; denn sein scharfer Blick hatte ihm sofort verrathen, daß er mit einer zn jähen Aeußerung seines Aunäherungsbedürfnisscs Alles verderben würde.

Es war wirklich ein sehr hübsches Mädchen, von kleiner und zierlicher Gestalt, mit einem reizend geschnittenen Köpfchen. Ihre großen dunklen Angen blickten mit traurigem Ausdruck auf die Bühne. Sie hatte ihr volle» beinahe schwarzes Haar nicht in modischer Art geordnet, es war einfach gescheitelt, und die langen und breiten Flechten fielen über ihren Rücken. Das Mädchen sah sehr blaß aus und machte durchaus den Eindruck des Kindlichen, Unglücklichen. Die Erscheinung hatte etwas reizend Bescheidenes, rührend Anspruchsloses — eine unbewußte Schönheit von schwcrmüthigcm Liebreiz.

Sie blickte zwar unverwandt auf die Bühne, aber auch sie schien wenig Interesse an dem Dargebotenen zu haben. Sie seufzte mehrere Male tief auf, ja, sie zog auch heimlich ihr Tuch — denn sie wußte gewiß nicht, daß sie beobachtet wurde — und drückte es Vor die Augen, wahrscheinlich um ihre geheimen Thränen zu trocknen. Und da sie ihren Nachbarn, der seine Anwesenheit durch keine störende Zudringlichkeit verriet!), wohl ganz vergessen haben mochte, wandte sie ihren Blick schließlich auch von der Bühne ab, starrte in die Leere und sagte für sich, kaum hörbar, aber doch so, daß es der aufmerksam spähende und lauschende Hermann vernehmen konnte: „Dn mein Gott!"

Hermann war wirklich ergriffen, und in der Pause, als das Licht im Saale Heller gemacht wurde, machte er einen discreten Versuch, mit der hübschen Nachbarin eine Unterhaltung anzuknüpfen. Sie aber blickte ihn so geängstigt und zugleich so strafend an, daß er, der erfahrene Mann, doch einigermaßen aus der Fassung gerieth und einige Worte der Entschuldigung stammelte.

Im nächsten Theile stand sie plötzlich auf und verließ die Loge. Pfeifer war beunruhigt. Wahrscheinlich wurde sie von irgend Jemand erwartet. Vielleicht bestieg sie eine Droschke. Und wenn sie ihm jetzt entwischte, war die Hoffnung, sie wiederzufinden, eine sehr geringe. Aber Pfeifer kannte die Welt, und er hatte das bestimmte Gefühl, daß er auch hier einem ungelösten Räthsel gegenüberstand, und daß es Wohl der Mühe verlohnen würde, dieses zu ergründen. Er war daher schnell entschlossen. Auch er verließ nun die Loge und traf noch rechtzeitig am Ausgange des Theaters mit der Unbekannten zusammen. Zum Glück schien sie ihn nicht gesehen zu haben.
Es war etwa um die neunte Abendstunde. Es war ein häßlicher naßkalter Octvberabend. Es war schmutzig, und die Straße war um diese Stunde sehr belebt. Pfeifers Befürchtungen bestätigten sich nicht. Das junge Mädchen nahm seinen Weg zu Fuß und ging bescheidentlich, den Kopf etwas nach vom gebeugt, ruhig seines WegS. Pfeifer war, um nicht von ihr bemerkt zu werden, auf die gegenüberliegende Seite der Straße gegangen und beobachtete sie von da. Er sah, wie zu verschiedenen Malen jüngere und ältere Herren den Versuch machten, sie anzureden. Aber sie lehnte jeden Antrag, sie zu begleiten, mit stiller Entschiedenheit ohne Entrüstung, in sicherem Vollgefühle der Anständigkeit ab und ging weiter.
Als sie auf der verhältnismäßig dunklen Jannowitzbrücke angelangt war, verlangsamte sie ihren Schritt, blieb endlich stehen und blickte spähend um sich. Niemand schien sie zu beachten. Zaghaft trat sie an das Geländer und starrte hinüber in das dunkle Wasser. Noch einmal warf sie einen scheuen Blick um sich . . .
Jetzt war Hermann seiner Sache sicher. Im nächsten Augenblicke konnte sich ein großes Unglück ereigne». Ihm schlug das Herz, und mit voller Entschlossenheit trat er nun auf das junge Mädchen zu und sagte ihr mit den, befehlenden Tone eines Polizisten, der einen Verbrecher verhaftet-
„Ich fordere Sie auf, meiu Fräulein, mir zu folgen!"
Bestürzt sah das junge Mädchen, das in dem harmlosen Rentier in der That einen Beamten der öffentlichen Sicherheit voraussetzen mochte, zu Pfeifer auf. Der Anblick des so freundlich wirkenden, behäbigen, untersetzten Mannes, in dem sie gewiß ihren Nachbarn aus der Loge sogleich wiedererkannte, hätte sie wohl beruhigen dürfen. Sie war indessen sichtlich betroffen und fragte leise mit zitternder Stimme:
„Was wünschen Sie denn von mir?"
„Ich werde auf keinen Fall dulden," versetzte Hermann mit einer schneidigen Bestimmtheit, die die Kleine in ihrem Glauben, daß der ihr unbekanute Herr mit Berechtigung in diesem Tone zu ihr sprechen dürfe, nur bestärken konnte — „ich werde auf keinen Fall dulden, daß Sie das ausführen, was Sie offenbar vorhaben! Ich weiß Alles, mein Fräulein, ich habe Sie beobachtet. Ich fordere Sie also auf, mir zu folgen, und wenn Sie sich meiner Forderung widersetzen, so nehme ich die Hülfe der Behörden i» Anspruch."

Das junge Mädchen zitterte nun und konnte kein Wort hervorbringen.
Ein jugendlicher Strolch, der langsam über die Brücke schlenderte, blieb neben dem Paar stehen. Hermann bemerkte ihn und fürchtete, daß sich mit der Zeit mehr Menschen ansammeln würden.
„Bitte, mein Fräulein," sagte er mit weicherer Stimme, „geben Sie mir den Arm, hier ist unseres Bleibens nicht."
Willenlos legte das Mädchen ihren Arm in den seinigen, und die Beiden gingen nun in mäßigem Schritt weiter.
„Sie dürfen dem gütigen Zufall danken," fuhr Hermann fort, „daß er mich in dieser verhängnißvollen Stunde zu Ihnen geführt hat. Ich besitze Verständnis; für alle Verhältnisse. Sie dürfen mit mir ganz offen sprechen. Haben Sie also Vertrauen zu mir, ich weiß das Unglück zu rcspectiren."
Er machte eine Pause, aber seine Begleiterin bewahrte ihr Schweigen.
„Aber so sagen Sie mir doch nur um des Himmels willen, was kann ein blühendes junges Mädchen wie Sie zu einem so verzweifelten Schritte treiben? Denn gestehen Sie nur, sie standen im Begriff, etwas Furchtbares zu thun."
Die Kleine schwieg, er fühlte aber, wie sie schaudernd zusammenfuhr.
Er blickte sie von der Seite an. Sie hatte den Kopf gesenkt, und in ihren Augen standen Thränen.
„Aber so sprechen Sie doch! Sie müssen mir doch anhören, daß ich es gut mit Ihnen meine."
„Ach!" seufzte die Kleine, „wenn Sie es wirklich gut mit mir meinten, dann hätten Sie mich ruhig gewähren lassen, dann wäre es jetzt vorbei mit allem Kummer und aller Roth!"
„Aber Fräulein, wie kann man nur so etwas sagen! Sie treten eben in das Leben ein und wollen den Kampf aufgeben? Sie sind jung, gesund, hübsch und wollen verzweifeln? Ich finde kein genügend starkes Wort für meine Entrüstung über soviel Undank und Leichtsinn!"
„Vielleicht würden Sie mich weniger streng beurtheilen, wenn Sie wüßten, wie schlecht es mir ergangen ist," sagte das Mädchen mit wohllautender Stimme und rührender Einfachheit.
„Das will ich ja gerade von Ihnen erfahren! Und ich weiß im Voraus, daß Ihr Leid nicht so unermeßlich groß sein kann, um den äußersten Schritt, den sie beabsichtigten, zu rechtfertigen! Fassen Sie Vertrauen zu mir, mein Kind! Sprechen Sie wie zu einem väterlichen Freunde! Ihnen muß ja zu helfen sein, nnd soweit meine geringen Kräfte reichen, will ich Ihnen helfen."
„Ach, mein Herr, das läßt sich so nicht sagen, nicht in wenigen Worten und nicht hier."
„Da haben Sie Recht," sagte Hermann, der den Widerspruch zwischen seiner weihevollen Stimmung und der häßlichen Umgebung, der schmutzigen und sehr belebten Wallstraße, längst empfunden hatte. „Aber ich lasse mich nicht

vertrösten, und heute noch will ich mit Ihnen ernsthaft und vernünftig
sprechen. Können Sic mich in Ihrer Wohnung empfangen ... bei de»
Ihrigen?"
Tas Mädchen schüttelte den Kopf.
„Nun," fuhr Hermann fort, „es könnte leicht mißverstanden werden, und
ich wage Ihnen kaum den Vorschlag zu machen, mit mir in meine Wohnung
zu kommen, obgleich ich Ihnen feierlich verspreche . . ."
„Aber was denken Sie denn von mir?" unterbrach ihn das Mädchen.
„Gut, gut!" fügte Hermann schnell mit begütigendem Ausdruck hinzu.
„Sprechen wir nicht mehr davon! Also suchen wir ein neutrales Gebiet.
Um diese Stunde finden wir schon irgend ein Plätzchen, wo wir uns unge-
stört aussprechen können. Vielleicht bei Hillcr, bei Uhl oder bei Dressel?"
„Unmöglich!" sagte die Kleine mit Bestimmtheit. „Was würden die
Leute von uns denken, wenn sie uns da zusammen sähen?"
„Nun also, so machen Sie mir doch irgend einen Vorschlag."
Sie zuckte die Achseln.
„Nun, dann gehen wir in das erste beste Wirthshaus. Da drüben ist
ja gleich eine rothe Laterne! Ich bin hier in der Gegend vollkommen unbe-
kannt, und Sie dürfen versichert sein, daß ich Sie hier nicht comvromittiren
werde."
Gegen diesen Borschlag schien sie keinen Einwand mehr zu erheben.
Tie Beiden überschritten den Straßendamm nnd traten in eine Bierwirth-
schast sechster Ordnung ein, in der verschiedene dem Handwerker- und Arbeitcr-
stande angchörige Männer nnd Frauen ihr Bier tranken und ihr Abendbrot
verzehrten.
Ein nicht sehr sauberer Kellner legte die stark bcfettete Speisekarte vor
und brachte unaufgefordert zwei Glas Bier. Eigentlich hatte Pfeifer blos
der Form halber gefragt, ob seine Begleiterin etwas zu essen wünsche. Nun freute
er sich, als sie die Frage bejahte. Und er freute sich noch mehr, als sie
während des Folgenden ein deutsches Beefsteak mit bestem Appetit verzehrte.
Er stellte währenddem tiefsinnige Betrachtungen an über die unerklärlichen
Widersprüche der menschlichen Natur. Während das arme Mädchen mit treu-
herzigen Worten und dem Eindrucke der vollsten Glaubwürdigkeit ihm schlicht
und ergreifend die traurige Geschichte ihres Lebens erzählte, aß sie das ge-
hackte zweideutige Fleisch mit erstaunlichem Behagen und beseitigte bis zur
Uncrkennbarkcif auch die letzten Spuren des braunen Jettes, das sie durch
die Vermittelung von auf die Gabel aufgespießten Brvtbrocken ihrem reizenden
rosigen Munde zuführte; und bis zur Nagelprobe leerte sie das Seidel.
Pfeifer war davon wahrhaft gerührt, und in andächtiger Ergriffenheit hörte
er ihre einfache Geschichte.
Es war die Geschichte von tausend anderen Mädchen.
Mariechen Gärtner war armer Leute Kind. Es herrschte zwar kein
eigentlicher Mangel im Hause der Eltern, aber es ging doch sehr schmal her.

Die kleine Madonna.
Ter ältere Bruder war mit vierzehn Jahren in die Lehre gegeben, und Mariechen hatte, nachdem sie die Gcmcindeschule verlassen, die Stickerei erlernt. Tas schönste Zimmer der Wohnung war an einen jungen Maler vermiethet.
O diese Künstler! Er hatte Mariechen in's Unglück gebracht. Wie scheinheilig hatte er sich benommen! Mit welcher Schlechtigkeit hatte er sich in das Vertrauen der Mutter einzuschleichen gewußt! Wie hatte er der einfachen Frau klar zu machen verstanden, daß seine ganze Zukunft davon abhinge, wenn Mariechen ihm für sein Madonnenbild, das er für die nächste Ausstellung fertigstellen wollte, einige Sitzungen bewilligte! Sie hatte ja ganz den Kopf, nach dem er immer gesucht hatte! Und Mariechen, die damals kaum siebzehn Jahre alt war und von den Tücken der Welt nichts wußte, hatte schließlich ihr geheimes Widerstreben überwunden und war in die Werkstatt gegangen. Da arbeitete noch ein anderer junger Maler nach einem bezahlten Modell, und da ging es denn allerdings viel lustiger zu als in dem Stickereigcschäft, und in den Pausen der Heiligenmalcrei war das Treiben so weltlich wie möglich. Und Mariechen war ein junges Mädchen und fand Gefallen daran. Mit rührender Offenherzigkeit klagte sie sich ihrcS Leichtsinns an. Sie hatte sich in den Maler verliebt, nnd eines Tages war das Unglück geschehen. Und die Mutter war dahinter gekommen und hatte sie aus dem Hause gejagt. Und der junge Maler hatte kein Geld, und sein Bild wurde überhaupt nicht ausgestellt. Und da hatte sie sich denn mit ihrer Hände Arbeit kümmerlich durchzuschlagen versucht . . .
Aber in der letzten Zeit hatte sie fast gar nichts verdienen können.
Tie Wirthin, der sie seit vierzehn Tagen die Micthe nicht gezahlt hatte, wollte unter Zurückhaltung des Wenigen, was Mariechen hatte, sie vor die Thür setzen. Und von Gewissensqualen gefoltert, in der Verzweiflung über ihre gegenwärtige Lage und über ihre Zukunft war sie heute Abend ausgegangen, ohne zu wissen wohin, und ohne zn wissen, wie der Abend endigen würde. Eine Freundin aus dem Stickereigeschäfte, deren Schwester in der Alhambra engagirt war, hatte ihr ein Billet gegeben, und die Freundin hatte ihr versprochen, sie dort aufzusuchen. Aber diese hatte natürlich nicht Wort gehalten, und da hatte sie es denn im Theater nicht mehr geduldet. Ohne ein bestimmtes Gefühl war sie aus die Straße getreten und planlos vor sich hingegangen.
„Und wäre ich Ihnen nicht begegnet," schloß Mariechen ihien traurigen Bericht, „Gott weiß, was geschehen wäre!"
„Zum Glück sind Sie mir begegnet!" rief Hermann freudig. „Und nun, da ich Ihre Geschichte weiß, mache ich Ihnen erst recht den ernsten Vorwurf der Kleinmüthigkeit. Ja, es ist Ihnen schlecht ergangen, und Manches, was geschehen ist, läßt sich nicht wieder gut machen, das gebe ich zn! Aber du mein Gott! zum Verzweifeln ist Ihre Lage doch nicht, und mit einem verhältnißmäßig geringen Opfer kann Ihm» ja über Ihre jetzige Verlegenheit hinweggeholfen werden. Wegen der paar Mark, die Sie Ihrer Wirthin schnlden und die Sie gebrauchen, um wieder flott zu werden, brauchen Sie sich keine

grauen Haare wachsen zu lassen. Und wenn Sie aus der Geldverlegenheit
heraus sind, werden Sie das Leben wieder mit ganz anderen Augen betrachten,
glauben Sie mir! Und nun seien Sie ein verständiges Mädchen, und sagen
Sie mir ganz offen, was Sie brauchen."
Mariechcn erröthete über und über, und Pfeifer mußte alle Mittel
seiner Überredungskunst erschöpfen, um das Mädchen zu veranlassen, endlich
zaghaft und mit gesenkten Lidern die allerdings ganz bescheidene Summe an-
zugeben. Pfeifer machte sich klar, daß mit dieser einmaligen Hülfelcistung
wenig gethan sei. Das anmuthigc, hübsche, junge Mädchen hatte auf ihn
einen sehr sympathischen Eindruck gemacht, und er war fest entschlossen, seinem
Schützling, mit dem ihm sein gütiger Stern unter so seltsamen Umständen
zusammengeführt hatte, dauernd hülfreich zur Seite zu stehen. Er begleitete
sie bis Vor die Thür ihrer Wohnung, Und als er ihr unterwegs sagte,
daß sie sich morgen um sieben Uhr wieder in demselben Locale treffen wollten,
daß er sich bis dahin nach einer geeigneten einfachen, aber hübschen Wohnung
von zwei Zimmern umsehen werde, daß er ihr wöchentlich ein kleines Taschen-
geld bewillige, um ihre bescheidenen Bedürfnisse in ausreichenderem Maße als
bisher zu bestreiten, uud daß er ihr später, wenn sie sich bewähre, eine be-
scheidene eigene Einrichtung schaffen wolle, die sie in den Stand setze, nicht
mehr von den Lauuen und der Habgier der gewissenlosen Zimmerver-
mictherinnen abhängig zu sein, als er ihr endlich bei dem Wunsch einer
guten Nacht in großer Verlegenheit, als begehe er ein Unrecht, etwas in
die Hand drückte — da war Mariechen bis zu Thränen gerührt. Sie war
kaum eines Wortes mächtig und schluchzte:
„Gott wird es Ihnen lohnen! Und Sie werden es nie zu bereuen
haben, was Sie an mir gethan!"
Pfeifer war mit seinem Abend sehr zufrieden, und den Freunden, mit
denen er später zusammentraf, fiel seine ungewöhnlich gute Laune auf.
Am anderen Morgen — es war ein Sonntag — gab er, da er sich
in seinen Gewohnheiten nicht stören lassen und zur gewohnten Frühstück-
stunde im Club erscheinen wollte, dem „Bna" den Auftrag, im östlichen
Theile der Stadt, in einer anständigen Straße, bei anständigen Leuten eine
möblirte Wohnung, aus Wohn- und Schlafzimmer bestehend, zn miethen.
Der „Bna" lachte dummdreist wie gewöhnlich und trollte ab.
Am Nachmittag fand Pfeifer auf feinem Schreibtisch einen Zettel mit
der Angabe der gemiethctcn Wohnung in der Manteuffelstraße.
Zur festgesetzten Stunde war Hermann pünktlich vor der Wirthschaft
in der Wallstraße, und vor der Thür fand er schon Mariechen, die eben
angekommen war und auf ihn wartete. Sie betraten das Local gar nicht,
sondern fuhren gleich zusammen nach der Manteuffelstraße, wo Mariechen
als die neue Micthcrin der Wirthsfrau vorgestellt wurde. Hermann ver-
säumte es nicht, dieser das junge Mädchen noch ganz besonders zu empfehlen,
und da er die Miethe des Monats vorausbezahlte, war die Wirthin auch

sehr liebenswürdig und versprach, Alles zu thun, was sie thun könne, nm
ihn und das Fräulein zufriedenzustellen.
Mariechen war blutarm. Tie wenigen Gegenstande, die sie die ihrigen
nennen durfte, waren in schadhaftem Zustande und werthlos. Es machte
Hermann ein besonderes Vergnügen, dem stillen, bescheidenen, guten Mädchen
allmählich eine kleine Ausstattung zu schaffen. Er besuchte sie allabendlich,
wenn sie aus ihrem Geschäft kam, so etwa in der achten Stunde, und er
kam nie, ohne irgend ein nützliches Geschenk mitzubringen. Und Manschen
besaß das unbewußte Talent, ihre Dankbarkeit in wahrhaft entzückender
Weise auszudrücken. Um nenn, halb zehn verließ er sie dann immer mit
einem gehobenen Gefühle der Beruhigung und des Behagens.
Maricchcn war zu einer kleinen Hausfrau wie geschaffen. Nach einem
Monat war die kalte und langweilige Wohnung nicht mehr zu erkennen.
Alles war tranlich und gcniüthlich geworden. Sie hatte für Pfeifer auch Haus-
schuhe angeschafft, die allerdings viel zu groß waren. Und wie reizend konnte
sie schwatzen! Es waren die angenehmsten Stunden des Tages, die Pfeifer
verbrachte, wenn er Abends, mit den großen Hausschuhen angethan, auf dem
bequemen Sopha in der Mantcuffelstraßc saß, vor ihm das bildhübsche,
jnnge Mädchen, das ihm allerhand Schnickschnack in anmuthigster Weise vor-
plauderte. Er war auch tief gerührt, als sie ihm nach einigen Wochen eine
wunderhübsche Brieftasche mit feinster Stickerei verehrte, die sie in ihren
Mußestunden neben ihrer anstrengenden Arbeit für ihn gefertigt hatte. Und
da das Stickercigeschäft noch immer schlecht ging, ließ Pfeifer Mariechcn für
seine Bedürfnisse arbeiten. Und so befand er sich denn nach einiger Zeit
im Besitz von siebzehn Dntzend Taschentüchern, die alle mit den schön
verschlungenen Initialen II. I'. gestickt waren.
Es machte Pfeifer offenbares Vergnügen, das ursprünglich bescheidene
Taschengeld, das er für Mariechen ausgesetzt hatte, von Woche zu Woche zu
vermehren, da er sah. einen wie vortrefflichen Gebrauch das gute Kind davon
machte. Sie schaffte allerhand praktische Gegenstände dafür an. Sie kaufte
das nöthigste Gercith snr die Küche: eine Kaffeemaschine, eine Thcemaschinc,
einen kleinen Kocher, verschiedene Teller, Tassen und Geschirr. Und nirgends
schmeckte ihm der Kasfee so gut wie bei ihr. Mit der Zeit hatte sie sich mich
eine einfache, aber sehr kleidsame und geschmackvolle Garderobe angeschafft, ihre
Kommode hatte sich mit Wäsche gefüllt, die sie selbst gestickt hatte. Kurzum:
man konnte beinahe schon von einem Hausstande Mariechens sprechen, und
Alles hatte den Charakter des fröhlichen Gedeihens.
Maricchen war Hermann Pfeifer immer lieber geworden, und zum
Wcihnachtsfeste hatte er eine große Ucberraschung für sie in Aussicht. Er
wollte ihr eine zwar nur ganz einfache, aber doch vollständige Einrichtung
für Wohn-, Schlafzimmer und Küche schenken. Und er hatte auch schon im
Geheimen dnrch den „Bua", den er zu solchen Dienstleistungen immer ver-
wandte, eine entsprechende Wohnung in der Nähe gcmiethet.

Paul Lindau i» Berlin,

Mariechen hatte sich in den letzten Tagen etwas unwohl gefühlt. Sie hatte sich auf dem Wege vom Geschäft nach ihrer Wohnung eine starke Erkältung zugezogen, und Pfeifer hatte ihr gesagt, sie solle doch einige Tage nicht ausgehen.

So fand er sie denn auch am Heiligabend, als er schon zu ungewohnt früher Stunde im Laufe des Nachmittags zu ihr kam, zu Haufe. Sie lag in ihrem Schlafrock auf dem Sopha und las die „Gartenlaube". Es fiel ihm auf, daß es im Zimmer nach Tabak roch, und als er sich umsah, sah er auf einer Untertasse einen Cigarrcnstummcl liegen. Ein häßlicher Verdacht stieg in ihm auf. Mißtrauisch erkundigte er sich danach, wie die Cigarre hierhergekommen sei, und er hörte nun von Mariechen, daß ihr Onkel, der im Auftrage ihrer Mutter seit Wochen nach ihr geforscht, endlich ihre Wohnung erfahren, sie heute unerwartet aufgesucht und ihr einen fürchterlichen Auftritt gemacht habe. Sie sei davon noch kränker geworden, als sie schon war. Die Erinnerung an die harten und ungerechten Worte, die sie hatte hören müssen, wirkte noch so lebhaft nach, daß Mariechen in bitteres Schluchzen verfiel und zuerst gar nicht zn beruhigen war.

Aber Schmerz nnd Freude lösen sich im Tasein des Menschen regelmäßig ab, und auf die Thränen des Kummers folgten nun Thränen der Rührung und der Freude, als Maricchen von dem wundervollen Geschenk hörte, das Pfeifer für sie bestimmt hatte. Die Freude machte sie wieder gesund, und mit kindlicher Lieblichkeit bestürmte sie ihren Freund und Wohlthnter, ihr die Herrlichkeiten gleich heute zu zeigen. Sie lief in das Nebenzimmer und machte sich schnell zurecht. Zehn Minute» später trat sie fix und fertig angezogen in freudigster Erregung wieder in das Zimmer, in dem Hermann auf sie gewartet hatte, und rief ihm zu-

„Nun wollen wir nach der Reichenbergerstraße fahren!"

„Nach der Reichenbergerstraße?" fragte Pfeifer erstaunt. „Aber woher wissen Sie denn das?"

„Nnn, Sic haben es mir doch eben gesagt!" versetzte Maricchen ruhig. „Oder habe ich mich verhört? Sagten Sie nicht, daß Sie in der Reichenbergerstraße eine kleine Wohnung für mich gefunden hätten?"

„So," sagte Pfeifer, „das habe ich Ihnen gesagt? Ich wußte es gar nicht. Aber es stimmt! Hier dichtbei in der Reichenbergerstraße habe ich ein recht hübsches Quartier für Sie gefunden, und die Möbel sind alle schon an Ort und Stelle."

Sie bestiegen die Droschke, die unten gewartet hatte, und sichren nach der vom „Bua" gemiethctcn Wohnung, die Pfeifer bis jetzt selbst noch nicht in Augenschein genommen hatte.

Der Tischler und Tapezierer hatten ihre Schuldigkeit gethan. Die Wohnung war bei aller Bescheidenheit sehr hübsch, sehr geschmackvoll und anheimelnd. Maricchen war außer sich vor Freude. Mit dem reizenden Ungestüm eines Kindes bestand sie darauf, schon heute den Umzug zu be-

werkstelligen, und sie bat so rührend nnd lieb, das; Pfeifer ihrem harmlosen Verlangen nicht widerstehen konnte. Und obwohl er eine Verabredung in einer befreundeten Familie für den Abend getroffen hatte, mußte er ihr doch versprechen, wenigstens auf eine halbe Stunde vor Thoresschluß zu ihr zu kommen, nm ihr neues Reich gemeinsam mit ihr einzuweihen und sich über den kleinen Baum zu freue», den sie mit allerhand Schnurrpfeifereien reizend geschmückt hatte.
Ter Umzug war in der That bald bewerkstelligt. Und als Pfeifer in der neunten Abendstunde Manschen aufsuchte, war Alles in der Reichenbergerstraße schon in schönster Ordnung. Auf dem kleinen Tisch, über den eine Serviette gebreitet war, stand der niedliche Baum, darunter zwei Teller mit Aepfeln und Nüssen, der eine für Hermann, der andere für sie. Und auf dem für Hermann bestimmten Platze lag eine sehr geschmackvolle Schreibmnppe mit einer mühsamen und schönen Ledcrstickcrci.
Hermann war wieder einmal glücklich, und es that ihm aufrichtig leid, daß er so früh aufbrechen mußte, um die gleichgültigen Leute, die ihn der Höflichkeit halber eingeladen hatten, aufzusuchen.
„Gerade heute," sagte er, als er sich erhoben hatte, „thut es mir doppelt leid, Sie verlassen zu müssen. Ich habe schon oft mit einem gewissen Gefühle von Beunruhigung daran gedacht, daß ich Ihnen doch herzlich wenig an Zerstreuungen biete. Sie sind jung und lebenslustig, und es ist ganz natürlich, daß Sie das Bedürfnis; haben, ab und zu Leute zu sehen. Meine Verhältnisse gestatten es mir aber nicht, Sic in Gesellschaften zu führen, und mit Ihnen hie Abende im Theater zuzubringen; ich habe nun die Empfindung, daß Sic sich doch schließlich mit mir langweilen müssen. Sagen Sie offen, Mariechen, habe ich nicht Recht?"
„Nein, Sie haben ganz und gar nicht Recht! Ich langweile mich nie, und ich habe mich nie glücklicher gefühlt als jetzt. Ich arbeite, ich bin gesund, es geht mir gut — was kann ich mehr verlangen? Sic sind immcr freundlich und gütig zu mir. Ich wäre das undankbarste Geschöpf von der Welt, wenn ich mich beklagen wollte."
„Das ist Alles schön nnd gut," versetzte Hermann, „aber es würde mir ganz natürlich erscheinen, wenn Sic von Zeit zu Zeit sich danach sehnten, einmal ans dem gewöhnlichen Einerlei herauszukommen, um mit irgend einer guten Freundin oder Bekannten einen vergnügten Abend zu vcrbringcn."
„Freundinnen!" wiederholte Manschen mit treuherzigem Augenaufschlage. ,.Wenn Sie die Madchen naher kennten, die wir im Geschäft als Freundinnen finden, dann würden Sie mir den Umgang mit ihnen sicher verbieten! Ich mag nichts von ihnen wissen. Ich habe nie den Hang verspürt, mich zu amüsiren, wie man das nennt. Wenn ich in meinen vier Pfählen bin, meine Lampe brennt, wenn ich mich mit einer Arbeit beschäftige oder zu meiner Zerstreuung etwas Hübsches lese, dann ist mir am wohlsten, dann verlange ich nichts weiter. Und wenn Sie dann kommen und mit mir ein Stündchen

Verplaudern, dann wüßte ich wirklich nicht, was ich mir noch wünschen könnte! Sie brauchen sich meinethalben wahrhaftig nicht zu beunruhigen."
„Und doch kann ich es nicht so leicht nehmen, wie Sie es mir schildern. Sie sind zuviel allein, Mariechen, und das tangt nicht; da kommt man auf allerhand dnmme Gedanken. Ich habe mir schon lange vorgenommen, mit Ihnen einmal irgend etwas Lustiges zu unternehmen, und da seht der Winter mit seinen Vergnügungen hereingebrochen ist, mache ich Ihnen gleich heute einen Vorschlag: Wie wär's, wenn wir den Sylvester-Maskenball bei Kroll mitmachten? Unter dem Schutze der Masken können wir uns Freiheiten gestatten, die mir sonst nicht eingeräumt sind. Ich mache Sie auf Bekannte aufmerksam, die Sic intriguiren können. Es kann ganz spaßhaft werden. Was meinen Sie?"
„Ich habe dergleichen nie mitgemacht," sagte Mariechcn lächelnd. „Aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich mir kein Vergnügen davon verspreche, und wenn Sie wirklich wollen — ich bin natürlich dazu bereit! Aber ich wiederhole noch einmal: glauben Sie nicht etwa, daß Sie mir auö Bernnnftgründen gewisse Zerstreuungen bieten müssen. Ich bedarf deren nicht. Ich fühle mich wirklich glücklich und vermisse gar nichts."
„Es bleibt dabei," schloß Pfeifer das Zwiegespräch, „die Sylvestcrnacht verbringen wir bei Kroll. Tie Tominos werde ich schon besorgen."
Er war wirklich ärgerlich, daß er sich entfernen mnßte. Er hätte viel lieber mit dem anmnthigen Kinde weiter geschwatzt.
Tie Verabredung wurde innegehalten. Mariechen hatte freilich darauf bestanden, ihre wundervollen langen Haare unter der Kapuze zu verbergen, aber Pfeifer war viel zu eitel darauf.
„Es kennt Sie ja doch Niemand," sagte er, „und mir macht es Freude, Ihre schönen Zöpfe über den schwarzen Domino sallen zn sehen."
Pfeifer war unter dem Domino und der Maske Allen, die ihn überhaupt kannten, viel kenntlicher als znvvr. Jetzt erst machte man die Wahrnehmung, wie wenig sein Gesicht eigentlich zu bedeuten hatte. Es war eben nur die kleine komische Gestalt mit dem runden Bäuchlcin, die das Charakteristische seiner Erscheinung bildete, nnd diese trat nach Beseitigung der Physiognomie noch in viel vcrräthcrischcrer Deutlichkeit hervor.
Sobald er, Maricchen am Arm führend, den hellen Saal betreten hatte, wurde er sofort von verschiedenen Bekannten umringt und verhöhnt. Er machte gute Miene zum bösen Spiel und war stolz auf das Aufsehen, das seine zierliche Begleiterin mit den wundervollen dunklen Zöpfen erregte. Er fand es ganz in der Ordnung, daß ihm diese von Bekannten und Unbekannten auf längere nnd kürzere Zeiten entführt wurde, und er amüsirte sich königlich, wenn er beobachtete, mit welcher natürlichen angeborenen Grazie das reizende Kind tanzte. Jetzt sah er sie wieder, wie sie sich am Arme einer sehr großen Maske mit kolossalen Füßen im Kreise drehte, und ihr Tänzer schien ihr etwas zuzuflüstern. Und es war ihm, als ob sie daraus

antwortete. Er konnte sich nicht Rechenschaft davon ablegen, weshalb ihn gerade dieser Tänzer mehr interessirte als die andern; aber als sie zu ihm zurückkehrte, fragte er sie doch:
„Wer war denn das?"
„Ich weiß es nicht," antwortete Maricchen.
„Was hatte Ihnen denn der lange Kerl so Besonderes anzuvertrauen?"
„Nichts Besonderes. Er sprach eben dummes Zeug, wie alle Andern."
„So?"
Pfeifer war darüber verstimmt. Er wußte selbst nicht, weshalb; aber er ärgerte sich.
Und wieder wurde ihm Mariechen von einem andern Tanzlustigen entführt. Und wie er so in seiner ihm selbst unerklärlichen Verstimmung an der Saalthür stand, trat einer seiner Bekannten an ihn heran und fragte ihn:
„Wo haben Sie denn die kleine Madonna aufgegabelt?"
„Die kleine Madonna?" wiederholte Hermann erstaunt.
„Spielen Sie nur nicht den Unbefangenen! Ich habe sie auf den ersten Blick an ihren wundervollen Zöpfen erkannt."
„Die kleine Madonna?" wiederholte Pfeifer noch einmal.
„Nun ja, so wurde sie früher in Künstlcrkreisen genannt. Sie war früher Modell, und unser alter Freund Bertram, der jetzt in Metz steht, hat sie einem jungen Maler abgejagt. Sie hat wirklich ein Madonnengesichtchen. Sie sieht aus, als ob sie kein Wässerchen trüben könne, in Wahrheit soll sie aber ein ganz durchtriebenes Frauenzimmer sein. Bcrtram".hat sie übrigens unter ganz besonderen Verhältnissen kennen gelernt. Es gingnhr damals herzlich schlecht, und sie stand imkBegriff, sich das Leben zu nehmen."
„So?" versetzte Hermann mit gespielter Gleichgültigkeit. „Ich bin mit der Kleinen zufällig zusammengekommen. Ich weiß sonst nicht viel von ihr."
Er war seelenfroh, daß er die Maske vor dem Gesicht hatte, denn sonst würde der Ausdruck tiefer Erregung und bebender Entrüstung, der jetzt unzweifelhaft auf seinen Ziigm lag, dem Andern kaum entgangen sein.
„Kommen Sie!" herrschte er Maricchen an, 'nachdem diese wieder zu ihm zurückgekehrt war, und in so barschem unfreundlichen Tone, daß sie ganz erschrocken zurückwich.
„Auf der Stelle!" wiederholte er.
Und er nahm gewaltsam ihren Arm und führte sie zum Saale hinaus.
Sie fuhren den langen weiten Weg, ohne ein Mort zu wechseln.
Maricchen hatte die Maske abgenommen, und Hermann sah, wenn sie^an den Straßenlaternen vorüberfuhren und der helle Schimmer in den Wagen fiel, daß sie bleicher als je vor sich hinstarrte, mit fest zusammengekniffenen Lippen und feuchten Augen. Drei- oder viermal setzte er an, um eine Auseinandersetzung herbeizuführen, um sich das Unerklärliche erklären zu lassen. Aber er besann sich dann wieder eines Andern und schwieg. Er ließ den Kutscher vor dem Hause halten und trat mit Mariechcn in das Haus. Sie

war darüber erstaunt, aber sie fürchtete sich, ihrer Verwunderung Ausdruck
zu geben, und ließ es ruhig geschehen, daß er mit ihr hinaufging.
In fieberhafter Aufregung durchschritt Hermann das Zimmer, während
sie still geschäftig wie immer die Lampe angezündet und auf das kleine
Tischchen vor dem Sopha gesetzt hatte. Sie selbst hatte sich auf den Sessel
niedergelassen und starrte vor sich hin.
Nun endlich platzte Hermann los. Alle Wuth, die er langsam in sich
angesammelt hatte, durchbrach die Schleuse. Er machte dem Mädchen, da»S
ihn so schmählich hintergangen hatte, die bittersten Vorwürfe. Weshalb hatte
sie mit ihm Komödie gespielt? Gerade mit ihm, der ihr nur Gutes gethan
hatte? Er schnob vor Wuth. Maricchens Schweigsamkeit erzürnte ihn immer
mehr. Er redete sich in den wildesten Zorn hinein und war schließlich su
fassungslos, daß er sich beinahe an dem kleinen wehrlosen Dinge vergriffen hätte.
Mariechen erwiderte kein Wort. Sie weinte auch nicht. Sie war still,
ergeben, tief betrübt.
„Und haben Sie denn kein Wort der Erklärung, der Entschuldigung?"
schrie Pfeifer endlich. „Aber so antworten Sic doch! Lügen Sie meinetwegen,
aber antworten Sie!"
Da schlug Mariechen die Augen auf — die schönen treuherzigen guten
Augen. Es zuckte schmerzlich um ihre Mundwinkel, und sie sagte nichts
weiter als:
„Machen Sic mit mir, was Sic wollen! Nehmen Sie mir Alles, was
Sie mir gegeben haben, ich muß es mir gefallen lassen. Ich kann Ihnen
nur sagen: ich verstehe Sie nicht. Ich weiß gar nicht, was Sie meinen."
So billigen Kaufs sollte nun Mariechcn allerdings nicht davon kommen.
Pfeifer machte sie in erregtester Weise auf die Unmöglichkeit einer zufälligen
Uebereinstimmung aufmerksam. Er selbst hatte sie unwillkürlich „die kleine
Madonna" genannt. Der Name war für sie ein so natürlicher, gegebener,
daß er unmöglich aus zwei Personen gleichzeitig angewandt werden konnte.
Und hatte sie nicht selbst erzahlt, daß sie einem Maler Modell gesessen und
diesem ihr erstes Unglück zuzuschreiben habe? Und die zweite Auslage ihrer
selbstmörderischen Verzweiflung? Weshalb hatte sie alles Andere verschwiegen?
Mariechcn wiederholte immer wieder:
„Ich kann Ihnen nicht antworten. Ich weiß nicht, was das Alles zu
bedeuten hat. Ich habe nie von einem Herrn Bertram gehört. Ich habe
Ihnen die volle Wahrheit gesagt. Sie mögen mir nun glauben oder nicht."
Und schließlich, als sie immer auf's Neue beschuldigt wurde, stimmte
sie die unverdiente Kränkung weich, und sie weinte wie ein kleines Kind.
Sie konnte ihrem Wohlthätcr nicht grollen, aber es that ihr in der Seele
weh, daß sie gerade von diesem verkannt wurde. Und sie weinte und weinte,
und ihre Thänen schwemmten endlich auch den wilden Zorn weg, der sich
Pfeifers bemächtigt hatte. Und schließlich mußte er ihr ja glauben: es war
doch nur ein zufälliges Zusammentreffen gewesen! Mit dieser Ruhe und

Sicherheit konnte sich nur die Reinheit vertheidigcn. Wenn dies Mädchen lvg, dann gab es keine Wahrheit mehr in der Welt. Er beschuldigte sich, machte sich heftige Vorwürfe und bat sie um Verzeihung. Und er war glücklich, als ein erstes Lächeln wieder ihre reizenden Lippen hob, und als aus ihren schönen Augen der goldige Strahl der Versöhnung auf ihn siel. Er küßte ihre Stirn, als sie ihm mit der Lampe die Treppe herunterbegleitct und ihm die Thür geöffnet hatte; und dann fuhr er beruhigt nach Hause.

Ganz spurlos war dieser stürmische Auftritt nun allerdings nicht vorübergegangen. So ernsthaft Mariechen auch bestrebt war, die ihr zugefügte Unbill zu vergessen, und so unverkennbar Hermanns Bestreben, das, was er in einer zornigen Aufwallung schlecht gemacht hatte, wieder gut zu machen, in der Verdoppelung feiner sorgsamen und freundschaftlichen Bemühungen um seinen Schützling auch zu Tage trat — es war doch etwas anders zwischen den Beiden geworden. Mariechen war ganz philosophisch. Mit trübem Lächeln sagte sie ihrem Freunde:

„Ich wußte ja, daß es nicht so bleiben konnte! Es war ,zu schön. Und wenn ein neues Jahr gleich so anfängt, dann endet es schlecht. Und da haben Sie den Beweis, daß mich meine Ahnung nicht getäuscht hat: Heute im Geschäft ist mir gekündigt worden. Das Geschäft geht zu schlecht, und der Prinzipal hat dreiviertel der Stickerinnen entlassen müssen. Was soll ich nun anfangen? Ich kann doch nicht ganz von Ihrer Gnade leben."

Hermann beruhigte sie, und um ihr das kränkende Gefühl des Almosenempfangs zu ersparen, bestellte er bei ihr einen großen Ofenschirm in kunstvoller Arbeit, der sie einige Wochen lang beschäftigen mußte. Er fand in den nächsten Tagen denn auch in ihrem Zimmer einen großen mächtigen Rahmen und freute sich über die Fortschritte, die die Arbeit machte. Er war ganz erstaunt, wieviel Mühe und wieviel Zeit dieselbe erforderte, und wie schlecht sie bezahlt wurde.

Eines Tages vermißte er den Rahmen, und als er sich danach erkundigte, sagte Mariechen:

„Ich habe ihn bei Seite gestellt. Ich möchte doch .nicht, daß Sie die Arbeit Stich um Stich verfolgen können. Lassen Sie mir die Freude, Sie mit der Fertigstellung zu überraschen."

Vierzehn Tage später überreichte sie ihm dann bei seinem Besuche eine mächtige Rolle, und als Hermann sie entfaltete, sah er ein wahres Meisterstück der Kunststickerei. Er war innig erfreut und tief gerührt von diesem mühsamen Kunstwerke. Er schloß Mariechen liebkosend an sich und dankte ihr herzlich. Mit ihren guten, treuen, kindlichen Augen blickte sie lächelnd zu ihm auf und sagte nur:

„Ich freue mich, daß Ihnen die Arbeit gefällt. Ich habe während der langen Stunden beständig an Sie gedacht, und wenn nur ein kleiner Theil der Wünsche, die ich für Sie hineingestickt habe, sich erfüllt, dann wird es Ihnen gut ergehen."

Paul Lindau in Berlin.
„Sie sind cm gutes liebes Mädchen," versetzte Hermann wahrhaft er-
griffen.
Hermann hatte die aufmerksame Gewohnheit angenommen, sein Nicht-
kommen zu den gewohnten Abendstunden, wenn er durch irgend eine gesell-
schaftliche Verpflichtung in Anspruch genommen war, oder wenn der Tag eine
unvorhergesehene Störung brachte, mündlich oder brieflich anzuzeigen. Als er
heute mit seiner großen Rolle sich verabschiedete, sagte er, indem er Mariechens
Hand zärtlich drückte:
„Morgen bitte ich Sie mich nicht zu erwarten. Ich bin zu einem Jung-
gcsellendiner eingeladen, dem sich eine kleine Spielpartie anreihen wird, und da
wird es jedenfalls spät werden."
Maricchen jsprach ihr Bedauern aus. aber sie war so absolut an-
spruchslos und verständig, daß nie ein Wort der Beschwerde über ihre
Lippen kam.
„Also auf übermorgen!' sagte sie mit freundlichem Lächeln.
Hermann war höchlich überrascht, als er am anderen Tage, nachdem er
in tadellosem Frack und strahlender Binde bei dem Freunde angeklingelt hatte,
von dem Diener hörte, daß das Tiner erst für den folgenden Tag angesetzt
sei. Er hatte sich in dem Tag geirrt, aber er hatte doch keinen Grund,
diesen Jrrthum zu bereuen. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er fuhr
bei einem großen Laden vor, skauftc allerhand zum Essen ein: eine große
Gänseleberpastete, Spickgans, eine Büchse mit Sardinen, eingemachte Früchte zc.
und freute sich schon im Voraus darauf, mit Maricchen, die sein Kommen
höchlich überraschen mußte, im vertraulichen Ms-u-Ms ein gemüthlichcs Mahl
einzunehmen. Außerdem war es ihm ganz angenehm, daß ihn Mariechen
einmal in seinem vollen Glänze, im Knopfloch mit der Miniaturausgabe eines
ausländischen Ordens, den er unbekannten Verdiensten zu verdanken hatte,
bewundern konnte.
Die Taschen seines Ucbcrrocks waren dick aufgebauscht, und sein linker
Arm war ganz bepackt, als er den Schlüssel, den er zu Mariechens Wohnung
besaß, in das Schloß steckte und aufdrückte. Er hatte die Flurthür leise ge-
öffnet, weil er die Uebcrraschung zu einer vollkommenen machen wollte.
Jetzt stand er nun vor der Thür der Wohnung und klopfte dreimal
sehr stark an dieselbe. Tics unerwartete Klopfen übte die gewünschte Wirkung.
Er hörte Maricchen ganz erschrocken aufschrcicn und gleich darauf ein uner-
klärliches Geräusch.
„Nun, nun!" rief Hcrmann von anßcn. „Bcruhigen Sie sich nur.
ich bin's."
Gleichzeitig drückte er die Klinke, aber die Thür war merkwürdiger
Weise verriegelt. Er hörte im Zimmer Tritte nnd Laute, die er sich nicht
erklären konnte.
„Aber so öffnen Sic doch!"
„Jawohl, gleich, einen Augenblick!" antwortete Maricchen mit einer

Stimme, der Hermann sogar vor der Thür eine ungewohnte Erregung anmerkte. Er geduldete sich noch eine Weile, dann klopfte er wieder.
„Aber machen Sie doch auf, Mariechen!" drängte er gutmüthig.
Nun wurde der Riegel zurückgeschoben und er trat ein mit schmunzelndem Gesicht, die Spickgans unter dem Arm und die Terrine mit der Gänseleberpastete in beiden Händen vor der Brust präsentirend. Aber diese Ueberraschung, von der sich Hermann die größte Wirkung versprochen ihatte, versagte vollkommen. Mariechen war durch das unerwartete Klopfen so maßlos erschreckt worden, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte und, ohne die Augen zu ihm aufzuheben, sich an der Lehne des Stuhles festhielt. Sie sah ganz verstört aus.
»Aber wie kann man sich so erschrecken!" sagte Hermann mit gutmüthigem Tone, indem er die Terrine auf den Tisch setzte. „Wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte . . ."
Er hatte eine halbe Wendung gemacht, und sein Blick fiel nun auf den kleinen Kleiderschrank, der dem Sopha gegenüberstand . . .
Und er Verstummte.
Er stand da mit weitgeöffnetem Munde und traute seinen Augen nicht. Das dümmste, albernste Schauspiel, das sein Auge je erblickt hatte, war da leibhastig vor ihm. Was war aus dem harmlosen Schrank geworden? Der elende, tausendmal dagewesene, blödsinnige Theaterschrank, der in schlechten Stücken dazu dient, überraschte Liebhaber zu verbergen. Die Thür war nicht geschloffen, sondern von innen angezogen, und zwischen der Thürspalte zeigte sich in der mittleren Höhe eine große rothe Hand mit einem Siegelring am Zeigefinger, die den einen Flügel des Schranke» nach innen zog. Er blickte auf diese rothe Hand, zunächst mit dem Ausdruck der vollkommensten Bestürzung.
„Was ist denn das?" sagte er ganz langsam.
Mariechen hatte sich auf den Stuhl fallen lassen und weinte heftig.
Das Lächerliche und Alberne der Situation überwog nun in Hermanns Empfinden alles Andere. Der Besitzer dieser rothen Hand im Schranke, das weinende Mädchen auf dem Stuhl vor ihm, er selbst mit der Gänseleberpastete auf dem Arm und dem Orden im Knopfloch mitten im Zimmer — Alles kam ihm gleichermaßen abgeschmackt und blöde vor.
Dann aber wallte es doch einen Augenblick in ihm auf, und er vergegenwärtigte sich den schwarzen Undank des Mädchens. Er hatte nicht übel Lust, den Schrank aufzureißen, den Insassen bei den Ohren zu packen und in der unsanftesten Weise aus dem Zimmer zu befördern.
Aber diese zornige Aufwallung ging schnell vorüber. Er machte sich auf einmal Manches klar, an das er nie gedacht hatte. Er sagte sich: Der Mensch im Schrank ist wirklich kein Missethater. Er thnt einfach dasselbe, was Du vor zwanzig Jahren auch gcthan hast. Zum ersten Mal in seinem Leben vergegenwärtigte sich ihm blitzartig die Erkenntniß, daß er unmerklich die entscheidende Schwelle von den jungen Jahren zum Alter überschritten

hatte, daß er aus dem Betrüger von ehedem der Betrogene von heute geworden war. Früher war er in den Schrank geflüchtet, jetzt war es ein Anderer. So ein Schrank war überall, und es war immer Jemand darin. „Der Mensch ist kein Monogam!"

Er hatte ein wchmüthigcs Gefühl bei diesen stillen Betrachtungen, zuckte die Achseln und sagte ohne Erregung:

„Befreien Sie nur den Menschen da aus seiner lächerlichen Zwangslage."

Er wandte sich ab. Langsam ging oder schlich vielmehr Mariechen wie ein gepeitschter Hund dem vcrhängnißvollen Schranke zu und öffnete ihn.

Hermann hatte sich zwar vorgenommen, den Betreffenden, an dem er ja gar kein Interesse hatte, nicht anzusehen, aber unwillkürlich regte sich doch die Neugier in ihm, und er wandte den Kopf.

Da sah er den „Bna" in den großen Hausschuhen, die ihm allerdings paßten, mit dem thörichtsten Gesichte von der Welt aus dem Schranke steigen und schnell durch das Zimmer huschen.

Den uninteressanten, ungebildeten, albernen „Bua!"

Und wahrend Mariechcn diesem das Geleit gab, fragte er sich:

„Womit hat dieser dumme Junge das Herz des Mädchens gewonnen?"

Und er beantwortete die Frage ganz richtig:

„Er ist jung, er hat auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Er gehört zu ihresgleichen. Er wird mit ihr an den Abenden, an denen ich die Beiden nicht gestört habe, in Theatern, Bicrgcirten und sonstigen Localen gewesen sein, in denen ich mich nicht zeige, und in denen sich das Mädchen gewiß am wohlsten gefühlt hat. Da hat sie mit den Freunden des „Bua" und deren Freundinnen ohne Zweifel sehr vergnügte Stunden verbracht. Art läßt nicht von Art, Jugend will austoben, und der Mensch ist nun einmal kein Monogam."

Er war also in vollständig ausgeglichener versöhnter Stimmung, als Mariechen ganz zu Boden gedrückt und zerschmettert langsam wieder in das Zimmer schlich. Aber er war allerdings fest entschlossen, in der geistlosen Komödie fernerhin keine Rolle mehr zu spielen. Er legte die Spickgans, die ihm zum Ernste der Situation so wenig wie möglich paßte, auf den Tisch, stellte die andern in Papier gewickelten Packete, die er feinen Taschen entnahm, daneben und sagte rnhig:

„Das ist mein Abschicdsgeschenk. Und jetzt fordere ich Eines von Ihnen: geben Sie mir die Briefe wieder, die ich Ihnen geschrieben habe. Denn es ist mir nicht gleichgültig, Schriftstücke von meiner Hand ferner in Ihrem Besitze zu wissen."

Schluchzend, aufgelöst in Thränen trat Mariechcn an den Schreibtisch, schloß den obersten Kasten auf, nahm ein dickes Packet, das sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte, heraus und übergab es Pfeifer, der es ohne weitere Prüfung in die Tasche steckte. Darauf verließ er Mariechen ohne Gruß, fuhr nach dem Club und dinirte dort im Kreise seiner Freunde recht gnt.

Er lächelte im Laufe des Abends bisweilen in ganz eigentümlicher Weise und schüttelte den Kopf.
Etwa um Mitternacht fuhr er nach Hause. In seinem Ucberrvck fand er noch eine verstohlene Büchse mit Sardinen, die ihm die lächerliche Sccue in der Rcichenbcrgerstraße noch einmal mit aller Deutlichkeit vergegenwärtigte.
Nachdem er es sich bequem gemacht hatte, nahm er die Briefe und überlas sie. Sie waren voll rcspcctvvller Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit. Aber da war auch ein Brief von fremder Hand! Ihm war die Hand allerdings nicht fremd. Es war die große rothc Hand des „Bua", der seinen Wünschen zum neuen Jahre in schrecklichen Versen Ausdruck gegeben hatte. Und dann fand er noch etwas unter den Papieren, das ihn überraschte: eine Rechnung vom Stickcrcigeschaft: „Fertigstellung eines Ofenschirms 24 Mark". Und noch eine Rechnung: „Drei Dutzend Taschentücher gezeichnet 9 Mark".
„Also auch noch faul und verlogen," sagte er ruhig.
Im Kamin glimmte noch das Feuer. Er warf alle Briefe hinein und dazu die schlechten Verse des „Bua" und die beiden Rechnungen. Und er sah die dünnen schwarzen Aschenblättchcn zusammenschrumpfen und sich krümmen und die kleinen Fünkchen an den Rändern langlaufcn und erlöschen, und er seufzte:
„Man lernt doch nie aus!"
Er lächelte freilich wieder, aber es war ihm doch nicht ganz leicht nm's Herz. Und die eine Empfindung, die alle andern überwog, stimmte ihn schwcr-müthig: Mit der holden Jugend ist's vorbei . . .
Und jetzt, da ihm die Augen geöffnet waren, war es ihm unangenehm, daß gerade der „Bua", den er nie beachtet hatte, und dem er das Recht, irgend welchen Eindruck auf ihn zu machen, unbedingt verweigerte — daß gerade dieser ungelenke Tolpatsch ihm die sieghafte Gewalt der jungen Jahre in brutaler Weise vergegenwärtigen sollte.
Als ihm Frau Willncr am anderen Morgen den Kasfee brachte, sagte er ihr:
„Liebe Frau Willner, es thut mir leid, aber Ihr Sohn dars nicht mehr bei mir wohnen. Ich werde Ihr Gehalt entsprechend erhöhen."
„Ja," seufzte die Mutter, „ich weiß schon." Und sie ging sorgenschwer aus dem Zimmer.
Pfeifer ist Mariechen später noch einmal begegnet, ganz zufällig, als er einem Fremden die interessanten nächtlichen Locale Berlins zeigte, in einer Umgebung und unter sonstigen Bedingungen, die keine Täuschungen über die schnöde Weiblichkeit ihres Wandels gestatteten. Sie hatte sich sehr verändert. Aber der keusche mädchenhafte Ausdruck ihres lieben Gesichts war ihr geblieben, und unter ihren jetzigen Freundinnen hatte sie den Spitznamen behalten: „Die kleine Madonna".

Weimar und seine Kunstschätze.

von

Wilhelm LubKe.

— Karlsruhe. —

enn bisher schon für jeden gebildeten Deutschen das kleine Weimar
I eine geweihte Pilgcrstätte war, welche betreten zu haben dem
! Leben eine unverlierbare Erinnerung gab, so ist es dies in
noch viel höherem Grade, seitdem die Pforten des so lange verschlossen gewesenen Goethchauses sich geöffnet, seine unermeßlich reichen Kunstschätze sich aller Welt erschlossen und unter staatlicher Obhut zu einem „Goethe-National-Museum" sich gestaltet, seitdem endlich die seit mehr als einem halben Jahrhundert verborgen gehaltenen Reichthümer des Goethe-Archivs der Hand einer hochsinnigen Fürstin anvertraut sind, unter deren Auspicien fachkundige Manner von dem kostbaren Inhalt der Nation, ja der ganzen gebildeten Welt mitzutheilen begonnen haben. Was die erste dieser inhaltreichen Spenden, die Originalberichte Goethes aus Italien in Briefen und Tagebüchern, jedem Verehrer des großen Mannes gebracht haben, mögen Berufenere darzulegen versuchen; mir sei es gestattet, auf die künstlerischen Schätze der überreichen Goethesammlungen die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Wie aber diese Dinge nicht allein stehen, sondern an den übrigen bis jetzt nur zu wenig bekannten und gewürdigten Kunstschätzen Weimars ihre natürliche Ergänzung finden, so wird mein Bericht auch diese mit in die Darstellung hineinziehen, obwohl meine Studien dort nur den kurzen Zeitraum von vierzehn Tagen umfassen und also weit entfernt sind, den Gegenstand erschöpfen zu können. In Fällen wie der vorliegende ist aber selbst eine skizzenhafte Andeutung dem völligen Verschweigen vorzuziehen.

Vierzehn Tage in Weimar! eine kurze Zeit und doch hinreichend, um
Von dem edlen Inhalt des dortigen Lebens eine Anschauung zu gewinnen
und den Wunsch nach tieferem Eindringen wachzurufen. Es dürfte nicht
leicht eine zweite Stadt sich in Deutschland finden, in welcher die Traditionen
einer großen hochidealen Zeit sich so lebendig erhalten haben. Obwohl auch
Weimar sich dem Zuge der modernen Entwickelung nicht hat verschließen können,
obwohl stattliche Neubauten den architektonischen Gesammtcharakter wesentlich
modificirt haben, so behauptet der Kern der Stadt mit seinen meist engen
gewundenen Straßen und traulich bescheidenen Privathäusern das anheimelnde
Gepräge einer Residenz des vorigen Jahrhunderts. Man sieht sich so ganz
in jene frühere Zeit versetzt, daß man auf Schritt und Tritt den vertrauten
Gestalten eines Goethe und Schiller, eines Herder und Wieland begegnen zu
müssen meint. Es ist aber auch durch die Kunst dafür gesorgt, jene Heroen
in dauernder Form dem Auge vorzustellen: das gewaltige Doppelstandbild
Goethes und Schillers von Rietschel, das Standbild Herders von Schaller,
dasjenige Wielands von Gasser, endlich das wuchtige Reiterbild Karl Augusts
von Donndorf sind würdige Zeugnisse von der Pietät, welche das heutige
Weimar seiner großen Vergangenheit widmet. Wie viele deutsche Städte Ver-
Vermögen in solchen monumentalen Huldigungen mit dem kleinen Weimar zu
wetteifern!
Daß aber dieser hier besonders berechtigte Cultus der Vergangenheit die
warme Theilnahme am Leben der Gegenwart nicht beeinträchtigt, beweist das
schöne Kriegerdenkmal von Robert Härtel, beweisen namentlich auch die Fort-
schritte des Kunstgewerbes, der Metallarbeit, der feineren Möbelfabrikation,
der Intarsien, textilen Erzeugnisse u. s. w., von denen ich schöne Proben in
der permanenten Ausstellung, im Grotzherzoglichen Refidenzschloß, auf der Wart-
burg u. s. w. zu sehen bekam.
Was nun vor Allem dem weimarischen Leben von heute sein Gepräge
verleiht, ist der Umstand, daß an höchster Stelle die Traditionen einer großen
Vergangenheit nicht blos passiv gepflegt, sondern in lebendiger Bethätigung
fortgeführt und im Sinne der Gegenwart erneuert werden. Es ist nichts
Kleines und Leichtes, das Erbe einer solchen Glanzepoche anzutreten; wie
Mancher würde unter solcher Last zu Boden gedrückt werden! Wie oft sehen
wir Epigonen unter der Wucht einer gemaltigen Ueberlieferung verzagen und
erlahmen! Nichts davon in Weimar; wir finden einen Hof, der gleich den
italienischen Fürstenhöfen der Renaissance alle höchsten Interessen in Wissenschaft,
Literatur und Kunst, und zwar bildender Kunst wie Musik und dramatischer
Darstellung, auf's Würdigste zu pflegen unausgesetzt beflissen ist. Zwar
Dichter wie jene Großen unsrer klassischen Epoche vermag nicht jede Zeit hervor-
zubringen; aber es darf wohl daran erinnert werden, daß eine der köstlichsten
Liedersammlungen unsrer Zeit, Scheffels Frau Aventiure, großen Theils aus
thüringischem Boden entstanden und dem hohen Burgherrn der Wartburg,
Großherzog Karl Alexander, vom Dichter zum Dank für edle Gastfreundschaft

gewidmet ist. So knüpfte der moderne Poet an jene sangdurchtönten Tage des 12. Jahrhunderts an, da einige der trefflichsten Sänger das Gastrccht des Landgrafen Hermann genossen. Was sodann in jüngsten Zeiten in Weimar für die Pflege der Musik und der dramatischen Kunst geschehen ist, sei nur flüchtig gestreift. Eingehendere Schilderung aber würde meinerseits jenes Streben des regierenden Herrn verdienen, welches auf die selbständige Pflege der bildenden Künste gerichtet ist. Auch hier kann ich mich nur auf Andeutungen einlassen; zwei schwerwiegende Thatsachen stehen im Mittelpunkt der Betrachtung: die Gründung des Museums für bildende Kunst und die Stiftung einer Kunstschule, diese das Ergebnis; des unmittelbaren von großherziger Opferwilligkeit getragenen persönlichen Vorgehens des fürstlichen Herrn. Was selbst einem Goethe, so sehr es ihm als Ideal vorschwebte, in der Ungunst der damaligen Zustände nicht gelingen wollte: die thatkräftigc Förderung einer auf künstlerisches Schaffen gerichteten Anstalt, das ist dem Großherzog Karl Alexander auf's schönste gelungen, und die durch ihn in's Leben gerufene und aus seinen Mitteln dotirte Kunstschule (1. Octobcr 1860) hat bereits mehr als ein Vierteljahrhundert rühmlichst die Berechtigung ihrer Existenz bewährt. Im Laufe von 25 Jahren sind 360 Künstler hier ausgebildet worden, darunter manche, deren Namen in der deutschen Kunstwclt den besten Klang haben-, ja nicht blos aus Deutschland, sondern auch aus Schweden, Norwegen, Nußland, England, Amerika fanden und finden sich junge Männer ein, welche hier ihrer künstlerischen Ausbildung nachgehen. Die liebliche Lage Weimars in einem fruchtbaren, abwechselungsreichen Hügelland, die behagliche Ruhe der Stadt, die so reizend an dem herrlichen Park sich hinschmiegt, vor Allem aber die auf freie Selbstbethätigung gegründete Wirksamkeit der Anstalt und — last not 1ea»t — die warme einsichtsvolle Förderung und Pflege, welche der Anstalt stets seitens ihres hohen Stifters zu Theil wird, haben eine Blüthe hervorgerufen, welche immer weitere reiche Früchte verschafft. Wie gern künstlerische Kräfte dem Rufe dorthin folgen, beweist die stattliche Reihe angesehener Namen, welche an der Kunstschule bis jcht schon thätig waren, und von denen ich Graf Kalckrcuth Vater und Sohn, Lenbach, Böcklin, Ramberg, Pauwels. Wislicenus, Thumann, Plockhorst. Brendel, Verlat, Michelis, Max Schmidt, Gussow, Thcdy nenne: wahrlich lauter Namen vom besten Klange.

So tritt auch hier wieder die unleugbare Thatfache uns entgegen, daß eine frische Kunstbliithe in unseren kleineren Residenzstädten sich in erster Linie aus der warmen Fürsorge und sympathischen Thcilnahme entwickelt, welche daS künstlerische Schaffen an höchster Stelle findet. Daß allen Richtungen der Kunst Verständnis;volle Empfänglichkeit entgegen kam und auch die hohe Kunst keineswegs vernachlässigt wurde, bewies seinerzeit die Berufung Genellis und die Förderung, welche Prellcr zu Theil ward, sowie die Aufnahme, welche die herrlichen Zeichnungen von Carstens bereits in früherer Epoche hier gefunden hatten.

Es ist keine Frage, daß die Anstalt im Geiste des hohen Stifters segenS-

reich gewirkt hat und wesentlich dazu beiträgt, den Sinn für die Kunst in weitern Kreisen zu wecken. Man erkennt das namentlich in den schönen Leistungen des Radirvereins, aber auch in der permanenten Ausstellung, welche stets die neuen Schöpfungen der Kunst und hervorragende Arbeiten knnstgewerklicher Art zur Anschauung bringt, und außerdem in der Ricbeck'schen Japanischen Sammlung einen bleibenden Schatz der prachtvollsten Erzeugnisse des Kunstfleißes jenes Volkes, namentlich großartige Bronzen und unübertreffliche Lackarbciten aufweist. Vor Allem aber hat es der Kunst in Weimar nicht an monumentalen Aufgaben gefehlt, und wie die Plastik mehrfach berufen wurde sich in bedeutenden Denkmälern zu bethcitigen, so sind auch der Malerei ansehnliche Gelegenheiten zu Schöpfungen dauernden Werthcs geboten worden. Werke wie Prellcrs Odysseccyklus, wie Schwinds sieben Raben, wie desselben Meisters monumentale Arbeiten ans der Wartburg gehören unbedingt zum Schönsten, was die deutsche Knust jemals hervorgebracht hat. So sieht man überall mit hoher Befriedigung, wie aus einem einsichtsvollen, stets das Höchste erstrebenden Willen eine Pflege der Kunst hervorgegangen ist, welche dem kleinen Weimar einen hohen Rang unter den Kunststädten Deutschlands verbürgt und der anmuthigen Residenz an der Ilm den Vorrang vor mancher weit größeren, volkreicheren Stadt verleiht. Daher ist es denn auch kein Wunder, daß Weimar auch für solche Künstler, die keine feste Stellung begehren, ein Anziehungspunkt geworden ist. den sie um so lieber zu längerem Verweilen aufsuchen, als wiederum durch das aufopfernde Eintreten des Großherzogs für wohleingerichtete Ateliers in genügender Weise gesorgt wird.

Ein Ausflug auf die Wartburg erneuerte alte Eindrücke und gab Werthvolle neue Anschauungen. Es war ein herrlicher Wintertag, die Luft klar und nicht zu kalt, denn ein starker Südwest wehte über die weiten Schnceflächen daher. Auf trefflicher Bahn führte unö im Fluge mit lustigem Schellengeläut ein flotter Schlitten die bequem angelegte breite Fahrstraße zur Burg hinauf. Wie oft ich sie auch im holden Zauber des Sommers mitten über den tiefgrüncn Wäldern hatte thronen sehen, das Winterbild, das sich jetzt bot, gewann durch die Einsamkeit und Stille, durch die Größe und den Emst seiner Formen einen ganz besonderen Zauber. Weithin dehnten sich endlos die ungeheuren Schnceflächen, nur hie und da von den dunklen Nadelholz-Massen des Waldes unterbrochen. Ein großartiges Bild ernster Poesie. Obwohl der letzte Aufstieg über die Stufen etwas schwierig war, und der Wind schneidend dnrch die Thvre und die Höfe pfiff, fesselte uns doch auf's Nene der Anblick dieser herrlichen sagengefeierten Stätte, welche die Kunst unsrer Zeit auf Befehl des hohen Burgherrn so reich geschmückt hat. Des trefflichen Ritgen Verdienst in der Wiederherstellung und dem Ausbau des LandgrafcnhauseS trat in unverkürzter Geltung hervor. Immer wieder wird man sagen müssen, daß die Leistung eine für den damaligen Stand unserer Kcntnisse von der romanischen Architektur des zwölften Jahrhunderts

sehr schätzenswerthe ist. Ohne Frage waren es hauptsächlich die Studien, wie sie Puttrich in seinem bekannten Werk über die sächsischen Denkmäler des Mittelalters niedergelegt hat, welche diesem Restaurationsbau, erweitert und vertieft durch eigene Forschungen des Baumeisters, zu Grunde gelegt wurden. Aber auch die malerische Ausstattung, die Moritz v. Schwinds Händen anvertraut war, hätte schwerlich einem Würdigeren und Geeigneteren übergeben werden können. Wie freute ich mich, das große Bild des Sängerkrieges, namentlich aber die köstlichen kleineren Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth und die mit ihnen alternircnden Medaillons mit den Werken der Barmherzigkeit wiederzusehen. Zuerst batte ich sie kennen gelernt bei einem von Ruhla aus mit dem unvergeßlichen Franz Kugler unternommenen Besuch, Wo wir den Meister unter heftigen Zahnschmerzen mit dick verbundenem Gesicht eifrig bei der Arbeit fanden. Dann hatte ich in spaterer Zeit wiederholt mich an dem fertigen Ganzen gefreut, nun aber doch seit mehr als einem Dccennium die Stätte nicht mehr betreten. Welche Wandlungen hat seitdem die deutsche Malerei durchgemacht, welche große Fortschritte nach der Seite natürlicher Durchbildung, schlagender Kraft und Wcltwirklichkeit! Wer möchte diese großen Errungenschaften leugnen, wer sich nicht gern derselben freuen! Aber es ist, im stolzen Bewußtsein, wie wir es „so herrlich weit gebracht", ein Ton des Ucbermuths in die jüngste Generation gekommen, der sie veranlaßt, die Meister jener Epoche über die Achseln anzusehen und ihre Werke als unvollkommene Leistungen gering zu schätzen.

Wie einseitig, wie kurzsichtig dies ist, wurde mir wieder auf der Wartburg klar. Gewiß, alle diese Werke lassen den Reiz illusionärer Wirkungen, wie sie dem modernen Realismus am höchsten stehen, vermissen; sie sind in einem ganz andern Geist empfangen und hingestellt. Es ist vor Allem die Rücksicht auf monumentale Wirkung, auf formreiche Flächcnbelebnng, welche diesen Schöpfungen ihren besonderen Stempel aufprägt. Wahrend die moderne Kunst die» Grundgesetz monumentaler Composition fast vollständig verloren hat, finden wir hier im rhythmischen Aufbau, in wohlabgewogenem Gleichgewicht die wichtigsten Forderungen solcher Darstcllungsweise erfüllt. Damit verbindet sich in Zeichnung und Charakteristik jenes Stilgefühl, das den Ucberschuß naturalistischer Tendenz abdämpft, und endlich in der Färbung gleichermaßen eine harmonische Grundstimmung, welche den Flächencharaktcr hervorhebt und das Ganze wie eine Teppichdecoration erscheinen läßt. Es sind hier also die beiden Klippen vermieden, welche entweder im überkräftigen Herausarbeiten der Effecte von Oelgemälden die Flächen zerreißen und unruhig machen, oder in affectirter Altcrthümelei die unbeholfene Zeichnung frühmittelalterlicher Darstellungsweife nachahmen. Man muß daher immer wieder als einen Vorzug der Schwind'schen Arbeiten rühmen, daß sie sich dem Charakter des ruhigen Flächenstils romanischer Kunst, wie er hier durch das Bauwerk selbst vorgezeichnet war, auf's glücklichste anschmiegen. Wenn die heutige künstlerische Generation größtentheils für diese Verdienste das Ver-

ständniß verloren hat, so wird sicher eine Zeit kommen, wo man dieselben wieder zu würdigen weiß.

Nun wurde mir aber in den Lutherzimmcrn, welche ich noch nicht gesehen hatte, der Beweis geliefert, mit welchem nie rastenden Interesse der hohe Burgherr sein Werk der Wiederherstellung dieses Kleinods uusrcs mittelalterlichen Profanbaues seitdem weitergeführt hat. Enthält der Kern des alten Landgrafcnhauscs Darstellungen aus dem heroischen Zeitalter des 12. und 13ten Jahrhunderts, Schilderungen des Wartburgsängerstrcites und der Elisabethsage, deren Ton der Künstler in unübertrefflicher Weise getroffen hatte, so führt uns hier die Malerei mitten in die Stürme und Kämpfe hinein, aus welchen die neue Zeit geboren wurde. Luthers Leben, sein Auftreten, sein rnuthiger Kampf, sein schlicßlicher Sieg über eine Hierarchie, die sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen liebte, die Befreiung des individuellen Geistes vom Banne des Dogmas, das ist der Inhalt eines durch diese Zimmerflucht sich ausdehnenden Gemäldecyklus, in welchem wir nun in's volle Licht der Geschichte treten. Mit Recht ist daher im Gesammtton eine energischere Behandlung , entsprechend den Bestrebungen moderner realistischer Geschichtschilderung, angeschlagen worden, und namentlich die Arbeiten von Pauwels und Thumann sind aller Beachtung Werth.

Und hier ist nun eine allgemeine Bemerkung nicht abzuweisen. Seitdem im Gegensatz zu einer früheren Epoche, welche das Kunsthandwerk zu sehr vernachlässigte, die Pflege desselben zu einer Art Manie geworden ist, haben wir uns gewöhnen müssen, bei Neubauten oder Wiederherstellungen den Kunsthandwerker, den Möbeltischler, Schnitzer, Jntarsiator, Metalltechniker, Tapezier, Weber und Stickcr u. s. w. in erste Linie treten, ja geradezu ausschließlich verwendet zu sehen. Auch dies wieder eine bedenkliche Einseitigkeit, denn die übertriebene Liebhaberei für alle diese gewiß sehr wiinschcnswerthen Dinge hat fast überall die Schätzung der eigentlichen Kunst, der „hohen Kunst" wie wir sie neiinen dürfen, in bedauerlicher Weise zurückgedrängt. Und zwar dies Alles in demselben Maße, als die heutige Kunst überwiegend auf bloße Befriedigung der Augcnlust ausgeht und den denkenden Geist, der auch Tieferes, Ewiggültigcs, Ideales in den Schöpfungen der Kunst verlangt, auf's Trockene fetzt. Daß aber die Kunst selbst unausbleiblich verarmen, verkümmern und verflachen muß. wenn ihr nicht ernste monumentale Aufgaben gestellt werden, das ist unzweifelhaft. Ehre also dem Fürsten, der durch solche höhere Aufgaben dem künstlerischen Schaffen seine höchsten Ziele vor Augen hält. Würde überall in ähnlichem Sinn die Kunst gepflegt, so stände es um die gegenwärtige EntWickelung derselben ganz anders!

Doch nun von der Wartbnrg zurück in das trauliche Weimar. Das Erste, was beim Austritt aus dem Bahnhof sich uns vor Augen stellt, ist der in edlen Renaissanccformcn durchgeführte Bau des Museums. Auf sanftansteigender Anhöhe sich erhebend, welche ringsum Luft und Licht in ungehemmtem Strome zuläßt, weit hinaus über das liebliche Thal der Ilm bis

zu den fernen Höhenzügen und zu den dunklen Massen des herrlichen Parkes
schauend, thront der Bau als eine der gelungensten Heimstätten, welche irgend-
wo den bildenden Künsten errichtet worden sind. Auf breiter Freitreppe ge-
langt man zu einem schön angeordneten Vestibül, das sich mit den Sälen
des Erdgeschosses bequem verbindet. Hier hat die Sammlung der Gipsab-
güsse angemessene Aufstellung gefunden. In der Mitte führt eine stattliche
Treppe zum oberen Stockwerk, welches die Gemälde und die Schätze des
,^upfcrstichcabinets, Handzeichnungcn, Stiche und Holzschnitte, sowie eine ge-
wählte Kunstbibliothek enthält. Die schönen trefflich beleuchteten Räume
machen einen festlichen Eindruck; man fühlt, daß hier die Kunst im edelsten
Sinne gepflegt, das; von kundiger Hand Alles auf's Beste angeordnet und
eingerichtet ist. In der That besitzt Weimar an C. Ruland, dem Director
des Museums, dem zugleich die Goethesammlungen anvertraut sind, einen
ganz vorzüglichen, durch reiche Kenntnisse und vielfache Erfahrungen erprobten
Verwalter seiner künstlerischen Schätze. Man muß nur sehen, welche Büchcr-
sammlung er hier durch glückliche Verbindung alter aus fürstlichem Besitz in der be-
rühmten weimarischen Bibliothek stammender Schätze und einsichtsvoll geleiteter
neuerer Erwerbungen in kurzer Zeit zn schaffen wußte. Sind doch unter vielem
Andern hier kostbare Exemplare der ersten Ausgaben Cranach'scher, Dürer'schcr,
Holbein'scher Holzschnittwerke zu finden. Ans den Inhalt dieser Sammlungen
näher einzugehen, muß ich mir versagen; bedürfte es dazu ja eines längeren
Verweilens, um mehr als oberflächlich schildern zu können. Aber es mögen
als ganz besondere Schätze die kostbaren Zeichnungen von Carstens, das Werth-
volle Vermächtnis; dieses edlen Märtyrers der neueren Kunst, sodann die
herrliche Halle mit dem Odysseccyklus Prellcrs, endlich unter den neueren
Bildern Schwinds bezauberndes Märchen von den sieben Raben hervorge-
hoben werden. Klingt uns aus Prellers Schöpfung die große gedankenreiche
und lebensvolle Welt des klassischen Alterthums in einer Auffassung ent-
gegen, die doch wiederum wie Goethes Iphigenie aus modernem deutschem
Gemüthe hervorgegangen ist, so athmct iu Schwinds köstlichem Cyklus uns
die Holdseligkeit der deutschen Märchenwelt mit ihrem naiven Reize entgegen.
Auch der große Earton Nehers zu seinem Friese am Jsarthor in München
mit dem mächtigen Wehen echt historischen Lebens darf hier nicht vergessen
werden. Wahrlich, eine Stätte, welche solche Schätze echter deutscher Kunst-
herrlichkeit umfaßt, ist dazu angethan, für immer ein Hort edelster Kunstpflcge
zu sein. Was aber dies Museum zu einem hochgeschätzten Ziel künstlerischer
Studien macht, ist der Umstand, daß die Sammlungen geheizt werden und
also das ganze Jahr hindurch für den Betrachtenden eine behagliche Stätte
des Verweilen« bilden. Wie sehr haben wir bei so vielen deutschen Sammlungen
den geradezu unbegreiflichen Mangel an Heizvorrichtungen zu beklagen, welche
den Zutritt zu diesen Sammlungen für den größten und zu Studien ge-
eignetesten Theil des Jahres zu einem sehr problematischen machen. Diese un-
heizbaren Museen vermögen nur zum kleinsten Theil die ganze Tiefe und

Breite des Einflusses zu üben, den sie bei einer verständigeren Anlage und Einrichtung zu bringen im Stande wären.
Sehr ansprechend ist besonders im Kupferstichcabinct die Art, wie eine Anzahl hervorragender Handzeichnungcn alter Meister unter Glas der beständigen Anschauung dargeboten sind. Hier auf Einzelnes einzugehen würde zu weit führen; doch möge unter mehreren trefflichen Zeichnungen Dürers die Studie zur kniecnden Stifterin auf dem Hcller'schen Altare angemerkt werden. Es war mir ein großer Genuß, unter Rulands kundiger und liebenswürdiger Führung das Erlesenste dieser feinen Kunstschätzc durchmustern zu dürfen.
Nicht minder reich ist nun aber der Kunstbesch, der im großhcrzoglichcn Schloß sowohl in den Gemächern des Großherzogs als in denen der Frau Großherzogin nicht sowohl angehäuft, als vielmehr in würdigster und geschmackvollster Weise angeordnet ist. So findet man in die Holztäfelung der Bibliothek der Grvßherzugin eingelassen eineAuswahl kostbarster Handzeichnungen alter Meister, und zwar vorzüglich der flandrischen und niederländischen Schule; ebenso hat der lange Corridor, welcher sich vor den Gemächern des Großherzogs hinzieht, eine ähnliche nicht minder werthvvlle Dccoration erhalten, wobei Meister wie Lionnrdo, Michelangelo, Rafael, Rubens, van Dyck, Murillo u. A. vertreten sind. Es ist ein Hochgenuß, immer wieder diese herrlichen Blätter namentlich Abends bei günstiger Beleuchtung zu betrachten.
Weltberühmt sodann sind mit Recht die prachtvollen farbig ausgeführten Apostelköpfe aus Lionardos Abendmahl, die in würdigster Fassung die Wände des großen Ecksalons der fürstlichen Frau schmücken. Sie gewähren nicht blos die wcrthvollsten Aufschlüsse über die ursprüngliche Form des jammervoll ruinirten Werkes, sondern bieten auch an und für sich eine unerschöpfliche Quelle edelsten Genusses. Nicht minder unschätzbar sind die beiden aus mediceischem Besitz stammenden, noch in prächtigem Originalband vorhandenen Bände mit beinahe 400 Zeichnungen von Fm Bartolommev, die in ,ihrer Gesammtheit den ganzen übrigen Bestand der Handzeichnungcn des großen Florentiner Meisters, selbst die in den Uffizien vorhandenen nicht ausgeschlossen, weit überragen und uns so ziemlich das ganze Lebenswerk dieses edlen Künstlers vor Augen führen. Es ist vom größten Interesse, hier zahlreiche Studien zu seinen berühmtesten Werken zu finden; namentlich war es für mich von besonderem Reiz, eine Anzahl Blätter festzustellen, die zu einem seiner großartigsten Werke, der Madonna des Kanzlers Carondclct, gehören, welches ich vor einigen Jahren in der Kathedrale von Besan^on aufsuchte, und das wegen der Abgelegenheit des Ortes nur von wenigen Kunsthistorikern gesehen wurde. Der Reichthum von Anschauungen, den diese beiden Bände bieten, ist geradezu unerschöpflich.
Noch ein anderes Prachtstück künstlerischer Handzeichnungcn im Besitze der hohen Frau ist von besonderem Interesse: drciundsiebzig große Studicnblätter von Willem van de Velde (geboren 1610) und zwar wohl hauptsächlich dem Vater, der für sich und seinen gleichnamigen Sohn (geboren 1633) eine

außerordentlich große Zahl solcher Zeichnungen angefertigt hat, nach welchen dann die berühmten Gemälde der großen unter de Ruyter und de Monk gelieferten Seeschlachten der Holländer und Engländer ausgeführt wurden. Bekanntlich begleitete der ältere van de Velde stets die auslaufenden Flotten, sei es auf einem der Kriegsschiffe, sei es auf einem kleineren Fahrzeuge, von wo er die Evolutionen der Flotten und die Vorgänge der Seegefechte beobachten konnte. Mitten im Gebrüll der Kanonen und im Pulverdampf, unerschrocken sich allen Gefahren der Schlacht aussetzend, machte er seine Studien, wie z. B. bei dem Seetreffen von Solebey, und gewann dadurch die außerordentliche Wahrheit, welche seine Bilder auszeichnet. Da er in seiner Jugend sich der Schiffsbaukunft gewidmet hatte, so erhielten seine Zeichnungen das Gepräge des tiefsten Verständnisses, und so sehen wir es denn auch in dieser unvergleichlichen Sammlung, wo die prachtvollen großen Kriegsschiffe jener Zeit mit allen Einzelheiten ihres Baues und ihrer Ausrüstung, namentlich auch mit den prunkenden Schuhwerken ihres Bugs meisterhaft wiedergegeben sind. Denn so künstlerisch geartet war bekanntlich jene Zeit, daß sie Schiffe und Geschütze, die wir heute nur nach den Forderungen bloßer Zweckmäßigkeit gestalten, künstlerisch zu schmücken liebte.

Bon den werthvollen Gemälden, welche das Schloß birgt, will ich nur zwei im Besitze der Frau Großherzogin befindliche hervorheben, weil es Meisterwerke der italienischen Kunst aus ihrer höchsten Blüthezcit sind. Zunächst eine große Altartafel mit der thronenden Madonna und den heiligen Rochus und Sebastian; ein Prachtbild aus der Schule Lionardos. dem Luini zugeschrieben, aber vielleicht zu großartig für ihn in Formen und Typen, so daß ich an Boltraffio denken möchte. Dies herrliche Bild von tadelloser Erhaltung, voll strahlender Schönheit und Hoheit und von jenem tief goldigen Colorit, das die Mailänder Schule auf der Höhe ihrer EntWickelung verräth, ist eine der vollkommensten Leistungen, welche aus jener Schule hervorgegangen sind. Das andere Bild, ein unverkennbarer Perugino, und zwar aus seiner besten Zeit, stellt den heiligen Herculanus. den Stadtpatron Perugias, dar in jenem gesteigerten Ausdruck schwärmerischer Frömmigkeit und jenem leuchtenden Cvlorit des Meisters, welches in feiner Gluth auf unübertreffliche Weise die Innerlichkeit der Empfindung gleichsam in strahlende Farbenwirkung umsetzt.

Wie reich außerdem das Schloß an kostbaren Werken höherer kunstgewerblicher Thätigkeit aus alter und neuer Zeit ist, sei hier nur flüchtig erwähnt. Aus all diesen Herrlichkeiten will ich nur der berühmten Rüstung Herzog Bernhards von Weimar gedenken, welche dieser von Ludwig XIII. geschenkt erhielt, die aber offenbar ein Werk aus der höchsten Glanzzeit des 16. Jahrhunderts, und zwar noch aus den Zeiten Franz I. oder Heinrichs II. ist. Denn die wunderbar fein getriebenen Ranken und Figuren, welche in Gold den ganzen Panzer in allen seinen Thcilen bedecken und an den kleineren Gliedern, z. B. den Panzerhandschuhen in tcmschirtc Arbeit übergehen, tragen durchaus den Charakter edelster Renaissance und zwar im Besonderen nach der

Art wie die Ranken gezeichnet find und in köstliche kleine Figuren, namentlich in allerlei Phantastisches auslaufen, das Gepräge der Schule von Fontainebleau, wie Ruland richtig bemerkte. So gehört die Rüstung zu den höchsten nnd vollkommensten Erzeugnissen der Harnischmacherkunst aus der glänzendsten Zeit ihrer Blüthe und würde jedem Museum, jeder Waffensammlung zur besonderen Zierde gereichen.

Endlich dürfen auch die Wandgemälde des Schlosses nicht vergessen werden, welche aus der Zeit Karl Friedrichs stammen und durch die Großfürstin Maria Paulowna gestiftet sind. Sie enthalten im Herderzimmcr Compositionen von Jäger, im Schiller- und Gocthezimmer Tarstellungen aus den Dichtungen der beiden Heroen von B. Neher, im Wielandzimmer treffliche Arbeiten Prellers. Von besonderer Schönheit sind die Arabesken von Simon: Nehers Compositionen habe ich selbst vor längerer Zeit in einer Publikation (bei Spemann iu Stuttgart) herausgegeben. Wenn seine Com-Positionen real-geschichtlicher Sccnen uns heute nicht mehr voll befriedigen, so bieten die Gestalten eines rein idealen Kreises immer noch eine Fülle des Schönen.

Und nun das Goethehans! Wie oft war ich in früheren Jahren, wenn ich Schillers Wohnhaus meinen pietätvollen Besuch abgestattet hatte, mit Sehnsucht und Wehmuth an dcni stattlichen ernsten Hause Goethes vorbeigegangen, das so mcnschenschen sich vor jedem Besuche verschloß, nachdem es zu Goethes Lebzeiten die Stätte des vielseitigsten gastlichen Verkehrs gewesen war. Tieses Haus, welches der große Dichter und Forscher ein halbes Jahrhundert lang bewohnt hatte, das in allen Bewegungen und Strömungen der Zeit wie ein fester Hort, wie eine Wartburg höchsten Geisteslebens da gestanden war, von wo taufende belebender und erquickender Lichtstrahlen in die Welt hinausgegangen, wohin taufende geistiger Fäden aus ganz Teutschland, aus der ganzen Welt zusammenstrebten, dieser geweihte Mittelpunkt alles geistigen Ringens, — mit einem Schauer von Ehrfurcht überschritt ich seine Schwelle. Als die Nachricht kam, daß die Erben das Haus mit allen seinen Schätzen dem Staate vermacht, daß dieser das Erbtheil zum Heil der ganzen gebildeten Welt angetreten hatte, daß der Großhcrzog als erlauchter Protector in dem hohen Sinn, in welchem er die großen Traditionen seines Hauses pflegt, die Gründung eines Gocthe-National-Museums und den weitern Ausbau der Sammlungen in die Hand genommen, da gelobte ich mir, die erste Mußezeit zu einer Pilgerfahrt nach Weimar zu verwenden. Tenn glücklich pries und preise ich mich, daß ich dies noch erlebt, daß ich die lang ersehnte ileffnung des Goethchauses und die Zueignung seiner Sammlungen an den geistigen Milbesitz der ganzen gebildeten Welt noch mit Augen schauen durfte. Wenn ich sage, daß einer der höchsten Wünsche meines Lebens damit erfüllt ward, so werden Tausende mit mir von gleicher Empfindung beseelt sein.

Wir verdanken Ruland, dem berufensten Zeugen, dem in Würdigung

seiner Verdienste und seiner reichen Begabung die Obhut über das Museum anvertraut ist, einen vorlaufigen Bericht über die Kunstsammlungen in Lützows Zeitschrift für bildende Kunst Bd. XXI; eine eingehende Beschreibung des ganzen Hauses sammt seinem reichen Inhalt hat die kundige Feder Robert Keils in einer kleinen Schrift „Das Goethe-National-Museum in Weimar; Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar" (Weimar 1886) geliefert, die jedem Besucher als Führer gute Dienste leisten wird. Ich verdanke beiden Schriften schätzcnswcrthc Winke, denen ich nun in kurzen Zügen meine eigenen Eindrücke hinzufüge.

In das Vestibül eintretend hat man sogleich zur Rechten das Treppenhaus, dessen Stufen so breit und so sanft ansteigend sind, wie man sie nur in Italien, sehr selten in Deutschland findet. Nach seiner Rückkehr aus Italien hat Goethe die Treppe so anlegen lassen, aber später, wie aus einer Aeußerung gegen Eckermann hervorgeht, diese Raumverschwcndung, die den Zimmern Abbruch that, als unzweckmäßig bedauert. Die Nischen des Treppenhauses sind überall mit Abgüssen nach antiken Statuen und Büsten geschmückt, wodurch der Raum noch mehr ein vornehmes und feierliches Gepräge gewinnt. Wie Goethe allen Bewegungen des Kunstlcbens teilnehmend folgte, erkennt man aus den großen Kreidezeichnungen nach den Giebelgruppen des Parthenon. Auch die übrigen Räume des Hauses sind mit Gipsabgüssen nach den berühmtesten Antiken ausgestattet; unter ihnen ragen die Büsten des Zeus von Otricoli und der Juno Ludvvisi hervor. Vor letzterer hatte Goethe einst in höchster Bewunderung gestanden, indem er ausrief: „Wie ein Gesang Homers." Er nannte sie seine erste Liebschaft in Rom, indem er hinzufügte: „Keiner unsrer Zeitgenossen, der zum ersten Mal vor sie hintritt, darf behaupten, diesem Anblick gewachsen zu sein." Das Zimmer, in welchem sich diese Büste befindet, heißt nach ihr das Juno-Zimmer. Es enthält größtentheils noch die Möbel aus der letzten Goethe'schen Zeit, das alte grüne Sopha, die von Heinrich Meyer mit Zeichnungen geschmückten Spiegel, den Ofen mit den Gipsadler, den großen runden Tisch und den Streicherschen Flügel, merkwürdige Proben von der Genügsamkeit jener Zeit. Auf diesem Flügel, dessen dünne Töne den jetzigen verwöhnten Ohren sehr verwundcrsam klingen, entzückte der zwölfjährige Felix Mendelssohn durch fein geniales Spiel den 72 jährigen Dichter. Neben diesem Zimmer liegt als Mittelpunkt der nach vorn gewendeten Gesellschaftsräume der Saal, der hauptsächlich mit Portaits Goethes und der Seinigcn geschmückt ist, unter denen das Goethebildniß von Angelica Kanffmann hervorragt. In zwei Glaskästen an den Fenstern sind eine Menge kleinerer Kunstwerke und Erinncrungsmale Goethes der Betrachtung dargeboten. Darunter sieht man die auf Goethe geprägten Medaillen, ferner seinen Reisetrinkbecher, seine Orden, seine und seiner Gattin Trauringe, das Stammbuch der Frau Aja u. dgl. Aus dem Juno-Zimmer tritt man andrerseits in das Urbino-Zimmer, so genannt nach dem hier befindlichen Portrait eines angeblichen Herzogs von Urbino.

Dioch manche andere Bilder, darunter mehrere von H. W. Tischbein, schmücken die Wände, und ein großer Schrank enthält die zahlreichen Kupferstichmappen.
Auf der andern Seite stößt an den mittleren Saal das Deckenzimmer, so genannt nach der für unsre heutigen Vorstellungen überaus einfachen, aber damals offenbar als prachtvoll geltenden Stuckdecke. Hier stehen namentlich die Schränke mit den zahlreichen Zeichnungen, unter denen sich auch manche von Goethes eigener Hand befinden. In einem Glasschrank sieht man allerlei Instrumente, namentlich optische Apparate, Mineralien und Anderes, in zwei Schaukästen an den Fenstern eine Auswahl aus der Medaillensammlung Goethes, auf die ich noch zurückkomme. Das folgende Zimmer ist mit einer Anzahl trefflicher Handzeichnungen geschmückt und enthält in einem Schau- kasten herrliche Bronzcplaquettes aus der besten Zeit der italienischen Renai- ssance, sowie in einem Glasschranke Proben der köstlichen Majoliken. Die Hauptmasse dieser über hundert Stück umfassenden Sammlung ist aber im folgenden „Majolikenzimmer" aufgestellt und fesselt durch den Glanz ihrer Erscheinung und die Pracht ihrer Farben auch das Auge des minder kundigen Beschauers. Die Mitte des Zimmers nimmt ein Glasschrank ein, in welchem man eine Anzahl köstlicher Bronzestatuettcn der Antike und der Renaissance, sowie manche andere werthvolle Kunstgcgenstände erblickt. Auch an interessanten Erinnerungszeichen verschiedene Art fehlt es nicht. Das letzte Zimmer, nach rückwärts an den Saal grenzend, das Büstenzimmer, enthält eine reiche Zahl von Abgüssen, darunter den köstlichen Jlioncus der Münchener Glyptothek, aber auch die Marmorbüste Herders von Trippel, Goethes Portrait von David d'Angers und Christianens Büste von Weisser.
Der Gesammteindruck dieser stattlichen Räume, welche, so weit es an- fing, in den zur letzten Lebenszeit Goethes nachweisbaren Zustand auch hin- sichtlich des Mobiliars mit großer Pietät zurückversetzt morden sind, dünkt uns heutzutage, die wir an luxuriösere Ausstattung gewöhnt sind, wohl etwas nüchtern, aber er trägt dabei doch durchaus das Gepräge einer vornehmen Selbstbeschränkung. Und was wollen alle modernen Effecte des Tavcziers und Dccorateurs besagen gegenüber dieser selbst gewollten Einfachheit, die nur im Edlen, Unvergänglichen den W.'rth der Existenz erkennt. Wohin wir blicken, überall grüßt uns ein Geist, der nur in der höchsten Schönheit den würdigen Schmnck des Lebens sieht. Dafür spricht Alles, was wir hier erblicken: die Abgüsse nach den Meisterwerken der Antike, die Nachbildungen der Farnesinafresken, die Copie der Aldobrandmischen Hochzeit, der himmlischen Liebe Tizians u. s. w. Die eigentlichen Repräsentationsräume sind sodann in würdigster Weise mit zahlreichen Portraits Goethes und seiner Angehörigen geschmückt. Von Goethe selbst zählen wir nicht weniger als neun Bildnisse, aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, darunter das früheste das von G. M. Kraus aus dem Jahre 1775, das plastische Brustbild von I. P. Melchior aus demselben Jahre, das poetische Bild von Angelica Kaufs- mann von 1787, bis zu dem Bild von Stieler von 1823 und den Büsten

Von Tieck, Werner und Tavid d'Angers. 'Auch das viclbewunderte Miniatur-
portrait von Sebbers auf einer Tasse vom Jahre 1826 sicht man jetzt hier.
Interessant sind sodann die Bilder Goethes und Christianen?' Von Bur« aus
den neunziger Jahren, hochinteressant die Zeichnung, welche Goethe selbst
1791 von seiner „kleinen Freundin" angefertigt, sowie das Aquarell der-
selben mit dem kleinen August aus dem Jahr 1792 von Heinrich Meyer.
Daß es nicht an Bildnissen Karl Augusts sowie der Herzoginnen Luise und
Anna Amalia, ferner an Bildern und Büsten des Freundeskreises, voran
Herders, Wielands, Zelters, Willemers und seiner geistvollen Gattin Ma^
riannc-Suleika fehlt, ist selbstverständlich. Endlich ist des berühmten Albums
zu gedenken, in welchem Schmcller 130 Portraits der weimarischen Be-
rühmtheiten und Gäste des Gocthe'schen Hauses aus dcu zwanziger Jahren
verewigt hat. Wahrlich alles dies bietet ein unerschöpfliches Interesse, ge-
währt aber zugleich jenen Eindruck eines höheren Lebens, das mir im Un-
vergänglichen, Edlen, Geistigen sich heimisch fühlt und ans den flüchtigen Reiz
prachtvoller Dccorationen, Teppiche, Vorhänge, Polster und kunstgewerblicher
Nippes, welche mit ihrem allerdings behaglichen, aber weichlichen Ensemble
unsere heutigen Einrichtungen kennzeichnet, gern verzichtet. Es ist eine in
hohem und ernstem Sinn klassische Stimmung, die uns hier umfängt; der
Geist des Herrlichen, Einzigen weht uns ans diesen Räumen an.
Während diese stattliche Reihe der nach vorn gelegenen Zimmer deni
gesellschaftlichen Leben gewidmet waren und als Repräscntationsräume zu be-
trachten find, hatte Goethe sich für sein eigenstes Leben und Arbeiten einige
äußerst bescheidene Räume nach der Rückseite des Hanses, still gegen den
schönen großen Garten gelegen, vorbehalten. Mittelst einer Treppe, die in
das Urbino-Zimmer mündete, konnte er aus diesen seinen Privaträumen in die
Gesellschaftszimmer gelangen und sich von dort nach Bedürfnis; wieder zurück-
ziehen. Das Arbeitszimmer, das, durch ein Vorzimmer zugänglich, mit einem
Bibliothekraum verbunden ist und mit dem Schlafzimmer zusammenhängt, hat
seine äußerst einfache Ausstattung bewahrt. Mit Ehrfurcht treten wir in
diesen Raum, ans welchem die unabsehbare Reihe höchster Dichtungen hervor
gegangen ist, durch die der große Mann über ein halbes Jahrhundert lana.
die Welt in Staunen und Entzücken versetzte. Der runde Schreibtisch in der
Mitte des Zimmers mit dem einfachsten Schreibmaterial von der Welt diente
dem Sccretär Goethes, dem dieser, auf- und abwandelnd, zu dictircn pflegte ;
der eigentliche Schreibtisch des Dichters steht an der Wand rechts; zwei Steh-
pulte an den beiden Fenstern, eine Commode und ein Glasschrank, sowie
einige einfache Stühle nnd der alte Ofen vollenden die überaus anspruchs-
lose Ausstattung des Raumes. Nichts von Prunk, von Teppichen, von Vor-
hängen, kcin Sopha, kein Tivan verleiht dem Räume den Ausdruck von Be-
hagen. Es ist bekannt, wie Goethe in seiner privaten Umgebung allem
Prunke abgeneigt war. Sehr bezeichnend sagt er: „Eine Umgebung von be-
quemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in

einen behaglich«, passiven Znstand. Ausgenommen, daß man von Jugend
auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgcräthe
etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." Aber statt allen
künstlichen Prunkes hatte er durch die beiden Fenster, in welche die Strahlen
der Morgensonne freundlich scheinen, den Blick in seinen Garten mit feinen
prachtvollen alten Bäumen und seiner köstlichen Stille, damals noch poetischer,
weil die seitdem entstandenen Gebäude die Aussicht noch nicht beschränkten.
Und nun treten wir endlich in das winzige Schlafzimmer, einen Raum
von solcher Enge und Kleinheit, daß man kaum begreift, wie eine Natur wie die
Goethes fünfzig Jahre lang in ihm ruhen und athmen konnte. Auch hier
die allergrößte Einfachheit: eine tannene Bettstatt mit Waschtisch und Nacht-
tischchen von demselben Holze, daneben der Sessel von Birnbaumholz mit grünem
Wollstoff überzogen und mit dem Polster für den Nacken, auf welchem das
Haupt des Dichters ruhte, als er am 22. März 1832 nach einem Leben
voll unabsehbarer Arbeit die Augen schloß.

Soviel in kurzen Zügen von der Wohnung selbst, und nun zu den
Sammlungen, welche die Haupträume des Hauses füllen. Sie geben uns
nicht blos erwünschten Einblick in die Universalität seines Schaffens, Sinnens
und Tenkens, worin er an die großen Univcrsalgeister aus der Glanzzeit der
italienischen Renaissance erinnert, sondern sie bieten auch an sich in mehr als
einer Beziehung eine Fülle köstlicher werthvoller Anschauungen. Zunächst sind
es Dvcumcnte seines großartigen Alles umfassenden Geistes, und während wir
sie durchmustern, steigt in uns immer höher das Staunen, die Bewunderung
dieses einzigen Genius. Und es war nicht ein todtcs Znsammenhamstern, wie
man es so oft findet und woraus nichts Lebendiges hervorgeht, fondern ein
aufmerksames geisterfülltes Sammeln, das unmittelbar zum Prüfen, Forschen,
Durchdringen ward. Goethe hatte das tiefste Bedürfnis;, überall bis zu den
letzten Gründen der Dinge vorzugehen, sich selbst und Andern durch das Er-
worbene zu nützen, sich und seinen Freunden die unerschöpflichen Schätze seiner
Sammlungen vor Augen zu halten, die Erörterung über diese Dinge zum
Inhalt einer geistvollen Geselligkeit zn machen. So entwickelte sich bei ihm
in und an diesen Kunstdeukmalcn ein wahrhaft menschenwürdiges gemeinsames
sieben und Treiben, himmelweit verschieden von der leeren geistlosen gesell-
schaftlichen Gewohnheit, die ihr Ziel nur in kulinarischen Genüssen findet.
In dem großen Dichter Goethe lebte derselbe starke Zug und heiße Durst
nach Erkenntuiß, den Albrecht Türer so schön ausspricht, wenn er sagt: „Ich
weiß, daß die Begierde der Menschen mag aller zeitlichen Tinge durch Ueber-
fluß also sehr gesättigt werden, daß man dessen verdrossen wird: allein aus-
genommen viel zu wissen, dessen wird Niemand ganz verdrossen, denn es
ist uns von Natur eingegossen, daß wir gern viel wüßten, dadurch zu er-
kennen eine rechte Wahrheit aller Tinge."

Ganz so bei Goethe; und daher kommt es denn auch, daß wir, von
seinen reichen naturwissenschaftlichen Sammlungen abgesehen, blos auf dem

Gebiete der Kunst schon seinen allumfassenden universalen Sinn bewundern
müssen. Noch interessanter wird uns diese seine Richtung, wenn wir sehen,
wie er in manchen Beziehungen dem Banne seiner Zeitanschauungcn sich nicht
zu entwinden vermochte, in andern Punkten dagegen feiner Zeit weit voraus-
geeilt war, für Dinge und Erscheinungen Sinn und Verständnis; hatte, die
erst lange nach ihm dem allgemeinen Interesse nahe gebracht wurden. Findet
man doch in seinen Sammlungen einen prachtvollen Bronzckelt und Bronze-
fibcln aus alten Grabfunden, ja auch ein schönes Exemplar einer Lanzen-
spitze aus Feuerstein; dann wieder ein kleines Grab Christi, in welchem sich
der Erlöser eben aufrichtet, während die sitzenden vier Evangelisten (von denen
beider einer verschwunden ist) das kleine Werk tragen. Ties ist nach dem
noch ziemlich starren byzantinischen Charakter der übrigens gut ausgearbeiteten
Figuren offenbar ein Werk des 12. Jahrhunderts, vielleicht aus der durch
Bischof Bernward in Hildesheim begründeten Schule von Erzarbeitern. Dann
wieder mehrere prächtige Gefäße mit figürlichen Ornamenten in Limosiner
Email von Pierre Rchmond ausgeführt. Oder der kostbare Toilettenspiegel
in eisernem Rahmen mit schließbaren Fliigelthüren, dies alles auf's Reichste in
Silber und Gold tauschirt, mit den geistreichsten Ranken und kleinen figürlichen
Darstellungen im Stil unserer Kleinmeister, ein Werk deutscher Renaissance,
etwa um 1540 entstanden, von seltenster Art und einer Schönheit, daß es,
wenn es auf den Kunstmarkt käme, zum Gegenstand des heftigsten Kampfes
werden würde; denn ich entsinne mich nicht, in irgend einer Sammlung
etwas Aehnlichcs gesehen zu haben.

Und so ist denn auch Goethes Interesse für die italienischen Majoliken
seiner Zeit weit vorausgeeilt. Diese köstliche Sammlung von erlesenen und
zumeist wohl erhaltene» Vasen, Krügen, Schalen u. s. w. besteht ausschließlich
aus Werken des 16. Jahrhunderts aus den verschiedenen Werkstätten Italiens,
Nur eine merkwürdige Schüssel, offenbar auch aus dem Quattrocento und
noch ohne farbigen Reiz mit etwas unbeholfener Zeichnung versehen, welche
antipapistischen Inhaltes ist, gehört einer älteren Epoche an. Offenbar ist
es in erster Linie bei Goethe das Interesse an den reichen figürlichen Com-
positionen gewesen, welches ihn zu diesen Werken hinzog; deshalb waren ihm
auch die blos ornamentalen Majoliken minder wichtig. So gehört die Tamm
lung freilich nicht zu den ersten ihrer Art, aber sie fesselt doch durch den
Glanz, die Schönheit der einzelnen Stücke, die reiche Mannigfaltigkeit des
Bilderfchmuckes und der Gesammtformcn.

War in allen diesen Dingen Goethe dem Verständnis; feiner Zeit vor
ausgeeilt, so stand er dagegen in den ausgedehnten Sammlungen von Hand-
zeichnungen (1056 Stück nach Keils Angabe) und den über 2000 Knpfcr
stichen und Radirungen untcr dem Banne des Zeitgeschmackes. Für die damalige
Anschauung begann die neuere Kunst eigentlich erst mit Rafael; was davor
lag, die herben Meister des italienischen Quattrocento, lag dem weicheren Gc
schmück zu fern. Am meisten Freude gewährte die glatte Kunst der Eklektiker.

überhaupt der Nachblüthe, und dann die gesammtc EntWickelung des 17. und 18. Jahrhunderts. Es sind dieselben Gesichtspunkte, nach denen damals die Dresdener Galerie begründet worden ist. So findet man denn unter Goethes Handzeichnungen keine Blätter eines Mantegna und der geistesverwandten Künstler; von Rafael und Michelangelo sowie dem hochgeschätztenGiulio Romano nichts Echtes, dagegen manches Blatt von Meistern wie Guecino, Guido Reni, darunter einzelnes Gute und Geistreiche. Am interessantesten unter den Italienern sind zahlreiche Entwürfe kunstgewerblicher Art von den Carracci, Zucchero und ihren Zeitgenossen, Skizzen und Entwürfe zu Vasen, Panneaux, Decken, Möbeln und sonstigen Dekorationen, die wiederum den hellen Scharfblick Goethes für das Kunstgewerbliche bezeugen.

Ein großes Verdienst darf der Dichter dadurch für sich in Anspruch nehmen, daß er die Kunst unserer altdeutschen Meister in ihrer frischen Kraft und naiven Wahrheit so früh erkannt hat. Ich brauche nicht an seine herrlichen Worte über Türer zu erinnern: seine zwar nicht zahlreichen, aber kostbaren Zeichnungen deutscher Meister sind ein Beweis, wie sehr er sie zu schätzen wußte. An der Spitze steht jenes merkwürdige große Blatt von Peter Bischer, über welches Ruland in Lützows Zeitschrift Bd. XXI. berichtet hat. Vom Jahre 1524 datirt und mit dem Namen des Meisters versehen, enthält dieses treffliche Blatt eine Allegorie auf den Kampf der Reformation niit dem Papstthum. Man sieht den päpstlichen Palast in Flammen aufgehen, seine Bewohner theils flüchten, theils zu Boden gestreckt. Ein armer Bauersmann, mit dem Dreschflegel auf dem Rücken, von seinem Weibe, dem gefesselten „Gewissen" begleitet, wendet sich vom Statthalter Christi ab und scheint bei der links im Vordergrund thronenden weltlichen Gewalt Zuflucht suchen zu wollen; da tritt Luther als jugendlicher Held, mit dem Schilde des Glaubens bewaffnet, auf ihn zu, um ihn auf den wahren Netter in der Noth. den im Hintergrund aus Wolken erscheinenden Erlöser hinzuweisen. Ganz vorn sieht man die Gestalten von Glaube, Liebe, Hoffnung; der Kaiser aber thront mit Schwert und Reichsapfel vor dem Palaste, von der Jnstitia begleitet, welche sich die Binde abgenommen hat, um sie ihm vor die Augen zu halten, indem sie dabei ebenfalls auf Christus hinweist. Trägt dieses Blatt die stärksten Spuren des Geistes der Reformation, so ist es zugleich der vollste Beweis vom Einfluß der italienischen Renaissance, denn sämmtliche Figuren, mit Ausnahme von Christus, Papst und Kaiser sind nackt und bekunden durch die Anmuth der Formen, was wir auch sonst misten, den lebendigen Sinn, mit welchem Peter Bischer als einer der ersten unter den deutschen Künstlern den Geist der Renaissance und der Antike erfaßt hatte.

Weiter finden wir unter den Altdeutschen vier Aquarellen von Daniel Hopfer, welche Salomos Abgötterei, ein Liebespaar, eine Todtentanzscene (Tod und Mädchen) und zwei männliche Heilige darstellen. Sodann eine Federzeichnung von Albrecht Altdorfer aus dem Jahre 1508, die Apostel Judas und Thomas, mehrere Bibelillustrationen; eine Skizze Hans von Kulmbachs zu einer Marter

des heiligen Sebastian. Auch hicr fällt wieder eine Anzahl trefflicher knnst-
gewerblicher Entwürfe, Zeichnungen zn Glasgemälden von Tobias Stimmer.
Christoph Maurer u. s. w. ans. Wer sammelte damals schon solche Dinge,
die erst im Lichte unserer Tage eine neue Bedeutung gewonnen haben!
Das; Goethes Neigung schon früh sich den Niederländern zuwandte, für
welche er schon als Leipziger Student bei einem Besuche der Dresdener Galerie
Verständnis; gewann, ist allgemein bekannt. So finden wir denn auch manche
werthvollc Handzcichnungeu niederländischer Meister; vorab eine prachtvolle
Rothstiftskizze von Rubens zu einem St. Michael, der die Dämonen der
Hölle niederwirft, dann in einem großen Rahmen sieben meisterliche Blätter
von Ncmbrandt, darunter eine Verkündigung. Christus und die Samariterin.
der vorzüglich energische Studicnkopf einer alten Frau und der geistreiche Ent-
wurf des trunkenen Lot mit seinen Töchtern. Außerdem fehlt es nicht an
trefflichen Blättern von Jan Both, Paul ,Beil, van Bloemen, Waterloo,
van Huysum, Jacob de Wit und andern.
Das 18. Jahrhundert ist zunächst durch einige vorzügliche Franzosen,
wie Watteau, Natoirc, Wille, besonders aber durch graziöse Blätter Bouchers.
Venus und Adonis, Studie einer sitzenden halb entklcidcten weiblichen Figur
u. s. w. vertreten. Taran reihen sich zahlreiche Blätter der von Goethe so
hoch geschätzten Tischbein, Oeser, Hackert, Kobell, Angelica Kauffmann an.
Hicr sind auch die eigenen Handzeichnung'.'n Goethes zu erwähnen, namentlich
jener Band mit 22 großen Federzeichnungen, von welchen er selbst berichtet
und die er als ein Dvcument seiner darauf gewandten Bestrebungen bezeichnet.
Mau sieht in diesen Blättern Goethe den durch seine von ihm hochverehrten
Zeitgenossen eingeschlagenen Weg verfolgen; er kommt namentlich im Bcmm-
schlag nicht über die conventionellcn Manieren der damaligen Zeit hinaus;
er konnte auf diesem Gebiet kein Bahnbrecher zur Unmittelbarkeit und Wahr-
heit der Natur sein, aber er erkannte mit voller Klarheit, daß nur der über
Kunst zu nrtheilen vermöge, der selbst sich in ihr thätig versucht habe, und
so ist er auch darin eine Leuchte für jede Zeit und besonders für die unsrige.
in welcher Viele über bildende Kunst sprechen und sogar schreiben, die nie
einen Zeichcnstist angerührt haben, wie Manche über Mnsik sich vernehmen
lassen, die nie auf eine» Instrument einen Ton anzuschlagen vermochten. Ncbrigcns
fehlt cs den Gocthe'schen Zeichnungen nicht an einem lebendigen Gesühl für
die Natur, vollends aber entwaffnet er die Kritik, wenn man erfahrt, wie
bescheiden er selbst über seine Versuche dachte. „Daß ich auch wieder einiges
Landschaftliches zeichne," so schrieb er an seinen treuen Heinrich Meyer,
„mag ich kaum erwähnen, indem cs immer auf die alte Weise geschieht, wobei
nichts herauskommen kann. Da ich es jedoch behandle wie Andre das Tabak-
rauchen, so mag cs hingehen."
Tnß er unter seines Freundes Meyer Führung übrigens eine nicht gc-
ringe Einsicht in den EntwickelungSgang der Kunst gewonnen hatte, läßt sich
aus vielen seiner Aenßernngcn schließen. Ich will nnr an die im 25. Band

seiner Werke mitgetheilte Disposition zu einem Aufsatz über die Landschafts-
malerei erinnern. Wie tüchtig überhaupt das künstlerische Urthcil Meyers
war, welches im Wesentlichen mit dem Goethe'schen zusammentraf, mag man
aus den kürzlich von Di-. Weizsäcker in den deutschen Literaturdcnkmalen des
18. und 19. Jahrhunderts (Heilbronn 188«) veröffentlichten Kleinen Schriften
zur Kunst von Heinrich Meyer ersehen, wo namentlich der Aufsatz über
Rafaels Vaticanische Stanzen ein klares Urtheil und eine unbefangene
Würdigung vcrrcith. Wie Verschiedenes Goethe nach seinem eigenthümlichen
Verdienst zu würdigen wußte, beweisen in seiner Sammlung die allerliebsten
Blätter von Chodowiecki und dann wieder die große Anzahl der trefflichen
Handzeichnungen von Carstens, worunter besonders meisterhafte Gewandstudien
zur Nacht, zu den Parzen, zur Nemesis u. a. sich befinden.

Den außerordentlichen Reichthnm der Kupferstichmappen eingehender zu
prüfen, mußte ich wegen der Kürze der Zeit aufgeben. Man weiß, daß
Goethe auch hier wie bei den Majoliken im Wesentlichen auf die Gegenstände
sah, also in erster Linie durch ein stoffliches Interesse geleitet wurde. Was
heute bn den Kupferstichsammleru vor Allem im Vordergrund steht, die
Rücksicht auf das eigentlich Künstlerische, auf die technische Vollendung und
die Schönheit der Abdrücke, stand bei ihm in zweiter Linie. Doch sieht man
aus seinen gelegentlichen Bemerkungen, daß er gute von schlechten Abdrücken
wohl zu unterscheiden vermochte. Wie sehr er schon früh Dürer zu schätzen
wußte, wissen wir. Auch sonst ist die altdeutsche Kunst bei ihm durch
einzelnes Treffliche vertreten. Dahin gehören die wundervollen Abdrücke von
Schougauers Tod der Maria und der phantasicvollen Cvmpositivn der Schlacht ,
des heiligen Jakobns gegen die Ungläubigen. Von demselben Meister sieht
mau noch die Grablegung, sowie eine von den klugen und eine von den
thörichtcn Jungfrauen. Sogar für die ältesten Schöpfungen, die Jncunabeln
des Holztafeldrucks hatte er Sinn, wie ein allem Anschein nach als Unicum
dastehendes Blatt aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts beweist. Es stellt
die sinnliche Liebe in der Gestalt eines nackten jungen Mädchens dar, welches
mit verbundenen Augen, den gespannten Bogen in der Hand, seine Pfeile
auf's Gerathewohl versendet. Unter ihr mit züngelnden Flammen der Höllen-
rächen, ringsum zehn Köpfe von Kirchenvätern und Theologen niit Sprüchen
über die Liebe. Eine höchst merkwürdige und originelle Darstellung.

Endlich ist das ganze Haus mit zahlreichen Werken plastischer Kunst
in Gipsabgüssen ausgestattet, von denen ich nichts erwähnen will als die
interessante Sammlung von 100 Gipsmcdaillons Davids d'Angers mit
Portraits berühmter Zeitgenossen, welche er unserm Dichter geschenkt hat.
Weiterhin eine werthvolle Reihe von Entwürfen zu Goethcdenkmalcn von
Rauch, Thvrwaldsen, Nietschel, von Trippel eine kleinere Büste Goethes in
gebranntem Thon, wahrscheinlich das erste Studium zu der berühmten
Marmorbüfte,

Mit besonders glücklicher Hand aber hat Goethe eine Collect!«« von

Bronzen zusammengebracht, die den größten Museen zur Ehre gereichen würde. Dahin gehören zunächst zahlreiche Statuetten und Gruppen, köstliche Werke der Antike und der Renaissance, mehrere der bekannten Merkurdarstellungen, ein sehr schöner Jupiter, ein Bacchus, einige Benusstatuetten, ein antiker Schauspieler in der drolligen Haltung eines Priap, ein prachtvoller antiker Stier, dem als Pendant ein ähnlicher aus der besten Zeit der Renaissance gegenüber steht. Auch einige Werke hochalterthümlichen Charakters finden sich darunter. Ferner aus der Renaissance eine Venus im Charakter Donatellvs. eine kauernde Venus von Giovanni da Bologna, ein tadelloser Guß mit schönster Patina, ein kleiner Perseus, der wie eine Vorstufe zu Benvenuto Cellinis Statue erscheint, vielleicht der Abguß eines ersten Wachsmodellchens. und noch manches dergleichen.

Vom höchsten Staunen aber wurde ich ergriffen, als ich einige Blicke in die herrliche Sammlung der Bronzemedaillen that. Von den frühesten Anfängen und den ersten Arbeiten des Quattrocento bis in unser Jahrhundert ist hier in einer Zahl von 1675 Stück wahrhaft Bewundernswürdiges zu-sammcngehäuft. Gleich beim ersten Blick über die in den Schaukästen aus-gelegten Proben gewahrte ich, daß alle jene größten Seltenheiten, deren nur wenige Cabinete, iu erster Linie Berlin und Paris, sich erfreuen dürfen, in vorzüglichen Excmvlaren vertreten sind. Die Arbeiten eines Pittore Pisano, Giovanni Boldu, Svercmdiv, Matteo de Pasti u. A. sind alle vorhanden; mit Entzücken haftet der Blick an den Portraits eines Sigismondo Malatesta nnd seiner Jsotta da Rimini, am charakteristischen Sclbstportrait Pisanos. an den Bildnissen der Gonzaga, Sforza, z. B. die prachtvolle Doppelmedaille des Constantino und seines Vaters Alessandro, Bvrso d'Este, Niccolo Palmieri, Guidobaldo von Urbinv, Gilbert de Bourbvn, L. Carbonc. Bartolommeo Pandalia, des Kaisers Johannes Paläologns, und so vieler anderer berühmter Namen. Wer die großartige Kraft, die schlichte Wahrheit in den Medaillon-Bildnissen jener italienischen Meister kennt, versteht den Hochgenuß, den eine solche Sammlung bietet. Dazu kommen nun aber manche Stücke, die bisher nirgends bekannt zu sein scheinen, weder in Berlin noch in Paris vorkommen und also als Unica zu betrachten sind. So eine Medaille mit der mir un-verständlichen Inschrift Oi«n I^ran«««^ Ott^l"!', darüber ein Abkürzungs-zeichen. Ferner eine prachtvolle große Medaille Karls VII. von Frankreich, mit dem Bildnis; des thronenden Königs, auf der Rückseite die elegant stilisirte Figur eines galovpirenden Reiters; eine Medaille auf Tasso, ein wenig ciselirter Abguß eines Wachsmodells; ein großes Medaillon Hercules ll. von Este, nach Nulands Vermnthnng vielleicht ein Abguß des von Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnten Medaillons. Eine herrliche unbekannte Medaille aus Karl V. nnd eine große Reihenfolge von Papstmedaillen. Julius II. und Leo X. an der Spitze; ferner viele vortreffliche deutsche Medaillen aus der Glanzepvche des IL. Jahrhunderts, von schönster Arbeit.

An diese unvergleichliche Sammlung, die allein einen längeren Ausent-

halt in Weimar lohnen würde, schließen sich ebenbürtig die köstlichen Bronze-plaqucttes, bekanntlich kleinere Reliefs von mannigfaltigem Inhalt, wie sie von den italienischen Künstlern meist als Schmuck- und Ausstattungsstücke hergestellt wurden. Auch hier findet man nicht blos das Erlesenste, das in Moliniers schönem Buche besprochen wird, sondern eine Anzahl unbekannter, wie es scheint nirgend sonstwo vorhandener Werke. Unter Anderem viele vorzügliche Exemplare von Moderno (Darstellung im Tempel, Anbetung der heiligen drei Könige, S. Hieronymus, Thaten des Hercules), von Andrea Briosco der große S. Georg von unvergleichlicher Schönheit; Satyr und Bacchantin nach der Patera Mitelli in so vorzüglichen Exemplaren, daß man begreift, wie sie Donatello zugeschrieben werden konnten; von Giovanni belle Corniole der Horatius Cocles und Mucius Scävola, die von Bacchanten umgebene Ariadne u. a. m. Auch hier eine stattliche Zahl von Werken, welche bis jetzt ganz unbekannt sind, also ebenfalls Unica zu sein scheinen; so eine Anbetung der Hirten von Jacopo Carnglio mit dem Namen des Künstlers; Meleager und Althäa von einem an Mcuitegna erinnernden Meister: eine treffliche Darstellung der auf einem Delphin stehenden Amphitrite; ein Engel der Verkündigung mit reizender Umrahmung, zu dem die Madonna noch zu suchen wäre; ein köstlicher kleiner Amor als Bcsieger der Welt in einem Nahmenwcrk mit Putten. Trophäen von Instrumenten u. dgl. Ferner Hercules und Antäus in einer aus Marc Antons Stich bekannten Composition; sodann zwei alterthümliche Stücke, Vertumnus und Pomona, sowie das Urtheil des Midas, an Donatellos herbe Weise erinnernd. Dagegen ein anderes größeres Urtheil des Midas aus der Zeit der vollendeten Renaissance; Jnpiter und Calisto in einem reichen landschaftlichen Hintergründe, der auf einen in Italien arbeitenden Niederländer zu deuten scheint. Aus alledem ist leicht zu ent-nehmen, welchen Genuß auch diese köstliche Sammlung bietet. Sie fügt gleich der Medaillensammlung dem jetzigen Bestände der Denkmälcikunde sehr wesent-liche neue Momente hinzu und bietet der Forschung eine Menge von neuen Aufgaben.

Von allen diesen Eindrücken sich loszureißen, ist außerordentlich schwer. Immer wieder kehrte ich namentlich zur Betrachtung der Bronzen, Medaillen und Plaquettes zurück, in welchen ein künstlerischer Schatz aufgehäuft liegt, der auch dem Gcldwerth nach ein erstaunlich großes Capital repräscntirt. Mir fiel dabei ein, wie schön und treffend Goethe von solchen Sammlungen spricht. Er sagt Bd. XXV, S. 258: „Warum sollte man leugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstbesitz oft unbequem sei. Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sei nun auf Productivitdt oder auf Kenntniß, auf That oder auf Geschichts-einsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler sowie dem Liebhaber öfter vor-zulegen und dadurch eine höhere, freigesinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist, ihre schöne Pflicht zu er-

w.
Liibke in Karlsruhe.
füllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, das man stiften, das
man fortpflanzen wollte, so wird wohl nichts zu wünschen übrig bleiben."
In diesem glücklichsten und erstrebcnswerthesten Zustande befinden sich
jetzt die Gocthe'schen Sammlungen. In der edelsten Pflege durch einen
hochsinnigen Fürsten gehütet und bewahrt, von staatlicher ^bhnt beschützt,
unter einem Vorstand wie Ruland, der nach dem ganzen Gange feiner Studien
dafür geeignet ist wie kaum ein Anderer und mit jener von Goethe gerühmten
„Liebe und Leidenschaft" dies anvertraute kostbare Gut verwaltet und dasselbe
immer mehr der Allgemeinheit zugänglich und nutzbar zu machen bestrebt ist,
darf man die Ucbcrzeugung aussprechen, daß ein reicher Strom von Segen
aus diesen so lange verborgen gehaltenen Schätzen sich ergießen wird. Sehr
viel Mühe wird noch erforderlich sein, um Alles gehörig durchzuarbeiten, zu
sichten und zu ordnen. Aber im höchsten Grade fruchtbringend und segens-
reich wird diese Arbeit fein. Sie wird endlich auch gestatten, das letzte Wort
über Goethes Beziehungen zur bildenden Kunst zu sprechen, und es steht nicht
zu bezweifeln, daß dies letzte Wort ein ungleich günstigeres Nrtheil enthalten
wird, als man so oft leichthin über dieses wichtige Thema äußern hört.
Taufende aber, nicht blos aus Teutschland, sondern aus der ganzen gebildeten
Welt werden mit verzehnfachtem Eifer und Verlangen nach der Stätte pilgern,
wo das Leben eines imscrer Größten und Besten sich nuu in seinem ganzen
äußeren Nahmen darstellt. Sie werden mit Ehrfurcht das Haus betreten,
das mit zahlreichen Zeichen der Erinnerung, der treuen Pietät uns das intime
häusliche Dasein Goethes schildert; und sie werden aus den reichen künst-
lerischen Anschauungen eine Saat des Schönen und Edlen mit hinwegtragen.
Und so wird dies Haus, das so lange Zeit unerschöpfliche Wirkungen des
Guten und Schönen ausgestreut hat, eine neue Aera der Blüthe erleben und
abermals unermeßlichen Segen spenden, das Wort bestätigend:

„Es kmm die Spur von meinen Erdcittageii
Nicht in Acoiien imlcrgehn."

pauline de Montmorin.

Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.

vo II

A. v. Ncumonr.

— Aachen. —

1), (>. ^l.

,^o» per« möre s«Z äeux srüros et g"?,,r
Cmsnms,! ll'„w' rnülsili,' tl« Ii,n^nsnr
I^st vvnne mnnrir «nr oette tsrre sdrü»^,!,^.
I. ^. äe OKat, ^ul>ri!>,„l i> ölevs e<> inoinmient

s war im October als bei meinem ersten Besuch in der
! französischen Nationalkirche in Rom mein Blick auf diese Inschrift
fiel, welche ein in die Wand der ersten Kapelle zur Linken,
gegenüber dem Grabmal des Cardinals von Bcrnis eingelassenes Monument
trägt. Ans einem Ruhebette sieht man die schmächtige Gestalt einer jungen
Frau in dem Moment ihres Uebergangs zn einem bessern Dasein, das Hauvt
zurückgelehnt, der rechte Arm und die feine Hand herabhängend, die Linke
nach oben weisend. Ueber dieser Sterbenden sind sünf Medaillons mit Bild
nissen an dem obern Theil des Marmors sichtbar, nntcr denselben die Klage
Rahels: ..Hnis non sunt.^

Wer war die Todte, welche hier auf so rührende Weise dargestellt ist ?

Ter Name der Montmorin war mir aus der Geschichte der französischen
Revolution als der des letzten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des
noch nicht gefangenen Königs Ludwig XVI. bekannt; von Panline de Montmorin

mußte ich damals nichts. Das Bild und der Name prügle« sich meinem Gedächtnisse ein und sie haben mich nicht wieder verlassen.

Erst später gemährte ich den Grabstein der Entschlafenen. Eine runde Marmorplatte, liegt er im Paviment der Kirche, nahe bei dem Monument vor der zweiten Kapelle, der langsamen und unwillkürlichen Zerstörung preisgegeben, welche alle Inschriften solcher Gedenksteine unbarmherzig verschwinden macht. Auf dem Steine las ich die folgenden Worte:

v. 0. Zl.
Zllsrie Aicdel ?rsäsri>zrw Ulriqus
?»u1ioe <Is Nootmorin tsmiu« tle
?rsn?«s (^KristopKs cks öesumoot nse
1^« 1ö. ^oüt 1768 et iu«rt« » Lome
I.« 4. Xoveinbrs 1803.
HusWS misors ääts, est lui st
Vits bis c>ui in siu«itu6ins ällimse
sunt? lob. «ap. 3. XX.

Dreiunddreißig Jahre waren dahin geschwunden, seit die Gräsin von Beaumont hier in die Gruft gelegt wurde. Es währte lange, bevor ich Zuverlässiges über Diejenige vernahm, deren Geschick tragisch, deren irdische Laufbahn kurz gewesen war. Was ich erfuhr, steigerte meine Theilnahme für sie, deren Grabfchrift mich so mächtig und nachhaltig ergriffen hatte, daß dieselbe mir stets in der Erinnerung blieb. Ein halbes Jahrhundert ist nun seit dem Tage verflossen, an welchem ich zum ersten Mal ,vor diesem Monumente stand, und wenn ich in spätem Alter es versuche, das Bild Paulinens de Montmorin zu zeichnen, so versetze ich mich in mein eigenes Jugendleben zurück, wo noch die meisten von Denen unter uns wandelten, welche diese Tobte gekannt und geliebt hatten, wo w?nigs Jahre zuvor der Mann, der das Denkmal errichtet und dessen Name von ihrem Namen unzertrennlich ist, kurz vor dem Sturze der bourbonischen Herrschaft Botschafter Frankreichs in Rom gewesen war. Seine Denkwürdigkeiten haben über diese Frau und sein Verhältnis; zu ihr manches bekannt gemacht, ab?r erst jüngere Jahre haben durch Veröffentlichung, ihrer Briefe und vieler an sie gerichteten, uns tiefer in ihren Geist, ihre Thätigkeit, ihre Gefühle, ihr Geschick blicken lassen. Es ist eine traurige Geschichte, die ich zu erzählen unternehme, traurig wie die Grabschrift, mit welcher sie beginnt, wie die Zeit, welche in das Leben dieser jungen Frau niit blutiger Hand eingriff. Zugleich aber öffnet sich der Blick in eine bedeutsame Cultnrepoche dcs moderne!'. Frankreich, welche unsere Aufmerksamkeit umsvmehr auf sich zieht, weil sie unmittelbar auf die Schreckensherrschaft folgte, deren Ercesse ihren Ursprung und ihren raschen Sieg erklären helfen.

I.

Die Montmorin stammen aus der Auvergne. Seit dem Jahre 1421
lügten sie den Namen Saint Herein dem ihrigen hinzu. Die ersten Aemter
und Würden der Provinz gehörten ihnen. Armand Marc de Montmorm
Saint Herem war am 13. October 1746 auf dem Schlosse de la Barge
geboren. Sein Großvater, Witwer mit mehreren Kindern, war in den geist-
lichen Stand getreten und wurde Bischof von Aire. Sein Enkel Armand
Marc wurde mit dem Dauphin erzogen, welcher den Namen Ludwig XVI.
trug. Er hatte im Jahre 1767 seine Cousine Fran<?oise Gabrielle de Tannes
geheirathet, die einer piemontesischen Familie entstammte welche sich zu Ende
des siebzehnten Jahrhunderts in der Auvergne niedergelassen und mit den
Familien des Landes verschwägert hatte. Dieser Ehe waren vier Kinder
entsprossen, zwei Söhne, deren ältester in der Marine diente nnd bei einem
Sturme während der Rückkehr von Jsle de France sein Leben verlor. Die
älteste Tochter, Marie Micheline Friderike Ulrike Paulinc, war geboren am
15. August 1768 zu Meussy l'Evöqüe in Champagne. Die ersten Jahre
brachte sie zu Chadieu am Allier zu, wo man in der Ferne die Bergkette
des Moni Dorc erblickt. Mit acht Jahren trat sie in das Kloster Fontevraud,
wo damals die Töchter des französischen Adels ihre Erziehung zu erhalten
pflegten. Nachdem sie. hier fünf Jahre zugebracht, wurde sie in das Kloster
von Panthemont in der Rue de Grenelle zu Paris versetzt, welches diesen
Töchtern der hohen Aristokratie die letzte Bildung, eine durchaus weltliche, zu
crtheilen pflegte. Dies Kloster stand zu jener Zeit in nahen Beziehungen zu
der Familie Montmorm, welche ihm seine beiden Aebtifsinncn gegeben hatte.
Hier blieb Pauline bis zu ihrer Verhcirathung. Jede der jungen Damen
hatte eine Gouvernante und eine Kammerfrau; sie konnten im Sprechzimmer
Besuche empfangen, und alles war darauf eingerichtet, in der Gesellschaft eine
gute Figur zu machen.

Im Jahre 1778 ging Graf Montmorin als Botschafter nach Madrid.
Der Krieg zwischen Frankreich und England wegen der britischen Colonien
in Nordamerika währte bis zum Januar 1783, und die Anerkennung der
Vereinigten Staaten, ein böses Omen für Spanien, erfolgte im September
desselben Jahres auf Grund der Pariser Friedenspräliminarien. Im Jahre
1784 wurde Montmorin auf seinen Wunsch von seinem Posten abberufen
und mit dem Gouvernement der Bretagne beauftragt, was ihn jedoch keines-
wegs nöthigte, immer in Mennes zu wohnen. Als am 13. Februar 1787
der Graf von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, starb,
ernannte Ludwig XVI. aus eigenem Antriebe Montmorin zu dessen Nachfolger.
Neun Tage später fand in Versailles die erste Sitzung der Versammlung der
Notabeln statt. Calonnes Finanzpläne wurden von derselben zurückgewiesen
und das Deficit starrte das Land an, nicht sowohl wegen seiner Größe als
weil alle Hoffnung, demselben ein Ziel zu setzen und ein Gleichgewicht zwischen

Einnahme und Ausgabe herbeizuführen, erschöpft, die Regierung des Königs vollkommen rathlos schien. Einem verwegenen Plänemacher solgte ein anderer. Ter Erzbischof von Toulouse. Lvm<'>nic de Bricnnc, hatte die Ambition, die Finanzen wieder zn regeln und den Staat vor dem Bankerott zu retten. AlS wäre es noch nicht genug an den bisherigen Streitigkeiten, welche in den Unruhen in verschiedenen Provinzen Widerhall fanden, entzündete er einen Kampf mit dem Pariser Parlament, dessen Mitglieder nach Trohes verbannt wurden, und glaubte durch eine königliche Sitzung (I^it >ie ^u«ti«o) die Verwaltung in die Hand nehmen und seine Pläne durchführen zu können. Sein Rang als Cardinal Erzbischof von Sens, zu welcher Würde er während seines Ministeriums gelangte, verdeckte vor seinen Augen die Schwierigkeiten der Lage, in die er sich begab.

In der Familie Montmorin schienen die Dinge eine glücklichere Wendung nehmen zu wollen, als in den öfsentlichcn Angelegenheiten der Fall war. Am 27. September 17ß(! vermählte Paulinc de Montmorin sich mit Christophe Arnaud de Beaumont, Sohn des Marquis de Bcanmvnt, eines Freunde? ihres Vaters. Er war zwei Jahre junger als seine Frau und Offizier in der französischen Garde. Am 4. October wurde die junge Iran dem königlichen Paar vorgestellt. Etwas über ein Jahr später wurde die jüngere Tochter Victoire Marie Fran>,oise mit dem Grasen de la Luzerne, Neffen des Botschafters in London und des Bischofs von Langres, vermählt. Er war Capitän bei den Chevauxlegers. und die beiden jungen Frauen genoffen am Hofe zu Versailles alle Ehren, welche der französischen Aristokratie jener Tage zustanden.

So war äußerlich alles friedlich und glänzend. Tie innere Lage und Stimmung wurde aber unterdessen immer bedrohlicher. Man hat sich oft über die Plötzlichkeit des Ausbruchs und den überwältigenden Fortschritt der französischen Revolution gewundert, die einer vulkanischen Eruption gleich das Land in einem Nu überschwemmte nnd in weniger als zwei Jahren den stolzen Bau mehrerer Jahrhunderte bis auf die Grundmauern vernichtete. Aber die später» Jahre Ludwigs XV. hatten gezeigt, daß Frankreich von seiner Stellung in der Welt sehr herabgesunken, seine Kriegsmacht geschwächt, seine Institutionen veraltet, seine pecuniären Hülssmittcl erschöpft, seine aristokratische Gesellschaft in ein Mißverhältnis; zu der Nation gerathen war, während seine Literatur fortwährend an den Fundamenten der Achtung vor Gesetz und Glanben gerüttelt Halle, alle Institutionen der Kirche und ocs Staates ihre alte Bedeutung und Berechtigung eingebüßt hatten und zu einer Last für die Gesammtheit geworden waren, um einer einzelnen Klasse zu dienen. Gerade in den Jahren, in denen die Entscheidung reiste, hatte Wunderglaube die Stelle des Glaubens usurpirt, den die Philosophie verspottete, und die Gesellschaft, die das Ehristcnthuir über Bord warf nnd deren Evangclinm der tücmrrnt sozial war, glaubte an St. Germain, Eagliostro und Mesmer. In solcher Lage bedurfte es nur momentan ungünstiger Umstände, um den vollen Becher

überschäumen zu machen. Dazu gehörten Mißwachs und Vcrtheuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, welche die längst vorhandene und durch wechselnde ökonomische Systeme nicht entfernte Finanznoth bei einem hungernden und durch Roth zu Ezccsfen getriebenen Volke zum drohenden Ausbruch kommen ließ. Tie Brotcravalle führten zur Emeute, an welcher sich neben den Hungernden und mehr als diese die zahllosen Vagabunden betheiligten, die Emeute führte zur Revolution.

Tie französische Politik hatte seit längerer Zeit dürftige Lorbeeren geerntet. Tie Theilnahme am amerikanischen Freiheitskriege, wenn sie dem militärischen Drange eines Theils der Nation Genugthuung gewährte, war ein politischer Fehler, indem sie Principien und Anschauungen Eingang verschaffte, welche den heimatlichen Zuständen direct widersprachen. Die erste Theilung Polens hatte sich vollzogen. Tie Opposition der Niederlande wider das Haus Nassau-Oranien war, gegen französische Wünsche und Zusagen, mühelos durch Preußen niedergeschlagen worden. Hart an der französischen Grenze vollzog Oesterreich rasch und ohne Anstrengung die Pacificirung Belgiens. Tie ohne Frankreichs Beteiligung erfolgte Beilegung eines Streites zwischen Großbritannien und Spanien, welches letztere ans Grund des bestehenden Familienpactcs französische Unterstützung nachgesucht hatte, schädigte französisches Ansehn. Solcher Art waren die äußeren Verhältnisse in den ersten Zeiten des Ministeriums des Grafen von Montmorin.

Die Ehe Pcmlinens mit dem Grafen von Bcaumont war keine glückliche. Von schwachem Charakter, zu heftigen Aufwallungen geneigt, war er ohne höhere Bildung und stand tief unter dem Geist und den intellectuellen Bedürfnissen seiner jungen Frau. Bald gab er sich anderer Gesellschaft hin, und aus der Erkaltung und einem augenblicklichen Zerwürfniß enstand eine Entfremdung, welche zu einer dauernden wurde. Wir werden seiner später noch gedenken. Pauline kehrte in das elterliche Haus zurück, welches in der Rue Plumet in der Nähe des Jnvalidcnplnhcs lag. Hier waren die Verhältnisse dem damaligen Zustande des öffentlichen Dienstes entsprechend. Wenn man liest, das; die Tafel des Ministers jährlich über 200000 Livres kostete, der Lohn der Dienstboten über 50000, die persönlichen Ausgaben der Herrschaft und der Spieltisch der Königin sich aus 80 000 bclicfen, daß 24 Pferde gehalten wurde», so mag dieS von dem Luxus der Zeit einen Begriff geben. Die Gräfin von Beaumont hatte Eqnipagc und eigene Livree, für ihre Bibliothek gab sie 7000 Thaler jährlich ans, und bezog ebenso wie ihre Schwester für ihre persönlichen Ausgaben eine Rente von 18 000 Livres. Solchem Aufwände war das Vermögen des Grafen von Montmorin nicht gewachsen. Sein Gehalt betrug mit den außerordentlichen Gratificationcn die Summe von 300000 Livres. Sein eigenes Einkommen überstieg nicht 80000, und er hatte sich genöthigt gesehen, seine Besitzungen in der Auvcrgne zu verkaufen. Um in der Nähe seiner Freunde Megret von Etigny und Serilly bleiben zu können, hatte er von diesen das Schloß von Theil in der Nähe von

Sens für 7.Z0000 Livrcs erworben. Es ist begreiflich, daß solcher Aufwand die Vermögensverhältnissc der Familie völlig zerrütten mußte. Die Pensionen von je 18 000 Livres für den Grafen und die Gräsin, die auf die königliche Schatulle angewiesen waren, konnten an diesem ruinösen Haushalt auf die Dauer nicht Viel ändern.

Paulinc unterstützte ihren Vater in der Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe. Sie las für ihn die Journale und die Hunderte von Pamphleten, denen in dieser stürmisch bewegten Zeit jeder Tag ein ephemeres Leben gab, und ertheilte ihm Auskunft über Meinungen und Thatsachen. Sie erleichterte ihrer Mutter die nicht geringen Mühen des Empfangs. Graf Montmorin hatte die Sitte wieder eingeführt, nach welcher der Minister des Auswärtigen das diplomatische Corps und die Gesellschaft bei sich sah, wenn in Versailles kein Empfang stattfand. Die Gesellschaft war somit die zahlreichste und dabei doch gewählteste, in einem Salvn, in welchem Lamoignon de Maleshcrbcs, als Minister ohne die rechte Kraft des Widerstandes, in Gesinnung und Leben das Muster eines redlichen und erleuchteten Mannes, taglicher Gast war. Neben Malcsherbes ist sein Schützling de Rulhiöre zu nennen, der eine diplomatische Mission zu den Studien benutzte, die ihn zur Abfassung der Gr schichte der Thronbesteigung Katharinas ll. und jener der Anarchie und Umwälzungen Polens befähigten, die erst nach seinem Tode an's Licht trat; ein Mann von Geist und Kenntnissen, der zu der Familie Montmorin und namentlich zu Pauline in befreundete Beziehungen trat. Jean Baptiste Suard, der bekannte Literat und Publicist, unterstützte den Minister mit seiner Feder, namentlich in der Ausarbeitung der Denkschriften, welche von diesem ausgingen.

Hier fand sich eine junge Frau, lebhaft aber mit tiefem Gefühl, mit der Bildung von Geist und Herz, welche anzieht und auch die Ernsten fesselt und befriedigt, mit der Begierde sich selber zu unterrichten und einem reichen Schatz eigener Gedanken und Empfindungen, in einer Stellung, welche ihren geistigen Bedürfnissen und Interessen völlig entsprach. Tic Gesellschaft, welche der französischen Revolution entgegenging, empfand schon deren Nähe, aber e>? war nur das rein Menschliche, das Edle und Schöne oder was man oft irrig dafür hielt,! welches die alte Frivolität besiegt, die Herzen den Eindrücken der Natur und der Wirklichkeit aufschloß und die Tiscussion der ernstesten Fragen gestattete. Tie alte Erclusivität der Aristokratie begann einem Drange nach Gleichberechtigung der Stände anch in der Gesellschaft Platz zu machen, der noch nichts Offensives hatte, weil die Auszeichnung des Talents und des Wissens zur Geltung kam. Tie Aristokratie der Geburt war zugleich Aristokratie des Geistes geworden, und Buffon, Tolomicu, Condorcet, Bailly. Monge rcpräscntirtcn die großen Fortschritte der Wissenschaften, die nun neben den Interessen der Privilegirten, der Parlamentarier und der Finanzleute die elegante Welt beschäftigten und bald mit politischer und socialer Ockonomie, mit Physik, Chemie und selbst Anatomie um die Herrschaft stritten. Aber in

dieser vornehmen und hochgebildeten Welt war mit den Wissenschaften und der Philosophie längst der Unglaube eingedrungen, der seit den Tagen des Regenten immer mehr Fortschritte gemacht hatte, die spöttische Glaubenslvsigkeit wurde zur Schau getragen und der hohe Clerus bot die scandalösesten Beispiele derselben dar. Horace Walpole staunte halberschrocken über die Frechheit der Reden die bei Tische in Gegenwart zahlreicher Dienerschaft gehalten wurden, Reden, welche sich bald in und vor dieser vornehmen Gesellschaft mit den wildesten Ausbrüchen der Demokratie verschwistern sollten. Es bedurfte der surchtbar ernsten Prüfungen der Revolution, um die Herzen dem Christenthum wieder zu eröffnen, und auch dann war es mehr das Volk und ein Theil der im engsten Kreise von den Verlusten Betroffenen, die sich zu den rettenden Altären flüchteten, als die Mehrzahl derer, welche Glück oder Geburt zu der Höhe gerufen hatten.

Auch die Poesie begann eine andere Richtung einzuschlagen. Andr« de Chönier, der Sohn eines Generalconsnls in Konstantinopel und einer von cypriotischem Geschlecht stammenden Griechin, sagte dem Genre ab, welches mit und nach Voltnire Parny, Torat, Piro«, Bertin, Champfort repräsentirt hatten und mahnte an die Zeit Racines und Boileaus, indem er im Idyll und in der Elegie antiken Mustern nachstrebte, während er die Frische der Persönlichkeit und moderner Stimmungen damit verband, wie er moderne Verirrungen und Trugschlüsse geißelte. Ein wahrer Dichter, der die Reife seines Talentes nicht erlebte, in der Form oft ungleich und unvollendet, in seinen zahlreichen Fragmenten gleichsam ringend mit der Fülle der Gedanken, die ihn beinahe zu beherrschen scheinen. Neben der literarischen Kritik, wie La Harpe sie mit Schärfe und geringer Mäßigung übte, trat die politische Presse auf den Kampfplatz, welche bald die Oberhand gewann, von der herrschenden Meinung anfangs getragen und in maßvoller Haltung, dann unaufhaltsam vorwärts getrieben zu Beschwerde, Verdächtigung, Anklage, Verleumdung, eine rechte Verbündete der wildesten Demagogie.

Den einheimischen Salons reihten sich mehr oder minder Fremde an. Madame Necker, deren Tochter, damals eifrige Anhängerin Ronsseaus, im Jahre 1786 den schwedischen Gesandten Baron StM-Holstein heirathete, vereinigte das protestantisch bürgerliche Element mit dem aristokratischen und durchbrach, auch zur Zeit der vergänglichen Macht ihres Gemahls, nicht ohne Mühe die herkömmlichen Kreise. Vor allen aber war es die Gemahlin des Prätendenten, der einst als Prinz Carl Eduard die Herzen des französischen Adels gewonnen und nun lange schon von einer neuen Generation vergessen war, welche die vornehmen und literarischen Kreise bei sich vereinigte. Im Jahre 1787 siedelte die Gräfin von Albany ganz nach Paris über, nachdem sie schon längere Zeit dort und im Elsaß verweilt hatte; pecuniäre Interessen — sie bezog eine Pension vom französischen Hofe — wie mancherlei Hindernisse, die sich ihr in Italien entgegenstellten, bewogen sie zur Wahl der französischen Hauptstadt. Vittorio Alfieri verließ die Freundin nicht mehr,

obgleich ihre Wohnungen getrennt waren: die Gräfin wohnte Nue de Bourgogne, der Dichter anfangs Rue dn Moni Parnasse, später in der Nue de Provence. Im Salon der Gräfin fand sich Alles zusammen, was Paris von einheimischen aristokratischen oder literarischen Cclebritäten und von ausgezeichneten Fremden zählte. Hier las zu Anfang Februar 1791 in schwüler-Zeit, welche schon nichts Gutes ahnen ließ, Beaumarchais, mit welchem Alfieri im Elsaß bekannt geworden war, sein Drama la murs uoupadl«, den Schluß der Figarotrilogie vor, und der italienische Tragiker, der die Berechtigung dieses dramatischen Genre, wie auch Mercier es vertrat, nicht anerkannte, mag über den Effect desselben Betrachtungen angestellt haben, über welche er sich leider nicht geäußert hat. „Laden Sie einige gefühlvolle Frauen ein, einige Männer, für welche das Herz keine Chimäre ist." So hatte Beaumarchais der Gräsin Albany geschrieben. An jenem Abende befand sich Pauline de Montmorin unter den Zuhörern; Chönier und Francis de Pange, ihr Verwandter und unerschrockener Vorkämpfer für eine mit Gesetzlichkeit und Ordnung verbundene Freiheit,' waren ihre Begleiter. Der Dichter ist durch Lob wie Kritik gleich befriedigt gewesen. Auch bei Madame Snard traf die Gräfin von Beaumont mit Alfieri und der Gräfin von Albany zusammen, mit Mine, de Staül, mit Andrö ClMier und seinem Bruder Maria Joseph, niit de Pange und dem Marquis de Condorcct, dem Mathematiker und Philosophen, der die großen Fortschritte der Wissenschaften und die Nähe des Zeitalters der Glückseligkeit pries, nicht ahnend, daß er ein paar Jahre später, weil er nicht für den Tod des Königs gestimmt, flüchtig umherirren und dem Blutgericht nur durch Gift entgehen sollte.

II.

Der Graf von Montmorin hat sich in der unglücklichen Lage derer befunden, denen eine Aufgabe zugefallen ist, welche ihren eigentlichen Ansichten Widerstreitet, während sie nicht auf eine sichere Stütze rechnen können, so daß sie nach keiner Seite hin wirkliche Befriedigung gewähren und am Ende die zwiefache Anklage von Doppelzüngigkeit und Schwäche gegen sie erhoben wird. Seiner Geburt nach gehörte er zu der ältesten und vornehmsten Aristokratie des Landes, ohne mit derselben, soferne man ihn nach seiner Thätigkeit als Minister beurtheilcn kann, in den Principien und der Handlungsweise übereinzustimmen. Seine Anhänglichkeit an den König schrieb sich nicht blos von Jugendcrinnerungen her, und sie hat sich bis an sein Ende glänzend bewährt. Aber er war weit entfernt, Ludwigs XVs. geheime Politik zu durchschauen und zu unterstützen. Während der König ihm wohlwollte, wurde es ihm schwer und erst in der allerletzten Zeit möglich, das Vertrauen der Königin zu gewinnen, und als er mitten im Feuer des Kampfes stand, genoß er der Gunst des Hofes nicht. Die Gegner der Krone haben aber immer mit Mißtrauen auf ihn geblickt und seinem vorgeblichen Einfluß auf den König die Haltung zugeschrieben, die sie dem König und mit ihm dem Minister

zum Verbrechen machten. Seine Antecedentien boten solcher Ansicht allerdings Anhalt. Man urtheiltc, daß Ludwig XVI. persönlich ihm das Auswärtige übertragen habe, weil er von seinem Talent und Charakter die günstigste Meinung hege. Aber schon während der Notabclnversammlung traute man ihm keine große Selbständigkeit zu. Der Baron von Stael-Holstein schrieb schon damals: „Soll ich ein Urtheil über den neuen Minister des Auswärtigen abgeben, so Würde ich mir zu sagen erlauben, daß Graf Montmorin vielmehr sein Amt ohne Ruhm als den Ruhm ohne Amt lieben wird."

Ter Mann, der diese Aeußernng that, gehörte zu dem Kreise, dessen Beziehungen zu dem Minister man diesem zum Vorwurfe machte. Es war der Kreis Neckers, an welchem Montmorin festhielt, auch noch als alle Hoffnung geschwunden war, durch ihn, dessen staatsmännische Gaben dem Talent des Bankiers nicht entsprachen, die Umwälzung zu einem gedeihlichen Ende lenken zu können. Gleich Necker hat auch Montmorin sich zu Gunsten der Einführung eines Zweikammersystems nach englischer Verfassungsform ausgesprochen, als das Zeug für ein Oberhaus in Frankreich nicht mehr vorhanden war, Adel und Clerus die Grundlagen ihrer Stellung vernichtet, sich selber dem Argwohn und Hasse des dritten Standes bloßgestellt sahen, die Herrschaft 5em Jacobinerclub gehörte.

Man hat den Grafen von Montmorin der Unsicherheit und Schwäche beschuldigt, aber er ist gleich Tausenden vor einem Räthsel gestanden, das nicht zu lösen war, vor einer Krisis, deren Entwicklung und Ausgang Niemand ahnte noch ermaß, während die Raschheit ihres Verlaufs auch die Entschlossensten und Muthigsten zu augenblicklicher Ohnmacht verurtheilte. Eine Stütze nach der andern erwies sich als hinfällig. Lafayette, dessen Herz nie bei der royalistischen Sache war, sah die Revolution über seinen Kopf wachsen, Mirabeau. dessen Verbindung mit dem Hofe Montmorin gefördert hatte, wurde vielleicht nur durch seinen Tod vor einer Katastrophe bewahrt. Die verfehlte Flucht des Königs, um welche Montmorin nicht wußte, machte seine Stellung unhaltbar, indem sie dem Mißtrauen gegen ihn neue Nahrung gab. Er hatte die Anklage auf Beförderung dieser Flucht vor der Versammlung siegreich zurückgewiesen: Hätte ich, sprach er, zn der Entfernung des Königs gerathen, so würde ich nicht ruhig in Paris geblieben sein. Aber die tobende Menge hatte an sein Hotel Feuer anzulegen gedroht, und die bange Aufregung jener Tage gab der nicht kräftigen Gesundheit seiner Tochter den ersten Stoß, dem bald andere folgten.

Er hatte doch noch das Manifest an die Vertreter Frankreichs im Auslande redigirt, welches die freie Annahme der Constitution durch den König aussprach und die Grundsätze der Verwaltung präcisirte. Mit dem September 1791 nahmen die Arbeiten der constituircnden Versammlung ein Ende, und am folgenden Tage begannen die Sitzungen der Legislativen. Zu Ende dieses Monats trat Graf Montmorin aus dem Ministerinm aus. Er that es, weil er sich des königlichen Vertrauens nicht mehr sicher erachtete, dessen

Schwäche ihm längst alles Handeln erschwert hatte. „Sie wissen, wie anhänglich ich dem Könige bin," hatte er einst zum Grafen Sögur gesagt. „Er ist gerecht, tugendhaft, gut, aber seine Güte ist ohne Kraft, und er vermag weder denen die er fürchtet, noch denen die er liebt zu widersteh«. All' meine Bemühungen, ihn zum Verfolge irgend eines Planes zu bewegen, sind vergeblich."

Sein letzter Bericht berührte die Stellung Frankreichs zu den auswärtigen Mächten, die seit der Rückführung des Königs von Varennes und seiner Suspension nur Mißtrauen und Kälte zeigten, und tadelte scharf die Emigration und deren feindselige Haltung.

Einige Wochen brachte Graf Montmorin auf seinem Schlosse von Theil bei Sens mit seiner Familie zu, kehrte aber im Januar 1792 nach Paris zurück, da inmitten des Fortschritts der Umwälzung das Landleben ihm doch keine Ruhe gewährte. Die Dinge nahmen nun einen überwältigend raschen Verlauf. Die Ministerien, welche Ludwig XVI. berief oder sich aufdrängen ließ, hatten keinen Bestand. Die Minister kämpften vergeblich gegen die Ucbergriffe der Versammlung, wenn sie nicht an denselben theilnahmcn. Als Dumouriez und Roland dem Könige aufgedrungen wurden, suchte dieser ein geheimes Conseil zu bilden, zu welchem er auch Montmorin berief, welches aber keinen wirklichen Bestand gewann. Mit jedem Tage wurde die Lage bedrohlicher. Am 20. April erklärte die Nationalversammlung den Krieg gegen Oesterreich. Von Seiten des Hufes war es von da an nur ein vergebliches Ankämpfen gegen die Revolution, und während man seitens der Versammlung immerfort gegen die Wirksamkeit eines österreichischen Comitös in den Tuilerien denuncirte, machte des Königs Verhalten alle Fluchtversuche von vornherein unmöglich. Auch der letzte ihm gemachte Vorschlag, mit Hülfe des Cvmmandirendcn in Rouen, Mr. de Liancourt, nach England zu entkommen, wofür ansehnliche Vorbereitungen getroffen waren, scheiterte an des König ausdrücklicher Weigerung. „Varennes," sagte Ludwig XVI., „ist eine Warnung, wir wollen sehen." Am 25. Juli erschien das Manifest des Herzogs von Braunschweig, am 10. August stürmten die revolutionären Horden die Tuilerien. Der König war ein Gefangener.

Die Familie Montmorin hatte sich zerstreut. Der Graf wurde durch Madame de Nanteuil, bei welcher seine Frau und jüngere Tochter eine Zuflucht fanden, ihrer vormaligen Amme anvertraut, die aber zum Unglück in dem unruhigen Stadtviertel des Faubourg St. Antoine wohnte. Sein Haus war von den Behörden besetzt, die Siegel angelegt, er selbst in Anklagezustand versetzt worden. Am 21. August wurde sein Versteck entdeckt und sein Proccß eingeleitet. Seine Verteidigung, welche die Anklagepunkte siegreich zurückwies, fruchtete natürlich nichts. Er wurde nach der Abbaye gesandt, wo das Criminalgericht unter Maillard, welcher bei der Erstürmung der Bastille sich hervorgethan hatte, seine Sitzungen hielt. Nach einem kurzen Scheinproceß wurde er im Moment, wo er in ein anderes Gefängniß geführt

zu werden glaubte, an der Thüre des Sitzungszimmers von dem wüsten, blutgierigen Gesindel, welches dort angesammelt war, auf die scheußlichste Weise ermordet. Sein Nachfolger als Minister des Auswärtigen, de Lessart, erlag in Versailles einem ähnlichen Schicksal.

Die Gräfin Montmorin und ihre Tochter nebst ihrem Sohne, einem vormaligen Offizier, hatten sein Ende erfahren. Sie hatten sich zunächst nach Rouen geflüchtet, und von dort nach kurzer Zeit heimlich in die Bourgogne begeben, wo ihr Verwandter und Nachbar Graf Megret de SSrilly sie in seinem Schlosse zu Passy für Ionne aufnahm. Hier brachten sie den Winter zu, während die Schreckensherrschaft, durch den Mißerfolg der Waffen der verbündeten Mächte ermuthigt, wie sie einst durch deren anfängliches Glück gereizt worden war, ringsherum das Land decimirte und den König selber auf das Blutgerüst führte. In der Nähe von Passy, zu Sens, befand sich die Familie LomSnie de Brienne, gegen welche auf eine geheime Denunciation hin zugleich mit der Familie Megret ein Vcrhaftbefehl erlassen wurde. Der vormalige Minister, der allein unter den Erzbischofen Frankreichs die bürgerliche Constitution des Clerus angenommen und dem Papste seinen Austritt aus dem heiligen Collegium angezeigt hatte, indem er den rothen Cardinalshut mit der rothen Jacobinermütze vertauschte, nahm Gift am Abende vor seiner Auslieferung. Am 17. Februar 1794 erschien ein Commissär des Revolutions-comitös zu Passy, um die Familie Montmorin und ihre Wirthe wegzuführen. Als die Frauen und der junge Montmorin das Fuhrwerk bestiegen, das sie nach Paris bringen sollte, bestand die Gräfin Beanmont darauf, die Ihrigen nicht zu verlassen. Ihre Magerkeit und Todesblässe waren aber von der Art, daß man sie, ihres heftigen Widerstreben» ungeachtet, eine kurze Strecke von dem Orte auf der Landstraße absetzte, da die Agenten des Blutgerichts in ihr nur eine Behinderung erblickten. Die anderen Mitglieder wurden bald darauf in den Proceß der Prinzessin Elisabeth, Madame, Schwester des Königs, verwickelt. Gegen Alle erfolgte Verhängung der Todesstrafe. Die Gräfin Montmorin rettete ihre Cousine von Sörilly vor dem Rcvolutions-tribunal durch eine edelmüthige Lüge. Als diese bei dem Ausspruch des Gerichts in Ohnmacht hinfiel, erklärte die Gräfin, sie fei guter Hoffnung, worauf ihre Wegschaffung nach dem Hospiz von St. Lazare erfolgte. So wurde sie von dem Blutgericht gerettet, dem ihre Freunde zum Opfer fielen. Am 10. Mai 1794 erfolgte die Hinrichtung der Vernrtheilten. Sechs Fuhrwerke brachten Madame Elisabeth und die Uebrigen nach der Place de Louis XV. Vor der Prinzessin verneigten sich alle ihre Unglücksgenossen. Der junge Montmorin rief unentmuthigt bei jedem fallenden Kopfe: Es lebe der König! Tann kam auch an ihn die Reihe, nachdem seine Mutter ihm vorausgegangen war. Die Gräfin de la Luzerne erlag einem hitzigen Fieber, bevor die Reihe sie erreichte.

Madame de Beaumont war halbtodt auf der Landstraße liegen geblieben. Da im Schlosse zu Passy die Siegel angelegt worden waren, brachte man

sie in ein ärmliches Bauernhaus in der Nähe, welches von einem Winzer bewohnt war. Zwei vormalige Diener ihres Vaters, welche noch aus der Zeit seiner spanischen Abassade stammten, waren bei ihr geblieben. Der Verkauf einiger Kleinodien, die für sie gerettet worden waren, genügte für ihren kargen Lebensunterhalt. So brachte sie das Jahr und den folgenden Winter krank und halb vergessen zu. Hier entdeckte sie ein Mann, der auf ihr ganzes späteres Leben den größten Einfluß geübt hat.

III.

Joseph Joubert war am 6. Mai 1754 zu Montignac, einem Städtchen geboren, welches noch heute die Trümmer des Schlosses der Grafen und nachmaligen Herzoge von Pcrigord aufweist. Er war der Aeltcstc einer zahlreichen Familie, die einem Arzte des Städtchens aufwuchs. Da der Ort keine Bildungsanstalten darbot, ging der junge Joubert nach Toulouse, der alten, durch ihre literarischen Beziehungen bekannten Hauptstadt von Languedoc. Hier trat er in die Anstalt der Brüder der christlichen Toctrin, deren Institut er sich nachmals anschloß, ohne jedoch die Weihen zu erhalten. Tie eigenthumlichc Art des Unterrichts in diesen Schulen, wo die jüngeren Mitglieder in den unteren Klassen lehrten, während sie selber wieder von den älteren Mitgliedern des Ordens in den hohem Wissenschaften unterrichtet wurden und eine fortwährende Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden stattfand, zog ihn an, ohne jedoch seinem 'inneren Drang nach freier Bewegung in späteren Jahren vollkommen genügen zu können. Nachdem er Toulouse verlassen hatte, bis zu seinem Ende den Lehrmeistern seiner Jugend anhänglich und dankbar, kehrte er in seinen Geburtsort zurück, wo jedoch die Armuth wissenschaftlicher Interessen seinem Geiste wenig Befriedigung gewähren konnte. Im Jahre 1778 begab er sich zuerst nach Paris, wo er die damals berühmtesten Literaten, Marmontcl, La Harpe, D'Alcmbert, namentlich Diderot kennen lernte, welcher letztere damals das literarische Sceptcr führte. Die Encyklopädic und die Encl>klopädisten scheinen übrigens wenig Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er blieb dem Glauben seiner.Kindheit treu, und sein literarischer Geschmack ließ ihn die Lehren der Klassiker des Alterthnms ebensowenig wie die des Zeitalters Ludwigs XIV. vergessen. Diese Tendenz verband ihn mit einem andern jungen Manne, de Fontanes, welcher nachmals der berühmteste Repräsentant der klassischen Poesie wurde, wie das zu Ende gehende achtzehnte Jahrhundert und das Zeitalter des napoleonischcn Rnhmes sie verstand.

So kamen die ersten Zeiten der Revolution heran. Tie constituirende Versammlung veränderte im Jahre 1790 die richterliche Verfassung des Landes durch die Institution der Friedensrichter, deren Wahl durch die Bevölkerung erfolgen sollte. In Montignac vereinigten sich alle Stimmen zu Gunsten Joubcrts, der nicht daran dachte, aber die ihn ehrende Wahl seiner Mitbürger bereitwillig annahm. Als zwei Jahre darauf eine Wiederwahl stattfinden

sollte, lehnte er die Candidatur ab; er wünschte seine Freiheit wiederzuer-
langen, und die Zeiten waren sv drohend geworden, daß auch die bescheidendste
Betheiligung an öffentlichen Dingen zu Mißverständnissen und Gefahr führen
konnte. Ueberdies sollte seine persönliche Stellung bald einer großen Aendcrung
entgegengehen.

In Villeneuve-sur-Ionne, einem Landstädtchen nicht ferne vonSens, lebte eine
angeschene und wohlhabende Familie, welche in jenen Tagen durch herbe Verluste
tief betrübt wurde. Bei gelegentlichem Aufenthalte in Billcneuve hatte Joubcrt
die Bekanntschaft derselben gemacht und mit der Tochter des Hauses, welche
dessen Verwaltung führte, engere Beziehungen angeknüpft. Traner über jene
Verluste und das beiderseitige Bedürfnis! gesicherter Stellung ließ die Be-
kanntschast zn inniger Freundschaft werden, und am 8. Juni 1793, in einer Zeit,
Ivo Niemand des Morgens sicher war, wurde zu Paris die Ehe zwischen Joubcrt
und Mlle. Moreau de Bussv eingesegnet. Sie war in das reife Alter getreten,
welches dem Manne eine treue Gefahrtin und Teilnehmerin an seinen
Freuden und Leiden verspricht. Ein Sohn entsproß dieser Ehe. Jnm Theil
in Villeneuve, zum Theil in Paris wohnend, erweiterte Jvubert den Kreis
seiner Bekanntschaften und führte ein den Wissenschaften und den Freunden
gewidmetes Leben. Als Napoleon die Organisation des höheren Unterrichts
unternahm und die Universität gründete, welche von Paris aus in um-
fassender Centralisation das ganze Reich mit einem Nch von Anstalten über-
spannte, hie nur immer einzelne Facultäten enthalten sollten, während nur
in der Hauptstadt die Gesammtheit der Studien vertreten war, wurde neben
Bonald und Bcausset auch Joubert zn einem der Oberinspectoren und Mit-
glieder des Verwaltungsraths ernannt. In dieser Stellung blieb er, vielfach
durch seine stets schwächliche Gesundheit behindert, bis an seinen Tod, der
am 22. Mai 1824 erfolgte.

Joubert nimmt in der französischen Literatur eine eigcnthümlichc Stellung
ein. Ein Mann, der nie eine Zeile für den Druck geschrieben, aus dessen
regellos hingeworfenen Ansichten und Urtheilen erst nach seinem Tode durch
Freunde eine anfangs nur für Freunde berechnete Auswahl getroffen worden
ist, dessen Briefe in gleicher Weise gesammelt worden sind, ist heute einer der
gclesensten und geachtesten Schriftsteller Frankreichs. Als er starb, kannte ihn
nur ein gewählter Kreis; und Chateaubriand, welcher manche Jahre später aus
seinen zerstreuten Papieren auf den Wunsch der Familie eine Auswahl ver-
anstaltete, die nicht für das große Publikum bestimmt war, erweckte zuerst
einen Autor, der so wenig an seinen Nachruhm gedacht hatte und es nur
seinen Freunden zu danken hat, daß mit ihm selber und den Zeugen seines
Lebens nicht auch sein Name vor der Nachwelt verschwunden ist.

Dieser Mann gehörte zu der Zahl derjenigen, welche beim Beginn des
Jahrhunderts wieder Boten für das ewig Schöne und Wahre zn gewinnen
gesucht haben, für das Einfache und Verständige, für die Wissenschaft, welche
in den Menschcnherzen erhält und aufbaut im Gegensatz zn jener, welche in

den menschlichen Dingen nur Schlimmes sieht und zerstören zu müssen glaubt. „Die Revolution," sagt er, „hat meinen Geist ans der Welt der Wirklichkeit Vertrieben, indem sie mir dieselbe zu entsetzlich machte." Er hielt es für nöthig. die liberalen Ideen aller Zeiten zu ersetzen, die ungeduldige und blinde Anbetung der Zukunft durch bewußte Ehrfurcht vor der Bergangenheit. Wie sein moralischer Sinn war auch seine religiöse Ueberzeugung sest und entschieden , gegen den Fanatismus des Unglaubens, inmitten dessen seine Jugend und die beste Zeit seines Mannesalters verstrichen. Wie's Gott gefallen wird, war der Schlich seiner meisten Betrachtungen. Der Unglaube erschien ihm als Eitelkeit und Selbstvergötterung. Illusionen und Chimären hatten ebensowenig Gewalt über ihn. wie der falsche Glanz nnd die falsche Kraft. „Was mir falsch erscheint, existirt nicht für mich." Er war ein äußerst aufmerksamer und feiner Beobachter so der moralischen wie der die Gemüths-Welt enthüllenden Zustände. Er analysirte Empfindungen und Eigenschaften mit einer Ruhe und Klarheit, um so seltener in einer Zeit, in welcher die Leidenschaft die Stelle der Besonnenheit usurpirt nnd wie überhaupt die Anschauungen auch das literarische Urtheil gefälscht und beirrt hatte. Sein Geist war mit der Lectüre der alten nnd der klassischen Epoche seiner Heimat genährt, fein Geschmack durch die Sicherheit seines moralischen Sinns bestimmt. Er empfand sehr wohl, was ihm zum Schriftsteller fehlte. „Ich bin," sagt er einmal, »gleich der Aeolsharfc, welche schöne Töne aber keine Melodie erklingen läßt. Mir hat die Beständigkeit des Windes gefehlt.- Und ein ander Mal: „Meine Ideen! Es wird mir schwer das Hans zu bauen, um sie unterzubringen. Ter Himmel hnr meinem Geist nur für eine bestimmte Zeit Kraft gegeben, nnd diese Zeit ist vorüber. Wie Montaigne tauge ich nicht für regelmäßige Rede." Aber seine Gedanken und Urtheile, die sich über Alles erstrecken, was das Menschenleben und -sinnen in Anspruch nimmt, sind voll von Lichtblicken und stellen ihn in die erste Reihe der Moralisten. Mit den Besten seiner Zeit stand er in Korrespondenz, und seine Briefe sind oft der Commcntar zu den Gedanken, welche er, wie sie in ihm aufstiegen, niederzuschreiben Pflegte. Der Form nach mögen seine Briefe unK bisweilen das Maß zu überschreiten scheinen, indem sie vielmehr Abhandlungen, als dem wofür sie sich ausgeben, gleichen. Wenn man aber hievon absieht, liest man sie mit großer Freude, und auch das Persönliche und die kleinen Interessen welche sie berühren, ziehen durch die Wärme des Affect«. die große Herzensgute und den eminent praktischen Verstand an. den sie aus jeder Seite an den Tag legen. In dieser Beziehung bleiben sie sich vom Beginn bis zum Ende während mehr als dreißig Jahren gleich und diese Borzüge, wie das Licht, welches sie über eine Menge von Personen und Dingen verbreiten, erhöhen den Reiz aller bedeutenden epistolographischen Mittheilungen. Es war zu Anfang rein menschliches Mitgefühl, was Joubert bewog, die Tochter des Grafen von Montmorin aufzusuchen und ihr die Gastfreundschaft seines Hauses in Villeneuve anzubieten, wo die Schreckeuszeit wenig

Pauli nc de Montmorin,
Spuren gelassen hatte. Aber allmählich gesellte sich ein wärmeres Gefühl zu dem der Theilnahme an dem Loose der Verlassenen. Nachdem er sie verloren hatte, hat er in einem Briefe nn Molö geschildert, welche Anziehungskraft diese Frau auf ihn übte. „Im ersten Jahre meiner Bekanntschaft mit Ihnen verlor ich die nothwendigste meiner Correspondentinnen. Ich hatte keinen Gedanken, der sich nicht auf irgend eine Weise an sie richtete — ich kann keinen Gedanken haben, der mich nicht die große, von ihr gelassene Leere fühlen läßt. Madame de Beaumont hatte in hervorragendstem Maße eine Eigenschaft, welche, ohne irgend ein Talent zu verleihen, ohne dem Geiste eine besondere Form aufzudrücken, die Seele mit den glänzendsten Talenten gleichstellt: eine bewundernswürdige Intelligenz. Sie verstand Alles, und ihr Geist nährte sich mit Gedanken und ihr Herz mit Empfindungen, ohne in den erster?« die Gefühle der Eitelkeit und in den andern eine andere Freude als die aus ihnen selber hervorgehende zu suchen. Sic Alle haben sie nur krank gekannt und können das nicht wissen gleich mir. Unsere enge Verbindung gehörte einer Zeit an, in welcher wir beide nach Vollkommenheit strebten, so daß unserer Freundschaft sich etwas von dem beimischte, was die Jugenderinnerungen so kostbar macht, nämlich die Erinnerung an die Unschuld. Sie werden in der Welt vielen Frauen von Geist begegnen, aber wenigen, welche wie sie Vorzüge besitzen, um sich derselben zu erfreuen, nicht aber um sich ihrer zu rühmen. Ihre Freunde sagten, sie habe einen eigenen Kopf: das mag sein; aber sie hatte einen vortrefflichen, wie Sie und ich keinen ähnlichen finden werden. Da sie keine sehr bestimmten Ideen hatte, so ging sie nm so leichter auf diejenigen ein, die man ihr darbot. Sie urtheilte richtig darüber, und man konnte darauf rechnen, daß Alles, was sie entzückt hatte, es vollkommen verdiente. Ich bin im Leben zu sehr vorgeschritten und durch Leiden zu sehr gereift, um irgend einen Ersatz hoffen oder verlangen zu können."

Um die Zeit, als Joubert die Gräfin von Beaumont kennen lernte, war deren Gesundheit schon stark erschüttert, und es zeigten sich bereits die Anzeichen des Leidens, welchem sie nach Jahren erlag. Die Schicksalsschläge, welche sie erduldet hatte, die prekäre Lage, in der sie sich in Bezug auf Vermögensverhältnisse befand, hatten sie mit einer Gleichgültigkeit gegen das Leben erfüllt, welche ihre natürliche Lebendigkeit stark beeinträchtigte. Jouberts Briefe sind voll von Ermahnungen in dieser Beziehung. „Der schönste Muth." sagt er schon im Jahre 1795. „ist der Muth, glücklich zu sein. Um diesen zu erlangen, müssen Sie erst den Muth haben, für Ihre Gesundheit zu sorgen, das Verlangen des Wohlseins und den Willen, zu genesen. Ich werde Sie dieses Muthes nicht für fähig halten, so lange Sie nicht auf die schöne Laune verzichtet haben, auf der Reise in irgend einer Torfschänke zu sterben. Man muß das Leben lieben, so lange man es hat: das ist eine Pflicht." Aber solche Ermahnungen fruchteten wenig, und sie dachte erst an ihre Gesundheit ernstlich, als es zu spät war.

Auch in dcr Literatur war Joubcrt ein Lehrer seiner Freundin. Von seiner Richtung war schon die Rede. „Ich stelle mir sehr gut vor," sagt er einmal, „wie Bossuct, Mm'lon, Plato ihre Schriften Gott darbringen, selbst Pascal und La Bruyöre, sogar Vauvcnargues und Lafontaine, denn ihre Schriften malen ihre Seele und können ihnen im Himmel angerechnet werden. Doch es scheint mir, daß Jean Jacques Rousseau und Montesquieu nicht den Muth haben würden die ihrigen vorzuzeigen, denn sie haben nur ihren Geist darein gelegt, ihre Launen und ihre Anstrengungen. Was Voltaire betrifft, so zeichnen seine Schriften auch ihn und werden ihm, glaube ich, angerechnet werden, aber zu feinen Lasten. Voltaire hat wie der Affe allerliebste Bewegungen und häßliche Züge. Man findet in ihm immer eine gewandte Hand und ein grinsendes Gesicht. Gott behüte mich je einen ganzen Voltaire in meinem Besitze zu haben. Ich liebe nur seine Briefe." Diese sind anch das einzige, dessen Lectüre er seiner Freundin empfiehlt. Diese las viel »nd viel verschiedenartiges: Tristram Shandy und La Britt)«re. den sie vor Allen liebte, Kant und Platos Phädon, neben der Tagesliteratur, Niouffes und Elörys des Kammerdieners Ludwigs XVI., Denkwürdigkeiten ihrer Erlebnisse in dcr Revolutionszeit, Reckcrs neue Schrift, welche Joubcrt in Schuh nahm und aus welcher er viel lernen zu können glaubte, soviel er auch an der Form aussetzen zu können meinte. Auch Condillac las di.' Grafin Beaumont und nannte ihn ihren lieben Abb5, worin ihr Freund nicht mit ihr übereinstimmte, dcr durch diese Lectüre ausgetrocknet zu werden behauptete. Vor allen andern war es Bossuet, den er liebte und, was Vernunft und Geist betrifft, über die meisten großen Schriftsteller stellte.

Man darf nicht glauben, daß die Gräfin von Beaumont eine Pedantin geworden sei. Während sie ihren Geist nährte, blieb sie die Frau von Welt, welche einem Salon vorzustehen und die Conversation ohne Zwang zu beherrschen verstand. Die Anmuth ihrer Erscheinung ließ ihre geistige Lebendigkeit in vollem Glänze erscheinen, und ihre Freunde haben sie mit den Gestalten der pompejanischen Wandgemälde verglichen, welche leicht in der Luft schweben und keinen Boden berühren zu müssen scheinen. t2chl„K soigt.,

Prometheus und Ahasverus.

Ein Entwurf

ron

Victor Kpoberg.*)

— Stockholm, —

I.

Noah die Arche verlies;, ging er mit seinen Söhnen hinaus, dem höchsten Gipfel des Elbrns zu, um dort dem Ewigen einen Altar zu errichten.

Und da sie der Höhe zuwanderten, hörten sie tiefe Seufzer im Weltenraum und wurden schwermüthig, wie sehr auch ihre Herzen frohlockten über die Errettung aus der Sündfluth.

Bald schien es ihnen, als ob das Seufzen aus dem Innern des Berges käme, bald aus den Wolken, welche bleiern und regcnschwer vom Winde ostwärts getrieben wurden.

So erreichten die Manner den Bergesgipfel, Dort stand ein Wall von feuerzersresseneu Klippen, und Noah sah an den Spuren, welche das Wasser hinteilassen hatte, daß die grosze Fluth bis an den Rand des Walles gestiegen war, ihn aber nicht überschwemmt hatte.

Da drinnen gähnte ein Abgrund, dessen steile Wände sich in tiefer Dämmerung verloren. Aus dieser Tiefe kamen die Seufzer. Tie Wanderer beugten sich über den Abgrund und sahen ein Etwas, das sich da unten bewegte.

') Victor Rhdberg ist einer der hervorragendsten und vielseitigsten Schriftsteller Schwedens. Seine Landsleute verehren in ihm den Dichter und den Gelehrten, und wenn über sein reformatorisches Wirken auf kirchlichem Gebiete die Urtheile je nach den verschiedenen Standpunkten verschieden ausfallen, so stimmen doch Anhänger und Gegner in der Anerkennung seines Charakters, der Lauterkeit seiner Gesinnung und der durchaus maswollen Art und Weise seiner Polemik llberein.

Im Jahre 1829 in Jönköping geboren, machte er daselbst die Schule durch, kam 1847 nach Veriö auf das Glimnasium, mußte es aber schon nach einem Jahre wieder

Victor Rydberg in Stockholm,
Der Himmel hatte sich mehr und mehr aufgehellt, und über ihren Häuptern zog
die letzte Wolke dahin, den anderen folgend, welche sich über der Hochebene langsam in
Regenschauern auflösten. Die Sonne schien auf die dunkle Wolkenwand im Osten und
der Bogen des Emigen zeigte sich am Himmel, und da Noah aufblickte und den Bogen
fah, sprach er: „Sehet, das ist das Zeichen des Bundes zwischen dem Emigen und
uns!«
Die Sonne schien auch hinab in den Felsenabgrund, und ihre Strahlen zitterten,
als Hütten sie sich verirrt und wären erschrocken über das, was da in der Tiefe war.
Sie beleuchteten den braungelben Rücken eines Riesengeicrs, der mit seinen gelbge-
streiftcn Fittigen eine Beute überschattete und peitschte und auf sie einhackte, wenn er
nicht den langen, schlangcngcbogcnen Hals mit bluttriefendem Fedcrkragen emporstreckte,
um Theile derselben zu verschlingen.
Als der Geier die Männer erblickte, flog er nuf und umkreiste schreiend den Felsen.
Da sahen Noah und seine Söhne eine Gestalt, gleich der eines Menschen, aber über-
menschlich gros, und schön. Sie lag mit zerfleischter Brust ausgestreckt zwischen den
Klippen, von denen aus funkelnde Ketten, mit ungeheuren goldenen Nägeln befestigt,
ihre Glieder umschlangen.
verlassen, um seinen Lebensunterhalt durch schrifistellerische Thätigkeil zu verdienen.
Sobald es seine geringen Mittel erlaubten, ging er auf die Universität Lund, sah sich
aber auch hier bald wieder genöthigt, auf Erwerb zu sinnen uud eine Stelle anzunehmen.
Während dieser Zeit warf er sich auf mathematische und astronomische Studien
und berechnete die Bahn eines Kometen. Er dachte damals daran, Civil-Ingenieur
zu werden. Als ihm aber 1855 A. Hedlund, Reoactcur der Gothenburger Handels-
zeitung, eine feste Anstellung nn diesem Blatt anbot, entschied er sich für die Schrift-
stellerlaufbahn und nahm seinen dauernden Wohnsitz in Golhenburg.
In rascher Aufeinanderfolge erschienen mehrere Novellen von ihm, 1859 der
Roman „Der letzte Alheiüenser", (In das Deutsche übersetzt von E. I. Jonas,
Leipzig 1875,) Ferner Kritiken, literarische und kulturhistorische Aufsätze, Reiseskizzen,
die Erzählungen von Petrus und Paulus, theologische, sociale und politische Ab-
handlungen.
Sein Buch „Die Lehre der Bibel über Christus", mit dem er sich an einem
damals ausgebrochencn kirchlichen Streit beteiligte, wirkte Epoche machend. Wie sich
in Rudberg der Dichter mit dem Denker uud Forscher harmonisch vereinigt, zeigt am
deutlichsten „Prometheus und Ahasverus",
Seit 1873, angeregt durch eiuen längeren Aufenthalt in Italien, wandte sich
Rudberg der Poesie und Aeslhclik wieder mehr zu. Seine „Römischen Sagen von den
Aposteln PelruS und Paulus", seine kunstarchiiologischc und poetische AbKandlung
über die „Melischc Aphrodite" seine „Römischen Kaiser in Marmor" sind mustergültige
Aufsätze nach Form und Inhalt, wie überhaupt seine Prosa in Schweden als klassisch
hingestellt wird, Erwäbitt fei noch, das; seine Ucbersctzung des ersten Theil des Faust
ein Meistermerk seiner Art ist.
Vielfache Beweise der Anerkennung sind Rydberg, wie schon angedeutet, zu Theil
geworden. Die beiden Universitäten L/.nd und Upsala haben ihn zum Ehrcndocwr
gemacht, und die Akademie der Wissenschaften hat ihn zu ikrem Mitglied ernannt.
Golhenburg sandte ihn 1870—72 als Vertreter in den Reichstag, wo seine erste Rede
der Erweiterung des Rechtes Andersgläubiger galt. Im Herbst 1886 ist er einem
Rufe an die Universität zu Stockholm als Professor der Geschichte gefolgt.

Da sagte Noah zu seinen Söhnen: Können wir ihn befreien? Aber aus der
Tiefe ertönte eine Stimme: „Geht an Euer Tagemerk, Menschenhände lösen meine
Ketten nicht!"
Noah sprach: „Können roir nichts lhnn zu Deinem Trost?" Die Stimme ant-
wortete: „Verachtet den Gott der Zeit! Betet den Gott der Ewigkeit an!"
Noah und seine Söhne kehrten zu ihren Frauen zurück und erzählten, was sie ge-
sehen und gehört hatten. Und Alle ahnten, dag die Zukunft, der ihre Nachkommen
entgegen gingen, viele Leiden in sich bergen würde. Sie bauten einen Altar nahe der
Stätte, wo der Bogen stand, und opferten Dankopfer für ihre Errettung und Bittopfer
für ihre Nachkommen und Vcrsöhnungsopfer für den Gefangenen im Abgrund.
Abends beim Sonnenuntergang frugen die Söhne und ihre Frauen den sagen-
reichen Alten, was er von dem Gequälten im Abgrund dächte. Noah antwortete: „Ich
will etwas aus den Tagen unserer Vorväter erzählen, und mögen die Frauen dem
aufmerksam lauschen: denn während die Männer jagen oder die Erde bebauen oder
Gerätschaften anscrtigen und Waffen schmieden, sind es die Frauen, welche den Kindern
heilige Ueberliefcrungen erzählen und von einem Geschlecht auf das andere vererben
sollen.
„In der Urzeit stiegen viele Söhne des Ewigen hernieder auf die Erde, Seraphim
und Cherubim, Götter über Zeitperioden und Himmelskörper. Viele lagerten sich auf
dem Gipfel des Hermon, andere auf dem Olymp und unter denen war der Größte
und Mächtigste der, welchen die Stimme aus der Felsschlucht den Gott der Zeit
nannte Sie verglichen ihre Kenntnisse, Schönheit und Kraft mit denen von Adams
Söhnen und empfanden Uebermulh und Herrschergelüsl und sielen ab von dem Ewigen,
Der Gott der Zeit, der Throne auf vielen Weltkörpern inne hat, baute sich nun auch
einen auf dem Olymp und machte sich zum Herrn über alle Volker. Und er und
seine Seraphim und Cherubim fanden Wohlgefallen an den Töchtern der Menschen,
und aus ihrer Umarmung wurde ein Geschlecht geboren, die Vormeltlichen, die Titanen,
welche die Völker in Sclnvenketten schlugen und die Erde mit Unrecht erfüllten.
„Aber der Gott der Zeit sagte zu den Titanen: „Meine Gnade will die Menschen
von Sem Gesetz des Emigen befreien, denn es ist ein peinigendes Gesetz und kann nie-
mals vollkommen von ihnen erfüllt werden. Macht deshalb das Joch ihrer Schultern
schwerer, so da« sie ihre Gedanken nie mehr von ihrer Sclavenarbeit losmachen können,
damit sie das Gesetz des Ewigen, das sie in ihrem Geiste haben, vergessen mögen, um
meines eigenen Gesetzes willen, das ihnen von außen her entgegen gebracht wird und
ihnen Gehorsam auferlegt, sie aber von Verantwortung befreit und ihnen erlaubt, dem
Gebot der Lust ihres Fleisches zu folgen! Und löscht das Feuer auf ihren Herden
aus, damit ihr unruhiger Geist des Glückes der Thicre theilhaftig werde, die auch ohne
mein Feuer gedeihen; denn das Licht, das Sonne, Mond und Sterne geben, ist für
sie genug, und die Wärme, welche die Felle der Thicre ihnen geben, ist für sie genug,
aber alle andere Wärme und alles andere Licht soll in dem Besitz der Gewaltigen sein
und ihnen dienen."
„Da wurde das Feuer auf allen Herden ausgelöscht, und die Menschen litten viel
und vergaßen in ihrem Sclaventhum den Ewigen und das Bild und das Gesetz des
Ewigen, das in ihnen ist. Jdr Antlitz verlor feine Schönheil, ihre Blicke wurden

Victor Rydberg in Stockholm.
scheu, die Rücken krumm, die Gedanken stumpf und ihr Gemüth hinterlistig unter dem
zu schweren Joch.
„Da war unter dm Titanen ein Einziger, der darüber trauerte, daß das Schöne,
Offene und Freie unter den Menschen verschwinden sollte. Er erbarmte sich ihrer,
und das Mitleid schärfte sein Erkenntnihvermügen, so daß er die Stimme des Ewigen
in sich Horm konnte, welche sagte, die Menschen sollten Schönheit und Freiheit wieder
bekommen und sollten erweckt werden, dem Gesetz in ihrem Geist von Neuem zu lauschen.
„Eines Tages, als der Zeitengott mit seinen Gewaltigen fort war, um feine Macht
in anderen Wcltenräumen zu befestigen, holte der mitleidige Titan Feuer für die
Menschen vom Olymp herab, und sie verbreiteten mit Freuden das Feuer von Herd
zu Herd, und Eltern und Kinder fanden sich zusammen an der Feuerstätte, und die
heiligen Erzählungen von ihrem göttlichen Ursprung erwachten auf ihren Lippen, und
sie gedachten der Zukunft und besaiteten ihre Harfen und fangen vom Paradies, das ver-
loren ist, und vom Paradies, das wieder gewonnen werden kann.
„Der Zeitengott aber und seine Gewaltigen, da ihnen die That des barmherzigen
Titanen kund ward, ergrimmten und nannten ihn einen VerrSther und wollten ihn
umbringen. Der Titan rief das Menschengeschlecht zum Kampf an seine Seite, aber
dessen Furcht war groß. Und als der Zeitengvtt den Menschen versprach, sie sollten
das Feuer behalten, verriethen sie, wo ihr Freund sich in den Bergen verbarg, um
Waffen der Stärke für die Schwachen zu schmieden, und er wurde von den anderen
Titanen überwältigt und mit diamantnen Ketten in einem Felsenabgrund angeschmiedet,
um die größten Qualen zu erleiden.
„Aber vernichten konnten sie ihn nicht. Sein unbeugsamer Trotz störte sie in ihrer
Freude und dem Zeitengott erschien seine Macht im Weltenraum wenig befriedigend,
da er nicht vermochte, den Geist eines einzigen trotzenden Wesens zu bezwingen. Die
Seufzer des Gepeinigten verbreiteten sich in der Luft, welche die Menschen athmeten
und flößten ihnen Sehnsucht nach der Freiheit ein. Da verlie ßen die Gewaltigen den
Olymp und den Hermon, um nicht hören zu müssen, wie er sie verhöhnte.
„Aber von den Himmelskörpern aus wollen sie uns von Neuem beherrschen und
unterjochen. Und es wird ihnen gelingen, wenn wir das Gesetz des Ewigen, das in
uns ist, vergessen. Mögen unsere Nachkommen das wissen!"
So erzählte der sagenreiche Noah und die Erzählung lebte nach ihm fort.
Sems Söhne erinnerten sich lange des Unrechts, welches die Gewaltigen der Vorzeit
unser Geschlecht erleiden ließen, und die Propheten der Hebräer bewahrten die Erinnerung
daran in ihren heiligen Büchern mit räthselhaften, aber sinnreichen Worten.
Japhets hellenische Nachkommen nannten den Zeitcnbeherrschcr Zeus. Den mit-
leidigen Titanen aber nannten sie Prometheus, Und obwohl sie wußten, daß Zeus,
der Beherrscher der Zeit, selbst ein Sohn der Zeit ist, beteten sie ihn an. Doch wurden
sie durch den Gedanken beunruhigt, daß Prometheus, der Menschenfreund, beständig
gemartert werde, und glaubten deshalb gern, daß Herakles in den Abgrund gestiegen
fei und seine Ketten zerbrochen habe. Aber Prometheus ist bis auf den heutigen
Tag noch gefesselt.
Die Schaaken, welche die Völkerwanderung über den Kaukasus getrieben hat,
haben seine Seufzer gehört. Es hören sie die Heere Rußlands bei ihrem Vordringen
gegen Kolchis.

Und die Seufzer steigen über den Elbrus empor und schmelzen wunderbar zu-
sammen mit dem Geräusch des Volkslebens und mischen Wehmuth in die Winde, in
das Farbenspiel des Himmels, und vor Allem, wenn der Tag stirbt, in den Schein
des Abendrothes.
Eine alte Sage verkündet, dah der Titan durch eine einzige Bitte an Zeus von
seinen Ketten srei werden und alle Macht und Herrlichkeit der Erde gewinnen könnte.
Aber wehe unserem Geschlecht, wenn diese Bitte über seine Lippen käme!
Wenn Prometheus das Gesetz in seinem Innern verneint und sich unter Zeus'
Gesetz beugt, dann steht der Titan als Antichrist aus und die letzte Zeit der Welt ist
gekommen.
Einen giebt es, der ruhelos wandert und auf die letzte Zeit wartet und seiner
Erlösung darin entgegen sieht. Obgleich noch immer getäuscht, wartet er Tag sür Tag,
Jahrhunderte hindurch mit verzweifelter Geduld. Er ist auch der einzige Sterbliche,
der den Weg in die Höhle des Titanen findet und sich zuweilen dort zeigt. Das ist
der alte Wandnsmann von Jerusalem, Ahasverus.
Jüngst kam er nach dem Elbrus, südlich von den Gebieten der Kurden und
Georgier. Wo er ging, verstummten die Vögel, schloffen die Blumen ihre Kelche,
fühlten warme Herzen sich erkalten, und kalte Menschenherzen Lust, andere zu quälen,
Gegen Abend stand er am Fuß des Kaukasus und ging weiter durch die Wälder
von hundertjährigen Eichen, Ahorn und Eschen, welche den untersten Abhang des Berges
beschatteten. Die Sonne war längst untergegangen, als er unter den Fichten und
Tannen der höheren Bergvorsprünge wanderte, und die Nacht war hereingebrochen,
als er durch das Reich der Zmergbirken stieg, dem eisbedeckten Gipfel deS Elbrus zu.
Ms er ihn erreicht hatte, schien der Mond schon von Westen her auf die Trümmer
der Arche, die aus dem Gletschereis aufstiegen. Dort blieb er stehen und sah sich um.
Das Gesetz des Gewissens findet keinen Raum in seiner Brust und wirkt deshalb
gleichsam von außen auf ihn ein und ruft ein blutendes Gespenst hervor, das ihn
verfolgt und ihm zuruft: Geh!
Aber dieses Gespenst sah er jetzt nicht. Er konnte aufathmen. Gestützt auf eine,
aus einer Riesenesche gebildete mächtige Rippe der Arche stand er da und sah düster
zu den Stemen auf, die seine hohlen Blicke mit einem ängstlichen Schein über sein
versteinertes und verwittertes Antlitz beantworteten, über ein Antlitz, dem sklavische
Unterwürfigkeit, unvertilgbare Selbstgerechtigkeit und reuelose Qual aufgeprägt waren.
Er ging weiter bis zur obersten Spitze und kletterte in den Abgrund hinab zu
Prometheus, auf einem Weg, der des Fußes der Gemse spottete, aber dem seinen nicht
zu steil schien.
Das Sternenlicht zitterte auf der Stirn des Titanen, die mild und schwärmerisch
mar. Des Nachts träumt er halbmach schöne Träume und schaut in sich das Leben
der Geschichte, aber auf seine Weife, gefärbt vom Schimmer unsterblicher Hoffnung,
Die Stunden der Nacht hatten die Wunden geheilt, die der Geier gerissen hatte, und
nur einige Blutstropfen verriethen, was er litt.
Ahasverus stand neben ihm, und die Blicke der beiden begegneten sich.

Victor Rydberg in Stockholm.
Prometheus.
Hab Dank, Du steigst in's Thal der
Schmerzen wieder
Zu dem verlassen Leidenden hernieder.
Ahasvcrus.
Nein, danke nicht, ich komme dieses Mal
Nur um zu lindern meine eigne Qual.
Ich hoffe kurze Ruhe hier zu finden
Bei Dir, den ich das gleiche grimme Weh
Wie mich Jahrhunderte nun tragen seh:
So eitler Trost nur kann uns Zwei verbinden.
Prometheus.
O könnt ich, Dir zu helfen, Mittel finden!
Ahasverus.
Ein Jeder trage seine eigne Last
Und suche sür sich selbst nur Trost und Rast.
Prometheus,
Verachtend Zeus, der mich in Ketten schlug,
Find ich in meinem Recht des Trost's genug.
Ahasverus.
Auch dieser Trost ist inhaltslos und leer,
Denn Recht hat nur die Macht rings um
uns her.
Wie aber könnt' ich je mich unterwinden
Auf Ruh zu hoffen? Nimmer wcrd ich Ruh
Für die gejagte Seele wiederfinden
Vor einem Räthsel, fchauervoll wie Du. —
Ich bin vom Herrn verdammt in Ewigkeit,
Er giebt, wie es ihn gut dünkt, Schand
und Lohn —
Du könntest Dich befrei'« von allem Leid,
Sprich eine Bitte nur vor Jovis Thron;
Es lauscht die Welt, Dein Mund schweigt
trotzig still,
Ob auch Jahrhunderte vorüber jagen,
Du trotzest Zeus, der Deine Rettung will!
Dcmüth'ge Dich, die Bitte nur zu sagen,
Dann bist Du, Sohn des Zorns, der Gnade
Sohn.
Prometheus,
Ich fleh' um Kraft, die Ketten stolz zu tragen,
Ahasverus.
Geschlossen hält sie nur Dein eigner Hohn.
Des Schwachen Trotz wird Thorheit oder
Schuld.
Prometheus.
Du freilich beugst der Macht Dich in Geduld.
Ahasvcrus.
Herrscht nicht die Macht, wohin ich mich auch
wende,
In jeder Zeit, in jeglicher Gestalt?
Prometheus.
Ja wohl, in Deiner Welt hat Zeus Gewalt,
Doch an der Grenze meiner ist ihr Ende.
Ahasverus.
Dein Ich ist Deine Welt, es schmäht und
höhnt.
Prometheus,
Ein heiliges Gebot ist's, das ertönt.
Ahasverus.
Jetzt schlaft der Geier — wird er sich erheben.
Und bohrt er dann in dieses Ich die Klauen,
Dann will es sterben,
Prometheus.
Nein, dann will es leben
Und Zeus soll es zur eignen Schande schauen.
Ahasvcrus.
Der Tag, der nieder steigt in dieses Thal,
Erblickt mit Abscheu Dich und zieht von
bannen,
Und eilt zu Zeus, als Zeuge Deiner Qual.
Prometheus.
Er trögt mein Blut empor in seinen Saal
Und wirft's in s Angesicht dem Welt tyrannen.
AhnsveruS.
Zerreißt der Gcierdämon Deine Glieder,
Dann steigen Deine Seufzer dumpf empor,
Die Sonne zieht den Wolkcnschleier vor,
Blickt auf den Gottesläst'rcr nicht hernieder.
DerWintersturm wagt hier nicht zu verweilen,
Er muß mit finstrer Stirn vorüber eilen,
Wenn auf Befehl der Macht er hierher kenn,
Zu geißeln Dein Gestöhn mit Hagelschauern.
Und wenn Erdbeben dieses Thales Mauern
Erschüttern, flammt cmpor vor Schreck und
Scham
Das Feuer aus der Erde dunklem Schoos
Und stürzt mit Flammenspecren auf Dich los.
Prometheus.

Hör auf, die kurze Ruhe stör' mir nicht!
Willst Du von meinen Plagen nur erzählen,
Die mich mit einer Feuersprache quälen,

Prometheus und Ahasverus.
Wie sie allem Hephästus' Mund noch spricht?
Ich kenne sie, weiß, was sie auferlegen,
lind halte dennoch stolz die Brust entgegen,
Mit Schauertönen müssen sie's bekennen,
Den Gott, der sie gesandt, den Schnöden
nennen.
Ahasverus,
Dann leide ewig in dem Felsenthal,
Den lauernden Dämonen rings zum Spott,
Gottloser Thor, mit Recht verdammt zur
Qual.
Prometheus.
Verachtung trifft nur den gottlosen Gott.
Ahasverus.
Wer ist denn Deiner?
Prometheus.
Hier in dieser Brust
Da spricht der Gott der Ewigkeit.
Ahasverus.
Da tönt
Das list'ge Echo Deiner eignen Luft.
Prometheus.
Nein, diese Stimme räth, erwärmt, versöhnt.
Ahasverus.
Sag an, was aus dem Echo wiederhallt?
Prometheus.
Das, was es sagen wird in jeder Zeit:
Sei, Leidenden zu helfen, stets bereit
Und beug Dich nie der Macht und der
Gewalt.
Ahasverus.
Zeus', Adonai's Stimme ist's, von Allen
Gehört, verehrt in wechselnder Gestalt.
Prometheus.
Du warst sein Günstling doch, eh Du ge-
fallen,
Wie noch sein Sclav.
Ahasverus.
Nur Einer der Geringsten.
Prometheus.
Wann sielst Du denn in Adonai's Gunst?
Ahasverus.
Als Jesus ging den Weg nach Golgatha.
Prometheus.
Gewährt Dir die Erzählung ein'gen Trost,
Dann lausch ich Deinen Worten, bis die
Sterne
Hin über Elbrus ziehn, von Herzen gerne.
Ahasverus,
(Sicht sich um und da er nirgends die Erscheinung
des Messias erblickt, setzt er sich aus einen Felsen
neben den Titanen, versinkt schweigend in seine Erinne.
rungen und beginnt alsdann.)
Mein Vater war ein jüdischer Rabbiner,
Ein schriftgelehrter Mann von stolzem Sinn;
Stolz waren alle jene Tempeldiener,
Doch er der stolzeste im Sanhedrin.
Allein zu vornehm nicht, um treu zu pflegen
Das Handwerk, das den Vätern brachte
Segen.
Ich setzt' eS fort und erbte später auch
Sein Richteramt, nach unfrei Väter Brauch.
Viel Hunderte von Sclaven waren mein,
Die Byssosschuh für Fürstenkinder machten,
Sandalen, perlbeftreute, groß und klein,
Die kostbar zierten königliche Trachten.
Die Sohlen von Tiberius' Legionen,
Mit denen sie zertraten Feld und Land,
Vernichtung brachten Reichen, Königsthronen,
Sie stammten all' aus meiner Sclaven Hand.
Und jeder Söldnerschuh trug meine Zeichen,
Ich ließ ihn reich mit Löwenbronze schmücken;
So schritt er über ungezählte Leichen,
Die Völker unter Romas Joch zu drücken.
Hat Lorbeern auch das Handmerk nie ge-
bracht,
War ich doch stolz, des Römers Fuß zu
schmücken,
Und stets bereit, vor dieser größten Macht
Mich, wie vor meinem Herrn und Gott, zu
bücken.
Das Handwerk gab mir Gold, unendlich
reich,
Tünkt ich des Orients Königen mich gleich.
Und bei Pilatus' üppig reichen Festen,
Zählt ich, der Enkel Davids, zu den Gästen.
Auf Purpurkissen trank ich bei dem Mahl
Falerner Wein aus silbernem Pokal,
Und stolz auf meinen weißen Rathstalar,

Der königlich in reichem Faltenspiel
Von meinen breiten Schultern niederfiel,
Wüßt ich, daß ich der Frauen Liebling war.
Wie viele Blicke strahlten allerwegen
Bon Fenstern und Altanen mir entgegen,
Wenn ich im Mantel kam, mit Purpurrand
Und Diamantenspangen reich geschmückt,

(,6

Victor Rydberg in Stockholm.

Die goldne Binde auf die Stirn gedrückt
Und die Gesetzesrolle in der Hand.
So ging ich glücklich meinen Weg dahin,
Ich dankte Gott demüthig auf den Knien,
Für all den Reichthum, den er mir gegeben,
Für die Gelehrsamkeit, dm Rang im Leben.
Zum Psalter sang ich Morgen« fromme
Lieder,
Wie Gott uns über das Verdienst beglückt,
Fromm legt ich Gaben auf dem Altar nieder,
Die Stirne bis zur Erde tief gebückt.
Und schritt ich durch die Menschenmenge hin,
Dann blickt ich nieder mit demüth'gem Sinn.
Doch schaut ich um mich, was erblickt
ich da?
In Hunderten von Augen, fern und nah,
Da las ich: Wie Bewund'rung weit und
breit,
So auch erregt ich Furcht und Haß und
Neid. —
In Furcht und in Bewund'rung liegt auf
Erden
Das Hochgefühl, das unS die Macht verleiht?
Wenn Du zu hoch stehst, um berührt zu
werden,
Bestrafst Du mit Verachtung Haß und Neid.
So wie die Sonne geht in Glanz und Ehre,
Geht der einher, dem Gott der Herr ist hold,
Und wie des Mondes Sichel wächst, die
hehre,
Wächst unter Gottes Hand des Frommen
Gold.
Mir ward's zu Tbeil — Du weißt, wie
sich's gewandt,
Die Sonne brannte aus, der Mond ver-
schwand I
Man sagt, der Galiläer hat's gewollt.
Ich Hab sein Todesurtheil mit gesprochen,
Das schlechte Reis von Jakob's Stamm
gebrochen.
Du weißt, der Weg zum Tode führte ihn
Vorbei an meiner Thür, ich sah ihn ziehn,
Ihn, der sein „Wehe" Männern ird'scher
Macht
Und Schriftgelehrten zurief — und den
Armen,
Den Sclaven ^ selbst ein Sclave — das
Erbarmen
Des Herren und das Himmelreich gebracht.
Da flammt ich auf in jähem Zornesroth
Und rief: Elender, geh in Deinen Tod!
Und da erscholl's — Du weißt es — aus
der Erde
Und von dem Himmel: »Ahasverus, werde
Ein Wandrer, ruhlos bis zum späten Tod!"
Seitdem bin ich'gewandert hin und her,
Durch wessen Schuld? Ich forsche längst
nicht mehr,
Ob sein', ob meine, will ich nicht mehr
fragen,
Genug, ich habe meine Last zu tragen,
Wie dunkel auch des Herren Weg mag sein,
Wie man des Lebens Räthsel mag zerlegen,
Am Glück erkennt man immer GotteS Segm,
Die Zeichen feines Zorns sind Qual und
Pein.

Prometheus.

Beklagenswerther Wandrer, stets auf's Neue
Belohnt Dein Gott mit Undank Deine Treue.

Ahasverus.

Das geht, Du eitler Tadler, Dich nichts an,
Vergeude Deine Worte nicht daran.
Denn Macht bleibt Recht, sie thut, wies
ihr beliebt,
Gott selbst bleibt frei, wenn er Gefetze giebt.
Man sagt, ich sei das Opfer einer List!
Als Gottes Sohn herabgekommen ist,
Barg er in Armuth seine Gottespracht;
Und als den Schwachen ich ans Kreuz
gebracht,
Vergriff Unsel'ger ich mich an der Macht.
So hieß es einst, so hört' man's jetzt noch
sagen,
Mir aber scheint dies Märchen wunderlich,
Denn wär' ich selbst als Opfer zu beklagen,
Ist es der Nazarener so wie ich.
Wohin mich auch die müden Füße tragen,
Da seh' ich rings auf Wegen und auf Stegen,

Auf Straßen, in den Häusern, allerwegen
An Tausende von Kreuzen ihn geschlagen.
In jedem Dorf hat er sein Golgatha,
Hoch über Städten und Palästen sah
Ich jene Schädelstätte aufgebaut,
Von der herab das Krenz, weit blinkend,
schaut. —
Ein neues Golgatha, wohin ich gehe! —

Prometheus und Ahasverus.
e?
Mag man ihm auch mit hohen Säulenreihen,
Mit Bogen und Arkaden Schmuck verleihen,
Ich weiß genugsam, was ich vor mir sehe.
Da drinnen Orgelbraus und Liederhall,
Und von den hohen Thürmen Glockenschall,
Doch drüber, hoch am Kreuz, in Sonnen-
strahlen
Krümmt er sich stumm in seinen bittren
Qualen.
Da drinnen singt man wohl zu seinem
Preise,
Man glaubt, er habe Macht, darum die
Ehre,
Doch meiter geht die Welt in alter Weife,
Straft unversöhnlich Lügen seine Lehre. —
Du weißt, was er mit seinen Jüngern
lehrte,
Rebellen, so wie er — es steh' geschrieben,
Wie Brüder sollten mir einander lieben,
Hamit uns Gott das Himmelreich bescheerte, —
Doch scheint s, die Bruderliebe liegt im
Schlaf,
Wie früher sind die Menschen Herr und Sclav,
Denn: Heil dem Starken, doch dem Schwachen
Wehe
Ist immer noch Gesetz, wohin ich sehe,
Und Keiner treibt die Welt aus ihrer Bahn,
Nicht er, nicht Du, gefesselter Titan!
Gott offenbaret sich in allem Sein,
Was sollte sein ist Euer eitles Streben,
Die Sternenschaar beherrscht nur er allein,
Ihr müht in Euren Hirngespinnsten leben.
Prometheus.
Ja, Zeus beherrscht noch dieses Sternge-
mimmel,
Allein es giebt auch einen andern Himmel,
Da wandern schön're Sterne weit und breit;
Und was die Deinen Hirngespinnste schelten,
Sternschnuppen sind s aus jenen lichten
Welten,
Verkündend ihre Strahlenherrlichkeit.
Wenn sie in edle Seelen niederfchweben,
Dann wecken sie den heil'gm Gotteszug
Zum Kampf mit dieser Welt voll List und
Trug,
Der Welt, wo Herren nur und Sklaven
leben.
Ja, gegen Trug und List und falschen
Schein,
Da wird gekämpft für das, was sollte
sein',
Bin ich in schnöde Fesseln auch geschlagen,
Sind frei die Schaaren, die mein Banner
tragen.
Wohl muß es Starke, muß es Schwache
geben,
Doch Keiner soll in schnöder Knechtschaft
leben.
Ich steh im Geist an Hellas' fernem Strand
Und seh die blauen Wellen glitzernd
schmeicheln
Dem Ufer, feinem silberweißen Sand,
Und ihn mit zarten weichen Händen streicheln,
Mit schimmernden, durchsichtig wie Krystall.
Und Jünglinge und Knaben sah ich gehen
Und einen Kleinen ernst, bedenklich stehen,
Ob er sich wage in den Wogenschwall.
Da kommt sein Freund, ein Jüngling, rasch
gegangen,
Schwimmt kühn mit ihm in's Tiefe und
zurück,
Und sieht mit Lust das Kind in vollem Glück
Von neuem in den Wellentanz verlangen.
So soll der Starke überall den Schwachen
Auf seinen Schultern tragen und bewachen
Und stählen ihm den rechten Mannesmuth;
Ihm treu und redlich opfern seine Kräfte,
So wie die Mutterbrust giebt ihre Säfte,
Und wie der Pelikan sein Herzensblut.
Sahst Du auf Deinen Fahrten nicht mit
Bangen,
Wieist und sollte sein im Kampfe liegen?
Und scheint das Gute jetzt nicht mehr zu
siegen,
Als da, wo Du zu wandern angefangen?
Ich höre in der Luft die Schwerter klingen,
Die meine Streiter schon erhoben haben,
Und in die Erde Spatenstiche dringen,

Der Tyrannei ihr finstres Grab zu graben.
Ich höre durch die Nacht Gebete tönen,
Was ist es, das die Mütter ihren Söhnen
Vom Himmel fromm erflehn in Glaubens-
muth?
Sie bitten nicht: „Laß ihnen Alles glücken,
Gieb ihnen Macht zu knechten, zu bedrücken;"

Sie bitten: Mach sie stark im Kampf und
gut.
So ziehn Gebete aus, ein neues Heer
An jedem Tag, verstärkend meine Reihen;
Es naht mit lilienumwundnem Speer
Und Weiher Fahne, sie zum Kampf zu feien.
Und Dichtergeist und Sängerschmärmerei,
Der starke Feind von aller Tyrannei,
Erweckt den Harfner zu dem hohen Lied,
In dem die Schaar an uns vorüberzieht
Aus jenem Paradies, das sollte sein,
Und das er ahnend sah im Himmelsschein.
Es sieht mein Geist im Kreise meiner Helden
Den edlen Sänger mit der Harfe stehen
Und an der Spitze meines Heeres gehen,
Galt es den Kampf mit tausend Deiner
Welten.
Er weckt Begeist'rung in des Tages Qualm,
Und ist am Abend meine Schaar geschlagen,
Stählt er den Muth durch seinen Morgen-
psalm
Zu künft'gen Siegen und zu bessrcn Tagen.
Ich höre ihn des Helden Kampf besingen,
Der feinem Schicksal blutend unterliegt,
Dem Tausende das Todtenopfer bringen,
Ihm, der die Herzen noch im Tod besiegt.
Wir Alle lieben ihn, der kühn sein Leben
Im Streite gegen Zeus dahin gegeben,
Er lebt für uns, verschlang ihn auch das
Grab,
Und schaudernd wenden wir von Zeus uns ab.
Doch nicht der Held allein empfängt den
Kranz,
Nein, auch die Schwäche, ist sie süh und hold,
Leiht seiner Farbentöne zitternd Gold
Der Frauenblüthe nicht erhöhten Glanz?
Entzückt uns nicht die kleine Kinderhand,
Wenn sie des Vaters braune Wange streichelt?
Blüht lieblich nicht an muntern Baches
Rand
Die Blume, der das Frühlingslüftchcn
schmeichelt?
Ja, göttergrofz wird selbst das Herz verklärt,
Das liebend in Entsagung sich bemährt.
Von Lieb und Treu erklingen seine Lieder
Und spiegeln alles Schöne leuchtend wieder.
DaS Reich der Macht geht seinem Fall
entgegen,
Die Sänger rütteln d'ran kühn und verwegen,
Bekämpfen unerschrocken bis zum Tod
Der kalten Selbstsucht ehernes Gebot
Und Pflegen in dem milden Reich der Töne
Das Zarte, daß die Welt es nicht verhöhne.
Und wie der Dichter für mich kämpft als
Held.
So schafft der Künstler mit an meiner Welt,
Er baut in Marmor meine Menschenlehre,
Giebt nicht den Ruhm der Schönheit und
die Ehre
Dem Giebelbild und Fries nur, die getragen
Von Säulenreihen, stolz zum Himmel ragen.
Er leiht die Schönheit denen auch, die tragen,
Und einer Welt, in welcher wilde Horden
Um Macht sich streiten, ruhelos wie sie,
Verkündigt er in Farben und Accorden
Mein Sehnen nach der Himmelsharmonie,
Nach welcher durch ein thatenreiches Leben
Die Edelsten der Menschheit rastlos streben.
Wie Venus aus dem Marmor, soll auf
Erden
Aus warmem Fühlen und aus reinem
Denken
Ein besseres Geschlecht geschaffen werden,
Nnd steh, die Kunst will uns das Vorbild
schenken:
Das Mädchen naht in HebeS Jugendglanze,
Der schlanke Knabe steht vor uns als Ero5,
Sie adelt jeden Mann zu einem Heros
Und Schönheit, Schönheit überstrahlt da«
Ganze,
Dem Künstler und dem Dichter treu zur
Seite
Seh ich den Denker in dem großen Streite:
Das Feuer, das ich einst herab gebracht
Vom neidischen Olymp dem Menschenstamme,
An ihm entzündet seiner Fackel Flamme
Der Forscher, trägt durch Nebel sie und
Nacht.

Wohin er kommt, flieh« aus dem Altar-
rauch
Die falschen Götter wie Gespensterhauch:
Sie waren Blendmerk nur in Heilger
Tracht.
Und wie er kühn die Seelen frei gemacht,
So holt er aus der Berge dunklem Schacht
Kabiren, ein Geschlecht voll Kraft, herbei;

Das duldet ohne Scham die Sclaverei,
Damit die Menschheit endlich werde frei;
Und aus metallnen Lungen Feuer sprühend,
Am harten Tagemerk sich rastlos mühend,
Schafft es zum Denken und zum Schwärmen
Zeit
Für den Beruf, zu dem der Mensch ge-
weiht,
Denn so nur kann er jener Welt sich nahen,
Die selbst der Götter Augen niemals sahen,
Und die in ihrer ganzen Herrlichkeit
Ich längst schon ahne über Raum und
Zeit.
Blick um Dich, überall wird Zeus ver-
neint,
Glaubst Du an feine liebcleere Macht,
Wenn Dir ein Kinderauge strahlend lacht?
Und wenn die Liebe Glückliche vereint,
Was kümmert die der Streit um Rang
und Macht?
Sie sagen sich, ihr Leben soll auf Erden
Ein reines, heil'ges Liebesopfer werden.
Der Krieger, der sich beim Trompetenschall
Des Feindes Uebermacbt entgegen stellt,
Zu schützen seiner Väter Burg und Wall,
Berneinet Zeus, die Selbstsucht in der Welt.
Es ahnt der Greis mit neuem Kindersinn
Ein kommendes Mysterium, still im Innern
Knüpft er es an der Kindheit süh Erinnern,
Ihm schwindet mehr und mehr die Welt
dahin.
Und selbst der Tod mit seinen tiefen Fragen,
Die Scheiterhaufen aus vergangnen Tagen,
Die frommen Lieder und der Kränze Pracht
Verneinen den Tyrannen und die Macht.
Nhasverus.
Nun bin ich's müde, länger noch zu laufchen
Dem, was Ihr singt und was Ihr ahnet all,
Der Schlachtruf gleicht der Hirtenpfeife Schall
Bei des Orkanes tosend wildem Rauschen,
Und sängen Eure Sänger Tage lang,
Die Welt geht doch zerschmetternd ihren
Gang;
Nicht Haarbreit treibt des Denkenden Gedanke
Das Weltsystem aus seiner festen Schranke.
Drum besser wär es, wolltest Du entsagen,
Statt Trotz und Uebermuth zur Schau zu
tragen.
Wohl herrscht der Streit, allein der Gott
der Macht
Wird angebetet, wo ich auch mag wandern,
Die Losung heißt: nimm Deine Haut in
Acht,
Wenn Du nicht nehmen kannst die Haut
den Andern,
Das ist die Beute, um die alle streiten?
Dir Tollkopf kann ich die Versich'rung geben:
Noch heute rast der Kampf um Macht und
Leben
Und rasen wird er fort durch alle Zeiten.
Ich sah deu Wald — wie friedlich schien
es hier,
Wie fern des Lebens stürmende Begier,
Wo Bäume träumend sich an Bäume reihten.
Doch träumen nicht die Heuchler, nein, sie
quälen
Einander mit den Wurzeln ohne Schonen,
Und leise suchen sie mit ihren Kronen
Der Sonne Gold einander weg zu stehlen,
Die Dichter rühmen das Vergißmeinnicht
Und sehen nicht, wie eS die Treue bricht,
Wenn wuchernd es am Boden weiter schleicht,
Bis es des Nachbars Scholle still erreicht,
Und ihn, den es oft zärtlich angeblickt,
In seinem Netz erbarmungslos erstickt.
Im heuchlerischen Schein von tiefem Frieden
Verbirgt sich still ein ew ger Streit hienieden;
Was allen Wesen als Gesetz gegeben,
Das Gleiche auch beherrscht das Menschen-
leben:
Hier kämpft man offen, dort im Hinterhalt,
Und niemals, niemals endet das auf Erden,
Man wird zum Tiger, kämpft man mit
Gewalt
Und zum Vergißmeinnicht im Frieden werden.
Heer gegen Heer und Mann kämpft gegen
Mann,

Der Schwache wird ein S:lave oder fällt,
Die blinden Völker würgen sich, und dann
Verwandelt sich zum Riesengrab die Welt,
Wohin verschwand das Volk der Pyramiden?
Wohin verschwand das Volk des Pantheon?
Ich stand noch bei dem letzten der Gepiden,
Wie stolz siel er, des Stammes letzter Sohn!
Des Schwarzen Zelt zerfällt am Niger-
ftrand,

Ter Menfchenjäger warf hinein dm Brand.
Ich sah die Karaman im Nubierland
Bei Geißelhiebm, eifenfest geschlossen,
Durchzieh« den glühend heißen Wüstenfand.
Und bald ist auch der letzte Pfeil verschossen
Vom letzten Wilden in dem fernsten Land,
Tasmaniens Stamm vermodert lange schon,
Demselben Loos erliegt Australiens Sohn,
Wenn aus der Hand zum letzten Male
sprang,
Weit kreisend in der Luft, sein Bumarang.
Was aber ist das große Völkermorden,
Vergleich ich'S mit des Kampfes bittrer
Qual,
Der in den Staaten ist entfesselt morden,
Mit dem Gesetz als Wehr und blankem
Stahl?
Hier wird gekämpft mit tückisch mildem Hasse,
Stand tritt auf Stand und Klasse drückt
auf Klasse,
Und wer sich nicht zum Herrn der Anden,
macht,
Wird überwunden und zum Fall gebracht.
Und Tyrannei mit des Gesetzes Schein,
Heißt Recht und wird es immerdar auch
sein.
Der Römer stieß die Sclaven ohn' Erbarmen
In seine Teiche, um den Mittagsgästen
Die größten seiner Karpfen fett zu mästen.
Die Braut des Knechts die erste Nacht um-
armen
Sah ich den Burgherrn, weil es Rechtens fei,
Und ist dies auch nun lange schon vorbei,
Gesetz und Sitten wechseln mit der Zeit,
So seh' ich doch nur immer neues Leid
In einer neuen Form von Sklaverei.
Denn die Kabiren, die, aus tiefem Schlaf
Erweckt, den Menschen Helsen, dienen sollen,
Sie scheinen grollend rächen sich zu wollen,
Die Menschheit wurde dieser Sclaven Sclav.
Dort auf den Feldern, wo die Lerchen singen,
Verstummt das Sciitenspicl und Menschen-
lied,
Und aller Segen, den die Ernten bringen,
Vorüber an des Schnitters Hütte zieht.
Sein elend Obdach wird zuletzt zu klein,
Er schickt sein Kind sort aus dem Sonnen-
schein,
Daß es ini Netz der dunklen Gassen lebt,
An dem des Handwerks Riesenfpinne webt.
Ich sah im Belgier-, sah im Britenland
Das düstre Thier so Netz auf Netze spinnen,
Und jedes Netz wird eine Stadt genannt,
Doch keine sah den Hügel ich gewinnen,
Um knabenfroh im Aetherblau zu baden,
Von Sonnenstrahlen lächelnd eingeladen,
Hoch auf dem Berg der Tempel stolze
Zinnen,
Der Schmuck der Propyläen und Arkaden.
Nein, über diesen Städten wölbt sich immer
Ein Trauerhimmel und ein Dach von Rauch,
Kaum drängt sich durch ein blasser Sonnen-
schimmer
Bis in die Kcllerräume, die der Hauch
Des Elends und des Lasters dumpf erfüllt,
Das früh demKind der Armuth wird enthüllt.
Hier wächst die reichste Ernte für den Tod,
Der zum Befreier wird aus tiefster Noth-.
Er hebt die zarten Kleinen voll Erbarmen
Aus kranker Mütter, aus des Elends Armen.
Doch überall die eine Wahrheit nur:
Den Lebenskeiin verschleudert die Natur;
Und ist die Menschheit dazu ausersehen,
Verzweifelt in den Hades einzugehen,
Kirchhöfe anzufüll'n mit zarten Leichen,
Was thut's? Was schadet's Gott, dem ewig
Reichen?
Das Zwerggcschlecht wächst immer neu empor,
Das sich aus Kcllerräumen wälzt hervor.
So ist es. Schrecklich nennst Du diese
Welt.
Rufst einen andern Gott in Deiner Noth,
Ich kann nicht sagen, daß sie mir gefällt,
Doch beug' ich mich vor ihrem Machtgcbot.
Ist auch die Welt nicht, wie sie sollte fein,
Die beste, die besteht, bleibt sie allein,
Nie wird es Dir und Deiner Schaar gelingen,
Noch eine bessre je hervor zu bringen.

Wenn Schwärmer wie Prometheus in die Hand
Der Unterjochten einst die Waffen drücken,
Kann wohl der Sieg auch dieses Spiel beglücken,
Doch Schein und Jrrthum ist fein Unterpfand.
Die Macht wird unbeirrt ihr Recht behalten
In neuer Fonn, in wechselnden Gestalten,

Prometheus und Ahasverus.
Und Eins, Du Thor, bedenke: Deine Lehre,
Die jetzt der Sänger preist als rein und gut,
Verliert in seinen Augen Glanz und Ehre,
Wenn sie besudelt wird mit Schmutz und
Blut.
Ich bin wie Du, ein Opfer jener Macht,
Doch lernt ich, dem Gesetz mich willig fügen,
Drum seh ich Milde in den strengen Zügen
Und Licht in dieses Elends dunkler Nacht,
Ich sehe Gold im Schacht der Noth erschlossen
Und Rosen aus des Elends Boden sprossen.
Und das, was Adonai noch bescheert
Für seine Sclavcn und für deren Eiben,
Ach, deshalb find ich sie beneidenswert!):
Sie haben, was mir fehlt, das Recht zu
sterben.
Nur Eines kann ich nimmermehr verstehen,
So mitleidsvoll oft Mächtige zu sehen,
Das fremdes Weh und Leid sie mehr bedrückt,
Als sie die eigne stolze Macht beglückt.
Wie durch des Waldes Laubdach sprüht der
Regen
Auf bleiche Pflanzen, die am Boden stehen,
So gönnt die Macht von ihrem reichen Segen
Den Kleinen, läßt sie Sonnenblicke sehen.
Man sagt, daß Gott dem Herrn es so gefiel:
Das mildert sein Gesetz, zerstört es nicht,
Und deshalb tadl' ich nicht das alte Spiel,
Weih ich auch lange, das; es nur verspricht,
Viel Bilt'res in den Frcudentrank zu mischen,
Den Leidenskelch nur selten zu erfrischen.
Hör auf zu grübeln, was die Menschen
tragen,
Ein Wort an Zeus erlöst Dich von der Qual,
Zerbricht die Fessel, endet Deine Plagen,
Und frei verläßt Du dieses Schmerzcnsthal.
Verlach Gcmtama, Indiens heil'gen Sohn,
Britanniens Owen, Galliens St. Simon,
Sie woll'n der Selbstsucht Herrschaft unter-
drücken,
Das All aus seiner stolzen Bahn verrücken.
Komm', Du bist Gottes Sohn, Du bist Titan,
Und Deinen Weg zeigt Dir die Sonnenbahn!
Geh' als ein mäckit'ges Selbst durch diese
Welt,
Wo jedes Volk Dir scheu zu Füßen fällt,
Und Jeder sinkt, der wagt zu widerstehen!
Im Staube wirst Du Königsfahnen sehen,
Cäsaren werden Deine Diener hier,
Napoleon? beugen sich vor Dir.
Auf alles Silber, das im Bergesschacht
Gebrochen wird, prägt man Dein Bild, Titan,
Und alles Gold, das dient der Erde Macht,
Häuft man zu einem Herrschersitze an,
Wo Du, Gewaltiger, thronst in Deiner
Pracht.
Prometheus.
In Strömen fließt das Blut auf Erden hier,
Ja, meines Herzens Gott, es kommt von Dir,
Ich sehe Ost und West und Süd und Norden
Zu Armen Deines Kreuzes nur geworden.
Bist, ewig Leid zu tragen, Du erkoren?
Bin ich zu ew'gem Freiheitsdrang geboren?
Im Purpur selbst von Deinem eignen Blut
Bist Du der wahre Gott, denn Du bist gut.
Ahasverus.
Das Wort war eine Goticsläst'rung wieder
Und löst Dir Deine starken Ketten nimmer.
Soll, frecher Lästrer, Dir der Geier immer
Von neuem nur zerreißen Deine Glieder?
Steh auf, Titan, Dein Gott wird Dir zur
Schmach,
Beug Dich ihm nicht, er blutet und ist schwach.
Prometheus.
O nein, ich fühle eS mit stolzer Lust,
Es wächst die hohe Kraft in meiner Brust.
Es kommt der Tag, da ich die Fesseln
sprenge,
Und frei enteile dieser Felsenenge,
Dem großen Rettungswerke mich zu weihen,
Vom Gott der Zeit die Menschen zu befreien.
Und auf des Elbrus weißem Gipfel steh ich.
Rings um mich her der Arche Splitter seh
ich.
Die reiß ich aus dem Gletschereis heraus
Und forme eine Riesenfackel d'rnus.
So eile ich vom Berg herab durch's Land
Zu Euch, Bedrücker, mit des Zomes Brand,
Hell lodert meine Fackel Euch Zerstörung,

Doch Euch, Bedrückte, nahet die Erhörung!
Ahasverus.
So tröste Dich damit im Zeitenlauf,
Vermagst Du's, Trost darin noch zu er-
kennen.
Doch halt! Noch geht uns eine Hoffnung auf:
! Du siehst am Himmel viele Lampen brennen,

Hab' ich das WeltenrSthsel recht verstanden,
Ist Oel nur in bestimmtem Masz vorhanden,
Die Dochte löschen aus dereinst in allen.
Ist diese Sonne ausgebrannt, vorbei,
Dann wird die Macht der kalten Selbstsucht
fallen,
Dann sind auch wir von unsren Qualen frei.
(Ahasverus gnist nach dem Stab und gkht. Er
fleht ftch um, und als er die Glorie des Messias
durch das Dunkel schimmern steht, beschleunigt er
seine Schritte, die Felsenttippen hinaus,)
Messias.
sGcht bis zu Prometheus und neigt sich über ihn,)
Prometheus.
Du schönes Antlitz, Dich erkenn' ich wieder,
Dein edles Haupt beugst schweigend Du
hernieder,
Dein milder Blick dringt warm, wie Sonnen-
schein
Bis in die Tiefen meiner Seele ein.
Bist Du ein Gott? Ein Mensch? Es fliehn
die Sorgen,
Die mir der Anne macht, der jetzt ver-
schwunden,
Durch Alles, was er in der Welt gefunden?
Du kommst, wie nach der Nacht der lichte
Morgen,
Aus Deinen Augen leuchtet das Verzeihen.
Ja, wenn ich meine Liebe läutern kann
Von meinem Haß und Rachedurst, ja dann
Kannst Du von meinen Ketten mich befreien.
Doch nein, aus Liebe hasse ich allein
Und wo ein Licht erglänzt, muß Schatten
sein.
Mein sei die Qual, der Haß in meinern
Herzen,
Und durch Aeonen meinerWundcn Schmerzen,
Ich bleibe, der ich bin, doch leg die Hand
Mir auf das Haupt, sie kühlt den heißen
Brand
Der Wunden, fächelt mir Erquickuug zu
Und giebt der Seele wunderbare Ruh —
Wie jetzt der Tag das Dunkel hell durch-
bricht,
So wird es in der Welt vielleicht bald
Licht!
Leb' wohl, Gebenedeiter Du!
Messias.
Auch Du!
(Ter Messias verschwindet in, Morgengrauen. Der
Seier erwacht, fliegt aus aus der FelsenNust, stürzt
sich nieder aus den Titanen und bohrt die Krallen
in seine Brust,)

Ueber die Entwicklung und die Störungen der Sprache.

von

Philipp Knoll.

— Prag. —

überaus mächtige Einfluß, welchen die Sprache auf die Entwicklung unseres ganzen Geisteslebens ausgeübt hat, verleitet nicht selten zu der Annahme, daß die Sprache eines der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale des Menschen vom Thiers sei, eine Annahme, die Aristoteles in den Satz kleidete: Die Thiere haben eine Stimme und nur der Mensch hat eine Sprache. Fassen wir aber die Sprache, wie dies ihrem Wesen und ihrer Entstehung entspricht, als eine willkürliche, von den Vorgängen in der Seele Kunde gebende Bewegung auf, so müssen wir derselben Ausbreitung zugestehen in dem ganzen Bereich der Thierwelt, in dem willkürliche Bewegung herrscht. Das ängstliche Flattern des Huhnes beim Nahen eines Raubvogels, das Zähnefletschen, durch welches der Affe seinen Unmuth über irgend eine mißliebige Handlung seines Wärters ausdrückt, die Geberde, durch die der Hund um etwas bittet — dies Alles gehört nicht weniger in das Sprachgebiet, wie jene mannigfaltigen Bewegungen, durch welche die Taubstummen sich unter einander verständigen. Auch die Kundgebung von Seelenzuständcn durch die Stimme ist nicht ausschließliches Eigenthum des Menschen, wie das laute Liebeswerben von sonst fast stummen Thiere» zur Brunstzeit, die mannigfaltigen Affectlaute des Hundes, der Pfiff der Gefahr witternden Gemse und so vieles Aehnliche beweisen. Nnd daß solche tönende Ausdrucksbewcgungen bei Thiercn auch auf Urthei! begründet sein können, lehrt z. B. recht eindringlich der wohlgezogene Hund, der durch Winseln sich meldet, um behufs Befriedigung seiner Nothdurft aus dem gc-

schlossenen Zimmer gelassen zu werden, womit er dem Endresultat einer ganzen Kette von Schlüssen Ausdruck giebt. Sogar die articulirte oder Laut-Sprache ist nicht blos dem Menschen eigenthümlich, und der geschwätzige Kakadu weiß durch die Art, wie er die eingelernten Worte betont, ebenso Zuneigung oder Behagen wie Zorn auszudrücken.

Der Aristotelische Satz, demzufolge nur der Mensch eine Sprache hat. ist also nicht haltbar, Wohl aber dürfen wir behaupten, daß sogar die Sprache der Naturvölker einen Reichthum der Ausdrucksbewegungen in sich birgt, über den selbst das intelligenteste Thier kaum gebieten dürfte, und das; das mächtigste Hülfsmittel der Cnltur, die Schriftsprache der civilisirten Völker, etwas dem Menschen allein Eigenthümlichcs ist

Aller Reichthum unserer Sprache ist aber zunächst nur ans der Verknüpfung und Veränderung einer relativ kleinen Zahl von Elementen, den sogenannten Wurzeln, hervorgegangen, die zur Bezeichnung einer Thätigkeit oder Eigenschaft dienten, und deren Entstehung wieder zurückgeführt werden muß auf eine kleine Zahl von Naturlauten, die durch Empfindungen und durch den dem Menschen eigenen Trieb zur Nachahmung ausgelöst wurden, ein Trieb, der auch gegenüber den von der Außenwelt einwirkenden Schalleindrücken zur Geltung kam. So lange diese Empfindungslaute ganz unwillkürlich hervorbrachen, und so lange die Nachahmungslaute nur durch den Trieb hervorgerufen wurden, können sie allerdings nicht der Sprache zugerechnet werden. Zur Sprache aber wurden sie, sobald sie willkürlich erzeugt wurden, um Kunde zu geben von entstandenen Empfindungen oder von Vorstellungen, die mit diesen Empfindungen in enger Beziehung stehen, sobald sie also zum symbolischen Ausdrucke von Vorgängen in der Seele wurden und eine Verständigung der Menschen unter einander über diese Vorgänge ermöglichten. Daß wir in dieser willkürlichen Wiederholung von Empfindungs- und Nachahmungslauten zum Zwecke der Verständigung, eine Wiederholung, die ja auch hinsichtlich der Empfindungslaute eine Nachahmung in sich schließt, schon ein Resultat des Denkens vor uns haben, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Indessen ist dies nichts was wir vor dem Thiere voraushaben, da ja aus den vorher angeführten Beispielen hervorgeht, daß wir der willkürlichen Reproduktion von Empfindungs- und Nachahmungslauten behufs Kundgebung von Seelcnzuständcn im Thicrreiche gleichfalls begegnen.

Beobachten wir Thiere bei der Kundgebung solcher Empfindungslaute, so werden wir mit den Lauten in der Regel ein lebhaftes Geberdenspiel, namentlich der Gesichtsmuskeln verknüpft sehen. Wir können nicht bezweifeln, daß die ursprüngliche Lautsprache des Menschen gleichfalls stets von einem lebhaften Geberdenspiel begleitet war. Wir brauchen, um einen Beleg hierfür zu finden, nicht einmal auf die Beschreibungen von Reisenden uns zu beziehen, welche mit Naturvölkern in Berührung kamen, deren Lautsprache ihnen vollständig fremd war, deren Willensmeinung aber sie bis zu einem gewissen Grade aus den die Lautsprache begleitenden Geberden entnehmen konnten.

Schon in Italien finden wir, namentlich bei der großen Masse des Volkes, eine Lebhaftigkeit der die Sprache begleitenden Geberden, welche dem Nordländer fremd ist. Sei es, daß es sich um die Bezeichnung groß oder klein, um einfache Zahlenverhältnisse oder um die Bezeichnung einer bis zur Thätlichkeit gesteigerten Wuth oder Zärtlichkeit handelt — stets giebt sich daö Streben kund, den sinnlichen Inhalt der Vorstellung nicht blos durch das Lautsymbol, sondern auch durch eine nachahmende, oder wie wir dann entsprechender sagen, beschreibende Gebcrde zu erkennen zu geben. Je mehr aber der abstracte Begriff, also das was sich nicht unmittelbar beschreiben läßt, vorwaltet in der Gedankenwelt, desto mehr und mehr schrumpft diese Geberdensprache zusammen, wie wir auch bei einem Vergleiche von verschieden ausgebildeten Personen innerhalb eines nnd desselben Volkes sehen. Und so können wir das Zurücktreten der Geberdensprache in der Sprache der Culturvölker gegenüber jener der Naturvölker Wohl auch als ein Zeichen der gesteigerten Intelligenz der ersteren betrachten. Und nicht blos die Schwierigkeit, die mit der EntWickelung der Intelligenz sich häufenden abstracten Begriffe durch Geberden zu beschreiben, sondern auch eine natürliche Oekonomie des Organismus, die uns anleitet, alle allgemein verbreiteten Bewegungen, wie Gehen und Stehen, mit dem geringsten Aufwände von Muskelkraft zu vollbringen, muß für das Zusammenschrumpfen der die Lautsprache ursprünglich begleitenden Geberdensprache verantwortlich gcmachtMrden. Ju dieser Oekonomie der Muskelkraft beruht auch einer der ungeheueren Vorzüge der Laut- vor der Geberdensprache. Es ist eine verhältnißmäßig kleine Zahl von ganz schwachen, in der Mundhöhle und um den Eingang zu derselben, sowie im zZehlkops ausgespannten Muskeln, welche bei der Lautsprache neben den ohnedies fortwährend thätigen Athmungsmuskeln in Wirksamkeit treten. Sehr fein und complicirt sind allerdings ihre Leistungen bei der Lautbildung, die im Wesentlichen auf einer verschiedenartigen Brechung und Resonanz des durch die Ausathmung erzeugten Luftstromes durch Stellungsveränderung der beweglichen Theile in der Mundhöhle und um dieselbe beruht. Und die Feinheit der Leistung steigt, wenn es sich nicht blos um die tonlose Flüsterspräche, sondern wie gewöhnlich um das Sprechen mit Ton handelt, wobei die im Kehlkopf ausgespannten Stimmbänder wie die Zunge einer Zungenpfeife in tönende Schwingungen versetzt werden, in Schwingungen, die selbst während des Sprechens eines ganz einfachen Satzes von belanglosem Inhalt, das sich ja gewöhnlich auch mit einem Schwanken der Tonhöhe vollzieht, in ihrer Häufigkeit sehr wechseln, was durch den verschiedenen Grad in der Zusammenziehung der als Spanner der Stimmbänder wirkenden Muskeln erreicht wird. Aber alle diese feinen und complicirten Leistungen werden durch eine relativ kleine Zahl von Muskeln hervorgebracht, die in ihrer Gesammtmasfe gewiß nicht einmal die Muskelmasse eines einzigen der Oberarmmuskel erreichen, was dadurch ermöglicht ist, daß alle die Theile (einschließlich der Stimmbänder), welche bei der Sprache Stellungsveränderungcn erleiden, sehr leicht

und sehr beweglich find. Vergleichen wir hiermit die Zahl und Maße der Muskeln, welche Taubstumme bei der Geberdensprache, oder die Mimiker in einem unserer Ballete in Thätigkeit versetzen müssen, um Kunde zu geben von den Vorgängen in ihrer Seele, so wird es uns verständlich, welche wunderbare Oekonomie hinsichtlich der Muskelthätigkeit das Menschengeschlecht mit der Ausbildung der Laut- und mit der Vernachlässigung der Geberden-sprache geübt hat. Nehmen wir hinzu, daß die Lautsprache vor der Ge-berdensprache noch den Vorzug hat, die Verständigung auch auf weite Eni fernungen und in der Dunkelheit zu ermöglichen, so wird es uns als ganz natürlich erscheinen, daß der Mensch, sobald sein Urtheil sich entwickelt hatte, aus den ursprünglich mit Geberden begleiteten Empfindungs- und Nachahmungs-lauten die Lautsprache schuf, und die Geberden mehr und mehr unterdrückte. Indessen kommt die ursprüngliche Verbindung von Laut und Geberde zumeist auch bei hochgebildeten Personen unserer Zonen zum Vorschein, wenn sie im Affect sprechen oder, wie der Schauspieler, den Eindruck erwecken wollen, als wenn sie im Affect sprächen. Und selbst bei Personen, die sich nicht im Affect befinden, noch auch einen solchen vortäuschen wollen, die aber lebhaft und ausdrucksvoll sprechen, können wir ebenso den Nachahmungstrieb wie die Geberden beim Sprechen sich geltend machen sehen, ersten« im Rhythmus und Accent, wie beispielsweise wenn geschildert wird, wie dem jähen Blitz das dumpfe Grollen des Donners oder der holperigen Bewegung die sanft gleitende folgt, letztere insbesondere im Spiel der Gcsichtsmuskeln, das z. B. beim Aussprechen des Wortes Schrei sehr leicht die weite Oeffnung der Lippen, die starke Ausprägung der Lippen-Nasenfalte und die Faltung der Stirne veranlaßt, die sich mit dem Schrei in Wirklichkeit verbinden, und beim Aussprechen der Worte süß und bitter auch sehr häusig das durch süße und bittere Geschmacksempfindungen ausgelöste Mienenspiel namentlich der Lippen, wenn auch abgeschwächt, hervorbringt. Dabei mag noch bemerkt werden, daß beim Aussprechen der die Begriffe Schrei, Lachen, Süß und Bitter in einer Reihe von Sprachen bezeichnenden Worte die Bewegung der Lippen überein-stimmt mit der Lippenbewegung bei dem den Schrei, das Lachen und die Empfindungen des Süßen und Bitteren in Wirklichkeit begleitenden Mienen-spiel, was wir vielleicht auch als ein unserer Sprache noch anhaftendes Zeichen der ursprünglichen. innigen Verknüpfung von Laut- und Geberdensprache an-sehen dürfen. So sehr auch der sinnliche Inhalt dessen, was wir durch Worte ausdrücken, in den Hintergrund getreten ist in unserer Sprache, ganz nur Symbol ist dieselbe doch noch nicht geworden und unterscheidet sich hierin wesentlich von unserer Schriftsprache, die den beschreibenden, gegenständlichen Charakter, der sich z. B. noch in den Hieroglyphen kundgiebt, ganz abgestreift hat und nur durch Zeichen wirkt, deren Bedeutung lediglich auf einem Ueber-cinkommen der Menschen untereinander beruht. Die Schriftzeichen waren übrigens von Anfang an reines Erzeugnis; des Denkprocesses, während wir die Nrlaute unserer Lautfprache als durch Empfindung und Nachahmungstrieb

ausgelöst, also ohne Einwirkung des Denkprocesses entstanden ansehen müssen. Allerdings hat dann dieser, wie schon früher hervorgehoben wurde, den willkürlichen Gebrauch der Laute zur Bezeichnung von Empfindungen und Vorstellungen bedingt, und vollends ist die Sprache unserer Culturvölker Product einer sehr intensiven Denkarbeit, die auch heute noch in derselben fortwirkt, indem keine lebende Sprache etwas Fertiges, Unveränderliches ist, sondern jede sich in fortwährenden Wandlungen befindet, die uns aber erst, wenn wir längere Zeiträume ihres Bestandes überblicken, kenntlich werden. Selbst wenn wir alle Wurzeln der einzelnen Sprachen als nicht willkürlich herbeigeführte Modifikationen der ursprünglichen Empfindungs- oder Nachahmungslaute ansehen könnten — wofür uns jeder genügende Anhaltspunkt fehlt — würde sich in der Umgestaltung dieser Wurzeln in den Worten, und in der Bildung von zusammengesetzten Worten, also in der EntWickelung des Wortschatzes aus den Wurzeln, dann in der Beugung und Aneinanderfügung der Worte, welche dieselben in bestimmte Beziehungen zu einander bringt, mithin in der Grammatik und Syntax der Sprachen, eine Summe von geistigen Leistungen ergeben, die den hochgepriesenen geistigen Leistungen der modernen Bildungsepvche zum mindesten nicht nachstehen dürften. Beiläufig 900 Sprachen mit 5000 Dialekten sind uns bekannt, welche die Menschen auf diese Weise gebildet haben.

Sehr verschieden ist allerdings der Reichthum an Worten, die Feinheit der Grammatik und Syntax dieser einzelnen Sprachen; einzelne Sprachen, wie das Chinesische, entbehren sogar der Grammatik; auch der Reichthum an Lauten ist in den einzelnen Sprachen ein sehr wechselnder, wofür als Beispiel angeführt werden mag, daß das Hindustanische über 48, gewisse australische Sprachen dagegen nur über acht Mitlaute verfügen; allein in jeder derselben offenbart sich eine eigene geistige Individualität, die, ob reicher oder geringer entwickelt, in ihrer Sprache den ausreichenden und zugleich einzig zutreffenden Ausdruck findet. Von diesem Gesichtspunkte aus hat man ja sogar die Merkmale des Nationalcharakters in den Sprachen aufzufinden versucht, und als solche Merkmale das Tempo der Rede, das Vorwalten der Selbst- oder Mitlaute, der langen oder kurzen Worte, das seltenere oder häusigere Anwenden von Verkleinerungs- und Vergroßerungsendnngen und den Satzbau bezeichnet. Bis zu einem gewissen Grade muß sich auch die Regsamkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens einer Nation in der Fülle von Worten wiederspiegeln, über die sie in ihrer Sprache verfügt, und es kann uns darum Wohl mit einem gewissen Stolz erfüllen, daß die deutsche Nation über den größten Wortschatz unter den europäischen Culturvölkern verfügt und in dieser Richtung selbst noch über der englischen Nation steht.

Gegenüber dem ungeheueren Reichthum des Wortschatzes der Culturvölker kann es aber nicht Wunder nehmen, daß der Einzelne nur einen Bruchtheil des Wortschatzes seiner eigenen Nation in sich aufnimmt, und zum Ausdruck seiner Gedanken verwerthet. Je nach dem Bildungsgrade und der geistigen Thätigkeit der Einzelnen ist aber auch der Wortschatz derselben sehr verschieden

groß. Wesentlich kleiner als der Wortschatz des Einzelnen, d. h. die Zahl der Worte, die er überhaupt kennt, ist die Zahl der Worte, die er beim Sprechen und Schreiben verwendet. Man hat berechnet, daß ein englischer Taglöhner nur beiläufig 300, der gebildete Engländer dagegen im Durchschnitt 2—3000 verschiedene Worte beim Sprechen verwendet. Von Shakespeare wiederum wurde vermittelt, daß sich 15 000 Worte in seinen Werken finden, womit er selbst den größten Meister deutscher Sprache, Goethe, noch übertrifft, in dessen Werken man 14000 verschiedene Worte auffand. Welche Fülle von Combinationcn dieser Worte ist in jenen Werken enthalten! Und doch bildet auch sie nur einen Theil des in der Sprache zum Ausdruck gekommenen Ideen - reichthumes ihrer Urheber. All' dieser Neichthum hat aber auch bei Goethe und Shakespeare seinen Anfang genommen von einzelnen Empfindungs- und Nachahmungslauten, denn jeder Mensch muß bei seiner eigenen Sprachen-entWickelung im Großen und Ganzen die Folge von Entwickelungsstufen durchmachen, welche die Sprache überhaupt zurücklegen mußte. Freilich durcheilt er dabei Strecken im Fluge, welche die Menschheit in fast unmerkbarer Bewegung in Jahrhunderten zurücklegte, denn Wortschatz, Grammatik und Syntax werden ihm von Anderen als fertiges Werkzeug überliefert, das er nur gebrauchen lernen muß. Zudem wird sich eine ererbte, im Laufe der Jahrtausende allmählich gesteigerte Fähigkeit zum Gebrauch dieses Werkzeuges nicht in Abrede stellen lassen, wenn dies auch nicht so verstanden werden darf, als könnte der Mensch auf Grund dieser Fähigkeit allein sprechen lernen. Sich selbst überlassen bringt er es nicht über das Ausstoßen einzelner Empfindungs- und Nachahmungslaute, wie einzelne traurige Beispiele ergeben haben, ebenso wie ein von Kindheit an sich selbst überlassener Mensch niemals all' das kunstvolle Werkzeug erfinden, gestalten und gebrauchen könnte, mit dem der Gewerbsmann von heute seine Arbeit zu vollbringen lernt. Wird ihm aber die Sprache wie ein fertiges Werkzeug von Anderen übermittelt, so erlernt er die zum Gebrauch desselben nothwendigen äußerst feinen und schwierigen Bewegungen so rasch, daß wir an einer ererbten Fähigkeit zur Ausführung dieser Bewegungen nicht Wohl zweifeln können. Durchaus unsicher ist es dagegen, ob eine ererbte Fähigkeit für das Erlernen der Nationalsprache besteht. Der Umstand, daß Kinder zuweilen andere Sprachen als ihre Nationalsprache, und zwar selbst Sprachen mit einzelnen anderen als den ihrer Nationalsprache eigenen Mitlauten, vor oder nach dieser mit gleicher Leichtigkeit erlernen, wie diese selbst, spricht sogar gegen eine solche Annahme.

Als erster Versuch, Kunde zu geben von den Vorgängen in seiner Seele tritt uns bei dem Kinde der Schrei entgegen — überhaupt wohl einer der ursprünglichsten Sprachlautc. Es darf dies allerdings nicht etwa aus dem Umstände erschlossen werden, daß die Kinder nach der Geburt sofort zu schreien beginnen, oder daß sie schreien, wenn sie durstig und hungrig sind. Dieses Schreien ist keine willkürliche Bewegung, sondern rein reflectorisch. Ein solches reflectorisches Schreien wurde auch an Kindern mit ganz ver-

kümmerten! Gehirne beobachtet und läßt sich durch schmerzhafte Reize auch bei enthirnten Säugethieren hervorrufen. Hunger und Durst und die unvermittelte Einwirkung unserer atmosphärischen Verhältnisse nach der Geburt sind eben auch schmerzhafte Reize für das Kind. Den Vorgang bei einem solchen Reflex, den man ganz allgemein als einen dem centralen Nervensystem von außen zugeleiteten und von diesem wieder nach außen und zwar zu zusammenziehungsfähigen Gebilden, den Muskeln, geleiteten Erregungsvorgang bezeichnen kann, vermag man sich durch eine Verbindung von drei dynamischen Maschinen mit einander zu versinnlichen. Die eine dieser Maschinen (R> wird durch irgend eine Kraft — in unserem Falle durch den schmerzhaften Reiz — in Bewegung versetzt. Tie Elcktricität, welche so erzeugt wird, wird zur zweiten Maschine (0) fortgeleitet — in unserem Falle der Theil des centralen Nervensystems, dem der schmerzhafte Reiz zugeführt wird — und erzeugt in dieser eine gleichartige Bewegung, die nun ganz in derselben Weise auf die dritte Maschine (R), also hier auf die zusammenziehungsfcihigen Gebilde, welche bei dem Schrei in Thätigkeit versetzt werden, das sind die Ausathmungs- und Kehlkopfmuskeln, sowie Muskeln der Mundhöhle und des Gesichtes, übertragen wird. Ein solcher Vorgang kann sich in unserem Nervenlcben abspielen, ohne daß wir uns desselben auch nur bewußt würden, wie aus dem früher Angeführten hervorgeht. Zum Sprachlaut wird ein solcher Schrei aber erst dann, wenn er willkürlich wiederholt wird, um einen Vorgang in der Seele zu verkünden. Bei einer solchen willkürlichen Wiederholung muß aber die Erregung, welche zur Znsammcnziehung jener Muskeln führt, vom centralen Nervensystem selbst ausgehen, welches in diesem Falle, um bei dem vorher gewählten Bilde zu bleiben, gewissermaßen wie ein Accumulator fungirt, der durch Entladung feiner elektrischen Spannkräfte eine dynamische Maschine in Bewegung versetzt. Ten Augenblick im Leben des einzelnen Kindes zu bestimmen, wo das Schreien desselben ein willkürliches wird, ist freilich nicht leicht, da beim Kinde viele das Tastorgan treffende, Reize reflectorisches Schreien auslösen, und eine zweite Neizeinwirkung, wie man dies auch bezüglich der Reflexe an Thieren ermittelt hat, das durch den ersten Reiz ausgelöste rcflectorifche Schreien zu unterdrücken vermag, was das Nrthcil über die Veranlassung des Schreies sehr erschwert.

Den letzteren Vorgang, die Hemmung eines eingeleiteten Reflexes durch einen zweiten Reiz, kann man sich an dem früher aufgestellten Schema dadurch versinnlichen, daß man sich der zweiten dynamischen Maschine (O) einen elektrischen Strom zugeleitet denkt, welcher diese in einer der ursprünglichen

entgegengesetzten Richtung zu bewegen strebt, woraus notwendigerweise eine mehr oder weniger vollständige Hemmung der ersten Bewegung hervorgehen wird. Auf eine derartige Hemmung des Schreireflexes dürfte es z. B. zurückzuführen sein, wenn ein durch Hunger und Durst hervorgerufenes Schreien noch lange, ehe diese gestillt sind, nämlich in dem Augenblicke erlischt, wo durch Darreichung der Brust an den Lippen des Kindes ein neuer Reiz ausgelöst wird — eine Einrichtung, deren hohe Zweckmäßigkeit nicht erst auseinandergesetzt zu werden braucht. So sehr nun auch diese Verhältnisse es erschweren, im Allgemeinen festzustellen, wann das Schreien des Neugeborenen ein willkürliches, auf die Kundgebung eines unbehaglichen Seelenzustandes gerichtetes wird, so gelingt es doch im einzelnen Falle ganz wohl, den Nachweis zu führen, daß das Kind schon frühzeitig das Schreien willkürlich revroducirt, um andere Menschen anzulocken, die es von irgend einem, z. B. von einem durch Einwirkung von Nässe auf das Tastorgan hervorgerufenen Unbehagen befreien sollen, und das Schreien sofort einstellt, wenn diese die nöthigen Vorbereitungen hierzu treffen. Viel später als das, bei älteren Kindern zumeist mit Thräncnerguß verknüpfte Schreien tritt das Lachen auf. das übrigens gleichfalls als einfacher Reflex aufzufassen ist, bei etwas alteren Kindern auch durch Kitzeln in der Achselhöhle hervorgerufen werden kann, und anscheinend sehr lange lediglich Reflex bleibt. Wie das Schreien ist übrigens auch das Lachen nicht blos dem Menschen eigenthümlich, indem auch bei Affen sowohl spontanes als auch auf Kitzelreiz eintretendes Lachen zu beobachten ist. Wesentlich früher aber als das Kind lacht, läßt es nicht nur ein lebhaftes, durch mannigfaltige Empfindungen verursachtes Gebcrdcnspiel erkennen, so ganz frühzeitig bei der Einwirkung von bitteren und süßen Substanzen, viel später beim Anblick blinkender Gegenstände u. s. w., sondern es stoßt im Affecte unter lebhaften Bewegungen der Gliedmaßen und des Rumpfes auch allerhand einfache Laute aus, theils solche, welche in unserem Alphabet enthalten sind, theils solche, welche sich in demselben nicht finden.

An der zunächst rein reflectorischen Auslösung dieser Laute ist schon darum nicht zu zweifeln, weil sie nur bei Affect erregenden Einwirkungen von außen eintreten. Das Kind gewinnt hierbei Beweglichkeit der Sprach' Werkzeuge und einen kleinen Vorrath von Sprachlauten, was ihm das folgende Erlernen der Sprache durch Nachahmung ungemein erleichtert. In einem späteren, je nach Begabung und Erziehung des Glindes wechselnden Zeitpunkte tritt dann die willkürliche Reproduktion von Lauten ans, die von der Umgebung des Kindes durch oftmalige Wiederholung einfacher Sprachlaute herbeigeführt wird. Dabei werden zweckmäßiger Weise solche Laute gewählt, welche das Kind schon vorher unwillkürlich hervorgestoßen hat, wie pa, ma, da und ähnliche, am besten in Verdoppelung, weil die rasch aufeinanderfolgende Reproduktion eines und desselben Lautes dem Kinde geringere Schwierigkeiten macht, als eine solche verschiedener Laute, und dadurch das Erlernen mehr als einsilbiger Worte leichter angebahnt wird. Der Nachahmungstrieb drängt

das Kind zum Nachsagen dieser elementaren Worte, und es entwickelt sich so
eine Art Echosprache, bei der es oft gehörte einfache Worte, wenn sie an sein
Ohr schlagen, wiederholt. Sehr bald erfolgt dann auch das willkürliche
Aussprechen dieser Worte ohne vorhergehendes Vorsagen, also die Wieder-
holung derselben aus dem Gedächtnisse. Das Kind verfügt nun über eine
Anzahl von Empsindungs- und Nachahmungslauten, die es ganz selbstthätig
hervorzubringen vermag, es besitzt also bereits die Fähigkeit der willkürlichen
Bildung von Sprachlauten und ein Gedächtniß für dieselben, es verbindet
«der mit der willkürlichen Reproduktion dieser Laute, wie die Beobachtung
vermuthen läßt, zumeist noch keine bestimmten Vorstellungen. Doch muß aus
der beim Aussprechen gewisser Worte durch Andere erfolgenden Wendung der
Augen und wohl auch des Kopfes nach Objecten, die häufig zugleich mit diesen
Worten auf das Kind eingewirkt haben, erschlossen werden, daß das Kind
mit einzelnen, durch jene Worte hervorgerufenen Schalleindrücken schon die
Erinnerung an bestimmte Objecte verknüpft. Auf der in letzterem sich
Äußernden Eigenschaft des Organismus, öfter gleichzeitig auftauchende
Empfindungen mit einander derart zu verbinden, daß, wenn die eine dieser
Empfindungen hervorgerufen wird, unwillkürlich und ohne anderen äußeren
Reiz auch die Erinnerung an die zweite Empfindung entsteht, beruht es nun,
daß das Kind allmählich lernt, mit dem Worte, das es hört oder ausspricht,
stets die Vorstellung von einer anderen, und zwar einer bestimmten Sinnes-
empfindung zu verbinden, und umgekehrt bei dem Auftauchen der Erinnerung
an jene Sinnesempfindung auch dieses Wort auszusprechen.

Zur Versinnlichung der dabei im centralen Nervensysteme stattfindenden Vorgänge kann unser früher für die Darstellung des Reflex-Vorganges gewähltes Beispiel, nämlich eine Verbindung von dynamischen Maschinen und Accumulatoren dienen. Tie dynamische Maschine ^' versinnlicht dabei die durch ein Wort, z. B. Papa, hervorgerufene Erregung im Gehörorgan, deren nächster Effect im Gehirn, nämlich der durch das Wort selbst hervorgebrachte Sinneseindruck sich in einer gleichartigen Bewegung der Maschine v kundgicbt. Die Bewegung dieser Maschine wird durch eine die Auslösung des Wortes durch den Nachahmungstrieb vcrsinnlichende Leitung übertragen auf die Maschine O, welche jene Stelle des Nervensystems vorstellt, von der aus die Erregung der

Sprechwerkzeuge 8p erfolgt, denen eine adäquate Bewegung wie O und v
sie besitzen, ertheilt wird, als deren Endresultat wir uns ein Lautzeichen Oos
derselben Beschaffenheit zu denken haben, wie jenes, das die Bewegung in V
hervorgerufen hat, in unserem Falle also das Wort Papa. Dieser Thcil
des Schemas repräsentirt gewissermaßen das Stadium der Echosprachc dein
Kinde, indem es eben gehörte Worte nachspricht ohne sie aus sich selbst heraus
zu wiederholen. Denkt man sich die Maschine v außer mit O noch m
leitender Verbindung mit dem Accumulator V, so wird von v aus neben
der Bewegung von O auch noch die Ladung des Accumulators v ' herbeige-
führt werden können, der uns die durch das Wort Papa in der Seele er-
zeugten Spannkräfte versinnlichen soll. Die durch Entladung des Accums
lators hervorgerufene Bewegung in v, O und 8p Versinnlicht uns dann die
durch keinen äußeren Reiz hervorgerufene Rcproduction der Bewegung von v
in 8p, also das Stadium der Sprache des Kindes, indem es selbständig
Worte hervorbringt.

Die Bewegung der Maschine 8 stellt ferner die von einem Objectc der
Außenwelt, um bei dem gewählten Beispiele zu bleiben, von der Person
Vater (Papa) ausgehende Erregung dar, deren nächster Effect im Gehirn,
der durch die Person des Vaters hervorgerufene Sinneseindruck, sich in der
adäquaten Bewegung der Maschine s ausprägt, die zu einer Ladung des
Accumulators s' sührt, der uns die durch jenen Sinneseindruck in der Seele
erzeugten Spannkräfte Versinnlicht. Tie Entladung des Accumulators führt
zu einer Bewegung in der Maschine 5, die eine Reproduktion des Sinnes-
cindruckes (Vater) bedingt. Ist nun durch oftmaliges gleichzeitiges Auftauchen
des von der Person des Vaters ausgehenden Sinneseindruckes mit dem
Worte Papa eine Verbindung hergestellt zwischen s und >v, so wird die
zur Entstehung des Lautzeichens Papa führende Bewegung in 8>> ebensowohl
durch die Bewegung von 8, ebensowohl durch die Entladung von V, als
die Entladung von »' herbeigeführt werden können, und es wird jede in v
oder s ausgelöste Bewegung zu einer adäquaten Bewegung in s oder v
führen. In diesem Stadium verbindet sich bei dem Kinde mit dem Worte
Papa sofort die Erinnerung an die Person des Vaters, .und mit dieser
letzteren selbst die Erinnerung an das Wort Papa, das Kind verbindet den
richtigen Begriff mit dem Worte, das Wort dient ihm zum Ausdrucke seiner
Vorstellung, und es hat die Stufe des Sprcchenlernens erreicht, auf der es
die eigentliche Grundlage der Sprache, willkürliche Reproduction von Lauten,
mit denen eine bestimmte Vorstellung verknüpft ist, sich angeeignet hat.
Diese Rcproduction von Lauten selbst bedingt aber bei dem Kinde
wieder Sinncscindrücke, indem das Kind nicht blos den ausgesprochenen
Laut hört, sondern auch eine dnrch die Bewegungen der Sprachwerkzeuge be-
dingte Erregung von Tastnerven empfindet. Um das letztere Verhältnis; au
einem einfachen Beispiele darzulegen, sei auf die Empfindungen verwiesen,
welche ein Aussprechen der Silbe tn, abgesehen vom Gehöreindruck, hervor-

ruft, Empfindungen die sich nicht blvs auf die Lippen und auf die Kiefer, die hiebei weit auseinander gerissen werden, sondern auch auf die Zunge erstrecken, die vom harten Gaumen losgerissen und gegen den Zungengrund zurückgezogen wird, und auf den Kehlkopf, der eine geringe Bewegung noch abwärts vollführt. Alle diese Bewegungen führen zur Zerrung von Tastnerven, die in den genannten Organen verlaufen, wodurch Empfindungen hervorgerufen werden. Sprechen wir die Silbe at aus, also die beiden vorhin gewählten Laute in umgekehrter Folge, so sind die hierbei ausgelösten Bewegungen und Empfindungen schon wesentlich anderer Art, indem Lippen und Kiefer einander rasch genähert werden, die Zunge vom Boden der Mundhöhle gegen den harten Gaumen geschnellt wird und der Kehlkopf eine deutliche Aufwärtsbcwegung erfährt, wobei notwendigerweise andere Nervenfasern gezerrt werden, als bei der im Ganzen entgegengesetzten Bewegung beim Aussprechen der Silbe ta. Ebenso wird selbstverständlich das Aussprechen der Silbcncombinationen law, stt«, atat jeweils verschiedene Empfindungen auslösen. Und so entsprechen verschiedenen Silben und verschiedenen Worten stets auch verschiedene Arten von Bewegung und Empfindung. Diese Bewegungsempfindungen aber können einerseits, wenn sie oft aufgetreten sind, willkürlich reproducirt werden, andererseits verknüpfen sie sich, wenn sie oftmals gleichzeitig mit den zugehörigen Silben und Worten auftauchten, so fest mit den durch diese hervorgerufenen Schallempfindungen, daß sie beim Entstehen dieser, beziehungsweise der wieder eng mit ihnen verknüpften anderen Sinneseindrückc auch sofort entstehen. Nnd so bilden dann Sinnescindruck, zugehöriges Wort und zugehörige Bcwegungsvorstellung gewissermaßen einen dreigliedrigen Mechanismus, in welchem eine jede einem der drei Glieder ertheilte Bewegung sich auf die beiden andern überträgt.

Um sich auch diesen Vorgang durch das früher gewählte Bild zu versinnlichen, braucht man demselben nur eine weitere dynamische Maschine IZ hinzuzufügen, welche mit der die Sprachwerkzcuge Lp symbolisirendcn leitend verbunden, und durch die Bewegungen derselben in Thätigkeit versetzt wird. Die Verbindung dieser Maschine mit einem Accumulator b und mit der Maschine v Versinnlicht dann die Möglichkeit Bewegungsempfindungen willkürlich zu revrvducircii, und die enge Verknüpfung dieser Empfindung mit dem zugehörigen Worte und Objecte.

In der ersten Zeit des Sprechenlerncns fungirt nun der nervöse Apparat, den wir hier zu zergliedern und zu versinnlichcn versucht haben, noch einigermaßen schwerfällig, und es bedarf zumeist einer kräftigen, anhaltenden oder wiederholten Einwirkung bevor das Vorsagen eines Wortes oder der durch ein Object hervorgerufene Sinncseindruck, und zwar erst nach einem meßbaren Zeitintervall zum Aussprechen des betreffenden Wortes führt. Auch die Reproduktion des Wortes aus dem Gedächtnisse hat etwas Mühsames und erfolgt oft erst wie nach einer Art von Anlauf. Nach oftmaliger Wiederholung des bezüglichen Erregungsvorganges aber genügt ein momentan

wirkender schwacher Reiz, um mit großer Schnelligkeit den Enderfolg hervorzurufen. Es ist, um zu unserem Bilde wiederzukehren, als Wenn durch die oft wiederholte Bewegung in den dynamischen Maschinen Rauhigkeiten abgeschliffen würden, die den Gang derselben anfänglich beeinträchtigen. Die Erscheinung, daß anfangs schwer ansprechende Apparate nach oft wiederholter Function leicht ansprechen, ist keineswegs eine dem Nervensystem allein eigenthümliche. Saiteninstrumente z. B. bieten dieselbe gleichfalls dar, und es ist eine alte Erfahrung, daß diese erst nach längerem Gebrauche auch auf den leisesten Strich und bei den raschesten Läufen klar und deutlich tönen. Ja selbst ein längere Zeit hindurch gebrauchtes Instrument spricht schwer an, wenn es auf eine demselben vorher selten ertheilte Tonhöhe eingestimmt wird. Es ist als müßten die Holzmolccüle des Resonanzkastens erst eine Umlagerung erfahren, welche sie befähigt, selbst die leisesten Tonschwingungen in raschester Folge und in jedem möglichen Zeitverhältnisse mitzumachen.
Solche leicht ansprechende nervöse Wortapparate, um einen kurzen Ausdruck zu wählen, mit ihren Verknüpfungen gewinnt nun das Kind im elementaren Sprachunterricht in zunehmender Zahl, deren endliche Größe von der Begabung des Kindes und dem Unterrichte, den es empfängt, abhängt.
In der ersten Zeit, wo dieser Wortschatz sehr klein ist, und die Worte einzeln hervorgestoßen werden, vermag das Kind durch seine Sprache bestimmte Objccte, Eigenschaften und Tätigkeiten auch nur vereinzelt zu bezeichnen. Es lernt nun zunächst, Object und Thätigkeit oder Eigenschaft durch aufeinander folgendes Aussprechen der Worte mit einander verbinden — eine Verbindung, bei deren Herstellung die Aufeinanderfolge der den betreffenden Worten zu Grunde liegenden Sinneseindrücke eine große Rolle spielt. Auf diese Weise gewinnt das Kind zunächst einen gewissen Schatz nn Wortgruppen, denen zusammenhängende Sinneseindrücke entsprechen, so um ein paar Beispiele elementarster Art anzuführen, Hund wcm wau, Mama ei—ei. Diese elementaren Wortgruvven, mit denen das Kind seine Beobachtungen an den Gegenständen der Außenwelt, seine Auffassimg derselben ausdrückt, werden nun wieder mit einander in Verbindung gesetzt, und so z. B, durch aufeinander folgendes Aussprechen der beiden vorhergehenden Wortgrupvcn dem Gedankengang Ausdruck gegeben, daß die Mutter das Kind liebkosend beruhigt, wenn der Hund bellt und hierdurch dasselbe erschreckt — eine Verbindung von Wortgruppen, der wieder die Aufeinanderfolge der betreffenden Sinncscindrücke zu Grunde liegt. So steigert sich bei entsprechender Unterweisung schrittweise fortschreitend mit den Erfahrungen des Kindes über die Vorgänge der Außenwelt seine Fähigkeit, den durch diese Vorgänge hervorgebrachten Eindrücken durch die Sprache Ausdruck zu geben, wobei man sich den in der Seele des Kindes sich vollziehenden Vorgang auf Grund unseres früheren Beispieles durch Herstellung gutleitender Verbindungen zwischen den einzelnen, die betreffenden Worte mit den zugehörigen Sinnescindrücken fymbolisirenden elektrischen Apparaten versinnlichen kann, Verbindungen, welche es bedingen,

daß die in einer der dynamischen Maschinen eingeleitete Bewegung auf alle anderen dieser Gruppe übertragen wird. Die sprachliche Darstellung der Vorgänge in der Außenwelt würde aber bei einer Häufung der Beobachtungen und Erfahrungen ungemein schwierig werden, wenn dieselbe lediglich durch einfache Aneinanderreihung solcher Wortgruppen erfolgen sollte, die bestimmte Sinneseindrücke und ihre Beziehungen zu einander bezeichnen. Die Aneignung einer überaus großen Zahl solcher Wortgruppcn wäre dann nothwendig, und um Mißverständnissen hinsichtlich des Objectes und hinsichtlich der Beziehungen von Object und Eigenschaft oder Thätigkeit vorzubeugen, müßte oft eine ermüdende Anhäufung von Wortgruppen erfolgen. Da tritt nun einerseits die Beugung einzelner Worte und ihre Aneinanderreihung nach bestimmten Gesetzen, welche das Kind zunächst auch durch Nachahmung erlernt, also Grammatik und Syntax ein, behufs erleichterten Ausdruckes für die Beziehungen der Gegenstände und Vorgänge in der Außenwelt, andererseits der Gebrauch von Worten, die zur Bezeichnung einer größeren Zahl von Objecten, Eigenschaften und Thätigkeiten dienen, denen wesentliche Eigentümlichkeiten gemeinsam sind, also Worte, die einen aus der Ableitung von einer größeren Reihe von sinnlichen Eindrücken hervorgegangenen Begriff ausdrücken, wie Mensch, Thier. Güte. Bosheit, farbig, tönend u. f. w.

Wie aber zwischen oft nacheinander auftauchenden Sinnescindrücken und deren Bezeichnung durch das Wort sich eine Verbindung herstellt, in Folge deren das Auftreten des einen das Entstehen des anderen bedingt, so findet ein Gleiches auch bei den Begriffen und ihrer Bezeichnung durch das Wort statt. Und so gebietet das Kind dann über eine AnzM von kleinen, grammatisch und syntaktisch gefügten Wortgruppen, durch deren Aneinanderreihung es seinen Erfahrungen über die Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt und die aus diesen abgeleiteten Begriffe, sowie feinen Beziehungen zu den einen und den anderen Ausdruck giebt. Das Kind hat damit die Fähigkeit der zusammenhängenden Rede gewonnen, eine Fähigkeit, deren EntWickelung aus der wiederholten Aufeinanderfolge von auf das Kind einwirkenden Eindrücken sich unter Anderem auch darin äußert, daß dieselbe sich zunächst am kräftigsten und deutlichsten in dem Aufsagen von auswendig gelernten Gebeten, Erzählungen und Gedichten äußerst.

Zu dieser Zeit müßte man beim Zugrundclegen des früher von uns gebrauchten Bildes die Vorgänge beim Sprechen sich versinnlichcn an einer großen Zahl von zu Gruppen verschiedener Ordnung vereinigten dynamischen Maschinen und Accumulatoren. In den Gruppen niederster, also erster Ordnung tritt uns dabei der Apparat entgegen, den wir sür die Versinnlichung des Aussprechens eines einen bestimmten Sinneseindruck bezeichnenden Wortes gewählt haben. Die Gruppen zweiter Ordnung, welche das Aussprechen von Begriffen symbolisircn, sind gleichartige Apparate, denen aber die Bestcmdtheile (8, s «') fehlen, welche wir znr Bezeichnung des Vorganges gewählt haben, der bei der Einwirkung eines bestimmten Objectes durch die

Sinne und der Reproduktion dieses Sinneseindruckes sich abspielt. Tie Gruppen dritter Ordnung, welche die Verbindung zusammengehörender Wiederholt nach einander aufgetauchter und dadurch gewissermaßen zu einem Compler verschmolzener Objectc, Eigenschaften, Handlungen und Begriffe, und deren Bezeichnung durch das Wort, also die Wortgruppen versinnlichen, bestehen aus einer Anzahl mit einander leitend verbundener Apparate erster und zweiter Ordnung. Eine in einem dieser Apparate hervorgerufene Bewegung theilt sich allen anderen Apparaten dieser Gruppe mit, ähnlich wie das Auftauchen eines einzigen Sinneseindruckcs beim Kinde, in einem vorgerückteren Stadium der Sprache, die Reproduction anderer Sinncseindrücke oder das Auftauchen von in Beziehung mit denselben stehenden Begriffen und die entsprechende einfache Wortgruppe auslöst.

Die Verbindung einer größeren Anzahl von Gruppen dritter zu solchen vierter Ordnung Versinnlicht dann das Stadium der zusammenhängenden Rede. Die in einer der Maschinen einer solchen Gruppe vierter Ordnung ausgelöste Bewegung setzt alle anderen Maschinen in Thätigkeit. ähnlich wie ein einziger Sinnescindruck, z. B. ein Bild, oder ein Schlagwort, die mechanische Abhaspclung eines längeren Gedichtes beim Kinde zu veranlassen vermag. Während aber die Thätigkeit dieses Mechanismus zunächst immer eine geräuschvolle ist, das Kind allen Worten, die in demselben auftauchen, lauten Ausdruck giebt — ein Zustand, in dem es nicht selten bei der Umgebung eine gelinde Verzweiflung erregt — lernt es später die Reaction auf das Auftauchen der Worte in der Erinnerung durch das gesprochene Wort, in den Fällen wo dieses nicht erforderlich ist, unterdrücken. Der Vorgang ist derselbe wie bei der Unterdrückung der Geberden, und kann auf dem früher gebrauchten Schema durch Einschaltung einer durch einen entgegengesetzt gerichteten Strom bedingten Hemmung in L vcrsinnlicht werden, welche diese Maschine verhindert, an der Bewegung der übrigen Maschinen Thcil zu nehmen.

Die SinncSeindrücke mit den zugehörigen Worten und Bewegungsempfindungen tauchen dabei ebenso auf, wie beim lauten Sprechen, der ganze Vorgang führt aber nicht zu einer Bewegung in den Sprachwerkzeugen — das Kind spricht gewissermaßen innerlich. Es braucht wohl kaum aufmerksam gemacht zu werden, daß diese Verinnerlichung des Sprechens für alle die Fälle, wo eine Mittheilung nach Außen unnvthig, ja vielleicht schädlich ist, eine sehr zweckmäßige und kraftsparende Einrichtung ist. Auch die willkürliche Einschaltung dieser Hemmung muß das Kind erlernen, und ehe es die nöthige Ucbung erlangt hat, kann man es oft genug auf lauten Selbstgesprächen ertappen. Wahrscheinlich haben wir in dem Umstände, daß Kinder so oft im Traume laut sprechen und im Fieber laut phantasiren, auch einen Ausdruck der noch nicht vollständig erlangten Sprachhemmung zu sehen. Unter der Einwirkung sehr lebhafter Eindrücke erweist sich aber auch bei Erwachsenen die durch Uebung erlangte Hemmung unzureichend, und das Sprechen steigert sich unwillkürlich von einem innerlichen zu einem äußerlichen, gewissermaßen

als wenn die von den anderen Maschinen auf O übertragene Bewegung zu kräftig wäre, um dort durch die gewohnliche Hemmung überwunden zu werden. Wir haben hierbei etwas Aehnliches vor uns, wie bei der früher hervorgehobenen Begleitung der Lautsprache im Affccte durch Geberden, bei Personen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich lediglich der Lautsprache bedienen.

Ob dieses innerliche Sprechen, oder, wie wir es auch nennen können, das stille Denken in Worten durch Reproduktion von durch Worte hervorgerufenen Schalleindrücken, oder von durch das frühere Aussprechen dieser Worte hervorgebrachten Bewegungsempfindungen erfolgt, ist eine gerade in jüngster Zeit lebhaft erörterte Frage. Ohne in alle Einzelheiten des betreffenden Streites einzugchen, sei hinsichtlich desselben Folgendes bemerkt:

Nachdem, wie früher schon mehrmals hervorgehoben wurde, die Rcproduction eines bestimmten Sinneseindruckes immer auch das Auftauchen derjenigen Sinncseindrücke zur Folge hat, welche oft gleichzeitig mit dem reproducirten Eindrucke entstanden sind, können wir nicht annehmen, daß bei dem Denken in Worten nur die eine oder andere jener beiden beim Erlernen der Sprache gemeinsam entstehenden Empfindungen erregt wird. Die Frage kann darum wohl nicht so gestellt werden, welche dieser beiden Empfindungen beim stillen Denken in Worten entsteht, sondern welche die lebhaftere und klarer iil's Bewußtsein tretende ist.

Dabei mag es ja individuelle Verschiedenheiten geben, die durch Anlage und geistige Beschäftigung des Einzelnen bedingt fein können, wie ja auch hervorgehoben werden muß, daß nach einer eigcnthümlichen Methode, nämlich durch genaue Verfolgung der von Anderen beim Sprechen vollzogenen Bewegungen mittels des Gesichts- und Tastsinnes, von Geburt aus taube Personen, also solche, die niemals einen durch ein Wort hervorgerufenen Schallcindruck empfangen haben, die Lautsprache erlernen. Auch dieses Svrechcnlernen erfolgt durch Nachahmung, die Nachahmung bezieht sich aber nicht auf Schalleindrücke, sondern auf Wahrnehmungen, die durch den Gesichts- und Tastsinn gemacht worden waren. Gerade aus dem Umstände aber, daß unter solchen Verhältnissen das Erlernen des Sprechens sehr spät, mühsam und doch zumeist nicht vollkommen erfolgt, und daß die Sprache dann selbst im günstigsten Falle etwas sehr Einförmiges und Rauhes an sich trägt, erhellt die hohe Bedeutung der Schalleindrücke für die Aneignung der Lautsprachc, wie daraus, daß Kinder, die gehört und auch bereits fließend gesprochen haben, das Sprechen wieder verlernen, wenn sie frühzeitig (nach den Erfahrungen Bonnafonts bis zum 11. Jahre) durch irgend eine Krankheit das Gehör verlieren, die Wichtigkeit der fortwährenden Erneuerung der durch die Worte hervorgerufenen Schallcindrücke für das Bewahren der Lautsprache hervorgeht.

Berücksichtigen wir nun neben diesen Erfahrungen an Taubstummen, daß das Kind in der Regel die Sprache durch Nachahmung von Schalleindrückcn lernt, daß die durch Worte hervorgerufenen Schallcindrücke, weil sie auch durch das Sprechen der Umgebung erzeugt werden, weit häufiger bei

dem Menschen entstehen, als dies hinsichtlich der durch das eigene Sprechen bedingten Bewegungsempfindnngen der Fall ist, und darum im Ganzen lebhafter und leichter revroducirbar sein müssen als diese, so werden wir wohl beim stillen Denken in Worten im Allgemeinen ein Ueberwiegen jener Empfindungen erwarten müssen, welche durch Reproduction der den Worten entsprechenden Schalleindrücke bedingt find.

Und Eines möchte ich noch zu Gunsten einer solchen Annahme aufführen, unsere Träume, die ja zum Thcil auch ein stilles Teilten in Worten find, in denen wir aber die durch Worte bei uns hervorgerufenen Schalleindrücke oft so lebhaft in uns reproduciren, daß wir wähnen nicht nur selbst zusprechen, während wir stumm sind, sondern auch Andere sprechen zu hören, und uns beim Erwachen oft erst allmählich davon überzeugen, daß wir allein gewesen sind.

Ein Rückblick auf die Betrachtungen über die EntWickelung der Sprache beim Kinde lehrt, wie groß die Summe geistiger Arbeit, wie groß das Aufgebot von Willen ist, welches das Kind aufwenden muß, um von den ersten einfachen Reflezlanten zur zusammenhängenden Rede und zum stillen Denken in Worten zu gelangen. Und hat es diese Stufe erreicht, so tritt unter unseren Verhältnissen alsbald die Nothwcndigkeit an dasselbe heran, zwei weitere Fertigkeiten sich zu erwerben, die bei solchen Menschen, welche der Lautsprache mächtig sind, wohl mit dieser sich eng verknüpfen, aber doch auch jede für sich und zwar selbst von Taubstummen, die der Lautsprache nicht mächtig sind, erlernt werden können — nämlich Lesen und Schreiben, zwei Fertigkeiten, die man sich durch eine Combination von dynamischen Maschinen und Accumulatoren in ähnlicher Weise wie die Lautsprache versinnlichen kann, und deren Aneignung neuerdings einen erheblichen Aufwand geistiger Arbeit und Willenskraft erheischt. Erwägt man aber weiter, daß das Erlernen einer neuen Sprache abermals eine große Summe von Arbeit auf dem Gebiete der Laut- und Schriftsprache erfordert und daß schließlich die Sprachen im Unterrichte ja doch zumeist nur Hülfsmittel zum Erwerben andcrweiten Wissens sind, so werden wohl gewisse Bedenken gegen den Unterricht in mehreren Sprachen insbesondere in der Kindheit entstehen müssen da man hiermit leicht übermäßige Anforderungen an die geistige Thätigkcit des Kindes stellt, oder wenigstens diese Thcitigkeit einseitig für das Sprachstudium in Beschlag nimmt.

Sehr mannigfaltig sind nun die Störungen, welche die ausgebildete Lautsprache durch mangelhafte Thätigkeit des Nervensystems oder auch durch Fehler in den Sprachwerkzcugen erfährt. Die wichtigsten dieser Störungen lassen sich aber zurückführen auf drei Grundformen und zwar auf:

1. Störungen hinsichtlich des Aussprechens von Lauten oder Worten.
2. Störungen hinsichtlich der Reproduction der Worte aus dem Gedächtnisse.
3. Störungen hinsichtlich der Verknüpfung zwischen Wort und Bedeutung.

1. Da die Lautbildung, wie früher schon hervorgehoben wurde, durch

eine, von der jeweiligen Stellung beweglicher Theile abhängige Brechung eines bei der Athmung erzeugten Luftstromes in der Mundhöhle bewirkt wird, so kann dieselbe Störungen erfahren: durch Mängel in der Athmung, durch mangelhafte Beschaffenheit und Thätigkeit der bei der Lautbildung in Betracht kommenden zusammenziehungsfähigen und beweglichen Theile, und durch Mängel in der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung in diesen Theilen. Die ersten beiden Mängel kann man sich an dem früher gewählten Beispiele versinnlichen durch Fehler in der Maschine Lp, welche selbst bei ganz intacter Function des übrigen Apparates zu mangelhaftem Auftreten der von 8p gelieferten Lautzschen, ja selbst zu gänzlichem Ausbleiben derselben führen. Die Mängel in der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung in den bei der Lautbildung in Betracht kommenden Theilen müssen dann Versinnlicht werden durch Fehler in der Maschine oder in der die Bewegung von O auf 8p übertragenden Leitung.

Mängel der Athmung kommen in Betracht beim Stottern, wo oft beim Versuch zu sprechen überhaupt, oder vor einzelnen schwierigen Lauten oder Worten ein Stillstand der Athembewegung eintritt, der auch bei sonst normal athmenden und sprechenden Menschen bei heftigen Affecten sich einstellen und, wie man sich dann Wohl im Volksmunde ausdrückt, zu einem Verschlagen der Rede führen kann. Die Grundursache des Stockens der Rede ist dann das Fehlen eines durch die Athmung producirtcn Luftstrvmcs, dessen Brechung Lautbildung bedingen könnte.

Oft aber kommt beim Stottern nebstbei oder auch allein eine mangelhafte Thätigkeit der zusammenziehungsfähigen Gebilde in Betracht, welche die Stellungsveränderungen der bei der Lautbildung mitwirkenden beweglichen Theile bedingen, und zwar ein zeitweise eintretender Krampf derselben, welcher sie verhindert, der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung zu folgen. Das Extrem dieser Verhältnisse stellt ein selten vorkommender Zustand dar, in dem bei jedem Versuch zu sprechen ein das Sprechen vollständig behindernder Krampf in den Sprachwerkzeugen auftritt.

Fehlerhafte Beschaffenheit der bei der Lantbildung bethciligten beweglichen Gebilde kann Stammeln bedingen, das heißt Unfähigkeit, die Laute richtig oder gewisse Laute überhaupt auszusprechen. Diese Sprachstörung kann aber auch hervorgerufen werden durch Mängel in der vom Nervensystem ausgehenden Anregung zur Bewegung in diesen Theilen, welche in ihrer extremen Ausbildung die Unmöglichkeit der Lantbildung überhaupt bedingen. In letzterem Falle ist, falls keine anderweitigen Mängel bestehen, die Fähigkeit, die Worte aus dem Gedächtnisse zu reproduciren und mit den richtigen Sinncseindrücken und Begriffen zu verbinden, also das stille Denken in Worten erhalten, wie man eventuell aus der Wiedergabe des Gedachten durch die Schrift erschließen kann. Ein Analogon dieses Zustandes bietet das Kind zu jener Zeit dar, wo es noch keinen Laut nachspricht, aber beim Hören gewisser Worte an einer Kopfwendung oder ähnlichen Bewegungen erkennen läßt, daß es sich dieser

Worte und ihrer Bedeutung erinnert. Bei geringeren Graden dieser Störung besteht nur die Unfähigkeit, gewisse Worte auszusprechen. Das regelwidrige Durcheinanderwerfen der Silben in einem Worte, das sogenannte Silbenstolpern ist gleichfalls hier anzuführen, das übrigens auch durch mangelhafte Reproduction der Worte im Gedächtnisse bedingt sein kann, in welchem Falle der Sprechende das Regelwidrige nicht bemerkt.

2. Störungen hinsichtlich der Reproduction der Worte aus dem Gedächtnisse beruhen stets auf einer Schädigung des Gehirnes, welche man sich durch einen Mangel in der Maschine v in unserem Schema zu versinnlichcn vermag, in Folge dessen sie weder von v', noch von s oder R aus in Thätigkeit versetzt werden kann. Vorgesprochene Worte werden wiederholt, wobei die entsprechenden Bewegungsempfindungen entstehen und die Bedeutung des Wortes richtig aufgefaßt wird, welch letzteres aus den Gcberden des Kranken zu entnehmen ist. Ein wenn auch unvollständiges Analogon dieses Zustandcs finden wir in dem Stadium der Sprache des Kindes, in der es nur das eben Gehörte nachzusprechen vermag. Geringere Grade dieser Störung finden sich bei alten Leuten sehr häufig, denen einzelne Worte, namentlich Eigennamen und Haupt-Worte aus dem Gedächtnisse entfallen sind, während sie dieselben unmittelbar nach dem Hören nachzusprechen vermögen.

3. Störungen hinsichtlich der Verbindung der Worte mit ihrer richtigen Bedeutung beruhen gleichfalls auf Läsioncn des Gehirnes, welche man sich in dem früher gebrauchten Schema durch Unterbrechung der von v zu s führenden Leitung versinnlichen kann. Derartige Kranke hören Gesprochenes, ohne dasselbe aufzufassen, sie sprechen auch selbst ohne zu wissen, was sie sprechen, und machen zunächst durchaus den Eindruck geistiger Verwirrung. In ganz uncomplicirten Fällen, die allerdings sehr selten sind, läßt sich jedoch aus der ganzen Handlungsweise der Kranken und ihren Versuchen, sich durch Gebcrden verständlich zu machen, entnehmen, daß eine wirkliche Verwirrung bei ihnen nicht besteht. Eine gewisse Analogie für diese Erscheinung bietet jenes Stadium der Sprache bei Kindern, in dem diese nicht allen Worten, die sie hören und sprechen, eine Bedeutung oder wenigstens die richtige Bedeutung zu unterlegen wissen.

Als Sprachstörungen sind weiter noch zu erwähnen: überstürztes und verlangsamtes und grammatisch und syntaktisch fehlerhaftes Sprechen. Sowohl bezüglich des Tempos der Rede als der grammatischen und syntaktischen Richtigkeit derselben bestehen aber individuell und bis zur vollendeten Sprachcntwickclung auch bei einem und demselben Individuum zeitlich sehr große Verschiedenheiten. Es werden daher mir sehr extreme oder solche Fälle als krankhaft bezeichnet werden können, in denen in einer dieser Beziehungen eine wesentliche Verschlechterung gegenüber dem früheren Znstande zu constatiren ist. In solchen Fällen aber ist die betreffende Sprachstörung nur Thcilerschcinung einer umfassenderen Seelenstörung, und wird darum wohl auch besser als solche bezeichnet.

Die Thatsache, daß man bei den drei angeführten Grundformen der Sprachstörung, die man wohl auch als aphafische Zustände bezeichnet, in der Regel Läsionen an einem bestimmten Abschnitte des vorderen Theiles des linken Großhirnes findet, hat Anlaß gegeben, diesen Theil des Gehirnes als nervöses Sprachcentrum zu bezeichnen, und mit Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse ihn als Sitz derjenigen Vorgänge beim Sprechen anzusehen, welche auf unserem Schema durch die Entladung der Accumulatoren s' und b und die Bewegung der Maschine v, s und V versinnlicht werden.
Man kam hiermit im Wesentlichen eigentlich auf die Behauptung eines deutschen Arztes, Galt, zurück, der zu Beginn dieses Jahrhunderts die Anschauung aussprach, daß die verschiedenen Tätigkeiten der Seele in bestimmten Abschnitten des Gehirnes sich abspielen, und zwar die Sprachthätigkeit speciell im Stirntheil des Großhimes. In weitesten Kreisen bekannt wurde Göll durch den Versuch, an diese Ansicht anknüpfend, die Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten der Seele aus gewissen äußeren Merkmalen des Gehirnschädels zu erkennen. Aber seine nicht auf Thatsachen gestützte Behauptungen, die eine Zeit lang großes Aufsehen erregten, wurden bald vergessen, und erst weit später verschaffte der Umstand, daß man fast regelmäßig bei Leichenöffnungen an aphasisch Gewesenen anatomische Veränderungen im linken Stirnhirn fand, der früher bezeichneten Annahme bleibende Geltung bei den Forschern. Diese Annahme ist aber nicht so zu verstehen, als käme nur diesem Theile des Gehirnes die Fähigkeit zn, die nervösen Erregungen zu vermitteln, welche zum Sprechen nothwendig sind. Gegen eine solche Deutung spricht sowohl der Umstand, daß einzelne Personen, welche, wie nachträglich die Leichenöffnung lehrte, eine vollständige Zerstörung jener Theile erfahren hatten und darnach aphasisch geworden waren, allmählich wieder sprechen gelernt haben, wie der weitere Umstand, daß man bei Personen, welche nicht wie gewöhnlich die rechte sondern die linke obere Extremität vorzugsweise geübt hatten, also bei sogenannten Linkshändern, nach vorausgegangener Aphasie nicht am linken, sondern am rechten Stirnhirn Zerstörungen fand, ein Umstand, der damit in Zusammenhang gebracht werden muß, daß die Bewegungen der linken Körperhälfte von der rechten Gehirnhälfte aus erregt werden, und daß also bei Linkshändern nicht wie gewöhnlich die linke, sondern die rechte Gehirnhälfte insbesondere in Anspruch genommen und geübt wird. Nicht als einen fertig angeborenen und nach der Geburt selbstthätig in Wirksamkeit tretenden Mechanismus können wir uns daher jenes Sprachcentrum denken, sondern in Uebereinstimmung mit unseren Erfahrungen über die Entwicklung der Sprache beim Kinde lediglich als den Theil des Gehirnes, der besonders befähigt ist, durch Uebung die Umgestaltung zu einem solchen Mechanismus zu erfahren.

Thomas i^arlyle.

Ein Lebensbild,

von

Friedrich Althgus.

— London. —

er englische Essayist, Historiker und Philosoph Thomas Carlule
> ist bei uns in Deutschland bekannt und in gewisser Weise gewürdigt, aber Wohl kaum schon mit dem Verständnis;, das er verdient. Für seine angelsächsischen Landsleutc in England und in Amerika war er seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts eine hervorragende zeitgenössische Charaktcrgestalt von völlig eigenartiger Bedeutung; und wie tief und weit verbreitet das Interesse für ihn in jenen Kreisen noch immer fortdauert, bewies vor Knrzem, nach dem Abschluß seiner langen Laufbahn, die lcidcnfchaftlich erregte Theilnahmc, welche durch das Erscheinen seiner autobiographischen IZeminisLenLes (1881), die Sammlung der Briefe seiner Frau (1883) und die Biographie Froudes (1882—85), nicht zu reden von vielen kleineren Lebensbeschreibungen und Memoiren, auf beiden Seiten des atlantischen Oceans hervorgerufen wurde. Die Wirkung dieser erstaunlich rasch anwachsenden Carlyle-Literatur war eine eigcnthümlichc. Sie lehrte den Menschen Carlyle von einer Seite kennen, die der Masse seiner Bewunderer wie seiner Gegner in mancher Hinsicht neu war, und sie veranlaßte bei jenen Bedauern, Verstimmung, Enttäuschung, bei diesen die cynische Gcnugthuung des Unglaubens an eine in sich vollendete heroische Persönlichkeit. Neben der genialen Originalität des Schriftstellers hatte immer, als wesentliches Element des Eindrucks von Carlylcs Werken, die Vorstellung einer Helden-

haften Kämpfernatur sich geltend gemacht. Jetzt gewann man durch seine eigenen postHumen Bekenntnisse, wie durch das Zeugniß derer, die ihm in, Leben am nächsten gestanden, unerwartete Einblicke in die Mängel und Schwächen dieses Charakters, und eine Reaction war unvermeidlich. Der aufgewirbelte Staub der Controverse verdunkelte den Ruhm Carlyles. Seine granitnen Züge erschienen in zweifelhafter Beleuchtung. Ein Chor mißbilligender Stimmen erhob sich gegen Fronde, seinen Biographen und literarischen Testamentsvollstrecker, dem man Jndiscretion, Uebereilung, Rücksichtslosigkeit gegen das Andenken des dahingeschiedenen Freundes vorwarf. Froude seinerseits vertheidigte sich durch den doppelten Hinweis auf dirccte mündliche und testamentarische Verordnungen und aus das Interesse der Wahrheit, dem alle andern Rücksichten hintanzusetzen der innersten Natur seines Freundes gemäß gewesen. Und wenn es auch gegen diese Verthcidigung nicht an Einwänden fehlte, so übte doch der Umstand, daß sie thatsächlich vollkommen begründet war, allmälig einen um so entschiedeneren Einfluß, je naturwahrcr und bedeutender das Lebensbild Carlyles in Froudes Vierbändiger Biographie zn voller Gestaltung heranreifte. Gegenwärtig scheint in dem Meinungskampfe eine Panse eingetreten, die zu einer unbefangenen Würdigung der gewonnenen Resultate auffordert. Ehe ich jedoch von diesen rede und die hervorragendsten Thatfachen der Lebensgeschichte Carlyles zusammenstelle, scheint es mir zum bessern Verständniß seines Charakters von Wichtigkeit, die dauernde Stellung anzudeuten, welche ihm, wie ich glaube, in der Geschichte unseres Jahrhunderts gebührt.

Am umfassendsten läßt diese Stellung sich Wohl bezeichnen, wenn man sagt: daß Carlyle einer der größten Vorkampfer der Reaction des 19. gegen das 18. Jahrhundert war, d. h. der Reaction der idealistischen gegen die materialistische Weltansicht, die in dem Zeitalter der Aufklärung die Oberhand gewonnen hatte und in der französischen Revolution culminirte. Die Wogenschläge dieser Reaction berührten alle europäischen Völker: auf dem Gebiete der Politik durch die großen Kämpfe gegen das revolutionäre Frankreich und den Sturz des napoleonischen Kaisertums, in den Gemüthern der Menschen durch eine ebenso entschiedene Wendung in der Richtung des Denkens und der geistigen Bestrebungen. In Deutschland fand diese Wendung ihren Ausdruck zum Theil schon in unserer klassischen, dann in höherem Grade in unserer neuromantischen Literatur. In England wird sie charakterisirt durch die Romantik Sir Walter Scotts, den Naturalismus Wordsworths, den Weltschmerz Lord Byrons, den pantheistischcn Idealismus Shelleys, die germanisirende Mystik von Coleridge und den puritanischen Idealismus Carlyles. Eine glänzende Reihe bedeutender Geister, die aber, während jener eine Grundzug ihnen gemeinsam ist, zugleich in sehr wesentlichen Charakter-Verschiedenheiten einander gegenüber stehen. Man kann sie zunächst in zwei Gruppen fondern: die Gruppe Scott-Wordsworth-Coleridgc, welche idealistische mit reaktionären, und die Gruppe Byron-Shelley-Carlyle, welche idealistische

mit revolutionären Tendenzen vereinigte. Eine conservativ vertiefte Erneuerung des durch Aufklärung und Revolution erschütterten früheren Zustandes der Dinge und der Ideen schwebte jenen als Ideal vor, während diese, obgleich ebenfalls einer blos verstandesmäßigen Aufklärung abhold, doch wesentlich von revolutionären Sympathicen erfüllt und von der Notwendigkeit des Aufbaues einer neuen Ordnung der Dinge, auf dem Grunde einer neuen Weltansicht, durchdrungen waren. Was Carlyle persönlich angeht, so deuten schon die oben gebrauchten Beiworte „puritanischer Idealismus" seine eigenthümliche Stellung an. Obgleich ein Schotte, empfand er wenig oder gar keine Sympathie für die von seinem Landsmann Sir Walter Scott versuchte romantische Wiederbelebung der Vergangenheit. Dem loyalen Naturalismus Wordsworths versagte er seine Achtung nicht, konnte sich jedoch in den Schranken desselben nicht wohl fühlen. Ebensowenig verlockte das mystisch verworrene Genie von Coleridge, trotz seiner wunderbaren Beredtsamkeit, ihn in das Labyrinth der Bemühungen, das freie Denken zu versöhnen mit dem Glauben an die christliche Togmatik. Die feurige Energie des Byronschen Weltschmerzes hatte nur als geistige Entwickelungsphase für ihn Bedeutung, während der verschwommene Idealismus Shelleys ebenso abstoßend auf ihn wirkte, wie sein theoretischer Atheismus. Allen diesen berühmten Zeitgenossen stand Carlyle in großartiger Originalität und Schroffheit gegenüber. Später als sie geboren (er war einige zwanzig Jahre jünger als Scott, Wordsworth und Coleridge, sieben Jahre jünger als Byron, drei als Shelley), überlebte er sie alle bis in das höchste patriarchalische Alter und empfand nicht blos die Einwirkungen der ersten revolutionären Epoche und der Neaction, welche dieser folgte, sondern das Wiederaufleben des revolutionären Geistes in der Katastrophe von 1830 und die dann folgende, mächtig umgestaltende Thätigkcit dieses Geistes bis in die jüngste Gegenwart. Aber auch mit dem Geschlecht dieser neuen Acra, das in England seine Hauptvertreter in Bentham, Mill, Cobden, Herbert Spencer und Darwin hatte, konnte er sich nur theilweisc befreunden. Ebenso radikal und heterodox wie sie, betrachtete er doch die von ihnen empfohlenen Mittel zur Besserung der Zustände der leidenden Menschheit, wie die Philosophie, durch welche sie die Geheimnisse des Daseins zu erklären meinten, mit pessimistischen Unglauben und fuhr fort Ideale zu predigen, die ihn in den meisten Tingen zu den Tendenzen der Zeit in schroffen Widerspruch setzten. Seine Natur war in großen Verhältnissen angelegt. Ans einem in die fernsten Tiefen des Weltalls hinabreichendcn Grunde des Ernstes und der Ehrfurcht entfaltete sie die Blüthe eines glänzenden Humors. Spartanische Urkrast und Nauhheit der Sitte und des Denken» vereinigten sich in ihm mit der immer gegenwärtigen Empfindung panthcistischcr Sympathien, ein Blick von der durchdringendsten Schärfe für die Realitäten der Welt mit den höchsten idealen Aspirationen. Aber an seinem Ideal gemessen, erschien die Welt im Großen und Ganzen ihm in einer traurigen Verfassung, während die Wege des Fortschritts, welche die gegenwärtige

Menschheit wandelt, ihn mehr mit melancholischen Zweifeln erfüllten, als mit
frohen Voraussichten der Hoffnung.
Zum Verständnis; dieser eigentümlich gemischten Natur Carlyles sind
abgesehen von den allgemeinen Zeitverhältnissen, die Thatsachen seiner Herkunft
und der Umstände, unter denen er aufwuchs, von wesentlicher Bedeutung.
Am 4. Dccember 1795 in Ecclefechan, einem Dorfe der südschottischen Graf-
schaft Dumfries geboren, verlebte er seine erste Jugend in dem engen
Kreise primitiver bauerlicher Verhältnisse, dem seine Eltern angehörten.
Sein Vater, anfangs Maurer in Ecclefechan, dann Pächter eines kleinen
Landgutes in der Nachbarschaft, war ein Mann von ungewöhnlicher Tüchtigkeit
und Originalität, aber auch von rauher Schroffheit des Charakters. In
dem liebevoll ausgeführten Portrait, das sein berühmter Sohn nach seinem
Tode von ihm entwarf*), erscheint er als das Urbild einer stammigen
Männernatur von altem Schrot und Korn, Praktisch, zweckbewußt, uner-
müdlich thätig, von sicherm Scharfblick und treffendem Witz, aber auch lako-
nisch einsilbig, finster, verschlossen und voll von der Heftigkeit vulcanischer
Ausbrüche eines leidenschaftlichen Temperaments — ein Mann, dem ver-
muthlich nur die Gunst der Verhältnisse fehlte, um eine bedeutende Rolle zu
spielen, und sich in dem ihm angewiesenen engen Kreise schmerzlich abmühte
nach einem Ausweg aus dem dunkeln Labyrinth des Widerspruchs zwischen
feiner Fähigkeit und seiner Bildung. Carlyle spricht von ihm mit der höchsten
Verehrung, gesteht aber zugleich, daß eine gewisse Unnahbarkeit und eine aus
dieser entspringende Scheu und Furcht die Gefühle der Liebe zu dem Vater,
den er so hoch verehrte, in ihrem natürlichen Wachsthum gehemmt habe,
Um so inniger gestaltete sich das Verhältnis; zu seiner Mutter, in deren
Wesen die lebhafte, bewegliche, liebenswürdige Sinnesweise ebenso charakteristisch
ausgeprägt war wie die praktische Tüchtigkeit und Selbständigkeit des Geistes.
Die wärmste Neigung verband von früh auf bis an ihr spätes Ende Mutter
und Sohn. Bei ihr fand Carlyle schon als Knabe und Jüngling ein liebe-
volles Verständnis); als er berühmt wurde, blickte sie mit Bewunderung zu
ihm empor und begleitete ihn zugleich mit mütterlicher Sorge und mütter-
lichem Stolz auf den kühnen Gedankenflügen, die ihn so weit entfernten
von dem engen Kreise, in welchem ihr Leben verfloß, während er selbst doch
unverbrüchlich die Pietät für die Mutter und für die Heimat bewahrte.
Wenn sein Charakter wesentlich nach dem Typus des Vaters gemodelt war,
so schrieb er gewiß mit Recht viel Von lder naturwüchsigen Eigenart seines
Genies dem mütterlichen Einfluß zu und nach feiner Niederlassung in London,
die nicht lange nach des Vaters Tode stattfand, verfloß kaum ein Jahr, ohne
daß er die alte Frau durch wochenlange Besuche in ihrer fernen schottischen
Landeinsamkeit erfreute. So verschieden übrigens die Charaktere beider
Eltern geartet waren, beide wurzelten fest in dem Boden des schottischen

*) Im ersten Bande der „Rsmiuisesuees".

Puritanismus und das war ein anderer Grundeinfluß, durch welchen Sinn und Wesen des Menschen und des Schriftstellers Thomas Carlyle dauernd bestimmt wurde.

Nach der Anschauung des schottischen Puritanismus ist das Menschenleben ein rauhes Kampfgebiet schroffer, gewaltiger Gegensätze. Sein Gott und seine Welt sind mehr die des alten als die des neuen Testaments. Die extremen Vorstellungen von Himmel und Hölle, Sünde und Gerechtigkeit, Erlösung und Gericht sind ihm stets in furchtbarer Nähe gegenwärtig, werfen ihre grelle Beleuchtung von tiefem Schatten und blendendem Licht nicht blos auf Anfang und Ende, sondern in alle Ecken und Winkel, über die geringsten Vorgänge des täglichen Lebens. Er ist mehr pessimistisch als optimistisch, glaubt- fester an den strafenden göttlichen Zorn als an die verzeihende göttliche Liebe, ist tiefer überzeugt von der eingeborenen menschlichen Schlechtigkeit und Entartung als von irgend welchen guten Eigenschaften, die der schwache, höherer Leitung bedürftige Mensch aus eigenem Antrieb entwickeln könne. Nur innerhalb des Kreises seiner Glaubenslehren liegt die Möglichkeit des Heils; für alles außerhalb derselben Befindliche hat er wenig mehr als dunkle Vorahnungen unvermeidlicher Verdammniß. Wenn diese finstere Weltanficht schon damals Manches von ihrer schroffen. Form verloren hatte und durch Einflüsse verschiedener Art (unter denen nur der scharfe gesunde Menschenverstand, sowie der eifrige Erwerbstrieb des schottischen Volkes erwähnt seien) modificirt wurde, so wurzelte sie doch tief und fest in dem engeren Lebenskreise, in welchem Carlyle seine ersten geistigen Einflüsse empfing, und fand überdies einen fruchtbaren Boden in seinem persönlichen Temperament, das von Haus aus zu grübelnder Melancholie neigte. Dieser letztere Umstand, im Zusammenhang mit dem von früh auf bei dem Knaben hervortretenden ungewöhnlichen Lerneifer, veranlaßte feinen Vater, ihn für eine gelehrte Laufbahn zu bestimmen, eine Laufbahn, deren natürliches Siel unter den angedeuteten Verhältnissen das Studium der Theologie, dessen praktische Consequenz das Prediger- und Seelsorgeramt sein mußten. Schottland hatte vor seinem übrigens in der Civilisation ihm bedeutend vorangeschrittenen historischen Gefährten, England, längst ein weit verbreitetes, billiges, allen^Volksklassen'zugängliches Erziehungswesen voraus gehabt. Es kam dort vcrhältnißmäßig häufig vor, daß Söhne der niederen Stände auf der Universität in Edinburgh studirtcn und durch Talent und Energie Zutritt erlangten in den verschiedenen Berufsfächern. Dennoch empfand Carlyle den nicht ohne Opfer durchzuführenden Entschluß seines Vaters um so mehr als Grund dauernder Dankbarkeit, als auf den schottischen wie auf den englischen Universitäten die allgemeinen Studien den sogenannten Brotstudien vorangehen, für die schließliche Wahl eines Berufes daher immer ein gewisser Spielraum offen gelassen wurde.

Vorgebildet in der Dorfschule in Ecclefechan und in der Stadtschule in Annan, bezog Carlyle also im Herbst 1810, noch nicht ganz fünfzehnjährig, die Universität Edinburgh. Es öffnete sich ihm dort eine neue Welt: ein ver-

hältnißmaßig großstädtisches Leben, Tendenzen der Bildung und des Denkens, die zu den Erfahrungen, in denen er aufgewachsen war, einen überraschenden Gegensatz bildeten. Edinburgh genoß damals, im Vergleich mit Oxford und Cambridge, nicht mit Unrecht jden Nuf des Liberalismus und Nationalismus, und eine Rückwirkung dieser Denkweise auf die puritanische Orthodoxie einer feurigen, empfanglichen, leidenschaftlichen Seele wie der des jungen Carlyle war unvermeidlich. Nicht lange, so empfand sein gläubiges Gemüth die nagenden Zweifel der Reflexion. Er sah sich in innere Kämpfe gestürzt, welche die Welt feines Glaubens in ihren Fugen wanken machten und lange Jahre seinen Seelenfrieden umdüsterten. Wenn er aber in dem Sturm und Drang dieser Kämpfe die Mängel seiner früheren Weltansicht klar genug erkannte, so gewährte doch andererseits die Lösung der Räthsel der Welt und des Menschenlebens, welche die herrschende rationalistische Philosophie an deren Stelle setzte, ihm nichts weniger als die ersehnte Befriedigung. Ueberhaupt entsprachen die Leistungen der Universität in keiner Weise seinen Erwartungen. Vor dem rohen lärmenden Treiben der Commilitonen zog er sich mit sensitiver Scheu in sich selbst zurück. Mit faustischer Rastlosigkeit und Unersättlichkeit durchschweifte er alle Gebiete des Wissens, ohne den Seelenfrieden wieder zu gewinnen, den die Reflexion ihm zerstört hatte. Merkwürdig genug war es die exacteste aller Wissenschaften, die Mathematik, in der er sich gerade während dieser Periode düsterer chaotischer Währung am meisten auszeichnete. Doch verließ er nach vierjährigen Studien (1814) die Universität, ohne einen der üblichen akademischen Grade erlangt zu haben. Den Gedanken an die theologische Laufbahn hatte er noch nicht ganz aufgegeben, aber die Vorbereitungen für den Eintritt in dieselbe wurden verschoben. Nicht lange nachdem er Edingburgh verlassen, sand er eine Anstellung als Lehrer der Mathematik an der Stadtschule in Annan, in der er die nächsten zwei Jahre (1814—1816) beschäftigt war, dann eine ähnliche in Kirkcaldy, einem Städtchen in Fiscshire, am Firth of Förth, Edinburgh gegenüber, wo er die beiden folgenden Jahre (1816—1818) ausharrte. Hier schloß er seinen Freundschaftsbund mit Edward Irving, der ebenfalls während jener Jahre in Kirkcaldy schulmeisterte, und zugleich mit Irving kam er im Jahre 1818 zu dem Entschluß, dem Schulmeisterthum, das ihm widerstrebte, zu entsagen, obgleich nicht wie Irving zu der weiteren Entscheidung, statt dessen die theologische Laufbahn zu betreten. So dunkel die Zukunft vor ihm liegen mochte, daß dies für ihn unmöglich sei, war ihm inzwischen zweifellos klar geworden. Er dachte an eine schriftstellerische Thätigkeit und ging zur Anknüpfung von Beziehungen, die ihm zu diesem Zweck von Nutzen sein könnten, nach Edinburgh. Die Anfänge waren schwer und dornenvoll genug. Bei umfassenden Kenntnissen und feuriger Einbildungskrast fehlte es Carlyle an der Leichtigkeit des sich einschmeichelnden Talents. Sein angeborener puritanischer Ernst im Bunde mit einem stark entwickelten sensitiven Stolz des Charakters verschmähte die hergebrachten Wege, die zu weltlichen Erfolgen führen. Dazu

kam, daß er sich schon damals durch zu angestrengtes Arbeiten ein Magen-
leiden zugezogen hatte, dessen störrische Beharrlichkeit einen großen Theil seines
späteren Lebens verbitterte. „"I'Ks l>«A cl^spe^sia" nennt er es in seinen
„RominigOLnses." Nnd wenn gewisse Kritiker, die nach seinem Tode nicht ohne
cynisches Behagen meinten, Carlyles ganze Weltansicht würde eine andere
Färbung gewonnen haben, hätte er einen gesunden Magen gehabt, weit über
das Ziel Hinausschossen, so geht doch aus seinen eigenen Geständnissen hervor,
daß er sich des quälenden Alpdrucks „der Hexe Dyspepsie" auf seine
Stimmung und Arbeitskraft nur zu schmerzlich bewußt war. Auch blieben
seine Bemühungen in Edinburgh vorläufig ohne Erfolg. „Carlyle," schrieb
sein Freund Irving in einem Briefe vom Jahre 1819, „geht fort. Es iü
höchst seltsam, daß ein Mann wie er aus Mangel an Beschäftigung auf's
Land getrieben wird. Natürlich hat er, wie jeder Mensch von Talent, dieses
Patmos mit Hoffnungen auf die Erfüllung mancher glänzenden Pläne um-
geben. Er sagt: es liegt mir ob, die Enden meiner Gedanken zu verknüpfen,
was Niemand auf diesem gedankenlosen Schauplatze thun kann. Es liegt mir
ob, meine Ansicht vom Leben zu reformiren und den ganzen Plan meines
Wirkens umzugestalten; außerdem habe ich meine Gesundheit wieder herzu-
stellen. Dann werde ich mein Schiff noch einmal auf die Gewässer dieses
weiten Reiches auslaufen lassen und wenn mir die Fahrt nicht gelingt, werde
ich nach Westen steuern und das Meer einer anderen Welt versuchen? So
argumcntirt er, aber ohne Frage steht ihm ein besseres Schicksal bevor als
ein freiwilliges ^Exil."

Die heimatliche Landeinsamkeit übte ihren wohlthätig beruhigenden Ein-
fluß auf sein wildbewegtes Gemüth aus. Seine Eltern ahnten die Kämpfe
die ihn erschütterten, und beklagten die Zweifel, welche seinen Eintritt in die
früher gewählte Laufbahn hemmten, aber sie ehrten den Ernst seiner Ueber-
zeugung und beobachteten gegen ihn eine schonungsvolle Rückficht, die er mit
tiefer Dankbarkeit empfand. Doch so leidenschaftlich er suchte, die harmo-
nische Auflösung der chaotischen Dissonanzen zweier streitenden Weltanschauungen
wollte sich nicht finden. Auch als ein neuer Aufenthalt in Edinburgh im
Jahre 1820 ihm die Genugthuung brachte, von David Brewster als Mit-
arbeiter der damals erscheinenden UllindurgK lZnO^olopäsäiä angestellt zu werden,
erweckte dieser Erfolg keine entsprechende Arbeitsfreudigkeit bei dem jungen
Autor. Seine Beiträge, die sich über die Jahre 182O—1823 erstreckten und
Artikel über Lady Montague, Montaigne, Montesquieu, Montfaucon, Sir
John Moore, Necker, Nelson, die Niederlande, Newfoundland, Norfolk, Northam-
ptonfhire, Nvrthumberland, Mungo Park und den älteren und jüngeren Pitt um-
faßten, sind, obgleich er selbst sie der Aufnahme in seine gesammelten Werke nicht
Werth hielt, noch immer merkwürdig durch die darin angedeutete Richtung
seiner Studien auf die Geschichte, wie durch Stil und Urtheil, die an das
klassische Vorbild Samuel Johnsons erinnern. Eine entscheidende Wendung
seiner Denkweise wurde jedoch erst herbeigeführt durch seine Bekanntschaft mit

der deutschen Literatur. Erst aus der Durchdringung des Idealismus, den
er aus dieser schöpfte, mit seinen früheren puritanischen Idealen empfing er
die wesentlichsten Impulse, Welche seiner späteren schriftstellerischen Thcitigkeit
ihr charaktervolles Gepräge verliehen.

Ter Beginn dieses Umschwungs fiel in die Jahre 1821—22. Schon
als Student hatte Carlyle, in Folge der Lccture von Madame des Staöls
„De L'Allemagne" das lebhafte Verlangen gefühlt, die deutsche Literatur kennen
zu lernen, aber er hatte keinen Lehrer der deutschen Sprache finden können.
Jetzt endlich wurde ihm dieser Wunsch durch einen aus Deutschland heimge-
kehrten Bekannten erfüllt und bald war er tief in deutsche Studien versunken.
Ten für sein Leben epochemachenden Eindruck, die Offenbarung der neuen
Geisteswelt, deren Aufgang er so lange schmerzlich ersehnt hatte, empfing er
durch den Genius Goethes und zunächst durch dessen „Wilhelm Meister".
Mit hinreißender Gewalt trat ihm aus diesem großen Werke der dichterische
Reichthum der Phantasie, die philosophische Tiefe des Denkens, der humane
Idealismus und der werkthätige Drang zu einer harmonischen Uebung der
schaffenden Kräfte entgegen, um deren Gewinn er so viele verworrene Kämpfe
geführt hatte. Statt der thatlosen Grübeleien des skeptischen Verstandes
hörte er als Summe aller Weisheit das Motto: Gedenke zu leben! den an-
feuernden Zuruf: Hier oder nirgends ist Amerika! Goethes ganze große Er-
scheinung in der modernen Welt erfüllte feine eigene kämpfende Seele mit
neuem Muth und neuer Hoffnung. „Was Goethe betrifft," schrieb er fünf-
zehn Jahre später an feinen Freund John Sterling, der in diesem Punkte
anderer Meinung war, „so hat, wie ich immer sage, noch kein anderer Mensch
so wie er erkannt, was das Christenthum für uns ist und was das Heiden-
thum und was alle anderen Thümer für uns sind, und kein anderer ist
in seiner eigenen Epoche mit dem dieser angemessenen Leben so vertraut ge-
wesen wie er. Das ist, kurz gesagt, die Definition, die ich immer von Goethe
gegeben habe, seit ich ihn zuerst kennen lernte. Der Anblick eines solchen
Mannes war für mich ein Evangelium der Evangelien und rettete mich
thatsächlich, wie ich glaube, von äußerer und innerer Vernichtung. Wir find
jetzt weit getrennt, aber die Erinnerung an ihn wird mir immer gesegnet
bleiben, als die eines Befreiers vom Tode."

Auf die Veranlassung Brewstcrs übertrug Carlyle noch 1821 — 22
Legendres Geometrie in's Englische und setzte seinem eigenen hervorragenden
Talent für die Mathematik ein dauerndes Denkmal durch einen hinzugefügten
.,ÜLL»5 on Proportion". Tann warf er sich mit allen Kräften auf das
Studium der deutschen Literatur und die Beschäftigung mit dieser, die Ver-
arbeitung der durch sie angeregten Ideen erfüllte von nun an vorzugsweise
die nächsten zehn Jahre seines Lebens. Schon andere englische Autoren hatten
vorher den Einfluß der deutschen Literatur und Philosophie empfunden und
demselben einen internationalen Ausdruck gegeben — unter ihnen Coleridge
und Sir Walter Scott. Aber keiner versenkte sich mit so hingebender Liebe

in diese fremde Geistesmelt, keiner erschloß seinen Landsleuten ihre Schätze in so weitem Umfang und mit so tiefem Verständnis;, keiner erfuhr persönlich ihre lebenschaffende Wirkung mit so durchgreifender Gewalt wie Thomas Carlyle. Es genügt hier, an sein Leben Schillers (1824), an seine Übersetzung Wilhelm Meisters (1,825), an seine 1827 unter dem Titel ««rinan RoinäNOs veröffentlichte Auswahl von Uebcrsetzungen aus den Werken der romantischen Schule und an die lange Reihe seiner vorzüglichen Essays über deutsche Literaturgeschichte und über die Koryphäen der neueren deutschen Literatur in der Edinburgh, der Foreign, der Westminster Review und Frazers Magazine zu erinnern, um anzudeuten, was er auf diesem Gebiete des internationalen Ideenaustausches im besten Sinne geleistet hat. Während dieser Jahre knüpfte sich auch, in Folge der Uebcrsendung seines Leben Schillers und der Uebersctzung von Wilhelm Meister, Carlyles brieflicher Verkehr mit Goethe an, von dem Goethes nachgelassene Werke interessante Auszüge mittheilen. 182« verheiratete sich Carlyle mit Jane Welsh, der Tochter eines Arztes in Haddington und auf dem dieser ausgezeichneten Frau gehörenden kleinen Landgute Craigenputtock, woher auch seine Briefe an Goethe datirt sind, verbrachte er dann, in der weltfernen Einsamkeit des schottischen Haide- und Berglandes, den größten Thcil jener deutschen Periode seines Lebens, bis 1834. Die Einsamkeit vertiefte die Macht der empfangenen Eindrücke. So verschieden er in manchen Dingen von seinen deutschen Vorbildern war und blieb, so unauslöschlich lebte in ihm die Nachwirkung des humanen Idealismus fort, den er zuerst nuS deutscher Quelle geschöpft hatte. Diese Wirkung erstreckte sich auch auf feinen Stil, der voll ist von Germa nismen, wennschon nur eine oberflächliche Ansicht ein wesentliches Element seiner schriftstellerischen Eigentümlichkeit darin erkennen kann. Das Genie Carlyles war jedenfalls von zu schroffer, feuriger Originalität, als daß er fremde Ideen und Formen als etwas bloö äußerlich Gegebenes sich hätte aneignen oder nachahmen können. Am unmittelbarsten erscheint er wohl unter dem Einfluß Jean Pauls, und wie unendlich verschieden ist er doch von diesem deutschen Vorgänger! In der That war selbst die gewaltige Revolution, welche der deutsche Idealismus in ihm hervorbrachte, nicht im Stande, die granitnen Fundamente des Puritancrthums zu erschüttern, auf d.'nen seine Natur ruhte. In seinem innersten Wesen widerstrebte ihm von Anfang an die blos ästhetische Spielerei mit geistigen Dingen; ja er ging in dieser Abneigung so weit, daß er, als echter Puritaner, immer eine abwehrende Haltung behauptete gegen Kunst und Theater, wie gegen die leichteren, blos belletristischen Gattungen der Literatur. Ebenso hielt er, trotz der fortschreitenden Erweiterung seiner Ideenwelt, hartnäckig fest an gewissen Formen puritanisch-biblischer Ausdrucksweise, die für ihn im Grunde nur noch eine symbolische Bedeutung bewahrten; und nicht zufrieden, sich mit der Freiheit deS Denkers das Reich des Geistes zu bauen, erfüllte er ein unabweislichcs Bedürfnis; seiner Natur, indem er mit leidenschaft-

lichern Puritanerernst den Maßstab seiner Ideale anlegte an die Zustände der wirklichen Welt. Schon mehrere der Periode von Craigenputtvck angehörende Arbeiten lassen diese Wendung Von dem Gebiete der Literatur auf das Feld der Zeit erkennen, darunter die großartigen, zu wenig bekannten Essays „LiFNL ok tlie Firnes" und ,,(^araOtsri8UO8". Am umfassendsten erscheint sie in der 1831 entstandenen autobiographischen Dichtung „Lartor Rssartus", die unter der Form einer Philosophie der Kleider in halb faustisch tiefsinnigem, halb jean-paulisch humoristischem Stil die Philosophie des transcendentalen Idealismus entwickelt und diese der Beurtheilung des Menschenlebens in seinen persönlichen und historischen Erscheinungen zu Grunde legt. Der Contrast dieses Idealismus mit dem factischen Bestand der Dinge erschließt auch zuerst eine andere hervorragende Eigenschaft von Carlyles Genie: seinen Humor, der wesentlich in den ernsten Tiefen jener ideellen Anschauung und des schroffen Widerspruchs derselben mit der Alltäglichkeit wurzelt. Bis in sein höchstes Alter bewahrte Carlyle die Fähigkeit des lauten, unauslöschlichen Lachens dieses Humors. Mitunter mochte derselbe eine cynisch-pefsimistische Richtung nehmen, doch sein Hauptelement war das Mitleid mit dem Elend des Menschenlebens: und trotz seiner melancholisch tiefen Einsicht in die grellen Gegensätze unserer Welt zu dem Ideal der Humanität war er auch nicht ohne den Abglanz der Hoffnung. Wenn das Einfallen des Lichtes der ewigen Ideen, des Flammenglanzcs von Weltuntergang und Welterneuerung, in das gährende Chaos der endlichen Gestalten und Formen in seinen Schriften nicht selten die düstersten rembrandtartigen Effecte hervorbringt, wenn alle Mißtöne, das ganze verworrene Ringen unserer revolutionären Epoche bei ihm zu dem gewaltsamsten Ausbruch kommen und es nicht selten scheinen will, als ende seine Philosophie in einem grellen Aufschrei der Verzweiflung, so ruhen doch unter diesen wild aufgeregten Wogen die Fundamente seiner Ilcberzeugung auf festem Grunde und das letzte Resultat seiner Weisheit ist die Aufforderung, im Dienste der Wahrheit, im Glauben an den Sieg einer vernünftigen Wcltordnung zu leben, zu arbeiten, zu hoffen. Von jder gegenwärtigen Menschheit lehrt ihn seine „Philosophie der Kleider", daß sie sich in veralteten Zeitgewändern der Kirche, des Staates, der Gesellschaft umherherschleppe, veraltet, weil der lebenschaffende Geist aus ihnen verschwunden, Weil die Formen nicht mehr eins sind mit den Ideen. Doch sie erscheint ihm auch^unter dem Bilde eines sich verbrennenden Phönix, aus dessen Asche eine verjüngte Menschheit in schönerer Gestalt erstehen wird.

Diese Gedankengänge mußten ihn mit Macht zu geschichtlichen Studien hinführen. Und vor allem war es ein großes Ercigniß, das seine Aufmerksamkeit fesselte, weil es ihm mehr als irgend ein anderes über die gegenwärtige Weltlage wie über die nächste Zukunft der Menschheit Licht zu verbreiten schien: die französische Revolution. Er sah in dieser gewaltigen Katastrophe den Beginn des Verbrennungsprocesses einer Welt, deren Gesetze und Einrichtungen, deren Religion und Philosophie den Bedürfnissen der

Menschheit nicht mehr genügten, und er erkannte, daß dieser große Wcltbrand. obgleich augenblicklich gedämpft, von einer Lavaschicht verhüllt, doch ungelöscht unter der Asche fortglühe und sich in neuen Katastrophen entladen werde und müsse, bis aus den Trümmern eine neue Welt, die Verkörperung neuer Ideale hervorgehe, eine Welt, an deren Wirklichkeit und Wahrheit die Menschheit wieder glauben könne. Daß diese sich mitten in den Wehen eines solchen Umwandlungsprocesfes befinde, den alten Glauben verloren habe und verworren nach eincni neuen umhertappe, entweder in heuchlerischei Halbheit den Schein gelten lasse für das Wesen, oder glaubenslos das All der Dinge herabsetze zu einer Maschine und sich heimisch zu machen suche in einem durch blos materialistisch-mechanische Kräfte bewegten Dasein, schien ihm das Unglück unserer Epoche. Der Amerikaner Emerson, hingerissen durch die Lecturo des großartigen Essay ^I>ai'aKwri»riO8, hatte Carlyle m seiner Einsamkeit von Craigcnputtock aufgesucht und ihn nach Amerika eingeladen; und mitunter fühlte er sich verlockt, dieser Einladung zu folgen, dem europäischen Chaos zu entfliehen und in den fernen Hintcrwäldern, in der Natur, unter den einfachsten Verhältnissen, weltfern und frei den Rest seiner Tage zu verleben. Aber diese Anwandlungen gingen vorüber. Weltferne Freiheit und Einsamkeit hatte er zur Genüge in Craigcnputtock genossen. Außerdem sah er über sich selbst, wie über die Bedingungen der amerikanischen Zustände zu klar, nm dort die Befriedigung zu erwarten, welche Europa ihm versagte. Tie Mitarbeit an dem großen Lebenskampfe der Menschheit, die furchtlose Verkündigung der erkannten Wahrheit und Notwendigkeit war die Aufgabe, die er sich gestellt fühlte. Der Tod Goethes veranlaßt« ihn noch zu mehreren einem Rückblick auf die Thätigkeit dieses verehrten Meisters gewidmeten Essays. Dann ging er entschlossen an die Studien zu seinem Werke über die französische Revolution. Als einleitende Resultate derselben erschienen schon 1833 Abhandlungen über Diderot und Caglivstro. Aber zugleich war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß in Crcugenputtock die Beschaffung der literarischen Hülfsmittel, deren er zur Ausführung seines Planes bedurfte, unmöglich sei. Auch Edinburgh war ihm zu enge geworden. Er beschloß daher die Nebersiedlung nach London und setzte dieselbe in's Werk im Jahre 1834.

London eröffnete für Carlyle keinen ganz neuen Horizont. Mehrere Male hatte er schon früher während längerer Besuche die gewaltige Weltstadt kennen lernen und in mehr als einem hauptstädtischen Kreise hatte seine rauhe schottische Genialität ihm Freunde und Bewunderer erworben. Trotzdem war seine Nebcrsiedelung ein kühnes Wagniß. Denn er war ein armer Mann, dessen Existenz, abgesehen von einer kleinen ersparten Summe, durchaus abhing von den Leistungen seiner Feder, und der es überdies mit gerechtem Stolz verschmähte, zu schreiben für den bloßen Erwerb. Aber er hatte eine seiner würdige Lebensgefährtin gefunden, die nicht nur das Unvermeidliche mit heiterm Sinne trug, sondern dem seltenen Manne durch Geist und Energie die rauhen Pfade zu ebnen, die bescheidenen Verhältnisse der neuen Heimat harmonisch

zu gestalten wußte. Jahre heroischer Kämpfe, heroischer Arbeit folgten. Der pathetischste Zwischenfall dieser frühen Londoner Zeit war wohl das Verbrennen des Manuscripts des ersten Bandes von Carlyles Geschichte der französischen Revolution. Carlyle hatte dies Manuscript John Stuart Mill, damals seinem intimsten Freunde, zur Durchsicht geliehen und die frevelhafte Hand einer Dienstmagd verbrauchte die Hauptmasse der mühevollen Arbeit, welche den Beginn des großen Weltbrandes schilderte, zum Anzünden von Kamin- und Küchenfeuern, ehe das verhängnißvolle Mißverständnis; entdeckt wurde. Eine tragische Entdeckung für den Autor wie für den Freund! Aber Carlyle raffte sich aus seiner Betäubung auf, schrieb den zerstörten Band noch einmal und vollendete endlich zu Anfang des Jahres 1837 in drei Bänden das ganze Werk, das unter dem Titel: Iiis HrvnoK Revolution. distorv liv l'Komäs Oarlvls, feinen Namen zuerst in weiten Kreisen bekannt machte und in der groß- artig genialen Behandlung seines Gegenstandes wohl immer unübertroffen bleiben wird. Er selbst stellte stets die höchsten Anforderungen, wie an den Schrift- steller überhaupt, so an den Geschichtschreiber, der in seinen Augen viel mehr sein sollte als blos Gelehrter: — Dichter und Prophet, lebensvoller Verkündigen der Wahrheit und Wirklichkeit des Geschehenen; und wenn er selbst dieses Ideal irgendwo erreichte, so war es in seiner Geschichte der französischen Revolution. Epos und Historie, Drama und Rhapsodie, tiefste Einficht in die verborgenen Triebfedern der Ereignisse und der Charaktere und mächtige plastische Gestaltungskraft, trcmscendentaler Idealismus und niederländisch derbe Genremalerei vereinigten sich hier zu einem Werke des Genius, welches die Geschichte der Revolution nicht erzählte, sondern reproducirte. Man war verwirrt und geblendet von einer so außerordentlichen Schöpfung, hingerissen durch ihre Kraft, betroffen und indignirt über ihren rückhaltlosen philosophischen Radicalismus; aber so manches die Kritik auszusetzen hatte, an dem Geiste der Auffassung, wie an der wunderlichen Jean Panl'schen Diction, über die geniale Größe des Werkes war nur eine Stimme. Uebrigens trat Carlyle trotz seiner tiefen Ueberzeugung von der historischen Notwendigkeit, trotz seiner bewundernden Anerkennung der wclterschütternden Consequenz und Energie der Revolution, keineswegs in die Reihe derer, welche in ihrem Siege die ideale Höhe, das letzte wünschenswerthe Resultat des Kampfes der menschlichen Frei- heit gegen die menschliche Knechtschaft priesen. Ihre Größe lag für ihn in der Nemesis, die mit erbarmungsloser Hand das Verrottete, das Halbe, das Unwahre, die todten Formeln der Vergangenheit zerstörte, in dem Gewitter- sturm, der die schwere, dunstgetrübte Atmosphäre des Jahrhunderts reinigte. Doch höher als diese zerstörenden Gewalten, galt ihm die Schöpfung eines neuen harmonischen Zustandcs der Dinge, welche die Revolution nicht voll- brachte. Das gährende Chaos der alten Zeit war zu schroffen, gewaltigen Contrasten auseinandergerissen, aber der revolutionäre Zeitgott verschlang seine Kinder und das große Problem, aus den wilden Elementen einen Kosmos der Freiheit und des menschenwürdigen Lebens zu erzeugen, blieb ungelöst.

Em großer Mann freilich erschien, der die Revolution schloß und den Staat reorganisirte. Aber dieser Mann war trotz seiner unbestrittenen Größe nicht der Heros, den die Menschheit als den Gründer einer neuen Weltepoche anerkennen konnte. In der That, je älter Carlyle wurde, in um so weitere Fernen der Zukunft wich die Aussicht auf den Beginn dieser Epoche vor ihm zurück.

Was ihn persönlich betraf, so war er glänzend in die Oeffentlichkeit getreten und erregte nun mehr und mehr von der dem Originalgenie gebührenden Beachtung; aber seine pecuniären Hülfsquellen waren, trotz beharrlich durchgeführter spartanischer Einfachheit und Sparsamkeit, gerade in diesem Zeitpunkt auf die tiefste Ebbe gesunken, und noch erschöpft von der gewaltigen Anstrengung des Werkes, in das er sein Herzblut ausgeströmt hatte, mußte er auf Mittel sinnen, sich vor dem Verhungern zu retten. Er dachte an Vorlesungen in Amerika, zu denen Emerson ihn wiederholt aufgefordert: Harriet Martineau und andere englische Freunde bewogen ihn indeß zur Ausführung dieses Unternehmens in England. Und so erschien er denn im Mai 1837 vor einem ausgewählten Londoner Publikum in Willis's Rooms und Kielt einen Cursus von Vorlesungen über deutsche Literatur. Ein zweiter Cursus über die Geschichte der europäischen Cultur folgte in der Saison von 1838, ein dritter, über die Revolutionen des neueren Europas, 1839, ein vierter, über Heroen und Hcroenverchrung, 1840. Nur widerwillig und schweren Herzens hatte Carlyle sich in das Unvermeidliche gefügt, denn stolz und nervös wie er war, erschien er ungern vor großen Versammlungen und hatte keine Freude an dem Beifall, den sie spenden. Aber der Erfolg war unzweifelhaft und erfüllte jedenfalls den beabsichtigten Zweck. Interessant ist was Leigh Hunt im Examiner über Carlyles Auftreten bei dieser Gelegenheit berichtet. „Er extcmporirt, er liest nicht," schrieb Hunt. „Wir zweifelten Anfangs, ob er auf diese Weise den Fluß und die Tiefe erreichen würde, durch welche er unter berühmten Sprechern im Privatverkehr hervorragt. Aber sein Vortrag befreite uns von diesem Zweifel. Er schritt dahin wie Ulysses selbst und hatte nur, in Gemeinschaft mit seinen Zuhörern, die Schranke der Zeit zu bedauern, die ihn einengte. Er spricht mit innerster Ucberzeugung und mit einem starken schottischem Accent, als wäre ein alter Puritaner in's Leben zurückgekehrt, liberalisirt durch die deutsche Philosophie und durch seine eigenen tiefen Reflexionen und Erfahrungen."

Durch den Erfolg seiner Vorlesungen von der Roth des Augenblicks befreit, konnte Carlyle seine Kraft zu neuen Leistungen sammeln. Als Nachträge zu der Geschichte der Revolution erschienen während dieser Jahre die meisterhaften Essays über die Halsbandgeschichte, über Mirabeau und über die parlamentarische Geschichte der Revolution. Von den Vorlesungen wurde ein Cursus veröffentlicht, der über Heroen und Heroenverchrung, noch immer eines feiner populärsten Bücher, obgleich in gewissem Sinne ein Gegenstück zu seiner Geschichte der Revolution. Wenn diese den Zerfall einer verrotteten Welt darstellte, so schilderten die Vorlesungen über Heroenverehrung

den Aufbau der Menschheit in den idealen Grundelementen ihres Wesens, durch die schöpferische Thätigkeit der großen Menschen, die von Zeitalter zu Zeitalter auftreten, um der blinden, irrenden Menge als Führer zu dienen, ihr die Vernunft der Dinge zu offenbaren. Diese Heroen, als Propheten, als Dichter, als Priester, als Schriftsteller, als Könige, so führt Carlyle aus, feien die wahren Herrscher der Menschheit; sie zu verehren, ihnen zu gehorchen und nachzueifern, thue den Völkern mehr als alles Andere noth. Und auch unsere skeptische anarchische Epoche bedürfe zu ihrer Wiedergeburt vor Allem der Fähigkeit der Heroenverehrung, der Führung rettender Heroen. In glücklichen Momenten wollte es ihm scheinen, als fehle es dem lebenden Geschlecht nicht an diesem Morgenroth der Hoffnung; doch nicht lange konnte er auf solchen lichten Höhen der Menschheit wandern. In seinen Adern gährte das wilde Blut der Zeit und an so hohen Matzstäben er das Ideal menschlicher Zustände maß, so tief durchschaute und empfand er ihr Elend. Die Vorlesungen über Heroenverehrung erschienen 1840; schon ein Jahr vorherhatte er sein Buch über den Chartismus veröffentlicht, in dem er das Elend der Massen, den Pauperismus, mit Tante'scher Plastik in den düstersten Farben schilderte. Seine Sympathien wurzelten ebenso in diesen Tiefen des Elends, wie auf jenen Höhen heroischer Thatkraft. Was dazwischen lag, repräsentirte ihm wesentlich den Verfall menschenwürdiger Zustände: eine Aristokratie, die den Namen nicht mehr verdiente, eine Kirche, deren Lehren unglaublich geworden waren, eine Bourgeoisie, die in Selbstsucht, Materialismus und heuchlerische Respcctabilität versunken war. Widerwärtig war ihm das Lobreden über die glänzenden Fortschritte unserer Zeit und mit verachtungsvollem Unglauben blickte er herab auf alle Bemühungen, diese zerfallende Welt durch die Lehren der Utilitätsphilosophie, durch gesetzgeberische oder philanthropische Maßregeln von Außen her umzugestalten. Nur eine moralische Wiedergeburt von Innen heraus, das Wiedererwachen des Gefühls der Ehrfurcht vor der unendlichen Größe und Tiefe der Welt, das Streben nach dem Einklang mit ihren ewigen Gesetzen, eine der herrschenden Selbstbespiegelung feindliche Philosophie des Unbewußten, eine Religion der Pflicht schienen ihm der Anbahnung eines solchen Zieles fähig. Als Mittel zur allmählichen Milderung des Pauperismus empfahl er die Erziehung und die Auswanderung.

Eine andere Variation desselben Themas entwickelte Carlyle in der Schrift ?«8t and?resont (1843), einer Parallele voll Tiefsinn, Pathos und Poesie zwischen dem thatkräftigen, zweckgemäßen Handeln der Männer alter^ Zeit (und beispielsweise, in detaillirter Schilderung, eines Abtes Samson, Beherrschers der Abtei Bury St. Edmunds im 13. Jahrhundert) und dem skeptischen, schwankenden, nichtigen Treiben der Staatsmänner, der Demagogen und der falschen ,Propheten der Gegenwart. Es ist die Strafpredigt eines modernen Jesaias an das Geschlecht dieser Zeit. Dennoch endet er auch hier nicht mit einem absolut pessimistischen Verdammungsurtheil. Wie den alten Propheten fehlt es auch dem modernen nicht an Mahnungs- und Trostes-

Worten dcr Hoffnung. Em Ereigniß wie die französische Revolution mit
ihren Weit nachwirkenden Folgen bleibt für ihn eine hoffnungerweckende That-
sache, die klassische deutsche Literatur, mit Goethe als ihrem Hauptvertreter,
eine andere. Und eine befreiende, veredelnde Kraft, dessen ist er gewiß, wohnt
jedem ehrlichen zweckbcwußten Handeln, jeder treu ausdauernden Arbeit
innc. Tie Zahl solcher Arbeiter, so will ihm scheinen, mehrt sich allmählich
allerorten. Muthig kämpfend und entsagend, aber auch eine bessere Zukunft
erhoffend, werden sie jeder ihr Sandkorn zu dem großen Bau der Ewigkeiten
beitragen.

Nach dem Abschluß dieser kritischen Feldzüge durch das Gebiet der
Gegenwart concentrirte Carlylc seine ganze Energie von Neuem auf ein
historisches Werk, ein Werk, dessen Durchführung ihm schon länger in ähnlicher
Weise als Lebensaufgabe vorgeschwebt hatte, wie vorher die Geschichte der
französischen Revolution. Tiefer letzteren war im 17. Jahrhundert das ge-
waltige Ereigniß der puritanischen Revolution in England vorangegangen;
aber so groß und bedeutungsvoll dasselbe an sich gewesen war, so unbe-
friedigend erschienen alle seine bis dahin vorhandenen Abbilder in der Ge-
schichtschreibung. Carlyle, mit seinen tiefgewurzeltcn puritanischen Symvathieen,
seiner mächtigen Phantasie, seiner ebenso mächtigen plastischen Gestaltungskraft,
war Wohl mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse berufen, diese Lücke durch
ein lebensvolles, form- und farbenreiches Geschichtsbild zu ergänzen und in
der That rechtfertigte er, dem allgemeinen Urthcil zufolge, diese Voraussetzung
durch seine Ausgabe der I^stter» »nck speeclie« nk Oliver Oromvell (1845).
Für ihn als Heroenvcrchrer war es charakteristisch, daß er die Darstellung
der Epoche gruppirte um die Gestalt ihres größten Helden. Er erwarb sich
dadurch aber zugleich das dauernde Verdienst, die Gestalt dieses Helden von
dem Schutt der Jahrhunderte, wie von dem entstellenden Haß dcr Parteien
zu reinigen, ihn zum erstenmal zur Tarstcllung zu bringen in seiner wahren
geschichtlichen Erscheinung. Cromwell, der Mann des unerschütterlichen Glaubens,
der Mann der tiefen praktischen Einsicht, dcr Mann der organisircnden sieg-
reichen That, war und blieb ein Held in seinem Sinuc. Wahrscheinlich er-
kannte er Züge von ihm in Bismarck, über den er mir später mehr als ein-
mal feine bewundernde Anerkennung aussprach. Ucbrigens konnte Niemand
klarer sehen als Carlyle über die unwiederbringliche Vergangenheit jener
puritanischen Epoche. Wenn er sie der Gegenwart als Muster aufstellte, so
geschah dies wegen der Eigenschaften, die er in Cromwell bewunderte. Nichts
konnte ihm ferner liegen, als der Wunsch einer romantischen Nestauration.

Sein Werk über Cromwell befestigte und vertiefte das Ansehen, das er
als Originalgenie, als Apostel Goethes, als Autor des Ssrtor Lssartus
und der Geschichte dcr französischen Revolution, als idealistisch radikaler Kritiker
dcr Gegenwart erworben hatte. Alle dicse Zügc stempcltcn ihn zu einer
völlig cigcnthümlichen Charaktergestalt, der keine andere zu vergleichen war.
Auch auf den Straßen, in den Parks, in den gesellschaftlichen Kreisen Londons

war er keineswegs unbekannt und ebenso unschwer von der Masse der Menschen zu unterscheiden. Hervorragend war schon seine lange hagere Gestalt mit dem ausdrucksvollen schottischen Kopf und den scharfblickenden grauen Adleraugen. Seine Kleider, die er, theils der Billigkeit wegen, theils weil er der Ehrlichkeit der Londoner Schneider in Bezug auf Material wie auf Arbeit mißtraute, in seinem Heimatdorfe Ecclefechan anfertigen ließ, hatten meist einen mehr oder weniger altmodischen Schnitt. In Hinsicht auf Kopfbedeckung zog er dem allgemein üblichen Cylinder beharrlich einen brcitkrämpigen Filzhut vor. Ein ebenso ungewöhnlicher derber Knotenstock vervollständigte seine äußere Erscheinung. Als rüstiger Fußgänger machte er so von seinem Hause in Chelsea meilenweite Wege den Themseufern entlang, oder wanderte durch die fashionabeln Quartiere von Kensington, Belgravia und Picadilly der City zu. Oft sah man ihn auch zu Pferde unter der Masse der Reiter in Hyde-Park, oder begegnete ihm, wie er, seinen früheren Gewohnheiten von Craigenputtock gemäß, einsam durch die westlichen oder nördlichen Vorstädte in's offene Land hinausgaloppirte. Seine gesellschaftlichen Beziehungen führten ihn bald an die Tafel des Premierministers Sir Robert Peel, in die Salons und die Landhäuser seiner intimen Freunde Lord und Lady Ashburton, bald zeigten sie ihn in freundschaftlichem Verkehr mit den irischen Nationalisten, oder mit europäischen Flüchtlingen, wie dem älteren Cavaignac und Mazzini. Bereit, wahren Werth anzuerkennen, wo immer derselbe ihm begegnete, machte die Unabhängigkeit feines Charakters, die Ucberlegenheit seines Urtheils nnd seines Humors ihn ebenso unter der Elite der Aristokratie wie unter der Elite der Demokratie heimisch. In längeren oder kürzeren Pausen mußte sein von Hause aus reizbares, nervöses Temperament sich in leidenschaftlichen Ausbrüchen entladen. Mürrisch, ungerecht, ungenießbar wurde er unter der Tyrannei der „Hexe Dyspepsie". Doch so londonmüde und weltmüde er sein mochte, meist gab es für seinen Mißmuth ein Heilmittel: die Reise in seine schottische Heimat, wo er fast ohne Ausnahme die Spätsommermonate bei seiner Mutter und andern Verwandten in dörflicher Abgeschiedenheit, am Meere oder in den Bergen zuzubringen pslegte.

Nicht lange nach dem Erscheinen seiner Geschichte der puritanischen Revolution sollte Carlyle als gegenwärtiger Zeuge die Revolutionen des europäischen Festlandes von 1848—49 mit erleben. Anfangs war er nicht ohne Hoffnung, wie einst bei dem Ausbruch der Revolution von 1330. Vor Allem erregten die Symptome einer beginnenden Wiedergeburt Deutschlands des deutschen Vaterlandes, wie er es damals im Freundeskreise öfter nannte, seine Theilnahme. Aber der schließliche traurige Ausgang der Erhebung bestärkte ihn in seiner Abneigung gegen das, was ihm als die vielköpfige Anarchie der Demokratie und des Parlamentarismus erschien. Seiner Enttäuschung gab er einen leidenschaftlich gereizten Ausdruck in der Serie der I^tter-äs^ ?äiiiMsts (1850—51), der bittersten, rückhaltlosesten, großartigsten Kritik, welche jene Uebergangsepoche überhaupt wohl erfahren hat. Er

verurtheilte übrigens nicht blos mitrhadamantischer Strenge, er predigte auch
jetzt, seiner Gewohnheit gemäß, das Evangelium der besseren idealen Welt,
die er hätte aufbauen mögen auf den Trümmern der bestehenden. Dennoch
liest man nicht ohne Befremden in Froudes Biographie, daß Carlyle, auf
Grund der I^ttor-ds^ kamplllsts, im Ernst gehofft habe, zu einem bedeutenden
Posten in der Staatsverwaltung berufen zu werden. Der Drang zu tat-
sächlichem Handeln lebte in ihm wie in den meisten, wahrhaft großen Schrift-
stellern. Lord Byron warf sich in die politischen Kämpfe Italiens, in den
griechischen Freiheitskampf. Goethe bemerkte noch während seiner letzten Lebens-
jahre gegen Eckermann: Hütte er früher gewußt, wie vieles Vortreffliche schon
lange vor seiner Zeit von den Alten und von den Neueren gesagt und ge-
dacht worden, so würde ev weniger darauf ausgegangen sein, etwas zu dichten
als etwas zu thun. Ebenso rieth Carlyle auch in den Tagen seines höchsten
Ansehns den jungen Leuten, die sich um Rath an ihn wandten, immer mit
sast leidenschaftlicher Entschiedenheit von der schriftstellerischen Laufbahn ab.
In Zeiten der Niedergeschlagenheit hatte es ihm mitunter scheinen wollen, es
sei besser an der Landstraße Steine zu klopfen als zu fchriftstellern. Aber
Niemand bedurfte im Grunde doch der persönlichen Freiheit des Schriftstellers
in höherem Maße als er. In der officiellen Routine, dem vorbereitenden
Mechanismus, die von dem staatsmännischen Handeln unzertrennlich sind,
würde er sich nie heimisch gefühlt haben. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß
es vor Allem die innere, moralische Wiedergeburt sei, die der Menschheit noth
thue, fand er daher auch in seiner Seele nicht blos keinen Anklang der
Sympathie, sondern im Gegentheil nur spöttische Gereiztheit gegen ein so
mächtiges Werkzeug der Civilisation, wie die erste internationale Ausstellung
des Jahres 1851. Natürlich dachte keine der leitenden Persönlichkeiten daran,
ihn, wie er gehofft, in den Staatsdienst zu berufen. Auch manche seiner
intimeren Bewunderer und Freunde wurden durch den pessimistischen Radica-
lismus der I^tter-cls^ ?niuplilet8 einen Augenblick an ihm irre. Dagegen
hatte er die Genugthuung, nach dem Verbrausen dieses Gcwittersturms das
erfrischende Gefühl der Befreiung von dem Bann zorniger Schwermuth zu
empfinden, der lange auf ihm gelastet. Er schrieb in dieser Pause innerer
Beruhigung das Leben seines Freundes John Sterling (1851) — in mancher
Hinsicht das Muster einer Biographie und von besonderem Interesse durch die
darin enthaltene geniale Charakteristik feines älteren Zeitgenossen Coleridge.
Wohl wenig Anderes, was Carlyle geschrieben, !zeigt in so kurzem Umfang
alle glänzenden Eigenschaften seines Genies so reich vereinigt wie diese
Charakteristik.

Inzwischen bewegten ihn wieder Gedanken zu einem großen Geschichts-
werke. Man darf es mit Recht prophetisch nennen, daß er zum Gegenstand
desselben Friedrich den Großen wählte, in einem Moment der Erniedrigung
Preußens, zugleich aber kurz vor dem Beginn des bedeutungsvollsten Er-
eignisses der neuesten Geschichte: der Einigung Deutschlands unter der Führer-

schaft Preußens, zu der, mehr als irgend ein einzelner Mann, Friedrich den
Grund gelegt hatte. Die Arbeit an diesem Werke beschäftigte Carlyle drei-
zehn Jahre (1852—65). Im Zusammenhange damit unternahm er, begleitet
von seinem deutschen Freunde Joseph Neuberg, der später die Geschichte
Friedrichs übersetzte, zwei Reisen nach Deutschland. Diese waren vorzugs-
weise dem Besuch der fridericianischen Erinnerungsstätten in Berlin und Pots-
dam und der Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges gewidmet; sie boten
aber auch Gelegenheit zu der Erfüllung eines andern lange gehegten Wunsches:
zu dem Besuche der Erinnerungsstätten Goethes in Frankfurt und Weimar,
Luthers in Erfurt und auf der Wartburg. Zu einer Kritik der Geschichte
Friedrichs, der umfangreichsten und mühevollsten Arbeit Carlyles, ist hier
nicht der Ort. Wie an seinen anderen Leistungen hat man mancherlei
daran auszusetzen gefunden. Ihr Hauptfehler ist vielleicht, daß sie in ein-
zelnen Partien zu sehr in die Breite geht; aber als unendlich lebendiges Ge-
schichtsbild jener Epoche des 18. Jahrhunderts und ihres Helden, deutlich bis
in's kleinste Detail, gesehen von einem großen europäischen Standpunkt, wird
sie Wohl immer eine hohe Stelle behaupten, ein Monument des Fleißes und
des Genies, das nicht leicht durch ein ähnliches ersetzt werden kann. In
diesem Sinne wurde das Werk Carlyles später durch den deutschen Kaiser
anerkannt, der dem Verfasser den Orden pour Is mSrits verlieh, durch Bismarck,
der unter vielen Andern ihn zu seinem 80. Geburtstage beglückwünschte. Auch
der sofortige äußere Erfolg war ein unerwartet großer. Carlyle war schon
längst kein armer Mann mehr; durch den Erlrag der Geschichte Friedrichs
befand er sich jetzt in behaglichen Verhältnissen und je länger er lebte, um
so mehr erfüllte sich an ihm nach dieser Seite die Wahrheit des alten Spruches,
demzufolge denen die zuerst nach dem Reiche Gottes trachten, alles Andere
zufallen werde. Er überlebte die Vollendung feines Werkes noch fechszehn
Jahre, aber seine eigentliche Lebensarbeit war mit demselben abgeschlossen.
Nur noch einige besondere Thatsachen und Resultate bleiben zur Vervoll-
ständigung seines. Lebensbildes zu erwähnen.

Das nächste war feine Wahl zum Rector der Universität Edinburgh,
im Herbst 1865, und die Rede, mit der er im April 1866 sein Amtsjahr
eröffnete. Beide Begebenheiten erregten ein weit verbreitetes Interesse; be-
sonders groß war der Eindruck der Rede, die allerdings nichts enthielt, was
er nicht in einer oder der andern Form schon früher gesagt hatte, in der
aber, unter dem unwillkürlichen Einfluß der jugendlichen Zuhörerschaft an
welche sie gerichtet war, alles Schroffe gemildert, alles Edle und Große einer
heroischen Lebensphilosophie von dem Schimmer der Hoffnung umflossen er-
schien. Der Philosoph von Chelsea trat auf dieser siegreichen Höhe der Be-
trachtung den Zeitgenossen menschlich näher. Der Fluß seiner Ansprache, die
er, obgleich ein Siebziger und ungewohnt an öffentliches Reden, nicht auf-
geschrieben hatte und nicht las, sondern unter der Inspiration des Augenblicks
improvisirte, riß um so mehr zur Theilnahme und Bewunderung hin, als seine

Worte auch über fein früheres Leben Licht verbreiteten. Während er aber diesen erhebenden Triumph feierte, bereitete in der Ferne ein schwerer Schicksalsschlag sich für ihn vor. Wenige Tage nach seiner Rectorrede, als er noch im Freundeskreise in Schottland weilte, starb plötzlich, vom Schlage gerührt, seine Frau, auf einer Spazierfahrt im Hyde-Park. Von welch' seltener Art diese edle Lebensgefährtin eines großen Mannes war, war schon zu ihren Lebzeiten Manchem wohl bekannt; nach ihrem Tode setzte Carlyle ihr ein würdiges Denkmal in seinen Rominiscsnocs und in den von ihm geordneten und erläuterten drei Bänden ihrer Correspondenz, die, wie oben erwähnt, bald nach seinem eigenen Tode erschienen. In Bezug auf die Controvcrsc, welche durch diese Veröffentlichungen und die in Froudcs Biographie mitge» theilten ergänzenden Thatsachen hervorgerufen wurde, war ich schon längst der Ansicht, daß weder die Grundzüge von Carlyles Charakter noch seine dauernde Bedeutung als Schriftsteller in irgend einer wesentlichen Hinsicht dadurch erschüttert oder beeinträchtigt werden. Was seine Ehe betrifft, sv konnte dieselbe bei dem gleich eifrigen cholerischen Temperament, wie bei der fast ebenbürtigen geistigen Begabung beider Gatten keine im gewöhnlichen Sinne glückliche fem. Glücklicher wäre sie vielleicht gewesen, hätte der Kindersegen ihr nicht gefehlt. Aber ebenso wenig wäre es gerechtfertigt, sie den sprüchwörtlich gewordenen unglücklichen Schriftsteller-Ehen zuzuzählen. Sie ruhte, wie sowohl die RsminikOSuciss als die Briefe Mrs. Carlyles bezeugen, auf einer granitncn Grundlage treuer Liebe und diese Grundlage dauerte unerschütterlich fest wie der Boden der Hcimatserde, welche Nebel und Wolken und Gcwitterstürmc des Mißmuths, der Verstimmung, der elektrisch ausbrechenden Leidenschaft auch im Lauf der Jahre darüber hinzogen. Fehlte es dafür noch an Beweisen, so lieferte dieselben die leidenschaftliche Trauer des verwittweten Mannes in den RsmiNi«(.eucs8 über das, was er durch sein reizbar melancholisches Temperament gegen die Dahingegangene versäumt oder verschuldet. Daß es dem gemeinsamen Leben beider nicht an dem höheren Glück mangelte, welches in einer reichen Fülle geistiger Interessen und Sympathieen wie in freundschaftlichen Beziehungen der mannigfaltigsten Art seine Quelle hat, beweist die Correspondenz Mrs. Carlyles selbst. Was endlich die scharfen schneidenden Urtheile der Rsminiscences über eine Anzahl hervorragender Zeitgenossen betrifft, so ist darüber nur zu wiederholen, was Carlyles ganze schriftstellerische Laufbahn offenbart: daß er schärfer und tiefer blickte und das Gesehene und Erkannte rückhaltloser aussprach als die meisten andern Menschen. Bei einem Manne, der sich nicht gescheut hatte, gegen die Emancipation der Negerfclaven aufzutreten und zu erklären, daß englische Volk bestehe aus dreißig Millionen Menschen, meistens Narren; der den ersten Sir Robert Peel als Sir Jabcsch Windbeutel persiflirte und später über Disraeli und Gladstone bemerkte: Der Unterschied beider sei nicht so groß wie es Manchem scheine, jener sei ein bewußter Charlatan, dieser ein unbewußter,—bei einem solchen Manne konnten die angedeuteten Urtheile in Wahrheit kaum über-

raschen. Er muß eben Alles in Allem genommen werden wie er ist, und
er würde nicht gewesen sein, was er war, ohne die mächtige Schroffheit seiner
Natur, die allerdings nicht selten in Ungerechtigkeit ausartete, aber ebenso auch
die Kehrseite seiner Größe war.
Während der Schlnßperiode seines Lebens, in den anderthalb Jahrzehnten
nach seiner Rectorrcde in Edinburgh, wogen indes; die Gefühle der Bewunderung
und Verehrung für Carlyle, als die größte lebende Charaktergcstalt aus dem
Gebiete der englischen Literatur, vor. Eine Volksausgabe seiner Werke, die
186« zu erscheinen anfing, hatte den glänzendsten Erfolg. Von Lsitor
liosartns allein wurden in zwei Monaten 40 000 Exemplare verkauft.
Tisraeli bot ihm während des ersten Jahres seiner Amtssührung (1874) das
Großkrcnz des Bathordens und die damit verbundene Ritterwürde, sowie eine
Pension ans der königlichen Civilliste an — Ehrenbezeugungen, die allerdings
beide von Carlyle abgelehnt wurden, vcrmuthlich nicht ohne ein inneres,
humoristisch pathetisches Lachen, indem er, in seiner stolzen Unabhängigkeit,
sich seine veränderte Lage als königlicher Pensionär und als Sir Thomas
Carlyle vergegenwärtigte. Später hatte er Zusammenkünfte mit der Königin
von England und der Kaiserin von Teutschland. Inzwischen lebte er in
seiner alten einfachen Weise in dem Hanse in Chelsca, das er bei seiner ersten
Niederlassung in London bezogen, weiter. Doch beschränkte er, obgleich keines-
wegs menschenscheu, mit den vorrückenden Jahren immer mehr den Kreis
seines persönlichen Verkehrs. Viele bedeutende Zeitgenossen, zn denen er früher
in Beziehung gestanden, waren gestorben. Unter seinen intimeren Freunden
und Gefährten aus dieser letzten Zeit verdienen besonders Erwähnung Tyndnll,
Lecky. Ruskin nnd Fronde. Gegen die Zudringlichkeiten unberufener Besucher
sah er, wie die meisten berühmten Männer, sich genöthigt, ein Schutzsystem
strenger Regeln festzuhalten. Lästig war ihm eine zunehmende Lähmung der
rechten Hand, die ihn am Schreiben und daher auch an ferneren schrift-
stellerischen Arbeiten hinderte. Nur Briefe von ihm, die seine fortgesetzte
lebhafte Theilnahme an den Zeitereignissen kundthaten, erschienen noch mit-
unter in der Times, so bei Gelegenheit des deutsch-französischen Krieges, als
er, nach der Schlacht bei Sedan, seine Stimme gegen den Umschlag der
öffentlichen Meinung zn Gunsten Frankreichs erhob, und später bei Gelegen-
heit des russisch-türkischen Krieges, indem er die türkischen Sympathien
und den theatralischen Imperialismus Tisraclis bekämpfte. Von jenem Ge-
brechen abgesehen, erfreute er sich bis über sein achtzigstes Jahr hinaus einer
rüstigen Gesundheit, sah und hörte scharf, las viel, bewahrte unvermindert
die Frische seines außerordentlichen Gedächtnisses, wie die Gabe charaktervoller,
unerschöpflicher Beredtsamkeit in der Unterhalt«««, und setzte auch seine
gewohnten weiten Spaziergänge und Spazierritte fast ohne Unterbrechung fort.
Während der dann folgenden Jahre machten die Schwächen des Alters
sich ihm fortschreitend fühlbar. Tie Welt nnd die Aussichten der Menschheit
erschienen ihm von Neuem trüber und düsterer. Er sehnte sich nach dem

Tode und sank zufrieden in den letzten Schlaf, als zwei Monate nach seinem fünfundachtzigsten Geburtstage, am 5. Februar 1881, das Ende kam.
Tie öffentliche Stimme vindicirte ihm ein Begräbniß in dem National« Mausoleum der Westminsterabtei. Doch er selbst hatte verordnet, auf dem Kirchhofe seines Heimatdorfes Ecclefechan neben seinen Eltern beigesetzt zu werden, und dort fand er daher seine letzte Ruhestätte. Später wurde ihm auf dem Themscquai bei Chelsea, nicht weit von seiner Wohnung, eine Bild- säule errichtet.
Prophezeiungen in einer Welt, in der, nach Lord Beaconsfields Bemerkung, nur das Unerwartete geschieht, sind bedenklich. Dennoch möchte ich diesen Bersuch einer Charakteristik Thomas Carlyles nicht ohne den Ausdruck der Neberzeugung schließen, daß einem so seltenen Geiste wie dem seinen noch eine lange Dauer geistigen Wirkens in der Zukunft bevorsteht. Er mochte in der Ungeduld seines Idealismus die Notwendigkeiten des langsamen geschichtlichen Werdens nicht genügend anerkennen, das Streben unserer Zeit nach der sclbst- thätigen Freiheit der Nationen unterschätzen, den Werth einer genialen Dictatur überschätzen. Tie Vergangenheit mochte ihm vergleichsweise besser, die Gegenwart schlechter erscheinen als sie war, die Zukunft dunkler als wir hoffen, daß sie sein wird. Aber welche Lücken und Mängel seine Weltan schauung auch darbieten mag, wenige Menschen waren wohl so gewohnt, das Menschenleben mit seinen Ereignissen unter der Form der Ewigkeit zu betrachten wie er, wenige waren Wohl tiefer durchdrungen von der Wahrheit der Philosophie, der die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Vielleicht wird er den Klassikern der englischen Literatur nicht zugezählt werden, obgleich er, trotz seiner rauhen Weise, auch ein großer Künstler war; aber eine hohe Stelle unter den großen Geistern unserer Epoche kann ihm nicht fehlen. Im Gedanken an ihn, an sein Leben nnd seinen Tod erinnert man sich unwill- kürlich an Goethes schönes Wort in Wilhelm Meister, von „dem heiligen Ernst, der allein daS Leben zur Ewigkeit macht".

Die Symbolik des Schleiers.

von

Paulus Bassel.

— Berlin, —

An Sicilien erzählt man sich ein wunderliches Märchen. Ein Prinz, edel, aber jugendlich hochmüthig, hatte ein altes Mütterchen, das hexen kannte, beleidigt. Da verwünschte sie ihn, er sollte nicht eher Ruhe haben, bis er das Mädchen in sieben Schleiern gefunden habe. Sie glaubte, er werde es nicht finden und sich in Sehnsucht verzehren. Aber er war glücklich; nach vielen Abenteuern — um alle Hindernisse, Riesen und Riesinnen zu überwinden — fand er sie.

Die Erfüllung, die siebenfach verhüllte, hat er erreicht. Wie wenig gelingt es zuweilen denen, die in Schleiern gehüllt ihren schönsten Tag zu feiern meinen. Wie vielen verzehrt die Sehnsucht ein ganzes Lebe» lang, das Herz.

„Die Erfüllung, die glänzende, schwebt vor ihnen her,
Sie suchen und finden sie nimmermehr."

Die Deutung des Schleiers, darin sie verborgen ist, scheint selbst in sieben Schleiern verhüllt.

Ein schöneres Bild giebt es nicht, als die Braut am Hochzeittag. mit duftender Myrthe im Haar, vou weißem Schleier umwallt, darin das rosige Angesicht verlangend und ahnend hindurchschimmert; die Augen glänzen feucht. Ich habe viele solche vor mir gesehn; Freuden- und Leidcnsthränen folgten nach. Eine solche Stunde am Altar ist wie ein paradiesischer Traum in der prosaischen Wüste des Alltagslebens vorher und nachher, aber die Deutung davon liegt für Tausende wie in sieben Schleiern verborgen. Denn die Putzmacherinnen und Frisenrinnen, so allmächtig sie für den heiligen Act

sind, können das Geheimniß nicht lösen. Ter Dichter selbst irrt sich, wenn er spricht: Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. Denn der Gürtel allerdings mag reißen, aber der Schleier nicht. Oeffnen soll er sich der Liebe; offenbar machen dem Geliebten die bisher gezügelte Flamme. Nur im Sterben reißen Schleier. Die Lebenden für die Liebenden legen sie nimmer ab.

Schön sind alle drei Hochzeitssymbole gebildet: Ring, Kranz und Schleier. Ter Ring bedeutet ein Umranken, Umreihen, der Kranz ein Umkreisen und Umkrönen, der Schleier lalthd. sloir) ein Umschließen, Umschlingen, Umschlagen. Ter Schleier umschließt mit feinem Gewebe verhüllend das Haupt.

Zubers heißt lateinisch sich verhüllen und vermählen.

Man sollte nicht meinen, daß Noptumis der Meergott vom Heirathen seinen Namen hat, aber Xsi>wrms ist gleich XuMinus: Das Meer ist wie eine Verhüllung; an Festtagen des Neptun, die man die Oonsnslien nannte, aber eigentlich CMjiiFälien hießen (von cni^nAinm, die Ehe), raubten die frauenlosen alten Römer in der Urzeit Roms sich die Sabinerinncn zur Ehe. Auch der griechische Poseidon ist ein po«is, nämlich ein Ehemann.

Einen Ehebund mit dem Meer sollte es bedeuten, wenn Polykrates den kostbaren Ring hinaus in die Wellen warf. Aber das Meer verschmähte den Ehcbund lind warf ihm den Ring zurück.

Auch der Doge von Venedig fuhr hinaus in die Lagunen, um sich mit einem Ningwurf die Ehe mit dem Meer zu sichern. Aber der Bund galt nicht für alle Zeit. Der Schleier verhüllt nicht mehr. Venedig ist wie eine trauernde Wittwe. Doch Xuders lehrt noch mehr. Es wird mit dem Dativ verbunden. Man verhüllt sich einem Andern. Man ist nur Einem offenbar, dem man angehört, allen Andern ist das Weib verhüllt. Ter Schleier drückt die Zugehörigkeit zu dem Einen aus; er bedeutet die Weihe der Treue. Mau wird das Alter des schönen Brauches erkennen, wenn wir aus der heiligen Schrift erfahren, daß Rebekka auf ihrer Brautfahrt zu Isaak sich dann, als sie hörte, daß ihr Verlobter ihr entgegenkäme, verhüllt habe: sie that dies nicht vor ihm, sondern für ihn. Sie bekannte sich als sein allein.

Auch die homerischen Frauen sind deshalb mit Schleiern verhüllt. Hera ging nicht zum Zeus ohne daß

„ein Schleier umlMtc das Haupt der erliabmm Göttin",

und als die edle und treue Gattin Penelope voll Sehnsucht im Herzen zu den Freiem hinabstieg, „war vor die Wangen des Hauptes gesenkt hellschimmcriider Schleier". Darum trugen auch in Sparta nur die Frauen einen Schleier, die Jungfrauen gingen mit entblößtem Angesicht.

Daher auch die zahlreichen Frauengestalten auf Münzen, welche verschleiert sind, so Juno auf einer Münze von Samos. Fortuna ist verschleiert und hat ein Rad zu ihren Füßen (auf einer Münze von Smyrna), Latona

hat cine Schlcierverhüllung, während sie im Tempel steht. Auf einer Münze
von Philippopel steht eine verschleierte Frau und trägt eine Fackel, lieber
dem Haupt der Europa, die vom Stier getragen wird, schwebt ein Schleier
<mf einer makedonischen Münze.
Was von Rebekka gesagt ist, gilt ebenso von uralter arabischer Sitte.
Denn von den arabischen Frauen sagt der Kirchenvater Tertullian zu seiner christ-
lichen Gemeinde: Die arabischen Frauen werden Euch richten, die nicht blos das
Haupt, sondern auch das ganze Angesicht so bedecken, daß sie nur mit einem
Auge zufrieden sind, das halbe Licht zu sehn, als das ganze Gesicht zu
prostitniren, welche daher irgend cine römische Königin die Unglück-
lichsten genannt hat, weil sie zwar lieben können, aber nicht ge-
liebt werden.
Allerdings, Dio Chrysostomus ist so freundlich nicht; er sagt, „daß man
den Frauen von Tarsus auch dann nicht trauen könne, selbst wenn sie das
ganze Gesicht verhüllt haben, sobald ihnen nur zu hören erlaubt ist, was
ihre Lust erweckt".
Ter arabische Prophet, Muhamed, schließt nur an alten Brauch an,
wenn er die Stimme zu sich sagen hört: O Prophet, befiehl Deinen Gattinnen,
Deinen Töchtern und den Frauen der Gläubigen, ihren Schleier tief herab-
fallen zu lassen ; so wird es leichter zu erhalten sein, daß sie weder verkannt
noch verleumdet werden."
Seine Anordnung wird im Reich des Islam noch zumeist befolgt.
Seeyen, der kühne Reisende, fand b.'i den Drusen im Dschebel Hauran, daß
die Frauen nur das linke Auge sehen ließen, das andere verhüllten. Die
Ghaivarineh am tobten Meer wollten die Frauen veranlassen, zur Zeit
der Ernte das Getreide mit Stöcken zu schlagen, da sie aber bei der
raschen Bewegung die Gesichter nicht hinter dem Schleier verborgen hielten,
so gaben die Männer es auf, die Frauen dabei zu beschäftigen.
Bei den Beduinen der Tvwara in Palästina sehen aus der Verhüllung
eines schwarzen und blauen Tuches beide Augen der Frauen neugierig genug
heraus. Sie haben dunkle Schleier, weil weiße zu tragen dort als großer
Luxus gilt.
Nichts destoweniger war doch die eigentliche Farbe der Schleier weiß.
Man nannte deshalb ein Vorgebirge: Abu Burla, Gesichtsschleier, wegen
der weißen Felsfchicht, die an seiner Spitze hervorschimmert.
In Damaskus bedecken sich die Frauen vom Kopf bis zu Fuß mit
großen Schleiern von weißem baumwollenen Zeug und tragen ungeheuer
weite Pantalviis, die unter dem Schleier vorsehen; das Gesicht bedecken sie
mit einem seidenen durchsichtigen, gewöhnlich gelben Tuche mit gemalten
Blume», womit dasselbe ganz bedeckt ist; sie sehen auf diese Weise mit ihren
ungeheuren weißen Schleiern wie wandelnde Gespenster aus; man schlägt
aber ost das seidene Tuch zurück, so daß ihr Gesicht nur mit dem Schleier
bedeckt ist, den man dann geschickt zu rücken versteht.

Paulus Bassel in
Lcrlin,

Die Frauen, die man zu allen Stunden des Tages in Konstantinovek
auf den Straßen, den Bazars oder Begrabnißplätzen sieht, haben zwar ihr
Antlitz mit einem dichten Schleier bedeckt — aber auch sie wissen, wenn sie wollen,
ihn so zu rucken, daß neugierige Herren sehr gut sehen, wie das Gesicht
beschaffen ist. Die Häßlichen sind dabei die Tugendhaftesten.

Die Schleier, den die Sultane ihren Töchtern schenken, sind natürlich
keine gewöhnlichen; sie pflegen mit Diamanten, Smaragden und Perlen be-
setzt zu sein.

Moltke berichtete in seinen Briefen, daß wenn der Mann seiner eigenen
Frau auf der Straße begegne, er nicht thue, als ob er sie unter Verhüllung
erkenne; „deshalb ist auch der Anzug der Frauen in ihrem Hause eben so
übertrieben frei, als er außerhalb übertrieben verhüllt ist". Ein weißer
Schleier bedeckt das Haar und die Stirn bis zu den Augenbrauen, ein anderer
Kinn, Mund und Nase. Die größte Reform im Schicksal der türkischen
Frauen, schrieb er, bestand darin, daß bei Begünstigten, wie denen des Groß-
herrn, die Nasenspitze und ein paar Locken an den Seiten sichtbar geworden
sind. Sehr anschaulich schildert er einen türkischen Briefschreiber, ein Stück
Pergament auf dem Arme und eine Rohrfeder in der Hand. Frauen in
weiten Mänteln und gelben Pantoffeln, das Gesicht bis auf die Augen ver-
hüllt, erzählen ihm mit lebhafter Geberde ihr Anliegen. Die Armenierinnen
hatten ganz die türkische Sitte angenommen. Wenn sie auf der Straße er-
scheinen, sieht man auch nur die Augen nnd Nase unverschleicrt.

Daß dies Alles nicht hilft, um die Tugend zu schützen, davon will
Fallmerayer ein Zeuge sein. Er sagt, daß in Kvlchis die Zucht noch viel
straffer und festerer gehalten werde, als in Stambul, in Saloniki oder in
Smyrna und doch wird der ernste Muslim auch in Trabosan (Trapezuni>
vom Weibe betrogen und zwar, wenn sich die christlichen Giaurjungen nicht
fälschlich und verrätherisch rühmen, stark betrogen. Allerdings ist der Schleier
das Symbol der Verhüllung der Frau in der ganzen islamischen Welt. Als
hätte der Islam feinen Brauch erzeugt, so tritt er als ein Kennzeichen
desselben hervor. Man könnte meinen, Muhamed habe dies Bild weiblicher
Tugend und weiblichen Spieles erfunden, aber der Islam ist die arabische
Religion und auf allen seinen Bräuchen liegt noch der Staub der arabischen
Wüste. Nicht vom Koran, sondern von Arabien aus trugen die Muha-
medancr den Frauenschleier in alle Welt. Wunderliche Sagen und Märchen
haben sich an ihn geheftet. Das arabische Sprüchwort: „Wer um den Schleier
frägt, der kauft ihn" war in den Mnnd des Kalifen Abdulmelek gelegt,
als er dem Dichter Amrn ben Rebia seine Tochter gab. Es hatte dieser
seine Tochter besungen, daß ihre Liebe in aller Mund kam.

„Die Sanfte ging vorüber,
Ich sah sie nicht, ich hört ihr Kosen,
Da lüftete der Wind den Schleier
Nnd wehte Düfte von der Wangen Rosen."

Oic Symbolik des Schleiers.

Vor dem Kalifen Almansor rühmt sich ein Kadi seiner salomonischen Entscheidung über zwei Frauen: sie wäre aber gewiß anders ausgefallen, wenn die Jüngere nicht um die Erlaubnis; gebeten hätte, sich zu entschleiern und ihren Schleier auf kokette Weise zurccht gelegt hätte. — Wo kein Schleier vorhanden war, mußte der Aermcl nachhelfen. Harun cil Raschid hat seinem Dichter Asmai befohlen, die Enkelin des Kalifen, »och ein kleines Mädchen, zu küssen. Das war schwierig. Gehorchen mußte er, aber eine Prinzessin auf natürliche Weise küssen, war ein Verbrechen. Da nahm er den Aermel seines Nockes und küßte sie durch diesen wie durch einen Schleier und befriedigte so dm Kalifen. Der englische Reisende Masson auf seinen Reisen nach Beludschistan sah zwar die Frauen dort mit einem losen persischen Shawl ihr Angesicht bekleiden, aber er fand doch auch eine vornehme Dame, die sich zwar malen lassen, aber um allerlei Rücksichten auf das sichtbar werdende Antlitz zu entgehen, die Illusion festgehalten haben wollte, als wüßte sie gar nicht, daß sie abgebildet würde. — Unschätzbare Bilder orientalischer Meinungen und Bräuche geben die Sagen und Märchen. In einer Sammlung von Märchen aus Tausend und eine Nacht wird eine Frau in Basm geschildert, die sich das Recht erbeten hatte, ohne Schleier durch die Stadt mit ihrem Gefolge zu reiten, während Niemand bei Verlust seines Kopfes sich in den Straßen zeigen durste. Sogar Hunde und Katzen wurden eingeschlossen. Natürlich geht das Märchen darauf hinaus, daß die Dame zuletzt ihr Herz und der Andere den Kopf nicht verliert. Auch die Zauberinnen trugen Schleier und sie legen ihn nur bei Seite, um Jünglinge, wie den König Beder, zu verführen. So hatte einmal eine böse Zauberin ihren Mann in einen Hund verwandelt, was eine üble Sache war; der Hund kam in das Haus eines Schlächters; dessen Tochter, als sie den Hund erblickt, verhüllte sich rasch, denn sie hatte, auch zauberkundig, in dem Hunde einen Mann erkannt.

Die interessanteste Geschichte ist jedenfalls die von Gulfischan und der treulosen Bauersfrau, weil sie die Bedeutung des Schleiers noch unverstellt zeigt. Mehzar betrog ihren Mann, war aber dabei sehr auf den Schein der Tugend bedacht. Sie ging mit ihrem Gatten in den Garten. Ihre Sklavin brachte ihr einen Narcisfenstrauch. Kaum daß Mehzar diesen gesehen, zog sie schnell den Schleier dicht vor ihr Angesicht. Ihr Mann frägt: Warum verschleierst Du Dich? Ist hier ein Fremder? Sie antwortete: „O Vezier — den Gott erleuchte für und für — mein keusches Angesicht — schön wie der Sonne Licht — will ich nicht vor andern Augen lassen erscheinen — als nur vor den Deinen. Ich verschleierte mich, damit das freche Auge der Narcisse da mich nicht ansehe."

Da lachte eine Nachtigall laut in ihrem Käsig auf — und Nachtigallen bringen vieles an den Tag.

Gerade die Märchen, welche wir iu ihren verschiedenen Versionen mit „Tausend und eine Nacht" bezeichnen, geben den besten Beweis, wie wenig der

Schleier für die Licbesasfairen des darin beschriebenen Volkes ein Hindernis; war! man kann wohl aus der geringen Bedeutung, die er darin hat, schließen und bestätigen, daß die Sagen nicht alle ans islamischem Boden entstanden sind. In» der That fehlt der Schleier nach modernen Beobachtungen vielfach mich da, wo der Koran sonst seine Herrschaft begründet hat. Neale beschreibt die Frauen des Schiffcrvolkes auf der Insel Ruad (ehemals Aradus) ohne Schleier gegen die Sitte des Orients und als sehr gesprächig gegen die Fremden. Das Bergvolk vom arabischen Innern fand Bvlta ausgezeichnet durch schöne Francn mit italienischen Formen, die uberall ohne Schleier gehen und gut zu beobachten waren; dasselbe hatte er am Dschebel Sabber beobachtet, wo die schönen Frauen uuverfchleiert einhergingen mit weißem Teint und rothen Wangen. In der Wüste von Petra fand Burkhard, daß die Frauen in Kerek ohne Schleier mit Jedermann verkehren, während in Tafhleh sie nur verhüllt erscheinen. Robinson beobachtete bei den Taamirah am rothen Meer, daß die Weiber, welche viele ländliche Arbeit thatcn, ohne Schleier cinhcrgingcn. Bei den Knrden hat der Schleier keine besondere Bedeutung. Nich sah einen Ball bei ihnen, wo die Frauen, geputzt mit seidenen Kleidern und Goldspangen, ohne alle orientalische Verhüllung sich bewegten. Nur die Vornehmen gingen verschleiert, die Anderen ganz frei. Im Allgemeinen tragen sie beim Ausgehen einen schwarzen Schleier von Pfcrdchaar, aber nicht vor dem Gesicht.

Ein Stamm christlicher Kurden, den Thiel besuchte, sieht wie Inder oder Araber, nur noch wilder aus; die Frauen lassen ihr Haar in langgcflochtenen Zöpfen hängen und zieren den Kopf mit einem Kranz aufgereihter ,meist europäischer) Silbcrmünzcn; sie tragen alle keine Schleier. In Aarkand im östlichen Turkestan bedeckt keine Frau, weder vornehme noch geringe, ihr Gesicht mit einem Schleier.

Tic Afghanen sind ein tapferes Boll mit ritterlichen Anflügen. Sie sind galant gegen ihre Damen; wenn eine edle Dame einem Häuptling ihren Schleier schickt, darf er nicht ablehnen, ihr Ritter zu sein, auch wenn es zu seinem Verderben ansschlüge. So erzählte Wallace.

Was hier vom Schleier erzählt wird, gilt sonst von den Haaren der Fran. Als Adhcd, der Kalif Aegyptens, Rureddin um Hülfe bat, so legte er in seinen Brief Haare von seinen Frauen ein und war der Erfüllung gewiß.

In Indien war offenbar in alter Zeit derselbe Brauch wie etwa in Sparta. Rur die Frauen trugen einen Schleier und die vornehmen zumal. So soll es auch, wie Bohlen anführt, in den Dramen der Hindus vorkommen. Durch die Muhamedaner ist der Brauch der Gesichtsvcrhüllung namentlich in Bengalen ausgedehnter geworden. Es mag der Schleier auch aus Opposition gegen den Islam vielfach weggefallen fein. In den Liebesgedichtcn Bhartriharis erscheint offenbar kein Gesichtsschleier, sondern nur ein Vnsentuch, wie wenn es heißt:

Die Symbolik des Schleiers,

„In dem Munde Beleldiifle,
Um den Busen Perl und Schleie,,
Goldene Gürtel um die Hiifle,
Geh n die Schönen zu der LicbcAfeier,"
<Ju der llcberse^ung von Hoefer,)

Henrich Jinuncr hat aus dem altindischen Rigveda Samhita Grund-
zügc des indischen Lebens hergestellt. Er führt dabei unter dem Putz der
Frauen ein Kurira als festliche Kopfbeklcidung an; die Braut trügt ein svlches
bei der Fahrt in das Gatten Haus. Ich halte es für den Schleier, wie das
griechische Xroüsiuiroii, Kopfumwindung.

I» China wird bei Eheschließungen große Svrge getragen, daß die
Frau dein Manne hübsch unterworfen bleibt. „Nachdem," so beschreibt Huc,
,die Braut die gewöhnliche Libation dargebracht und den Becher Wein ge-
trunken hat, kniet sie vor ihrem Vater nieder, der sie ermahnt, pünktlich den
Befehlen ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter zu gehorchen.
Tann setzt ihr die Mutter einen Kranz auf das Haupl, an dem ein langer
Schleier hängt, welcher das ganze Gesicht bedeckt. Sei guten Muthcs, meine
Tochter, sagt sie, und nnterwirs Dich stets dem Willen Deines Gatten."
Als wenn dies wirklich so leicht wäre!!

Auch in Javan tragen nur die Frauen Schleier. Wenn dort nach alter
Sitte Hochzeit war, begegnete man einer feierlichen und bunten Procession. In
einer Sanfte, die geschmackvoller ist, als die alltäglichen, wird die Braut ge-
tragen mit weißem Kleid und langwallendem Schleier. Dies war ihr
Schmnck erst, wenn sie dem Gatten sich vermählt.

Man kann den Brauch des Schleiers einen universellen nennen. Das
Menschcnhcrz hat ihn dictirt. Seine Symbolik stammt aus der Liebe. Diese
will allein besitzen, um ganz zu genießen. Freilich aber ist Gewohnheit oft
ihr gefährlicher Feind nnd was eine Lehre der Liebe war, ist zur Mode
heruntergefallen. Was einen oft vcrhängnißvollcn Ernst verbarg, verlor sich
in eitlem Spiel, Der Buchstabe verknöchert und tödtct nur,

II.

Ter Schleier verhüllt nicht blos die Bräute und Frauen des Menschen
— sondern auch die Verlobten der Gottheit. Es enthüllen sich aus seiner
Verhüllung Gedanken und Bräuche alter Zeit, die noch wenig verstanden sind.

Im Tempel zu Sais war ein Götterbild, das hatte folgende Inschrift!
„Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; meinen
Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet." Plutarch sagt, es sei
Athene — weil auch Athene nicht vermählt einen verhüllenden Schleier trug
(poplc«), wie sie ja auch die Meisterin aller Webckunst und aller Schleier-
machcr war. Ter eigentliche ägyptische Name war Reith als Göttin der
Natur; sie wurde auf Bildern mit grünem Gesicht dargestellt und hatte ein
Blumensceptcr in der Hand. Ter Schleier bedeutete ihre Vermählung mit

der Gottheit, aus der sie Blumen und Früchte zur Nahrung der Well her-
vorbrachte. Menschen haben sie nie bcmeistert; sie vermögen an ihr nichts,
was sie nicht selbst durch zärtliche Ehe hervorbringt; sie ist die gebende
Natur; es mag auch Neith im Namen mit Natur verbunden sein. Isis,
mit der sie die Eigenschaft theilt, ist gleichfalls die Ehegattin (Jscha). Von
ihr sagen auch Inschriften (Diodor 1, 27): „Ich bin die Erfinderin der
Frucht, welche die Menschen nährt." Sie gehört dem Osiris an — keinem
Andern. Tie Inschrift bedeutet nichts als „ich bin verhüllt als die Braut des
Gottes". Wer den Schleier wegreißen könnte, zerrisse den Keim des Lebens.
In Megara war ein Orakel der Nacht dargestellt; tief verschleiert
war das Bild. Es ist die Nacht ein Dunkel vor den Menschen, aber dem
Gott ist sie offenbar, wie der Psalm lehrt, daß die Nacht auch bei Gott
licht ist. Eine Fackel wird ihr vorgehalten, eine Hochzeitssackcl; es ist aber
nicht blos die sinnliche Nacht dabei in Erinnerung gebracht, sondern die Nacht des
Geheimnisses alles Lebens und aller Zukunft, aus welchem die Orakel wie
Fackel leuchten. Daß die Nacht die Mutter aller Orakel in ihrer Verhüllung
ward, trägt einen wundervollen Gedanken. Es brechen alle Prophetien aus
ihrem Dunkel, wie Blumen aus der Neith. Sic ist die Braut des Lichtes,
welches die Lichter der Wissenschaft aus dem Dunkel hervorbringt.
Tie französischen Herausgeber der Beschreibung Aegyptens aus deu Zeiten
des bonapartischen Feldzugcs dahin haben auch eine Grotte in dem Torfe
cl Käb am rechten Ufer des Nils gefunden, in deren Hintergrund, eingehüllt
in lange bis auf den Boden reichende Gewänder, drei Frauen neben einander
abgebildet sind. Die mittlere hat einen Schleier auf dem Haupte, welcher
das Antlitz größtenteils frei läßt uud rückwärts über den Nacken und die
Schultern herabhängt, sie ist nicht größer aber stärker, breiter über die
Schultern, als die Beiden neben ihr stehenden Jungfrauen, welche sie m>l
der Hand berühren und dadurch ein inniges Verhältnih mit ihr auszudrücken
scheinen. Die drei Figuren haben offenbar einen Zusammenhang mit der
Inschrift im Tempel zu Sais, in welcher es heißt, daß sie das Gegenwärtige,
das Vergangene und Zukünftige fei. Die drei Frauen stellen die breite
Gegenwart dar mit Vergangenheit und Zukunft zn beiden Seiten, womit die
drei Schicksalsgöttinnen (Marxen,)loiron) wie zumal die Nornen zu ver-
gleichen sind, als Vvi^ilncU (Vergangenheit). V»r<1 (Gegenwart) und LKnKl
>.Zukunft, von denen auch die Vurck als mittlere die hervorragende genannt wird).
Damit in schöner Achnlichkeit verbunden ist namentlich die Natur der
römischen Vesta. Die alten Römer haben ihre Größe in der Häuslichkeit
und im Kampf gefunden. Aber Vesta, die Göttin des Hauses, war ihnen
noch theurer wie Mars der Kriegsgott; Vesta ward verehrt am Mittelpunkt
des Hauses, am häuslichen Herd, wo die Flamme, die nährende und
wärmende, brannte. Was der Herd für das Haus, das ist der Vcstatempel
für die Welt. Vesta (Lestis) der Herd ist das Bild der Natur, die vom
Feuer in ihr erwärmt und befruchtet wird. Sie ist die Gattin des Feuer?,

Die Symbolik des Schleiers,
sie ist daher völlig verhüllt gedacht, denn sie ist ihm allein geweiht; vvn ihr sind nur das Abbild die Priesterinnen, welche Vestalinnen heißen. Diese gingen in tiefe Schleier verhüllt. Sie gehören keinem Manne an, sie sind dem Feuer der Vesta vermählt. Jeder Verkehr mit Männern wird als Ehebruch angesehen und bestraft. Dafür galten sie (es waren vier oder sechs) als die höchst geehrten Matronen des römischen Staats. Man feierte an ihnen die Häuslichkeit des Volksherdes selbst. Sie waren unverletzlich. Sie schützen vor Gewalthat. Ihr zufällig Begegnen macht den Verbrecher straflos. Der Consul weicht ihr aus und läßt die ?a8OS8, die Zeichen seiner Macht, vor ihr senken; freilich wurde eine Vestalin, die ihren Schleier andern aus irdischer Liebe enthüllt hat, lebendig begraben. Doch geschahen auch Wunder, uni eine in üblen Verdacht Gerathene zu retten. Nach dreißigjähriger Dienstzeit hatte Aemilia das Jener verlöschen lassen. Größere Uebelthat gab es nicht, aber die Göttin rettet ihr unschuldige Dienerin. Das Feuer entzündet sich wieder am Zipfel ihres Kleides, ohne diesem selbst Schaden zu thun. Als eine andere Vestalin, Tuccia war ihr Name, in gleicher Noth war, so bewies sie ihre Unschuld, daß sie mit einem Siebe Wasser schöpfte; das Wasser floß nicht hinaus, sie brachte es so in den Tempel.

Jede römische Ehefrau galt als Vestalin des Hauses. Wie die Priesterin am Herde des Wcltfcuers diente, so die Matrone am eignen Herd. Sie trug daher gleichfalls den Schleier und zwar ein Flammeum. Er war nämlich feuerfarben (röthlich oder gelb), weil er ja die Ehe mit dem Herdfeuer abbildete. Es legte ihn die Braut am Hochzeitstage an. Damit war ihre Treue gegen den einen Ehegatten besiegelt. Sie war ihm allein enthüllt.

Schön ist die Erzählung, die uns Homer von der Lcukothea mittheilt. Sie sah den Odysseus im Schifsbruch mit den Wellen ringen, da sprach sie zu ihm:

. „Ta umgürte Dich schnell mit diesem unsterblichen Schleier
Unter der Brust und verachte die Schrecken des Todes,
Aber sobald mit den Hände» das feste Land Du berührest,
Wirf alsbald den Gelösten zurück in die dunkele Mecrflulh
Fern hinweg vom Gestade mit abgcwandtem Nntlip."

Der Schleier wird also das göttliche Schwankleid für den Odysseus. Man findet die Sage aufgehellt, wenn man die Lcukothea, welche weiße Göttin heißt, wie eine Schwanjungfrau ansieht, die ihr Schwankleid an- und ablegen kann, um als Göttin oder als Schwan sich zu zeigen. Das Kleid ist der Schleier, Odysseus schwimmt mit ihm wie ein Schwan durch die Wogen. Er mnß den Schleier zurückgeben, aber rückwärts, um das Geheimniß nichr zu schauen. Ter Schleier ist der Weihebund mit dem Göttlichen. So erzählt ein Märchen von drei verwünschten Jungfrauen, daß sie an den Weiher kamen, dort ihre Schleier ablegten und als Enten schwammen. Was hier vom Schleier erzählt, gilt sonst vom Schwanenkleid. Ein Jüng-

li»g hat cms geraubt, als Schwanjungfraucn dies ablegten. Ta muß die ihm folgen, der es gehörte. Sie bleibt sieben Jahr als Gattin bei ihm; da zeigt er es ihr, sie aber stiegt davon und kehrt nicht zurück. Ter Gatte stirbt aus Gram. — Die Schwanjnngfrcmen find in der deutschen Volkssage in weiße Gespenster umgewandelt, und tragen desgleichen weiße Schleier. Im Ober-Elsaß sollte ein Knabe Enten nach Hause treiben und fand ein weißes Mädchen mit dem Schleier, was sonst eine Ente war. Denn aus Schwänen waren Enten, aus Göttinnen Gespenster geworden. In Schwaben nannte man darnm eine gespenstige Erscheinung das Schleicrweible; lehrreich ist, daß ein solches Gespenst außer dem Schleier in einer badischcn Erzählung noch eine goldene Haube trägt, gleich einer gespenstigen Nonne, die Schleier und das Krvnchcn miteinander trug. „Fräulein Laura" in Oberfchwaben kommt weiß wie Wachs mit langem weißen Schleier herab und Niemand kann ihr Angesicht sehen. So pflegte anch die sagenhafte Bertha in Solvthurn mit lang nachwallendem Schleier zu erscheinen. Der Schleier ist überall das Symbol der göttlichen Angehörigkeit in gutem wie in bösem Geist, wie Engel und Tews Flügel kragen. Ten Mensche» ist weder die eine noch andere Erscheinung offenbar. Der Schleier verhüllt den Menschen das göttliche Geheimniß, Dahin deutet auch eine italienische Sage, in welcher der Held Guerrino eine Tochter des Kaisers erhalten soll, aber er muß wählen. Tie eine heißt Potcnzia und hat goldene Locken, die andere Eleutheria, deren Haar wie Silber glänzt; Beide sind dicht mit Schleiern umhüllt. Findet Guerrino die Potenzia, so erhält er sie zur Frau, wenn nicht, verliert er den «opf. Die Sage hat politischen Inhalt. Potenzia ist die Macht, Elcntheria die Freiheit. Dem Freunde das Kvnigthums giebt er die Tochter; wer die Freiheit will, verliert den Kopf. Guerrino hätte es nicht rathen tonnen; da hilft ihm eine Wespe, deren Leben er gerettet, nnd zeigt ihm in der Berhüllung die Potenzia, damit er sie wählen kann.

III.

Aber nicht blos Gattinnen, auch Männer tragen den Schleier als ein Zeichen göttlicher Weihe. Ter Orden von EleusiS im alten Griechenland hatte offenbar zum Mittelpunkt seiner Lehre Weihe an die Gottheit in der Natnr. Seine Eingeweihten gleichen den Vestalinncn; sie waren wie diese verlobt mit der Gottheit, daher migen die Priester einen Myrthcnkranz, und alle Eingeweihten einen röthlichen Schleier.

Seltsame Bilder erscheinen auf Münze». Auf einer Erzmünze von Sala in Phrhgien ficht man einen Minervenkopf und ein in ein langes Gewand verschleiertes Knäbchcn, wahrscheinlich Erechteus, den athenischen gcheimnißvollen Ahnherrn.

Auf einer Münze von Askalvn sind die Kabiren, die mystischen Götter von Samothracc, in dichte Schleier eingehüllt.

Die Symbolik des Schleiers.
Ovid hat die merkwürdige Erzählung von einem uralten Bilde des römischen Königs Servius Tullius, welches im Tempel der Fortuna sich fand und ganz verhüllt war. Der Dichter sagt, er wisse nicht, was es bedeutet! er führt mehrere Auslegungen an, es paßt keine von ihnen, aber der Mythus ist nicht dunkel. Fortuna Halle mit Servius einen Liebesbund geschlossen. Wie die Vcstalin verschleiert wegen ihres Bundes mit der Gottheit — und die elcusifchen Eingeweihten wegen ihrer Weihe an die Götter — so trug Servius den Schleier der Brautschaft mit der Fortuna, die, wie Ovid sagt, in dem Einen nicht blind war, als sie den Servius liebt. Die Römer verhüllten überhaupt bei jedem Opfer das Haupt mit einem röthlichen Schleier, nicht blvs um dem Aeueas oder Diomcdcs nachzuahmen, welche, um von den Feinden nicht gestört zu werden, das Angesicht verhüllt hatten, wie manche schreiben, Virgil der Dichter meint selbst, es sei darum geschehen, daß kein feindlich Angesicht das heilige Opfer störe; man meinte Wohl, daß die Andacht durch fremden Anblick keine Störung erleide, wie die frommen Israeliten am Versöhnungstag zumal ihr Haupt ganz in den Gcbetmantel hüllen, um nicht abgezogen zu werden.
Das trifft aber hier nicht zu. Die Verhüllung bedeutete nur die völlige Weihe an die Gottheit und die Abkehr von allem Menschlichen. So erscheint der Kaiser Augustus als Pontisex verhüllt und dadurch vergöttert aus einer Münze. Ebenso der Kaiser Commodus unter einem Baum, Severus an einem Altar, Caracalla an einem Dreifuß opfernd. Wenn man erzählt, das; solche Verhüllung nicht beim Opfer au deu Saturn geschah, so darum, weil Saturn oder Chronos selbst verhüllten Hauptes erschien und man dem Gotte nicht gleichen wollte. Chronos trug aber den Schleier wegen des Dunkels der Zukunft.
Auch im Tempel des Herkules trug man keinen Schleier; man sagt, weil er selbst unbedeckten Hauptes war, aber Herakles hat selbst über seinem Haupte auf einer alten Vase einen wehenden Schleier, um damit seine Vcrgötterung anzuzeigen. Denselben Brauch hatten die römischen Kaiser alle auf ihren Münzen bis auf Eonstantin den Großen. Roch dieser meinte dies Zeichen der Vergötterung uöthig zu haben. Erst als das Christentum sich befestigt hatte, trat an die Stelle des Schleiers eine Hand, die aus den Wolken reichte, um dem Kaiser die Krone aufzusetzen.
Da römische Kaiser und große Herren Macht genug haben, sich selbst zn Göttern zu machen, so ahmten das auch die Kalifen von Bagdad nach. Der jüdische Reisende Benjamin von Tudela sah mit Staunen den Scbmuck eines Schleiers am Haupte des Kalifen — und es kann keinen anderen Sinn haben, wenn der englische Reisende noch in diesem Jahrhundert den Emir von Amadia im nördlichen Knrdestan beim Ausreiten sein Haupt verhüllen sah. Er schien seine kleine Souveränetät so hoch anzuschlagen wie die des Kalifen. Das ereignet Kleinen nicht selten, wie es Hcrodes Antipas gefiel, sich mit dem Schah von Persien zu vergleichen.

-— Paulus Cassel in Berlin,
Und nicht blos Männer trugen solche Schleier als Zeichen göttlicher
Bünde, sondern auch heilige Stätten und Städte.
Ein Schriftsteller sagt: Tie Alten meinten nirgends ihre Lehre offen-
baren zu dürfen, nicht einmal die Schuhmacher thaten dies, sondern verbergen
sie theils in Sagen theils in Symbolen „wie sie mit Schleiern die
Geheimnisse der Tempel umgeben"; aber es war dies nicht blos ein
Verbergen, sondern ein Weihen. Was man den Menschen verhüllt, glaubte
man der Gottheit geweiht. Es werden daher Schleier erwähnt, welche die
Bildsäulen des Jupiter und der Diana von Ephesus einhüllten. In
Aegypten wurden die Heiligthümcr mit goldgestickten Vorhängen umgeben.
Daraus hätten die Reisebeschrcibcr sich die eigentliche Beschaffenheit der
Kaaba in Mekka deuten können; sie ist mit einem schwarzen Schleiergehänge
umgeben, das jedes Jahr erneuert wird. Sprüche sind darin eingewebt.
Man nennt es Kesua.
Ter Kalif Motcassim wollte seine eigene Kaaba haben und hatte daher
an der Schwelle seines Thronsaals im Palaste zu Bagdad einen schwarzen
Stein einfügen, den Alle Kommenden küssen mußten, und einen schwarzen
Schleier anbringen lassen, wie er in der Kaaba von Mekka vorhanden ist.
Auf den Münzen vieler Städte des Alterthums erscheint der Genius
der Stadt, eine Göttin mit dem Schleier, wie Alexandrien. Hierapolis.
Lissabon, Palermo, auch Rom und viele andere. Ter Kopf ist zuweilen
noch mit Lorbeer und Thürmen geschmückt, wie eine Münze von Sardes zeigt.
Eine Münze von Lilibäum zeigt die Gestalt mit einer Mauerkrone. Es
ist die Weihe der Stadt an die Gottheit.
Auf Bildern findet man oft genug Moses mit Hörnern abgebildet.
Es ist das ein seltsam Wortspiel. Mit demselben Namen bedeutete man in
der alten Sprache das Horn und den Glanz. Als Moses vom Berge Sinai
kam, leuchtete sein Angesicht; sogar Aaron und die Aeltesten konnten den
Glanz nicht ertragen und er nahm einen Schleier, um durch denselben mit
den Kindern Israel zu reden. Wenn er in der Stiftshütte vor das An-
gesicht Gottes ging, nahm er ihn ab, wenn er hinaustrat legte er ihn an.
Es war das kein Gleichnis; zn den Hauptmnhüllungen der römischen
Priester, die gerade beim Opfer sich verhüllten, aber auch auf dem Glanz
allein ruht nicht das Symbol der Stelle. Der Schleier Moses ist das
verhüllte alte Testament. Ter Glanz leuchtet hindurch, denn der Schleier
will nicht verbergen was dahinter ist, sondern ahnen und suchen lassen, was
göttlich ist. Das Gesetz ist den Menschen gegenüber Buchstabe, aber Gottes
Liebe ruht auf ihm im Geist, dessen Durchschimmern überall sich offenbart.
Der Kirchenvater Augustin hat das schöne Wort: „Die Schleier geben die
Heiligkeit des Verborgenen; den Heiligenden werden sie gelüftet; die Spötter
der Schleier (der Symbole) werden auch ans der Nähe der Schleier Ver-
trieben. Weil wir also zu Christus übergehen, mag der Schleier fallen."
„Und siehe," heißt es im Evang. Matth. (27, 31), „der Vorhang des

Tempels zerriß in zwei Theile von oben bis unten!" Weshalb riß er als
Jesus gestorben war: Es war die Zeit der Verhüllung vorüber, die Zeit
der Erfüllung war angebrochen. Was kaum der Priester sonst schauen durfte,
Allen war es offenbar. Nicht Auserwählte und Eingeweihte waren allein Gott
geweiht, Alle waren es nun — anch Arme und Kinder und Sünder konnten
das Auge erheben. Nicht ein Volk trug den Schleier, als ob es Gott allein
angehörte; — alle hatten das Recht durch die Liebe, welche die Trennungen
aufhob. Der Zaun zwischen ihnen riß — wie der Vorhang vor dem Aller-
heiligsten sich spaltete. Der Schleier vor Moses Angesicht bedeutete die be-
sondere Wendung Israels zu Gott; der Vorhang des Tempels riß, weil in
Christus Alle den Einen sehen konnten.
Allerdings war auch in den Kirchen Christi von einem Vorhang die
Rede. Man nannte ja das Abendmahl ein Mysterium. Lange Zeiten ward
es in der Verborgenheit gefeiert. Kein Ungeweihter, kein Unreifer wurde
zugelassen. Das meinte der Kirchenlehrer Cyrillus, wenn er sprach: „Es
mögen Alle wissen, denen die Mysterien des Heilandes vertraut sind, daß
sie keinen noch Unreifen innerhalb des heiligen Vorhangs einlassen und keinen
Neophyten zu den göttlichen Mahlen zulassen." Allerdings steht Allen der
Tempel Christi offen, aber es kommt nur im Geiste hinein, wem der Schleier
gerissen ist. Es geschieht das nur dem Glauben, der das Göttliche im Geiste
sieht. Wer nur den Buchstaben greift — dem verhüllt noch der Vorhang
die Wahrheit. Der sieht nur das Gleichniß, aber der Sinn ist ihm verborgen.
Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß, aber darauf bauen wir keine Hoff-
nung, sondern wir schreiten, wie der Apostel sagt i,Hebr. 6, 19), in das
Innere des Vorhangs, wohin Christus vorangegangen ist.

IV.

Wir kehren zu dem Schleier der Frauen in der christlichen Welt zurück.
Eine der merkwürdigsten Stellen über die Symbolik des Schleiers ist, was
der Apostel an die Korinther (11, 1) im ersten Briefe schreibt. Ter Mann,
wenn er betet oder verkündigt, soll nichts auf dem Haupte haben im Gegen-
satz zu den Juden, die das Haupt bedeckten, denn das entblößte bedeutete
die Freiheit vom Gesetz, das bedeckte , die Knechtschaft unter das Gesetz,
die Frau wenn sie betet oder lehrt, soll aber ihren Kopf verhüllen. Denn
so lehrt er, Christus ist das Haupt des Mannes, der Mann aber das Haupt
des Weibes. Der Sinn ist, daß der Mann zugewendet ist Christo, die Frau
ihrem Mann; also auch soll nur der Mann ihr Angesicht unenthüllt sehen,
nicht das Volk, unter dem sie betet oder lehrt. Und wenn sie allein betete,
soll sie das Haupt verhüllt haben um der Engel willen. Was nur ihr Mann
sehen soll, dürfen auch die Engel nicht schauen. Man sieht, es ist in dieser
Lehre des Apostels die höchste Weihe des Brautschleiers, wie sie durch die
Völker ging, völlig vorhanden. Man hat ihn nur darum nicht verstanden, weil
man den Brauch des Schleiers überhaupt nur äußerlich und blos als Schutz gegen

die Verführung angesehen hat; der streng, aber etwas polizeimäßig sittliche Tcrtullian ist ein Beispiel davon. Er hätte einsehen können, wie Andere zu feiner Zeit gcthan haben/ daß der Apostel nur vvn Ehemännern und Ehefrauen redet, er spricht! „Der Mann ist des Weibes Haupt, die Frau ist des Mannes Ehre," Ter Kirchenvater will das nicht zugeben und was von der Ehefrau gilt, auf die Jungfrauen übertragen. Er will, das; „wie sie auf der Straße sich nicht entblößen, so dies auch in der Kirche nicht thun", aber das Verschleiern war überhaupt geweihte Sitte für die Frauen allein: für die Jungfrauen und im sonstigen Leben war es Mode oder Scham und söge« nannte Zucht. Auf diese lebte legen aber die Kirchenlehrer einen besondern Werth. Tie Büßenden und ans üblem Leben wiederkehrenden mußten Schleier tragen svolmn poenitsnkms), wie sie entweder die Haare abschneiden oder ungeordnet (!) tragen mußten. Aber jeder dieser Schleier war unterschieden vom Nonucnschlcier, welcher der Heilige hieß («SOrnm velaraen). Sclion Tertnllian berichtet von Frauen, „die sich Gott zum Gatten wählen". Ties thaten alle Nonnen. Sowohl bei dem Mönchthnm wie bei den Nonnen-schwesterschaften sind Volksbräuche der Völker, unter denen sich das Christen-thum ausbreitete, in gewisser Weise Vorbilder gewesen. An die Vestalinuen der römischen Welt knüpfte sich der Bund der Nonnen. Was jene waren, Bräute der Gottheit, waren auch diese, nämlich Bräute Christi: die Vestalinuen waren eben römisch national, die Nonnen nach der Lehre Christi allen Völkern gehörig. Tie besaßen die Ehre jener, sie übten die Jucht des reinen Lebens wie jene. Was für jene Vesta war, galt für diese Maria. Tie Vcstalinncn waren verhüllt, als verlobt dem heiligen Feuer allein, so auch die Nonnen. Wir haben schon oben berührt, daß der Schleier der Vestalinnen als Verlobten des Feuers eine Purpurfarbe hatte, ähnlich trugen es die Matronen, ähnlich die Eingeweihten der clcusinischen Mysterien — und ebenso war die Farbe der Nvnnenschleicr purpurn (mlors r>ur» pures), wie sich ausdrücklich der angesehene katholische Schriftsteller Thomassin ausdrückt. Doch gab es anch Ausnahmen. In den, Leben der heiligen Nosfelina wird die Einweihung in schöner Symbolik ganz wie bei der Ver-mählung einer weltlichen Braut geschildert. „Der Bischof der Diöccse legte der zu weihenden Jungsran einen schwarzen Schleier an, dann setzte er ihr einen Blumenkranz auf (was bei andern ein Krönchcn, mitrolla war>: dieser so Geweihten steckte der Bischof den Ring an den Finger, ohne welchen sie nirgends erscheinen kann und der ihr sammt dem Schleier genommen werden kann, sobald sie ein Vergehen begangen. Der schwarze Schleier war aber neuere Sitte. Tie Legenden selbst osfcnbaren, wie sehr die alte Erinnerung an den Bund der Pestalinncn mit dem Feuer sich bewahrt hat. In Cataim in Sicilien wird die heilige Agatha verehrt. Alte Berichte erzählen, daß bei einem Ausbruch des Aetna, der mit glühender Lava die Stadt bedrohte, das erschrockene Volk den Schleier nahm, womit ihr Grab bekleidet war, und ihn dem Feuer entgegenhielt. Da stand das Feuer sip«, I,mn

ststit iAui äivlsus). Am Aetna wurde wahrscheinlich Vesta unter dem Namen der bona den verehrt, die gute Göttin, daher der Name Agatha. Da wo das gute Feuer sich offenbarte, bekehrte sich die heilige Lucia, die vom Licht benannt wurde. (Vgl. meine Studien über Dante in Literatur und Geschichte p. 100.)

In einer basischen Sage aus Villingen im Schwarzwald wird erzählt, daß die „sogenannte Wanne" ein alter Krater sei : dort soll einmal ein glühender Feuerstrom ausgebrochen sein und die Stadt bedroht haben. Seitdem hat man das Bild der heiligen Agathe aufgestellt, die davor schütze. Aber das trat bei ihr nicht allein ein; auch auf dem Grabe des Hamburger Erzbischofs Rimbert lag ein Schleier; auch dieser erwies sich als unverbrennlich; denn als eine brennende Lampe auf den Schleier siel, verletzten die glühenden Funken den Schleier nicht im Geringsten. Als man die heilige Emerita auf einem Scheiterhaufen verbrannte, blieb doch der Schleier unversehrt. Der heilige Schleier der Märtyrerin Ludmilla von Bojcna ließ sich nicht verbrennen. Man erinnert sich, daß die Göttin Vesta in der römischen Legende einer Vestalin, der ohne ihre Schuld das Feuer verlöscht war, dieses an ihrem Schleier wieder entzündete, ohne daß er darunter litt. Auch andere Wunder zeigen sich an Nonncnschleiern; als die htilige Brigida von dem irischen Bischof Mcl den Schleier empfing, ward ihr Auge geheilt. Wie Mel diese als Heilige an einer Taube erkannte, die von oben auf sie herabflog, so brachte der heiligen Adelgunde eine Taube sogar den Schleier mit. Als der irische Apostel Patricius, wie die Legende erzählt, vier Jungfrauen auf einem Stein mit dem Schleier „dem himmlischen Bräutigam" (sponsori ««elesti) verlobte, so prägten sich die Füße der Mädchen in den harten Stein ein. Ter Ort heißt Tedna, wo dies geschehen war.

Während manche Frau, wie die heilige Rictrudis, gewaltsam und gegen den Willen der königlichen Verwandten den Schleier nahm, so wurde er nicht Wenigen, auch Kaiserinnen von Byzanz, aufgedrängt. Tausende haben ihn mit falschen Lüsten deswegen entweiht, mehr noch ihn mit Thränen benetzt. Nicht Tauben, fondern gewaltthätige Väter und Vormünder haben den Schleier gebracht. Ich gedenke noch des eigenthümlichcn und lieben Mädchens, das Reichthum und Jugend und, was noch mehr war, ein tiefes empfindungsvolles Herz im Kloster verlor. Die Eltern waren ans protestantischen Häusern, aber der Vater schon lange im Herzen katholisch. Jesuiten verkebrten in seinem Haus. Endlich ging er mit seinem Weib, die ein tiefes Leiden hatte, nach Tyrol und nahm mit ihr öffentlich das katholische Bekenntnis an. Der ?vchter ließ man eine scheinbare Freiheit. Man erwies eine große Liebe. Man duldete, daß sie in Dietendorf confirmirt ward. Wenn ich mit ihr am gastlichen Tische ihrer Eltern war, sprach ich zu ihr in Gegenwart ihrer Eltern: Nun, Marie, jetzt sind wir nur noch die einzigen Ketzer im Haus. Aber nur ein Jahr dauerte das Spiel. Da war sie nicht mehr da. In einem Kloster legte man ihr den Schleier an. Ich weiß nicht, Wo sie ist, und ob sie noch unter ihm lebt.

Was von dcn Nonnen galt, scheint ähnlich auch bei Mönchen an manchen Orten der Brauch gewesen zu sein. Thomas von Canterbury, ein Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts, berichtet, daß bei der Ordination eines Mönches der Abt die Messe saug und drei Gebete über ihn sprechen muß. Tann verhüllt er ihm das Haupt für sieben Tage, am siebenten nimmt er dcn Schleier hinweg.

Tiefe Ordination war gleichsam eine neue Taufe, denn so, wie Augustin berichtet, behandelte man auch den Neugetaufteu,

Auch die weltlichen Schleier, welche die Ehefrauen im deutschen Mittelalter trugen (ris?, sloir) hatten eine röthliche und gelbliche Farbe. Die Sittenprediger ärgerten sich an dem Luxus, der mit ihnen getrieben wurde. Schlimm genug, wenn sogar Minnesänger wie Ulrich von Lichtenstein, in Frauenkleidern Schleier trugen, um zu täuschen, was noch übler war, als was Nero thnt. als er in seinem Kaiserrausch, um wie ein Weib zu scheinen, ein Flammeum. dcn rvthlichcn Schleier, anlegte. Gegen diese Mode war man besonders crbittcrt. Ein Schriftsteller sagt! „Wenn der Kamin brennt, so sieht man das an der rothen Farbe, die da ist oder da war; und diese safrangcfärbtcn Gebende (Schleier) sind das Zeichen, daß das Feuer der Ucppigkrit brennt oder brannte, und au diesem Zeichen erkennen die Männer die leichtsinnigen Frauen nnd stellen ihnen nach." Andere schrieben, man möge solchen Luxus den Jüdinnen überlassen. Mit deren Schleiern hatten sich bereits die Päpste beschäftigt. Papst Nicolaus befahl, daß sie bw.u-gcstrcift sein müssen. Papst Paul IV. bestimmte, daß sie grau seien. Der Rath Casparson in Cassel meinte im Jahre 1785: „Tie übertriebene kostbare Kleidung, in der sich Putzmacherinnen, nnd dieses nach jeder neuen Mode, am Sabbath zeigen, ist ein Luxus, der unsere Weiber nnd Töchter verführt und unseres Hausvaters Beutel fegt. Sonst halte ich die Inden anch für Menschen." ... Es ist ein sehr gütiger Herr, der Herr Rath, aber ein schwacher Hausvater gewesen und ein gar geringer Frauenkenner, der glaubt, seine Tochter und Frau müßten erst verführt werden, um Freude an Putz und Schleiern zu habeu.

V.

Maria erscheint auf alten Mosaiken als Jungfran abgebildet ohne Kind, aber dcn Kopf verschleiert. Eigcnthümlich ist die Volkssage, die sich an diesenISchleier anschließt. Es muß, heißt es, am Sonntag, zumal am Ostersonntag die Sonne scheinen, damit Maria ihren Schleier trocknen könne. Allerdings von den vergossenen Thräneu, die jener Freitag sie gekostet hat. Es wäre ciue kunstgewerbliche Aufgabe, die Gattungen nnd das Gewebe der Schleier geschichtlich in Bildern altcr und ncuer Zeit zu studiren. Es treten doch Unterschiede heraus, wenn mau das Bild von Salmeggia betrachtet, auf welchem Adelaide, die Gemahlin des Herzog? Lnpus von Bergamo, mit Krone nnd langem Schlcicr abgebildet wird — und damit den

Ronnenschleier vergleicht, den die heilige Adelgunde bon der himmlischen Taube (bei Callot) erhält. Tie heilige Bova hat als Abzeichen einen Schleier; — der Arm des Ritters, der ihn rauben wollte, verdorrte, und die Geschichte Klosternenburg knüpft sich an einen Schleier, den die Frau des Markgrafen Leopold (s 1189) verlor, weil er dort das Kloster baute.

Ich bin nicht im Stande, von der Technik der Schleierkunst etwas näheres zu sagen. Die Unterschiede der Flor-, Petinet-, Blonden- und Tüllschleier mögen Kennerinncn tiefer bcurtheilen. Ich weiß, daß in meinem speciellen Heimatland Schlesien der Hauptsitz der Schlcicrmanufactur war, zumal in der Gegend um Hirschberg. Von dem lateinischen Namen Vslum leiten sich volksthümliche Ausdrücke in Oberdeutschland als Weiler, in Niederfachsen als Feyle ab. Die Farbe war, wie schon oben bemerkt, meist gelb. „Tie heilige Elsbeth," heißt es, .wollte keiner Hände floyr winpeln oder sloyr gegilwen noch geverwen." Es gab dicke und dünne Schleier; die letzten trugen auch den Namen Klar. Schwarze Schleier trug man in der Trauer (Flor), wie Namler dichtete: „Dich rufen junge Wittwen an im hochbetrübten Schleier." Doch hatte der Schleier nur die Farbe der Betrübnis;, wie manche junge Wittwen selbst. Die Fabrikantinnen der Schleier nannte man Schleierfrauen, deren es mehr gab, auch in der Theologie, wie Schleiermacher.

Unsere Zeit hat wenig Sinn für Symbolik. Ihre sogenannte Praxis dörrt alle Poesie aus, bis auf die industriellen Reime. Es mag sie mehr intercssircn, in Wie weit der Gebrauch des Fabrikats zurückreicht, wie der des Symbols, und ist doch der Ernst desselben bedeutungsvoll für das ganze sociale Leben. Valerius Maximus erzählt, ein alter Römer habe sein Weib tödtcn lassen, weil er sie ohne Schleier gefunden. Diese Strenge gehört zu dem Pharisciismus der Männer, den sie sich bis auf den heutigen Tag gegen die Frauen erlauben. Die unverschleierte Europäerin ist trotzdem so treu, wie das Kind des Islam. Um treue Frauen zu haben wird man keinen Harem schaffen. Der Schleier ist ein Symbol, kein Gesetz.

Trotzdem hat der Schleier, den die Braut an ihrer Hochzeit trägt, seinen Werth nicht verloren. Nicht die sinnliche Verhüllung vor der Welt wird verlangt, aber die geistliche. Treue öffnet sich noch immer nur dem, dem man angehört. Die Liebe hat nur Herz und Auge fiir den Einen. Ehen werden nur glücklich — wenn Beider Herz sich allein offenbart — anderer Lust und Genuß verhüllt ist. Weihe der Treue gegen die Gattin, gegen menschliche und göttliche Liebe, das ist die Symbolik des Schleiers.

Das Kreuz der Siebe.

Novelle
von
Hermann Friedrichs.

— Mcssina. —

I.

m Fuße des Aetna in der Nähe des Badcstädtchens Acireale stehen inmitten fruchtbarer Vignen noch heute die Reste eines schloßartigen Gebäudes auf saracenischcn Grundmauern.

Hier saßen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die letzten Nachkommen der Edeln di Frascani, welche einst auf Sicilicn reich begütert gewesen waren. Zur Zeit bestand die Familie nur noch aus Mutter und Sohn, und der große Grundbesitz war bis auf dieses Landgut in andere Hände übergegangen, da namentlich Großvater und Vater des jetzigen Stammhalters nicht zu wirtschaften verstanden hatten.

Dieser, Salvatore di Frascani, bis zu seinem zwölften Jahre unter der Obhnt eines alten Geistlichen, Pater Pancratius genannt, aufgewachsen, war dann nach Rom in ein Jesuitcn-Collcg gebracht worden. Tort sollte er, der damaligen Sitte gemäß, bis zu seiner Mündigkeit erzogen werden und gleichzeitig den Wissenschaften obliegen.

Als jedoch kaum vier Jahre nach seinem Eintritt in das Colleg sein Vater starb, rief die vereinsamte Mutter ihn nach Hause, wo Beide nunmehr ein stilles Dasein führten, ohne weiter um das Leben der Außenwelt sich zu kümmern, niit dem der Verstorbene in regen Beziehungen gestanden hatte.

Die einzige Verbindung, welche die Herrin von Frascani aufrecht erhielt, war die mit einem in Palermo ansäßigcn Scitenzweige des Geschlechtes. Allein auch dieser Verkehr blieb ausschließlich auf den Austausch von Briefen

beschränkt, die hin und wieder allerdings zn neuen Gedanken Anregung gaben und die Einförmigkeit des Daseins weniger fühlbar werden ließen.
Im Uebrigen beschäftigten sich Mutter und Sohn viel mit religiösen Dingen und sahen die geistlichen Herren von Acireale gern bei sich zu Gast.
Die einzige nennenswerthe Abwechselung in dieses zurückgezogene Leben brachte für den Jüngling feine Milchschwester, die Tochter seiner Amme, welche in Acireale wohnte.
Maria und Scilvatore waren zusammen aufgewachsen und zwar in so innigem Verkehre, daß das Mädchen dieselbe Erziehung und denselben Unter- vicht genossen, wie der junge Adelige.
Dies änderte sich zwar mit dessen Abreise nach Rom; allein die Kleine hatte soviel geistige Nahrung in sich aufgenommen, daß sie fortgesetzt aus den weisen Lehren des Paters Nutzen zn ziehen wußte; und dieser beschäftigte sich auch jetzt noch gern mit ihrer weiteren Ausbildung, indem er ihr durch interessante Gespräche und Bücher mannigfache Anregung zu neuen Ideen gab, ohne ihren Geist zn knechten.
Vor Allem — und schon das allein erhob die Tochter der Amme nicht nur hoch über die Mädchen ihres Alters, sondern auch über ihre bereits er- wachsenen Standesgenossinnen — hatte sie lesen und schreiben gelernt. So zwar, daß die wenigen Leute, welche in Acireale überhaupt schriftliche Mit- theilungen empfingen und erwidern mußten, sich bald an sie wandten, statt, wie üblich, den Priestern ihr Vertrauen zu schenken.
Marias Mutter besaß, außer einem Hause nebst Obst- und Weingarten, ein kleines Baarvermögen, welches Beiden gestattete, unabhängig zu leben. Wenigstens war das Mädchen nicht genöthigt, für Geld schwere Arbeiten zu verrichten. Sie beschäftigte sich meist in der mütterlichen Haushaltung, auch wohl mit kunstvollen Handarbeiten, namentlich aber mit Lesen. Wo und bei welcher Gelegenheit auch immer sie ein Buch entdecken mochte, da bat sie das- selbe von dem Besitzer sich aus.
Die meisten Bücher lieferte ihr das nahegelegene Catania. Ihr früh verstorbener Vater stammte von dort, und Maria ging 'oft hinüber zu be- freundeten Familien.
Wie in geistiger Beziehung, so übertraf sie die Mädchen ihres Ortes auch in körperlicher; denn während diese in den Vigncn der großen Grund- besitzer ihr tägliches Brot verdienen mutzten, hatte Maria Zeit, ihren Körper zu Pflegen.
So entwickelte sie sich während der vierjährigen Abwesenheit ihres Milch» bruders zur schönsten Jungfrau der Gegend, und die männliche Jugend schaute um so verlangender nach ihr aus, als sie keinen derselben ihrer Beachtung iverth hielt.
Man bezichtigte sie deshalb des Stolzes, und stolz war Maria auch.
Stolz nicht im gewöhnlichen Sinne und auf ihr Aeutzeres, sondern auf ihr

Inneres und auf ihre Bildung, die sie größtentheils der eigenen Willenskraft verdankte.,

Sie schritt bald so selbstbewußt dahin, wie eine hochgeborene Signoriua, und harrte eigentlich nur der Rückkehr ihres Gespielen, um sich an seiner Seite ganz wie eine solche zu geberden.

Die ersten Monate seiner Abwesenheit hatten ihr kindliches Herz mit Bitterniß erfüllt, namentlich, weil sie nur oberflächliche Nachrichten über sein Ergehen erhielt.

Salvatorcs Eltern nämlich, insbesondere seiner Mutter, ward das Mädchen durch sein tägliches Erscheinen im Schlosse bald lästig. Sie ließen dasselbe meist schon im Vorzimmer kurz abfertigen, und die Ammcntochter war bald zu zartfühlend, fernerhin sich aufzudrängen.

Um so häusiger besuchte sie nun ihren alten Freund und Lehrer, welcher ebenfalls in Acireale wohnte. Maria ward nicht müde, mit ihm über den Abwesenden zu sprechen, und da sie als Mädchen nicht selbständig an den Jesuiten-Zögling schreiben durfte, so bewog sie hierzu den Pater, so oft sich Gelegenheit fand, Briefe zu befördern. Tiefen fügte sie eigenhändig ihre Grüße bei und berichtete treulich über ihre kleinen Freuden und Schmerzen.

Salvatore ging hierauf um so lieber ein, als er, der strengen Schul- > ordnung ungewohnt, die Gespielin oft vermißte und im Geiste gern sich zurückversetzt dachte in die Freiheit der Kinderjahre.

Sv blieben Beide durch die Vcrmittelung des leutseligen Paters auch während der vierjährigen Trennung wie Bruder und Schwester geistig mit einander verbunden.

Ter letzte Frascani hatte während dieser Zeit nicht minder stattlich sich entwickelt als das Mädchen, und Beider Erstaunen war gleich groß, nun sie beim Wiedersehen plötzlich entdeckten, daß sie den Kinderschuhen unbemerkt entwachsen waren.

Dieses Wiedersehen fand erst am Abend des zweiten Tages nach Salvatorcs unverhofft früher Heimkehr im Park des Schlosses statt und zwar unter vier Augen.

Der Jüngling würde vom Grabe feines Vaters sofort zu Maria geeilt sein, wenn die gestrenge Mutter ihm nicht angedeutet hätte, daß ein Frascani keine unter ihm stehende Person, vor allem keine weibliche, durch einen öffentlichen Besuch ehren dürfe.

Salvatore dachte hierüber nun zwar anders; allein er wagte doch nicht seiner Mutter gleich während der ersten Tage zu widersprechen, und harrte mit Sehnsucht der Stunde, da Maria entweder selbst in's Schloß kommen oder doch von sich hören lassen werde.

Einen Gruß hatte er ihr bei seiner Ankunft durch Pater Pancratius übermitteln lassen, welcher, dem Wunsche der Herrin gemäß, bis Messina ihm cntgegengerittcn war.

In der Hoffnung, Salvatore heimkehren zu sehen, war das Mädchen

an diesem Tage bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Nähe des Schlosses
geblieben; doch erreichte sie ihren Zweck nicht, da die Ankunft des Ersehnten
erst kurz vor Mitternacht erfolgte.
Nun harrte Maria nach Empfang seines Grußes am Morgen stündlich
auf sein Erscheinen und begriff nicht, warum er auch am zweiten Tage noch
imner zögerte, sie zu besuchen.
Hierüber nach Gründen forschend, kam ihr dann plötzlich die Ahnung,
daß seine Mutter ihn zurückhalte; und da sie dies nicht ihn, den Unschuldigen,
entgelten lassen durfte, so machte sie sich in der Dämmerung des Abends
zagend auf den Weg nach Frascani, um Salvatore wenigstens flüchtig zu
begrüßen.
Im Park des Schlosses trafen Beide an einer Bicgnng des Weges un-
erwartet früh zusammen, starrten sich eine Weile erschrocken an, fielen
sich dann aber, von einer gleichzeitigen inneren Negung überwältigt, in die
Arme, bevor noch ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden war.
Die jungen Herzen beseelte mit einem Male jenes unbeschreibliche Gefühl
des Erwachens der Liebe und schmiedete laut pochend das Lcvensband, welches
nur durch den Tod oder durch eine gewissenlose Handlung zerrissen werden kann.
Von diesem Augenblicke an fanden die Liebenden fast täglich sich
zusammen nnd verkehrten oft stundenlang mit einander. Nicht sowohl in
romantischem Liebesgeländcl, als vielmehr jn anregendem Gedankenaustausch
nnd lehrreichen Gesprächen, welche dem Pater Pancratius alle Ehre machten.
Auch wußte Salvatore nicht genug von Rom zu erzählen und von den
Herrlichkeiten, die er in der ewigen Stadt gesehen und genossen.
Begeistert hörte ihm das Mädchen zu und ließ ihn oft durch eine ver-
ständige Bemerkung oder naive Frage einen beglückenden Blick in ihr Herz
und in ihr Seelenleben thun.
War der junge Frascani eine still heitere Natur, bei welcher immer
ein wenig Lebcnsernst, der ihm angeboren schien, mit durchschaute, so konnte
Maria ausgelassen lustig sein. Außerdem besaß sie ein leicht erregbares,
leidenschaftliches Gemüth, welches namentlich in den Stunden zum Durchbruch
kam, in denen Beide mit einander über ihre Zukunft zu Nathe saßen, und
die Sprache der Liebe keusch von Herz zu Herz ging.
Marias schwarze Augen funkelten dann vor innerer Erregtheit, und
einen von Natur sinnlicher beanlagtcn Menschen als Salvatore würde in
solchen Augenblicken der Gluthenkuß ihres Mundes znr süßen Sünde ver-
führt haben.
So sah auch er der Zukunft ihrer Liebe ruhiger, vertrauensvoller ent-
gegen als die Geliebte. Salvatore ward nicht müde, ihr, wenn sie Zweifel
über dieselbe laut werden ließ, immer auf's Neue Muth einzuflößen und
darauf hinzuweisen, daß, wo Menschen wirklich einander liebten, auch die
Zukunft licht und jedes Hindernis; durch die Allgewalt der Liebe leicht zu
besiegen sein müsse.

Die Schloßherrin hatte anfangs zu dem häusigen Verkehr ihres Sohnes
mit der Ammentochter scheel gesehen; sich dann aber nicht viel mehr dcrum
gekümmert, als Pater Pancratius ein gutes Wort für das Freundschtsts-
bündniß Beider eingelegt und hervorgehoben hatte, daß der Jüngling turch
dasselbe namentlich davor bewahrt bleiben dürfte, auf Abwege zu gerachen.
vor denen auch ein gutgearteter Mensch nicht immer sicher sei.
Hierdurch umgestimmt, ließ die Herrin sich's angelegen fein, ihren Cohn
nur hin und wieder zu crmahnen, die Grenzen der Freundschaft mit der
Niedriggeborenen nicht zu überschreiten, vielmehr zu bedenken, daß er tald
dazu berufen sei, dem edlen Geschlechte der Frascani legitime Nachkommen
zu geben.
Die Liebe des Paares blieb ihr völlig unbekannt, bis Salvatore 'in
seinem einundzwanzigsten Geburtstage vor sie hintrat und selbst hierüber ihr
die Augen öffnete.
Vier Jahre lang hatten die jungen Herzen das brennende Geheinniß
für sich behalten; so zwar, daß selbst Pater Pancratius nichts von demselben
ahnte.
Jetzt loderte es Plötzlich in heiligen Flammen empor, und Salvatores
Mutter war klug genug einzusehen, daß sie diese Flammen nur noch schüren
würde, wenn sie den Versuch machen Wollte, dieselben mit einem Schlage zu
ersticken.
Die Herrin von Frascani war eine ebenso kluge als stolze Frau.
Wollte sie der Eingebung ihres Adelsstolzes folgen, so mußte sie augenblicklich
ein Machtwort sprechen, in diesem Falle aber gewärtig sein, das Herz ihres
Sohnes, jäh aus allen Himmeln gerissen, sich zu entfremden. Ging sie jedoch
vorsichtig zu Werke, so durfte sie hoffen, Salvatore werde sich überzeugen
lassen, daß die Tochter einer Amme nicht für ihn passe.
Ihre Klugheit siegte über den Stolz; muthig betrat sie den Weg der
Vorsicht. Demzufolge überredete sie Salvatore, vor welchem sie ihre Bestürzung
geschickt zu verbergen gewußt, bis zum Tage seiner Großjährigkeit sich zu
gedulden. Bis dahin wolle sie prüfen und für Ja oder Nein sich entscheiden.
Maria aber müsse inzwischen bestrebt sein, ihre Kenntnisse in allen Stücken
bedeutend zu erweitern und lernen, wie die Gemahlin eines Frascani im
Leben aufzutreten und sich zu benehmen habe. Hierin aber könne Niemand
sie besser unterrichten, als eine Frascani selbst, weshalb sie entschlossen sei,
das Mädchen ganz zu sich zu nehmen, sobald dieselbe hiermit einverstanden
sich erkläre.
Freudig thciltc Salvatore dies der Geliebten mit und war nicht wenig
erstaunt, sie hierüber in Thrcinen ausbrechen und, wie vor einem Schrecknis;
fliehend, an seinem Herzen Schutz suchen zu sehen.
Erst nach geraumer Weile gelang es ihm, über dieses sonderbare Be-
nehmen Aufklärung von der Untröstlichen zu erhalten.
„Tu bist blind!" antwortete sie aufgeregt. „Ich hingegen durchschaue

die Absichten Deiner Mutter. Sie will mich zu sich nehmen, nur um uns
trennen und beaufsichtigen zu können. Wollte sie uns vereinigt sehen, ich
wäre ihr lieb nnd gut genug so wie ich von Natur bin. Persönlich will
sie mich unterrichten, angeblich mit den Pflichten einer zukünftigen Herrin
Von Frascani bekannt machen, nur um mich zur Dienerin zu erniedrigen und
mit der Zeit auch in Deinen Augen als eine Magd mich erscheinen zu
lassen; während ich jetzt doch frei bin, frei wie Du selbst und frei wie Deine
Mutter!"
Sie schwieg und trocknete ihre Thränen.
Der Jüngling begann ihr vorzustellen, daß ihr Mißtrauen ungerecht-
fertigt sei. Maria aber unterbrach ihn heftig und ihre Gesichtszüge nahmen
plötzlich einen dämonischen Ausdruck an.
„Salvatore!" knirschte sie, „hüte Dich, Deine Mutter in Schutz zu
nehmen, jetzt und immerdar! Sie verdient es nicht, weder um Dich, noch
um mich; denn ihr Herz ist falsch!"
Der Andere zuckte vor Schmerz und fuhr empor. „Maria!" rief er
vorwurfsvoll, das Auge zürnend auf sie gerichtet. Kaum aber hatte er einen
Blick in ihr erregtes Antlitz gethan, als er heftig erschrak und die Augen
furchtsam niederschlug; denn Haß und Leidenschaft loderten ihm aus demselben
entgegen, die ganze Gestalt des Mädchens erschien mit einem Male verändert,
und erfüllte ihn mit geheimem Grauen.
Maria fühlte dies. Sie rang innerlich mit sich selbst und bezwang
sich endlich. „Laß es gut sein!" rief sie dann. „Aber es soll Deiner Mutter
nicht gelingen, uns zu trennen. Ihr nicht und keinem Menschen! Ich lasse
nicht von Dir und müßte ich mit dem Tode um Dich ringen! Du bist mein
mit Leib und Seele, wie ich Dein bin; wehe Dem, durch den dies je anders
werden sollte!"
Und nach einer Pause: „Deine hohe Geburt kümmert mich ebenso-
wenig wie das, was die Welt von einer Frascani verlangt. Von mir hat
sie nichts zu verlangen, auch dann nicht, wenn ich die Deine geworden bin.
Wir bilden eine Welt für uns, in der nur Du verlangen kannst, daß ich an
Deiner Seite meine Pflicht im Leben erfülle, wie ich von Dir das Gleiche
verlange. Das ist Alles."
Ihr Herz pochte hörbar als sie dies sagte und die Gluth ihrer Liebe
stammte hell aus ihren Augen.
Scheu erhob Salvatore den Blick zu ihr. „Ich glaube, Du bcurtheilst
meine Mutter falsch!" entgegnete er kleinlaut.
Die Jungfrau stampfte unwillig den Boden. „Ueber Nacht werde ich
mich entschließen, ob ich, im Vertrauen auf Deine Liebe, den Wunsch Deiner
Mutter erfüllen kann," sagte sie kurz und wandte sich zum Gehen.
Salvatore geleitete die Zürnende noch eine Strecke Weges, dann trennten
sie sich; zum ersten Male mit dem quälenden Bewußtsein, daß ihre Liebe einen
unsanften Stoß erlitten.

tiermanii Friedrichs in Mcssina, —

Ter Jüngling begab sich in den Park zurück und schritt, innerlich tief gekränkt, noch geraume Weile auf einsamen Wegen, beschäftigt mir dem Verdacht, welchen die Geliebte so zoniig gegen seine Mutter geschleudert. Wohl konnte er sich erklären, wie Maria, die an sich keineswegs miß-trauischen Charakters war, dazu kam, gerade seiner Mutter zu mißtrauen. Denn diese hatte sie immer von oben herab behandelt, wie überhaupt in ihrem Wesen etwas Abstoßendes lag allen Personen gegenüber, die nicht zu ihrem Stande gehörten.

Nichtsdestoweniger war er davon überzeugt, daß ihr in dieser Sache Unrecht geschehe, daß Marias Verdacht grundlos sei.

Und doch, das Mädchen kannte die Herrin von Frascani besser als der eigene Sohn, welcher für seine Mutter, sowie für Alles, was sie that, eine geradezu blinde Verehrung hegte. Diese ließ in ihm keinen Gedanken daran aufkommen, daß sie Arges sinne. Jede andere Person aber als die Geliebte würde er wegen eines solchen mit harten Worten gestraft und ihr denselben niemals verziehen haben.

Unterdessen hatte die Schloßhcrrin ohne sein Vorwissen einen Eilboten nach Palermo entsandt und die Stammhalterin des dortigen Geschlechtes nebst ihrer Tochter für die bevorstehenden heißen Monate nach Frascani einladen lassen.

Schon zu Lebzeiten ihres Gemahls war von beiden Seiten die Frage einer späteren Verbindung Salvatores mit der um drei Jahre jüngeren Verwandten Eingehend erörtert worden, und namentlich wünschte man in Palermo nichts fehnlicher als eine solche, die dem absterbenden Stammbaume neue Triebkraft zu geben versprach und beide Zweige vereinigte.

Indem die Herrin von Frascani jetzt hierauf zurückkam, gab sie der Hoffnung sich hin, daß ihr Sohn seine Liebe der gleichfalls schönen, dazu fcingebildeten Cousine zuwenden würde, wenn er täglich gezwungen sei, zwischen ihr und Maria, die er Kammennädchen-Dienste verrichten sehen solle, Vergleiche anznstcllen. Betrog diese Hoffnung sie, so war sie entschlossen, schon nach den ersten Monaten mit aller Strenge gegen das in ihren Augen unmögliche Verhältnis; aufzutreten und das Paar gewaltsam zu trennen. Dies selbst auf die Gefahr hin, daß Salvatore dann überhaupt dem Stande der Ehe entsagen würde.

Mutter und Sohn saßen an diesem Tage noch bis gegen Mitternacht schweigsam im Freien, beseelt von den verschiedensten Gefühlen. Beide ahnten ebenso wenig wie die Tochter der Amme, welche einsam in ihrer Kammer gegen das ihr drohende Geschick innerlich sich sträubte, daß schon während der nächsten Stunden ein anderer Würfel fallen und alle Zukunftsträume zu Nichte machen würde.

Tie Sternennacht füllte sich mählich mit dem erquickenden Tust der Frühe. Das weite Thal zu Füßen des Feuerbcrges schlummerte in Frieden.
Da plötzlich HÜndcgeheul, klagendes Krähen der Hähne, unheilverkündende Thierstimmen nah und fern, und nun mitten dazwischen ein fürchterlicher Tonnerschlag; die Erde bäumt sich hoch empor, schüttelt sich wie in den Krallen wüthender Dämonen und schnellt dann ächzend mit Allgewalt zurück.
Ueber ihr stürzt es krackend zusammen. Hier und dort, all überall. Mächtige Staubwolken wirbeln gen Himmel. Die Erde zitttert, Donner rollen durch ihren Niesenleib. Ein Zucken noch — dann ruht und schweigt Alles.
Schauerliche Grabesstille ist eingetreten, schauerlicher als das laute Schreckniß, welches sie veranlaßt hat — doch nur für wenige Augenblicke — dann schreien Tausende von Stimmen zum Himmel auf. Die Trümmerhaufen beleben sich mit blutigen Gestalten, wimmernd hasten sie von bannen, dem Meere zu. Jeder für sich, unbekümmert um das, was zurückbleibt, unbekümmert um die verzwciflungsvollen Hülferufe der Verwundeten.
Ten meisten der Flüchtigen haben Furcht und Schrecken die Besinnung geraubt; sie vermögen nicht weiter zu denken, als auf die Rettung des eigenen Lebens.
Von Catania bis Messina hatte das Erdbeben gewüthet, allenthalben Opfer gefordert und sie unter den Trümmern ihrer Wohnstätten begraben.
Am schwersten war die Thalsohle heimgesucht worden, welche unmittelbar am Fnße des Aetna sich hinzieht. Sie bot, da der Morgen graute, dem Auge nichts als ein weites Trümmerfeld dar.
Tie Ueberlebenden waren dem Strande zugeflüchtet, hatten das nackte Leben lieber dem grollenden Meere anvertraut als der Mutter Erde. Der Verzweiflung nahe, kehrten sie während der ersten Stunden des jungen Tages zurück, die Stätten des Grauens mit ihrem Wehgeschrei füllend und mit Aufbietung aller Kräfte an der Rettung der Verschütteten arbeitend.
Zu diesen gehörten auch die Bewohner des Schlosses.
Als die ersten Vorzeichen des Erdbebens sie aus dem Schlummer geschreckt, war Salvatore in das Nebengemach zu seiner Mutter geeilt, um mit ihr vereint zu fliehen. Auch sie hatte bereits sich erhoben, beide wurden jedoch in dem Augenblick, da Salvatore die Mutter in seine Arme zog, mit dem Fußboden, auf welchem sie standen, in's untere Stockwerk hinabgerissen und hier theilweise unter dem Lager der Herrin von den nachstürzenden Gewölbemassen des oberen Gemaches begraben.
Nach geraumer Weile erst ward Salvatore dessen sich bewußt. Er erwachte langsam unter einem stechenden Schmerz am Hinterkopf. Zur Besinnung gekommen, fühlte er außerdem seinen Körper wie mit Centnerschwere belastet; er konnte nur mühsam Athem schöpfen und noch gelang es ihm nicht, seine Gedanken völlig zu sammeln.

Mit äußerster Anstrengung versuchte er zuerst seine Arme frei zu machen.
Vergebens — die Besinnung verließ ihn.
Wieder lag er geraume Weile wie leblos; da begann es plötzlich auf
seiner Brust sich zu regen, eine zitternde Hand fuhr ihm tastend in's Gesicht,
bebende Lippen flüsterten kaum hörbar seinen Namen.
Erschrocken riß der Jüngling die Augen auf, starrte lauschend in die
Finsterniß.
Jetzt klang es vernehmlicher an sein Ohr: »Salvatore, mein Sohn!"
„Mutter!" rief er, „Du lebst! Dem Himmel sei Dank! Er wird uns
retten! Sprich, bist Du verwundet? Ich fühle es heiß über meinen Körper
rinnen! Ach! daß ich kein Glied rühren, nichts zu Deiner Rettung thun kann!
O sprich, theure Mutter, erlöse mich aus dieser Angst um Dein Leben!"
Eine kurze Pause verstrich für Salvatore unheimlich bange Stunden.
Er fühlte nur das Pochen des mütterlichen Herzens und hörte mühsam
athmen.
Abermals versuchte er von der ihn niederhaltenden Last sich zu befreien.
Nach unsäglichen Mühen gelang es ihm, den rechten Arm hervorzuziehen,
welcher zwischen die Bettmatratze und die Schulter seiner Mutter einge-
klemmt war.
Die Schloßherrin erhielt hierdurch ebenfalls eine freiere Bewegung. Zärt-
lich umschlang Salvatore ihren Hals und bat sie flehentlich, zu ihm zu
sprechen.
Endlich rührte sie sich, ihre Hand suchte die seinige, ein tiefer Seufzer
entrang sich ihren Lippen, dann sagte sie mit schmcrzbcwegter Stimme tonlos:
„Hast Du mich lieb, mein Sohn, so beweise es jetzt durch die That! Die
Hand des Todes schwebt über meinem Hcmpte, wenige Augenblicke noch —
und sie wird sich ausstrecken, kalt, unerbittlich. So muß ich denn dahingehen,
ohne die Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen zu haben, und in
Sünden vor den ewigen Nichter treten, ungebeichtct und unvorbereitet."
Sie stockte und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.
Schaudernd hatte Salvatore gelauscht. „Mutter!" rief er beklommen,
„verzage nicht, hoffe mit mir auf die Rettung, und Gott wird uns gnädig
sein! Sprich, was kann ich zu Deiner Tröstung thun? Mit Freuden wirft
Du mich bereit finden zu Allem, was in meinen Kräften steht!"
„Ich danke Dir!" raunte die Sterbende, „wußte wohl, daß ich in Dir
mich nicht täuschen würde. So erhöre denn meine Bitte freudig: Schwöre
zu Gott, daß Du zum Heil meiner Seele und zu Deiner eigenen Rettung
der Lust des Lebens entsagen und Dich in das Kapuziner-Kloster zu Taormina
zurückziehen willst, wo der fromme Pancratius di Frascani einst als Abt
gewaltet hat."
Salvatore stieß bei diesen Worten einen Schmerzcnsschrei aus. „Mutter.
Mutter, was verlangst Du von mir?!" rief er bebend. „Gedenke meiner
Jugend, meiner Liebe und meiner Hoffnungen!"

Das Kreuz der Liebe.
Heftig zog die Schloßhcrrin ihre Hand aus der des Sohnes. „Ich
habe Dir das Leben gegeben," entgegnete sie streng, „und Du weigerst Dich,
meine Seele dem ewigen Leben zu retten, mir das Sterben zu erleichtern?!
Was ist Deine Liebe vor den Schrecken dieses göttlichen Strafgerichtes, was
vor der Weihe dieser Stunde, in der die sterbende Mutter Dir ihre erste und
letzte Bitte an's Herz legt! Wer sagt Dir, daß Maria überhaupt noch lebt?
Glaube mir, auch sie ist vom Schicksal ereilt worden, Du wirst sie todt oder
verstümmelt wiederfinden."
Der Andere seufzte. „Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, ehe
ich mich entschloß, dieses Gelübde von Dir zu verlangen," fuhr die Sterbende
unruhig fort, „und ich sage Dir's noch einmal, ohne dasselbe kann ich nicht
friedlich, mit Gott versöhnt, sterben. Das Heil meiner Seele verlangt dieses
Opfer von Dir, hörst Tu, mein Sohn?!"
Dieser war keines Wortes machtig. Wirr wirbelten ihm die Gedanken
im Hirne durcheinander. Sein Körper, jeder Bewegung unfähig, duldete
Folterqualen, die Worte der Sterbenden zerrissen ihm das Herz. Ihre
Stimme war schwächer geworden und doch eindringlicher. Jetzt betete sie zu
Gott, daß er des Sohnes Geist erleuchten möge, und legte ihre Hand wieder
in die feinige.
Salvatore zuckte unter der Berührung derselben jäh zusammen; denn
sie fühlte sich schon kalt und abgestorben an.
Zum ersten Male überdachte der Unglückliche seine Lage eingehender und
mußte sich bald sagen, daß nur ein Wunder ihn aus diesem Grabe retten
könne.
Unterdessen wand sich der Körper der Schwerverletzten in krampfhaften
Zuckungen und dumpfes Stöhnen entrang sich ihrer Brust.
„Salvatore!" röchelte sie, „gilt Dir das Glück einer Bauerndirne mehr
als die Seligkeit Deiner Mutter, so muß ich ihr fluchen und mit meinem letzten
Athemzuge bereuen, daß ich dem edelcn Geschlechte der Frascani einen un-
würdigen Nachkommen geboren habe!"
Dies war mehr als des Sohnes Herz ertragen konnte. Einen Augen-
blick noch sträubte sich sein Inneres, dann umschloß seine Rechte die der
Mutter fester und er stammelte: „Dein Wille geschehe! Ich gelobe feierlich,
daß ich, so Gott aus dieser Gruft mich errettet, zum Danke hierfür und
zum Heil Deiner Seele der Welt und ihrer Lust entsagen will!"
Die Sterbende betete kaum hörbar. Als sie geendet hatte, lallte sie
einige Worte des Dankes.
Salvatore fühlte den Todeskampf ihres zerschlagenen Leibes. Aengstlich
fragte er nach ihrem Befinden, erhielt aber keine Antwort mehr. Die Puls-
schläge des Mutterherzens wurden immer schwächer, ihr Odem stockte bald:
noch ein Seufzer entrang sich der gequälten Brust — mit diesem hauchte sie
ihren Geist aus.
Nun bemächtigte sich des Letzten der Frascani die Verzweiflung. Von

licrmann Friedrichs in Messina.
Grausen erfaßt ließ er die Hand der Tobten fahren nnd brach, körperlich auf's Höchste gepeinigt, dnrch die Gegenwart des Todes bis in's Innerste erschüttert, in herzzerreißende Klagen und Hülfernfe aus.
Plötzlich jedoch erinnerte er sich seines Gelübdes. Wie hatte er der Verewigten nur folgen können? War es nicht besser, in diesem Grabe ver-eint mit ihr zu sterben, als dem Leben zurückgegeben zu werden, um freiwillig in ein anderes Grab, hinter die Mauern eines Klosters zu steigen?! Und doch — dort konnte er wenigstens an Lnft nnd Licht sich erquicken. Wie aber stand es um die Geliebte? Hatte das Schicksal auch sie ereilt? Hoffentlich! — Denn was wurde sie zu seinem Gelübde sagen? Wie konnte er jemals vor sie hinzutreten wagen, um es ihr mitzutheilen?! Hatte er durch dasselbe nicht ein Verbrechen an der Liebe begangen?
Tiese Gedanken fielen dem Hülflosen jetzt wie ein Alp auf die Seele. Er begriff nicht, daß er vorhin, da es noch Zeit gewesen, so leichtfertig hatte darüber hinweggehe» können. Kalter Schweiß trat auf seine Stirne. In seinen Schlafen pochte und hämmerte es. Sein Gewissen nannte ihn treulos, nannte ihn Verbrecher.
„Mntter, Mutter, was hast Tu von mir verlangt?!" jammerte er. „Und Du, allmächtiger Gott, Herr über mein Leben, gieb mir meinen Schwur zurück oder laß keine Retterhand in meine Gruft dringen!"
Kaum waren diese Worte verhallt, als der Jüngling innerlich über dieselben erschrak. „Was that ich?!" stöhnte er. „Schau gnädig auf mich herab, theure Mutter! Ich redete im Wahne! Vcrgieb meinen sündigen Worten, Herr deö Himmels!"
Mit Anstrengung hatte Salvatvre diese Bitte hervorgestoßen. Jetzt war er geistig und körperlich erschöpft, die Lider fielen ihm zu, er versank in Schlummer.
Stunden waren vergangen, als ihn plötzlich der Klang seines Namens aufschreckte. Doch währte es geranme Weile, bis er feiner Sinne wieder ganz mächtig und seiner hiilfloscn Lage sich bewußt wurde.
Unterdessen rief es draußen immer lantcr, immer verzweiflnngsvoller nach ihm. Er aber lauschte wie ein Verbrecher, dem vom Munde des Nichters das Perdammnngsnrthcil verkündigt wird.
Schauer rieselten durch seine Glieder. War daS nicht die Stimme der Geliebten, welche sv unermüdlich seinen Namen ries? Scholl es da nicht wieder: „Salvatvre! Salvatore!"?
Der Unglückliche war kaum im Stande, seine Gedanken zu beherrschen. „Unwürdiger!" rief es in seinem Innern, „wie durftest Tn, an der Rettung zweifelnd, jenes Gelübde thnn; wie, an der Liebe frevelnd, die hofsnnngs-frcudigc Znknnft eines unschuldigen Herzens durch dasselbe zerstören?!"
Glühend wie flüssiges Erz fühlte Salvatore sein Blut vom Herzen nach dem Haupte strömen, und doch rannen eisig kalte Tropfen von seiner Stirne.

Wieder und stets näher klang die Stimme der Geliebten ihm in den
Ohren. Jeder Ruf erschütterte ihn wie ein jäher Donnerschlag. So muß
nm jüngsten Tage die Posaune der Auferstehung dem Sünder in den Ohren
gellen, der auf keine Gnade hoffen darf. Gab es denn keinen Ausweg
für ihn, keine Rettung? Nein! Hier konnte nur der Tod retten. —
Abermals bemächtigte sich die Verzweiflung des Gepeinigten. Krampf-
haft griff er mit der Rechten in das über seinem Haupte hängende Gestein.
Umsonst — kraftlos glitt sie ab.
Salvatore lauschte auf's Nene und vernahm nun schon mehrere Stimmen,
doch noch wie aus weiter Ferne. Gleichzeitig hörte er auch das Klirren
der Eisenwerkzeuge, welcher die Retter zum Graben und Wegräumen des
Schuttes sich bedienten.
Es war kein Zweifel mehr, seine Rettung stand nahe bevor.
„Salvatore, gieb mir Antwort!" rief die klagende Stimme Marias
auf's Neue, und verkündete ihm die Angst ihres Herzens.
Jedes ihrer Worte traf sein Innerstes, er hätte vor Seelenschmerz
laut aufschreien mögen. Sollte er endlich Antwort geben, seine Lage be-
schreiben, um die Geliebte zu ermuthigen und seine Erlösung zu beschleunigen?
Nein, nimmermehr! Nnr nicht durch sie gerettet werden, nur nicht ihr
in's Auge schauen, ihr danken müssen mit der furchtbaren Schuld auf dem
Gewissen.
Aber war sein Gelübde denn wirklich eine Schuld?! Hatte nicht das
verehrte Mutterherz, welches nie fehlte, den Schwur von ihm verlangt?
In den Augen der Mutter und vor Gott beging er also kein Verbrechen,
war er schuldlos.
„Nur Maria wird mich verdammen," stöhnte er, und sah sie plötzlich
vor sich, gebieterisch, zürnend, voll drohender Leidenschaft wie am Vorabend
der Schreckcnsnacht, als er ihr die Nachricht überbracht hatte, daß seine Mutter
entschlossen fei, sie in's Schloß aufzunehmen.
Furcht und Grauen erfaßten ihn wie in jener Stunde. Die Tempel-
Hallen seiner Liebe begannen zn schwanken, seinem Munde entfuhr ein dumpfer
Schrei. Dann lag er wieder regungslos lauschend, bis ihn Marias Klage-
rufe abermals jäh erschreckten. Da verwirrte sich sein Geist, er wollte
schweigen, und dennoch öffneten seine Lippen sich unwillkürlich zu einem
Hülferuf. Die Stimme versagte ihnen den Dienst; abermals schwanden dem
Gepeinigten die Sinne.

II.

Die Sonne stand bereits im Mittag, als Salvatore, wie vom Schein-
tode erwachend, unter den Händen seiner Retterin die Augen aufschlug.
Bewußtlos, vom Blut der Mutter Übergossen, von Todtenarmen um-
schlungen, war er erst vor Kurzem aufgefunden worden.

Hermann Friedrichs in Messina,
Maria hatte mit Hülfe eines Arztes bald in Erfahrung gebracht, daß
der Gerettete bis auf eine unbedeutende Kopfwunde und einige Hautab-
schürfungen heil sei und von neuem Leben beseelt werden würde, sobald seine
Glieder, durch die Unmöglichkeit der freien Bewegung gelähmt, ihre natür-
liche Spannkraft wieder erlangten.
Voll stiller Freude ließ die Jungfrau den Geliebten von der Statte des
Grauens hinweg in ein zum Schlosse gehöriges Wirtschaftsgebäude tragen.
Welches vom Erdbeben ziemlich verschont geblieben war, und ihm hier in
einer Gcsindekammer ein Lager bereiten.
Sein Erwachen begrüßte sie mit lautem Jubel und küßte die Augen,
welche sie anfangs nicht zu erkennen schienen.
Als Salvatore dann ganz zur Besinnung kam, sah sie seine Lider feuchl
werden — von Freuden- und Dcmkesthränen, wie sie wähnte. — Da füllten
auch ihre Augen sich mit solchen, und ihr Haupt sank schweigend auf die
Brust des Geliebten.
Geraume Weile verharrte sie in dieser Stellung und lauschte beseligt auf
die Stimmen seines Innern, obschon diese gar verworren und klagend ihr irn
Ohre brauste, begleitet von unregelmäßigen Taktschlägen seines Herzens.
Maria schrieb diese innerliche Aufregung Salvatores der kaum über-
standenen Lebensgefahr zu, die jetzt, nach der Rettung, nm so schrecklicher vor
seinem geistigen Auge schweben mochte.
Wie enttäuscht würde die Arglose gewesen sein, wenn sie die Stimmen
der theuern Brust hätte deuten können.
Dem Jüngling gingen die Augen über vor innerer Qual und Seelen-
Pein. Er hätte sich selbst fluchen, die Hand, welche ihn dem Leben zurück-
gegeben, bitter beklagen mögen, da er gezwungen war, sie in's Unglück zu
stoßen.
Was sollte er Maria sagen, wie zu ihr sprechen? Schon der bloße
Gedanke hieran machte ihn beben. Herz und Seele litten Höllenqualen.
Mit Gewalt versuchte Salvatore, seine Gedanken auf Anderes zu lenken:
aber eben deshalb blieb er um so befangener, vergaß er sogar, seiner Retterin
zu danken. Vielmehr erkundigte er sich zuerst nach der Leiche feiner Mutter
und nach einer Menge anderer Dinge, die unter diesen Verhältnissen unwesentlich
und nebensächlich waren. Dann erst verfiel er darauf, von Maria über ihre
eigene Rettung sich berichten zu lassen, sowie über das Unglück im Allgemeinen.
Das Mädchen, welches in seiner Seele zu lesen versuchte, beantwortete
diese Fragen nur kurz. Sie begriff nicht, warum er kein Wort der Freude
über seine Rettung laut werden ließ und kein Wort der Liebe für sie hatte.
Sollte der Verlust seiner Mutter, sollte das Unglück an sich sein Herz mit
Trauer so ganz erfüllen, daß für die Freude kein Raum in demselben blieb?
Es mußte Wohl so sein; aber verstehen konnte sie es nicht. Bei ihr,
dem liebenden Weibe, war dies Alles ganz anders.
„Du würdest an meiner Stelle umgekehrt gehandelt haben," dachte Maria,

Während sie ihm berichtete, daß man die Leiche seiner Mutter in's Haus ge-
schafft habe und eben damit beschäftigt sei, dieselbe aufzubahren. Ihre Freude
über den Tod der von ihr Befürchteten und Gehaßten wußte das Mädchen
geschickt zu verbergen, und deutete dem Geretteten nur an, daß er nicht ohne
schwere Verletzungen davongekommen sein würde, wenn der Körper seiner
Mutter ihn nicht geschützt hätte.
Dann fuhr sie langsam mit eigenthümlich bewegter Stimme fort: „Ich
selbst kam, als das Schreckniß losbrach, in keine Gefahr. Das Gewölbe
meiner Schlafkammcr hielt den fürchterlichen Stoß aus bis ich im Freien mich
befand. Meine Mutter hingegen wurde verschüttet, ich habe keine Hoffnung,
sie lebend wiederzusehen."
Salvatore fuhr bei diesen Worten jäh empor. „Bist Du ihr denn nicht
sofort zu Hülfe geeilt?" fragte er hastig, und Todtenblässe bedeckte sein Antlitz.
„Was hast Du nur. Geliebter?!" rief das Mädchen und beugte sich
ängstlich forschend über ihn.
Wohl hatte sie erwartet, daß er über ihre Handlungsweise erstaunt sein
würde; denn da er ihr für seine Rettung nicht einmal gedankt, war ihre
ursprüngliche Hoffnung, jene That der Liebe werde ihn beglücken, schnell zu
nichte geworden. Aber was sie hier sah, war kein bloßes Erstaunen, es war
vielmehr Entsetzen, und machte sie für einen Augenblick das Schlimmste bc»
fürchten.
„O, es ist nichts!" stammelte Salvatore nach kurzer Pause zu ihrer
Frage. „Ter Gedanke, daß Tu Deine Mutter nicht zu rctteu eiltest, war
mir . . ."
Er stockte und vergrnb unwillig sein Antlitz in die Kissen.
»Schrecklich! willst Tu sagen," fuhr das Mädchen seufzend fort. „Ich
fühle es, Tu würdest im gleichen Falle zuerst an die Mutter gedacht und
Dich gelegentlich vielleicht auch einmal nach meinem Schicksal erkundigt haben.
O Ihr Männer, wann endlich werdet Ihr die Liebe eines Weiberherzens
ganz ergründen?! Was kann ihm in solchen Schreckensstundcn näher liegen,
als die Rettung des Geliebten?! Doch das läßt sich nicht lehren, es muß
vielmehr empfunden, muß gefühlt werden, unmittelbar in der Roth des
Augenblicks!"
Vorwurfsvoll schaute sie auf den Geliebten nieder, welcher zu schluchzen
begann.
„Mir wäre es unmöglich gewesen, an die Rettung meiner Mutter zu
denken, ohne zu wissen, wie es um Dich stand, Thcurer," sagte sie nach einer
Weile. „Willst Tu darob mir zürnen? Sich, ich beklage die Todte auf-
richtig; aber an ihrem Hinscheiden liegt nicht mehr, als an dem so Vieler,
die das gleiche Geschick ereilt hat. Ich kann anch ohne die Mutter weiter
leben; aber ohne Dich nnd Deine Liebe weiter leben zu müssen, wäre mir
fürchterlicher als die grausigste Todesart!"
Salvatore war bei diesen Worten, wie wenn ihm das Herz zerrissen

würde. Ungeduldig hatte sein Auge an den Lippen der Sprecherin gehangen. Jetzt begegneten sich ihre Blicke, er fühlte sich vernichtend im Innersten getroffen.
Mit Mühe unterdrückte er einen Schmerzensschrei und schloß die Augen.
„Laß mich jetzt allein/ stöhnte er, „ich bedarf Deiner Hülfe nicht mehr! Eile zu dem Grabe, in welchem Deine Mutter vielleicht noch auf Rettung harrt, dem sie Wohl noch lebend entrissen werden kann. Eile, und möge Dir's vergönnt sein, die versäumte Kindespflicht an ihr nachzuholen!"
Traurig stand das Mädchen auf, sie fühlte, daß der Geliebte ihr zürnte, und das glaubte sie nicht verdient zu haben.
„Eine innere Stimme sagt mir, daß die Arme sofort vom Tode ereilt wurde," entgegnete sie zögernd. .Indessen will ich gehen, um Dich zu beruhigen. Auf Wiedersehen heute Abend!"
Hiermit hauchte sie einen Kuß auf die glühende Stirn des Geliebten, der so eigenthümlich zu ihr aufschaute, und eilte hinaus.
„Ich fürchte, er wird uns krank werden," sagte sie draußen zu der Schaffnerin des Schlosses, welche betend bei der Leiche ihrer Herrin kniete. „Geht vorläufig Ihr ab und zu hinein und sorgt fiir seine Bedürfnisse. Sollte sein fieberhafter Zustand sich verschlimmern, so sendet mir einen Boten zum Hause meiner Mutter. Ich kehre dann in Begleitung des Arztes zurück."
Kaum hatte Maria sich entfernt, als Salvatore schluchzend sein Haupt in die Hände vergrub und geraume Weile vergebens gegen den Sturm in seinem Innern ankämpfte. Dann erhob er sich mühsam und begann im Gemach auf und ab zu schreiten, als könne er hierdurch die innerliche Aufregung bemeistern, welche ihn mit jedem Athemzuge der Verzweiflung näher zu führen drohte.
Das Geräusch seiner noch unsicheren Schritte lockte bald die Schaffnerin in seine Kammer. Diese, eine gutherzige alte Bäuerin, war nicht wenig erstaunt, daß ihr Pflegebefohlener sein Lager verlassen, und bat ihn unter Thränen, sich noch zu schonen.
Salvatore bewies ihr jedoch, daß er ziemlich gut gehen könne, und meinte, es sei sogar nothwendig, seine Glieder nach der langen qualvollen Ruhe wieder zu bewegen.
Hiermit hoffte er, die Besorgte abzufertigen; allein sie ließ sich gemächlich nieder und begann nach Art alter Frauen alles das haarklein zu erzählen, was sie von der Schreckensnacht wußte, mit eigenen Augen auf der Flucht oder bei der Heimkehr gesehen hatte.
So erfuhr Salvatore die ganze Größe des Unglücks, und mußte sich gestehen, daß sein Verlust, insofern er den Tod seiner Mutter betraf, gar» nicht in's Gewicht fallen könne. Zählte man doch in Acireale allein über fünfzig Todte, darunter Familien-Väter und Mütter, welche Schaaren unmündiger Kinder hinterließen.

Seine Gedanken erhielten durch diese ausführlichen Mittheilungen für
kurze Zeit eine andere Richtung. Er othmete jetzt fast unbewußt wieder freier,
wurde dann aber Plötzlich seines ganzen Unglücks auf's Neue sich bewußt,
als die Schaffnerin zum Schluß auf seine eigene Rettung zu sprechen kam
und Marias Verdienste um dieselbe nicht hoch genug preisen konnte.
„Ihrer That- und Willenskraft allein habt Ihr nächst Gott Euer Leben
zu verdanken, junger Herr," sagte sie; „denn nur sie verfügte über die zu
einem solchen Werke nöthige Geistesgegenwart. Wir Anderen waren stumpf-
sinnig, muth- und gedankenlos."
Ermattung vorschützend, sank Salvatore jetzt auf fein Lager und verab-
schiedete die Alte.
Sie bat ihn noch, die Aufbahrung der Leiche seiner Mutter draußen in
dem geräumigen Flur des Hauses in Augenschein nehmen und wegen der
Beisetzung derselben in der Familiengruft das Nöthige bestimmen zu wollen,
dann ließ sie ihn allein.
Salvatore verschob dies Alles auf den nächsten Tag. Er fühlte, daß
er jetzt vor allen Dingen feine Gedanken sammeln, daß er sich fassen müsse.
Auch hielt eine gewisse innere Scheu ihn noch von der Tobten fern; sie hatte
darin ihren Ursprung, daß er nicht mit ganzer kindlicher Hingabe und
Frömmigkeit an die Erfüllung seines ihr gegebenen heiligen Versprechens dachte.
Dies mußte anders werden. Der Kelch, welchen die Sterbende ihm
kredenzt, durfte ihm ja nicht bitter schmecken, er wollte vielmehr geleert sein
mit einer gewissen guten Laune, wie nur innere Befriedigung sie hervorzu-
bringen vermag, wenn sein Gelübde vor Gott Gültigkeit haben und seinen Zweck
erfüllen sollte.
Indem der Rathlose, fast an sich selbst irre werdend, hierüber nach-
dachte, verfiel er Plötzlich darauf, sein Herz im Hinblick auf die Liebe zu
Maria zu prüfen, und fand nun ebenso schnell einen Halt, an den er sich
krampfhaft festklammerte.
Es war das ihn selbst überraschende und beglückende Geständniß, daß
er Maria in Wahrheit nie so geliebt habe, wie sie ihn.
Ihre Hintansetzung der Kindespflicht gab hiervon den besten Beweis.
Sie selbst hatte ja vorhin mit bitterem Vorwurf ihm gesagt, daß er ihrer
Handlungsweise unfähig gewesen, daß er sie nicht innig genug liebe, um der
Liebe ein solches Opfer bringen zu können.
Aber konnte denn ihr Opfer Gott wohlgefällig sein? Was es nicht
vielmehr ein sträfliches Vergehen, ein Verbrechen, welches sie an der Kindes-
liebe begangen.
„Ja, ein Verbrechen ist's!" rief Salvatore plötzlich laut, und empfand
eine gewisse Genugthuung dabei, das harte Wort zu wiederholen, welches zu
denken er unter anderen Uniständen kaum gewagt haben würde.
Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er Marias Retterhand gepriesen
und im Stillen gesegnet haben würde für dieselbe Vernachlässigung der

kierman» Friedrichs in lNessi»,!.

Kindespslicbt, die er jetzt fast freudig verdammte, falls kein Gelübde trennend zwischen ihm und ihr gelegen und er sich frei gefühlt hätte.

Nein, wenn Maria solche Thaten von der Liebe verlangte, dann hatte er sie nie geliebt, dann konnte und durfte er sie überhaupt nicht lieben, auch nicht einmal mehr in dem Maße, wie vor der Unglücksnacht. Sein Gelübde aber war kein Verbreche».

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen beruhigte Salvatores Gewissem sich fühlbar, um so mehr, als die Schaffncrin kurz darauf ihm berichtete, man habe soeben unter anderen noch Lebenden auch Marias Mutter ausgegraben, doch sei dieselbe den erlittenen Verletzungen bereits erlegen.

„Kein Zweifel," dachte Salvatore, „die Unglückliche würde dem Leben erhalten worden sein, wenn Maria ihre Pflicht erfüllt und dann erst an meine Rettung gedacht hätte."

Das Mädchen, über des Geliebten Wohlbefinden durch die Schaffnerin beruhigt, hatte ihm sagen lassen, sie könne erst am nächsten Morgen zurückkehren. Ter Arzt bedürfe ihrer Hülfe bei der Pflege der Schwerverletzten, unter welchen auch Pater Pancralius sich befinde.

Nichts kam Salvatore erwünschter, als daß sie hiermit selbst ein zweites Wiedersehen an diesem Tage vermied.

Er fand den Hauptgrund darin, daß ihr doch ein wenig davor bangen möge, ihm gestehen zu müssen, wie sie durch die Vernachlässigung der Kindes-Pflicht den Tod ihrer Mutter verschuldet habe.

Nun bangte ihm auch nicht mehr vor dem ersten schweren Schritte, welchen er zur Erfüllung seines Gelübdes thnn mußte, und er ging sofort mit sich darüber zn Nathe, auf welche Weise er Maria von diesem in Kenntnis; setzen solle.

Inzwischen hatte die Schasfnerin Speise und Trank aufgetragen; und in der That, Salvatore fühlte jetzt, daß er seit lange einer Stärkung bedürftig sei.

Mählich, wie seinem geläkmtcn Körper die Kräfte zurückkamen, wie sein Gewissen mehr und mehr sich beruhigte, kehrte ihm auch der Muth zurück, sein Gelübde auf geradem Wege zu erfüllen. So zwar, daß er jetzt mit Freuden den Kampf gegen eine Welt aufgenommen hätte, die sich ihm hierbei in den Weg geworfen haben würde.

Der letzte Frascani war eine tief religiöse, fast fanatisch gläubige Natur; eine von denjenigen, welche wähnen, im Glauben Berge versetzen und Ströme in ihrem Laufe aufhalten zu können. Seine ganze Erziehung war ja eine rein religiöse gewesen, nnd mit den Wissenschaften hatte man ihn nnr soweit bekannt gemacht, als sie mit dem Glauben übereinstimmten.

Er glaubte thatsttchlich an die Kraft eines Gelübdes uud zweifelte nicht daran, daß die Erfüllung des seinigcn der Mutter zur ewigen Seligkeit verhelfen werde, wie er selbst nnr durch das Gclöbniß dcni Leben erhalten worden sei.

Maria hingegen, das fühlte er, würde ihm hierüber in's Gesicht lachen

und, wie cr sie jetzt kennen gelernt, etwa erwidern- „Was kiimmert Dich
die Seligkeit Deiner Mutter?! Trachte danach, daß wir, die wir leben, hier
die erhoffte Seligkeit kosten, dort oben wird sich Alles von selbst fügen!
Dies brachte ihn auf die Glaubensverschiedenheit, welche zwischen ihm
und der Jungfrau bestand, ohne daß Beide sich bisher Rechenschaft darüber
gegeben. Unter den gewöhnlichen Verhaltnissen würde Salvatore auch Wohl
nie daran gedacht haben, von der Geliebten Rechenschaft über diesen Punkt
zu verlangen, so lange sie nicht etwa zu ihrem Glauben ihn zu bekehren
versuchte. Jetzt aber forschte er eifrig nach Gründen aller Art, seine Lieb- und
Herzlosigkeit zu beschönigen und sein Gewissen zu beruhigen.
„Wie konnte ich jemals hoffen, mit ihr, der Ungläubigen, glücklich zu
werden?" flüsterte er. „Ist nicht der Glauben an Gott nnd das Vertrauen
auf die göttliche Liebe Balsam für jede Wunde, die uns das Leben schlagt?!
O Mutter, thenre Mutter, wie danke ich Tir jetzt, daß Tu dem Himmel
mich gerettet hast! Ich war blind, glaubte zu lieben, dnrch die Geliebte selig
zu werden hier und dort, und sah den Drachen des Unglaubens nicht, der mir
die Seele zu vergiften drohte!"
Eigcnthümlich, wie bei ihr so Vieles, war auch Marias Religion und
Gläubigkeit beschaffen. Sie zahlte weder zu den Frömmlern, noch zu den
Gottlosen, weder zn den Gläubigen noch zu den Ungläubigen. Der Mittel-
iveg aber, welchen sie so ging, würde — die nöthige Bildung vorausgesetzt —
ihren Geist, der immer gewöhnt war, selbständig zu denken, in unseren Tagen
des Fortschrittes mit innerer Notwendigkeit zu der Erkenntniß geführt haben,
daß der Glauben eine leere Tonne sei, welche die Wissenschaft im Vorwärts-
schreiten so lange vor sich hcrrollt, bis sie auseinanderfällt — und daß die
Forderung: der Glauben soll da anfangen, wo die Wissenschaft aufhört,
jeder Berechtigung entbehrt.
Salvatore kam nach eingehender Selbstprüfung zu der Ucberzeugung,
daß es ihm unmöglich sein würde, Maria mündlich Mittheilungen zu machen,
trotzdem er sein Gewissen nunmehr zum Schweigen gebracht hattte. Er
fürchtete ihren Zorn und ihre leicht erregbare Leidenschaft, die sie zu einer
verzweiflungsvollen That hinreißen konnte.
Deshalb mußte cr ihr schreiben und möglichst Sorge tragen, daß sie
seinen Brief erst zur Stunde erhielt, in welcher die Pforte des Taorminesischen
Klosters bereits hinter ihm sich geschlossen.
Wann er dorthin aufbrechen sollte, darüber war cr noch im Zweifel.
Am liebsten wäre er gleich in der schon dämmernden Nacht davongegangen;
allein hierzu fühlte er sich noch nicht stark genug. Um möglichst unbeachtet
zu bleiben, wollte er nämlich den Weg nach Taormina zu Fuß zurücklegen; dazu
aber bedurfte er eines anstrengenden Marsches von fünf Stunden und mehr.
Aus diesem Grunde entschloß er sich, bis zum Nachmittag des nächsten
Tages zu verweilen, nnd gab sich der Hoffnung hin, Marias Hülfe werde
um diese Zeit bei den Verletzten noch ebenso in Anspruch genommen sein,

wie zur Stunde. Uebrigens wollte er beim Wiedersehen am Morgen mög-
lichst unbefangen mit ihr Verkehren und auch das Geringste vermeide!?, w«K
ihr die Ahnung nahelegen könnte, daß unter den Schrecken jener Nacht aucb
das Band ihrer Herzen, welches die Liebe geknüpft, jäh zerrissen fei.
Mit diesem Vorsatz schlief Salvatore ein.
Als er erwachte stand dieSonne bereits hoch, an seinem Lager aberMaria,
der Arzt und die Schaffnerin, welche ihm herzlich guten Morgen wünschten.
Der Jüngling fühlte sich wie neugeboren und war dem Arzte im Stillen
dankbar, daß derselbe, auf seine vollige Genesung hinweisend, in Mariu
drang, sogleich Mit ihm nach Acireale zurückzukehren und den Bedürftigen
ihre so nothwendige Hülfe nicht vorzuenthalten.
Das Mädchen, vor allem über das Wohlbefinden des Geliebten beglückt
willigte ein, als auch dieser mit freundlichen Worten hierzu sie aufforderte.
So kam es, daß Salvatore eine Unterredung mit ihr erspart blieb, die
ihm immerhin peinlich gewesen sein Würde, obschon er gegen sie gewappnet
zu fein glaubte.
Nach Marias Entfernung ward ihm leichter zu Muthe, rasch warf er
sich in die Kleider und trat an die Bahre seiner Mutter. Niederknieend
Verrichtete er hier ein stilles aber brünstiges Gebet, welches ihn fühlbar stärkte.
Hierauf bestimmte er, daß die Beisetzung der Leiche in der Familien
gruft früh am nächsten Tage stattfinden solle, und begann seinen Brief.
Salvatore hatte die schriftliche Mittheilung seines Gelübdes sich leicht
Vorgestellt, stieß aber gleich zu Anfang auf eine ungeahnte Schwierigkeit.
Wie sollte er den Brief überschreiben, da er das Mädchen doch nicht
mehr „Geliebte" nennen konnte, sie aber auch nicht gern schon durch das erste
Wort verletzen wollte?
Lange sann er hierüber nach und entschloß sich endlich zu der Wahl
des einfachen: „An Maria!"
Auf diese nachdenkliche Weise kam der ganze, keineswegs umfangreich?
Brief erst nach mehreren Stunden zu Stande, und ehe Salvatore sich's versah,
war es an der Zeit, zu scheiden, wofern er Taormina noch vor Nacht er«
reichen wollte.
Nun erst fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er bei der Festsetzung,
des Leichenbegängnisses seine Abwesenheit in Erwägung zu ziehen über-
sehen habe.
Mußte er der geliebten Tobten nicht die letzten Ehren erweisen, sie
nicht wenigstens zur Gruft geleiten.
Er stand einen Augenblick völlig rathlos; da kamen ihm plötzlich die
Worte Jesu in den Sinn, welche lauten: „Folget mir nach und lasset die
Todten ihre Tobten begraben!"
Wo hatte er sie doch gelesen?
Auch dessen entsann er sich bald, obschon fast zehn Jahre darüber hin-
gegangen; denn dieses Lesen war von einem Unfall begleitet gewesen, der

ihm, dem Knaben, körperlichen Schmerz verursacht hatte; und dessen erinnerte er sich schon als eines Ausnahmefalles. Deutlich spielte sich derselbe jetzt wieder vor seinem geistigen Auge ab, ja, er glaubte ihn zum zweiten Male zu erleben, und fuhr unwillkürlich mit der Rechten nach seiner Stirne, auf der eine kleine Narbe sichtbar war. Mit dieser aber hatte es folgende Bewandtniß:
Pater Pancratius, der bis zu Salvatores Abreise nach Rom im Schlosse selbst wohnte, besaß unter seinen Büchern ein werthvolles Bibel-Exemplar, einen schwerfälligen Folianten, welcher in seinem Gemache ein Tischlein für sich einnahm und seinen Zöglingen nur äußerlich bekannt war.

In einer unbewachten Stunde nun hatten Salvatore und Maria, nach Bildern forschend, über denselben sich hergemacht und ihn mit vereinten Kräften aufgeschlagen. Der Knabe hatte eben Matthäi 8, 22, die zu oberst auf der Seite stehenden, mit wunderlichen Vignetten und Schnörkeln verzierten Worte Jesu an seine Jünger herausbuchstabirt, als das dreibeinige Tischlein, vor welchem er auf einem Fußschemel stand, während Maria, ihm gegenüber ebenfalls auf einem solchen stehend, sich gegen dasselbe lehnte, das Uebergewicht bekam und ihn rücklings zu Boden warf. Bibel, Tisch und Mädchen fielen polternd über ihn her, und eine der mit Metall beschlagenen Ecken des Folianten schlug ihm die Stirne blutig.

Schrecken und Schmerz aber waren nicht im Stande gewesen, Salvatore die merkwürdigen Worte vergessen zu machen, die er sich auch später nicht recht zu erklären vermochte.

Jetzl wußte er sie zu deuten.

Endlich entschlossen und mit sich selbst im Reinen, betrat er den Flur. Bei der Bahre war außer einer Magd, die über der Tobten wachte, Niemand anwesend, und doch wagte Salvatore nicht, näher zu treten, um Abschied zu nehmen. Er fürchtete, sich zu verrathen, und ging, ein Gebet murmelnd, feuchten Auges mit hastigen Schritten davon.

Erst nachdem er bereits eine gute Strecke von Hause entfernt war, an der Stelle, wo er sich entschließen mußte, ob er den Bergpfad zu seiner Wanderung wählen oder aber den Fahrweg am Strande entlang einschlagen solle, gedachte er seines Briefes an Maria und machte sich Vorwürfe darüber, daß er denselben liegen ließ, ohne Jemanden benachrichtigt und wenigstens eine Stunde bestimmt zu haben, in welcher er dem Mädchen überreicht werden sollte.

„Aber auch dies würde mich verrathen haben," flüsterte er, und tröstete sich damit, daß Niemand vom Gesinde des Hauses lesen könne, und Maria sicherlich nicht vor Abend heimkehren werde.

Ter Flüchtling warf noch einen forschenden Blick nach Frascani zurück und schlug dann, völlig unbeachtet, wie er wähnte, den zwar beschwerlichen, dafür aber bedeutend näheren und einsameren Bergpfad ein.

Seine Gedanken der Erfüllung seines Gelübdes und dem neu zu beginnenden Leben zuwendend, wanderte er rüstigen Schrittes gen Taormina.

III.

Salvatore hatte in der Annahme sich geirrt, daß kein Auge gesehen, welchen Weg er eingeschlagen.

Die Schaffnerin nämlich war gegen Mittag, vhne sein Wissen, hinaus auf den Friedhof gegangen, um die Familiengruft der Frascani für die Beisetzung der Leiche ihrer Herrin zu schmücken.

Hier beschäftigt, sah sie den Verwaisten fern vorübergehen und wunderte sich, daß er den Friedhof unbeachtet ließ. Später aber, als sie selbst sich auf den Rückweg machte, glaubte sie ihn ans der Höhe des Bergpfades wandeln zu sehen.

Dies kam ihr indessen so unwahrscheinlich vor, daß sie annahm, ihr Auge täusche sie auf die große Entfernung hin. Trotzdem beschleunigte sie ihre Schritte, um desto früher daheim Gewißheit zu erhalten.

Im Flur des Gesindehauses traf sie auf den Beichtvater der Schloßherrin, welcher gekommen war, die Verunglückte einzusegnen, und, da er dies in Gegenwart ihres Sohnes thun wollte, schon seit geraumer Zeit auf dessen Erscheinen harrte.

Beklommen thcilte sie ihm mit, was sie gesehen zu haben glaubte, und bat ihn, noch ein Weilchen sich gedulden nnd in Salvaturcs Kammer Platz nehmen zu wollen; denn auch er war der Ansicht, der junge Herr müsse bald heimkehren.

Als sie nnn aber die Kammerthür öffnete, fiel ihr sofort der Brief in die Augen, welcher auf dem Tische lag. Hastig nahm sie denselben an sich, betrachtete ihn verwundert von allen Seiten und hielt ihn dem Geistlichen unter die Augen.

„An Maria!" sagte dieser, erstaunt die Aufschrift lesend, und lehnte es ab, den zwar nicht versiegelten, doch aber mehrfach zusammen- und ineinandergefalteten Bogen zu öffnen.

„Lassen Sic die Jungfrau hierherkommen," entschied er nach kurzer Uebcrlegung. „Daß Salvatore jenen, für ungewohnte Füße fast unwegsamen Sumpfpfad betreten, bennruhigt mich durch dieses Schreiben. Gedachte er nur einen Gang im Freien zn machen, so war der Brief überflüssig/

Nachdenklich trat er an's Fenster und schaute auf die Ruinen des Schlosses; dann wandte er sich abermals zu der Schaffnerin, welche rathlos dastand. „Sie sagten mir, der junge Herr sei wohl auf und körperlich neu gekräftigt; aber sollte nicht vielleicht sein Geist unter den Schrecken jener Nacht gelitten haben, wie es Wohl bei solchen Gelegenheiten vorzukommen Pflegt?"

Die Alte raug klagend die Hände und beauftragte eine Magd, Maria aufzusuchen und ihr zu sagen, Salvatore habe unter Zurücklassung eines an sie gerichteten Briefes auf dem Wege in's Gebirge vor ungefähr zwei Stunden von Hause sich entfernt, weshalb sie gebeten werde, sofort zurückzukehren.

Als die Botschaft zu Marias Ohren kam, hatte dieselbe eben hiilfrcichc Hand geleistet bei der Ausgrabung einer alten als Wahrsagerin berüchtigten Ziegenhirtin,

Diese war dem Grabe völlig unverletzt entstiegen, aber die lange Nacht voll Schreck und Graus hatte ihren Geist gestört. Sic sprang lachend wie ein Kind umher und drehte sich jauchzend im Tanze. Hierauf trat sie zu Maria — unter ihren Rettern die einzige weibliche Person — ergriff ihre Rechte und rief: „Zum Lohne dafür, daß Du mich vom Hungertode errettet hast, will ich Dir Dein Lebcnsschicksal verkünden, mein Täubchen! Habe schon Mancher die Wahrheit gesagt, werde anch Dir nicht lügen!"

Stillschweigend ließ das Mädchen die Alte gewähren und zuckte nur die Achseln, denn sie glaubte an dergleichen Dinge nicht.

Kaum jedoch hatte die Ziegenhirtin einen Blick auf die Linien der zarten Hand geworfen, als sie erschrocken zusammenfuhr und dieselbe fast rauh zurückstieß.

„Ein Kreuz und ein blutiges Herz!" murmelte sie kaum hörbar. „Es bedeutet Schreckliches! Hüte Dich vor der Liebe, mein Kind, sonst wird sie Dich an's Kreuz schlagen!"

„Gut, daß Du mich warnst!" entgegnete Maria lachend, verstummte dann aber plötzlich und entfärbte sich; denn sie sah die Untergebene der Schaffnerin unheilverkündend nahen und horte ihre Botschaft.

„Unter Zurücklasfnng eines Briefes!" wiederholte sie wie gebrochen, raffte sich aber sogleich auf und hastete über die weg- und steglvsen Trümmer von Acireale dem Gesindehause des Schlosses zu.

„Bleib hier, Täubchen!" kreischte die Jiegenhirtin ihr nach. „Sic wird Dich an's Kreuz schlagen — bei mir sollst Dn's besser haben!"

Erschöpft langte Maria im Gesindehause an, sank auf das Lager des Geliebten und riß den Bogen auseinander, welchen ihr die Schaffnerin ungeduldig entgegenhielt.

Ihr Antlitz, vom Lauf erhitzt, wurde während des Lesens bleich und bleicher. Die Linke krampfhaft auf's klopfende Herz gepreßt, mit der zitternden Rechten das Schreiben haltend, starrte sie ans die Schriftzüge.

Die Neugierigen, welche sie umstanden, lasen in ihren mehr und mehr sich verzerrenden Zügen den Vcrzweiflungskampf ihrer männlich starken Seele mit dem Geschick.

Fast schien es, als werde das letztere den Sieg davontragen — doch nur einen Augenblick — dann faltete Maria den Unglücksbrief anscheinend gefaßt zusammen, steckte ihn in ihr Busentuch und sagte mit überlegenem Lächeln:

„Ich bringe den Flüchtling zurück! Man sattle mir eiligst ein Maulthier, das beste, welches zu finden ist!"

Die Schafsnerin und der Geistliche bestürmten sie mit Bitten, ihnen wenigstens zu sagen, warnm und wohin Salvatore entflohen sei.

kzcrmann Friedrichs in Messina,
Vergebens. Das Mädchen erhob sich.
„Erfüllet heute und, wenn wir bis dahin nicht zurück sein sollten, auch morgen draußen bei der Tobten Eure Pflicht, wie Derjenige, welcher jetzt hier Herr ist, es bestimmt hat!" rief sie, ,und zweifelt nicht daran, daß ich die meinige erfüllen werde!"
Hiermit verließ sie die Kammer, brach sich haftig Bahn durch das Gesinde, welches zu der bevorstehenden religiösen Feier im Flur versammelt war, und sattelte draußen eigenhändig eines der zum Schlosse gehörigen Maulthiere.
Eine Geißel schwingend, sprengte sie hierauf in rasendem Galopp der Landstraße zu und war bald in der Richtung nach Messina verschwunden.
Seitdem war es Abend geworden. Ob Meer und Insel begann die Sternennacht ihren Marliflor zu weben und die Mondscheibe tauchte blutroth aus den stillen Finthen. Luft und Erde athmeten Frieden.
Auch die Perle Siciliens, die holde Tcwrmina, welche das Erdbeben fast ganz verschont hatte, suchte den Schlummer. In den Gassen wurde es stiller, in den Häusern erlosch ein Licht um das andere, verstummten nach und nach die Stimmen der Bewohner.
Da erklang mit einem Male das Lavapflaster des Städtchens vom Hufschlag eines Mäulers. Wie die Windsbraut sauste es durch die Hauptgafse, verlor sich aber bald in der Ferne.
Mancher neugierige Taorminase war an's Fenster gesprungen, zu sehen was es gäbe, und bekreuzigte sich unwillkürlich wie vor dem Bösen, als er nichts mehr erspähen konnte.
Maria lenkte ihr erschöpftes Thier zu den Ruinen des antiken Theaters von Tauromenium, welche im Sternenlichte schimmerten.
Ein Schwärm von Raben stieg vor ihr auf, als sie in dasselbe einrat. und schwang sich krächzend zur Felsenhöhe empor, welche das prächtige Bauwerk im Südosten überragt.
In dem Räume vor der Orchestra saß die Reiterin ab, befreite ihr Thier von Sattel und Zaumzeug und überließ es sich selbst. Hierauf betrat sie den Fußpfad, welcher um das Theater herum zu dem auf der Meerseite des Felsens, kaum hundert Schritte entfernt liegenden Kapuziner-Kloster führt.
Hart an der Biegung des Weges ließ sie sich in einem Gewölbe nieder, das ursprünglich zum Theater gehörte. Regungslos, in sich zusammengekauert, blieb sie hier sitzen. Der rasende Ritt hatte sie körperlich nicht minder erschöpft als ihr Thier, und ihre innere Aufregung noch gesteigert.
Von dem Elend, welchem sie unterwegs allenthalben begegnet war, namentlich in den Dörfern, die sie durchjagte, hatte sie nur wenig gesehen. Ihre Gedanken waren ja ausschließlich mit dem eigenen Kummer beschäftigt und darauf gerichtet gewesen, Taormina vor dem Flüchtigen zu erreichen, ihm

«nmittelbar an der Klosterpforte mit der Allgewalt ihrer Liebe entgegenzutreten,
die ihn gewiß zur Umkehr bewegen würde.
Nach geraumer Weile erst hatte das Mädchen sich erholt und stand auf.
„Hier muß sich's entscheiden!- murmelte sie, einen Blick auf den Pfad
werfend, welchen jetzt der Mond beschien.
Noch gewahrte sie Niemand auf demselben. Einen Augenblick musterte
sie ihre Umgebung, dann schritt sie um die Felscnecke und näherte sich dem
Kloster.
Ter schmucklose Bau mit seinen dunklen Zellenfenstern erfüllte die Jung-
frau mit Grauen. Dennoch schlich sie zur Pforte und blieb hier lauschend
stehen. Jenseits derselben herrschte eine unheimliche Stille, unterbrochen nur
durch das langgezogene Schnarchen des Bruder Pförtners.
Lautlosen Schrittes kehrte Maria auf ihren Beobachtungsposten bei der
Ecke zurück und spähte abermals den Pfad entlang gen Taormina.
Derselbe lag noch immer unbetrcten.
„Sollte mein Auge mich getäuscht haben?- flüsterte sie, und erbleichte
bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. „Nein, nein! Es kennt den Geliebten
zu gut," beruhigte sie sich, „Noch kann er nicht hier sein. Von dem Orte
wo ich ihn rasten sah bis hierher ist's zu marschiren eine gute Stunde.
Mein Thier aber hat diese Strecke in der halben Zeit zurückgelegt."
Vom Meere herauf wehte jetzt eine frische Brise. Die Einsame hüllte
sich fröstelnd in ihr Kopftuch, fetzte sich an den Abhang und lauschte auf die
Stimmen der Nacht.
Ein langgezogener Schrei ihres Maulthieres, welchen das Echo des
Theaters schallend wiederholte, schreckte sie plötzlich auf. Derselbe klang wie
ein Freudenschrei. Kein Zweifel, das Thier witterte die Nähe feines Herrn.
Geräuschlos erhob Maria sich und schaute um die Ecke. Salvatore war
bereits bis zum Theater vorgedrungen. Hier stand er still und ließ den
Blick forschend über die Ruinen gleiten.
Augenscheinlich hatte die Stimme des Mäulers ihn zum Stehen gebracht.
Jetzt setzte er sich auf's Neue in Bewegung und pilgerte müden Schrittes
seinem Ziele zu.
Kurze Weile noch — Mann und Weib mußten sich gegenüberstehen.
Marias Herz pochte ungestüm. Sie hatte sich vorgenommen, dem
Treulosen mit kalter Ruhe entgegenzutreten, und nun wich dieselbe doch von ihr.
Unwillkürlich entfernte sie sich einige Schritte gegen das Kloster hin und
hüllte sich tiefer in ihr Kopftuch. Einen Augenblick noch rang sie hier nach
Fassung, dann beherrschte sie sich, und als Salvatore um die Ecke bog, trat
sie gebieterisch vor ihn hin.
„Keinen Schritt weiter, Unglücklicher!" rief sie mit gedämpfter Stimme
Erschrocken prallte er zurück, seinem Munde entfuhr ein halb erstickter
Schrei.
Eine unheimliche Pause trat ein.

Festen Schrittet näherte sich Maria dem Bebenden. Er wich abermals
zurück, den Blick starr auf ihr verhülltes Antlitz geheftet, von welchem nur
die funkelnden Augen sichtbar waren.
„Was kümmern Tich meine Wege?" stammelte Salvatore bebend. .Ich
habe nichts mit Tir gemein!"
Bei diesen Worten zog er das goldene Kruzifix aus seinem Busen,
welches er — es war ein heiliges Familienstück — seit den frühesten Knaben-
jahren als Talisman trug, und hielt es, ein Stoßgebet murmelnd, der Schreck-
gestalt mit zitternder Hand entgegen.
Das Mädchen schlug eine gellende Lache auf, riß mit einer raschen
Bewegung ihr Kopftuch vom Gesicht und trat hoch aufgerichtet vor den Be-
stürzten hin.
„Maria!" schrie er, und Ware taumelnd zu Boden gesunken, hätte sie
ihn nicht mit fester Hand bei der Brust gepackt und aufrecht gehalten.
Schweigend harrte sie, bis er von seinem Schrecken sich erholt hatte.
„Nicht hier ist der Ort, wo ich mit Tir sprechen mag!" sagte sie dann.
„Folge mir hinauf zur Höhe, dort sind wir am ehesten unbelauscht und dem
Himmel am nächsten!"
Hiermit ließ sie den Geliebten los und betrat den Felsen.
„Ich habe Tir nichts mehr zu sagen und werde, unbekümmert um Tich,
den Weg gehen, den Gott mir gezeigt hat!" rief Salvatore jetzt.
Tie Jungfrau zuckte jäh zusammen. Auf diesen Trotz war sie nicht
vorbereitet. Er beehrte sie darüber, daß ihre Liebe nicht so leicht siegen
werde, wie sie gehofft hatte. Siegen aber mußte sie oder im Kampfe mit
ihm untergehen.
Edler Zorn flammte auf ihrer Ttirne, sie trat dicht vor den Geliebten
hin und ihre Rechte umschloß krampfhaft das Gelenk seiner Linken.
Salvatore schrie vor Schmerz laut auf und suchte ihrer sich zu erwehren
Vergebens. Im Truck ihrer Hand lag die Kraft der Verzweiflung. Flehend
schlug er die Augen zu ihr auf.
Da traf ihn ein Blick tiefer Verachtung uud an sein Ohr donnerten,
vbschon nur geflüstert, die Worte: „Ich will's, Feigling! Hörst Tu. ich will's!"
Er wagte keinen Widerspruch. Maria war ihrer Macht über ihn nun-
mehr sich bewußt und begann, den Felsen zu erklimmen, ohne weiter auf
ihn zu achten.
Salvatore folgte ihr schweigend. TaS unverhoffte Erscheinen der Ge-
fürchteten, namentlich aber ihr männlich festes Austreten, hatte seine Seele
völlig niedergeschmettert. Er war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.
Seine Füße bewegten sich nur mechanisch vorwärts.
Scheu und muthlos, wie ein Verbrecher vor seinem Richter, blieb er
oben angelangt, am äußersten Rande der schmalen Plattform stehen, während
Maria ihm den Rücken zukehrte und schweigend auf das Kloster zu ihren
Füßen niederschaute.

Nach einer Weile erst wagte Salvatorc das Auge auf sie zu richten.
5Tie Jungfrau stand da, vom Mondlicht übergössen, regungslos wie ein Marmorbild. Nur ihr üppiges Haar flatterte im Nachtwinde aufgelöst um ihre Schulter.

So hatte er Maria nie gesehen, in dieser wilden Schönheit erkannte er sie kaum wieder. Aber war sie's denn auch wirklich? Trieb nicht einer der Dämonen sein Spiel mit ihm? War dies Alles nicht ein Blendwerk der Hölle, welche ihn noch im letzten Augenblicke zu schnöden Lüsten zn verführen trachtete?

Hinter ihm aus der Tiefe herauf klang jetzt ein ähnlicher langgezogener Schrei wie der. welcher ihn kurz vor seinem Zusammentreffen mit Maria schon so eigenthümlich berührt hatte, daß er stehen geblieben war.

Salvatore wandte sich und spalte hinab. Ter Mcinlcr, welcher feine Stimme hatte erschallen lassen, — er erkannte ihn sofort als fein Lieblingsthier, — ging grasend im Zuschauerräume des Theaters.

Jetzt erst fand der Flüchtling Marias Gegenwart erklärlich. Noch schaute er hinunter, da fühlte er plötzlich ihre unmittelbare Nähe und wandte sich ängstlich.

Ein geistcrbleichcs, von seelischem Schmerz verzerrtes Antlitz starrte ihm entgegen. Vor den strafenden Blicken Marias, die gleichzeitig doch so beredt von Liebe sprachen, schlug er die Augen nieder.

Beide standen geraume Weile schweigend einander gegenüber und die Sterne schauten so strahlend auf sie herab, als hatte Liebcslnst sie zu Zeugen geladen.

Endlich brach die Jungfrau das Schweigen.

„Salvatorc," sagte sie weich, die Rechte auf seine Schulter legend, „wir stehen hier unmittelbar vor Gott. Kannst Tu mit gutem Gewissen Ange in Auge wiederholen, was Tu mir mit so kurzen gleichgültigen Worten geschrieben hast? Wiederholen, daß Tu mich nicht mehr liebst, daß Tir das Wort, welches Dn Deiner Mutter gegeben, mehr gilt, als das, welches seit Jahren meinem Herzen Dich verbindet?!"

Der Jüngling schwieg und starrte finster zu Boden.

Maria harrte eine Weile geduldig auf Antwort, dann begann sie von Neuem: „Ich wußte, daß Tu's nicht wiederholen kannst; denn Tu hast es niedergeschrieben in Augenblicken geistiger Gcstörthcit, in einer Stunde, da Du mit Tir selbst zerfallen warst; Tein Herz aber weiß nichts davon! Ist's nicht so?"

Wieder starrte er schweigend vor sich nieder. Das Mädchen sah ihn vergebens nach Fassung ringen und schlang die Arme um seinen Hals.

„Liebling," sagte sie, „da Du nicht sprechen magst, küsse mich wie in alten Tagen, und Alles soll Dir vergeben sein!"

Verlangend näherte sie ihren Mund dem seinigen. Ihr Odem wehte

ihm heiß in's Gesicht, drohte seine Sinne zu berauschen. Jetzt brannte ihr Kuß auf seinen Lippen. Er sträubte sich vergebens, sie küßte ihn wieder, küßte ihn immer wilder.
Plötzlich zuckte er zusammen, wie von einer Schlange gestochen, in seinen Zügen spiegelten sich Abscheu und Entsetzen; denn aus den Augen Marias loderte ihm die nimmersatte Gluth der Leidenschaft entgegen.
Die Jungfrau ahnte nicht, daß gerade diese Salvatores Herz noch mehr ihr entfremde. Sie sah und hörte nichts mehr, folgte nur den Eingebungen ihrer durch seinen Trotz zum Wahnsinn gesteigerten Liebe.
Jetzt zerriß sie in wilder Raserei ihr leichtes Gewand und preßte den Widerstrebenden mit Allgewalt an sich. Ihre Arme umstrickten ihn immer fester, zogen sein Haupt immer tiefer. Schon schlugen die hohen Wellen ihres Busens heiß und ungestüm an seine Wangen, schon hörte er Marias Herz lauter pochen als sein eigenes und die Willenskraft drohte ihn zu ver-lassen — da tönte plötzlich aus der Tiefe die Gebetglocke des Klosters herauf und verkündigte die zehnte Stunde.
Tie hellen Klänge brachten Salvatore jäh zur Besinnung, beseelten ihn auf's Neue mit Widerstandskraft. Er stieß einen zornigen Schrei aus und wand sich in den Armen Marias wie ein Verzweifelter. Jetzt war ihm zu Muthe, als halte die Leidenschaft selbst ihn umstrickt.
„Hinweg, Verführerin!" rief er. „Du schändest mich und meinen heiligen Schwur! Ich liebe Dich nicht mehr, habe Dich nie geliebt!"
Das Mädchen wurde todtcnblaß und biß die Lippen. „Bist Du bei Sinnen?!" stammelte sie. „Schau mir in's Auge, Theurer! Dauert Dich nicht meine Jugend, die ihr Glück und Hoffen auf Deine Liebe gesetzt hat? Habe ich aus der schauerlichen Gruft Dich befreit, damit Du mir das Herz brechen mögest, dieses Herz, das nur der Liebe, das nur Dir lebt! O komme laß Dich erweichen, entsage Deinem unseligen Gelübde, das Deine Mutter Dir abgezwungen hat, weil sie mich, die Niedriggeborene, haßt. Es kann Weder Dich, noch sie zum Heile führen! Laß ihn fahren, diesen leeren Glaubenswahn, der unser Lebensglück zu zerstören droht, auf welches Du selbst mich einst so fest bauen lehrtest. Noch ist es nicht zu spät, komm, folge mir in's Heiligthum der Liebe, auch da ist Gott!!"
„Nie und nimmer!" stöhnte er, „das Heiligthum Deiner Liebe gleicht dem Pfuhl der Sünde und des Lasters! Wärest Du gläubig und gottergeben wie ich es bin, Du würdest nicht von mir verlangen, meinen Schwur zu brechen, mich mit ewiger Schmach zu beflecken. Ich liebte Dich solange ich blind war, jetzt, da ich sehend geworden, habe ich diese Liebe aus meinem Herzen gerissen. Geh hin und suche, was Dich beglücken kann, bei Deines Gleichen!"
Auf der schmalen F.'lsenplatte entspann sich nunmehr ein heißer Kampf, welchen die Sterne geisterhaft beschienen.

vas Arcuz der Liebe,

Die Jungfrau glich einer Furie. Salvatores Worte hatten sie auf's Neue zum Wahnsinn getrieben. Jetzt wüthete sie und rang mit ihm Leib nn Leib.

„Auch ich that einen Schwur und wiederhole ihn hier vor Gott!" knirschte die Rasende: „Du erreichst das Kloster dort unten nicht lebend, wenn Du wirklich anderen Sinnes geworden bist! Mit Gvtt will ich um Dich ringen! Mein sollst Du sein, jetzt, in dieser Stunde, im Angesichte des Geistes Deiner stolzen Mutter, der mich um Deine Liebe betrügen will!"

Salvatores Glieder durchrieselte es kalt. Die Tobende hielt ihn fest umschlungen, würgte ihn fast. Seine Kniee schlotterten, lange rang er vergebens nach Worten.

„Ich verabscheue Dich!" stöhnte er endlich, und machte den Versuch, nach der Mitte der Plattform sie zurückzudrängen.

Umsonst — mit der Kraft des Wahnsinns riß Maria ihn hart an den Rand des Abgrunds.

„Wirst Du mein Verlangen stillen, meine Liebe erwidern, wie Du einst betheuert hast?!" raunte sie ihm in's Ohr und küßte ihn heiß.

„Hinweg, Teufelin!" keuchte er, mit einer letzten Anstrengung, der Rasenden Meister zu werden.

Wild lachte sie auf. „So fahre zur Holle, wortbrüchiger Bube!" Noch einmal preßte sie den Unglücklichen an ihre Brust, als wollte sie ihn zermalmen; dann zischte sie ihm einen Fluch in's Gesicht, ließ ihn plötzlich los und stieß ihn, schnaubend vor Wuth, rücklings in die Tiefe. Ein Fetzen ihres Gewandes, an das er sich festklammerte, blieb in seinen Händen.

Die Luft durchzitterte ein schauerlicher Schrei. Schwer rollte es hinab, von einem Felsenvorsprung zum anderen, loses Gestein nach sich ziehend. Wimmern und Aechzen stieg windverweht herauf, bis endlich ein dumpfer Schlag verkündete, daß der fallende Körper am Fuß des Felsens angelangt sei.

Dies brachte Maria, welche wie erstarrt am Rande des Abgrundes stehen geblieben war, jäh zur Besinnung. Jammernd fuhr sie mit den Händen nach dem Haupte und vergrub sie krampfhaft in die Fülle ihrer Haare.

„Hab ich's denn wirklich ausgeführt, mein Gott?!" rief sie in die Nacht hinein. „Weh, das Fürchterliche ist geschehen! Salvatvre, Salvatore! O, diese unselige Leidenschaft, diese Raserei!!"

Zitternd, mit geisterbleichcm Antlitz stand die Jungfrau noch einen Augenblick lauschend nach der Tiefe vorgebeugt da, dann kletterte sie hastig hinab, mit den Händen die Felsenzacken umklammernd.

Je tiefer sie kam, desto hastiger wurden ihre Schritte, desto lauter keuchte ihr Busen, pochte ihr Herz.

Die Felsenzacken, an welchen sie sich festhielt, fiihltcn sich naß und kleberig an. Dies durchschauerte die Unglückliche jedesmal bis in's Innerste, erfüllte sie mit geheimem Grausen.

Wäre die Nacht lichter gewesen, Maria würde entdeckt haben, wie sie ihre Hände mit Blut besudelte, so oft sie nach einem neuen Halte griff. Alhcmlos langte sie am Fuß des Felsens an. Eine dunkle leblose Masse lag zu ihren Füßen. Mit einem herzzerreißenden Schrei brach die Jungfrau über dem Leichnam des Geliebten zusammen und barg verzweiflungsvoll ihr Haupt an der zerfleischten Brust.

Der Morgen graute bereits, als Maria endlich aus halbbewußtlosem Zustciudc sich aufraffte und irren Blickes bald auf den Todten, bald auf ihre Umgebung starrte, über welche der scheidende Mvnd sein fahles Licht goß. Sie befand sich in einer Nachbarvigne des Mustergutes und zwar auf den Trümmern eines landwirthschaftlichcn Gebäudes, welches das Erdbeben dem Boden gleich gemacht hatte. Holzwerk und Steine lagen wirr durcheinander.

Tie Unglückliche sah dies Alles im Zwielicht der Frühe wie durch ein Duftgewebe, das langsam an ihren Augen vorüberzog.

Jetzt begannen die ersten Sonnenstrahlen den Horizont zu färben. E5 ward immer lichter um die Rathlose her. Sie stand da, einem grausigen Nachtgespenst, das in Blut sich gebadet, ähnlicher als einer anmuthigen Mädchcngcstalt und schaute blöden Auges in das flammende Schauspiel des Himmels. Wahnsinn und Leidenschaft hatten ihre schönen Gesichtszüge verzerrt und der Glanz ihrer Augensterne schien für immer erloschen. Stumpfsinnig wandte sie sich wieder zu der Leiche des Geliebten. Es war, als habe sie die Seele aus dem Leibe sich gejammert und nur dieser leiste dem Sturm des Schicksals noch Widerstand, eine leere gefühllose Masse, dem Gvtterbilde eines verlassenen Tempels vergleichbar, nnf dessen Altar die Vernichtung ihre» Stempel geschlagen hat.

Plötzlich jedoch fuhr wie mit einem Zaubcrschlage neues Leben in sie hinein. Maria gewahrte nämlich, das Salvatores Haupt auf einem mächtigen von rohgezimmerten Dachsparren gebildeten Kreuze ruhte, und ein irrsinniges Lächeln spielte um ihren Mund.

Doch nur einen Augenblick — dann schrak sie zusammen wie ans tiefem Schlafe aufgerüttelt, und ihren Augen entstürzte eine Fluth von Thränen. Tie Arme gedachte der Wahrsagung jener durch sie vom Tode erretteten Alten von Acireale und die Geschehnisse der Nacht traten lebhaft vor ihre Erinnerung, Sie begann über ihre Schrcckensthat nachzusinnen.

„Das Schicksal mußte erfüllt werden!" flüsterte sie nach einer Weile schaudernd, „jetzt will ich meine Schuld sühnen! Die Erde hat keinen Raum mehr für mich!"!

Betend kniete sie bei dem Todten nieder. „Vergicb," stammelte sie, „vcrgicb meiner wahnwitzigen Liebe! Ich folge Dir in den Tod!"

Dann stand sie abermals nachdenklich. „Was konnte die Alte von dieser Stunde wissen? Gleichviel, dieses Kreuz soll mein Schicksal besiegeln, unter ihm will ich mein Verbrechen büßen, bevor es ruchbar wird."
Hiermit beugte sich die Jungfrau über den Geliebten, hauchte einen Kuß auf seine Stirne und drückte ihm die Augen zu. „Ich will Deinen Geist versöhnen," flüsterte sie, „damit er dort oben meine reine Seele nicht zurückstoßt, wie Dein Arm in dieser Nacht die Blüthen meines sündigen Leibes zurückgestoßen hat."
Behende bettete sie nun das Haupt des Tobten zur Seite aus einen Stein und lud das Kreuz ihrer Schulter auf.
Tief gebückt unter seiner Last begann sie den Felsen zu erklimmen, die Blutspur verfolgend, welche im frühen Lichte deutlich sichtbar war.
Tic Sonne stieg höher, glänzte im Meere, das ruhig dalag, wie ein Spiegel ans blan polirtem Stahl.
Keuchend, in Schweiß gebadet, strebte die Büßerin empor. Als sie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, riefen die Klosterglockcn zur Frühmesse.
Die Jungfrau erschrak heftig. Schauer rieselten durch ihre Glieder. „Jetzt wird meine That entdeckt werden!" stöhnte sie. „Man wird mich einholen und hindern, daß ich selbst mich richte."
Hastiger klomm sie höher. Ihre Kniee schlotterten, sie schwankte kraftlos und hielt sich doch mit Gewalt aufrecht,
„Noch ist es nicht vollbracht!" murmelte sie.
Jetzt fielen die ersten Sonnenstrahlen aus ihren Weg, schmiegten sich an ihre Glieder, welche die Fetzen ihres Gewandes lose umflatterten. Aechzend schaute sie zur Höhe empor. „Herr des Himmels fei mir gnädig!" stöhnte die Unglückliche und blieb dann lauschend stehen.
Aus der Tiese brachen sich Rufe des Staunens nnd der Bestürzung Bahn zu ihren Ohren. Maria suhlte, daß sowohl die Mönche des Klosters als anch die Bewohner von Taormina aufmerksam auf sie geworden seien und sie mit neugierigen Blicken verfolgten.
Die Furcht, man werde Häscher auf ihre Spur senden, spornte sie zu erneuter Hast. Sie wagte nicht umzuschauen, und ihre Seele schrie zu Gott um Erlösung. Von ihrer Slirne troff der Schweiß in schweren Tropfen.
Die langen, mit dem Blute des Geliebten getränkten Haare hingen ihr wirr nm's Haupt. Ter Morgenwind wehte sie ihr in's Antlitz, sie legten sich vor ihre Augen wie ein blutiger Schleier.
Zu Tode erschöpft strebte die Büßerin höher, den Nacken immer tiefer zur Erde gekrümmt. Wenige Schritte noch — und sie mußte die Plattform erreichen. Da verließ die Kraft sie, laut pochend zerriß ihr Herz seine Bande, vor ihren Augen ward es Nacht, sie stieß einen dumpfen Schrei aus, taumelte nach rückwärts und brach dann lautlos unter dem Kreuze zusammen.

Tie Mönche, welche von der Leiche des Jünglings der Schreckgestalt nachgeeilt waren, fanden eine Tobte. Sie befreiten dieselbe von der Last des Kreuzes und trugen sie auf die Plattform des Felsens. Hier fanden sie den Abschiedsbrief Salvatvres an Maria, welcher während des Kampfes zu Boden gefallen war, crriethcn aus den Spuren des letzteren, was während der Nacht sich zugetragen.
Zum Gedächtnitz daran und zur Sühne für Marias Schuld richteten sie das Kreuz auf der Plattform auf — bestatteten die Tobten am Fuße des Felsens in einem gemeinsamen Grabe.
Seit Jahren sind die Glocken des Kapuziner-Klosters verstummt, unzählige Mal hat der Pflug des Ackerers die Schollen dieses Grabes der Liebe gewendet; über ihm aber, auf der Spitze des Felsens ragt noch heute ein Holzkrcuz, vom Alter geschwärzt, in den Acther — nach dein Volksglauben durch die unsichtbaren Hände einer Heiligen vor Zerfall bewahrt — das Kreuz der Liebe.

Pater Beckx.

von
14. März des Jahres 1848 zog in Wien eine Schaar vvn
Bürgern und Studenten vor das Palais des Erzbischufs Milde,
das in der Rothcnthurinstraße liegt, und zerschlug unter Drohrufen
und Pfeifen die verschlossenen Thvre, um den Kirchenfürsten zu ergreifen und
aus der Stadt zu jagen. Dieser zog rasch die Kleider seines Kammerdieners
an und floh durch eine Pforte, die auf den Stefansplatz führte, aus dem
belagerten Haus; als er im Eiscnbahnzug, der nach Gloggnitz führte, in dessen
Nähe seine Sommcrrcsidenz Kranichberg auf waldumschatteter Berghohe ragte,
saß, rief er unter Thränen aus:
„Das ist meine Strafe, das; ich die Rcdcmptoristcn statt der Jesuiten
nach Wien geführt habe."
Und der greise Erzbischof, vvn dem seine Priester den Vers: „Milde, Dein
Name ist Ironie; denn milde warst Du nie!" sich zuflüsterten, hatte ein Recht
zn klagen; denn die Söhne des heiligen Alfons von Liguori, des Großoheims
der allzu bekannt gewordenen Prinzessin GaLtana Pignatclli, waren durch ihre
zelotischen Predigten, Unklugheiten in Beichtstuhl und Sprechzimmer dem Volk
von Wien so unangenehm geworden, daß es am 13. März 1848 die Patres
sammt den Nonnen desselben Ordens in ihren prächtigen Klöstern, am Gestade
und Rennweg, überfiel und aus den Mauern der sonst gastlichen Kaiscrstadt trieb.
Der Ausruf des Erzbischofs Milde widerlegt die vielfach in den biographischen
Skizzen über den am 4. März dieses Jahres verstorbenen Pater Beckx ver-
breitete Ansicht, daß er oder die Jesuiten überhaupt in Oesterreich seit ihrer

Aufhebung, im Jahre 1773, irgend eine Rolle gespielt haben. Tie ersten Jesuiten, die Brüder Klinkowström, die seitdem die Grenzen des Kaiserstaates überschritten, erschienen erst im Jahre 1852. Und auch die Ansicht, die in den meisten Geschichtswerken und in Meyers Handlexikon sich findet, daß die Nedemptoristcn, die Liguvrianer, Jesuiten in »veränderter Ausgabe" seien, ist ein Jrrthum, Sie wurden im Jahre 1732 von dem italienischen Rechtsanwalt, der spater Priester wurde, Alfons Liguori als eine Congiegativn, die den Hirten in der Umgegend von Neapel geistliche Hirten sein sollte, gestiftet und fanden durch den ehemaligen Bäckergesellen Clemens Hofbauer, der aus Wien nach Italien wanderte und dort Redemptvrist wurde, Eingang in Oesterreich, wo sie mit Hülfe des Dichters Zacharias Werner, der auch das Ordcnskleid des heiligen Liguori anzog, und de» Publicisten Jarke, des Geheimsecretärs des StaatSkanzlers Fürsten Metternich, trotz des anfänglichen Widerstandes der Erzbischvfe Hohenwart!) und Milde in Wien eine Nieder-lassung gründeten. Während sie dort durch ihre fremdartige Tracht, die riesigen, breitkrämpigen Hüte und weitfaltigcn, flatternden Mäntel, und ihre Predigten nach dem Muster des Abraham a Sancta Clara in Boll und Gesellschaft Aufsehen machten, ging ein Mann, im Rock des Weltpriesterc-, still und ungekannt in den Palästen weniger Fürstcnfamilien aus und ein. Es war dies Pater Petrus Johannes Bcckr, der einzige Jesuit, dem durch ein Handbillct des Kaisers Franz der Aufenthalt in Oesterreich und Wien gestattet worden war; er verdankte diese Gunst der Fürsprache des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Küthe», der ihn für sich und die Fürstin Julie zum Beichtvater gewählt halte, nachdem beide Eheleute katholisch geworden waren. Pater Bcckx hielt sich in Wien, wo er bis zum Jahre 1848 wohnte, stets im Hintergrund und floh den Umgang mit den Nedemptoristen,

Tiefer Orden steht sogar mit der Gesellschaft Jesu in einem Gegensatz, da er auf akademische und theologische Bildung der Mitglieder wenig Wertb legt, sich mit Vorliebe in den kleinen und armen Ständen Novizen sucht und seine Mission durch packende, sehr populäre Predigten und im Beichtstuhl, von wo aus er das religiöse Leben einer ganzen Familie leitet, erfüllt. Die Jesuiten dagegen sind ohne Ausnahme wissenschaftlich gebildete, oft sehr ge-lehrte Herren, die sich aus der „großen Gesellschaft" rckrutiren und von ihren Candidaten Geist, Talent und, wenn möglich, eine Mitgist fordern: sie sind stets feingesittete Leute, die Tact, Umgangsformen mit würdevollem An-stand zu eigen haben.

Ich erinnere mich eines Dialogs, den eines Tages der beliebte Prediger Pater O. mit dem Jesuiten B. führte; der Liguvrianer war von einer Mission heimgekehrt. Er predigte dort über das Sterben, zog plötzlich einen Todtcnschädel aus den Falten seiner Soutane und rief mit Donnerstimme: „Ihr eitlen Frauen und Mädchen, seht Euer Bild!" Die Wirkung dieser Geste war durchschlagend; denn nach Schluß der Predigt lief Alles zitternd und zerknirscht in die Beichtstühle.

Patcr Vcckr,

Als Pater O. diesen Erfolg dem Jesuiten erzählte und mit den Worten: „Wir Redemptoristen sind doch volksthümlichcr als Ihr Jesuiten!" schloß, neigte Pater B. sein Haupt und sagte leise, wahrend der Blitz des Spottes über sein feines Gesicht zuckte: „Ja gewiß, Ihr Liguoriancr seid viel Volksdümmlicher als wir?"

Es gielt heute als ein Traditionelles und unter Historikern wie Lesepublikum Feststehendes, daß der General des Jesuitenordens immer der Inbegriff höchster Schlauheit, Meister aller diplomatischen Schliche, der Träger jener geistlichen Macht sei, unter der sich Priester und Laien in der katholischen Kirche zitternd beugen. Und auch der verstorbene General Pater Beckx ist in der Presse, die ihm Nekrologe widmete, als der „schwarze Papst" geschildert worden. Der arme, 92 jährige Greis, der mit heißer Sehnsucht den Erlöser Tod herbeiwünschte, mußte noch lange ruhelos, wie Ahasver, durch die Spalten der Tage- und Wochenblätter spuken . . .

Ich habe mit Pater Beckx jahrelang verkehlt und ungezählt oft seinen großen Verstand, die Ruhe des Geistes und Besonnenheit, seine echte Demuth und schlichte Art in Rede und Umgang bewundert, aber niemals etwas von jener immensen Klugheit, berechnenden Schlauheit und mephistophelischen Macht an ihm entdeckt, die er auf die Menschen geübt haben soll.

Er wnrdc zu Sichem bei Löwen, in Belgien, im Februar 1795 geboren, weihte sich dem geistlichen Stand und fand durch die Empfehlung eines Kirchcnfürstcn Aufnahme in den Jesuitenorden. Die Obern sandten ihn nach Deutschland, wo er im Collegium zu Hildcsheim das Scholastikat durchmachte und als Priester sich der Seclsorge widmete; im Gefolge des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Kothen besuchte er die Fürstenhöse in Deutschland und wohnte in Wien, bis ihn der General Roothaan zum Rector des Collegiums in Löwen, Ivo er vor dreißig Jahren das Noviziat begonnen hatte, berief. Als Kaiser Franz Joseph dem Jesuitenorden, der achtzig Jahre lang aus Oesterreich-Ungarn verbannt war, wieder die Gründung von Niederlassungen gestattete, kam Pater Beckx. der die kirchlichen Verhältnisse des Reiches besser als jeder seiner Mitbrüder kannte, nach Wien nnd unterhandelte so erfolgreich mit der Regierung, daß der Gesellschaft die meisten Klostergebäude und Häuser, die sie vor der Aufhebung gebaut und besessen hatte, zurückgegeben wurden. Nachdem die alte Ordcnsprovinz Oesterreich-Ungarn erstanden war, kehrte er nach Löwen zurück und blieb dort, bis im Jahre 1853 das Kapitel zu Rom ihn am 2. Juli zum General des Ordens erwählte. Pater Beckx hat dieses Amt 34 Jahre lang vortrefflich verwaltet. Das Geheimniß aber dieses Erfolges lag nicht so sehr in seiner persönlichen Begabung und Tüchtigkeit, als vielmehr in der wundersamen Organisation der Gesellschaft, deren treues Mitglied er gewesen ist; einer Organisation, die bis zur Stunde sich als das beste Institut offenbart, das von klugen Männern geschaffen wurde. Ein intimer Blick in das Leben der Jesuiten wird das Räthselhafte dieser Ansicht klar machen.

Sobald der Novize mit dcm Ordensgewand bekleidet ist, muß er ein Jahr
lang sich der Askese und vor allem der schweren Kunst, Wille», Temperament
und Phantasie beherrschen lernen, widmen. Nach diesem Probejahr beginnt das
zweite Noviziat, wahrend dem er Philosophie und besonders Logik studirt;
denn der künftige Prediger, Sceleiifiihrcr und Erzieher muß ein Meister im
logischen Denken, Sprechen und Handeln sein. Der ethisch und philosophisch
gut geschulte Novize tritt dann in das Scholastikat, Ivo er Theologie und
mit Ausnahme von Medicin und Juristik alle weltlichen Wissenschaften, zu
denen er Beruf und Talent hat, lernt; dieses Scholastikat dauert so lange,
bis ihn der Wille der Obern in ein bestimmtes Amt ruft. Und hier giebt
sich eine stauueuswerthe Thatsache kund; die, daß er immer nur auf den Posten
gestellt wird, wo er nach der Ueberzcngung der Vorgesetzten Tüchtiges leisten
kann. Ich bin noch niemals einem Jesuiten begegnet, der sich in dem Nessort.
das ihm anvertraut worden war, als unfähig und tadclnswerth gezeigt hätte.
Das Geheimnis; aber, warum die Obern immer die beste Wahl treffen, liegt
darin, daß der Nectur jedes Collegiums monatlich einen Bericht über jedes
Mitglied an den Provinzial absendet, in dem er dasselbe mit allen Vorzügen
und Fehlern schildert, und der Provinzial besucht in jedem Jahr die Collegia
und Häuser, wo er jeden Bewohner in geheimer Audienz empfängt, die Wünsche
anhört und dessen Urtheil über das Leben im Hospiz verlangt. Aus den
schriftlichen Mitteilungen der Rectoren und seinen persönlichen Erfahrungen
stellt dann der Provinzial ein Bild jedes Mitgliedes zusammen, das er nach
Rom sendet, Wo es im geheimen Archiv der Gesellschaft hinterlegt und jähr-
lich durch neue Berichte ergänzt wird. Jede Provinz hat im Hause zu Rom,
nl Gefü einen Vertreter, den Eoadjutor, der bei den Sitzungen des Generals
mit seinen Röthen, wenn es sich nm die Wahl eines PaterS. dem diese oder
jene Mission anvertraut werden soll, handelt, aus der Personenliste des ge-
heimen Archivs ein Mitglied der von ihm repmsentirten Provinz in Vorschlag
bringt. Es geht unter den Jesuiten der Spruch: „Ju Rom kennen sie besser
als ich den Socius, mit dcm ich oft jahrelang in derselben Zelle wohne."
Nachdem der Scholastikas seine Studien vollendet hat, legt er das
dreifache Ordcnsgelübdc, von dem er später durch Papst und General dis-
pensirt werden kann, ab und wird zum Priester geweiht. Wenn sich der Jesuit
in Observanz der Regel nnd in Amt treu und tüchtig gezeigt hat, legt er
im gereiften Manncsalter die Profeß ab, bei der er sich durch ein vierfaches,
feierliches Gelübde, das ihn unlösbar bis zum Tode bindet, der Gesellschaft
weiht; es ist dies außer dem Versprechen des Gehorsams, der Armuth und
Keuschheit noch der Eid, dem Papst willenlos untcrthänig zu sein. Diese
Professcn bilden den Kern der Gesellschaft Jesu und die Schaar, aus der
die Rectoren, Provinziale und Coadjntoren, die Näthe des Generals, und
der General selbst, dieser aber nur im Kapitel, gewählt werden.
Es ist ein Jrrthum, daß der Jesuitengeneral irgend eine Macht oder
ein Vorrecht besitzt, die ihn über die Satzungen des Ordens stellen; denn ei

Pater Bcckr,
ist ebenso wie der letzte Laienbruder der Aufsicht seiner Mitbrüder unter-
worfen und gilt in der Gesellschaft nur als der Repräsentant derselben nach
Außen hin. Ein Haarbreites Abweichen von der Regel, ein , selbständiger
Beschluß, den er gegen den Rath der Assistenten gefaßt, oder ein Act, durch
den das vierfache Gelübde verletzt und die Disciplin geschädigt wird, hätten
unfehlbar seine Absetzung nnd den Ausschluß aus der Gesellschaft zur Folge.
Mit einem Wort, der Jesuitengeneral ist nichts anders, als das Organ,
durch welches der Rath der Coadjutorcn Willen und Beschlüsse kundgiebt und
das dieselben, durch einen feierlichen Eid dazu verpflichtet, gewissenhaft aus-
führen mnß . . . Ich bin überzeugt, daß jeder Coadjutor, der an der Stelle
des Pater Beckx gewesen wäre, ebenso weise n. s. w. gehandelt hätte; denn
er konnte nicht anders. Und danim wird man dem jetzigen General Pater
Andreas Anderledy einst dieselben Lobsprüche von Klugheit und Talent zu
herrschen nachsagen, wie dem seligen Pater Beckx; wenn er ein so treuer
Jesuit bleibt, wie dieser!
Tie Bedeutung, die Pater Beckx erlangt hat und die ihn aus der Reihe
der Jesuitengenerale hervorhob, lag in kirchlichen Verhältnissen und in den
Thaten des Papstthums begründet. Unter seinem Generalat sind der Syllabus,
das Verzeichniß der vom Papst verdammten Lehren, 1864, und das Dogma
vom unfehlbaren Papst, wenn er „ex oatllsära", das heißt- im Concil der ver-
sammelten Bischöfe spricht, 1870, verkündet worden und die Gesellschaft Jesu
mußte als die — geistliche Garde des Papstthums, die wie kein anderer
Orden sich ganz seinem Dienst geweiht hatte, durch Prcdigtwort und Schrift
in den Kampf für das „suOrinoio clsll' intsllstw" eintreten.
Es war wenige Tage nach dem Protest, den mehrere Katholiken in
Deutschland, an deren Spitze der Prälat Dr. Döllingcr-München ging, gegen
das Dogma von der Unfehlbarkeit nach Rom gesandt hatten, als Pater Beckx
mit einigen Patres und Abbate einen Spaziergang über die Höhen des
Monte Pincio machte. Tie Weltpriester sprachen nngescheut ihre Furcht aus,
daß dem Beispiel der deutschen Protestler noch Hunderte und Tausende von
Katholiken folgen und vom Glauben abfallen werden. Pater Beckx ging
stumm bis zum Wege, der auf die staubige Landstraße führte; dort stand ein
Vetturinv, der seinem müden Gaul gerade Futter gab. Er hatte den Hafer
in eine Mulde geschüttet und hielt sie, den Inhalt hin und herschwenkend,
gegen den Wind, der stark blies und die aufwirbelnden Hülsen wegwehte,
während die Körner in der Mulde liegen blieben.
„Hier haben Sie ein Bild der Wirkung, die das Unfehlbarkeitsdogma
in der Kirche üben wird," sagte Pater Beckx plötzlich zu seinen Begleitern und
wies mit der Hand auf die Arbeit des Vetturino . . . „Sie wird durch das-
selbe ebenso von den lauen Seelen befreit werden, wie der Hafer dort von
der Spreu, und das Hundertfache an Qualität gewinnen, was sie an
Quantität durch Abfall und Ketzerei verlor ..."
Das Wort des Jesuitengenerals hat sich erfüllt; denn es gab vielleicht

in der Geschichte der katholischen Kirche keine Epoche, Ivo sie unwandelbar
ergebenere Gläubige besaß, als heute. Die Scheidung der Schafe von den
Böcken, die nach Christi Wort am letzten Welttag geschehen soll, ist zum
Theil schon in diesem Jahrhundert vollbracht worden. Seitdem kann aber
das Papstthum der Gesellschaft Jesu nicht mehr entbehren, und auch jeder
Papst vor dem Jahre 1870 hat früher oder später diese Ueberzeugimg ge-
wonnen. Wer die Geschichte des Papstes Clemens XIV., wie sie in den
Acten der Vaticanischen Bibliothek beschrieben liegt, durchforscht, wird zur
Einsicht kommen, daß sogar dieser Papst kein überzeugter Gegner der Jesuiten
gewesen ist. Er ließ sich nur durch das Drängen der katholischen Fürstenhöfe
und aus staatsvolitischcn Gründen zur Unterzeichnung der Aufhcbungsbulle
bewegen. Und Pius lX., der Greis „mit dem Herzen groß wie eine
Scheune und dem Verstand klein wie eine Nußschale", wie einst Cardinal A.
ihn zutreffend beurtheilte, war, nachdem er von seinen liberalen Zielen ab-
gelenkt, herzlich zufrieden, daß er in der Gesellschaft Jesu einen Fels fand,
an dem er das Schiff der römischen Kurie landen konnte. Leo XI II.. der
seine erste akademische Erziehung in einem Jesuitencvlleginm empfing, ist der
staatsklügste Papst, der seit Gregor VII. auf dem Stuhl Petri gesessen hat-
er würde, wenn ihn auch nicht persönliche Sympathien für die G.'-'n'>.', .'
Jesu erfüllten, sie doch aus politischer Weisheit und im Interesse de.- < '
thums in Schutz nehmen. Und er hat das auch durch das Breve, d, ' -
vorigen Jahre an den Orden sandte, in glänzender Weise gethan.
Tie Gesellschaft Jesu hat viele Feinde und wundersamer Weise mehr
noch unter den Katholiken, als in der Menge der Andersgläubigen; dem,
auch die Orden der Bencdictiner, Franciscancr, Dominicaner nnd Kapuziner
sind ihr nicht günstig gestimmt. Sie tadeln, daß die Jesuiten sich in Trachr
Lebensweise und Weltbildung ganz der Zeit angepaßt und dadurch so recht
ein '— moderner Orden geworden sind. Und ebenso viele Gegner fand auch
Pater Beckx, der immer der Welt als der Repräsentant des Jesuitismus,
und dies oft in der schlechtesten Bedeutung des Wortes gegolten hat. Seine
äußere Erscheinung war schlicht und durchaus nicht auffallend, eine schlanke,
mittelgroße Gestalt trng einen Kopf, der weder durch feingeschnittene Züge,
noch durch Schönheit der Form ausgezeichnet war. Spärliches, graues Haar
deckte nur das Hinterhaupt, die Haut schimmerte fahl, die Augen hatten einen
ruhigen, sinnenden Blick nnd der Mund mit den schmalen Lippen schien mehr
zum Schweigen, denn zum Sprechen geschaffen zu sein. Das einzige Lob.
das man dem verstorbenen Jcsuitengeneral nachrufen kann, ist zugleich auch
das wahrste: Pater Beckx ist ein pflichttreuer, bescheidener, für seine Mission,
die Erhöhung dcS Papstthums nnd den Kampf gegen die Häresie begeisterter
Diener seines Ordens gewesen. Man mußte seine Ziele tadeln, seine Principien
fürchten und seinen Einfluß beklagen; aber seinen ehrlichen Muth und die selbst-
lose Aufopferung anerkennen.

Architektonik auf historischer und ästhetischer virunolagc von Dr. Rudolf Adnniy. Zweiter Band, zweit? Abthcilung, Architektonik des muhame-

dänischen »nd romanischen Stils,
Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky,
Hannover, Hclwing'sche
königl. Hofbuchhandler.)

in Jahre 1881 erschien die erste Abthcilung des ersten Bandes des vorstehend bezeichneten Werkes. Seitdem ist das giojz angelegte Unternehmen von dcmVerfasser rüstig gefordert worden. Der erste Band, umfassend die vier Abiheilungen „Die Architektur als Kunst", „Architektonik des orientalischen Alterthums", „Architck< tonik der Hellenen" und „Architektonik der Römer", lag im Jahre 1883 vollendet vor. Dann trat in Folge einer längeren Krankheit des Anlois eine Verzögerung in der Fortführung des Werkes ein. Glücklicherweise ist indes; die wieder aufgenommene Arbeit jetzt so weit gediehen, das; von dem zweiten Bande, dessen erste Abtheilung die Architektonik der altchristlichcn Zeit und der byzantinischen Kunst umsaszt, gegenwärtig die zweite Ablheilung vollendet vorliegt. Sellen hat ein Werk ästhetischen Inhalts in den zunächst zur Fällung eines Urlhcils berufenen Kreisen eine so einmüthigc Aiuukcnnung ge>undcn, wie Adamvs „Architektonik". Der Versnsscr hatte sich ein hohes Ziel gesteckt: er trat an eine Aufgabe heran wie man sie sich nur zu stellen pflegt, wenn man auf eine viele Jahre ausfüllende Vorarbeit zurückblicken kann, und wenn man entschlossen ist, der Löfimg dieser Aufgabe eine weitere lange Reihe von Jahren zu widmen. Aber wer die Anfänge des Werkes mit Interesse versolgte, der war sich nicht zweifelhaft darüber, dan der Autor feine Riescimufgabe in befriedigender Weise erfüllen würde, und dieser Vermuthung gab jede neu erscheinende Abthcilung von Neuem Recht, In dem Programm, das

Handschrist der Trierir
Swdtbibliothck.
«, Hülste. S. Jahrh.

Aug: Adamy.
Architektonik des
muhamcdanischen
und romanijchcn
Stils. Haimover,
Helwing'IcheBuchh.

Adnm>> vor nunmehr sieben Jahren entwarf, vcrhiesi er eine Darstellung der architek» tonischen Kiinstfonnen nach ihrer ästhetischen Bedeutung von den ältesten Zeiten bis auf

Arabische Spitzbogen. Vor der Moschee Jon Tnlun zu Kairo.
Aus: Adam«, Architektonik des muhainedanischen und romanischen Stils, Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung,

die Gegenwart, eine Darlegung des historischen Zusammenhanges der architektonischen Erscheinungen. „Dn aber die Kunsifoimen selbst in ihrer tieferen und wahren Be- deutung nur im Zusammenhange und der Geistesrichtung der Zeit, der sie angehören, begriffen werden können, und diese Geistesrichtung eine im Laufe der Geschichte stetig

Formeil beleben sich vor unseren Augen; wir wissen nun, was die langst zu Staube gewordenen Erbauer der indischen Felscntempel, der ägyptischen Königspaläste, der griechischen Tempel und der großartigen römischen Profanbauien iu ihren Werken sagen wollten: AdmiNjS Dechiffrirschlüssel ist ein Talisman, vor dein die verborgensteu Geheimnisse der architektonischen Formenlehre sich uns erschließen.

Auch bei der Kennzeichnung der Architektonik der Muhamednner beginnt der Verfasser damit, den allgemeinen Charakter der allen Araber und ihr Verhältnis! zur bildenden Kunst eingehend zu schildern. Es wird dargcthnn, wie der Islam einen verhängiüßvollen Einfluß auf das Kunstschaffen der Mubcimedaner ausübte. Es ist die einseitige Subjektivität der Weisheit des Koran, aus welcher die Abneigung der Araber gegen die seelischen Formen der Plastik und Malerei zu erklären ist. Schon vor Mnhamed konnte darum die arabische Poesie ihre sinnvollen Verse schaffen, während Plastik und Malerei nach wie vor ei» kümmerliches Dasein fristeten. In der Architekur vollends kam jene eigenthüm^iche Gefühlsweise znm Ausdruck, welche negativ durch den Mangel an plastischem Formensinn, positiv durch die Richtung ihres Geistes auf das Abstracte bedingt war. Mit großer Feinheit der Darstellung erläutert alsdann der Verfasser, wie die Vorliebe der Araber für das Ornamentale tief in ihrem Charakter begründet war. B>i ihrem Kunstschaffen blieb der Verstand Sieger: „indem die Freude am Abstraetcn, Schematisirten die Freude am poetisch Ahnungsvollen der concreten Kunstform überwog, schuf er an Stelle lebendiger, das Herz erhebender Formen sinnvoll mathematische oder phantastisch griibelhafte Ornamente, welche jedoch, thcilweife an Naturformen anlehnend, in ihrer Farbenpracht eines hohen Reizes nicht entbehren, und, obwobl vorzugsweise den Verstand spielend beschäftigend, doch auch das Herz erfreuen." In kühnen Constrnctionen und Raumeombinationen konnte der Verstand seine Thätigkeit entfalten und in dem die Flächen belebenden Schmuck die Phantastik ein unbegrenztes Feld ihrer Thätigkeit finden. Nach dieser allgemeinen Charakteristik wendet sich der Verfasser der Composition, der Construetion und dem Aufbau des muhcimedanischen Stils zu, wie er zunächst in der religiösen Architekur zu Tage tritt. Wir folgen ihm nach Mekka, nach Medina, machen in Kairo Rast, um die Moschee Abu'Rez>,a und El-Azhar einer Betrachtung zu unterziehen, und sehen von dort unsere Wanderung fort durch alle Gebiete, in welche die Amber einst ihre Cultur getragen haben. Festen Fuß fassen wir dabei in Spanien, wo die Ruinen der herrlichsten Architekturen der Araber »och heute zur Bewunderung hinreisten. Ueberall kommt der Verfasser unserem Anschauungsvermögen durch Grundrisse, Aufrisse, perspektivische Ansichten und Abbildungen von Einzelsormen zu Hülfe. Mit derselben Gründlichkeit, mit welcher er die religiöse Architektur behandelt, führt er uns in die profane Architektur ein, deren stolzeste Schöpfungen uns in Wort und Bild vorgeführt werden. Bagdad, das „irdische Paradies". Sieilien, Spanien durchstreifen wir an der Hand unseres kundigen Führers, um immer von Neuem die üppige Pracht der Phantastik zu bewundern, die über die Bauwerke des ritterlichen Volkes einen berückenden Zauber ausgegossen. Mit größtem Interesse studiren mir alsdann das Capitel über die Formensprache des muhamedanischen Stils, welches nn innerem Gehalt in keiner Weise der vortrefflichen Kennzeichnung der griechischen Architektonik wie der des Alterthums überhaupt nachsteht. Das rückhaltlose Lob, welches dem Verfasser für die früheren Theilc seines Werkes von allen Seiten gespendet wurde, wird ihm daher auch für die muhcrmedanische Architektonik nicht versagt bleiben.

Dasselbe gilt von der Architektonik des romanischen Stils. Auch hier fesselt wiederum die geschichisphilosophischc Einleitung durch die Fülle der Gedanken und die fast mit poetischer Tivinntionsgabe in den intimsten Zusammenhang zwischen Cultur und Kunst eindringende analytische Methode des Autors, Im besten Sinne des Wortes geistvoll sind die Ausführungen über die Stellung des romanischen Stils in der Geschichte der Architektur, in welche sich derselbe als nothwendigcs Glied zwanglos einreiht, Tie vorklassischc Periode des Hellenenlhnms bahnt — dies ist der historische Verlauf in der Auffassung unseres Autors, — die klassische wesentlich formale Architektur der Hellene,, nn. Mit der hellenistischen Zeit beginnt der Rnumgc danke iu den Vordergrund des architektonischen Schaffens zn treten: es entwickelt sich auf Grund desselben eine zweite klassische Periode der antiken Architektur, die der römischen, welche aber nicht minder einseitig ist, wie die erste, indem sie, unter der

Beschränkung ans die antike Technik, blvs den Rcmmgedanken entwickelt, formal aber sich an die hellenische Kunst anschließt. Tie christliche Architektur beginnt von vorn» herein mit dem Raumgcdanken, wnft nach und nach die antike Formcnsprache über Bord, indem sie in der Technik durch Forsch-
ung und Erfahrung zur Ilcberwindung der größten Schmierigkeiten fortschreitet und sich im Zusammenhang mit ihr eine neue Formcnsprache bildet. Die erste, hinsicht-
lich der Technik und Formensprache noch naive klassische Periode der christlichen Kunst ist die romanische. Die zweite, in welcher der Raumgednnke und mit ihr die Formensprache der christlichen Architektur den Gipfel ihrer Entwickelung erreichen, ent-
spricht der römischen Kunst, nur mit dem Unterschiede, dafi der reflexive und künstle-
rische Charakter der (nun folgenden) gothischen Kunst eine gleichmäßige Bollendung in räum-
licher und formaler Entwickelung gestattet. Die christliche Kunst beginnt also mit dem Endgedanken der antiken, mit der Raum-
fchöpfung, und entwickelt ihn weiter, bis auch das passende ästhetische Kleid gefunden ist. Während nun im romanischen Stil die Formensprache als solche in ihrer edlen Schlichtheit zurücktritt hinter der Naum-
schöpfung, bricht in der Gothic-auf Grund-
lage des constructiven Gedankens der Form-
gedanke sich Bahn. — Jni Einzelnen werden die Grundrißschemata des romanischen Kirchenbcmcs erläutert, der innere und äußere Aufbau wird eingehend besprochen, die Technik, die Bnuglieder, die Ornamentik werden je in besonderen, die Materie er-
schöpfenden Capiteln abgehandelt, die Kloster-
bauten, Haus, Burg und Palast werden genau beschrieben, und schließlich wird die Entwickelung der romanischen Architektur in den einzelnen Ländern verfolgt. Der Verfasser berichtigt manche Jrrthllmcr, die sich bisher durch die Fachliteratur geschlichen, und weist die Haltlosigkeit so mancher durch Vorurthcil geheiligten Auffassung nach. Seine Schreibweise ist des höchsten Lobes

Aus: Architektonik des muhainedanischen und romanischen Ttils. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung,

Romanisches Pflanzenornament.
>us i «dam», Architektonik des mul-amedanischen und romanischen Stils. Hannover. Helw ing'jchs Berlagsbuchhandlung.

Würdig; klar, unter Venucidung mißverständlicher Zlusdrllcke, schwungvoll, wo ihn dcr Gegenstand sortrcifjt: so beschassen, gewahrt sein Buch nicht nur Belehrung, sondern erfreut auch den Fachmann wie den Laien gleichmäßig durch die fesselnde Art der Darstellung, Die deutsche ästhetische Literatur darf auf Adamys „Architektonik" stolz sei». Dieselbe ist ein Eompcndiuiu der Grammatik dcr Architektur, wie sich eines solchen zur Zeit keine andere Nation rühmen kann. Mit ungeduldiger Spannung sehen wir der Fortscpung des klassischen Werkes entgegen.

Die Verlagsbuchhandlung hat dasselbe vorzüglich ausgestattet. Von den beigc- gebencn Illustrationen, deren Zahl sich auf nahezu drcihundeit belauft, geben wir eine Anzahl von Proben. X. V.

Bibliographische Notizen.

WufiK Literatur.

Die Klavievtechnik dargestellt als musi- kalisch - physiologische Bewegungslehre nebst einem System gymnastischer llebun- gen von Gustav Stoewc. Berlin, Robert Oppenheim,

Die von G, Stoewe nenbegründctc Wissenschaft, die „musikalisch-physiologische Bewegungslehre" macht eS sich zur Auf- gabe, die Technik des Klavierspiels, die bisher von den Pianisten von Fach mir als eine auf rein mechanischem Wege zu eireichendc Erlernung dcr verschiedenen Schwierigkeiten angesehen wurde, zu einem wissenschaftlichen Studium zu machen. Denkende Clavierspicler werden aus dem mit groster Gründlichkeit und Sachkennt- nis! geschriebenen Buche vielfachen Richen ziehen.

Führer durch den Coneertsaal von Hermann Krebschiuar. I. Abtheiluug: Sinfonie und Suite, Leipzig, A, G, Licbeskind,

Wer nicht in der Lage ist, Partituren oder Klavierllbertragnngen grünerer Jn- strumentalwerkc zu lesen nnd zu spielen, dcr findet an Kreyschmars „Führer durch den Concertsnal" einen musikalischen Be- rather, auf den er sich, soweit es sich um Geschichte, Analyse und Interpretation handelt, unbedingt verlassen kann. Das äußerst praktisch angelegte nnd mit zahl- reichen erläuternden Notcnbeispirlen ver- sehene Buch giebt in populärem, dcr Musik- laicn leicht verständlicher Sprache einen Neberblick über die Hanptcrzengnisse auf dem Gebiet dcr Sinfonie nnd Suilc von Händel und Bach nn bis zur neuesten Zeit (Brahms, Bruch, Bruchner u. s. w.). Mit den kritischen nnd ästhetischen Be- merkungen des Verfassers stimmen wir nicht in allen Punkten übcrcin, wir fassen z. B, Beethovens neunte Sinfonie in etwas anderer Weife auf, aber das kann den Werth des Buches nicht vermindern. Es wird unzweifelhaft dem Musikpublikum, das sich bisher mit den flüchtigen Pro- grammnotizrn begnügte, wesentliche Dienste leisten.

Katalog einer Richard Wagnrr-Biblio thck Nach den vorliegenden Originalien systematisch-chronologisch geordnetes und mit Citaten und Anmerkungen ver- sehenes authentisches Nachschlagebuch durch die gcfammtc Wagner-Literatur von Nicolnus Ocsterlein. Leipzig, Verlag von Brcitkopf und Härtel. Erster und zweiter Band,

Das vorliegende Werk, in dcr Detail- Ausführung nach S. Hirzels Goethe-Kata- log angelegt, giebt über Alles, was bis zum November 1881 in musikalischer und literarischer Beziehung von Wagner und über Wagner erschienen ist, möglichst cr^ schöpfende Auskunft. Die erste Abtheilung enthalt die genauen Angaben sämmtlicher Schriften, Dichtungen, Briefe, Reden und Eomposilionen Wagners: die zweite be- schäftigt sich mit den Uebertragungen in fremde Sprachen, Bearbeitungen von Ton- dichtungen, Bildnissen u s. w. In dcr dritten besonders reichhaltigen Abtheilung wird das, was über Wagner und seine Werke in Buch- und Brochurensorm, so-

- Bibliograph!
sche Notizen.

wie in Zeitschriften erschienen ist, übersichtlich zusammengestellt: die vierte handelt von den Wagner-Vereinen, die fünfte speciell von Bayreuth und den Festspielen, Die letzte Abthcilung umfaßt allerhand Curiosa, die zu Wagner in irgend einer Beziehung stehen. Die beiden elegant ausgestatteten Bande, denen voraussichtlich in kurzer Zeit ein dritter folgen wird, bilden für alle Diejenigen, welche sich für Wagner und seine Kunstbestrebungen intcressiren, ein unentbehrliches Nachschlagewerk von höchster Wichtigkeit und vollkommener Zuverlässigkeit.

Robert Schumanns Briefe Neue Folge. Herausgegeben von Gustav Jansen. Leipzig, Verlag von Breitkvpf K Härtel.

Tie in der ersten bis zum Jahre 184V reichenden Nbtheilung enthaltenen Briefe bilden eine Ergänzung der ein Jahr früher erschienenen „Jugendbriefe". Die zweite Abtheilung, welche etwa die Hälfte desBuchcs umsaht, giebt uns überraschende Aufschlüsse über Schumanns künstlerische Thätigkeit, über sein Familienleben und über fein VerhStlniß zu seinen Zeitgenossen. Mit besonderen! Interesse wird man die Briefe lesen, die Schumann an jüngere Musiker gerichtet, welche seinen Rath und seine Belehrung in Sachen der Kunst einholten: die an Reinecke, Meinardus, Joachim u. A. gerichteten Schreiben sind vollgültige Belege für das Wohlmollen und die Fördening, die er allen ernsten künstlerischen'Bestrcbungen zu Theil werden lies;. Schumanns Beziehungen zu Mendelssohn, über welche oft und viel discutirt worden ist, erscheinen in Folge der mitgetheilten Belege in ganz anderer Beleuchtung. Wenn es in den 40. Jahren zu keinem rechten Einvernehmen zwischen beiden gekommen ist, so hat die Schuld sicherlich nicht an Schumann gelegen. Rührend ist der Enthusiasmus, den Schumann für den jungen Johannes Brahms bei jeder Gelegenheit an den Tag legt: seine Prophezeihungen, die damals stark angezweifelt wurden, sind in Erfüllung gegangen. Die dritte Abtheilung enthält eine Anzahl Geschäftsbriefe, zumeist an die Verlagsfirma Breitkopf K Härtel gerichtet. Das sehr ausführliche Namen-Register, welches sich auch auf die in den „Jiigcndbriefcn" erwähnten Persönlichkeiten erstreckt, ist eine Beigabe von kulturhistorischem Werthe,

Rhythmik, Dynamik «nd PhrastrunaS-lrhre der homophonen Musik. Ein Lehrgang theoretisch-praktischer Vorstudien für Composition und Vortrag homophoner Tonsäpc von Otto Ticrsch. Berlin, Robert Oppenheim.

Die sinngemäße und logische Phrosirung musikalischer Werke ist in neuester Zeit so vielfach zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden, dag jeder Versuch, angehende Componisten in das Wesen der musikalischen Rhythmik einzuweihen, mit Freuden begrüßt werden muß. Unsere Harmonielehren beschränken sich im Allgemeinen darauf, den Schüler mit den landläufigen Accorden und ihre Verbindung unter einander bekannt zu machen, was darüber hinaus liegt, überlassen sie dem Instinkt des Lernenden. Die Compositionen, welche die Früchte eines derartigen Unterrichts bilden, sind im Durchschnitt kaum mehr als harmonische Rechcnexemvel. Das Tiersch'sche Buch ist geeignet, eine klaffende Lücke in unserer musikalischen Pädagogik auszufüllen und die Ausbildung des Musikverständnisses bei Musikern und Dilettanten, die es mit der Kunst ernst meinen, zu fördern.

Musikcrbriese aus fünf Jahrhunderte«. Nach den UrHandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara, Erster

Band. Bis zu Beethoven, Zweiter
Band. Von Beethoven bis zur Gegen-
wart. Mit den Namenszügcn der
Künstler. Leipzig, Breitkopf K Härtel,
Eine in jeder Hinsicht interessante
und lesenswerthe Znsammenstellung von
Briefen von Componisten und Musikschrift-
stcllern aus den Jahren 1467—1886.
Von bedeutenden Namen älterer und
neuerer Zeit fehlt fast keiner, einzelne
Koryphäen, wie Lasso, Schüp, Beethoven,
Schumann, Lißt und Wagner, sind mit
ganzen Serien von kulturhistorisch wichti-
gen Dokumenten vertreten. Die deutschen
Briefe sind durchweg in der Originalfassung
mitgctheilt, die in fremden Sprachen ge-
schriebenen in fließender deutscher Ueber-
setzung. Die Anzahl der mitgetheiltcn
Picccn belauft sich im Ganzen auf 357.
Dem weitaus größeren Theil derselben sind
die Namensunterschriften der Verfasser in
Faksimile beigefügt. Die in jüngster Zeit
stark in den Vordergrund getretene Brief-
Literatur hat durch das La Mara sche
Werk eine entschiedene Bereicherung er-
fahren, ll. L.

^— Nord und Süd,
vsi Ssr Rscksctio» von „>oeS »»Ii SlH" zur LssnrssKuns si»5«^»i>z«vs Ruck»,
S»ed>»e, ^uls», H«rn. Din ckr»m»tiseK«s<Z«<Iiont
in künk ^clsn, ?r»is cksuweds ««»rbsiiun?
von ^,ckolk rkslin«, IvUIn unck I^sipii^, ^Idsrt
lZölion», VilKsIm, vis nsturvisssnseksktlickon
rsniisiisonsn ^«»tkstill, I^izi«, OsrI Ksissnsr,
ll«N«I0«»Il>, IKsockur, XrWS^ l!«uts, Rom»«,
jlit «in«,/ llslwiüondilck« tin llcnIckru>^K>
gr»»b«rg»e, IInns, ^us cksr svijzsu Swckt, I^siviig,
tt»rtii>»i>», l°rus, Ur. R,, H»ckiuz»üK»r unck Sis
XlrtK, tisor^, Ick«sn llksr ^sioksnuntsrrickt unck
IiünsllMscK« LsruKdUck«»«. Avsits ^ulliuzs,
I^sipzj^' S, ?r«>I»j,', 1^»«!' IsmpsKv.
I^i«k«run^ IL—M,
I.l«>Iisncks» zidnm «olcksns ^^"^ ^?
IZsitrNjksn von Lrnst k!cilstsin, ?»ui llncksu,
Zl, v, Ksvmvnck, Sclimickt-Onb^ni», ?»ni von
?cKon>K»n, Scnum»n» » Slisnicnsn, ^»lius
8tstt«nnsim. Zon»nnss ?n>^»n, L, von V»Ick»
2scklvitz unck Visisn ^ncksrsn, o«r»us«szsl«i>
von Si^nnr vowin«. Lsrlin. llu«o Slsiniti.
l.s»»no» vrivks. UsenIiÄs« unck SsricKti^unssn
Ksr, unck mit ^nm, Ks^Ieitst von <^srl OKr.
Kscklion, Usrlin, ?«rck, Iliunrnlsr,
l.»dll», VilKsIm, vrunckriss cksr Kunsts«cK!eKt«,
»»?!Z!>Ks,> !ckit KSS rlolzscknitt-l»ustr»tionsn.
«in«m ?it»Idilck in llcdlckruclc. Stuttgart,
Ldnsr S SsnOsrt <?»ul Xsl,, Z Scks,
Ortsn unck nuk cksm Ilsedsv I^ncks. Vis»,
»»nolsoi, I, «inl^«»ln Kos, Visrtor R«>ck. U«»
?«il>>», Lcküarck, I^nckvi« I5nl»nck unck «ins
K»>mi»>ck. gsor«s^I^>Will?, S»II»cks «k td«
SoKiissr, Vr, V,, vis X»ti«nnIiiKo»l>mi» unck
xkiios. I>'»oult!it ck«r vnivsriititt örsslau Fs-
von Lssksick.
Sollsinnen, Lmii von, 2nm känkilvcki«NOz»
^itnrik'sn Iockost«Ks ckss üöniz» von» ?«ckr« V.
von ?nrtu^ai, Ilsrkozs zu S«K»«n, jlunsdsn,
tr«^ zur Ouitui^szcnicKt« ckss ncuniskntsn
^»drkuncksrts, Surick, O, Herzog.
Simmig, Ur. üsrmmin, vis Zunzkmu von <Zr»
m«>,rts ^ull»"S, IiSipiig, Lugsn rstsrson.
V«»». liieluirck, örigitt», ?i«ugk«visl, vrsscks« ^:
«,v>i»m«tn^ vr, Usor« ?risckrick, vis vindtksriti,-
llsilmstnocks, Illustrirt ckurck ckis 8t»listi^
^.^(Zuslisn. ösrlin, ^. 2>inu>»r.

Redigirt nntkr vercintmorilichkeil de» Ycrau5geber».

Hrnck und Verlag von 5. öchottlsender in Sr«Ian,

Unbn.chttgtor Nachdruck au, dem Znbalt dieser Zeitschrift untersag,, Uebersetzungzrech, oorb,I,alt,

1SS?«r. ?r-iscks ^ülwuss. ISS 7«

IIII»II»»II,I,II,„I,„„„„„„„ ,„„„
siocl !u be«ekei> ciurck <Iie
U«d«i-8esisvKs vvoöts in ilsn qi-öS8tsn 8täötsn silsr «gittn«il8.

V«I cksr Ilsjsetioi, vov „>»r6 »n6 S
in funk ^clsn, ?rsi« aeut«?ns ««»rdsiiun?
von ^ckolk k^dslinz, XSIn unck I^sipüis, ^IbsN
Söiion», Vilvelm, vi« »»turvissonsoksktlicksn
l>o»t«I»«»>ii, lksuckur, ^rms I^eut«, Ro"^"^
Lrisssn zssscoiläsrt, Uir i»KIr«icK«n^ l!r>
^>>nlsi lioäickl«, I^oip^iji, tl, Üsssssl,
I»«s, Lsrlin, O, (,onr»>>» LucKKsnälnng
rl»rtm»nn, ?rof, Vr. R,, llnckagssksi unck äi«
U»»kAr«„»u, Zlit 23 VoIId,!>Isrn unil i» in
ilil S Iiti,o«r»vKir«n LKiWu. Lsrlin, ?risckriek
ÜiincKsn I^sip^i^, S, tiirtks Kunstvorl»«,
lokniton» (!u«mis cks? UlzlicKsn IvSdsns, ü>«ll
I^sip^i^, (i, krsvioz, I^ra«, lompskv.
verdsszsris ^ullllA«, Qsipliijr, Ick, L^sckurs,
6"' SssxrseKuvs siv^«^»NUSn« SiieK«.
I.«I,,n<»» KIdun, SolZsn« RISttsv »n? asm
?«K«i cksulscdsn V?i,?«s llnck gnmoi?. jlit
lZsit««»» von Lr»«t LeKsIsi». I^injou,
Zck. v, »»rmonck, 8c>,n>ickt»^»Kiu>i», ?r»nlvon
?cKun>Kim, Scnurnsnn > LlismcKer,, Z»IinZ
LtsttsnKeim. ZoK^nos» ?ro^»n, L, von
üsälvik unck vislsn ^nasrsn, Kersno^szsosn
von Signor vomin«. Loriin, Ha»« Slsmitz.
l.«»»in»» Lrisks. klscnlrü^s nvck S«ricl»i«un^«n
Rscklicn, IZerlio, k°srck, »üinmlsr.
I.I>dIl», VilKell», Srunüriss cksr Ix>lllS!«s,odieKvz.
»u»z»K«,> Ait SSS IZoI»!Ü,nitt-III>istmti«ll«ll.
«ivom ?iwldilä in llcktckrnell, 8tultx«l,
Ldvsr K SsuSsrt ,?»ul « Scks.
>sng»>', ^dzsnrckn, Dr. Stslistisrns 2n>
silu>n>«n«l«IIallKsa »Is U»t«ri»I kür cki« R«»
L, Lot» unck Lr»»t»<KucKei«i.
»»oolson I. »nö^»»In Xus. Visrtsr S»»ck, ile-
unck I^eiruig, ^IKsrt Xdv,
risimnt liibin^en. jlik S< Iilusti»liovs»
K»>mo»I>, (ZsorM ^ Ix>nsillz. L^II«Is ok td»
Sumnudsr, Lävsrck, vicdtunzsn. l^ibsck, I?,
Tonus»?, Or. V,. vis I?»tiov»Iviiovomi« uoi
von Lsslslck, '
LuKsI^orn, Lmil 2um kllnwnj?Vl>niiz»
von rortn^ili, Herzog zu S«K»sn. ÜüuoKsn,
S»g»»»«i', U,, Xomoilis cksr Inunssn, Liv Ssi»
K»g ?ur OiiItur««!««icKt« äss neunWkntsu
cksnrkunllorts. Surick, v, LerM?.
Ssmmig, Ur, U«rm»lln, Öi« ^nuizkr»» von Or»
Vo«, IiioK»nI, Lri^ill». ?r»usi5viol. Orss^vn ^
«,°I,»m>itK,vr, Soor«k^risäric», OisOinutKsrltis-
Usiimstnocks, Iiiustrirt ckurrk ckis StolistiK
^ ä«r viputksri« kür ösrlm nscd »i»ll>ok»ll
lZusIIsn. Lsrlin, ^. Limmer,
Redigirt nntrr vkrantmorilichkeit des yerauigeber»,
vruck und Verlag von S, öchottlaender in Breslau.
Underechiigter Nachdruck aus dem Inhal, die,er Zeitschrift untersag,. Uebersetzungsrech, oorb»l,al„n,

1SS?°', ^I-isOks k'ülluri^. ISS7°'

»»»II»»»»»»»»»»
ru bttiekev 6urcK <Iie

>«vie durcd
U«d»i'»osi8eKs vsoötg in ilsn q^össtsn Ztäätsn allsr W«lttn«ils.

Vor ^l.L^s ^^DLK« IäfelM5erQ rükmlickst
au^e^eiclmet auf 6er
^881^^11^0, 1884.
backen,
Augsburg,
Lsclen-Laden,
Bamberg,
Rannen,
Lerliv,
Lielekeld,
Bockum,
Lonn,
Lraun«cb«eig,
Lreslau,
Ooblev«,
Coburg,
Cre5eI6,
OeuznacK,
Oortmunä,
Dresden,
Ouisburg.
Düren,
Oüsselilorl,
LlberKIä.
Lll^vangen,
I?ranl<lurt,>/^>iain
?reiburg ^ V.,
LlagbacK,
7.1,1 OII^.S^^
OörliK,
Halle s/8,,
Hamburg,
ttsmm i/XV„
Hannover,
Harburg,
Heidelberg,
Heilbronn.
Hersor6,
Ingolstadt,
Kaiserslautern,
KarlsruKe,
Kassel,
Kempten ZV.,
Köln,
I^anäsu,
Leipzig,
LudvigsKaien,
Xlagdeburg,
^lain!,
KlannKeim,
^liivcken,
Klünster i V.,
Dürnberg,
Osnabrück,
Clauen i/V.,
?osev,
Kematen,
Ksmscbeicl,
Laardrücken.
Lcliveriv
Stettin,
öluttgart,
?rier,
Viesbad»,
^Vorms,
"^Vür^burg,
^«eibriic^en.
^v?e!L-Comptoir: Kempen s. KKeln.

Mai 1887

Inhalt.

5'it»
Heinrich Bnlthaupt in Bremen.
Ganvmed. Novelle ^7?
Paul Masorp in München.
Albert Niemann. <Li» Beiblatt zur Thcatcrgcschichte der Gegenwart, 2 l. ^
ZNoriz Lzoernes in Mieil.
Vas Neroon von Gjölbcischi 230
A. v. Remnont in Tlachen.
pauline de Montmorin. <Lin Lebensbild aus der Revolutionszeit.
lSchwß,, 2^6
Kurd Taßwitz in Gotha.
Die poetische und die wisscnschaftlichc Betrachtung der Natur, .., 270
Agnes Gräsin Rlinckowstrom in Berlin.
Nyr. Novelle 2Y0
Bibliographie 205
Bibliographische Notizen 2^

Hierzu ein Portrait von Albert Nie mann.
Radirung von k. Aühn in München.

»Nord und SSd" ericheint am Anfang jede; Monats in hesten mit je einer Ziunstbeilaze,
preis pro Puarlal >Z l?efte> S Mark. —^.^^
Zille Buchhandlungen und postanftallen nehmen jederzeit Bestellungen a».
- Alle auf den redactionellen Inhalt von „ZtZord und Süd^ bezüglichen
Sendungen sind an die Kedsckian nach DceKlsu, Siebenhufenerftraße 2/z, ohne
Angabe eines Personennamens zu richten. ,

W r e F l s u.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Nord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

XI.I. Band. â€” Mai M7. â€” Heft ^22.

W r e S l s u.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Ganymed.
Novelle
von
Heinrich BillrlMiur.
— Bremen. —

>

? war in der Mitte des August. Ein wunderbarer Sommertag
ging zur Rüste. Neber den waldigen Bergrücken war ich an
! einem von Menschen noch nnberührten tiefgrüncn See vorüber
auf die breite Tiroler Landstraße gelangt, und wanderte nun dem nächsten
Dorf und seinem Hafen, dem Wirthshaus, zn. Zu äußerst am Hecrweg
lag es, breit und stattlich, behaglich, ohne mit den Sitten der Stadt zu gleißen,
und hielt innen, was es außen versprach. Es lockte nicht durch falschen
Schein, und so waren seiner Gäste nicht allzuviel — aber wer die Betten,
die Vorrathskammcr und die Küche der Wirthin kannte, kam wieder, und
Mancher, der es nnr zn kurzer Rast aufgesucht, blieb, von seiner gastlichen
Art gelockt, einen Tag nm den andern, und liebte und lobte es je länger je
mehr. So dachte ich es auch diesmal zu finden, aber das bescheidene Juwel
war von unberathenen Zungen auf offenem Markt ausgerufen worden, und
in dem stillen Garten, an dessen weißer Mancr ich so oft gesessen, unter der
dichten Verästung von Flieder, Akazien und Aevfeln der einzige Gast, summte
es diesmal wie ein Bienenschwarm, und die einzige Kellnerin, die immer noch
Peppi hieß, wnßte sich mit dem Schwärm der Hungernden und Türstenden
nicht ein noch aus. Zwar ging die Wirthin ab und zu. aber nnr wie ein
Feldherr, der die Schlacht überschaut und mit keineswegs heiteren Mienen.
Sie erkannte mich wieder, begrüßte mich herzlich nnd würdig, rauutc mir aber
sofort zu, daß es also nicht weiter ginge und daß ihr mit dem Andrang
schlecht gedient sei; ja es schien, sie habe alle Lust, ihre Gäste durch Kühle,

s.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/007918991';

Nord und Süd. 1887:1. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1887:1. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library
Nord und Süd. 1887:1.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection
Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875182
Link to this page http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875182?urlappend=%3Bseq=663

Embed this book

About versions

Version: 2011-02-12 02:24 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text
Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

- Front Cover
- Title Page
- Table of Contents
- Section 1 - 1
- Section 2 - 27
- Section 3 - 52
- Section 4 - 62
- Section 5 - 104
- Section 6 - 140
- Section 7 - 276
- Section 8 - 12
- Section 9 - 311
- Section 10 - 318

Search in this volume

Search in this text Find

Ganymed.
Novelle
von
Heinrich BillrlMiur.
— Bremen. —
>
? war in der Mitte des August. Ein wunderbarer Sommertag
ging zur Rüste. Neber den waldigen Bergrücken war ich an
! einem von Menschen noch nnberührten tiefgrüncn See vorüber
auf die breite Tiroler Landstraße gelangt, und wanderte nun dem nächsten
Dorf und seinem Hafen, dem Wirthshaus, zn. Zu äußerst am Hecrweg
lag es, breit und stattlich, behaglich, ohne mit den Sitten der Stadt zu gleißen,
und hielt innen, was es außen versprach. Es lockte nicht durch falschen
Schein, und so waren seiner Gäste nicht allzuviel — aber wer die Betten,
die Vorrathskammcr und die Küche der Wirthin kannte, kam wieder, und

Mancher, der es nnr zn kurzer Rast aufgesucht, blieb, von seiner gastlichen Art gelockt, einen Tag nm den andern, und liebte und lobte es je länger je mehr. So dachte ich es auch diesmal zu finden, aber das bescheidene Juwel war von unberathenen Zungen auf offenem Markt ausgerufen worden, und in dem stillen Garten, an dessen weißer Mancr ich so oft gesessen, unter der dichten Verästung von Flieder, Akazien und Aevfeln der einzige Gast, summte es diesmal wie ein Bienenschwarm, und die einzige Kellnerin, die immer noch Peppi hieß, wnßte sich mit dem Schwärm der Hungernden und Türstenden nicht ein noch aus. Zwar ging die Wirthin ab und zu. aber nnr wie ein Feldherr, der die Schlacht überschaut und mit keineswegs heiteren Mienen. Sie erkannte mich wieder, begrüßte mich herzlich nnd würdig, rauutc mir aber sofort zu, daß es also nicht weiter ginge und daß ihr mit dem Andrang schlecht gedient sei; ja es schien, sie habe alle Lust, ihre Gäste durch Kühle,

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Uebellaunigkeit und Langsamkeit zu verscheuchen und Haus und Garten dadurch
auf's Neue zu einer Stätte für Auserwählte zu weihen. Mich schien sie
höflich diesen zuzuzählen, und was ich vermißte, wußte sie in der That recht
gut. Dort stieg zwar das Wettersteingebirge wie sonst aus dem ungeheuren
Thal wie ein Altar empor, und schon glitten über feinen Gipfel die rothen,
dann die violetten Töne, bis Licht und Farben erloschen, aus der grünm
Wiesendecke ein leichter Nebel stieg und die Linien gemach im Dämmer ver
schwammen. Aber dieser letzte Gruß des scheidenden Tages wollte mir durch
den Lärm ringsumher nicht wie sonst in die Tiefe der Seele dringen. Es
war mir, als müßte ich im wüsten Gedränge des Bahnhofs von einem
geliebten Haupt auf lange scheiden: in diesem Höllcntumult von Pfeifen,
Lachen, Schluchzen, Rollen und Schreien, vor dem jedes innige Gefühl
beleidigt die Flucht ergreift. Ich habe es nie vermocht und auch das Ge-
tümmel hier empfand ich wie eine Entweihung. So machte ich mich denn
ans und kam langsam, allein durch das einsame, im Dunkel liegende Dorf
in's Freie.
Ich mochte etwa eine Viertelstunde gegangen sein, als mich an ungewohnter
Stelle ein Lichtschein lockte, der kam und ging und vor dem es wie ein
Schatten vorüberhuschte. Aus ziemlicher Höhe fiel er durch eiu (so schien
es) ungleich vergitiertes Fenster. Ich begriff nicht, wer sich dort angesiedelt
haben konnte, denn eine Schlucht, nicht tiefer als zwanzig Fuß, senkte sich
unwohnlich dort ein. Vor Jahren hatte an ihrem Ausgang eine kleine
Sägemühle gearbeitet, als aber ein Feldsturz den Bach verschüttet und ab-
gelenkt hatte, war ihr Räderwerk verstummt, der Schuppen zum Theil ab-
getragen und der Rest verfallen. Hätten dennoch ihre Trümmer einen
Schlupfwinkel für einen Einsiedler gegeben? und wer mochte der wunderliche
Gast sein, der sich abseits, so fern von den Menschen, an schwieriger, widriger
Stelle seine Hütte gebaut? Die Neugier trieb mich, dem Lichte nachzugehen,
das den schlechtbctretenen Pfad am Rande des Abhanges schwach erhellte.
Schwere Tropfen sickerten mir entgegen, nur oben nahe dem Häuschen rann
es sprudelnder hervor, um sich bald wieder in Geröll und Erdreich zu ver-
lieren. Rothcr Klee, Baldrian und Scabioseu, deren dichtgedrängte Begleitung
am Wegrain mich in der Helle des Tages erfreut hatte, fehlten hier, aber
vom Wasser genährt waren unter Weiden Sumpfgräser und Schachtelhalme
reichlich emporgeschossen, üppig wucherten die Nesseln, und zu Gebüschen hatte
sich der mannshohe Schierling verdichtet, dessen breite gelbweiße Dolden in
dem Schimmer des Lichtes, das aus der Hütte fiel, unheimlich glänzten.
Um den kleinen Bau, den man aus den Ueberbleibseln der Mühle nothdürftig
zurechtgezimmert hatte, war, ganz ungewohnt an diesem Ort, wilder Wein
und Ephcu gepflanzt und am Drahtgeflecht mit deutlicher Absicht über das
Fenster geleitet, als sollte fremden Augen auch der einzige Blick in sein
Inneres erschwert werden, fremden Augen, die, wie selten, bis hierher in diese
Einöde dringen mochten. Auch die Würfelform des abenteuerlichen Hauses.

sein flaches Dach fiel mir auf, auch das Seil, das vor den Scheiben im
Innern des Gemachs hin- und herschwankte, und als ich meine Scheu über-
wand und mein erster Blick auf einen Wirrwarr bunter Gemälde fiel, ver-
stand ich. daß hier ein Maler sein Atelier aufgeschlagen und sich durch eine
Luke sein Oberlicht geschaffen hatte, das heißt für den Fall, daß es dem
Himmel nicht etwa einfallen sollte, hincinzuregnen statt hineinzuscheinen, denn
ein Fenster in der Decke gab es nicht.

Ein Maler? Aber welch' ein Sonderling! Und wie stand es um
feine Kunst? Madonnen und Heilige bedeckten Wände und Staffeleien, lehnten
an dem schäbigen, altmodischen Sopha, das einst mit glänzendem Wachstaffet
überzogen war, an den Holzstühlen und dem groben unbedeckten Bauerntisch,
auf dem ein Zinnkrug stand, im Glase ein Restchen Wein und ein angeschnittener
Schwarzbrotlaib. Ich sah den heiligen Nepomuk, von seinen Sternen um-
geben, den heiligen Florian, der über ein brennendes Haus aus voller Bütte
Wasser goß. Sanct Martin, der den Mantel theilte, Sanct Georg, den
Drachentödter, und von Pfeilen durchbohrt, vcrhauchte, am Baumstamm ge-
fesselt, ein sanfter, mark- und knochenloser Sebastian sein Leben. Eine blaue
staubige Decke hing im Winkel und schien einen Rahmen zu verhüllen. Den
Künstler sah ich nicht — doch ja! Jetzt schob sich aus einer Seitenthür
gebückt, schleichend ein alter Mann, aber ich konnte sein Gesicht nicht erkennen,
denn er wandte dem Fenster den Rücken. Als müßte er sich zu einem großen
Entschluß sammeln, hielt er an sich, fuhr sich mit blasser dürrer Hand über
das lange, verwirrte graue Haar, durch den struppigen Bart und seufzte tief.
Dann lüftete er die Decke, aus deren Falten der Staub quoll, und hob ein
Gemälde empor, das er lange und inbrünstig zu betrachten schien. Wie
seltsam! Ich erkannte den Rembrandt'schen Ganymed, den ungewaschenen,
schreienden und zappelnden Buben, den der Adler wie im Jrrthum zum
Himmel trägt. Es war eine gute Copie, auf die das Licht klar und scharf
fiel — aber ich irrte mich nicht — auf den unreifen Knabenschnltcrn saß
ein anderer, ein liebenswürdigerer Blondkopf als der, den Rembrandt gemalt.
Warum diese Abweichung und wie kam der geniale satirische Einfall des
gewaltigen Holländers unter diese milchsanftcn, blaubemäntelten Heiligen?
Und nun — der Alte stellte das Bild bei Seite und zog ein zweites an
das Licht: Ganymed der Jüngling, wie er den Vogel des Zeus tränkt —
und wiederum ein drittes, wie er sich sanft an den Vater der Götter und
Menschen schmiegt. Ich fragte mich verwundert, was es mit diesem Cultus
für eine Bewandtniß haben möge, als der Greis das Messer, womit er sein
Brot geschnitten, vom Tisch nahm und mit zitternder Hand, aber doch mit
einer gewissen grausamen Energie die Leinwand des dritten Bildes kreuz und
quer zerfetzte, so daß es mir, der ich ihm hätte in den Arm fallen mögen, wehe
that und ich durch die Scheiben unwillkürlich ein Halt rief. Ich bereute es
sofort; denn wie vom Blitz getroffen wandte sich der Alte dem Fenster zu, mit
einem Ausdruck so voll Entsetzens, daß mir das Blut stockte und ich mich laut-

los, starr an die Holzwand drückte und den Athem anhielt. Dann erlosch das Licht, ich horte ein Klirren an der Scheibe, einen schlürfenden Schritt, das Knarren einer Thür — bald war Alles still und ich blieb allein im Dunkeln.
Da galt es nun, sich tastend zurückzufinden, und hätte mich die Finsternis; nicht aufgehalten und die Schwierigkeit des Weges — das Rcithsel hatte eS gethan, das ich so dreist belauscht. Kopf und Herz voll von ihm suchte ich mein Zimmer auf und fand nach langem Wachen dennoch, vom Tage ermüdet, einige Stunden erquicklichen Schlafes.
Was ich in der Morgenfrühe über den Alten erfuhr, war nicht viel mehr als daß er — „o Tu mein!" ein „armes altes Hascherl", ein „liebes altes Mandl" sei und, was ich schon wußte, Heiligenbilder male! Er habe das Nachbardorf, in dem er etliche Jahre gelebt, verlassen, weil der wachsende Fremdenverkehr ihn um seine Ruhe gebracht und neugierige Gaffer und müßige Frager (hier wurde ich denn doch etwas verlegen) auf seine Spuren gelockt. Er solle so alt noch nicht sein wie er ausschaue und möge schwere Dinge erlebt haben. Einige wollten sogar wissen, er sei ein begnadigter Mörder. Aber wer wolle sich darum bekümmern! Möglich auch, daß in feinem Kopfe nicht AlleS in Ordnung sei. So schreckhaft seine Züge aber auch sein könnten, im Grunde sei er trotz all seiner Menschenscheu doch sanft und gut und versorge in weitem Umkreis Kirchen, Calvarienbergc und Alle, die es treibe, ein frommes Bild am Wege aufzurichten, um das Billigste. Davon lebe er, und was ihm fehle, lasse ihm die Gutherzigkeit der Gemeinde zukommen, die ihm aus dem verfallenen Hvlzschneidewerk sein Hauschen habe bauen helfen und seine Gewohnheiten und seine Einsamkeit rcspectire. Das möge auch ich thun — fügte dem Allen die Wirthin hinzu, freundlich zwar, aber doch mütterlich bestimmt und mit Herrschergewicht. Sie selbst glaubte als „weidliche Frau" genug zu thun, wenn sie ihm für eine heilige Kümmernitz, die sie bestellt, jeden Morgen ohne Vergütung den Kaffee schicke. Und das könne noch lange danern — betonte sie mit einer gewissen sittlichen Erhabenheit, indem sie sich der Küche zuwandte, die alsbald von ihren Befehlen widerhallte, daß die Mägde erschrocken stoben und das Herdseucr eifriger prasselte.
Ich stand und überlegte. Vielleicht hatte die tüchtige Frau Recht und ich war auch nichts weiter als ein neugieriger Gaffer, ein müßiger Frager. Aber mich zwang etwas, den Schleier von diesem wcltflüchtigen Dasein zu lüften; mit der Neugier mischte sich ein inniges Mitleid und der Gedanke, ein herzliches Wort könne vielleicht den Stein vom Grabe wälzen und eineil Eingesargten dem Leben zurückgebe», und ohne Besinnen schlug ich, als ich das Haus verließ, den Weg durch das Dorf nach der. Mühlenschlucht ein. Zwar wanderte ich vor ihrer Mündung noch einige Male auf und ab, aber es war weniger das Gewissen, das mich zurückhielt, oder eine zarte Schonung, als die Erwägung, auf welche Art ich mich bei dem Alten am besten einführen könnte. So geradehin einzugestehen, daß ich es gewesen, der ihn

gestern Abend belauscht, hätte mir Alles verderben und ihn nur noch mehr einschüchtern können. Da schien mir denn kein anderer Ausweg zu bleiben als gleichfalls einen Heiligen zu bestellen. Und warum auch nicht? Wer sah mir meine Ketzerei an? Hatte ich im Grunde nicht ein weiches und srommes Herz? Also keine Neberlegung, kein Bedenken mehr — mit hastiger Eile stieg ich den schmalen Pfad zur Hütte empor.

Ich pochte an der Hausthür. Drinnen wurde ein Riegel fortgeschoben und der Alte stand auf der Schwelle. Nun sah ich ihm nahe in das vergrämte Gesicht, und als ich mit raschem Blick das große blaue Auge prüfte, die wie vom Weinen roth geschwollenen Lider, die hohe furchenreiche Stirn, um die Lippe den tiefgegrabenen Schmerzenszug, da kam mir eine Erinnerung, die mir die Verbindung des Alten mit Rembrandt und seinem Ganyined so rasch zutragen mochte. In der Gemäldegalerie zu Stuttgart hängt ein Bild des Meisters: ist es ein Gefangener, ist es ein Mönch, der wie Lessings Klosterbruder dereinst Reiterdlenste gethan? Er sitzt über einem Buch mit rothgeränderten Augen, mit starrem, stumpfem Blick, mit verwildertem Haar, die Rechte an Kinn nnd Lippe, und müht sich mit unsäglichem Leidensausdruck zu fassen, was er liest. Aber es scheint ihm, wenn er es greifen möchte, weiter und weiter zu entschwinden; mit seiner heißen Kraft und Sehnsucht muß er ihm in trüber Verworrenheit nachschauen, und das Buch in seinen Händen, von dem sich schon die sieben Siegel lösten, wird wieder zu Leder und Pergament. Er wirbt um eine Wifsenskrone, die seinem armen, blöden Geist nun und nimmer beschicken ist. Diese Aehnlichkeit fesselte mich so mächtig, daß ich kein Wort fand und des bösen mißtrauischen Blickes nicht achtete, mit dem der Alte mich empfangen hatte. Er war es auch, der das Schweigen brach, und als er mich mit rauher Stimme fragte, warum ich ihn so wortlos prüfe und ob ich nur gekommen sei ihn anzustarren, blieb mir keine Wahl, und offen gestand ich ihm, was mir die Zunge gebunden. Da leuchtete es in seinen Augen auf und indem er beiläufig und bescheiden bemerke, daß ihm die Aehnlichkeit eines Morgens selbst aufgefallen fei, als er sich vor dem Spiegelglas zum Sonntag gerüstet habe, fragte er viel weicher und gütiger, und mit einer schönen Bewegung: „Also kennt Ihr das Wunderwerk in Stuttgart auch?" und er öffnete die Thür weit und hieß mich eintreten.

Da stand ich nun und saß bald mit dem Rücken an den weißgetünchten Lehmherd gelehnt in dem seltsamen Gemach, das dem Alten Alles in Allem sein mußte. Nur das Bett stand in einem Nebenraum, dessen Thür halb angelehnt war. Durch die geöffnete Dachluke fiel das blaue Himmelslicht nicht minder sanft und voll als es von der Kuppel des Pantheon abstießt, und in feinem Schimmer funkelten die Goldkronen der Heiligen, an deren rothweißen Gewändern und blauen Mänteln der milde Sassoferrato und der weichmüthige Carlo Dolce ihre Freude gehabt haben würden. Froh, über die Verlegenheit des Eingangs so glücklich hinweggekommen zu sein, wollte

ich mich schon behaglicher umschauen, als mir einfiel, daß ja der zweite und steilere Berg noch zu überwinden sei, denn ich konnte den Alten doch unmöglich aufgesucht haben, um ihm zu sagen, daß mich fein Gesicht an einen Rembrandt'schen Mönch erinnere. Ganz natürlich, daß er mich nach meinem Begehren fragte und ganz begreiflich, daß ich lasterhaft genug war, meine Komödie zu beginnen. Leider hatte ich jedoch vergessen mich über die Wahl eines Heiligen schlüssig zu machen, und irgend einen so in's Blaue hinein zu verlangen, ging doch nicht an. Die Entscheidung aber drängte, und wie wir oft unter den zahllosen Möglichkeiten, die uns die Lüge darbietet, zu der allerentlegensten greifen, gleichsam als wollten wir das Opfer, das wir der Tugend gebracht, nun auch redlich verdienen und das weite Reich der Phantasie bis an seine äußersten Grenzen durchmessen, verfiel ich statt auf einen Heiligen auf eine Heilige und nannte keck und überlaut die heilige Notburga, von der ich außer dem Namen, den ich gelegentlich einmal, ich weiß nicht mehr wo gehört, auch nicht das Mindeste wußte. Der Effect war denn auch darnach, denn der Alte, der inzwischen die blaue Decke, die die Ganymede verbarg, mechanisch fester geschlossen hatte, wandte sich mit unverhohlener Verwunderung nach mir um und sagte langsam, indem er mein städtisches Aeußcrc von oben bis unten maß: „Das ist ja die Schutzpatronin der Dienstboten."

Da hatten wir's. Ich fühlte wie ich crröthete, aber die Lüge, der ich mich ergeben, stärkte mich, und kräftig und geläufig erzählte ich dem Alten, daß im Hause meiner Eltern eine Magd, die auch mich noch auf den Armen getragen, fünfundzwanzig Jahre treu gedient habe und nun als Lohn ihrer Bravheit zu diesem und jenem noch dies Bild empfangen solle. Ganz entsetzt aber war ich, als der Maler, von dieser loyalen Anerkennung redlicher Dienste, von diesem patriarchalischen Verhältniß zwischen Herren und Knechten ganz gerührt, mir die Hand drückte und freundlich meine Schulter klopfte, so daß nur die Verwirrung mich hinderte, ihm mein Verbrechen gleich zu gestehen, und ich fortan nach jeder guten Gelegenheit blickte, mir die Last vom Herzen zn schaffen. Inzwischen vervollständigte ich meine Dummheiten nach einer andern Richtung, indem ich ihm vorschlug, die heilige Notburga Flachs spinnend bei dem Schein einer dürftigen Lampe im Rembrandt'schen Helldunkel zu malen.

Er zauderte wieder einen Augenblick, indem er den gebeugten Kopf erhebend voll in mein Antlitz sah, bis er mir bestimmt und deutlich zur Antwort gab: „Das geht nicht, Herr! Ter ungewisse Dämmerschein, das falbe Licht, in dem der große Meister seine Gestalten mehr verbirgt als darstellt, taugt wohl für diese Welt der Mühe und Sehnsucht. Aber die Heiligen wohnen im reinen Aether. sie leuchten selbst und um sie muß es klar und wolkenlos sein. Jüngst habe ich es mit einem heiligen Florian nach Eurem Vorschlag versucht, aber ich habe gefühlt, daß es ein Widerspruch ist. und ein für alle Mal davon abgelassen. Glanbt mir, daß ich es mit Freuden versuchte, ginge es nur an, denn ich kenne keinen Maler, den ich mehr bewunderte als

Rembrandt, und habe seit meinen jungen Jahre» heiß gerungen ihn zu verstehen und ihm nachzubilden. Aber was Ihr wünscht, ist eben unmöglich."
Der Alte wurde mir immer rathselhafter. Mit diesen Einsichten, mit diesem feinen Gefühl verschloß sich ein Mann von Bildung, dem es, wie seine Werke bewiesen, an Talent nicht gebrach, in solcher Einsamkeit? Gewiß, er hatte vollkommen Recht, und ich gestand ihm lebhaft zu, daß ich mit meinem Wunsch ein Thor gewesen sei. Auch gaben mir die Covien des Holländers, die, an der Fensterwand hängend, meinem Spähcrblick gestern entgangen waren, erwünschten Anlaß, feine Ideen zu verfolgen. „Keine künstlerische Grille, kein technischer Kniff hat ihn gereizt seine Farben so und nicht anders zu mischen. Aus dem innersten Wesen seiner Stoffe, die wieder ganz der Reflex seiner Seele sind, wurden ihm auch die Mittel zugetragen, sie zu bezwingen. Er kannte keinen blauen Himmel, kein grelles Sonnenlicht, denn ihm war die Welt vom Schleier der Thronen umflort und wenn der Tag geschieden war. erschloß sich, der Nachtviole gleich, sein Herz. Ein volles sattes Genügen am Augenblick fühlt er selten oder nie. Er muß die Sehnsucht malen, der die Erfüllung versagt ist, das Göttliche, das hienieden auf Erden wandelt und verkannt wird. Moses, der die Gesetztafeln in dem Augenblick zerschmettert, als er das Volk, das er mit Gott verbunden, den frechen Reigen um das goldene Kalb schlingen sieht, Jakob, wie er mit dem Engel ringt, der emporschwebt ohne ihn zu segnen, das sind seine Stoffe und der wahre Widerschein seines Innern."
„Fahrt fort," rief er begeistert und seine Augen strahlten, als er die Kammerthür öffnete und mir mit einer Bewegung der Rechten die verkleinerten Copien zeigte, die die Wände des engen Gelasses dicht bedeckten. Bis dahin hatte er sich im Sprechen des Oeftercn unterbrochen, ungewiß gleichsam, ob er mir trauen dürfe, lauschend, als erwarte er ein Unheil, und der alte Zug der Angst entstellte seine Mienen. Jetzt aber lenkte ihn nichts mehr ab imd in vollem Fluß der Rede, fast jugendlich, fuhr er fort. „Hier sind sie, ein schwacher Abglanz der Originale, ein kleiner Auszug des großen Urbildes, aber Ihr seht, ich kenne und liebe sie wie Ihr und schlummere in ihrem Anblick ein. Hier ist auch der Mönch aus Stuttgart und hier noch eins, das zu Euren Worten taugen kann: Christus, der die Kinder segnet. Seht Ihr, wie sie zaudern und den Finger verlegen in den Mund stecken? Seht Ihr, wie die Weiber die Kleinen ängstlich zurückhalten, als wolle ein böser Zauberer sie verhexen? Ueberall schreit die Sehnsucht nach Erfüllung, überall wird der Gott verkannt. O, es muß ein Dämon in der Brust dieses Mannes geschlafen haben, ein furchtbarer Schmerz, eine nagende Verzweiflung, aber er hat sie bezwungen: in seiner Kunst, bezwungen wie ein Held, denn wer ihr erliegt, der schafft nichts, was diesem an Größe gliche. Tas sind meine künstlerischen Tröster. Die andern dort droben (und er faltete die Hände) begehren ein so gewaltsames Mühen nicht, und wie sie beschaffen sind, das sieht kein menschliches Ange. Wir können sie nur holdselig und lieblich, in Licht und

Klarheit malen, und (er deutete auf die Heiligenbilder) sie werden damit zufrieden sein."

Und wir redeten weiter und warmer davon und ich blickte in ein heißes Gemüth, in einen lauteren künstlerischen Geist, neben dem wie ein Zwilling ebenso rein und lauter eine Frömmigkeit wie die eines Kindes schlief. Und im Feuer des Schönen schien er das geheime Leid zu vergessen, das ihn preßte, als er den ersten Gedanken wieder aufnahm und ausrief: „Auch wüßte ich »och ein Werk, das für ihn zeugen könnte — aber —"

„Ter Ganymed," fiel ich ihm lebhaft in die Nede. „Wie manche prüde Seele mag sich an ihm geärgert, wie mancher Witzbold ihm seinen mißverstandenen Beifall gezollt haben, und wie tiefernst ist doch im Grunde sein Inhalt, To schwebt der göttliche Bote herab, einen Sterblichen zn den Wonnen des Olymp empor zu tragen, und seiner hohen Sendung bewußt, eifrig und doch in erhabener Ruhe steigt er wieder auswärts. Aber der, den er erkoren, Will nichts von der himmlischen Gnade wissen. Seine Trauben fest in der Linken wie für die Ewigkeit haltend, zappelt er und sperrt sich und blickt schreiend, geängstigt auf die Welt hernieder, die nun schon tief unter ihm versinkt. Es giebt keinen schärferen Gegensatz als diese Majestät des Thieres und dies Gewinsel des armen Menschengewürms. Und wieder wird der Gott verkannt, wieder verschwendet der Himmel seine Gunst an ein unwürdiges Haupt."

Der Alte blickte zur Seite und nickte doch zustimmend. „Ja, ja, ganz recht. Aber dieser — Ganymed — er ist nicht" — er stockte plötzlich, seufzte und schien ihn verleugnen zu wollen, als ich ihn, wahrhaft erschrocken darüber, es möchte geschehen, unterbrach und, wie ich es empfand, offen und einfach bekannte, was ich auf dem Gewissen hatte.

Er sah mich groß, mit strafendem Blicke an und die alte Bitterkeit schien ihm wieder zu kommen. „Also Ihr wart es? Ich hatte eine Ahnung davon. Warum habt Ihr es mir nicht gleich gesagt?"

Ich legte mir selbst die Buße auf, nun auch noch die heilige Notburga zu verleugnen und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der in Ehren ergrauten Tienstmagd.

Er schüttelte den Kopf und blieb ernst, aber seine Stimme behielt noch ihren versöhnlichen Klang. „Warum hättet Ihr es nicht thun sollen? Fenster sind hier zu Lande dazu gemacht, um hinaus- und hineinzuschauen. Zwar ist es mir nicht lieb — aber verwehren kann ich es Keinem."

Ich bcthenerte dennoch, daß ich mich schuldig fühle, nnd bat ihn herzlich um Verzeihung.

„Laßt das gut sein. Ich will annehmen, daß Euch etwas mehr als die Sucht, fremde Geheimnisse auszuspüren, zu mir geführt hat, und in Eurer Stimme nnd Eurer Art ist etwas, das mir wohlthut und mir die Zunge löst. . , Ihr werdet nun aber wissen wollen, was es mit dem zerfetzten Bilde für eine Bewandtniß hat."

„Ich verlasse Sie sofort, wenn Ihnen die Erinnerung im Mindesten unangenehm ist," sagte ich eindringlich, denn ich sah seine Züge sich mehr und mehr verdüstern, und es entging mir nicht, daß er sich zur Ruhe zwang.

„Bleibt nur sitzen. Es ist kein anderer Grund, als der, den ich Euch schon nannte. Wenn Ihr scharfe Augen habt —" er hielt einen Augenblick inne als erwarte er eine Antwort — „dann werdet Ihr erkannt haben, was es vorstellte: Urvater Kronion, dem der jugendliche Ganymed wie zur guten Nacht die Lippen zum Ausse reicht. Auf Wolken lagert der Alte, ihm zur Seite schmiegt sich der Knabe und durch das Gewölk zieht die Mondgöttin, still und keusch, mit der bleichen Sichel die Gruppe dämmerig beleuchtend. Es mag so übel nicht gewesen sein, aber das Rcmbrandt'sche Halblicht taugte wiederum nicht zu der Scene, die ganz nur in Helligkeit getaucht sein mußte. Zudem hatte ich die Tummhcit begangen, dem alten Heidengott mein eigenes Haupt aufzusetzen — ja, Herr, es war wohl einst von stattlichem dunklen Gelock umgeben, aber eine Thorheit war es doch, eine närrische Eitelkeit, wenn Ihr wollt, und nm mich nicht noch einmal über sie zu ärgern, zerstörte ich das Bild."

„Und der Knabe? War es derselbe, den der Adler — ?"

„Das habt Ihr auch gesehen? Ter Knabe —" da fuhr der Schrecken wieder durch seine Züge und der Schmerz, den er bis dahin mühsam bekämpft, brach aus seinem ganzen Wesen leidenschaftlich, unheimlich hervor. Er starrte mich an, als verwirrten sich seine Gedanken, und stöhnte dann so tief und qualvoll, daß es mir in's innerste Mark drang. „Der Knabe? Was wollt Ihr, Unseliger? Warum weckt Ihr mir die Erinnerung? Wie lange rührte ich das Bild nicht an, und nun ist dies die Frucht! O Gott, mein Gott! Mein einziges, liebes Kind!"

„Euer — Sohn?"

„Nennt ihn immer so, obwohl er nur meines Bruders Kind war. — Warum habt Ihr mich so heimtückisch belauscht? Nun ist es ausgesprochen und die ganze Hölle wieder entfesselt, die ich mit Mühe zum Schweigen gebracht. Und muß es denn sein, Gott Erbarmer, muß es sein? Soll ich ihn noch einmal auskosten, den gallenbittern Kelch? Soll ich? Willst Du's? Hier blickt ein Auge in rathlosem Schrecken, in stummem Mitleid auf mich und eine weiche Hand legt sich beschwichtigend auf meine brennenden Schläfen, So sei es denn, Herr. Geht nicht — nein, bleibt und hört, was ich gelitten und gefehlt, was mich so froh und so elend gemacht. Jetzt Würde der Jammer mir die Brust zerfleischen, wenn ich ihn nicht ausathmen könnte. Bleibt und hört, und ist es eine Strafe, die der Herr mir auferlegt, noch einmal dem schwersten Leid meines Lebens Worte zu leihen, ihre Erfüllung soll mir zum Labsal werden, geduldig will ich sie aus seiner Hand empfangen, und gesammelter als sonst werde ich vor seinen Altar treten. Hört!"

c,mich Bult Haupt in Lr einen,

„Mit einem jüngeren Bruder bin ich aufgewachsen, eines Lehrers Sohn. Ich hatte des Vaters Art, er die Natur der Mutter, die ich immer noch vor mir sehe, obschon sie, in der schönsten Frauenvlüthe von uns scheiden mußte, wie sie einen Kranz von Kornblumen im Haar, den wir Knaben ihr gepflückt und gewunden, quer durch's Feld mit Hellem Gesang von einem Sommergarten heim zur Stadt kehrte. Ter Vater ging in seiner bedächtigen Art hinterdrein und hatte mich an der Hand; mein Bruder Thomas war voran, eilte vor und zurück, sang mit der Mutter um die Wette und umflatterte sie wie ein Schmetterling. Ich hatte von Kindheit auf keinen Drang zu vielen Worten, und das Beste, .was ich fühlte, verschloß ich wie ein Heiligthum in meiner Brust, aber einen treuen, beharrlichen Blick hatte mir die Natur gegeben und jeder seltene Eindruck drückte mir sein Gepräge unverlierbar in die Seele. So war es mit jenem Bilde. Von so leichtem Stoff, dachte ich, müßten die Engel sein, und es würde mich nicht gewundert haben, wenn meiner Mutter Flügel gewachsen wären und sie in die Wolken getragen hätten. Als sie nach einigen Jahren auf der Bahre lag, wir Knaben uns am Sarge ausgeweint hatten und Abends allein im Wohnzimmer saßen, die Arme um einander geschlungen (der Vater war im tranrigen Geschäft zum Leichenbestattcr gegangen), erinnerte ich meinen Bruder mit thrancnfchwerer Stimme an jenen Sommcrtag. Er hatte ihn vergessen. Ich begriff es nicht und ließ meine Hand von seiner Schulter gleiten. Dafür wußte er das Lied, das sie damals und o wie oft! an schönen Tagen gesungen, aus denen bei ihr das ganze Leben bestand, mit dem Ton ihrer Stimme so wunderbar ähnlich nachzuahmen (nicht an jenem Abend, Herr, denn das hätte ich nicht ertragen), daß es mich durchfuhr. Auch als er ein Jüngling geworden, sang und summte er es oft vor sich hin, aber je älter ich ward, desto fremdartiger wurde mir das Lied und, daß ich es nur gestehe, mit jedem Ton sprang eine Klammer, die mein Herz an das Andenken meiner Mutter band. Zwar sah ich sie immer noch vor mir, aber sie rückte mir fem und ferner und verklärte sich mir schön nnd schöner, wie ein herrliches Kunstgebilde, wie ein Wesen aus einer anderen Welt, das ich nie als das meine besessen.

„Herz, was soll in der Welt bestehn?
Siehst Du Wolken nnd Winde gchn?
Ei, wer wollte drum trauern!
Dornen nnd Disteln dauern —
Roscnblulh' hat ihre Zeit,
Pflücke sie, sonst wird Tir'S leid,
Eh mit ilnein Prangen
Lenz nnd Jugend vergangen.

Ich wußte Wohl, daß sie meinen Bruder mehr als mich geliebt, wie mich wieder die stärkere Neigung zum Vater zog, dessen ruhiger, gesammelter Ernst mir immer unsäglich verehrungswürdig schien. Er hatte

es nach der Mutter Tod nicht leicht und ich erfuhr späterhin, zwar nicht aus seinem Munde, daß sie ihm die Wirthschaft nicht in bester Ordnung hinterlassen und er an ihren alten Schulden noch Jahre lang zu zahlen hatte. Sie war eben nicht zur Haushälterin geboren gewesen. Aber nie kam ein Ton der Klage über seine Lippen und er hat ihr das treueste Andenken bewahrt. Jeden Vorschlag, sich schon um seiner Knaben willen zum zweiten Male zu verheirathen, lehnte er ab, als mnthrte man ihm ein Unrecht zu. Ein halbes Jahr lang half uns eine Verwandte in der Wirthschaft. Aber sie mochte auf des Vaters Hand gerechnet haben, und da ihr jede Hoffnung benommen wurde, ging sie in ein Stift. Von nun an schlugen wir uns mit einer einzigen Magd tüchtig durch's Leben. Nach Allem sah der Vater, nach jeder Schularbeit, nach jedem Kleidungsstück, und nie schliefen wir ein, ohne daß er zu uns in die Kammer trat, sah ob wir gut gebettet waren und nns auf die Stirn küßte. Die Welt nannte ihn einen Pedanten und verspottete seine fast weibliche Sorgsamkeit. Ich aber habe in seiner einfachen scheinlosen Pflichterfüllung den ganzen Mann erkannt und ihm bis über das Grab hinaus meine Liebe bewahrt. Schlaf in Frieden, Vater!

„Wir waren herangewachsen. War auch des Vaters Beschstand nur schmal, so mochte er doch nnseren künstlerischen Neigungen, die er selbst genährt, nicht in den Weg treten, und mit verdoppelter Arbeit brachte er die Mittel für unsere Erziehung und Ausbildung auf. Thomas hatte von der Mutter mit dem hellen Mund auch den musikalischen Sinn geerbt. Er wurde Geiger und kein Mödchcnhciz hätte ihm widerstehen können, wenn er sich durch das wellige Blondhaar fuhr und den Bogen zum Csardas ansetzte. Ich war zum Maler bestimmt, durch den eigenen und des Vaters Wunsch, und gab mich mit aller Ausdauer jden Studien hin. Zwar hielt ich mein Talent selbst nur für bescheiden, aber eine Zeichnung, die ich von meiner Mutter entworfen, wie sie den Kranz in de» Locken durch das Kornfeld schritt, hatte auch einem großen Meister ein ermunterndes Wort entlockt. Brachte ich es trotzdem nicht über einen gntcn Durchschnitt, so füllte die Kunst doch meine ganze Seele: ich vermißte nichts, nnd war beglückt, wenn ich an dem Licht des großen Nembrandt meine kleine Flamme stärken nnd nähren durfte. Denn dieser hatte mein ganzes Wesen wie eine Naturgewalt ergriffen. Meine Art, das Leben schwer zu nehmen, sah ich in ihm zum Riesenhaften gesteigert und doch überwunden, überwunden durch die Macht des Genies, die die schwankenden Kräfte jim Gleichgewicht hält: durch einen schneidenden Richtspruch, durch einen ironischen Einfall, durch die Wahrheit, die ihr Licht auch in die tiefste Tiefe der Nächte wirft. Ich hatte die äußere Ruhe des Vaters geerbt: drinnen aber pochte ein leidenschaftliches Herz, das jede Freude, jedes Leid doppelt stark empfand, das sich nach Liebe sehnte und unbegrenzter, heiliger Treue fähig war. In jünglinghafter Übertreibung spiegelte sich drinnen jedes Weh, jedes Glück des Daseins. Rnbcns war mir in seiner

rosigen Ucbergesundhcit im Grunde zuwider, Rafael staunte ich wie eine Lichterscheinung an, zu der man wie zu den Göttern beten, die man aber nicht lieben darf — Nembrandt aber glaubte ich zu verstehen und jede Fiber zitterte und glühte für ihn.

„Thomas war, nachdem er in unserer Vaterstadt genug gegeigt, getanzt, gesungen und den Weibern den Kopf verdreht, nach Leipzig auf das Conservatorium geschickt, ich besuchte die Akademien von Düsseldorf und München, brach aber nach des Vaters Tode meine Studien zeitiger ab als gut war, weil die Regelung des kleinen Nachlasses meine Hülfe verlangte, und da das bescheidene elterliche Haus, das mir zufiel, keinen Micthcr fand, zögerte ich nicht, es selbst zu beziehen und mich in der Heimat niederzulassen in der Hoffnung, mir durch Gelegcnheitsaufträgc meinen Unterhalt verschaffen zu können, wenn auch meine künstlerischen Schöpfungen, die um ihrer selbst und nicht um des Gewinns willen entstanden waren, keine Käufer finden sollten. Ihr seht, Herr, es verläuft bis dahin Alles gewöhnlich in meinem Leben und ich selbst ahnte am wenigsten, welches Unheil ihm noch aufgespart war.

„Laßt mich kurz über das hinweggehen, was nun folgt. Ich lernte ein Mädchen kennen, eines Schauspielers Tochter. Sie hatte langes rothblondes Haar und ein tief dunkles Angenpaar, das mein Malcrauge anzog und bald über mein Herz Gewalt erlangte. Unsere Nachbarin hatte das junge Ding, das ihr verwandt war uud dessen Eltern in Amerika so gut wie verschollen waren, zur Erlernung des Haushalts aufgenommen und jeden Morgen ^sah ich sie im Gemüsegarten Salat schneiden, Himbeeren sammeln oder am Brunnen Flaschen und Gläser spülen. Besonders mit dem letzten Geschäft konnte sie sich nicht genug thun und immer wieder prüfte sie auf das letzte Ständchen hiu ihr Werk, in der erhobenen schmalen weißen Hand es hin und her wendend, am Licht der Sonne. So stand sie eines Tages auch mit einer crystallenen Wasserflasche, die sie mit beiden Händen zierlich an Hals und Boden hielt, prüfend und mit dem rechten Auge blinzelnd, während ihr das Regenbogenlicht magisch über Haar und Stirnc glitt. Ich halte sie jeden Morgen vom Fenster ans beobachtet und doch nie gewagt sie anzureden. Jetzt aber — schweifte ihr blinzelndes Auge nicht zu mir herüber? — versuchte ich. von dem Anblick gebannt, den ersten Gruß zu stammeln. Sie schien zu erschrecken, dankte, schlug die Augen sittig nieder und ging. Und so mädchenhaft hold und verlegen blieb sie auch dann noch, als der Gruß sich regelmäßig wiederholte und die Gespräche, die sich ihm a„schlossen, länger und länger wurden. Bald hatte sie mich ganz in Feuer gesetzt. Und da sie von dem Treiben der großen Welt nichts wissen zu wollen schien, sondern rührig daheim schaffte nnd sich um die Kinder bemühte, machte sie mein Vvrnriheil gegen Alles, was mit der Bühne zusammenhing, glänzend zu Schanden. Ein Komödianlenlind und diese Einfachheit, dieser liebliche häusliche Sinn! Was mich bis jetzt noch zurückgehalten halte, iciztc mich von nun an nur um so lebhafter — sie hatte mein argloses Herz, das sich noch nie der Liebe gc-

öffnet hatte, im Sturm gewonnen. Die Werbung brachte mir ein Ja und
in sechs Wochen sollte die Hochzeit fein. Mein Bruder Thomas, der sonst
kein Briefschreibcr war, beglückwünschte und hänselte mich zugleich und ver-
hieß seine nahe Ankunft. Er kam auch wirklich und erzeigte der jungen
Braut gleich am ersten Abend so viel Artigkeiten, schmückte sie mit Blumen,
sang mit ihr am Clavier und verstrickte sie in ein ewiges Räthselrathen,
daß ich von all dem Geplapper und Gelächter ohne die geringste Spur von
Eifersucht dennoch ganz widrig gestimmt wurde und ihn im Ernste unter
vier Augen bat, den leichten Ton zu lassen. Schon um Anncttens willen
glaubte ich ihn darum ersuchen zu sollen, denn ich konnte mir nicht denken,
daß ihr das tolle Treiben behaglich gewesen sei, was sie auf meine Frage
denn auch fast feierlich verneinte. Hütte ich es nicht gcthan! Denn jetzt
keimten die Heimlichkeiten. Jetzt war zwar nach außen Alles Achtung und
Sittsamkeit, aber die Augen fanden sich, unter dem Tisch gaben sich die Füße
ihr Zeichen nnd bald sollte ich mit Schrecken inne werden, daß die Blassen
und Ernsten von meiner Art kein Recht auf das Glück haben, das die Kinder
der Sonne mit einer Zauberformel, einem Lächeln, einem Augcnaufschlag be-
schwören können und weilte es an den Grenzen der Erde, nnd müßte es anch
tausend Riegel und jeden Hort der Gesetze nnd der Sitte sprengen
„Sie hatte sich mit ihm verstanden, ja wohl! Er war im Triumph in
ihr Herz gebrochen und sie war ihm jauchzend entgcgcngeslogen. Es fehlten
noch drei Tage bis zur Hochzeit, da hörte ich mein Urtheil, hörte es aus
ihrem eigenen Munde. Wir hatten mit einigen Verwandten und Freunden
einen Kaffecgartcn besucht, dicht an einem tagsüber von Ruderkähncn wimmeln-
den See. Abends gab es Conccrt im Freien nnd die Kapelle spielte einen
Marsch meines Bruders, den er zu meinem Hochzeitstag componirt hatte,
so sagte er. Das gab den Vorwand. Der Pavillon mit dem Orchester lag
ziemlich fern, Thomas wollte seine öompositivn aus nächster Nähe hören
nnd beredete Annetten, als wolle er mich im Scherz eifersüchtig machen, den
„unmusikalischen Brummbär" sitzen zu lassen und ihn zn begleiten. Ich ließ
es lächelnd zu, als das Musikstück jedoch längst beendet war und ich die
Beiden, die immer noch nicht zurückgekehrt waren, suchen ging, fand ich sie
Weder bei dem Pavillon noch in dem ganzen starkbeleuchteten Garten. Eine
üble Ahnung trieb mich weiter bis an das Secufer. Da hörte ich im Schilf
fern von der gewöhnlichen Landungsstäite einen Kahn sich wiegen, ich hörte
Stimmen, ihre Stimmen, Sie waren es. Unter den überhängenden Weiden
auf der Nuderbank lehnten sie Wang' an Wange und fragten sich, was nun
werden solle. Er schien zum offenen Brnch zu rathcn, aber sie wünschte —
ja hört nur, Herr — sie wünschte den Sccmdal zu vermeiden und pries ihm
die Süßigkeit des Geheimnisses. Und er hatte die Schwachheit nnd Schlechtig-
keit ihr zuzustimmen. Tic Elende wollte mich besitzen, nur um die Wonne
des Truges auszukosten; und ich hörte ihr Liebesgefliister, ihre Schwüre, ihre
Küsse; war es ein lüsternes Wort oder eine Regung des Gewissens i„ meines

Bruders Herzen, über die sie lachte, hell lachte und selbstvergessen ausrief: ‚Was können wir dafür, daß wir uns lieben? Da riß es mich aus meinem Versteck und meiner nicht mächtig ergriff ich die Ruderstange und führte einen Schlag nach den ruchlosen Verräthern — vorbei, Gott sei gelobt! er fiel klatschend in's Wasser. Ich hörte die Dirne schreien, sah sie das Schiff angstvoll vom Ufer stoßen, dann kamen Leute, von dem gellenden Hülferuf gelockt, andere, mehr und mehr. Auf dem See schwamm das Schiff mit meiner Schande und ich schlich mich weinend davon in mein beflecktes Haus, das schon von Kränzen und Kerzen duftete, und verfluchte das Weib, die Menschheit und meinen blöden Sinn, O hätte mir der Himmel einen reinen großen Schmerz geschenkt! Ich hatte ein geduldiges Herz und hätte ihn ergeben tragen wollen. Aber seine Trauer durch den Schmutz schleifen zu müssen, immer wieder, immer wieder, zur Schadenfreude der Welt — Herr, es giebt nichts, was dem Ekel gliche, den ich empfand. Tödtliches Gift hat mir diese Fäulniß in's Blut geträufelt und mein reinstes Empfinden zerrüttet. Die Heimat verließ ich und siedelte mich im fremden Lande in einer mittelgroßen Stadt an, von Niemandem gekannt, die Menschen meidend, im Herzen ein siecher Mann, der auf keine Genesung mehr hoffte.

„Und doch kam sie! Nach Jahren einsam, verbissen getragenen Elends, nicht mehr erhofft kam sie dennoch, nnd hört nur, ja hört nur, wie. Ich hatte seit jenem Abend weder meinen Bruder noch die Buhlerin wieder gesehen. Sie hatten sich Heirathen müssen, oder besser- das Weib hatte ihn um die Ehe bestürmt, denn das Aergcrniß war im Munde der Stadt nnd an die rudcrlose Kahnfahrt heftete sich der Spott aller bösen Zungen. Thomas soll nur verdrießlich darauf eingegangen sein, und freudlos haben sie, mit täglichen Sorgen ringend, in München einige Jahre von der Kunst meines Bruders gelebt nnd erfahren müssen, daß „Roscnbliithe ihre Zeit hat" und daß „Dornen und Disteln dauern". Nur wenige Jahre, denn der Herr sandte seinen Würgengel aus, die furchtbare Seuche, die Cholera, und raffte sie Beide jäh dahin. Ich erfuhr es und verhärtete mein Herz. Ich bin nicht hingereist, um ihrem Sarge zu folgen. Wie meine Liebe wollte ich auch meinen Haß bis zum Tode behalten. Ich fühlte keine Versöhnung und wollte sie nicht heucheln. So saß ich eines Tages an meiner Staffelei über jener Copie des Rembrandt'schen Engels, der sich sanft aus den Armen des brünstig mit ihm ringenden Jakob löst, als es an meine Thür pochte und ein ärmliches Weib, eine Bäuerin, zaghaft hercintrat, einen goldhaarigen Buben in ihren Radmantcl gehüllt. Verlegen begrüßte sie mich mit den breiten, häßlichen Lauten der Allgäuer Berge. Sie schien noch jung zu sein, aber ihre Züge waren frühzeitig scharf geworden und verfallen. Da sie mir den Knaben wie der Savoyarde sein Acffchcn entgegenhielt, glaubte ich, er sei das Schaustück, mit dem sie betteln wollte, und herrschte sie rauh an zu gehen, bis ich erfuhr, was mir mit einem stillen, warmen Liebeshanch das Herz schmolz. Es war meines Bruders Sohn, und diese gute, treue Seele, seine Amme,

die ihn an ihrer Brust genährt und gehegt (auch darin erkannte ich des Kindes Mutter), hatte sich von München aufgemacht, um mich zu suchen und mir das Kind zu bringen. Sie war die Dürftigkeit selbst, ihr Geliebter hatte sie verlassen, und sie entschuldigte sich noch, daß sie ihn mir zutrug! Sie würde ihn nicht fortgegeben haben, hätte sie selbst nur für ihn sorgen können, aber sie sei eben bettelarm; und dennoch — falle es mir sauer, mich des Knaben anzunehmen, so wolle sie mit ihm in ihre Berge heimkehren und ihn als den ihren halten. Das Alles sagte sie ganz schlicht und prunklos, in einem ruhigen, gleichmäßig singenden Ton, sie verschwor sich nicht bei ihrer Seelen Seligkeit, sie seufzte nicht, Gott werde helfen — aber sie sah das Kind an und als es mit einem hellen Jauchzer nach ihren Augen griff, drückte sie es an sich, küßte es und wischte sich mit dem Rücken der Hand eine Thräne ab, die sie nicht verbarg. Seht, Herr, des Kindes Dasein allein hätte mich nicht gerührt; denn ich wußte davon und wollte es seinem Schicksal überlassen, aber die That dieses armen Weibes riß mir den Stachel aus dem Herzen, daß das warme Blut hervorschoß und mir die Augen überquollen, wie nie seit jenem Tage. Ich weiß nicht, was ich zu ihr gesprochen, aber ich bin auf die Knie gestürzt und habe sie gesegnet wie den Friedensengel, denn sie. sie hatte mich wieder zum Menschen gemacht! Sie hatte mich gelehrt, daß die Vergebung der Wonnen süßeste ist, sie hatte mich zu tiefster Scham gcdemüthigt und mir mit einem stillen Worte abgerungen, was keine Orgel, keine Sonntagsglocke und kein Priester vermocht: eine gute That. Den Knaben aber Hub ich zum Himmel, badete ihn mit meinen Thränen und gelobte ihm ein Vater zu sein, so wahr mein Vater es mir gewesen. In jener Stunde lernte ich wieder beten; und auf Rembrandts Engel blickte ich, der bei dem Nahen der Morgenröthe in die Wolken zog. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Ja wohl, er hatte mich gesegnet, verschwenderisch, überreich. Die Morgenröthe war nahe herzugekommen. Tag wurde es für mich, Heller, strahlender Tag!

.Fühlt Ihr mir nach, Herr, welch ein neues Leben jetzt für mich begann, und begreift Ihr, daß das Kind fein Herz und seine Seele wurde? Und der kleine Thomas (er hatte meines Bruders Namen) bedurfte keiner Zeit sich einzugewöhnen, denn seine gute Hüterin behielt ich bei mir, und nicht einen Tag dauerte es, daß ich lernte ihn auf den Armen zu wiegen, daß er mich anlachte und mir im Bart wühlte. Er hatte meines Bruders Blondkopf und die dunklen Augen seiner Mutter, und da ich sie lieben lernte um seinetwillen, versöhnte er mir in seiner kindlichen Unschuld auch die Seelen der Hingeschiedenen. Für ihn, Alles für ihn! Leben und Erwerben, Hoffen und Rathen! In weite Zukunft baute ich mir goldene Pläne, und der Tod, den ich so oft herbeigewünscht, schien mir jetzt furchtbar — um des Kindes willen. Ich hatte meine liebe Noth, wenn er, herangewachsen und auf die eigenen Beinchen gestellt, sich mit meinen Farben und meiner Palette zu schaffen machte, und oft mußte die treue Aja ihn mit Gewalt entfernen, damit ich

nur die Arme frei bekam und einen Auftrag rechtzeitig ausführen konnte. Aber im Handumdrehen war er wieder zur Thüre herein und umschmeichelt,,' mich und sah mir altklug ernsthaft zu und lachte dann wieder im Uebcrmuth und wollte selbst den Pinsel führen. Ach und seine Stimme klang so silbern und süß! Und wie er beweglich war, wie ein Eichkätzchen! Und wie drollig es klang, wenn er das alte Lied sang, das seine Amme vom Vater gehört und das er nun ohne Sinn und Verstand nachzwitscherte!

„Herz, wns soll in der Welt bestehn?
Eichst Du Wvlkm und Winde gehn?

»Jetzt lernte ich cs auch singen, mit meiner rauhen, mißtönenden Stimme; ich sah die Mutter wieder durch das Kornfeld schreiten, den Cyanenkranz im Haar, ich sah meinen Bruder Thomas vorausspringen und schritt selbst mit dem Bater ehrbar hinterdrein. Ja, es war mir wie dem erlösten Orest, der die Geister seiner Ahnen in den seligen Gefilden friedlich gesellt wandeln sieht; so zogen mir Vater und Mutter, mein Bruder und sein Weib in schönem, stillem Reigen verklärt durch die Wolken. Und dies selige Wunder hatte dies holde Kind gewirkt. Versteht Ihr nun, daß ich cs geliebt habe wie nichts auf dieser Erde? O du mein Sonnenschein, du mein Frühling, süßer Bote des Heils, warum habe ich Dich verloren!"

Und er hielt inne und wollte den Schmerz verwinden. Aber in schweren Tropfen rann es ihm die Wange herab.

„Im Sommer zogen wir in die B.'rge, in die Heimat der guten Aja. Ich saß eines Tages im Freien vor der Leinwand und achtete des Knaben nicht, der sich von mir verloren hatte, als ich Plötzlich sein Schreien hörte, und auf war ich wie der Blitz. Wie oft haben wir später darüber gelacht, aber damals zitterten mir doch alle Glieder — denn was war geschehen? Wns ich nur in Komödien und Romanen für möglich gehalten, Herr: ein Adler war auf das im Grase spielende Kind, von seinem weißen Kleide gelockt, herabgeschossen und zerrte es empor. Der Stecken eines nahe weidenden Hirten, das Gejammer der Wärterin, das Strauben des Knaben, der auch dem Bogel zu schwer sein mochte, verscheuchten ihn, noch ehe ich zur Stelle war: er ließ die Beute fallen und eine blutige Nase war Alles, was der Bube davontrug. Aber zum Lachen war es, wie seine Entrüstung über feinen Schrecken siegte — er war schon drei Jahre alt, Herr, wie ihn der Gedanke, so unfreiwillig in die Lüfte entführt zu werden, ganz außer sich brachte, und er auf die zärtlichen und lustigen Fragen, die von nun an Alt und Jung an ihn richtete, stürmisch erklärte, „n^in, er wolle nicht in den Himmel." Das Abenteuer wurde nie vergessen. Mich reizte es zu einer Copie des Rembrandt'schen Ganymed, dem ich das Haupt des Jungen auf die Schultern setzte; im Munde der Leute aber und in den Neckereien feiner Gespielen blieb er, auch als er längst zum Jüngling geworden, der ungläubige Thomas, der nicht in den Himmel will.

„Es war kein gutes Omen, denn in Wahrheit Herr, er wollte nicht in
den Himmel. Er war ein Weltkind wie seine Großmutter, wie sein Vater,
jedem Genuß, jeder Freude offen, und Alles, was blühte und glänzte, rauschte
und brauste, war seine Welt. Er kannte keine Ruhe, keine Stetigkeit, ihm
fehlte die Ausdauer der Arbeit und jedem neuen Antrieb gab er sich mit
Plötzlicher, bald wieder verrauchender Leidenschaft hin — aber er hatte ein
weiches, schmiegsames Herz, er war der Freund der ganzen Stadt, und mich,
Herr, mich liebte er, wie ein Kind nur lieben kann. Er nannte mich Vater,
er wußte es nicht anders, denn eine geheime Scheu hatte mich zurückgehalten,
ihm die Wahrheit zu gestehen, und doch fürchtete ich im Stillen längst, daß
sie an den Tag kommen und das bemakelte Andenken der Eltern ihn be-
trüben und verstören würde. Ich hätte strenger mit ihm sein sollen, ich weiß,
denn ein hartes Wort von mir lenkte ihn stets, aber ich verstand mich trotz
allen Eifers schlecht auf den Erzieher, und fein sonniges Gcmüth, seine
Schönheitsfreude, seine Liebe zu mir hatten es mir angethan, und diese Liebe,
glaubte ich, würde ihn aufrecht halten. Wenn er am Clavier saß und sang,
das alte Lied:

„Herz, wciid soll in der Welt bestehn?
Eichst Du Wollen und Winde gehn?
Ei, wer wollte drum Iranern!
Dornen und Distel» dauern —
Rosenblüth' hat ihre Zeit,
Pflücke sie, sonst wird Dir'c- leid,
Eh mit ihrem Prangen
Lenz und Jugend vergangen —

dann legte ich unwillkürlich mein Malgcräth nieder und hörte ihm an-
dächtig zu. Ja, ich schalt meinen schweren, dumpfen Sinn, der mich selbst
um so manches Glück der Jugend gebracht. Warum wollte ich ihn nicht
schwärmen und jubeln lassen, warum mißgönnte ich ihm Tanz und Wein?
Er kehrte doch immer wieder zu mir zurück, und nie war er glücklicher, als
wenn ich seine Freuden theilte. Als Knaben hatte ich ihn — wie oft! —
Sonntags zu den Buden und Schießständen in dein Walde nahe der Stadt ge-
führt, mit Schmetterlingsfänger und Pflanzentrommel; dann lachte ich mit
ihm über den Polichinell und verbarg meinen Stolz schlecht, wenn er die kleine
Büchse anlegte und paff! in das Schwarze traf ohne ein einziges Mal zu
fehlen. Nun er herangereift, besuchte ich das Theater, das ich lange ge-
mieden, und Concerte, von denen ich nichts verstand — für ihn. Auf Bälle
und Redouten, zu Schützen und Liederfesten folgte ich ihm, um seinetwillen
überwand ich die bitterste Erinnerung meines Lebens und bestieg zu einer
Ruderfahrt den Kahn — für ihn, Alles für ihn! Er war mein Leben und
und was mich an das Leben band. Ich nannte ihn immer noch im Scherz
meinen Ganymed, und wenn ich meiner Kunst ein Fest bereiten wollte, dann
bildete ich ihn. Ich ließ ihn den Adler tränken, in der vollcrblühten Schönheit

seines Leibes, und ich hatte die Schwachheit, wie Ihr gesehen, mich selbst als Vater Zeus an seine Wange zu schmiegen. Und wie dankte er mir jede Freude! Was immer gekommen ist — ein gutes Herz hatte er doch. Scheltet mich, wenn Ihr wollt; ich weiß ja, daß ich strenger hätte sein müssen, aber ich nehme auch jede Schuld an seinem Fall schwer athmend auf meine Seele.

„Vor Einem aber wollte ich ihn bewahren: vor der List der alten Schlange, vor dem Verderben durch das Weib — und doch sagte mir eine dunkle Ahnung, daß gerade von dort das Unheil kommen würde, das mich so lange gemieden. Ich heischte sein Vertrauen, ich warnte ihn ernst und eindringlich und folgte argwöhnisch jeder Spur, wenn ich ihn eine Neigung hegen sah, wenn ein Fallstrick auf seinen Weg gelegt, ein feines Netz nach seinem Haupt geworfen wurde. Es ist wahr: ich habe ihn eifersüchtig gehütet, aber haltet mich darum für keinen Thoren. Wohl kam es meinem alternden Herzen schwer an, ihn dereinst an eine andere, mächtigere Liebe verlieren zu müssen, aber ich bin nicht so wahnwitzig gewesen, ihm die Pforte zur Seligkeit zu verrammeln, nur darum, weil sie vor mir selbst kreischend in das Schloß gefallen war. Nur seine Liebe wollte ich rein bewahrt, sein argloses Gcmiith vor den Künsten der Verführung gesichert wissen — dann mochte die Liebe, die wahre, heilige Liebe kommen und mir ihn entführen in einen Himmel, den er nicht verschmähen würde, wie den blauen Aether über nns. Oder sollte er auch in diesen Himmel nicht wollen? Mir bedrückte es das Herz, aber es konnte ja nicht sein! Und es kam dennoch, nah und näher.

„Ich erschrak schon, als er mir plötzlich eröffnete, er wolle Schauspieler werden, denn die Wahl seines Berufs lag mir längst auf der Seele, und ich hatte so etwas gefürchtet. Nicht eigentlich um des Metiers willen, denn ich weiß, daß dem reinen Sinn auch der Boden der Bühne künstlerisch heiliges Land ist, aber in den Ton der Schauspieler, die ich kennen gelernt, hatte ich mich nicht zu schicken vermocht: sie waren mir sammt und sonders zuwider. Auch lag hinter den Coulissen der Zündstoff zu dicht für meines Knaben, rasch aufloderndes Herz. Indem — Ihr begreift, Herr, sie, die mich verrathen, war ein Thcaterkind gewesen, und ob ich gleich allen Groll für immer entschlummert glaubte: bei dieser nahen Berührung zuckte es doch in der verschlossenen Wunde und die alten Narben brannten. Was aber sollte ich thnn? Den alten fruchtlosen Kampf kämpfen, wo Neigung und Beruf so deutlich sprachen? Ich kannte eine alte Jungfer, die ein Waisenmädchen an Kindesstatt angenommen hatte. Sic war eine ehrbare, strenggläubige Dame aus gutem Hause. Und doch — was that sie? Als ihr Pflegling den unbesiegbaren Drang äußerte zur Bühne zu gehen, sagte sie unbedenklich Ja und folgte dem Kinde durch alle Fährlichkeiten und Widrigkeiten, durch den ganzen Schmutz des Komödiantenlebens. Sollte mich die Alte beschämen? Und war ich nicht ein Narr mit meiner übertriebenen Vorsicht? Gab ich meinen Thomas mit meiner ängstlichen Sorge nicht dem

Fluche der Lächerlichkeit preis? Ich weiß, wie schwer er sich tragt; auch von ihm sollte er verschont bleiben. Kurz, ich überwand meine Sorgen, gab ihm mein Jo und empfing seinen Dank in einer stürmischen Umarmung.

„Zunächst ging Alles gut und glatt. Er genoß eine treffliche Vorbildung und gab sich seiner Kunst mit glühender Seele hin. Meine letzten Bedenken zergingen in dem Jener seiner Begeisterung und nie war mir Mortimers Romfahrt schöner erschienen als in seinem Munde. Der Director unseres Theaters, dem er eine Probe seiner Begabung abgelegt, verhieß ihm ein Versuchsengagement oder doch eine Anstellung als Volontär mit der nächsten Saison und versprach ihm tausenderlei schöne Dinge, die er später nicht hielt. Es war wieder ein Sommer in's Land gegangen, und mit dem Herbst stand die Wiedereröffnung der städtischen Bühne vor der Thür. Da fuhr Plötzlich vor unserem Hause ein Wagen vor, und eine hochgewachsene verschleierte Dame im blauen Seidenkleid und mit allen Neuheiten der Pariser Mode prächtig und auffallend behängt, ließ sich mir als die zukünftige erste Sängerin und nebenher als eine Verwandte melden. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und nachdem ich von der Staffelei aufgestanden und meine Toilette für den Empfang nothdürftig hergerichtet hatte, trat ich zu der Wartenden, nur um ihr zu sagen, daß sie sich irren müsse! Aber als sie den Schleier zurückschlug, wollte mir das Blut vor Entsetzen erstarren. Ich kannte es, dies rothblonde Venetianerhaar, dies tiefdunkle Auge, diese langen Wimpern, diese Lider, die sich so sittig senkten: so, ganz so, schwollen dem Weibe, das ich einst geliebt, die Lippen zum süßen Rund — es war eine Aehnlichkeit, die mich hätte wahnsinnig machen können. Ich mußte die Augen schließen, den» es begann mir zu flimmern; ich glaubte das Regenbogcnlicht zu sehen, das einst dnrch den Crystall der Wasserflasche auf einer marmorweißen Stirn spielte und es war mir, als vollendete sich ein Schicksal, als griffe das Ende eines Ringes fest, unheimlich fest in den Anfang. Sie aber fand in meinem Schrecken nichts Ungewöhnliches. Sie plapperte etwas von einer vollkommen gelungenen Ucberraschung und gab sich mir als ein Schwesterkind der Ungetreuen, der ‚guten Tante Annette' zu erkennen, der sie so auffallend gleichen solle. Wie bcrnhigt sie fei, in der fremden Stadt einen Verwandten, einen Beschützer zu finden, konnte sie nicht genug betonen. Dabei schien sie von unserer Verwandtschaft im Grunde nichts zu wissen, denn sie verwechselte mich fortwährend mit meinem Bruder und schien mich in vollem Ernst für den Vater ihres ‚liebcn Vetters' zu halten, der jetzt eben in die Thür trat, anscheinend unabsichtlich, aber erwartungsvoll, mit strahlenden Augen und geröthcten Wangen. Es entging mir nicht, daß er sich herausgeputzt hatte und an Hanpt und Gliedern eine kokette theatralische Unordnung zur Schau trug, die ich, noch nie an ihm bemerkt. Sofort regte sich mir auch der Verdruß und unter einem Vorwand schickte ich ihn fort. Es war ihm ärgerlich, er ging mißgelaunt und ich sah, wie die Blicke der Sängerin, die über seine stattliche Bühnensigur ganz entzückt war, ihn noch verfolgten,

während sie mit mir sprach. Kühl, frostig entließ ich sie. Sie bemerkte es wohl, aber mit einer heiter-spöttischen Wendung setzte sie sich darüber hinweg: sie lasse mich nicht los, sie klammere sich fest wie eine Klette, und meine Schuld sei es, wenn ihr in unserer unsoliden Stadt ein Unfall zustoße. Was aber den kleinen Vetter angehe, so werde sie sich dankbar erzeigen und ihm den Dornenvollen Pfad^ zum Ruhme mit verwandtschaftlichem Eifer ebnen. Ich kann nicht sagen, einen wie tiefen Widerwillen ich gegen sie empfand, und beschloß, falls sie ihren Besuch wiederholen sollte, sie in aller Form zu bitten, mein Haus zu meiden. Was ich über sie erfuhr, bestärkte mich nur darin. Kann sein, sie war unglücklich: ein Offizier hatte sie als blut-junges Mädchen verführt und verlassen. Aber sie war auf dem Wege der Schande weitergeeilt und verschenkte in wildem Jagen nach Zerstreuung und Berauschung ihre Gunst um ein Spitzenkleid, um ein Reitpferd oder einen Diamanten. Sie war eine große Sängerin, aber ihr Ton war wie ihr Spiel kalt und herzlos. Ich selbst hörte sie nur ein einziges Mal. als Fidelis. Aber schon nach der Arie trieb es mich fort. Von diesen Lippen konnte ich den Preis der Gattentreue nicht hören. Ich sah einen ruderlosen Kahn auf dem See treiben, und schon löste sich mir leise auch die Kette, die das Herz meines Knaben an das meine band.

„Denn Thomas war für die neue Verwandte, für die große Künstlerin, ganz Feuer und Flamme. Es schmeichelte ihm, ihr Vetter zn sein, und immer, wenn er hinter den Coulisscn mit ihr zusammengetroffen, sang er aus voller Brust das Lob ihrer Schönheit und Güte. Sie hatte sein argloses Gemüth schon umsponnen und mit all seiner Leidenschaftlichkeit gab er sich ihrem Zauber dahin. Mit feiner Berechnung machte sie die Dankbarkeit zu ihrer Kupplerin. Denn als der alte Schauspieler, der Thomas für die Bühnen-laufbahn vorbereitet, ein Concert veranstaltete, das ihn und seinen Unter-richt in ein günstiges Licht stellen sollte, sagte die Sängerin unerwartet in zwölfter Stunde noch ihre Mitwirkung zu und füllte den Saal. Sie wußte, daß alle Erwartungen auf meinen Knaben gerichtet waren und verstand es so einzurichte», daß man ihr die Clavierbeglcitung der Liszt'schen „Leonore" übertnig — Ihr wißt vielleicht, Herr, es ist die Bürger'sche Ballade als Melodram — die sie heimlich mit ihm eingeübt hatte. Der Erfolg war vorauszusehen. Beide hatten gewonnenes Spiel. Wo die Kunst ja versagte, half die Nachsicht des Publikums, die ihm, dem Jüngling, dem Schüler, gleich sehr entgegenkam wie ihr, der Sängerin, die sich so unvermuthct auch am Flügel hatte vernehmen lassen. Welch' ein Klatschen und Rufen, welch' ein donnernder Applaus! Und wie sie nun mit einander vortraten und sich verneigten, wieder und wieder, er ganz Wonne und Seligkeit, sie mit bescheidener Handbcwegung nur ans ihn deutend — Herr, es gab mir einen Stich in's Herz und ich habe mich nicht freuen können. Und nicht genug damit. Als sie mit einer Bravourarie daS Concert beendet hatte und der Beifall des Publikums sich nicht erschöpfen wollte, zog sie ihn zu guter Letzt

aus der vorderen Reihe des Saales nochmals auf das Podium, so daß er, von den Huldigungen ganz verwirrt, ihr im Nebermaß des Glückes eine,, Kuß auf die Hand drückte. Das entschied. Es half nichts, daß ich in ihn drang, sie und ihr Hans zu meiden. Er glühte von Dank und Verehrung und begriff meine Strenge nicht. Ich verlor sein Vertrauen, er berief sich schon auf die Vorrechte des Künstlers und murrte etwas von einer philiströsen Sittlichkeit. Schritt für Schritt verirrte sich sein Weg von dem meinen. In meiner Hülflosigkeit griff ich zu dem verfehltesten Mittel: ich beschmor die Verderberin, von ihm zu lassen. Es war eine Albernheit und eine Beleidigung für sie und ihn zugleich — nicht wahr? Aber was weiß ich! Ich fühlte den Boden unter mir sinken und sah einen schonen Stern hinter Wolken verschwinden. ThomaS kämpfte bitter gegen meinen Haß, endlich aber ließ er mich reden und immer noch zwang ich mich, nur an eine blinde, nrtheillose Schwärmerei zu glauben, bis ich mich überzeugte, daß sie seine junge Seele bis in's Mark vergiftet hatte. Ich danke Euch, daß Ihr nicht über mich lacht, Herr. Ich weiß, die Welt denkt anders als ich, und Ihr lhut es vielleicht auch. Aber ich habe mich nun einmal zu dem Glauben nicht aufraffen können, daß die schönsten und heiligsten Gefühle unserer Jugend nur dazu da sind, um in einer Pfütze zu verkommen.

„Wie nun der Ton der Liebe zwischen nns starb, ach Herr, das ist unsagbar traurig. Drinnen quoll wohl die Fluth noch in alter Kraft und Wärme, aber eine Eiskruste hatte sie bedeckt. Habt Ihr es nie erlebt, Herr, daß Ihr da, wo Ihr am heißesten liebt, am bittersten kränken könnt, weil Ihr es nicht faßt, daß Eure Wellen nicht wie sonst znsammcnrinnen und schon der kleinste Widerstand Euch ein ungeheures Unrecht dünkt; weil Ihr nicht einsehen wollt, daß es eine vollkommene Gleichheit nicht giebt und ein Jeder das Recht hat, aus dem Innersten seines Herzens heraus beurtheilt zu werden? Und schafft schon ein kleiner Anlaß so großes Leid, wie mußte es erst zwischen uns bestellt sein! Wochen nnd Monate vergingen so. Fast wortlos lebte» wir neben einander hin, trübe, aschfahle Tage. Der Druck war schier unerträglich und nur wie im Traum spann ich den Faden des Daseins weiter. Noch waren wir Morgens beim Frühstück, Mittags bei Tisch beisammen, Abends aber sah ich ihn nie mehr, und endlich, es war nach einer durchschwärmten Nacht, wich er mir aus, wo es nur ging. Begegnete mir sein Auge doch, dann verwirrte es sich, als quälte ihn ein böses Bewußtsein. Ich hoffte immer noch auf Errettung ans dieser Hölle. So oft schon war mir ein großer Kummer Plötzlich, jäh aus dem Boden geschossen, hatte meine wohlgepflcgten engen Wege verwüstet nnd meine Blumen zerstampft — konnte denn nicht auch einmal das Glück vom Himmel fallen und mir über Menschenwollen und -Können lösen, was unentwirrbar schien? Da theilte mir Thomas eines Morgens mit schwerer Uebcrwindung, die er nicht zu verbergen wußte, über seine Tasse gebeugt mit, er werde mich verlassen und mit einen, jungen Schauspieler zusammen eine Wohnung beziehen.

Heinrich Bulthaupt in Bremen.
Der Direktor habe ihm das längst versprochene Engagement nun endlich
doch gewährt — ans Verwendung der Primadonna — und ihm eine kleine
Gage bewilligt, die ihn ganz gut in den Stand setze, sich selbst zu ernähren.
Ich starrte ihn an. Er wagte immer noch nicht, die Augen aufzuschlagen,
und mir kam ein abscheulicher Gedanke, der Gedanke an etwas, das jeden
Mann für immer aus den Reihen der Ehrlichen tilgt. Sollte er von ihrem
Geldc? — aber nein, das war unmöglich. Auch ließe sich darüber ja leicht
Gewißheit erlangen. Er schwieg noch immer und erwartete meine Antwort
„Da Du nichts erwiderst," brachte er endlich mühsam hervor, „darf
ich wohl annehmen, daß Du mir nichts in den Weg legst. Wenn es Dir
recht ist" — und seine Stimme bebte leise — „gehe ich schon heute."
„Du bist frei, Thomas, thu, was Du willst/ Und er ging, um am
Abend zum letzten Male nach Hause zu kommen.
„So leicht hatte ich ihn frei gegeben? Hatte ich's denn wirklich? Und
so sollte ich mich von dem Kinde trennen, das der Gott der Liebe selbst in
meine Arme gelegt? O Herr, das waren wehcvolle Stunden, die ich nicht
zu überstehen glaubte. Mit schweren Gliedern erhob ich mich und ging daran
seine Sachen zu ordnen und ihm zum letzten Mal, sür den eigenen Weg,
die Zehrung zu geben. Und wie ich nun in Schrank und Kommode suchte,
seine erste Schnlfibel fand, seine Notcnhefte, sein Kindergcwehr, seine Käfer
und Blumen, wie mein Blick auf die Bilder fiel, Ganymed das Kind, den
Knaben, den Jüngling, da lockte die Erinnerung noch einmal alle ihre süßen
und bitteren Quellen durch meine armen Augen und ich schluchzte in unaus-
sprechlichen! Leid. Endlich war es doch gethan, und ich suchte aus verschlossener
Lade das Letzte hervor: ein Bankbuch, in dem ich meine Ersparnisse für ihn
angelegt. Das Schloß leistete mir Widerstand und schien verbogen zu sein.
Als ich es endlich doch gewaltsam geöffnet, fand ich den Inhalt des Fachs
durcheinander geworfen. Was war das? Ich erschrak auf's Heftigste. Es
war keine kleine Summe und was hätte ohne sie aus seiner Zukunft werden
sollen? Ich suchte und suchte — das Buch war fort . . .
„Daß dieser Tag doch ein Ende fand, will mir immer noch ein Wunder
scheinen. Ich fuhr aus kurzem Schlaf bei der schwälcnden Lampe auf, denn
ich wollte ihn noch einmal sehen, vielleicht zum letzten Male. Da endlich —
es war tiefe Nacht — geht die Hausthür, ich höre seine Stimme, höre das
alte Lied (o es klang mir jetzt frech und gemein!) und herein tritt er, mit
glühender Stirn, von Wein und Liebe berauscht, und fährt zurück, als er
mich gewahrt. Aber er faßt sich und stammelt:
„,Du bist noch auf?'.
,„Also Dn kommst wieder — von ihr?'
«Er fchwieg.
„.Du bist immer noch der Knabe, der nicht in den Himmel will?'
„Er erhob die Hände wie beschwörend. ^Wenigstens nicht in Deinen

Himmel. Laß das, ich bitte Dich. Bist Du nur wach geblieben, um mich
mit neuen Vorwürfen zu bestürmen?
„Mir keuchte die Brust. ‚Nein. Ich wollte Dir nur sagen — das
Buch — Du weißt — es ist Dein Geld — es ist verschwunden. Ein
Dieb hat bei uns gehaust/
„Er brütete vor sich hin. Dann fuhr er auf. ‚Was liegt daran/
.„Was sagst Du?'
„Was liegt daran, sagte ich. Wozu kratzen und scharren und sammeln
und uns um den Genuß des Augenblicks bringen? Der fährt dahin wie eine
Seifenblase, ein Lufthauch, und sie ist nicht mehr. Laß mir die kurze Freude
an den bunten Farben, gönne mir die Lust der Minute, ich will keinen Wechsel
auf die Zukunft. Die nahe, wie sie wolle, ich werde schon mit ihr fertig
werden, auch ohne Zinsen und Zinseszinsen."'
„‚Ach so! Ich wußte nicht, daß Du Dir so wenig daraus machst, ich
wußte nicht, daß Du — den Dieb kennst/
„‚Kennst Du ihn etwa nicht?' fuhr es ihm scharf und schneidend her-
aus, aber seine Hand tastete unwillkürlich nach der Stuhllehne. ‚Jch habe
genommen, was mein ist' (Herr, dabei konnte er mich nicht ansehen), ‚habe es
genommen, jetzt, da mir Lenz und Jugend mit ihrem Prangen noch zur Seite
stehen, habe es genommen, da ich seiner noch froh werden kann — und froh
bin ich geworden — trotz Allem, trotz Allem' — und er fuhr sich unruhig
durch die Haare und durch den Tumult feiner Sinne suhr es wie ein Seufzcrhauch.
„‚Froh geworden — im Arme einer Dirne!' schrie ich ihm entgegen,
denn ich hielt mich nicht mehr.
„Da lachte er wild auf. ‚O schön, o schön! Nur zu! Werft Stein
auf Stein über sie, ihr Tugendstolzcn. Ich gehöre ihr, ich will ihr gehören,
denn ich habe ihr meine Seele verschrieben, mit tausend heiligen Eiden, mit,
mit — und hier angesichts des Mondlichts, das durch die Scheiben fällt —
aber nein, haha! Wie sagt Julia Cavulct- O schwöre nicht beim Mond,
dem wandelbaren — ich schwöre also — ich schwöre- —
„Sein Auge glitzerte wie das seiner Mutter. Ich fuhr ihm heftig in
den Arm.
„‚Thomas, die Hand nieder!'
„‚Laß mich.'
„‚Thomas, Du schweigst jetzt, oder Tu bist ein — Schurke!'
„Er taumelte und seine Züge verzerrten sich häßlich.
„‚Wenn Du nicht mein Vater wärest —'
„Da wandelte sich mir der letzte Blutstropfen in Galle und jede Regung
der Liebe in schäumenden Haß.
„‚Bin ich Dein Vater?' donnerte ich ihn an. ‚Tu Thor, den ich hätte
verderben lassen sollen, wie Dein Vater verdorben ist, Du Sohn der Buhlerin,
Tu Kind der Lüge und der Lust! Auf die Knie und bitte mir ab, was Du
gethan. Auf die Knie!' Und die Kraft des Grimms kam über mich, die

alte Wuth, die mich so oft gepackt nach langem, geduldig getragenem Weh, und mit beiden Händen drückte ich seine Schultern zu Bvden, daß er schlotternd in die Knie brach.

„Die Lampe war verglommen, nur der Mond schien fahl in das dunkle Gemach. Thomas erhob sich wie ein Trunkener, das Antlitz entgeistert, schneebleich, die Faust geballt, und zitternd, als könnte ich nicht fassen, was geschehen und wie es hatte kommen könne», was nun doch gekommen ist, trat ich von ihm zurück. So standen wir uns Auge in Auge eine Weile gegenüber.

„Noch reckte er wie eine Statue die Faust empor. Dann kam es ihm rauh und heiser hervor: ‚Du — Du bist' — und seine Finger lösten sich und der Arm schlug matt an seinem Körper nieder. ‚Du — bist — nicht mein Vater?'

„Nun war es ausgesprochen. Ich stammelte etwas — und wich aus. Aber plötzlich hatte er alle seine Ruhe und Selbstbeherrschung wieder gefunden. ‚Du bist nicht mein Vater?' wiederholte er und feine Stimme klang weich, vom Entsetzen gedämpft. Und ich mußte erzählen, ich mußte. Und keine Beschönigung, keine Lüge half. Die Stunde war zu ernst, zu feierlich. Es mußte heraus . . .

„Wir saßen ans dem kleinen Sopha (hier seht Ihr es, lieber Herr). Er hörte mir still zu. Und als ich an den Vcrrath kam, den seine Mutter an mir begangen, schlang er den Arm um mich, und als ich vom Tod seiner Eltern sprach nnd wie ich ihn zu mir genommen, legte er sein Haupt an meine Brust. Und ich fühlte seine Thränen auf meiner Hand und hörte ihn athme», als wäre er entschlummert. Kein Laut fiej mehr. So mochten mir eine Stunde gesessen haben, Wang' an Wange, wie in den schönsten Tagen des Glücks. Und als der Morgen aufdämmerte, löste er sich aus meinen Armen und küßte mich heiß und inbrünstig, und wieder und wieder, und nahm mein Haupt in seine Hände und sagte mit dem holdesten Ton seiner Stimme: „‚Jetzt laß uns schlafen gehen, Vater. Verzeih' mir, was ich an Dir gesündigt. Es ist die letzte Schande, die ich Dir bereitet/ Und ich mischte meine Thränen mit den seinen und suchte mein Lager auf, und der Morgen, den ich so lange nicht hatte nahen sehen, trug mir einen goldenen Hoffnungsstrahl in die Kammer. ‚Jch lasse Dich nicht, Du segnest mich denn/ Nun war mit der Reue das Glück vom Himmel niedergefahren, wie ich es erfleht, und der Engel hatte mich abermals gesegnet, reicher, herrlicher als zuvor.

„Da fiel ein Schuß — —-

„Nun, Herr, Ihr könnt's Euch denken. Erlaßt es mir! — Noch ein letztes Wort von seiner Hand lag nebon seinem Bette. ‚Verzcih mir, Vater/

„Ich besteckte ihn mit Rosen, wie er schneeweiß und engelschön im Sarge lag. In ungewcihter Erde ward er bestattet. Ich glaubte keinen Schmerz mehr fühlen zu können, stumpf und matt zogen alle Bilder der Trauer an meiner Seele vorüber, und als wäre der Tobte, den sie zu Grabe trugen, ein fremder Mann, so sah ich ihn unter den Erdschollen verschwinden, bis

der Hügel sich geschlossen. Mechanisch, als spanne sich das immer gleiche Tagwerk ab, suchte ich meine Wohnung auf. . .

„Da aber brach es auf, furchtbarer denn je. Da saß ich nun allein in dem öden Raum, allein, ein bettelarmer Mann, denn die treue Hüterin war längst in ihre Berge heimgekehrt, um einen kranken Bruder zu pflegen. Mit dem todten Leib war mein letzter Besitz davongetragen — ich hatte nichts mehr. Ich konnte nicht weinen, nicht beten; als ich den Pinsel anrühren wollte, versagte meine Hand den Dienst. Ich ließ sie sinken und starrte trostlos in's Leere. Nur ein Gefühl gohr mir schwarz und bitter auf aus dem Grunde des Herzens und wuchs und schwoll, bis es mich wie mit tausend Natterzungen umzischtc: Rache an der Schändlichen, die mich so elend gemacht, Rache am Weibe! Ich hätte das ganze Geschlecht vor die Schranken fordern und ihm meinen Grimm in's Antlitz schleudern mögen, und das ganze Geschlecht stellte sich mir in dieser Einen dar. Das war sein verschlagenes Lächeln, so mit diesen Augenstrahlen bohren sich die Hebel unter das granitene Bollwerk der Mannesehre, bis sie aus den Fugen weicht und krachend zusammenstürzt. So locken sie und stoßen ab zu unwiderstehlicher Knechtschaft! so lispeln und schmeicheln, so schmollen und höhnen sie — kalt im innersten Grunde und so nur glühend, wie der Schnee auf den Bergfirnen, der ein purpurnes Leben, eine innige Wärme heuchelt, bis der angenommene Glanz erlischt und die fahle Leichenfarbe uns anwidert und erschreckt. Als suchte ich Nahrung für meinen Haß, wühlte ich in meines todten Knaben Papieren, die feine Hand schon zerknittert hatte, ehe er den tödtlichen Schuß that. Es waren ihre Briefe. Die ersten Liebeszeichcn — was sage sich — die ersten Lockmittel fielen mir daraus entgegen: ein seidenes Band, eine vertrocknete dunkelrothe Nelke, eine Tischkarte mit ihrem Namen, eine Haarlocke. Und wie ich hastig die Blätter überflog, trat es mir nur immer Heller entgegen, wie fein Herz dem verführerischen Dämon unrettbar verfallen mußte, wie er gegen die unüberwindliche Macht gekämpft, und gekämpft, bis sie ihn ganz und für immer besiegt. Noch eine Schranke, eine letzte gab es zu überwinden: ich war es. Er mußte ihr ernst und eindringlich vorgestellt haben, daß sie ihn schonen möge, daß er an diesen Hort zu rühren nicht wagen dürfe ohne sich zu beflecken. Sie aber heischte Geld, Geld, Geld! Sie begehrte nach erregenden Vergnügungen, nach kostbaren Kleidern, nach tollen Gelagen; sie wollte die Welt sehen, um Alles zu vergessen, was sie gequält (so schrieb sie), zu vergessen in seinen Armen. Nur ihm gehöre ihr ganzes Dasein! Er möge es versuchen sie abzuschütteln, von ihr zu lassen — es sei doch vergebens. Und ein grillenhafter Alter sollte das Recht haben, der feurigen Jugend den Weg vorzuschreiben? ein Narr, der das Leben und die Liebe nicht kennt? ‚Er hat Dich mit Zuckerbrot gefüttert und möchte Dich Zeit seines Lebens in feinen Kasten sperren wie ein Murmelthier. Bist Du nichts Besseres, gut, so bleibe drinnen; regt sich aber auch nur ein Schimmer von Freiheit und Ehre in Dir, dann entspringe diesem albernen Gefängnis; und laß Deinen Hüter mit

seiner Ueberraschung allein. Er möge Buße thun, denn er hat genug an Dir gesündigt/

„So las ich. ‚Er möge Buße thun/ Nun denn, Weib, ich weiß auch, wo ich sie finde. Die Brücken sind hinter mir abgebrochen. Ich sehe nur einen Weg und der führt zu Dir, einzig zu Dir. Ich will Buße thun, bei dem Heil, das mir noch bleibt, Buße für meine schlecht verwalteten Vater-pflichten, Buße dafür, daß ich seine Jugend, seine Ehre und sein Leben Dir verfallen ließ, daß ich ihn nicht klüger und treuer gehütet. So gewiß Gott diese Seele von mir fordern wird, so gewiß will ich mir ihren Lohn auch ganz verdienen! Wild jagten mir mit den aufgeregten Pulsen die Gedanken! eine Flucht von Bildern umdrängte mich; was ich sah, was ich dachte und wollte — ich weiß es jetzt so wenig wie damals, aber durch das Chaos wies mich ein rother Streif deutlich zu ihr. Ich löschte das Licht und machte mich auf den Weg. Die Uhr hatte zehn geschlagen. Die Gassen waren kaum noch belebt, ein trüber Ncgendunst verhüllte die Stadt und senkte sich, kaum wahrnehmbar, sprühend nieder. Durch die Vorhänge ihrer Fenster drang ein volles Licht. Ich fragte nicht, wer bei ihr sein mochte und betrat ohne Zögern den Hausflur. Auf der Treppe begegnete mir trällernd ein junges Ding, einen Krug in der Hand. Sie schien sich nur leicht nach mir umzu-wenden, aber ein freches Kichern schallte mir nach, und ich wußte nun, daß der Besuch eines Mannes um diese Stunde hier nicht befremdete. Den oberen Corridor fand ich offen und dem Lichtschein folgend öffnete ich eine breite Fliigelthür. Das Gemach war leer, aber als sollte Licht für Tausende ge-spendet werden, strahlten alle Flammen der Gaskrone und vor dein Spiegel, auf dem geöffneten Flügel, auf einem Ebenholzsockel schimmerten in prächtigen Armleuchtern farbige Kerzen.

„Ich will es nur gestchen, Herr- diese seltsame Helle verwirrte mich.

„Daß hier kein Fest veranstaltet wurde, war klar. Kein Laut regte sich, selbst die Herrin fehlte. Warum dennoch diese Verschweudung? Einen Augen-blick schoß es mir auf: hast Du Dich in ihr betrogen? Will sich hier eine junge Seele am Licht berauschen, so wäre das mehr als nur eine aben-teuernde, gemeine Verschwendung. Auch der neue ungewohnte Anblick des Zimmerschmucks bedrückte mich und machte mich verlegen. Welch ein Gewirr von rothen, blauen und goldenen Schleifen! In bunter Unordnung standen vertrocknete Riesenbouqucts in prächtigen Vasen, in zerbrochenen Wassergläsern, neben dem jugendschönen Hermes, neben einer widrigen buntbemalten Kahen-gruppc, und von den Wänden verbreitete aus mächtigen Kränzen vergilbter Lorbeer seinen süßlich-scharfen Geruch. Geschmack und Unsinn cngverschlungen. Bilder hingen zahlreich umher: die Genossen und Genossinnen der Künstlerin, sie selbst im fcharlachcnen Mantel und im Agathcnklcide, und dort, o du frisches Blut, das mir aus der Wunde dringt! — dort sah ich ihn in aller Schöne der Jugend in schreiend vergoldetem Rahme», hinter dem ein Strauß welker Vergißmeinnicht müde hervorschaute. Und dicht daneben: das war sie,

ich erkannte sie, das war seine Mutter. Mein Herz schlug wieder schneller,
der Haß erlangte seine alte Macht über mich.
„Da hörte ich ein Gewand über den Teppich rauschen und ein Ton
drang an mein Ohr, überhell, scharf und spitz, aber sicher und fest: „Mann
und Weib und Weib und Mann", zu Mozarts süßer Weise die alten wunder-
lichen Worte; aber diesmal klangen sie mir wie ein furchtbarer Hohn und
schienen mir Alles in sich zu fassen, was je an Elend über die Welt
gekommen. Und nun trat sie selbst durch die rothsammtene Portiere, in
ein Notenheft blickend, das sie mit einem dolchartigen Papiermesser auf-
schlitzte. Sie sah mich nicht und ich hatte Zeit, sie in's Auge zu fassen:
Ein weißes Nachtkleid, mit seidenen Bänden: über dem Busen zusammenge-
steckt, umgab sie mit einer Wolke von Spitzen. Mit den entfesselten rothen
Strähnen ihres Haares spielte kosend und kreischend ein kleiner grüner Psittich,
der ihr flatternd auf der Schulter saß. Plötzlich warf sie den Kopf in den
Nacken und wie sie die vollen Lippe» öffnete und von Neuem begann:
Mann und Weib und Weib und Mann' und dann jäh abbrach und hell
vor sich hinlachte, hielt ich mich nicht länger — denn so, so hatte ich es
schon einmal aus anderem Munde lachen hören, in jener Stunde, die meine
Jugend zerstörte — und den Arm ausstreckend, und die Faust ballend, keuchte
ich mit erstickter Stimme: ‚Du, Du!' so daß sie in tödtlichem Schreck zu-
sammenfuhr, sich an der Portiöre hielt und mit gellender Stimme mehr schrie
als rief: ‚Wer ist hier?'
„Was nun folgte? was nun wurde? Ich wollte ihr das Herz ringen,
aber je wilder ich wurde, desto kälter ward sie, denn rasch hatte sie ihre
Fassung wiedergefunden und mit verschränkten Armen, unter denen die Brust
kochend wogte, hielt sie meinen Anklagen Stand. Sie gebot mir nicht zu
gehen, sie wollte den Kampf und sie dachte ihn zu bestehen. Mit bebender,
immer schärferer Stimme redete sie mir etwas von ihren Rechten an das
Leben, von dem Elend, das nur noch in der Betäubung seine Rettung finden
könne. Ich sah in ‚ein ödes, ausgebranntes Herz — aber was wußte ich
von Mitleid? Nur für ihn empfand ich Mitleid, für den Tobten, der in
diesem Krater versinken mußte, immer herber, immer schneidender, und als
ich sie in einem Wirbel von Worten von der Ehre unserer Schneiderstöchter
reden. Tugend und Sitte verlachen und Gott mit frechen Worten lästern
hörte, wie ich sie nie aus Wcibesmund vernommen, Worte, in die der Vogel
seine mißtönenden Laute mischte, da ward sie mir zu der Stifterin alles
Unheils, zu der Schlange des Paradieses, und als sie mir den vollen Arm
drohend, gebietend mit einem letzten Wort entgegenstreckte, packte ich ihn mit
beiden Händen, als gälte es die Schlange zu erwürgen! ‚Laßt mich lieben
wer will, und mich laßt lieben wen ich wiw — das hörte ich noch; das
war die alte herzlose Moral, die ich kannte wie jenes Lachen, mit dem sie
mich an eine Andere furchtbar erinnert — dann schrie sie auf unter dem Druck
meiner Hände. Blutroth legte es sich mir vor die Augen. Sie wand und

duckte sich, als wollte ich sie morden — wollte ich's denn? Im Niedersinken erhaschte sie den Dolch, der sich in den Zotteln eines Angorafelles verfangen hatte — und da — Herr — da war es geschehen. Wie — Gott weiß!
Das aber fühle ich, daß sich alle meine Nerven zur grauenvollen That spannten, daß ich mich, wenn auch nur mit einem Zucken der Gedanken als den Henker fühlte, dem die Menschheit das Schwert i» die Hand gedrückt, um den Mann am Weibe zu rächen — der Kahn — die Ruderstange und jetzt — ein Schuß — da geschah's. Ein Stoß — ein Schrei — eine rothc Quelle schoß sprudelnd empor — ein Stahl klirrte — und — ich horte einen dumpfen Fall und sah es wie eine Lawine zu Thal gehen . . .
„Und als mir nun die Besinnung zurückkehrte, — o, Herr! — als ich die Augen erhob und sie dalag, auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt wie am Kreuze, die Finger zusammengekrallt, um die verglimmenden Augen Haß und Schrecken, den Mund wie zum Fluche geöffnet — noch fass' ich es nicht, daß ich aufrecht blieb; aus meinem Haupte lag es wie Blei, aber wie von Erz umgössen wurzelten mir die Füße im Boden. Aus der scharfen Wunde, durch Linnen und Spitzen rann das Blut, wühlte sich in ihr langes Haar, das sie schier wie eine Glorie umfloß. Und da — regte es sich nicht? Griff die Hand nicht nach dem Herzen? Knirschten die Zähne nicht zusammen? Drang es nicht wie ein Stöhnen über die bleichen Lippen? Auf dem Fenstersims in eine Ecke gekauert saß ein Ungeheuer — der Vogel — mit gesträubten Federn, glotzte mich an und that einen gräulichen Schrei — da löste sich mir die Starrheit, wie ein Sturm wirbelte es durch meine Glieder, und auf war ich, auf und davon, vom Grauen gehetzt, über den Marktplatz, aus dem Thore, über die Landstraße, weiter, weiter — o nicht zum zweiten Mal diese Hölle, nicht wieder, nicht wieder! In Schweiß gebadet kehrte ich in einer schmutzigen Dorfschänke ein und forderte Wein. Die Wirthin machte große Augen und murmelte etwas zwischen den Zähnen — ‚Jst es denn so gar warm draußen?' ‚Was weiß ich/ schrie ich sie an und wollte lachen. Aber sie wandte ihren Blick auf mich, so seltsam — ich wollte ihn aushalten und starrte sie an, da ward ihr dunkles Haar fcuerroth, ihr Auge erlosch, aus ihrer Brust drang das Blut und rieselte durch ein weißes glänzendes Nachtkleid, daß sich mir die Haare hoben und ich wieder hinausrannte in die Finsternis;, ich weiß nicht, wie. Vor jedem Lichtschein duckte ich mich; eine Nachtigall schlug im Gebüsch: die Signalpfeife der Gensdarmen, sie suchen Dich — Herr, Herr, es kann keine Marter geben, dieser gleich — noch zittern mir die Glieder, noch fühl' ich leibhaft die wahnsinnige Roth, und was gilt's, auch Ihr, auch Ihr seid von denen, die mich suchen, verdammt, was Hab' ich gcthan — Ihr habt mich ausgehorcht, ich bin verloren — und das ist schändlich, Herr, das ist schändlich, denn Euch, Euch h.ibe ich vertraut."
Er vergrub das H.mpt in den Händen und ächzt.' schwer. Mir stockte

das Herz vor Jammer und Mitleid, und stammelnd nur fand ich ein Wort, das ihn beruhigte und sich selbst zurückgab.

„Ach so! Ganz recht!" stieß er nach einer Weile, tief und dumpf, fast gleichmüthig hervor, und er fuhr sich mit den Händen durch beide Augen, als wollte er vom Schlaf erwachend hell in den Tag sehen. „Ich weiß ja, daß ich geborgen bin und daß alle Noth vorbei ist für immer — wenn <s nur auch hier drinnen still sein wollte," fügte er mit schmerzhaft verzogenen Brauen leise klagend hinzu, und wie im Krampf drückte er meine Hand.

„Ihr könnt Euch denken, was weiter wurde. Am' Waldrand verbarg ich mich, denn hinein in das Dickicht getraute sich mein Gewissen nicht. Wie oft war ich dorthinaus gezogen, meinen Knaben an der Hand, wenn es den Sonntag feiern galt. Ich sah ihn wieder, die Botanisirtrommel um die Schulter, über eine glänzende Iris jauchzend, Schmetterlinge jagend und mit verhaltenem Odem das Eichkätzchen belauschend, während ich selbst, das Skizzenbuch vor mir, unter der Eiche saß, mehr nach dem Jungen schielend als nach dem verwitterten Stamm, den ich zeichnen wollte. Und wie wir dann zu den Buden kamen und seine kleine Büchse am Kinderschießstand traf, daß die Wildsau hinter der Scheibe hervorschoß wie das Wetter — ach Herr! für einen Augenblick ward mir in all meinem Elend das Bild so licht, daß mir die Augen übergingen. Und nnn dort hinein in das schwarze unterschiedlose Dunkel, vom Leben umknistert und umschnobert, wovon das Auge nichts weiß? unmöglich! So warf ich mich denn am Rande nieder, auf dürres Laub, von Weiden gedeckt, den Thalgrund vor mir und am Horizont einen blassen Lichtstreifen, die Stadt. Ihr mögt Euch die Nacht denken, wie es mich umwälzte von einer Seite zur andern, wie ich mich aufreckte und versteinert lauschte, wenn eine Eidechse durch das Gras glitt, wenn eine Eule schrie oder mit der ganzen Wehmuth der Menschenstimme die Hinde klagte. Einmal schleifte es schwer und doch vorsichtig durch den Laubgrund, Schritte näherten sich, ich hörte Stimmen flüstern, fluchen und wettern. Ich zog die Schultern ein und hätte die Finsternis; wie eine Decke über mich zusammenraffen mögen. Wilddiebe waren es, die ein Reh in Sicherheit brachten, mir s« nahe, daß sie mein Herz hätten hören müssen, das wie ein Glockenhammer gegen die Rippen schlug. Auch das ging vorüber. Noch, zog sich der schwere Körper in der Ferne nach wie — wie ein seidenes Gewand über den Teppich rauscht. Und wieder schreckte es mich auf: einV ferner Schuß, ein Schrei — die Jäger waren gekommen, und einer der Wilderer, das wußte ich, wand sich jetzt blutend am Boden. Um so geringe Schuld? Blut um so kleine Schuld? Das war das Einzige, was ich denken konnte, was ich den Hütern des Gesetzes hätte zurufen mögen mit der letzten Kraft meiner Lunge — nun, Herr, das erträgt sich einmal und nicht wieder, und Ihr begreift, daß ich in der ersten Morgenfrühe, ruhig und gesammelt, den Blick gesenkt und der Verwunderung

nicht achtend, die sich an mein bleiches, verwildertes Aussehen, an meinen von Staub und Lehm beschmutzten, mit welken Blättern wundersam besteckten Rock heftete, in die Stadt zog und mich den Gerichten stellte."

Es schien dem armen Alten ein Stein vom Herzen zu fallen, als er so weit gelangt war, und er athmete auf.

„Und Ihr habt Eure Schuld gesühnt, armer, lieber Mann?"

„Nein, Herr —" das entfuhr ihm fast wie ein Vorwurf und er wandte den Kopf rasch nach mir herum. Da ich ihn aber befremdet genug ansehen mochte, fuhr er sanfter fort: „Die Gerichte haben es gut mit mir gemeint. Brave Leute, gewiß, brave Leute! Aber, aber — versteht Ihr?" und da ich zweifelte, deutete er auf seine Stirn. „Unzurechnungsfähig — augenblickliche Geistesstörung — was weiß ich!" und er lachte bitter und schmerzlich. „Gott aber hat mir den Richter in meiner Brust bestellt, und ob jene mir die Riegel des Kerkers geöffnet und mich mit einem sanften Spruch entlassen haben — dieser hat mir das Schuldig gesprochen und mir verhängt, die Kette nachzuziehen, die mir das Gewissen aus schweren Ringen geschmiedet, bis das Ende gekommen und meine Seele der Gnade des Höchsten befohlen sein wird. Seht Ihr, lieber Herr, diese Felsen sind hoch und nicht gar weit von hier liegt der tiefgrüne See, und auf seinem Grunde wie in der Schlucht dort mag es sich leicht nihen. Es hat mich auch Wohl einmal die Versuchung angewandelt, aber ich habe das Kreuz geschlagen und sie ist von mir gewichen."

„Aber wie dürft Ihr Euch noch quälen? Eure Nichter waren verständige Männer, die nach dem Willen richteten und nicht nach der That. Jene Tobte —"

„Erlaubt, Herr. Da Ihr so vernünftig sprecht — eben jene Tobte. Als ich mich der Justiz überliefert hatte, sollte ich am selben Mittag noch an die Leiche geführt und angesichts ihrer verhört werden. Mir graute und mein Schritt schwankte, als der Büttel meine Zelle aufschloß und der schreckliche Gang gethan werden mußte. In ein weites luftiges Gemach wurde ich geführt, durch dessen Fenster die Sonne blendend fiel, zu blendend fast »für die dunkle Thnt, für das ernste Amt und die strengen Gesichter der Commissarien und Acrzte. Erhöht, wie auf einem Katafalk, lag ein verhüllter Leib, den zu betrachten mein Auge sich weigerte. Aber es mußte sein. Eine runzlige Hand schlug die wcißc Decke zurück, und — o Magie der Schönheit! da lag sie bis zur Hüfte entblößt, bleich, aber vom Licht umfluthet und so seltsam verklärt, daß sich ein Ausruf des Staunens von meinen Lippen rang. Ties war sie? In diese Brust hatte ich den Stahl gesenkt? Dies herrliche Gefäß hatte ich zertrümmert und seinen Lebenstrank verschüttet? Wie voll und weich, in wie stolzer Pracht rundeten sich die Glieder, und neben der todtenweißen Decke, die sich unterwärts bis über die Füße senkte, wie leuchtete das Geader unter der sammetnen Haut, wie schien es so ganz erfüllt vom lebendigen Hauche! Eine tiefe Stille! Keine Feder regte sich, keine Frage

wurde laut, kein Athcm ging. Das rothgoldene Haar, vom Blute gereinigt, lag breit und üppig um sie ergossen und darauf ruhten wie auf einem Königsmantcl Haupt, Nacken und Arme. Jedes Bitterniß war aus dem Antlitz gewichen, jeder Ansatz von Tücke, mild und freundlich schloß sich der Mund, wie in Verheißung eines Kusses schwollen die Lippen. Und dort, im Anschauen dieser göttlichen Pracht des Todes erschloß sich mir das Leben, das Lieben und Leiden dessen, der von ihr und um ihretwillen dahingegangen war und ich vergab ihm Alles, Alles — ich vergab auch ihr. O du Wunder vom Weibe, wie hätte sein fchauenstrnnkenes Auge, sein weiches, entzündbares Herz dir widerstehen können — und unwillkürlich sank ich auf die Knie, bat den armen geschiedenen Seelen ab und drückte einen langen Kuß auf diese marmorne Hand. Das Licht auf ihrer Stirn wurde zu regenbogenen Rosen, dann zum Cyanenkranz meiner Mutter — zu weißen Lilien — ich schloß das Auge und sah sie in Wolken verschwinden.

„Seht, Herr, das hat das Maß vollgemacht. Ich mag ein Stümper in meiner Kunst sein — o erwidert nichts! — aber wenn mir die Schönheit nahe tritt, wo immer, in welcher Gestalt, da entzündet sich das Gewelle meines Bluts in heißer Liebessucht, in brünstiger Verehrung dessen, der sie uns erschaffen. Diese aber hatte ich blind verkannt. Darum hat mich jener Blick auf das todte, von mir getödtete Weib doppelt gerichtet. Einer ichsüchtigen Leidenschaft hatte ich mich zügellos ergeben, als ich meinen Knaben an der Verderben« rächte, und am Guten n„d Schönen hatte ich damit zugleich gefrevelt. War jene vom Stamm der alten Schlange, des Satanas Dienerin, und borgte sie die Gestalt der Engel — so war doch diese Gestalt Gottes, und ihm kam es zu, sein Anrecht geltend zu machen. Es giebt keine Entschuldigung für mich, keine, das wußte ich —, und als mich die Geschworenen freisprachen, zog ich mit dieser meiner Last, elend, ein gebrochener Mann, in die Einsamkeit . . ."

Ich weiß kaum, wie wir geschieden sind. Unbewußt waren mir die Thränen entflossen, er aber hatte mein Haupt in die Hände genommen und etwas wie einen Segensfpruch gemurmelt. Wir würden uns noch sehen, am anderen Morgen, ehe ich fortzog, das wußte ich. Als ich aber nach einer unruhigen Nacht von dem Schelten der Wirthill erweckt war und mich eben anschicken wollte, zu ihm zu gehen, trat er mir in der Thür des Gasthauses auch schon entgegen. Er war sonntäglich gekleidet. Ein verblichener, grünlich schillernder Rock warf um seine eingesunkene Brust weite Falten, um feinen Hals war reinlich ein bäuerliches rolhes Tuch geschlungen, eine Kappe deckte das Haar, das wie der Bart sauber geglättet war und das abgehärmte Gesicht, aus dem heute ein voller Schimmer der Sonntagssonne, des Trostes und der Hoffnung leuchtete, würdig, fast feierlich umschloß. Seine Rechte hielt ein Gebetbuch, feine Linke senkte eine Nolle zu Boden.

„Ich bin Euch zuvorgekommen, lieber Herr," begann er. „Denn Ihr werdet nicht gedacht haben, daß ich einen weiten Weg znr Kirche habe, mehr

als eine Stunde, und meine Beine Wullen nicht mehr so rasch fort wie —
nun wie damals. Oder würdet Ihr mit mir zur Andacht gehen?"
Es ward-mir schwer, ihm meinen Unglauben zu gestehen, und ich ver-
neinte seine Frage gepreßt mit einer matten Entschuldigung.
Er lächelte .und schien mich beruhigen zu wollen.
„Ich verstehe schon. Ihr seid von den Neue», die ihren Gott verloren
habe», oder denen er nichts weiter bedeutet als ein Sammelwerk von Allem,
was da ist, von Menschen, Thier und Pflanzen, Stein, Wasser und Luft,
In meiner Jugend habe ich auch von ihm gefabelt, von diesem Gott der
Satten und Glücklichen, au dessen Brust kein wundes Herz flüchtet. Aus der
Quelle meiner Leide» ist er mir aber wieder emporgestiegen, der alte Gott,
der am Kreuze für nns starb. Zu ihm will ich beten. Gedenkt meiner und
— sprecht im Stillen ein Amen, wenn Ihr könnt."
In tiefster Bewegung schied ich von ihm und allen Geistern der Liebe
und des Heils empfahl ich seine wunde Seele. Da wandte er sich nocki
einmal, halb scheu, die Augen abgekehrt, und drückte mir die Rolle in die
Hand.
„DaS nehmt. ES ist mein Knabe, Rembrandts Ganymed. Nehmt
ihn zum Tank, denn Encr Mitleid hat mir wohl gethan und" — damit richtete
er seinen Blick schön nnd voll mit einer rührenden Innigkeit noch einmal
auf mich — „Ihr habt den Meister, zu dem ich emporstaune, verstanden
wie ich und für mein armes Mühen ein freundliches Wort gehabt."
Ich dankte ihm beschämt,
„Aber eine heilige Notburga müßt Ihr mir nnn doch malen. Ich habe
eine Bestimmung für sie."
Er lächelte.
„So plötzlich?"
„Verlaßt Euch darauf" — und ich beschloß im Innern, sie in unser
Gasthaus zn stifte», dcnu ich glaubte dahinter gekommen zu sein, daß die
vortreffliche Wirthin ihre Dienstboten thrannisirte.
Wir verständigten unS.
„Ich male sie Eucb. Und sie soll das Antlitz der frommen Seele
tragen, die nur einst den Knaben gebracht uiid' die in der Pflege ihres kranken
Bruders in ihren Bergen selig entschlafen ist. Lebt wohl!" — — —
Ich hatte ineine Wanderung wieder aufgenommen und war, an einer
riesigen Thalmnlde, an einem Dörfchen, rauchenden Holzmeilcrn vorbei durch
Buchen und Lärchen zur Jvclihöhe gekommen, der Landschaft kaum inne, mit
halbgeschlossencn Augen, das Herz übervoll! Nun rauschte mir plötzlich der
frische Nordwind entgegen und verscheuchte mir die schwüle» Gedanken. Weit
»nd srei lag es vor mir, ein gewaltiges Thal. Seine Berge ragten in den
Hinnml, schroff, kahl, niizugänglich, leicht beschneit, drunten aber im Grunde

breitete es sich dichtgrün und lieblich aus, und als hätten die Engel ein Stück vvm Rhein in diese Felscnwelt durch die Lüfte getragen wie das heilige Haus von Loretto, stieg inmitten dieser Herrlichkeit aus ticfdunklem, smaragdenem See eine leicht bewaldete, wallartige Höhe mit den Trümmern einer alten Ritterburg. Ich glaubte nichts Holderes und Mächtigeres zugleich als diesen Blick zu kennen; Berg und Thal, Fels, Wald und Wasser schienen ihre Reize in diese breite Schlucht zusammengeschüttet zu haben: ein Verein, von dem sich die Seele nicht hatte losringen mögen. Aber sie eilte mir doch davon mit dem Adler, der sich vor mir in die reine Bläue erhob, ruhig, sicher, bald nur noch der Knauf, der an das Gewölke die Welt knüpft. Zieh hin, ruhig dahin, Tu Bote des Ewigen! Warum schalt auch ich einst den thörichten Knaben, der aus Deinen Fänge» zurück nach der Erde verlangte? Es ist nicht Jeder berufen, dort oben über den Wolken an den Tischen der Seligen zu ruhen, denn ihr Glück ist trügerisch, und schon Mancher that, ihrer Gunst beraubt, den tiefen Fall in das Elend. Mir zog ein seltsames Lied durch die Gedanken, herb, unerfreulich, und doch ergreifend durch die Wahrheit des jammervollen Hülfcrnfcs, der aus ihm empor zum Himmel dringt:

O, das; wie dcn >phN)g'fchen Knaben
Mich der Aar des Zeus entrückte!
Nicht der Götter Loos begehr' ich
Wie der Schöne, RcichScgliickte —
Aber trüg' er mich gewallig
Aufwärts in den starken Krallen,
Tröhncnd ans dem Blau der Lüfte
Lass' er seine Beute fallen,
Dasj an dieses Erdballs Rundung
Mein Gebeine dninpf zerschellte,
An dcn zackigen Gesteinen
Dieses müde Haupt zerspellte!
Einmal Hütt' ich dann des Aethers
Reine Labung doch gekostet,
Einmal hätte seine Kühle
Wunderkräftig mich durchfrosiet.
Nein, ich kann's nicht länger tragen,
Steig' hernieder, hilf, errette,
Dan ich im Olhinvos wohne,
Oder mich zu Grabe bette!

Armer Unglücklicher! Aber es steht nicht Aller Verlangen nach diesem Höchsten und Tiefsten, nach der Wonne der Götter oder der Ruhe des Todes. Zwischen dem Licht und der Finsternis; lebt und webt in freundlichem Dämmer, in der Welt der Farben, leicht zufrieden, bald beglückt mit dcn Gaben dee Erde das Geschlecht der Mitte — wir armen Menschenkinder, die mit den

Augen blinzeln, wenn uns ein Strahl der Sonne zu scharf trifft, und die verzagen im chaotischen Dunkel, Wer will uns anklagen, wenn uns keine Flügel wachsen und wir in dem Vogel des Zeus nur den furchtbaren Räuber erblicken, der die Kinder der Sterblichen zur Beute für seine Brut kürt?
Auch Du warst von unserem Stamm, leichtblütiger, schuldbeladener Jüngling, der Sproß gleicher Ahnen, der raschen Freude zugewandt wie sie. Wird der Gott, der Dich schuf, Dir seine Gnade entziehen? O gewiß nicht! Tu hast gebüßt. Ruhe in Frieden!
Der Adler war verschwunden. Von der anderen Seite des Berges trug mir der Wind den Schall einer Kirchenglocke zu. Dort betete ein alter schuldgequälter Mann inbrünstig um fein Seelenheil. Keine Gewalt der Erde würde mich in das enge Haus gelockt haben, und auch der rührendsten Bitte hatte ich widerstehen müssen. Aber hier oben auf der freien Warte, dem Treiben des Tages, der Dumpfheit der kleinen Leidenschaften und Wünsche entrückt — wie groß, wie weit fühlt sich hier das Herz und wie lieblich tönt ihm der Schall der Glocken Andacht und Frieden zu. Je höher ich stieg, desto süßer klang das Geläut. Da endlich gab mir der Berg auch die Aussicht nach Osten frei und ich sah das Kirchlein liegen, dessen Dachknauf im Strahl der Sonne funkelte. Ich dachte des Alten und seines Gebets und in stiller Rührung sprach ich mein „Amen"!

Albert Niemann.

Ein Beiblatt zur Theatergeschichte der Gegenwart,

von

Raul Marsop.

— München. —

s ist nicht angänglich, die Summe der Leistungen eines großen Dramatikers zu ziehen, so lange er noch unter den Lebenden weilt; es ist möglich, einem hervorragenden Darsteller schon dann gerecht zu werden, wenn seine Zeitgenossen ihn noch von Erfolg zu Erfolg eilen sehen. Erstcrem kann die Mitwelt einen Sitz im Nathe der Olympier bestenfalls in Aussicht stellen, nie verbürgen. Da sie, um sich in dem für das Wohl der Gesammtheit erforderlichen Gleichgewicht zu erhalten, sich seinem Werke gegenüber in Zustimmende und Ablehnende zu theilen pflegt, muß ihr Nrtheil parteiisch sein. Andererseits kann das schöpferische Genie bis zur Stunde seines Todes mit einer unerwarteten Thnt hervortreten; manch' Gewaltiger hat sein bedeutungsvollstes Wort gesprochen, als er bereits am Eingang zur Unterwelt stand. In der Laufbahn des Mimen dagegen läßt sich der Zeitpunkt feststellen, in welchem er auf der Höhe seines Könnens angelangt ist. Mag immerhin sein geistiges Vermögen fortdauernd wachsen, so lange es ihm noch vergönnt ist, auf den Brettern zu schalten: mit den zunehmenden Jahren tritt nothwendigerwcise eine Verminderung seiner physischen Mittel ein. Er sucht — eine stets wiederkehrende Erscheinung — nach Aushülfen, um den unersetzlichen Verlust vor den Augeu des im Banne der Gewohnheit nachsichtiger gewordenen oder von Haus aus mit geringerem Scharfblick begabten Publikums zu verdecken. So fällt auch in die Harmonie der künstlerischen Kräfte der erste Mißton. Das große Decrescendo beginnt. Im Einzelnen kann er sich noch vervollkommnen, im Ganzen geht er zurück. Der Schauspieler, der Sänger hat gezeigt, was er vermochte, die Mitwelt

ist im Stande, einen entscheidenden Spruch zu fällen. Hat jener Treffliches, Außergewöhnliches geleistet, so darf ihm die Gegenwart sagen, daß spätere Geschlechter seiner gedenken werden. Nicht mit dem Gefühl dcmuthsvollcr Verehrung, mit welchem sie den Namen eines dahingeschiedenen schaffenden Genius aussprechen, aber mit dem Worte des Dichters auf den Lippen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gcthan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Diese Theilnahme wird eine wärmere sein, wenn davon berichtet werden kann, daß ein ausgezeichneter Mime mit einem schöpferischen Genius durch Bande der Freundschaft und des gemeinsamen Strebcns eng verknüpft war. Ein solches Zusammenwirken hat allerdings in dieser und jener Periode einmal stattgefunden — doch nicht so häusig, daß man darans etwa eine allgemeine Regel abzuleiten im Stande wäre. Im Besonderen ist der Satz unrichtig, daß jeder berühmte Compvnist die Fähigkeit besaß, Sänger aus der Erde zu stampfen, Welche seinem Stil vorzugsweise gerecht zu werden wußten. Mozart machte Zugeständnisse, als er die Particen der „Constanze", der „Königin der Nacht" mit virtuosem Flitterkram ausstattete: hätte er sich dazu entschlossen, wenn er Künstlerinnen nach seinem Herzen angetroffen haben würde? Dem gegenüber begegnete Beethoven auf seinem Wege allerdings einer „Lcvnore" und Richard Wagner, der nicht nur sein Genie und seine Mitmenschen, sondern auch sein Geschick meisterte, fand vierzig Jahre später einen „Flvrestan": Albert Niemann. Der Dichtcrcomponist theilt uns selbst mit, wie er dazu kam, den Sänger in seine Kreise zu ziehen. Es war die Zeit, in welcher er es wieder einmal mit Paris versuchte, um sich, wie so mancher seiner Landsleute, dort den Trost zu holen, daß, so unerquicklich sich künstlerische und nicht künstlerische Verhältnisse auch in Dculschland anließe», es an der Seme doch noch viel schlimmer aussähe. Eines Tages regte sich bei der Fürstin Metternich die Protectionslanne und Napoleon HI., welcher die Wünsche geistvoller Frauen, besonders wenn sie keinen Bezug auf Politik hatte», courtoisievoll entgegennahm, befahl, daß der „Tannhiiuser" in der „großen Oper" aufgeführt werden sollte. Mit die meisten Schwierigkeiten bereitete Wagner eine angemessene Besetzung der Hauptrollen. Er beschied sich mit einer französischen Venus, erachtete es aber für nöthig, die Darstellung des Helden einem, deutschen Sänger anzuvertrauen. „Von dem glänzenden Talent des jugendlichen Sängers Niemann unterrichtet," schreibt er, „bezeichnete ich ihn, den ich zwar selbst nie gehört hatte, für die Hauptrolle." Ein keckes Zugreifen, das durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Aus dem allgemeinen Wirrwar, mit welchem die stürmischen Pariser Wagncrtage endigten, rettete sich der Componist wenigstens einen dauernden Gewinn: die Anhänglichkeit eines begabten und energischen Künstlers. Die Freundschaft, welche inniittcn des Pulvcrdampfcs und Kugelregens geschlossen wurde, erwies sich als ein Bund für's Leben. Jetzt ist der Eine der Beiden, der Bayreuther Meister, schon seit mehreren Jahren ein stiller Mann — und noch immer ist nicht abzusehen, wann man dazu fähig sein wird, zu einem abschließenden

Nrtheil über ihn zu gelangen. Wenn jene Tage gckonimen sein werden — vielleicht auf der Wende des neuen Jahrhunderts, vielleicht noch später — dann wird es auch wieder möglich sein, eine musikalische Abhandlung zu schreiben, ohne Wagner und die Wagnerfrage zu berühren — ein Thun, auf das sich heutzutage uur Jemand einlassen kann, der vom vythischen Dreifuß herab die Welt mit Orakelsprüchcn beglücken will. Vielmehr gilt es, mit seiner Zeit und den großen Fragen derselben Fühlung zu behalten. Wv gäbe es einen Politiker, der es unternähme, in unseren Tagen eine Rede zu halten, ohne Bismarcks zu gedenken? Welchen Nutzen haben selbst rein historische Arbeiten, wenn sie nicht zur lebendigen Gegenwart in Beziehung gesetzt sind?

Wagner ruht in Frieden und wartet auf seine Todtenrichter. Niemanu lebt — und gehört doch bereits der Geschichte an. Das Facit seines Könnens darf gezogen werden.

Viel verdankt er der Natur, viel sich selbst, viel feinem großen Freunde. Eigenartig sind die Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, und einen eigenartigen Gebrauch weiß er von ihnen zu machen.

Niemann verfügt über einen ausnehmend kräftigen Tenorbariton von seltener Ausdauer. Indessen ist sein Organ mehr stark als schön; viel Schmelz hat es nie besessen und auch ein äußerer Glanz, der sich selbst bei spröden Stimmen von ähnlichem Charakter in jüngeren Jahren zu finden pflegt und über den Mangel eigentlichen Metalles für eine Zeit hinwegtäuschen mag, war bei ihm von jeher zu vermissen. Besonders in der Höhe: ein anch nur leidlich frei angeschlagenes, eingestrichenes (? gehört bei Niemann schon zu den Seltenheiten. Darüber hinaus nimmt er die Töne stets mit Anstrengung; durch Willensanspannung weiß er ihnen zwar noch einen durchdringenden Klang zu verleihen, doch kommen sie dabei nicht selten unrein und stark nasal gefärbt heraus. Von angenehmerer Wirkung ist seine Mittcllage; diese entbehrt nicht der Schönheit, vorzüglich so lange sich der Sänger, nicht übernimmt; auch ist hier die Intonation meist tadelfrei. Die Tiefe, soweit sie für die von ihm gesungenen Partieen in Betracht kommt, reicht einigermaßen aus. Die Gesangstechnik im eigentlichen Sinne ist eine recht bescheidene; selbst ein dürftiges, an sich noch sehr holpriges, deutsches Dnrchschnitts-Legato, bezüglich dessen man unseren einheimischen Künstlern den mildernden Umstand mangelhafter natürlicher Veranlagung anrechnen darf, vermag Niemann nur in Ausnahmsfällen zu erzielen. Desgleichen ist er nicht fähig einen Ton makellos anzusetzen und ihn in ebenmäßiger Weise an- und abschwellen zu lassen; kräftig, wie die Note zuerst zum Ertönen gebracht ist, wird sie in der Regel festgehalten, höchstens bei längerer Dauer durch Nachdrücken noch um etwas verstärkt. Mit Läufen und Verzierungen weiß der Künstler vollends wenig anzufangen. Jedoch darf man ihm aus seinen vielfachen Verstößen gegen den gnten musikalischen Geschmack keinen allzugroßen Vorwurf machen: ein Heldenorgan ist nicht selten von Natur aus ebenso

unbicgsam als ein Heldencharakter eigensinnig. Dazu kommen die vielfachen vocalen Erbsünden, die sich seit der Einführung italienischer, französischer und anderweiter, hauptsächlich um ihrer Fremdartigkeit willen bevorzugter Besonderheiten in die friedliche deutsche Singspielmanier von Geschlecht zu Geschlecht in stets wachsender Fülle fortpflanzten. Es erscheint fast als ein Glück, daß Geschick und individuelle Abneigung es Niemann ersparten, in« mitten einer Reincultur von Opernsängern, wie deren bei uns von altershcr durch bewährte Meister mit ebensoviel Eifer als Ungeschick betrieben wurden, seines angeborenen Talentes verlustig zu gehen. Man hätte in solchem Falle einen schlechten Kunstsänger aus ihm gemacht, während so ein guter Naturalist aus ihm geworden ist.

Das Wenige, was Niemann sich im Gesangsfache methodisch aneignete, stammt in erster Linie von dem durch Grobheit und Tüchtigkeit in gleichem Maße ausgezeichneten alten Capellmeister Friedrich Schneider. Dieser war in jedem Sinne des Wortes ein alter Dessauer, einer der tüchtigsten vormärzlich-musikalischen Haudegen, welche ihre Taktstöcke mit Vorliebe auf dem Rücken widerspenstiger Orchestermitglieder zu zerbrechen pflegten. Jeder Zoll an ihm war ein Zopf, aber auch jedes Wort, das aus feinem Munde kam. wenngleich rauh, so doch verständig und von Wohlwollen zeugend. Moderne Componisten, welche vor kirchlicher Polyphonie eine mit Furcht gemischte Hochachtung an den Tag zu legen pflegen, feiern ihn als bedeutenden und frühvergessenen Schöpfer zahlreicher Oratorien; die Wagnerfreunde verehren in ihm den Entdecker Albert Niemanns.*) Er gab dem jungen Sänger, welchen er von ungefähr aus seinen Choristen herausgriff, die nothwendigsten Lehren des kleinen deutschen Gesangs-Katechismus an die Hand; diese wurden dann weiterhin durch den in den fünfziger Jahren häufiger genannten Baritonisten Dusch um Etliches ergänzt. Der Einfluß, welchen insbesondere der erster? auf den damals noch ebenso körperlich wie musikalisch ungelenken Tenoristen hatte, ist nicht zu unterschätzten, war aber von zu kurzer Dauer, um sich nachhaltig geltend zu machen. Immerhin lernte Niemann in ihm einen musikalischen Bureaukraten kennen, während er späterhin während der besten Jahre seines Lebens unter der Oberleitung eines unmusikalischen stand. Die mäßigen Kenntnisse, die ihm durch den Unterricht heimischer Meister zu Theil wurden, erhielten dann weiterhin noch eine flüchtige französische Politur durch Gilbert Duprez — einen der kleinsten und temperamentvollsten Tenoristen, welche jemals die Abonnenten der „großen Oper" mit Rvssini'schen und

') Nlbcrt Niemaim wurde am 15. Januar 1831 zu Erxleben bei Magdeburg als Sohn eines Gnstwirths geboren. Er hatte die Absicht Techniker zu werden und trat mit siebzehn Jahren in eine Maschinenfabrik ein: da er indessen bei den bescheidenen Vermvgensuerhältnissen feiner Eltern auf eine ausreichende Untersuchung seitens derselben nicht zu rechnen hatte, wandte er sich nach kurzer Zeit der Bühne zu. 1849 fand er sein erstes Engagement in Dessau.

Meyerbeer'schen Fermaten erfreuten. Auch nach seinen gleichfalls nicht allzu-
lang ausgedehnten Pariser Studien war Niemann das geblieben, was — er
heute noch ist: ein talentvoller Natursänger.
Nichtsdestoweniger sind eine Reihe musikalischer Tugenden an ihm zu
loben. Er vocalisirt verständig, ist tactfest und befleißigt sich Vor allen Dingen
einer musterhaften Aussprache. Da er Ton und Text vernehmlichst, ja zu-
weilen mit einer Energie, welche an Eindringlichkeit nichts mehr zu wünschen
übrig läßt, zu Gehör bringt, so kann der musikvcrständige Hörer es sich
wenigstens in seinem Inneren zurechtlegen, wie das Vorgebrachte klingen
möchte, wenn es in Uebereinstimmung mit den musikalischen Schönheitsgesetzen
gehalten Wäre, ein relativer Genuß, der ihm, so bescheiden wie er ist, im
heutigen Opernhause nur selten gewährt wird. Das, was Niemann indessen,
ungeachtet des erwähnten Vorzuges, niemals oder nur unter ganz besonderen
Umständen erreicht, ist eine vollständige Verschmelzung von Wort und Ton,
wie sie von Wagner immer und immer wieder gefordert wurde, wie sie einer
jeden dramatischen Musik zu Gute kommen muß. Nur eine musterhafte Be-
handlung der Sprache — das wichtigste, weil für alles Weitere Grundlegende,
auf das bei allen Arten des musikalischen Unterrichts nachdrücklichst hinge-
arbeitet werden sollte — in Verbindung mit einer makellosen Gesangs-
technik kann zur Erfüllung jenes nur zu berechtigten Wunsches führen. Wie
ist eine wahrhaft edle Phrasirung zu erzielen, wenn der Sänger nicht ver-
ständig mit seinem Athem umzugehen, wenn er die Töne nicht sorgsam zu
binden versteht? Mit dem bloßen „richtigen Teclamiren" ist etwas, aber
lange noch nicht alles gethan. Damit reicht der Schauspieler zur Noth aus;
aber wie dieser Geberdensvrache und Mienenspiel bis zu einer Vollendung
ausbilden muß, die für den seine Rollen auch noch so frei und lebensvoll
ausgestaltenden Sänger ein überflüssiger Ballast sein würde, so hat letzterer
hinwiederum mit seinem Organ unendlich viel mehr zu leisten als jener.
Nur auf der Basis einer tadelfrcien Gesangskunst gelangt man zum idealen
Sprechgesang. Es gehört zu den bösesten Dingen im umfangreichen
Sündenregister der Wagnerianer, daß sie, in voreiliger Begierde, dort schon
mit einem scheinbar reichen Ernteertrage zu prunken, wo soeben erst die Aus-
saat geschehen war, jeden Künstler, welcher den Lohengrin um zwei Grade
wärmer sang, als den Propheten, sofort mit dem Ehrentitel eines meister-
lichen Wagnersängers*) bedachten. War nun gar, wie im Falle Niemanns,
das Können des neugewonnenen Jukunftssternes ein das Durchschnittsmaß des
geistigen und physischen Tenorvermögcns überragendes, so ging die ästhetische
Camarilla in übel angebrachter Liebedienerei darauf aus, hinter den offen-

') An anderer Stelle hat Schreiber dieser Zeilen unlängst den Satz zu be-
gründen versucht, dag es „eigentliche Wagnersänger zur Stunde in Deutschland noch
nicht giebt", das, wir diese erst „in Zukunft vor uns sehen werden". Vgl, meine Ab-
Handlung: „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich".

kundigen Mängeln des Gefeierten allerhand geheimnißvolle Vorzüge zn entdecken, deren Besitz dann als unentbehrlich für jeden noch ungeborencn Gralsritter hingestellt wurde. Das Original wurde seinerseits für unfehlbar erklärt; in Folge dessen entäußerten sich dreiviertel der deutschen Tenoristen der geringen Selbständigkeit, welche sie theils mit auf die Bühne, thcils überhaupt nur mit auf die Welt gebracht hatten; die Mehrzahl erkrankte am „falschen Niemann" nnd fand in den Spalten conservativ gehaltener Feuilletons ein vorzeitiges, schreckliches Ende.

Was diesen Opsern eigener und fremder Eitelkeit zu erreichen nicht gelang, das war Niemann wenigstens hier und da zu erzielen vorbehalten. Trotz seiner stimmlichen Mängel, trotz seiner unzureichenden Schulung singt er gelegentlich einmal eine Reihe von Tacten, ja eine ganze Scene so hinreißend schön, daß der Zuhörer für eine Zeit ein völlig anders geartetes, ebenso weiches als volles nnd musterhaft behandeltes Organ zu vernehmen glaubt. Nicmann steht uns in einer hochdramatischen Rolle gegenüber. Bei den ersten Einsätzen erklingt seine Stimme dickflüssig, oft mit rauherem Beisatz, oft müde. Da wird er von der Situation hingerissen: sein schönes Auge leuchtet aus, er wird ganz Wärme und Leidenschaft. Unvcrmuthct, man weiß kaum, wie rasch sich der Wechsel vollzieht, dünkt nns der Ton freier und klarer; die Schlacken, welche nicht augenblicklicher Disposition zufolge, sondern auf Grund natürlicher Hemmnisse dem Organe anhaften, scheinen zu schwinden; Schwierigkeiten, welche sonst für den Sänger unüberwindlich sind, werden im Drange der zunehmenden Erregung spielend bewältigt — auf dem Gipfel der Steigerung scheint uns die Stimme rein und biegsam wie Stahl zu sein. Wir stehen vor der Thatsache, daß sich dem Künstler für die Augenblicke eines wahren, großen Affectes ungeahnte Hülfsquellen erschließen. Wie kommt es, daß eben dieser, der tragische Afscct, sich bei ihm zu solcher Höhe steigert?

Weil Nicmann ein Tarsteller von nngewöhnlichcr Begabung ist. Er rührt, ergreift, erschüttert uns.

Dennoch empfinden wir, sobald wir wieder in ruhiger, gesammelter Stimmung über das Erlebte nachdenken, daß der Grad der Erregung, in die wir versetzt wurden, bei aller Bedeutsamkeit der uns vorgeführten Leistung in keinem ganz richtigen Verhältnisse zu derselben steht. Woran liegt das? Einmal daran, daß in vielen Fällen der Tarsteller als Hauptinterpret von Schöpfungen vor nns trat, die abgesehen von der ihnen innewohnenden Größe anch durch die Neuheit ihrer Anlage und Ausführung auf die Mitwelt mächtig wirke» — ein allgemeiner Hinweis auf die Tondichtungen Richard Wagners möge an dieser Stelle genügen. Ein zweites Mal daran, daß Niemann, obwohl er eine der wenigen schauspielerischen Individualitäten ist, welche Teutschland gegenwärtig besitzt, doch nur über ein gewisses Maß des mimischen Vermögens verfügt.

Zeigt es sich, daß der Künstler das, was er erreichte, sich meist auS

eigener Kraft errungen hat, daß es ihm nicht vergönnt war, großen Vorbilden: nachzueifern, sondern daß er, soweit ihm nicht die fördernde Beihülfc eines genialen Freundes zu statten kam, sich nur durch unausgesetztes Arbeiten an sich förderte, so will es vielleicht ebensoviel bedeuten, unter diesen Umständen ein guter als unter anderen ein hochbedeutender Darsteller geworden zu sein. Berühmten Vorbildern konnte Niemann in der That nicht nacheifern. Man gehe einmal um etliche Decennien in der Eutwickeluug des deutschen Theaters zurück. Wie sah es damals aus? Es ist nicht zu leugnen, daß um das Jahr 1830 herum unsere Schauspielkunst in Verfall zu gerathen begann. Hier und da zeigten sich am Bühncnhorizonte noch Reflexe der Weimarer Epoche, um dann bald zu verschwinden. Dazu begann der Ruhm der .alten Burg" nach und nach zu erbleichen. Was an Traditionen, gleichviel welcher Art, noch vorhanden war, löste sich anfangs weniger merklich, dann nm so rascher auf, je vernehmlicher der moderne Geist auch an die Pforten der Hallen Melpomenes zu klopfen begann. Hatte ehedem der fahrende Komödiant sich nur mit großer Ucberwindung dazu bequemt, ein seßhaftes Leben zu führen, so versuchte es jetzt der Virtuose, den kaum recht gefestigten Verband wieder zu sprengen. Die Oper verdarb das Schauspiel: im Besonderen die große Oper, Hier that sich, nachdem der Gcsangskünstler an sich, als unzeitgemäß, bei Seite geschafft worden war, der Stimmprotz inmitten einer Schaar musikalischer Mittelmäßigkeiten nach Herzenslust gütlich. Was dieser in „fester Stellung' an Schätzen sammelte, konnte der Schauspieler in annäherndem Maße ebenfalls gewinnen, Wenn er sich dazu entschloß, ein zigeunerndes Wanderleben auf nen-europäische Manier zu führen. Die Versuchung war zu groß: Goethes, Tiecks, Jmmermanns Bemühungen waren vergessen — und der Schauspielvirtuose des neunzehnten Jahrhunderts trat in die Arena. Das hatte mit ihrem Singen die große Oper gcthnn. Robert der Teufel machte, nachdem er seinen hochadeligeu Verwandten Caspar und Pizarro- eine Grimasse geschnitten, nun Herrn Mephisto selbst seine spöttische Reverenz; er Verfehlte nämlich nicht, beim Antritte seiner angemaßten Erbschaft sich selbst zu ironisiren und das in der Harmlosigkeit einer milliardcnarmcn Zeit ruhig dahinträumcnde und dahinpvlitisirende Deutschland zu versichern, daß man das Gold — auf dem Theater verachte.

Mittlerweile wuchsen R. Wagner und feine ersten Werke heran. Es war ihm noch vergönnt, im Zusammenwirken mit der genialen Wilhelmine Schröder-Tevrient eine Reihe bedeutsamer Anregungen zu erhalten. Dann verlosch auch dieses Licht und nun sah es auf deutschen Brettern recht finster aus. Schauspieler und Opernsänger blickten sich rathlos an und keiner vermochte es, dem anderen den Weg zu weisen. Da wollte es das Geschick, daß von dort, woher das Uebel sich Bahn gebrochen hatte, wieder ein Strahl der Hoffnung — der Vorbote einer besseren Zeit — in die trübe gewordene Atmosphäre dramatischer Kunst fiel. Im neuen Lager, unter den Fahnen des Dichterkomponisten, gewahren wir reisige Frauen, die nicht nur einen

hellen Weckruf weithin in die Lande hinauszuschmettern, sondern auch den Speer mit hoheitsvoller Geberde zu schwingen Verstanden, gewahren wir wieder eine schauspielerische Individualität, nicht übermächtig, aber durchaus selbständig: Albert Niemann.
Ist er ein schauspielerisches Genie?
Nein. Es ist gerade in den letzten Jahren möglich gewesen, die Probe darauf zu machen. Wer Gelegenheit hatte, an einem Abend Niemann — an einem folgenden einen der bedeutenden fremdländischen Tragöden unserer Zeit — Nossi, Salvini, Booth — auf der Scene zu sehen, dem mußte, sofern er überhaupt fähig war, sich über das Wesen der dramatischen Kunst ein Urtheil zu bilden, der Unterschied zwischen talentvollem Nacharbeiten und congenialem Nachschaffen recht zum Bewußtsein kommen. Genie und Talent verhalten sich in der reproducirenden Kunst gerade so zu einander, wie in der producirenden. Letzteres erfindet im Einzelnen, hat „charakteristische Züge", erstens formt im Ganzen, hat Charakter. Gewiß läuft es bei jeder mimischen Kunst nur auf ein Nachbilden hinaus, aber es ist ein Anderes um den mäßig begabten, strebsamen Darsteller, der im eifrigen Erfassen der ihm anvertrauten Rolle und von dieser begeistert sich Wohl für einen Augenblick seines Jch's zu entäußern vermag — und ein Anderes nm den begnadeten Künstler, Welcher vom ersten Auftreten an bis znm Fallen des Vorhanges seine Persönlichkeit völlig vergessen hat und den Zuschauer an sie vergessen läßt. Das Talent ruft nun, da es sich in Vielem dem Hergebrachten anschließt und in den Dingen, in welchen es Neues bringt, sich selbst des Oeftercn wiederholt, geringeren Widerspruch hervor als das Genie nnd geräth daher nicht selten in Gefahr, vom großen Publikum überschätzt zu werden. Dieses schmeichelt sich damit, schauspielerische Originalität zu entdecken, während es in Wahrheit nur durch gewisse, ihm sympathische Züge von mehr allgemeiner Art gefesselt wird. So gelangte es dazu, ein Talent zum Genie zu stempeln, so brachte es Niemann in den Ruf des „genialen Schauspielers" — Worte mit denen niemals zuvor ein solcher Mißbrauch getrieben wurde, als in den letzten zwei Jahrzehnten.
Man wende nicht ein, daß ein Vergleich zwischen einem Sänger und cinem Schauspieler nicht statthaft sei. Sicherlich wäre es thöricht, wenn man bezüglich der Einzelheiten, aus denen sich das, was man gemeinhin zusammenfassend und nngcnau „Spiel" nennt, ergicbt, eine Abwägung eintreten lassen wollte, wäre es beispielsweise zwecklos, festzustellen, daß Augen- und Geberdensprache des einen im Vergleich zu der des anderen dürstig erscheinen: denn die Natur der ungleichen Kunstarten fordert gebieterisch die Anwendung verschiedener Kunstmittel. Dagegen läßt es sich wohl feststellen, ob von zwei Tarstellern, wenn sie auch anderen Fächern angehören, dieser eine größere theatralische Befähigung besitzt als jener.
Die Grundlage jeder schauspielerischen Thätigkcit ist das Jmprovisiren. Dieser Satz will in Hinsicht auf das abgeschlossene, Zeile für Zeile fertig ge-

stellte Kunstwerk bedeuten: der Künstler, welcher seine Rolle mit solcher Naivetät und Folgerichtigkeit entwickelt, daß er sie während ihres Verlaufes erst auszugestalten scheint, nimmt den höchsten Rang unter seinen Genossen ein. Man erwäge nun, wie Rossi seinen „Macbeth", seinen „Othello" vom ersten bis zum letzten Act durchaus im Festhalten an Shakespeare und doch in vollster geistiger Freiheit ausführt, wogegen Niemann den Vorschriften des Dichters zwar meist gerecht wird, uns aber doch nur während einzelner Scenen in der ganzen nothwendigen Illusion zu erhalten vermag. Blickt man dann auf die fertige Leistung zurück, so sagt man sich wohl: das war ein „Admet", wie ihn sich Gluck gedacht haben mag, ein „Siegmund", wie ihn Wagner sich wünschte — gewiß kein kleines Lob! Aber man ist sich doch auch darüber klar, daß man den größten Triumph der mimischen Kunst nicht oder nur für Augenblicke erlebt hat: den Autor über dem Schauspieler zu vergessen. Darum steht Niemann nicht auf der höchsten Stufe. Es liegt unS fern, den wohlerworbenen Ruhm des trefflichen Mannes auch nur im Geringsten schmälern zu wollen; wir müssen jedoch, da es sich sür uns um das Interesse der Kunst, nicht um das eines Künstlers handelt, das in gleichem Grade hervorheben, was ihm versagt, wie das, was ihm gegeben ist. Und es ist ihm viel gegeben.

Niemann ist in keiner Rolle vollkommen, aber er bringt in einigen tiefergehendere Wirkungen hervor als irgend ein anderer* Darsteller der gegenwärtigen deutschen Bühne, weil er der ersten und einfachsten an den Schau--spieler zu stellenden Forderung, seine Nolle einheitlich zu gestalten, relativ am meisten gerecht wird. Es ist das große Grheimniß des Theaters, daß es die Neigung des Publikums, sich an Einzelnes zu halten, stets von Neuem zu überwinden hat und auch wirklich überwindet. Ein Ensemble von Sängern zweiten und dritten Ranges erweist sich, sofern es harmonisch abgestimmt ist, einer Vereinigung besser Begabter, aber nicht dem gleichen künstlerischen Gesammtwillen unterworfener Kräfte überlegen; andererseits kann der einzelne Mime über Genossen, die in Vielem besser veranlagt und ausgebildet sind als er, den Sieg davontragen, wenn er die Energie besitzt, sich stets an's Ganze zu halten. Es bedarf nicht des eingehenden Nachweises, daß Nicmanns künstlerische Durchbildung gegen die eines Lewinsky oder Possart lückenhaft erscheint; es läßt sich nicht bestreiten, daß selbst in den Reihen seiner engeren College« von der Gesangsbühne sich reicher talentirte Individualitäten finden, wie Heinrich Vogl nnd Eugen Gura, die ihn durch schärferes Eindringen in den Organismus des Kunstwerkes, durch die schneidigere Dialektik im Herausarbeiten des Dialoges eben so sehr übertreffen wie durch ihre Gesangskunst. Dennoch hat Niemann darauf Anspruch, als ein vielbcgünstigter Liebling des Publikums betrachtet zu werden. Ohne daß dieses sich so recht darüber klar wäre, weshalb es auch jenem den Kranz reicht, fühlt es instinctiv heraus, daß Niemann, der nur mit einem maßigen Auswand von Mitteln arbeiten kann, fest auf den Grundlagen aller mimischen Darstellung fußt.

Diese sind: Natürlichkeit in Sprache und Spiel — und künstlerische Wahrhaftigkeit in der Auffassung.

Wer versteht es heutzutage auf der deutschen Bühne noch natürlich zu sprechen? Ein affectirtes Dehnen und Singen, welches Vers und Sinn in gleicher Weise unkenntlich macht, Glaube, Liebe und Hoffnung in einen zähen Recitativnsbrei hineinrührt, für die Tragödie — ein unserer Sprache recht übel anstehendes, dem Französischen ungeschickt genug nachgebildetes, nur durch Lachpausen meist am unrechten Orte unterbrochenes Ueberhaspeln für das Lustspiel — ein bald in Toben und Brüllen ausartendes, bald in einen schulmeisterhaften Scandirton verfallendes Declamiren für das musikalische Drama — das ist die tägliche Speise für den Theaterbesucher, der auch mit der Seele hören will. Vor lauter deutschen Thatcn hat man es verlernt, deutsch zu reden, und der Mime setzt in einem dunklen Drange, die Wirklichkeit zu idealisiren, den Conversations-Mischmasch unserer Gesellschaft noch gar ans Stelzen. Keine Kunst ist schwerer als die, natürlich zu sein und natürlich zu reden: Niemann gehört zu den Wenigen, welche sich auf sie verstehen. Er handhabt den Dialog so gut, daß man sich mitunter auf dem Wunsche ertappt, seine Rolle möchte nur aus Dialog bestehen. Seine Sprechweise ist einfach und verständig; er geht mit kräftigeren Betonungen ungemein sparsam um und weiß durch ein unmerkliches Fallen- und Steigenlassen der Stimme den Sinn vsttvickeltcrer Perioden in's rechte Licht zu setzen. Während er sich beim Singen nicht selten übernimmt, versteht er es, in der Rede stets die richtige Tonstärke zu treffen. Auf Kunststücke, wie auf ein absichtliches Zittern mit der Stimme, läßt er sich nicht ein; um so schöner wirkt bei mächtigen Erschütterungen ein unwillkürliches Beben. Durch leise, discret angebrachte, sentimentale oder leicht ironische Färbungen weiß er den Rede ton abwechselungsvoll zu fchattiren, ohne daß deshalb die Natürlichkeit feiner Sprache die geringste Einbuße erlitte. Da er sich mit den Rollen seiner Mitspieler vertraut macht, kann er auf einen von diesen angeschlagenen Ton ohne Zögern eingehen und ein Versehen, einen unrichtigen Accent derselben durch rasches Eingreifen halb verdecken. Es steht für uns fest, daß Niemann auf dem Gebiete des Schauspiels noch ungleich Bedeutenderes geleistet haben würde, als auf dem der Oper und des musikalischen Dramas*). Es hätte der deutschen Bühne höheren Gewinn gebracht, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, anstatt den Trivialitäten der Gounod'schen Muse durch gelegentliche geistvoll-dramatische Impromptus ein wenig aufzuhelfen, uns in seiner schlichten, markigen Weise ein Bild des Goethe'schen „Faust" zu geben — eine Aufgabe, die für die heutigen Conversations-Virtuosen oder grimmigen Heldendarsteller, die mit jener Rolle betraut zu werden pflegen.

") Wir sagen: geleistet haben würde. Wer fünfundzwanzig Jahre lang auf dem Kothurn des musikalischen DraiMs wandelte, ist natürlich außer Stande, jenen im Weiteren mit dem des rccilircn^cn zu vertauschen.

unlösbar ist. Vielleicht würde er auch dem „Wallenstein", dessen Gestalt, von der Gunst der Charakterspieler und dem Haß der Bonvivants verwirrt, haltlos und hiilflos aus den Brettern hcrumzuschwanken Pslegt, zu einem zeitweisen besseren Bühneudasein vcrholfen haben. Wer seinen „Rienzi" gesehen nnd studirt hat, darf ihm dies zutrauen. In der Art, in welcher Niemann, halb Casus Gracchus und halb Fiesco, da? Drüber und Drunter von Politik und Gefühl dialogisch zu vcrwerthen weiß, liegt einer der beherzigenswerthesten Entschuldigungsgründe für das Vorhandensein der historischen Kunst.
Es hat ihm an Anregungen, welche ihm geradeswegs vom Gebiete des rccitirenden Schauspiels her zukamen, nie gefehlt. In den Choristen- und Leidensjahren seiner ersten Theaterzeit wurde er nicht selten als Schauspieler in kleineren Nollen beschäftigt — eine Schule, wie sie jedem angehenden Sänger zu Gute kommen würde; sie hat zweifellos dazu beigetragen, seine dramatische Einsicht zu fördern nnd ihn auf das Frische, Ungezwungene seiner Sprechweise hinzuführen. Weiterhin ist das Zusammenleben mit Marie Seebach, seiner ersten Gattin, sicherlich von förderndem nnd bildendem Einfluß auf ihn gewesen. Pulsirtc doch in den Adern dieser Iran von Haus aus ein kräftiges, gesundes Bühnenblut; war »s doch vornehmlich, ehe sie später zum klassischen Reisegretchcn wurde, die Wahrheit und Schlichtheit ihrer Bühnensprache, durch welche sie sich nicht allein die Bewunderung des Publikums und die Anerkennung gekrönter Häupter, sondern auch das Lob Franz Dingelstedts erwarb. Indessen darf die Einwirkung Marie Scebachs auf Niemann auch nicht überschätzt werden; jedenfalls ist die Meinung, der man hier und da wohl begegnet, falsch, daß „sie es gewesen sei, die aus ihrem Mann erst eigentlich etwas gemacht habe". Niemann hat bereits vor seinem Vermählungsjahr — 1861 — ungewöhnliche Erfolge errungen. Er muß also wohl schon als Junggeselle etliches dramatisches Talent besessen haben. Immerhin war' Marie Sccbach nicht die Frau, welche jemals, auch außerhalb der Bühne, fähig war, etwas Triviales zu sagen, nnd Niemann nicht der Mann, nm irgend welche gegebene Anregung ungenutzt zu lassen. Er mußte solche auch in seiner zweiten Ehe mit Hedwig Raabe finden. Denn es darf nicht vergessen werden, daß letztere einstmals die „Marianne" in Goethes „Geschwistern" gnr herzig gespielt hat. Später widmete sie allerdings ihre beste Kraft der Parterre-Gymnastik des deutsch-französischen Scherz- nnd Rührstückes. Es ist charakteristisch, daß anch für Niemann einmal eine Zeit kam, in welcher er an der Grenze des echten Künstlerthumes anlangte. Es schien, als ob er durch die rasch aufeinander folgenden. Wiederholungen derselben Aufgaben, wie sie das moderne Theater, welches mit Kasscnstücken und Zugstcrnen rechnet, erheischt, daran verhindert würde, seine Leistungen da, wo sie ergänznngsbedürftig waren, cmsreifcn zn lassen und sie jedes Mal mit neuer Frische in Angriff zn nehmen. Genüsse Posen, Bewegungen, declamatorische Besonderheiten begannen bei ihm stereotyp zu werden und wenig fehlte daran, daß sich in ihm ein Virtuose der Zukunftsmusik heraus-

bildet?, noch ehe man einen echten und rechten Interpreten derselben kennen lernte. Es hätte sich gar nicht übel angelassen, auf bisher ungekannte Effecte, deren Wirkungsfähigkeit am Tage lag, sich zu werfen und damit herumzureisen. Die stets erneuerten Berührungen mit Wagner — einem der außerordentlichsten mimischen Genies nach dem Urtheile aller, die jemals einer von ihm geleiteten Probe beiwohnten — haben ihn vor der drohenden Gefahr behütet. Er hat sich im regen Verkehr mit dem Dichterkomponisten immer und immer wieder neue Frische gewonnen.

Niemanns meisterhaste Beherrschung des Dialoges mußte ihm für die musikalische Rcciwtion zu statten kommen. Erfolge, welche man seiner „fortreißenden dramatischen Kraft" zuzuschreiben pflegt, erzielt er oft allein durch die Fähigkeit, jeden von ihm gesungenen Satz genau gemäß dem in demselben ausgedrückten Sinn vorzutragen, wodurch er dann, ohne besondere Anstrengung, das Ziel einer vom Componisten beabsichtigten Steigerung erreicht. Indem er den Intentionen desselben Schritt für Schritt nachgeht, ermöglicht er uns den besten Einblick in das Wesen der theatralischen Beredtsamkeit. Hat er ein Stück idealer Wahrheit zu schildern, so überzeugt er. indem er spricht; ist er dazu verurtheilt, sich mit einem Stück theatralischer Unnatur zu befassen, so erscheint er wie ein verständiger Anwalt, der die Schwächen der Sache seines Clienten zu beschönigen erst gar nicht versucht, vielmehr nur die offenkundigen Lücken, welche in dem ihm an die Hand gegebenen Beweismaterial hervortreten, geschickt aus eigenen Mitteln verdeckt.

Von derselben Natürlichkeit wie Niemanns Sprache ist sein Spiel.

Nichts von jener hergebrachten Verlegenheitsgymnastik, welche den Gesang eines Durchschnittstenoristen etwa in der Weise zu begleiten pflegt, wie die durch Fäden zu regelnden Bewegungen der Cartonfiguren den Text eines Zichbilderbuches. Er verfährt äußerst knapp in der Anwendung Von Gesten; aber jede, welche er bringt, ist eigenartig und entspricht der Situation. Ohne zu düfteln, überrascht er den Zuschauer bisweilen durch glücklich erfundene Nuancen. Ten bildenden Künstler mag er allerdings nicht immer in gleichem Maße entzücken. Er versteht sich Wohl auf die großen, aber nur sehr bedingt auf die schönen Bewegungen*). Stellungen von klassischer Vollendung.

") Unter allen Walküren, ja unter allen lebenden Schauspielerinnen überhaupt ist allein Therese Bogl (und war ehemals Johanna Jachmann) Meisterin der „schönen Bewegung" — sonst in vielen Beziehungen ein weibliches Gegenstück zu Niemann. Ohne irgendwelche Absichtlichkeit, ganz der Empfindung des Augenblicks hingegeben, entzückt sie den Zuschauer durch Geberden von hinreißender Annmth, von beherrschender Große. Wir verdanken ihr über den Faltenwurf der Antike eine bessere Belehrung als der Lectüre der unteischiedentlichsten kunstphilosophischcn Schriften. Sic ist dir Vertreterin des reinen Idealismus im Spiel, wogegen Hedwig Reichcr-Kindennann und Marianne Brandt mehr von der heißblütig-modernen Art der Wolter in sich hatten. Amalie Matern« war als Schauspielerin ebenso unbedeutend wie als Sängerin und wirkte nur durch sinnliches Feuer, durch die Explosionen eines stallen Tempc

feine Linien, wohlvorbereitete lirbergänge aus einer Haltung in die andere
findet man bei ihm nicht. Seine Geberde ist oft ungestüm, aber nie
charakterlos, vorwiegend energisch, man möchte sagen demagogisch beredtsam.
Er wählt stets die richtige Farbe, trägt aber jeweilig zu stark auf. Er ist
mehr ein revolutionärer, als ein disciplinirter, höfischer Held. Deshalb
liegt ihm der „Masaniello" besser als der „Raoul"; deshalb lebt er sich in
den „Rienzi" mehr hinein als in den „Adolar".
Da er seinen Körper vollkommen in der Gewalt hat — etwas, das
ihm auch für die freie Entfaltung der Stimme zu Statten kommt — ver-
mag er es, sich ganze Partiturseiten lang nur auf ein reges Mienenspiel zu
beschranken. In diesem wird er durch glückliche Naturgaben unterstützt.
Sein Gesicht weist jene großen, kräftig geschnittenen Züge auf, wie solche aus
einer gewissen Entfernung zu wirken am geeignetsten sind. Sein sprechendes
blaues Auge, sein charakteristisch geformter Mund und seine starke, musterhafte
Bühnennase — eines der wichtigsten Erfordernisse für eine gute theatralische
Carriöre — sind für die Scene unschätzbar. Der Ausdruck feines Antlitzes
ist stets ein edler; sogar in den Augenblicken höchster Erregung verzerren sich
die Züge nie. Die Maske dagegen erscheint auch in Rollen verschiedener
Natur etwas gleichförmig. Sein Aeußeres vermag Niemann ebenso schwer
zu moduliren wie sein Organ. Es tritt uns immer dieselbe germanisch-recken-
hafte Figur entgegen — selbst dann, wenn wir die Erscheinung in Rücksicht
auf den Stoff der Handlung in mehr brünettem Stil gehalten zu sehen
wünschten. Freilich hat er sich stets durch den Zauber, der von der fas-
cinirenden Persönlichkeit ausging, große Triumphe gewonnen. Manche I^ä)'
?»tr«nes8, ans deren ästhetisch fragwürdige Sympathiebezeugungen für das
Wagner'sche Kunstwerk man gern Verzicht geleistet haben würde, Wenn man
ihrer materiellen Hülfe hätte cntrathen können, schwärmte für Niemann,
während sie den Helden Siegmund zu bewundern vorgab. Das hatte dann
zur Folge, daß einige weltmännisch gebildete Psychologen dem Wälsung nach-
sagten, er wäre im Grunde genommen nur ein altdeutsch costümirter, moderner
Salon-Wcltschmerzler von Hartmann'schem Zuschnitt, dessen dramatische Lebens-
aufgabe darin bestände, sich durch die Erzählung seiner Schicksalsfälle bei
blasirten Damen interessant zu machen. Wenn Jemand an diesem wunder-
lichen Mißverständnisse keinen Theil hatte, so war es Niemann: auch
der Skeptiker, der ihn um die mehr persönlichen Sympathicen, die jener sich
zu gewinnen pflegt, beneidet, kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß
er nicht nur ein begabter Künstler, sondern auch ein schöner Mann ist. Viel-
ramente?. Das andere Extrem vertritt Rosa Sucher: sie ist ein ungewöhnliches dar-
stellkrisches Talent, aber bei ihr überwuchert die Fülle der an sich höchst reiz- und
gki!,vollkn Feinheiten die Haupt- und Grundlinien.
Wagner hielt Therese Vogl sehr hoch, „Ein Naturkind, das allen Kunstver-
bildcicn den Rang streitig macht," sagte er 1L79 zum Schweiber dieser Zeilen.

mehr haben diejenigen zu der bezüglichen, merkwürdigen Auffassung des
Wotanssohnes Veranlassung gegeben, welche in blinder Unterwürfigkeit gegen
die bezeichneten Gönnerinnen die gelegentlichen, unfreiwilligen Zukunfts-
Bonmots derselben als „tief bedeutungsvollste Aeußerungen des deutschen Volks-
und Kunstgeistes" feierten. So rächt sich alle Schuld auf Erden und so
weben die Frauen an der Kunstgeschichte. „Gott schütze mich vor meinen
Freundinnen" — das hätte Richard Wagners tägliches Gebet sein sollen.
Sie waren noch schlimmer als seine Freunde.

Noch mehr als im „Siegmund", ja schärfer als irgend sonst tritt die
Eigenart Niemanns im „Tannhäuser" heraus; an keiner anderen Rolle läßt
sich diejenige Eigenschaft besser begreifen, welche mit der Natürlichkeit in
Sprache und Spiel in Parallele zu stellen ist, mit ihr das Wesen seiner
schauspielerischen Individualität ausmacht' seine künstlerische Wahrhaftigkeit.
Er giebt sich stets, wie er ist. Das ist ein unschätzbarer Vorzug, insofern
dadurch jedes Conventionelle vermieden wird, kann aber dann Mängel be-
gründen, wenn sich zwischen dem Wesen des Darstellers und dem der dar-
zustellenden Charaktere tiefcrgrcifende Unterschiede ergeben. Anderenfalls wird,
bei größerer Verwandtschaft beider, das Resultat um so befriedigender sein.
Für Tannhäuser ist, um mit Wagners Worten zu reden, charakteristisch „das
bis zum stärksten Maße gesteigerte Erfiilltscin von der Empfindung der gegen-
wärtigen Situation." „Er ist nirgends etwas nur ein wenig, sondern alles
voll und ganz." Man sollte meinen, der Dichtercomponist habe diese Wort,,'
im Hinblick auf Niemann geschrieben. Letzterer vermag einer Rolle am besten
gerecht zu werden, wenn in dieser durchgängig starke Leidenschaften zum Aus-
druck gebracht werden sollen, wenn er durchweg mit voller Kraft arbeiten
kann. Deswegen kommt er im Tannhäuser seinem Ideal am nächsten. Mit
wilder Energie schüttelt er die Fesseln der Venus ab. mit leidenschaftlichem
Feuer nähert er sich Elisabeth und wirbt um sie, niit eiserner Kraft zwingt
er sich nach dem Innewerden seines Fehles in die Buße hinein, mit dämo-
nischem Trotze wendet er, den Gott und Welt verstoßen haben, sich wieder dem
Hörsclberge zn. Hier decken sich also Anspruch und Können. Daß nicht
alles. Was Nicmann in dieser Rolle bietet, auf gleicher Höhe steht, dafür
ist wieder das Zeugniß des Componisten heranzuziehen, welcher die Er-
zählung der Pilgerfahrt „den besten Thcil der Leistung Niemanns" nennt.
Anderes hat ihn demnach nicht in gleicher Weise befriedigt: vermuthlich das
Tannhäuserlied, das Duett mit Elisabeth und die erste Antwort im Sänger-
kriege: hier ist allerdings noch in stärkcrem Grade wie sonst auf den Kunst-
sängcr gezählt. Wer nun den „Tannhäuser" Niemanns als etwas Unüber-
treffliches hingestellt hat, der möge sich nicht darüber wundem, wenn ihm die
Mär wieder einmal aufgetischt wird, daß Wagner an die Fertigkeit der
Sänger geringere Ansprüche stelle wie andere Componisten. Dennoch bleibt
diese Rolle Niemanns eine Leistung, deren Linien mit wuchtigen Zügen in
die Annalcn der Thcatergeschichtc eingetragen sind, deren Ruhm so bald

nicht Verblassen wird. In der „Erzählung" erhebt er sich in der That zur vollen tragischen Größe: wir erleben hier einen Auftritt, in welchem das Talent über sich hinaus und zum Genie emporwächst, in welchem wir uns im Banne der vollen theatralischen Illusion befinden. Auf die Interpretation dieser Scene läßt sich das so oft mißbrauchte Wort von der Congenialität des Darstellers anwenden. Der Mime wird zum Dichter.

In keiner anderen Rolle erreicht Niemann die Größe seines „Tannhäuser". Sobald er nicht mehr alles „voll und ganz" sein kann, giebt er bald zu wenig, bald zu viel. Mischfarben, Abtönungen, Uebcrgänge gerathen ihm nicht immer nach Wunsch. Zartere Empfindungen werden oft zu Leidenschaften, ein inniges Werben zum kräftigeren Begehren. Er preßt Elsa an sich, als ob er in den Grotten der Liebesgöttin zu sein wähnte; er sucht sich Eva vor den Nürnberger Meistern mit solch' diabolischem Feuer zu ersingen, als ob er die Laute des Venusritters im Arm trüge. Indem er die dichterische Begeisterung zu einem mehr als „schönen Wahnsinn" steigert, macht er aus dem schwärmerischen Herzensdieb fast eine Carricatur, einen Beckmesser in ritterlichem Gewände; für das Preislied fehlt es ihm nicht nur an dem geschmeidigen Organ, nicht allein an der Kunst der richtigen Athemverwerthung, sondern auch an der rechten Anlage für die Wiedergabe echt lyrischer Stimmungen. Deshalb ermöglicht es ihm auch nur seine schmucklose, gesunde Vortragsweise, sich mit den zarten Partieen im „Lohengrin" einigermaßen abzufinden. Sein Gralsritter hat mehr Würde und Haltung als die «leisten derer, welche sich rühmen, von Montsalvat herzukommen; aber er hat einen starken Stich in'S Weltliche. Die Lust an äußerem Glänze, der ungestüme Thatendrang schlagen stärker vor, als man dies bei dem „Gottgesandten" erwarten sollte. Er schreitet nicht nur zum Kampfe, weil ihn eine höhere Macht sendet, sondern weil ihm der Kampf selbst soviel Werth dünkt als des Kampfes Preis. Auch die religiöse Lyrik ist etwas, in das sich seine fest und bestimmt zugreifende Natur schwer hineinzuleben vermag. Es wäre ihm kaum möglich gewesen, einen „Parsifal" richtig zu zeichnen. Einmal aus dem eben angeführten Grunde und sodann, weil in der Darstellung des reinen Thoren eine Reihe von Uebergangs- und Bildungsmomenten hervortreten müssen, weil der Charakter sich erst allmählig klärt und festigt. Mit Rollen von dieser Art weiß er sich weniger gut abzufinden; ihm liegen solche besser, in welchen es sich von Anbeginn um festausgeprägte Züge handelt. Auch wenn es ihm je gelungen wäre, sich in der Cantilenc hervorzuthun, würde er doch nie ein guter „Max" geworden sein ; dem Schwankenden und Unreifen dieser Gestalk — eines in der herrlichsten volksmähigen Lyrik stecken gebliebenen Heldentenors — kann sich seine Individualität nicht anbequemen. Hingegen ist er ein vorzüglicher „Joseph", ein vortrefflicher „Florestan"; die schlichte, fertige Männlichkeit dieser Charaktere entspricht seiner Natur wieder besser. Im Besonderen regt seine Talstellung des letzteren zu eingehendem Nachdenken über die ungemein schwierige Frage an: giebt es Ausnahmsfälle, in denen der Sänger, ohne die sonst so unent-

behrliche Herrfchaft über die Kunstmittel zu befitzen, nur durch seine natürliche Begabung es zu einer vollbefricdigenden Wirkung bringen kann? Die Partie des „Florestan" ist eine der unsänglichsten, die jemals geschrieben wurden; es wird deshalb auch einem begnadeten Gesangskünstler nie gelingen, dieselbe mit strengem Festhalten an den musikalischen Schönheitsgesetzen durchzuführen. Entscheidend ist hier also das Herausarbeiten des dramatischen Gehaltes — eine Aufgabe, welche Niemann mit Meisterschaft bewältigt. Man muß feinen Ausruf' „O meine Leonore" gehört haben, um sich dessen bewußt zu werden, daß man den richtigen Accent für de» Gipfel des Affectes nur durch volle Hingabe an die Situation findet. Man mag über seine Interpretation der Arie zu Beginn des zweiten Actes noch so sehr den Kopf schütteln — jene drei Worte söhnen uns mit allem aus*).

Stellt es sich vornehmlich dann, wenn es sich um ein Meisterwerk der dramatischen Kunst handelt, heraus, daß Niemanns Können Grenzen gezogen sind, so wächst er umgekehrt, bei der Ausgestaltung einer minderwerthigen Rolle, oft über seine Aufgabe hinaus. Er hat verschiedenen neuen und allerneuesten Componisten die Nothtaufe ihrer Bllhnenkinder ermöglichen helfen, er hat Vasco de Gamas Andenken in Ehren gehalten, als dieser mit Hinterlassung einiger Millionen zwischen Afrika und Indien spurlos verschwunden war.

Der „Prophet" dankt, wenigstens soweit Deutschland in Frage kommt, zu einem nicht unbeträchtlichen Theile der ausgezeichneten Darstellung Niemanns eine Fristung seines Scheinlebens. Das ist nicht der mit übel aufgewendeten Wagner'schen Zuthaten aufgeputzte oder mit den berechtigten Eigenthümlichkeiten sämmtlicher Kronländer versehene Wiedertäufer, wie er sich in Wien und den reichsdeutschen Opern-Filialen Wiens hören läßt — eine doppelt übermalte Maske — das ist auch nicht jener Schreiteufel von der „?Is«s äe der zum Unterschiede von deutschen Collcgcn den internationalen

') Dramatiker und Dramaturgen können aus dieser Scenc außerordentlich vikl entnehme». Der Ausruf Flvrestans bildet das vollwerlhige Gegenstück zu dm gesungenen Worten Lconores: „Tods erst sein Weib." Das Einfachste ist stets das Wirkungsvollste, wie für den Darsteller, so auch für dm Dichter. Alles Schöne und Liebe, was der Gerettete aus dankerfülltem Herzen seinem treuen Weibe zu künden im Stande märe, würde nicht so ergreifen, wie die wenigen schlichten Worte: „O meine Leonore". Meine Leonore: darin liegt Alles Was nur immer nachfolgen mag, bedeutet dagegen eine Auschwcichung, Man vergleiche dazu die so bündige Erklärung Lohengrins: „Elsa, ich liebe Dich," Was kann ein ritterlicher, was könnte schließlich auch ein bürgerlicher Held seiner Herzenskönigin Poetischeres sagen, als daß er sie — liebt? Die wunderbarsten/ der abend- und morgenlänöischen Flora und Fauna entnommenen Bilder verblassen vor dem Zauber dieses kleinen WörtleinS, Freilich gehört anch etwas Genie dazu, um an der richtigen Stelle das Alleieinfachstc zu bringen Columbus hätte gar nicht nvthig gehabt, Amerika zu entdecken und sich mit dem Ruhm seines bekannten physikalischen Experimentes zufrieden geben können. Wngncr hätte nicht die „Tetralogie" zu schreiben brauchen, wenn es ihm nur darum zu thun gewesen wäre, der Welt zu beweisen, das, er ein — Dichter sei. Jener Auftritt im „Lohengrin" würde bereits deutlich genug für ihn gesprochen haben.

Naturalismus in der Stimmbehandlung vertritt — das ist gar kein Meyer-
beer mehr. Das ist auch keine neue Figur — das Wort vom Mimen, der
eine verunglückte Partie adeln könne, ist unlogisch; man kann nur etwas
adeln, das, wenn auch an sich bescheiden, so doch des Adelns Werth ist.
Das ist vielmehr nichts als Niemann mit seiner sympathischen Persönlich-
keit, seiner vornehmen Haltung und feinen eindringlichen Betonungen. Statt
zweifellos falsch declamirten Stellen durch Ziehen oder Abknappen einen
Anschein von Sinn zu geben, zieht er es vor, sie ehrlich so zu singen,
wie sie auf dem Papier stehen, in der richtigen Erkenntnis;, daß ein offen
eingestandener Fehler weniger unangenehm berührt, als ein schlecht und
mühsam verdeckter. Um so freier bewegt er sich unter solchen Umständen im
Spiel; es paßt zwar nicht immer zur Nolle, aber die Rolle paßt ja auch
nicht zu sich selber. Niemann als „Prophet" in der Zeltscene des dritten
Actes ist Brutus vor der Schlacht bei Philippi; Niemann im großen Bac-
chanal vor der Katastrophe ist der „Don Juan", dem brave Baritonisten
mit der bescheideneren, aus der Webcrisch-Marschnerischen Schule entnommenen
Tämonik nicht beizukommen vermögen. Aehnliche fesselnde, selbstempfundene
oder großen Dichtern abgelauschte Züge flicht er auch in die Darstellung anderer
Meyerbeer'scher oder sonst dem Gebiete der großen Oper angehöriger Figuren
ein und da er zuviel Geist hat, um sich im Geistreichen zu übernehmen, läßt
man sich dies gern gefallen. Ueberhaupt ist immer und wieder darauf hin-
zuweisen, wie Niemann im Spiel durch den Aufwand geringer Mittel viel
erreicht. Man beobachte seinen wahnsinnigen „Masaniello": da gewahrt man
nichts Von dem Realismus der modernsten Bühne, kein Heraustreten der
Augen und kein Herumwerfen auf dem Boden; dennoch ist mit wenigen
scharfen Strichen der Geisteszustand des Irren deutlichst gekennzeichnet. Be-
lehrenderes in dieser Hinsicht bietet noch Niemanns Schilderung der Scelen-
zustgnde des kranken und sterbenden Tristan; Wohl läßt er sich hier manche
Feinheiten entgehen, wohl liefert er hier den Beweis, daß er in der Dar-
stellung der duldenden Helden weniger glücklich ist, als in der der kämpfenden;
dafür verschont er uns aber auch mit pathologischen Vorlesungen.

Es giebt Wohl keine Gattung der Oper, in welcher sich Niemann nicht
versucht hätte. Auch den Bereich der heiteren Muse hat er gestreift. Sem
„Fra Diavolv" ist ungeachtet aller gesanglichen Wunderlichkeiten den Leistungen
unserer lyrischen Tenöre weit überlegen; ohne daß er über eigentlichen Witz
verfügt, ohne daß ihm auch nur das Geringste von der graziösen Leichtigkeit
— früherer Berühmtheiten der „Opörs oomi^us" zu Gebote steht, gelingt
ihm doch Manches so gut, daß man es sich nicht besser wünschen kann. Der
Grund dafür ist allein in seiner Fähigkeit zu suchen, einen gleichviel wie
gearteten Dialog einfach und sinngemäß zu sprechen.

Das gilt von dem zwanglosen Ton des musikalischen Lustspiels, das
gilt auch von dem bis zu den schwersten tragischen Accenten gesteigerten Stil
der „Walküre" und des „Tristan". War Niemann im Stande, diesem jeweilig

Genüge zu thun, erklomm er hier den Gipfel des ihm überhaupt Erreichbaren, so hat er das zu einem nicht geringen Theile dem freundschaftlich anspornenden Eifer, der stets auf das einzig Fruchtbare einer künstlerischen Methode, das „lebendige Beispiel" abzielenden Unterweisung Wagners zu danken. Ohne daß es jemals zu einem längeren, regelrechten Studium gekommen Ware — ein Experiment, welches auch, wenn der „Schüler'" nicht von Jugend auf unter der Obhut des Lehrers steht, nie vollständig glücken kann — ist der Bayreuthcr Meister doch der eigentliche Lehrer Niemanns gewesen. Nicht nur durch die neuen Aufgaben allein, sondern auch durch die persönliche Anleitung dessen, der sie gestellt. hatte, ist die beste Kraft unseres Künstlers erst ausgelöst worden. War es ihm nicht beschiedcn, sich bis zur Vollendung hindurchzuringcn, so sind als Ursachen davon der Druck der Verhältnisse, welche es ihm nicht gestatteten, sich allein idealeren Bestrebungen zu widmen, und die Schranken seiner musikalischen wie dramatischen Begabung anzusehen. Immerhin hatte er für das, was er erreichte, gegründete Ursache, sich Wagner dankbar zu erweisen. Und er ließ es auch nicht an sich fehlen. Kaum war er Mitglied der Berliner Hofbühne ge worden, als er für den von ihm so hoch verehrten Meister bahnbrechend zu wirken begann. Bereits im Jahre seines Eintritts 1866 schrieb einer der angesehensten Berliner Kritiker: „Seit dem Engagement des Herrn Niemann nimmt die Wagncr'sche Oper einen ungebührlichen Platz in unserer Tagesordnung ein." Niemals hat ein Anhänger der alten Nichtnng einen wagncrsreundlicheren Ausspruch gethan, als diesen; die Wagner'schc „Oper" paßt in der That ganz und gar nicht in das moderne Ncpertvir hinein — ebenso wenig wie das Weihfestspiel „Fidelis" und das Mysterium des Goethe'schen „Faust". Nichtsdestoweniger ging Niemann in bester Absicht vor, als er für Wagner im musikalischen Polizeistaate des Herrn von Hülsen ein Stück Boden zu erobern suchte. Tie sparsamen Freundschaftsdienste, an welchen sich die erste Bühne des Reiches dem Schöpfer der „Meistersinger" gegenüber genügen ließ, sind in ihrer Mehrheit auf das Betreiben Niemanns zurückzuführen. Mit um so nachhaltigerem Erfolge bewährte sich dann letzterer in Bayreuth als mächtiger Nufer im Streite. Es wird ihm unvergessen bleiben, wie er mit seiner künstlerischen Leistung, wie er mit der ganzen Energie seiner Natur für die Festspiele eintrat. Er war einer der wenigen, die nicht allein Reden zu halten, und dies — was man selten genug erlebte — in klarem, gemeinverständlichem Deutsch — sondern auch zu handeln wußten. Ter Schüler Wagners ist eben als „Declamator" niemals aufgetreten, weder im Leben noch in der Kunst. Dennoch wäre er ein vortrefflicher Lehrer für irgendwelche Hochschule für dramatische Kunst — wenn sich die Natürlichkeit überhaupt erlernen ließe. In den Concertsälen war er ein seltener, aber nicht uninteressanter Gast. Er hat in den heroischen Partien, Häiidel'scher Oratorien die Musiker zur Verzweiflung gebracht, alle figunrten Stellen in Grund u„d Boden hincingesungen und die Zuhörer durch sein

ungestümes Schlachtgeschrei unwiderstehlich mit fortgerissen. Er hat uns mit Schumanns „Ich grolle nicht" bis in's tiefste Mark erschüttert, sodaß wir nicht mehr Heine, sondern Aeschylus zu hören glaubten. Es klang wie ein allmählig in der Ferne verhallendes Nachelied abziehender Eumeniden. Da Hütte nun freilich kein wunderschöner Monat Mai vorangehen können, sondern ein tragischer Juli mit verzehrenden Gluthen und krachenden Wctterschlägen. Man konnte das Fürchten lernen. Wir wurden gepackt, wie wenn Liszt ans dem „Erlkönig" eine Götterdämmerung auf dem Flügel machte und man die gespenstischen Riesenwölfe zu sehen vermeinte, wie sie hinter der Sonne ein-herjagen, um sie zu verschlingen.

Kein Zweifel: die Lyrik ist für Niemann ein „ewig verlorenes Lieb".

Er hat einmal mit der dramatischen Muse einen Bund für's Leben geschlossen und ein solcher ist unzertrennlich. Wie sich dies Leben außerhalb der Welt der Lampen und der Bretter gestaltet hat, ob der Sänger in demselben mehr strengen Rhythmen folgte oder in ungebundenen Reimen imvrovisirte — das sind Tinge, mit welchen sich der Tageschronist befassen mag. Es steht uns nicht zu, uns darüber auszulassen; denn wir sind der Meinung, daß die bürgerliche Führung eines Mimen mit seiner Kunst nichts zu thun habe. Ueberdies will es uns bcdünken, daß es um den Ruhm eines Künstlers schlecht bestellt sein muß, wenn es nothwendig sein sollte, das Interesse, welches die Ocffentlichkeit an ihm nimmt, dnrch mehr oder minder indiscrete Mitteilungen aus seinem engeren Kreise nen zu beleben. Dazu gehört auch das, was hinter den Coulisscn vorgeht. Nicht nur die Frauen, fondern auch die Künstler, von deren Privatleben man am wenigsten spricht, sind die besten Menschen.

Es ist ein eigen Ding darum, das Portrait des Künstlers Niemann zu zeichnen. Große Züge geben starke Schatten; auch an dem, was im Hell' dunkel der Alltagsgewohnhcit sich schön und edel ausnimmt, treten bei schärfer auffallender Beleuchtung mancherlei Rauhheiten und Unebenheiten hervor. Tennoch ist genug des Gnten und Vortrefflichen vorhanden, das vor jeder kritischen Prüfung bestehen bleibt. Legen wir den Stift bei Seite und machen wir noch eine Momentaufnahme. Eine hohe, adelige Gestalt steht vor uns. Um die Lippen zuckt ein gebieterischer Zug: wie der Recke äußerlich seine Umgebung überragt, so beherrscht er sie auch geistig. Frei und offen tritt die Stirn unter dem buschigen Haar heraus: Noth und Zweifel des Genius haben ihre tiefen Furchen nicht hineingegraben, aber Hie kräftige Wölbung deutet, auf einen gesunden, natürlichen Kunstverstand. Doch das Schönste an ihm ist sein Auge. Es blickt feurig und mild zugleich. Ans ihm spricht Be-geisterung für alles Hohe und Herrliche, aus ihm spricht unverbrüchliche Treue gegen das Ideal, gegen den schaffenden Künstler — deutsche Mannestreue.

Das Heroon von Gjölbaschi.

von

Moriz tzoernes.

- Wien. —

I.

5 sind nun vierzehn Jahre her, daß auch Oesterreich sich einer großen
wissenschaftlichen Aufgabe zuwendete, an deren Losung seit längerer
j Zeit und mit großartigen Mitteln von anderen Seiten gearbeitet
wird. Conze'S Untersuchungen auf Samothrake, begonnen 1873, waren der erste
Schritt, mit dem sich unser Reich an jener Aufgabe, der archäologischen Er-
forschung des Orients, betheiligte. Sic wurden fortgesetzt 1875, die Re-
sultate publicirt 187» und 1880. Nach Vollendung dieser Arbeit entwarf
Conze's Nachfolger Benndorf einen Plan zur Weitcrführung des Werkes, welcher
durch ministerielle Genehmigung zur ersten, und durch das Eingreifen einer
Privatgesellschaft zur zweiten archäologischen Expedition nach Kleinasien führte.
Es war der Süden von Kleinasien, welchen jener Plan umfaßte. Hier
lag ein noch beinahe unberührtes Arbeitsfeld, während das europäische Fest-
land und die Inselwelt Altgriechenlands, öfter durchforscht, gleichsam eine
Domain« der deutschen und französischen Institute in Athen bilden und der
Norden der wcstasiatischen Halbinsel durch andere Kräfte (Schlicmann in
Troja, Humann in Pergamon, Amerikaner in Assos, Franzosen in Myrina und
Engländer in Sardes) occupirt war. Lykien und Karien also, fast unbekannt,
doch von älteren Reisenden soweit erschlossen, daß man auf lohnende Aus-
beute rechnen durfte, sollten durchwandert und erforscht werden. Namentlich
wurden zwei Punkte als vielversprechend in's Auge gefaßt: die Ruine des
Hekatetempels zu Lagina in Karien, gefunden von L. Roß, später beschrieben
von Ch. P. Newton, und der Grabbau von Gjölbaschi, entdeckt von
I. A. Schönborn 1842, seither aber trotz der verheißungsvollen Mittheilungen
des Letztgenannten wieder völlig in Vergessenheit gerathen.

Die erste Expedition war eine bloße Recognoscirung. Zunächst mußte die Denkmalstätte von Gjölbaschi, welche Schönborn, wie es scheint, absichtlich ohne nähere Ortsangabe gelassen, wieder entdeckt werden. Was vorlag, war nichts als eine begeisterte Schilderung ausgedehnter Friesreliefs, deren unvermutheter Anblick den ersten Entdecker derart überraschte, daß er vor Freude über den Fund und Betrachtung seiner Schönheit sogar vergaß, Notizen zu machen. Sie gipfelt in dem Satze, „daß diese Reliefs in gehöriger Höhe aufgestellt jedem Museum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch sonst ausgestattet sein mag".

Diese Mittheilung war der Leitstern, welchen der zweite Entdecker Benndorf verfolgte, als er im Frühjahr 1881 von der kleinen Kekova-Bucht an der Südküste Lykiens das Strandgebirge erklomm. In begreiflicher Spannung, ungewiß ob der gesuchte Punkt sich werde wiederfinden lassen, besorgt, daß Schönborn die von ihm gesehenen Dinge überschätzt habe, oder daß sie überhaupt nicht mehr vorhanden seien — betrat er spät und erschöpft den 1800 Fuß hohen Rand des Küstenplateaus, erkannte von Weitem den Gipfel von Gjölbaschi und erreichte ihn glücklich noch am Abend desselben Tages. Wir überlassen es ihm selbst, den ersten Eindruck des wiedergefundenen Denkmals zu schildern. „Voreilend arbeitete ich mich durch dorniges dichtes Gebüsch und Steingeröll athemlos rasch empor, auf das Eingangsthor zu, das sich, in bedeutendem Abstände über dem steil abfallenden Abhang, in der Mauer öffnete. Ohne bei dem nächstliegenden, das in seiner Eigenart die Erwartungen steigerte, zu verweilen, kletterte ich erregt in den Steinfugen der Mauer zur Thorschwellc hinauf und sah mich im Innern der Ruine plötzlich einer Fülle von Bildwerk gegenüber, die von benachbarten hohen Bäumen überragt und von innen aufgeschossener Vegetation thcilweise reizvoll verdeckt, im Glänze der sinkenden Sonne einen wunderbaren Anblick gewährte. Ich bekenne, daß diese ersten Augenblicke der Betrachtung an dem langerstrebten und nun glücklich erreichten Ziele, in lautlos weihevoller Stille und Abgeschiedenheit einer großartig ausgebreiteten Natur, Steinwildniß ringsumher, mit dem Ausblick auf eine von Schneeketten umsäumte schluchtenreiche Gebirgslandschaft und das hochgewölbte endlose Meer, zu den tiefsten Eindrücken meines Lebens zählen."

Es ist hier kein Platz zu Reflexionen z sonst würden wir solche darüber anstellen, daß innerhalb 39 Jahren, von 1842 bis 1881, nur ein einziger Reisender, Karl Ritter, den gar nicht so entlegenen, in wenigen Stunden von der Küste erreichbaren Punkt, dessen Bedeutung ein Trompetenstoß des ersten Entdeckers verkündet, besucht hat. Vielleicht würden wir auch die Zerstörung des wundervollen Ensembles, welches Benndorf schildert, beklagen und dem Museum, egoistisch, wie die Menschen nun einmal sind, nur die Gipsabgüsse der Reliefs gönnen wollen, wenn nicht eben unserer Stadt ein namhafter Theil der Originale selbst zugefallen wäre.

Benndorfs erster Aufenthalt an der wiedergefundenen Ruinenstätte von Gjölbaschi währte nur zwei Tage und war einigen flüchtigen Vorarbeiten

Nloriz lioerncs in Ivien,
zur vollen Aufnahme des Objectes — Ausrodung der Begetation im Innern
des HeroonS, Untersuchung der Akropolis mit den übrigen Grabmälern
(„leider ohne auf eine lesbare Inschrift zu stoßen, die den antiken Ortsnamen
hätte vcrrathcn können"), phvtographische Aufnahme des Grabbaucs und seiner
Sculpturen — gewidmet. Tie Fortsetzung der lykischcn Reise führte den Ge-
nannten während eines vollen Monates an alle Hauptorte ini Westen und
Süden der Landschaft und ergab zahlreiche Beiträge zur antiken Chorogravhic
Lykicns durch Jnfchriftcnfunde und die Entdeckung einiger neuer Ruinenplätze,
sowie des lykischen Bundcsheiligthums südlich von Tanthos. Hier sowie auf der
anschließenden Tour nach Karirn bot sich außerdem überreiche Gelegenheit, durch
ethnographische und geographische Wahrnehmungen das unsichere Bild dieser
beiden Landschaften in wesentlichen Zügen zu bereichern und zu berichtigen.
Das zweite Hauptziel der Reife, das Ziel der beschwerlichen Binnen-
landtvur durch Karien, war der Hekatetempel von Lagina, dessen an-
sehnliche Ruinen zum Theil in Newtons „Geschichte der Entdeckungen in
Halikarnaß, Knidvs" u. s. w. bekannt gemacht sind. Benndorfs Nachlese war
immerhin stattlich genug und viel mehr als eine bloße Revision der Newton'schen
Aufnahme. Ter Besuch war aber zugleich eine Recognoscirung zum Zweck
eines spateren energischen Angriffs, und sein Resultat bestand in der Ueber-
zeugung, daß es hohe Zeit sei, die hier erhaltenen leicht zugänglichen Schätze
in gründlicher Untersuchung zu heben.
Nach viermvnatlicher Abwesenheit mit einer stattlichen Sammlung von
Zeichnungen und Photographien, welche von den Tenkmälern und Tenkmälergruppen
Lykiens zum ersten Male einen treuen Begriff gaben, zurückgekehrt, fand Benndorf
das wärmste Entgegenkommen in einem Kreise von hochgestellten und reichbe-
bemittclte» Persönlichkeiten, die sein Programm zur Erwerbung der Original-
sculpturen von Gjölbaschi und zur Vornahme von Ausgrabungen in Lagina
mit Begeisterung acceptirten und zur Verwirklichung desselben sich als „Ge-
sellschaft für archäologische Erforschung Kleinasiens" evnstituntcn. Tiesem
Privatvere!» verdanken wir die gesicherte Turchführung der vom Fachmanns als
nothwendig erkannten Arbeiten und jenen Zuwachs an Kunstbesitz, der als ein
Ereignis; ersten Ranges im Geistesleben unserer Hauptstadt zu bezeichnen ist.
Tie Ziele, welche der zweiten Expedition gesteckt waren, forderten, und
die Mittel, welche ihr von vielen Seiten zuflössen, erlaubten diesmal eine
größere Zahl von activen Theilnehmer», und so bestand die Colonie, welche
sich im Frühling des folgenden Jahres auf dem alten Stadtplatz um das
Heroon von Gjölbaschi niederließ, aus mehr als dreißig Köpfe». Benndorf
zur Seite stand in der Leitung des Ganzen sein Präger College Engen
Petersen. Ein Architekt, ein Ingenieur, ein Arzt und Anthrvpolog, ein
Geolog uud drei jüngere Archäologen bildeten die colior^ ckoet», welche sich
in die geistigen Aufgaben theilte. Zur Bewältigung der mechanischen war
ein Unteroffizier und vier Sappeurs des Gcniecorps in Zutheilung
übernommen, ferner 11 Erdarbeiter, 1 Schmied, Z Steinmetzen, ebensoviel

Zimmerleute und 4 Handlanger in Trieft angeworben. Uebcrdies gab es eingeborene Micthlinge als Gehilfen, Aufseher, Dolmetsche, Kavassen, Küche, Pferdeknechte, endlich einen türkischen Commissär mit seinem Zaptieh. Die Überwachung der Arbeiten seitens der letzteren geschah auf Grund eines von der k. u. k. Botschaft erwirkten Firmans, wodurch der österreichischen Gesellschaft auf die Dauer von zwei Jahren das Recht zu Ausgrabungen in Gjölbaschi und Lagina und der Besitz eines Drittels der Funde zugestanden war. „Bezeichnet war die Niederlassung durch eine zwischen zwischen zwei antiken Basen aufgehißte ideale Fahne, die in der Sommcrgluth bis zur Unkenntlichkeit verschoß, desgleichen durch einen großen Doppeladler, den unsere jungen Freunde für den ersten festlichen Empfang des (Schiffs-) Commandanten auf eine Bretterwand des Magazins mit wetterfester Schwärze anmalten,"
Von den Beschwerden, welche das Wirken der Expedition in Gjölbaschi auf Schritt und Tritt begleiteten, giebt Benndorfs Bericht ein anschauliches Bild. Waren bei hundert Kamecle und zahlreiche Lastträger erforderlich gewesen, um das Arbcitsinatcrial (Bretter, Pfosten, Transportschlitten, Nägelfässer, Winden, Flaschcnziige, Ketten, Taue u. s. w), den Proviantvorrath und das Privatgepäck über elende Saumpfade auf den 2400 Fuß hohen Gipfel von Gjölbaschi cmporzubringen, so stellte sich oben bald ein empfindlicher Wassermangel und die Schwierigkeit der Beschaffung frischer Lebensmittel ein. Eine zcitlang wurde das Fortschreiten und rechtzeitige Ende der Arbeiten auch durch Stockungen im Zufluß der Arbeitskräfte in Frage gestellt. Die mechanischen Aufgaben wurden nämlich mit 50—60 Arbeitern begonnen und in den letzten Wochen mit einer dreimal so großen Anzahl zu Ende geführt.
Die Hauptarbeit bestand in der Anlage einer Straße für die Beförderung der Funde andasMeer und indieser Beförderung selbst, wozu Lastthiere oder Lastträger schlechterdings unverwendbar waren. Obwohl Gjölbaschi vom nächsten Küstenpunkt in der Luftlinie nur 1 Stunden entfernt liegt, bot sich bei der Gestaltung des Bergrcliefs ein Umweg von 23 Kilometer als einzige Möglichkeit der Straßenanlagc dar; und wenn auch die neu herzustellenden Theile derselben nur 5 Kilometer lang waren, galt es immerhin eine Gesammthöhc von 2000 Fuß zu überwinden, wozu ausgedehnte AbHolzungen, Felssprengungen und die Aufführung langer solider Futtermauern nothwendig waren. „Im Anfange," sagt der Bericht, „ging Alles hoffnungsvoll, leicht und gut von Statten; allein kurz darauf mit Anbruch des Sommers kehrte sich ein anderes Gesicht heraus ... Zu unserem Leidwesen mußten wir den Gedanken aufgeben, noch im Laufe des Sommers Ausgrabungen in Lagina vorzunehmen, und waren froh, als in der zweiten Hälfte des Juli der Wcgbau endlich vollendet war. In allen Widerwärtigkeiten mit unerschütterlicher Ruhe ausdauernd, hatte der leitende Ingenieur eine Leistung vollbracht, mit welcher ein Geschenk nn den ganzen Tistrict. der damit eine bleibende Verbindung mit dem Meer erhielt, und ein gerechter Anspruch auf eine billige Theilung unserer Funde gegeben war."

Moriz kzoernes in Wien.

In lebhaften Farben malt der Berichterstatter jene glücklichen Maitage vor dem Eintreten der retardirenden Momente, als noch alle Mitglieder der Expedition auf der Höhe von Gjölbaschi vereinigt und Jeder in frischem Zuge bei der übernommenen Arbeit war. „ES war ein beständiges Kommen und Gehen, ein beständiges anregendes Austauschen von Ergebnissen und Erlebnissen, und der Verkehr Wurde gehoben durch die Beziehungen zu dem Kriegsschiffe, dessen Nähe wir je länger je mehr als die sichernde Grundlage unserer Existenz empfanden . . . Noch glühte und brannte die Erde nicht, die kühlen Nächte erfrischten, auch in der Sonnengluth des Tages fühlte man die Luft in erquickender Milde und einem leisen angenehmen Wehen. Auge und Sinn war offen für alle Zauber, welche der Frühling mit seinen frischen Farben über den melancholisch schönen Ernst der Gegend breitete . . . nirgends eindrücklicher als des Abends, wenn die Sonne bis in die fernsten Winkel ihr ganzes Relief belebte und mit tiefen Schatten in der Nähe über das niedrige Gebüsch hinstrich, wenn dann die Arbeiter in der Dämmerung ermüdet herauskamen, ihr Geräth abgaben und nach dem raschen Mahl ihre fröhlichen italienischen Weisen anstimmten, bis in dunkler Nacht weit hinter dem Chelidonia-Cap der Mond groß aufstieg und um alle Höhen und in alle Falten der Landschaft und unabsehbar über das wie ein silberner Schild erglänzende Meer seine breiten taghellen Lichtfluthen ausgoß."

Im weiteren Verlauf seines Berichtes erörtert Benndorf die Lage und muthmaßlichc Bedeutung der städtischen Niederlassung von Gjölbaschi. Leider ist keine Inschrift entdeckt Worden, welche über den antiken Ortsnamen klaren Aufschluß geben konnte. Gleiches Dunkel schwebt über dem so reich ausgestatteten Heroon: „Kein Schriftzug, kein erläuternder Fund ist bei den Ausgrabungen zu Tage getreten, der über die Entstehung und den Stifter des Monumentes hätte Aufklärung verschaffen können . . . aber die ganze Art seiner Anlage und Ausstattung setzt außer Zweifel, daß es die Familiengruft irgend eines Ortsgcwaltigcn der voralexandrinischen Epoche war, ein Analogon zu einem Mausoleum, wie es in so entlegener Bcrggegend sich in guten Tagen einer der vielen ephemeren Tyrannen errichten mochte, an denen die griechische Geschichte namentlich in den halbcivilisirten oder barbarischen Theilen ihres Gebietes so überreich ist."

Das Heroon von Gjölbaschi besteht in einem nicht ganz rechtwinkeligen Mauerviereck von 20—24 Meter Scitenlänge, dessen meterdicke Wände aus Kalksteinquadcrn 3 Meter hoch den geebneten Boden des Innern hofartig einfrieden. Nicht in der Mitte des Jnnenraumes, sondern gegen die Nordwestecke gerückt, wo zufällig ein größerer Felsblock anstand, war ein kolossaler Sarkophag aus dem gewachsenen Stein herausgearbeitet, von welchem noch zwei Stufen und die unteren Partien des Hauptkörpers erhalten sind. Die Ausgrabungen im Innern des Monumentes zeigten sowohl, daß es demselben nicht an anderweitiger Ausstattung gefehlt, als auch, daß es eine sehr gründliche Zerstörung erfahren hat. Die Pforte des Baues, einst durch zwei Thürflügel geschlossen, liegt in der Mitte der dem Meere zugekehrten Südmauer.

2 Meter über dem Felsboden des Abhanges, so daß sie nur auf angelegter Leiter oder durch Emporklettern erreicht werden konnte.
Die für uns wichtigsten und interessantesten Bcstandtheile des Baues, seine jetzt im Erdgeschoß des kunsthistorischen Museums deponirten Basreliefs, befanden sich in Gestalt von doppelten Fricsstreifen außen an der Eingcmgs- rnauer und innen an allen vier Wänden des Heroons, im Ganzen über ISO Meter lang, hergestellt in der altüblichen Weise durch Hineinarbeiten in die Mauersteine, nachdem diese bereits an ihre Stellen im Bau versetzt waren. Die wechselnde Höhe dieser Bildstreifen und andere Unregelmäßig- keiten der Ausführung deuten auf ein rasches, sorgloses Verfahren der Künstler hin. Singular erscheint die paarweife Anordnung der Friese übereinander, mit vielfach ineinander greifender Composition, welche ohne Zweifel der Technik der griechischen Malerei entlehnt ist und dem Neliefstil eine den Ausdrucksmittcln der letzteren verwandte Freiheit der Ausbreitung und Schilderung gewährt.
Wie bereits Schönborn beklagte, ist die ursprüngliche Oberfläche der Reliefs überall durch Verwitterung zerstört, am stärksten an der dem Wehen der Seeluft direct ausgesetzten Außenseite der Südmauer und der entsprechen- den Innenseite der Nordmaucr. Für den damit verlorenen Reiz der letzten Ausführung entschädigt die gesicherte Reihenfolge der einzelnen Darstellungen und die volle Wirkung der ungestört erhaltenen Composition des Ganzen, welche trotz jener verderblichen Witterungseinflüsse nach ihrer Idee und Gliederung zur klaren und glücklichen Geltung kommt.
Indem wir den Bildschmuck des Heroons übersichtlich betrachten, beginnen wir mit den am Thvre angebrachten Sculpturen. welche sich nach Art und Be- stimmung streng von den Friesreliefs absondern und mit besonderen Bezügen zu der Grabstätte und ihrem Cultus gewählt zu sein scheinen. Außen sieht man am Thürsturz unter, andern mehr decorativen Gliedern die Basrelief-Gruppen von zwei einander gegenübersitzenden Ehepaaren, wahrscheinlich den Gründern und Inhabern der Grabstätte. Innen sind an den Thürpfosten zwei Jünglings- siguren, welche einen bei Bestattungsfeierlichkciten üblichen Tanz aufführen, da- rüber am Thürsturz eine Reihe nackter Gnomengcstalten, die in mannigfachen Stellungen und Bewegungen zu jenem Tanze Musik machen, angebracht.
Wenn die Bildhauer des Heroons in diesem Stück ihrer Arbeit theils unter dem Zwange provinzieller Eigentümlichkeit, theils unter dem bindenden Einfluß ihrer speciellen Aufgabe wirkend erscheinen, so haben sie in den Friesreliefs den ganzen Vorrath ihres Wissens und Könnens oder, wie Conzc sagt, das Füllhorn dessen, was sie daheim in Athen gelernt und was sie auch sonst schon umhergetragen haben mochte», in bunter Mannigfaltigkeit ausgegossen. „Ohne deutliche äußere Trennung und meist ohne ersichtlichen inneren Zusammen- hang sind unvermittelt die verschiedenartigsten Stoffe nebeneinandergestellt, in deren Gestaltenmenge sich die antiken Ortsbewohner einst schwerlich mit ge- ringerm Staunen als der moderne Entdecker zurechtgefunden haben mögen."
Es kann unmöglich hier unsere Aufgabe sein, eine auch noch so flüchtige

Beschreibung dieses Bildreichthums zu versuchen: eine einfache Aufzahlung der längeren Gestaltenreihen ist Alles, wodurch an dieser Stelle auf die unmittelbar bevorstehende Publicativn des ganzen Fundes im „Jahrbuche der kunfthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses" verwiesen werden kam,.

Die Außenfeite der Südwand zeigt links vom Eingange im oberen Friesstrcifcn einen Kampf von Griechen und Amazonen, im unteren einen solchen von Lapithen und Kentauren; rechts vom Eingang im oberen Streifen die Belagerung Thebens durch die bekannten sieben Helden der griechischen Sage, im unteren eine schwer mit wenig Worten zu bezeichnende Darstellung, in der wir die Benachrichtigung eines Perserkönigs von einer durch Griechen ihm zugefügten Niederlage vermuthen möchten. Es wird Sache der Interpretation sein, gründlich zu untersuchen, ob wir überhaupt einen historischen Vorgang annehmen, und wenn ja, ob wir in dem Könige Dareios oder Terxes und in der Schlacht etwa die von Marathon oder Salamis erkennen dürfen.

Die Innenseite der Südwand zeigt links vom Eingange, also auf dem Revers des zuletzt erwähnten Mauertheiles Reihen von Darstellungen, welche sich bis jetzt noch einer sicheren Erklärung entziehen. Deutlich ist der Kampf des Bellerophon mit der Chimaira, hier deshalb bedeutungsvoll, weil es eine lykische Sage ist, die von demselben berichtet. Außerdem sehen wir ein Viergespann, eine Entführungsscene und eine lange Schilderung zechender Männer, die von Schenken bedient und von weiblichen Gestalten mit Musik und Tanz erheitert werden — vielleicht eine Vorstellung des Lebens der Seligen in den jenseitigen elysischen Gefilden. Klarer und einheitlicher sind dagegen wieder die Darstellungen rechts vom Eingang. Im oberen Streifen erkennen wir zwei von den Schlußscenen der Odyssee: die Ermordung der Freier der Penclope durch den heimgekehrten Gatten, und einen anderen Act der Wiederherstellung des Hausrcchts, die Bestrafung der ungetreuen Mägde. Im unteren Streifen ist die kalydonische Jagd sehr schön und ausführlich dargestellt.

Hieran stößt auf der westlichen Wand eine grandiose Scencnreihe, die wir trotz des Zweifels, der noch hierüber maltet, nach unserer lleberzcugung auf den Schauplatz der Jlias verlegen. Links präsentirt sich das Schiffslager der Griechen, daneben entwickelt sich nach rechts fortschreitend eine große Feldschlncht, ferner die Darstellung einer belagerten Stadt, die wir ohne Weiteres für Troja erklären, und endlich wieder ein Kampf von „Griechen mit Amazonen, die aber diesmal nach der epischen Ueberlieferung als Bundesgenossen und> Hilfstrupvcn der Trojaner aufzufassen sind."

Die nördliche oder Rückwand des Gebäudes zerfiel, der Trennung der gegenüberliegenden Südwand durch den Eingang entsprechend, in zwei Bildhälstcn von verschiedenem Werth,

Ans der geringeren rechten Seite ist oben eine Kette von Jagdbildern, unten abermals eine Kentauromachic, auf der wcrthvolleren linken Seite in großem malerischen Entwürfe dcr Raub der Leukipvostöchter Phöbe und Hilai'ra durch die Dioskurcn mitten aus den Zuriistungen zu ihrem Vermählungsfcste dargestellt.

Die Ostwand des Gebäudes lag bei der Entdeckung fast vollständig in
Trümmern, doch gelang es, aus Bruchstücken der herabgefallenen Quadern
noch Einiges von dem Bildschmuck dieser Seite zu reconstruiren. Sicher
waren vier von den Abenteuern des Theseus, minder deutlich eine Helden-
that des Perseus zu erkennen.
Ties ist, in die kürzesten Worte gepreßt, der große Antikenfchatz von
Gjölbaschi, welcher für den Anfang schier unübersehbar, in verwirrender
Reichhaltigkeit vor uns liegt. Ein kühner und glücklicher Griff, für den wir
sn erster Linie dem Entdecker und Expeditionsleiter Professor Benndorf, dann
aber kaum weniger der österreichischen Gesellschaft zur archäologischen Erforschung
Kleinasiens verpflichtet sind, hat die Kunstgeschichte und Kunstmythvlogie um eine
Fülle unschätzbaren neuen Materials bereichert und mit einem Schlage die bis-
her unscheinbare Sammlung der antiken Sculpturen unseres kunsthistorischen
Museums zum Range der übrigen Abtheilungen desselben emporgehoben.
Die Gerechtigkeit erheischt, vor jeder eigenen Reflexion, unsere Aufmerk-
samkeit für die weiteren Arbeiten und Schicksale der Expedition bis zu dem
letzterwähnten rühmlichen Ausgang.
Mitte Juli war der Straßenbau vollendet, und es begannen die
Transportarbeiten, nahmen aber einen viel langsameren Gang, als mit Grund
erwartet worden. Aus Wien blieben entscheidende Nachrichten, aus Eon-
stantinopel der behördliche Bescheid über die Thcilung der Funde aus., Die
an der Südküste Kleinasiens verkehrenden Schifffahrtsunternchmer forderten
übertriebene Preise für die Fracht der Steine; nach August war auf eine
sichere Einschiffung überhaupt nicht mehr zu rechnen. Sommersgluth und
Wassermangel entnervten die ständigen Arbeiter nnd machten den Zufluß der
auswärtigen beinahe versiegen. Unter diesen Umständen schien es fraglich,
ob das Werk der Expedition überhaupt noch im laufenden Jahre werde zu
vollbringen sein. Aber der energischen Hand ihres Leiters gelang es, einen
Hochdruckapparat in Wirkung zu setzen und diese Schwierigkeiten nach und
nach aus dem Wege zu räumen. Inzwischen wurden die Relieffriese des
Heroons vorsichtig von den Mauern gehoben, die Steine rückwärts bis zur
Dicke von 20—25 Centimeter abgearbeitet und sammt den Fragmenten in
16 eisenbereifte Kisten verpackt. Besondere Mühe verursachte der 100 Centner
schwere Thürsturz, welcher auf beiden Seiten sculpirt und daher nicht zu
verkleinern war; außerdem die je 60 Centner schweren Thürpfosten. Auch
ein in der Nähe des Heroons stehender kolossaler Sarkophag mit spitzbogigem
Teckel nnd griechischer Inschrift wurde in Bewegung gesetzt.
Diese fünf größten und schwersten Stücke, nämlich das Thor des
Heroons und der letzterwähnte Sarkophag, überdies alle kleineren Funde
(Münzen u. dgl.) wurden nachmals von dem Commissär als türkischer Besitz
in Anspruch genommen, sämmtliche Friesreliefs dagegen der österreichischen
Gesellschaft zugestanden. Eine glücklichere Lösung der leidigen Theilungsfrage

läßt sich kaum denken als diese! Nicht als ob die Türken auf ihren Theil nur Haut und Knochen, wir Wiener aber alles Fett und Fleisch bekommen hätten; denn jene schweren, architektonischen Stücke sind zwar von geringerem Kunstwerth, doch immer noch interessant genug. Dennoch dürfen wir es aussprechen, daß die Expedition, welcher der ursprüngliche Vertrag nur 1/3 der Funde zugestand, zuletzt mit dem Löwenanthcil der Beute abziehen durfte.
Die fabelhaften Schwierigkeiten dieses Abzugs zur Küste bilden ein anziehendes, für den in solche Lagen und Verhältnisse Eingeweihten schauerlichschönes Capitel des vorliegenden Berichtes. Auf eigenen Reisen, zum Theil weither, mußte Zugvieh zusammengekauft werden, welches etappenweise, größtentheils zur Nachtzeit, die auf Schlitten verladenen Kisten über die steilen Zickzackpfade hinabschlcppte. Bei der Länge, Enge und Schwierigkeit des Weges und der großen Zahl der Gepäckstücke ist es erklärlich, daß der Transport nur bis zur Mitte der Wegstrecke wochenlang, bis Mitte August, währte, Menschen und Zugvieh aufrieb, und in den guten Muth der Erpeditionsleiter täglich neue Breschen schlug. Endlich war man am Seestrand, aber damit noch lange nicht am Ende aller Mühen und Besorgnisse. Unerwartete Anstrengungen kostete noch die durch mancherlei elementare und menschliche Tücken (letztere von Seiten gewinnsüchtiger türkischer Beamten und ränkevoller griechischer Speculanlen) verzögerte und behinderte Einschiffung. Nachdem die langwierigen Verhandlungen des Thcilungsactes beendigt waren, mußte die Fracht in Barken über die seichte Strandbucht des Andraki-Fluffes auf eine vorliegende Sandbarre überführt und dort vorläufig in einem Depotschiff verladen werden. Noch folgte wochenlanges Hangen und Bangen: erst am 19. September konnte der Lloyddampfer Juno den schweren Schatz zum Transport nach Constantinopcl aufnehmen, von wo er am 28. September in Trieft und Anfang October in Wien ankam.

II.

Wir haben bereits aphoristisch die Wichtigkeit dieser Erwerbung hervorgehoben und auch weiterhin den Adel und die Schönheit der Kunstwerke von Gjölbaschi nicht unberührt lassen können. Wenn wir dieselben nach ihrem vollen Werthe schätzen und uns über die kunst- und culturhistorisch,,' Stellung und Bedeutung der lvkischcn Reliefs, wenigstens im Allgemeinen, orientiren wollen, müssen wir in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, Iva» englische Expeditionen an ähnlichen Kunstschätzen der Südwcstküste Kleinasiens abgewonnen haben. Auch Benndorf und Niemann gingen vor ihrer ersten lykischen Reise nochmals nach London, um die Reliefs von Lanthos und Halikarnasz, welche dort im britischen Museum eine zweite Heimat gefunden, zu stndircn; und als Benndorf das Heroon von Gjölbaschi zum ersten Male betrat, fiel ihm eine zeitliche und stilistische Verwandtschaft mit dem Nereidcnmonument von Xanthvs sofort in die Augen.
Es waren bisher, nebst zahlreichen kleineren Werken, drei große Grab'

bauten bekannt, in denen die griechische Kunst an der Südwestküste Klein-
asiens Denkmäler ihrer TlMigkeit hinterlassen: Das Harpyiendenkmal in
Lanthos, das Nereidenmvnument ebendaselbst und das Mausvleum von Hali-
karnaß in Karien. Mit der hochbedeutenden Rolle, welche diese drei Doku-
mente in der Kunstgeschichte spielen, müssen wir uns in Kurzem vertraut
machen, um dem Heroon von Gjölbaschi als viertem ebenbürtigen Zeugniß
seine richtige Stelle anzuweisen.

Das Harpyienmonument, ein 6,6 Meter hoher Thurm mit einer
4,5 Meter über dem Boden angebrachten Leichenkammer, 1838 von Charles
Fellows entdeckt (publicirt in den Äon. äsll' inst, srczk. I V. 2. 3; Arch.
Ztg. 1855 Ts. 73 u. s. in kunstgeschichtlichen Werken), enthielt auf seinen
unter dem Sims angebrachten Bildtafeln eine Reihe von flachen Reliefs,
Welche gewöhnlich als Typen jonischer Formengebung in der archaischen
Periode der antiken Kunst (vor 500 v. Chr.) betrachtet werden. Es fehlt im
Osten der griechischen Welt an einem Werke, welches uns den jonischen Stil
in der Bildkunst so deutlich machen könnte, wie dies für den dorischen Stil
Westgriechenlands bei den Metopenreliefs von Selinus in Sicilien der Fall
ist. Deshalb griff man zu diesem Werke, welches streng genommen gar
nicht der griechischen, sondern der lykischen Kunst angehört. Aber die lyrische
Kunst jener Zeit ist unzweifelhaft nicht als etwas Eigenthümliches neben den
umgebenden griechischen und orientalischen Einflüssen, sondern in der That
als ein Theil der jonischen Kunst aufzufassen, wie schon die Verwendung
jonischer Architekturformen in den lykischen Denkmälern zeigt.

Das Harpyienmonument hat seinen allgemein angenommenen Namen von
jenem Theile seines Bildschmucks, dessen Erklärung am sichersten festgestellt
ist. Das sind jene geflügelten Mischwcscn — oben Weiber-, unten Vogel-
körper — welche den griechischen Harpyien entsprechen (obwohl damit nicht
gesagt ist, wie sie bei den Lykiern hießen) und deren Bedeutung an einem
Grabmal vollkommen verständlich ist. Es sind Sturm- und Todcsgöttinnen,
wie sie zumal im Epos und merkwürdigerweise auch gerade in Verbindung
mit lykischer Sage (Odyssee XX 61 ff.) vorkommen.

Vergleicht man diese Reliefs mit den Sculpluren von Selinus, so
springt uns die stärkste stilistische Verschiedenheit in die Augen. Während in
jenen archaischen Werken der dorischen Kunst Kraft, Wucht, ja sogar Plumpheit
herrscht, erscheint hier, in diesem lykischen Denkmal altjonischer Bildnerei,
Alles so fein und leicht, von Anmuth umflossen, daß es trotz der Alter-
thümlichkeit, Steifheit und strengen Gebundenheit der Gestalten auf den ersten
Blick Gefallen erregt. Mit dieser stilistischen Eigenthümlichkeit steht aber das
Harpyienmonument nicht vereinzelt da, sondern gruvpirt sich mit einigen
minder ausgedehnten Werken, welche denselben Charakter an sich tragen, als:
das sogenannte „Leukothca-Relief" in Villa Alban!, das Relief der „wagen-
besteigenden Göttin" sowie einige Grabsteinplatten in Athen u. a. Alle diese
Sculpturen, an denen zum Theil noch Farbenrestc sichtbar sind, oder die unaK ichr

Verwitterung der Oberfläche die einstige Bemalung erkennen laßt, sind außer-
ordentlich flach gehaltene Reliefs, eigentlich nur scharf markirte Umrißzeichnungcn
und unterscheiden sich schon dadurch von jenen stark hervortretenden dorischen
Arbeiten. Wenn trotz aller Anmnth und Feinheit der Behandlung eine gewisse
Nnvvllkommenheit der Zeichnung auf den ersten Blick auffällt, so darf dies
unser Wohlgefallen an jenen Vorzügen nicht beirren. Hier kommt es darauf
an, ein Werk der altgriechischen Kunst mit historischer Gerechtigkeit zu betrachten,
nicht im Vergleich mit spateren Leistungen, und unbefangen sich dem Eindruck
hinzugebe», welchen das Denkmal ausübt. Wenn wir den spateren Denkmälern
griechischer Kunst in Klciiiasie», dem Heroon von Gjölbaschi, zumal aber dem
Nere'idcnmonument gegenüberstehen, wird jener andere Gesichtspunkt, die künstle»
rische Produktion nachdem zu bcurthcilen, was ihr fehlt, sich als richtiger er-
weisen. Dem Harpyienmonumcnt gegenüber erkennen wir, was ein alter
Betrachter das „Gotterfüllte" i^'v9--«v) bei solchen Werken genannt hat. In
der Gebundenheit und Regelmäßigkeit derselben, in der strengen Symmetrie
der Anordnung mit dem nur leisen Aufleuchten des Natürlichen, erscheint
eine im Vergleich zu jenen späteren Werken höhere und stärkere Idealität,
welche geeignet ist, einen besonders feierlichen Eindruck hervorzurufen, und
welche den unvollkommenen Stil dieser Werke zu einem für lange Zeit hin-
aus gefestigten heiligen Stile gemacht hat.

Wir lassen das Heroon von Gjölbaschi vorläufig bei Seite und wenden
uns zu dem zweiten, durch Charles Fellows glänzende Entdeckungen der
Nachwelt wiedcrgeschenktcn lykifchen Denkmal, welches allgemein unter dem
Namen des Nereldcnmonumentes bekannt ist. Zwischen den beiden großen
Denkmälern von Xanthos liegt ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren.
Es liegen dazwischen die Epochen der Perserkriege und des peloponnesischen
Krieges, also jenes Jahrhundert, in welchem die griechische Kunst mehr gc
worden ist, als ein Gegenstand gelehrter Beschäftigung, ein Element jeder
menschlichen Cultur. Genauer läßt sich bei dem Fehlen urkundlicher Zeugnisse
das Intervall nicht bestimmen; allein soviel ist klar, daß das Harpyicndenk-
mal vor 500, das Nercidmmonument nach 400 v, Chr. anzusetzen ist.
Ersteres gehört der althcllcnischcn Epoche vor den Pcrserkriegen, letzteres der
jüngeren attischen Zeit nach dem peloponnesischen Kriege an. An dem
letzteren erkennen wir die Kunstrichtung des Skopas, welche mit den
Sculpturen des Mausoleums von Halikarnaß und der. ebenfalls aus dem
Orient gekommenen Niobidengruppc in Klcinasien weiterhin Fuß gesaßt hat.

Das Nereidendenkmal ist ein auf massivem Unterbau stehendes jonisches
Säulenhaus mit außerordentlich reichem Sculpturenschmuck, in welchem Reliefs
und Statuen, Menschen- und Thierbilder abwechseln: kurz ein der ganzen
Conception und Ausstattung nach der jüngeren Periode des attischen Kunst-
schaffens entsprechendes Werk. (S. ^un. äsll'inst. aroli, 1874 und 1875.
>I«v. XII ss.) Tic freien Bildwerke sind es, welche dem Monument seinen
geläufigen Namen verschafft haben, an den man sich halten muß, bis es ge-

Bingen wird, die Bedeutung des ganzen Bauwerks mit zwingenden Gründen festzustellen — weibliche aufgescheuchte Gestalten, zu deren Füßen (an den Basen der Standbilder) sich Scethiere befinden. Zur stilistischen Beurtheilung der Figuren ist namentlich hervorzuheben, wie die Kunst hier, bei völligem Durchscheinen des Körpers, in der Verwendung des Gewandes als Ausdrucksmittel für die Bewegung, das Maß des Schönen und Nichtigen bereits überschreitet und damit einen Endpunkt ihrer Entwickelnng anzeigt. Die Reliefs stellen, wie in der hellenistischen Zeit, Kämpfe und Städteeroberungen mit voller freier Anwendung der Kunstmittel dar. Wir sehen die wichtigsten Scenen eines ganzen Fcldzugs: Zusammenstoß und Kampf im offenen Felde, den Transport einer Schaar von Gefangenen, die Berennung einer Feste, den Ausfall ihrer Besatzung und das Eintreffen des Entsatzrs. Außerdem: das mit seiner Habe in die Festung flüchtende Landvolk, den Beherrscher der Stadt in asiatischem Königsprunk unter dem Prachlschirm sitzend, von Leibgarden umgeben, während Abgesandte zu seinem Throne wallen. Weiterhin Kämpfe von Reitern und Fußgängern, vordringende Phalangen n. dgl. in.
Das 1841 als besondere Abtheilung des britischen Museums eröffnete „Museum der lykischen Alterthümer" enthält noch eine Reihe von Sculpturen, welche zeigen, wie dieses Nachbarland der griechischen Cultur immer mehr hellenisirt wurde und die griechische Kunst namentlich in ihrer jüngeren Entwickelung dankbar aufnahm. Die Sache scheint sast so zu liegen, daß Lykien in der älteren Zeit (Harpyiendenkmal) mit der griechischen Kunstentwickelung selbständig Schritt hielt, dann aber bei dem kolossalen Aufschwung derselben — namentlich in Athen — nothwendig dahinter zurückblieb, um von der ganz frei entwickelten Kunst in der jüngeren Zeit der attischen Schule wieder erobert zu werden. Auch nach der Entdeckung des Denkmals von Gjölbaschi, eines Zwischengliedes in jenem Intervall vom Harpyiön- zum Nereidenmonument, wird dieses Verhältnis; Lykiens zur griechischen Kunst der Hauptsache nach richtig sein. Nur wissen wir jetzt, daß jene Eroberung nicht erst durch die Kunstrichtung und die Schüler des Skopas um 350, sondern bereits um 400 durch attische Bildhauer, welche ganz an Phidias anknüpfen, begann und auf der Höhe von Gjölbaschi bereits einen ihrer größten Schritte zurücklegte. Freilich sind die Aufgaben, welche diesen Bildhauern außerhalb ihres Vaterlandes zufielen, anderer Art als die, welche ihre Meister und Genosse» in Athen, Olympia nnd Phigalia fanden. Es sind glückliche Despoten, denen sie mit ihrer Kunst zu dienen haben, woraus sich ergiebt, daß sie trotz aller und treuer Anlehnung an die Vorbilder der Vollendenten attischen Kunst — Conze erkennt in den Reliefs von Gjölbaschi auf den ersten Blick Motive und Reminiscenzen aus Phigalia, Benndorf andere aus dem Theseustempel in Athen — doch anders arbeiten müssen, als ihre Vorgänger an den genannten griechischen Tcmpelplätzen. Phidias und seine unmittelbaren Schüler arbeiten für die Götter des Staates und der Stadt, die ihnen den Auftrag giebt; die ihren Namen nach bekannten Bildner am Mausoleum von

Halikarnaß (Skopas, Bryaxis, Timotheos, Leocharcs, Pythis) und die ungenannten Arbeiter an den Denkmälern von Xanthos und Gjölbaschi stehn im Dienste eines Menschen, eines asiatischen Dynasten. Das historisch bekannteste Beispiel dieser Gattung von Werken ist der berühmte Grabbau, welchen Artemisia ihrem Gatten, dem 351 gestorbenen karischen Despoten Mausolos, errichten ließ. Wie die Lage der Oertlichkeit und die Stellung der genannten Personen, so hält auch die künstlerische Lösung der Aufgabe gleichsam die Mitte zwischen Orient und Occident, Asien und Griechenland. Die architektonische Grundform des Prachtbaus, der bekanntlich zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet wurde, ist eine altorientalische: ein von gewaltiger Stufenpyramide statt des Giebeldaches gekröntes Säulenhaus auf hohem massivem Unterbau, ringsumher mit einer großen Masse von Bild werk verziert. Wir besitzen außer statuarischen Fragmenten die Ueberreste von drei Relieffriesen: Wagenrennen (wahrscheinlich Leichenspiele), Kentaurenkämpfe und eine Amazonenschlacht darstellend, letztere am besten erhalten und am instructivsten. Jedenfalls haben wir hier Sculpturen, die sich zum Kunstschaffen des Skvpas ungefähr so Verhalten, wie die Marmorbilder am Parthenon zur Wcrkstätte der Phidias; und da ist nun allerdings ein bedeutender Abstand zwischen den beiden Schulen, nicht nur der Art, sondern bei aller Virtuosität auch dem Verdienste nach bemerkenswert!). Man erkennt deutlich, wie im Laufe ungefähr eines Jahrhunders allerdings die Leichtigkeit der Production gestiegen, aber wie regelmäßig in gleichem Grade auch der Werth derselben gesunken ist. Namentlich im Vergleich zum Parthenon steht die außerordentlich leichtfertige und erfindungsarme, fast nur decorative Bildhauerarbeit am Mausoleum so tief, daß sie des im Alterthum so hochgepriesenen Skopas und seinen Genossen unwürdig erschien und deshalb mit Unrecht dem ganzen Bauwerk abgesprochen wurde.

Wir werden also die kunsthistorische Stellung und Bedeutung des Heroons von Gjölbaschi am richtigsten taxiren, wenn wir sagen: es steht ungefähr in der Mitte zwischen der älteren und jüngeren attischen Kunst, zwischen der Schule des Phidias und der des Skopas; stilistisch und zeitlich der ersteren, räumlich und pragmatisch der letzteren näher. Zwischen den großen Tempelbauten zn Athen und Olympia einerseits und einem Werke Wie das Mausoleum von Halikarnaß andererseits liegen Mittelglieder wie der Apollotempel von Phigalia, das Heroon von Gjölbaschi und das Nereüden» monumcnt von Xanthos. Erstens gravitirt entschieden nach dem Anfangs-, letzteres nach dem Endpunkt der ganzen Reihe; Gjölbaschi ist gewissermaßen das Zünglein an der Waage. Um dieser Aufstellung den Schein des Zwanges und willkürlichen Schematisirens zu nehmen, müssen wir, über die äußeren Umstände, als Local und Anlaß der Erbauung, Form des Bauwerks u. dgl. hinwegsehend, in den Reliefs selbst jene Abweichungen nachweisen, wodurch sie sich wie griechische Wörter mit fremdartigen Endungen ausnehmen. Denn künstlerisch ungleich werthvoller als z. B. die Sculpturen vom Mausoleum, echte

ungebrochene Nachklänge des von Phidias ausgesprochenen Ideals, sind sie doch nicht unbeirrt von den Einflüssen der fremden Welt, in der und für die sie geschaffen wurden, nicht frei von der Schwäche, welche jeder Tradition, sie sei noch so unmittelbar, anhaftet. Wir können, ja wir müssen hier zu den allgemeinen Bemerkungen zurückkehren, womit Benndorf feine übersichtliche Beschreibung der Reliefs abschließt.

Einen Schritt hinweg von der äußerlich gleichmäßig ausgeführten und sachlich streng gebundenen Tempelplastik der Schule des Phidias führt uns die stoffliche Mannigfaltigkeit (von mythischen und historischen, gcnrehaften und persönlichen Darstellungen, in denen uns kein leitender Gedanke zurecht- weist,) und die ungleiche Ausführung des Bildschmuckes. Man kann darin einen Rückschritt zu jener Decorationsweise erblicken, welche den älteren Epochen der Bildkunst eigenthümlich ist. In allen kunstgeschichtlichen Epochen, welche der EntWickelung des eigentlich hellenischen Stils vorangingen, wurde das Schöne hauptsächlich im Bunten und Mannigfaltigen gesucht. Die Ver- zierung bestand in einem dichten Ueberkleiden mit bunter Formenfülle ohne Beziehung zur tektonifchen Gestalt des Werkes. Dem gegenüber erschien das Hellenische als eine ganz anders geartete eigenthümlich? Kunst; und in dieser Hinsicht ist das Hcroon von Gjölbaschi im Vergleich zu einem griechischen Tempel, wie der von Phigalia, ein fremdartiges Werk. Charakteristisch ist hierfür die ganz singulcire Anlage eines Doppelfrieses in zwei Bildreihcn übereinander. Das erinnert an die Figurenstreifen des orientalisirenden Stils, womit Thon- und Metallgefäße, hölzerne Laden (Kypselorkasten) und andere tektonische Formen, im Orient auch Bauwerke, überkleidet wurden. Diese doppelte Reihe von Bildern wird zu den Bedingungen gehört haben, mit welchen die Bildhauer ihre Arbeit übernahmen. Sie fühlten aber den ihrer Kunst widerstrebenden Zwang dieser Anordnung und milderten oder lösten ihn dadurch zum Theil, daß sie mehr- fach die beiden Bildstreifen untereinander in Beziehung setzten, so in den Darstellungen der belagerten Stadt und des Leukippidenraubes, die zu den besten Theilen der ganzen Arbeit gehören. Nur so erklärt sich ein kunst- geschichtliches Phänomen, welches in den Reliefs von Gjölbaschi ebenfalls ganz vereinzelt erscheint: die zunächst an Vascnbilder und weiterhin an Polygnots Gemälde erinnernde Anordnung der Figuren in perspektivischen Reihen und überhaupt die malerische Gruppirung der Gegenstände.

Für das Auge des Lykiers waren es Bildstreifen, für den feineren Blick der Griechen in Relief ausgeführte Gemälde, deren malerischer Eindruck durch die ehemals aufgetragenen Farben sichtlich erhöht wurde.

Zur Erklärung jener leisen Mängel in Idee und Ausführung, als Buntheit der Sujets und theilweise Flüchtigkeit der Arbeit, bringt der zweite gründlichere Entdecker des HeroonS die Umstände in Anschlag, unter welchen wir uns die Herstellung der Reliefs von Gjölbaschi zu denken haben. „Die an Ort und Stelle berufenen Künstler fanden eine große Aufgabe vor; die

zu verzierenden Wände waren lang, und die Reliefs werden nach ihrem
räumlichen Ausmaße honorirt worden sein. Auch bei zahlreicher Betheiligunz
war die Arbeit nicht auf einen Anlauf zu vollenden, sondern dürfte Jahre
erfordert haben; und das Leben auf jenen von griechischer Cultur abgeschiedenen,
Höhen brachte die Entbehrungen eines halben Exils mit sich. Ohne beständig
neue Sättigung des Auges, wie die ausführende Hand sie doppelt für ein
lange beschäftigendes Werk bedarf, ohne den Sporn der stolzen Vorstellung
für eine Menge von Einsichtigen, welche zu sehen verstanden und zu vergleichen
in der Lage waren, und frisch in ein bestehendes lebendiges Ganze hinein zu
schaffen, mögen die mit der Bestellung Betrauten oft ihre Gebundenheit
empfunden und ein Ende der Arbeit herbeigesehnt haben. Nichts verzeihlicher
also, als daß sie ohne vieles Wählen hergaben, was sie an Vorwürfen
besaßen, und in der Durchführung eine Gleichmäßigkeit des Fleißes nicht
besaßen, die ihnen als Griechen ohnehin nicht im Blute lag. Denkt man sich
aus eigener Anschauung der Oertlichkeit, deren überzeugende Kraft auch die
lebendigste Beschreibung nicht zu vermitteln vermöchte, in ihre eigenthümliche
Lage, so staunt man vielmehr über das, was sie vollbrachten; in ihrer
Leistung erwärmt noch heute das herrliche innere Feuer, welches productiven
großen Epochen eigen ist, die ganze Idealität der griechischen Kunst, welche
geduldig ihre Wunder hinschrieb, wo Zufall oder Bestimmung sie hinführte."
Mit Recht nimmt daher Benndorf trotz jener Mängel und gewisser
Verschiedenheiten in Anlage und Ausführung, worin sich das Zusammengehen
verschiedener Hände vcrräth, die Arbeiten am Heroon für Attila in Anspruch.
„Sollten die ausführenden Künstler andere Griechen gewesen sein, so sind sie
wenigstens für uns zunächst wie Athener, hatten der attischen Schule sich an-
geschlossen, in Attila gelernt und gelebt und mit dem besten Gut ihrer Lehr-
jahre die Herrlichkeiten Athens in eine ferne Welt getragen." Allein es sind
noch fernere fremdartige Elemente in den Reliefs enthalten, welche wir,
unbeschadet des attischen oder so gut wie attischen Ursprungs der Künstler,
aus der umbildenden Accommodation an locale Anschauungen und freiwilliger
Rücksichtnahme auf ein ungricchisches Publikum erklären müssen. Wir meinen
namentlich „die durchgehende Bekleidung oder decente theilwcise Verhüllung
der Gestalten", welche von attischen Bildnern, die gewohnt waren, ihre Helden
in heroischer Nacktheit darzustellen, gewiß recht als ein Zwang empfunden
wurde und selbst uns, sobald wir auf diese merkwürdige Erscheinung auf-
merksam geworden, in der Betrachtung stört. Es war hier eine stricte
Forderung orientalischer Wohlanständigkeit zu beobachten, welche so vielfach in
der Kunst und Literatur bezeugt ist, daß wir nur auf die bekannte Stelle
des Herodot (I: 11, „Denn bei den Lydern und fast bei allen anderen Barbaren
schämt selbst ein Mann sich sehr, wenn man ihn nackt sieht") verweisen
wollen. „Auch in der Behandlung von Tracht und Bewaffnung," sagt
Benndorf, „sind Nmmodclungen und Annäherungen an die Localsitte zugegeben,
wie keine Migration auch der Kunst ohne alle Anpassung sich vollzieht. Sic

erscheinen als äußerliche Versuche, das exotische Kunstwerk gefälliger einzu-
bürgern und an dem Ort, für den es geschaffen war, lebensfähiger zu ge-
stalten." Wieviel dabei von dem echthellenischen Charakter der Bildknnst
verloren geht, lehrt ein vergleichender Blick auf die Reliefs von Phigalia,
Eine weiten', eingehende Kritik der Arbeiten von Gjölbaschi, für welche
hier ohnehin nicht der Ort ist, müssen wir uns um so mehr versagen, als
das Material der Untersuchung theilweise noch unzugänglich ist und feiner
Erlösung aus den bergenden Hüllen entgegensieht. Ohne gründliches Studium,
zumal vor dem Erscheinen der die Expeditionsarbeiten abschließenden Publikation,
läßt sich jedoch eine andere, als allgemeine Orientirung über den Zuwachs
unserer kunsthistorischen Erkenntniß nicht gewinnen. Dennoch glaubten wir
im Anschluß an den vorläufigen Bericht den Zusammenhang dieser Station
mit vorausgehenden und nachfolgenden Etappen der Entwickelung und Aus-
breitung der griechischen Kunst versuchsweise andeuten zu dürfen. Ein wirk-
licher Abschluß aller mit solchem Gewinn verbundenen Fragen wird ja, wenn
überhaupt jemals, erst nach einer Reihe von Detailforschungen, d. h. nach
Jahren erreicht; wogegen das Interesse, welches der gebildete Laie an solchen Er-
scheinungen nimmt, sehr wesentlich an den Zeitpunkt ihres Auftauchens geknüpft
ist und eine rasche, wenn auch minder tiefgeschöpfte Befriedigung erheischt.*)

In allerjiingstcr Zeit hat Hofrath Professor Benndorf mit Hilfe der Reliefs
von Gjölbaschi eine Wahrnehmung gemacht, welche man wohl eine kunstgeschichtliche
Entdeckung ersten Ranges nennen darf, und welche von der weittragendsten Bedeutung
für die wissenschaftliche Reconstruction der griechischen Malerei des V. Jahrhunderts
zu werden verspricht. Er hat die Grundidee derselben — eine dem gegenwärtigen
Stand unserer archäologischen Kenntnis; entsprechende, frühere ähnliche Versuche (von
Riepenhausen u, A.) nn Wahrscheinlichkeit weit überragende Wiederherstellung der nur
aus Pausanias' Beschreibung bekannten Jliupersiö, welche PoKignvt für die Lcsche der
Knidier in Delphi gemalt — zunächst in einem Vortrage im österreichischen Museum
für Kunst und Industrie entwickelt und durch eine treffliche Composition des Wiener
Zeichners Michalek, in der eine Fülle typengeschichllicher Gedanken und Bermuthungen
niedergelegt ist, erläutert. Als Hauptgewinn dieser schlagenden Deduction stellt
sich die Einsicht dar, daß das berühmte Gemälde des Polugnut, eines Thasiers,
also Joniers, den Vorgang der Zerstörung JlionS, nicht nur ganz ähnlich wie der un-
bekannte Meister in Gjölbaschi die Geschichte der belagerten Stadt in zwei dicht über-
einander liegenden Zonen, sondern auch wesentlich mit denselben Mitteln der fort-
laufenden Erzählung vortrug. Anfangs-, Mittel- und SchluKpuukt der Darstellung
stimmen in beiden Denkmälern genau überein, sowie man auch einzelne Hauptfiguren
und Objecte unbedenklich von der einen in die andere Composition versetzen kann.
Dadurch erlangt das Monument von Gjölbaschi eine neue ungeahnte Bedeutung für
das Studium der griechischen Kunstgeschichte und lehrt uns neuerdings eindringlich,
sah, Dank der innigen Verwandtschaft des älteren griechischen Reliefs mit den
Werken des Pinsels, die grosse monumentale Malerei der Hellenen unserer directen
Anschauung durchaus nicht so ganz entzogen ist, wie man bis vor kurzer Zeit allgemein
annahm und beklagte.

pauline de Montmorin.

<L i n Lebensbild aus der Revolutionszeit.

von

A. K. Keumont.

— Aachen. —

IV.

!

m Tecember des Jahres 1794 kehrte die Gräfin vvn Beaumont auf kurze Zeit nach Paris zurück. Man mag sich die Eindrücke und Empfindungen vorstellen, mit denen sie den Schauplatz der Gräuel wiedersah, welche sie selber so schmerzhaft berührt hatten. Von denen die jetzt zurückkehrten, zum großen Theil aus den Verstecken herkommend, in denen sie sich so viele Monate hindurch den Argusaugen der Blutmenschen entzogen hatten, konnte kaum ein Einziger unter seinen Nächsten, kaum Einer unter seinen Freunden nicht die herbsten Verluste beklagen. Es war wie ein böser Traum, aber es war die entsetzlichste Wirklichkeit. In so kurzer Zeit war Alles von Grund aus umgestaltet. Die königliche Familie mit vielen der Besten und Ausgezeichnetsten des Staates verschwunden, von der alten Gestaltung in Stadt und Land kein Stein auf dem andern geblieben. Die Familien des Adels, wenn sie nicht in die Emigration getrieben waren, decimirt und wie vernichtet. Erst hier ermaß Pauline ganz die Verluste, Welche der Terrorismus unter ihren Freunden angerichtet hatte. Andr« de Chönier, der bis zum letzten Moment Freiheit und Recht gegen die blutige Willkür muthig vertheidigt hatte, war am 25. Juni 17^4 hingerichtet worden, mit ihm seine Freunde, die Brüder Trudaine, einst ausgezeichnete Mitglieder der Finanzverwaltung und zum engeren Kreise des Montmorin'schen Hauses gehörend. Auch Malesherbes, der unerschrockene Vertheidiger feines Königs, war mit mehreren seiner Familie dem Blutgericht verfallen, dessen Urtheil er

mit ruhiger Ergebung aufnahm, nur wenige Tage bevor die Revolution vom
'S. Thcrmidor (27. Juni 1794) den Sturz Rvbespierres und das Ende des
Terrorismus herbeiführte.
Aber die Ungewißheit der öffentlichen Dinge würde in diesen Tagen auch
'diejenigen nicht zu irgend einer Art ruhiger Fassung haben gelangen lassen,
deren Familien unverletzt geblieben waren. Die Nachwehen der furchtbaren
Zeit waren nicht so leicht zu verwinden. Am 7. April 1795 schien zwar
der Baseler Friede eine Art Stabilität zu schaffen, aber am 20, Mai
^1. Prairial) weckte ein Aufstand der Terroristen neue Gefahren. Am 8ten
dieses Monats hatte die öffentliche Erbitterung den Proceß Fouquier Tinvilles
und die Verurtheilung dieses gemeinen Blutmcnschen herbeigeführt. Unter den
Zeugen war Madame de Ssrilly erschienen, ihren Todtenschein in der Hand,
der von dem Gchülfen des öffentlichen Anklägers schon vor ihrer beabsichtigten
Hinrichtung ausgefertigt worden war. Am 23. September erfolgte das Ende
des Convents mit der Veröffentlichung einer neuen Verfassung, welche als
«berste Behörde ein Directorium von fünf Personen, sogenannten gemäßigten
Demokraten einsetzte. Wenige Tage später versuchten die Nvyalisten einen
Aufstand (13. Vcndsmiaire), welchen Napoleon Bonaparte im Dienste der
neuen Regierung mit Kartätschen niederwarf. Es war das erste Mal, daß
der künftige Beherrscher Frankreichs in die eigentliche Oeffentlichkeit trat.
Es ist leicht zu berechnen, wie wenig die Ereignisse und die beständige
Aufregung, welche sie, auch abgesehen von den Eindrücken der jüngsten Vergangenheit
unterhielten, der Fassung und dem ruhigen Urtheil Raum ließen.
Die Gräfin von Beaumont hatte sich darüber keine Illusionen gemacht. „Ich
reise," schrieb sie im Augenblick, ihre ärmliche Wohnung in Passy zu verlassen,
an Joubert, „mit gepreßtem Herzen und voll Furcht die Stadt wiederzusehen,
die mit dem Blut Derer, die mir am liebsten auf dieser Welt waren, gefärbt
worden ist. Aber ich werde meine Freunde wiedersehen und möchte mich
jetzt nur mit diesem Gedanken beschäftigen und alle anderen, die mich bedrängen,
verbannen. Meine persönlichen Angelegenheiten erheischen übrigens
dringend meine Gegenwart." Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt kehrte
sie nach dem Schlosse von Passy zurück, welches seiner ehemaligen Besitzerin
wiedergegeben worden war. Die allgemeine Indignation, welche das Versahren
gegen Madame de Sörilly bei dem Processe Fouquiers geweckt hatte,
beschleunigte gedachte Maßregel. Francis de Pange, vor den jacobinischen
Verfolgungen geschützt, kehrte mit seiner Cousine nach Passy zurück, wo er
dieser seine Hand reichte. Ein früher Tod entriß ihn aber seinen Freunden
und der Welt, bevor er derselben ein würdiges Denkmal seines Geistes hinterlassen
konnte, und nach langen Jahren erst hat eine Sammlung seiner kleinen
Schriften an einen Mann erinnert, der mit dem Ernst und der Conscqucnz
feines Geistes das wärmste und edelste Herz vereinigte. Das Schloß von
Theil kehrte in den Besitz Paulinens de Montmorin zurück, welche dort abwechselnd
lebte und mit ihrem Nachbar Joubert in steter Beziehung blieb.

In Paris, wohin sie sich wieder auf längere Zeit begab, wohnte sie erst in der Rue St. Honor«, dann in der Nue neuve du Luxembourg ans dem linken Seineufer, mit dem freundlichen Blick auf den Garten des Palastes, und hier-sammelte sich allmählich um sie ein Kreis alter und neuer Bekannten und Freunde, die großentheils zu Jouberts Bekannten gehörten. Die hervorragendsten der-selben, welche znm Theil den letzten Jahren dieses Salons und der Gräfin von Beaumont angehören, spielen zugleich eine Rolle in der Geschichte der Zeit. Louis de Fontanes war Jouberts Zeitgenosse und intimer Freund.
Auch er hatte eine geistliche Erziehung genossen bei den Oratorianern in Nivrt, und hatte frühe schon bedeutendes Talent für die lyrische Poesie an den Tag gelegt. Im Jahre 1789 hatte die französische Akademie ihm einen Preis zuerkannt, nnd er hatte damals schon sich dem Studium der Schrift-steller des großen Zeitalters der französischen Literatur gewidmet, dem er treu geblieben ist. Aber er hatte die Gegenwart nicht aus dem Gesicht gelassen, und seine beredte Anklage der Greuel, welche Cvllot d'Herbvis und seine Genossen in dem unglücklichen Lyon vollbracht, hatte ihm die Proscription eingetragen, der er sich bis nach dem Thermidvr entzog, um dann nochmals einer ähnlichen Maßregel durch das Tirectorium nach dem 18. Fructidor (4. September 1797) zu verfallen, die ihn bis zum letzten Jahre des Jahr-hunderts nach London verschlug. Joubcrt hatte ihm nicht blos in seinen literarischen Interessen beigestanden, sondern war es auch, der seine Heirath mit der Tochter einer angeschenen Familie vermittelte. Seine nachmalige glänzende Epoche, die ihn zu der Stelle eines Großmeisters der napoleonischen Universität führte, zeigt ihn uns als den wahren Repräsentanten der klassischen Poesie, wie die neuere Zeit bis zu dem Dnrchbrnch des Romanti-cisnms sie gestaltete, correct und melodisch, ein bedeutendes Talent, ohne den Schwung des Genius. Neben Fontanes ist Charles Julien Pioult de Chönedoll« zu nennen, den die Stürme der Revolution nach Deutschland verschlugen, wo er zu Hamburg sich mit Klopstock befreundete, im Jahre 1799 zurückgekehrt und auf Verwendung von Madame de StaLl von der Emigranten-liste gestrichen; ein Freund Rivarvls, dessen Schriften er herausgegeben hat; der Sänger der Natur und des Landlebens, dessen Verse auch heute gefallen, mögen sie auch nicht immer die Vollendung und den Wohlklang besitzen, welcher Fontanes Muse auszeichnet. Zwei junge Leute gesellten sich ihnen zu, Beide von Familien alten Rufes in der Magistratur, in denen der Terrorismus an einem und demselben Tage aufgeräumt hatte, Mathieu Mvlö und Etienne Pasauicr, welche alle Wechsel Frankreichs bis über die Juli-monarchie hinaus überlebt haben, deren der eine von ihnen sich in den politischen Combinativnen des Bürgerkönigs nicht eben zu rühmen gehabt hat. Diesen gesellte sich Quöneau de Mussy zu, damals Mitarbeiter Fontanes als Publieist, wie er später sein Mitarbeiter bei der Leitung des Unlerrichts-wcscns werden sollte, und der Vicomte de Bvnald, der inmitten der napo-levnischcn Glorie die Rückkehr der Bvurbonen prophezeite, den aber der Ruf,

der geistreichste Mann seiner Zeit zu sein, in den Tagen der Restauration
nicht vor der Anklage des Obscuralismus schützte. Noch ist Einer zu nennen,
der in der Verwaltung des Kaiserreichs in der Rheinprovinz einen geachteten
Namen hinterlassen hat, Adricn de Lezay Marnesia, welchen ein plötzliches
Geschick als Präfect von Straßburg bei dem Einzug des jüngeren Sohnes
des Grafen von Artois abberief, einst wie mit der Gräfin von Bcaumont,
so mit Madame de Staöl intim befreundet. Die meisten Derjenigen, welche
den Salon in der Rue neuvc du Luxembourg besuchten, waren entweder durch
Joubert vorgestellt oder gehörten doch zu dessen Freundeskreise, der sich im
Leins der Jahre immer erweiterte.

Auch das weibliche Element war in diesem Salon nicht minder glänzend
vertreten, namentlich in den späteren Jahren, nachdem das Ende der Revolution
durch das Ende des Directoriums bestätigt worden war. Man sah dort die
Herzogin vonL6vis, Gemahlin des nachmaligen Pairs und national-ökonomischen
Schriftstellers, die Herzogin von Duras, Claire de Cersaint, welche in der
Restaurationszeit namentlich durch die kleine Erzählung „Ourika" ein Auf-
sehen machte, wogegen ihre Bescheidenheit sich sträubte, Frau von Krüdcncr,
die man nur zu nennen braucht, um an ihr schriftstellerisches Talent und ihre
pietistische Thiitigkeit zu erinnern.

Unter den Frauen dieser Gesellschaft giebt es eine, deren Name, foferne
die allgemeine Geschichte der Zeit in Betracht kommt, alle übrigen verdunkelt.
Anne Louise Germaine Baronin Von StM-Holstein. Im Jahre 1736 hatte
sie den Baron Erich Magnus von StaLl gcheirathet, der zu diesem Zwecke
von König Gustav III. zum schwedischen Botschafter bei Ludwig XVI. er-
nannt worden war. Es ist nicht nöthig, hier auf den Geist und die Eigen -
thümlichkeiten aufmerksam zu machen, welche die Tochter Neckers schon in
ihrer Jugend auszeichneten. Ihre Beziehungen z« der Familie Montmorin
wurden durch das enge Verhältnis; zwischen ihrem Vater und dem Minister
bestimmt, und von ihr soll das letzte Projcct zur Flucht Ludwigs XVI. nach
England ausgegangen sein, von welchem oben die Rede war, und welches
durch die ausdrückliche Weigerung des Königs zurückgewiesen wurde. Ver-
geblich mühte sie sich bei dem Processe desselben, später bei dem Marien
Antoinettens sich Gehör zu verschaffen. Längere Zeit in der Heimat ihrer
Familie, zu Coppet bei Genf, kehrte sie im Jahre 1795 nach Paris zurück,
und hier begann ihre politisch literarische Thiitigkeit, welche die ganze Zeit
des Directoriums für sie zu einer aufregenden machte und ihr die Abneigung
Bonapartes in solchem Maße zuzog, daß sie während seiner ganzen Negierung
von einem Orte zum andern wahrhaft gehetzt wurde, eine Hetze, welche sie
in ihrem Buche „Zehn Jahre Exil' beschrieben hat, und die ihrer Gesundheit
den Stoß versetzte, welcher nicht gar lange nach der Restanration ihrem Lebm
cm Ende bereitete. Napoleons Ansicht, „sie würde dem Faubourg Saint
Germain zum Banner dienen," war der Grund der unedlen Maßregeln welche
die kaiserliche Polizei ungeachtet aller Gegenvorstellungen über sie verhängte.

Die geselligen Beziehungen dieser Frau zur Gräfin von Beaumont waren seit längerer Zeit die freundschaftlichsten. Im Mai 1796 schrieb Letztere an Joubert: „Ich sende Ihnen nicht die Schrift von Madame de StaSl, da ich vernehme, daß sie dieselbe schon gelesen haben. Ich versichere Sie, sie gehört ihr ganz an, mit ihren Schönheiten und Fehlern. Ihr Vater ist mit ihrem Auftreten als Schriftstellerin zu unzufrieden, um ihr zu helfen. Er ist ganz dem Schmerz über den Verlust seiner Frau hingegeben, die er mit großer Zärtlichkeit beweint, aber seine Gesundheit ist gut. Meine Nachrichten sind besser als die seinigen, denn ich habe sie von seiner Tochter.

„Es hat mich sehr gerührt diese nach länger als zwei Jahren der Abwesenheit und nach einem Jahrhundert von Unglück wiederzusehen. Wäre sie auch minder bemerkenswert!) durch ihren Geist, so müßte man sie lieben wegen ihrer Güte, wegen ihrer Seele, die alles Große und Edle umfaßt. Sie ist was Madame Roland zu sein glaubt, aber sie denkt nicht daran sich dessen zu rühmen; sie hält die Welt für gut und edelmüthig wie sie selbst ist. Diese Einfachheit erhöht noch ihr Verdienst. Während der Hochmuth von Madame Roland mich beinahe ungerecht gegen sie hat werden lassen, muß ich mir immer in's Gedächtnis; zurückrufen, daß ihr Haupt gefallen ist, um ihr zu vergeben, und ungeachtet ihres Todes wird sie für mich nie etwas anders sein als die Vorsehung vom 10. August. Sie hat mich an die Jntriguen erinnert, die mir schmerzlich gewesen sind, dennoch hoffe ich, daß ich ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lasse, und bin überzeugt, daß ich die Schönheit ihres Todes empfinde."

Zu jener Zeit empfand Joubert große Bewunderung für Madame de Stael, und hatte kurz vorher über sie geschrieben: „Von allen schriftstellerischen Frauen liebe ich nur sie und Madame de Sövignö." Als er von ihrer beabsichtigten Reise nach der Schweiz vernahm, welche sie durch Burgund führen mußte, beeilte er sich, obschon er leidend war, der Gräfin von Beaumont ein Absteigequartier in seinem Hause für sie anzubieten. Aber Pauline ermaß, daß die ungestüme Lebendigkeit ihrer Freundin, welch? eben damals durch ihre politische Nolle und ihren Versuch der Versöhnung der extremen Parteien noch gesteigert war, für Joubert in seinem damaligen Zustande zu ermüdend sein würde, und antwortete folgendermaßen von ihrem Schlosse zu Theil 1797: „Ich will wünschen, daß Madame de StaSl mich nicht warten läßt! Vom 24. Vcndömiaire zeigt sie ihre Ankunft in acht oder zehn Tagen an. Wenn ich das Doppelte annehme, so habe ich immer noch Zeit genug, bin jedoch nicht ohne Bcsorguiß. Nein, gewiß nicht, dieser Sturmwind soll nicht in Ihre friedfertige grüne Stube eindringen! Es würde nicht von Ihnen abhängen sie nicht zu sehen, selbst wenn Sie den Muth hätten der Versuchung zu widerstehen. Sie hat mich schon von Ihnen reden gehört, und ungeachtet meines Wunsches, Ihre Ruhe zu sichern, würde ich nicht im Stande sein, ihre nicht zu sättigende Neugierde zu mäßigen. Sie würden sich angezogen und erregt fühlen und die arme grüne Stube

würde nicht mehr ein Ort ruhiger Fassung sein. Einer der Gasthöfe von Villeneuve wird der Ort der Zusammenkunft sein."

Die Ungewißheit der Zeit spiegelt sich auf's lebhafteste in den Briefen jener Tage. Namentlich nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. September 1797), welcher der revolutionären Partei von neuem die Oberhand zu verschaffen schien. Wie vormals die Guillotine, so wüthete jetzt die Deportation. Achtundvierzig Deputirte, zweiundvierzig Eigenthümer oder Redacteure von politischen Journalen wurden thcils nach Guyana, theils, und zwar die minder gefährlichen nach der Insel Olöron verbannt, wo die erstem mit alten Chefs der Jacobiner zusammentrafen, alle abgeschafften Gesetze des Terrorismus wurden erneuert, die zurückgekehrten Ausgewanderten und Priester von neuem ausgewiesen, die Clubs wieder eröffnet, eine Menge Personen wegen royalistischer Umtriebe und Verbindungen verbannt oder mit Gefängniß bedroht. „Alle Welt," schreibt Madame de Beaumont kurz darauf, „befindet sich in größter Spannung, bereitet sich zur Reise und befindet sich unter dem Druck der Deportation, wie man ehemals unter dem der Guillotine lebte. Ich erwarte mein Geschick mit ziemlicher Gelassenheit, vielleich einzig weil ich mich für unverwundbar halte, weil ich einem Loose entgangen bin, das unabwendbar schien. Jndeß mache ich mir keine Illusion, ich bin für alle Reisen ziemlich bereit, und diejenige, von der man nicht zurückkehrt, ist es nicht, die ich am wenigsten gerne antreten würde. Der Augenblick in welchem ich am meisten leide, ist derjenige, in welchem ich empfinde, daß, wenn die Umstände andere wären, wenn dies oder jenes bestände, es noch ein Glück für mich geben könnte, die ich dasselbe so warm empfinde und so nöthig habe. Dann ist es mit meiner Resignation zu Ende, und ich begreife sehr Wohl, was die Hölle ist. Seit lange begreife ich bösartige Geister."

Diese Besorgnisse beruhigten sich, namentlich nachdem die Gräfin wieder die Landluft, zu Theil, hatte genießen können. „Ich würde hier glücklich sein," schrieb sie an Joubcrt, „wenn ich weniger ferne von Ihnen lebte, wenn Sie mich besuchen und mit mir lustwandeln könnten, wenn Sie in meinen Büchern blätterten. Ich wünsche sehnlich Sie hier zu sehen, weil ich mich eines Wohlbefindens erfreue, das mir überall sonst unbekannt ist. Ich bin so kräftig, daß, wenn ich hier nur drei Monate bliebe, Sie in meinen Zügen die Beweise davon erkennen würden. Statt dessen denke ich mich wieder in den Strudel zu stürzen und weder mit denen, die mir Raum lassen noch mit mir selber zufrieden zu sein. Ich denke hier fortwährend an alle Freunde, die ich verloren habe, und weiß nicht, warum diese Erinnerung hier etwas Freundlicheres und Tröstlicheres hat als anderswo. Ich lebe sozusagen mit Ihnen, und mein Herz öffnet sich einer süßen und tiefen Schwermuth, die von allem Heftigen und Leidenschaftlichen frei ist."

Nach einem längern Aufenthalte in Theil, dessen Ruhe ihr wohl that, begab sie sich nach Schloß Ormesson, wo Madame de Stavl damals wohnte. Schon hatte eine leise Differenz die Beziehungen der beiden Frauen einiger-

maßen getrübt und die Verschiedenheit ihrer Charaktere und Neigungen hervortreten lassen. Der Hauptgrund lag aber nicht in ihnen selber: die Beziehungen von Madame de Staü'l zu ihrem bedeutendsten politischen Freunde bildeten den vornehmsten Anlaß. Benjamin Constant hatte so der Gräfin von Beaumont wie Joubert eine unüberwindliche Abneignng eingeflößt. Sowohl seine politische Richtung wie sein ganzes Wesen trugen dazu bei. Ter Salon der Tochter Neckers war unter dem Directorium eine Art von debattirendem Club geworden, und Madame de StM hatte sich an die Oeffentlichkeit des „Cercle cvnstitutionncl" gewöhnt, dessen Leiter ihr Freund geworden war. Weder die Richtung noch dies Leben an sich sagten der Gräfin von Beaumont zu. „Ich will Ihnen schreiben," so heißt es in einem Briefe aus Ormesson vom 12. Mai 1798 an Joubert, „so lange ich noch derjenigen gleiche, der Sie einst so liebenswürdiges Interesse bewiesen haben. Ein Theil meiner Besorgnisse ist schon zur Wirklichkeit geworden. Ich gefalle mich nicht in der Welt, und die Welt hat Einfluß auf mich. Ich empfinde eine Dürre des Herzens, die ein peinlicher Znstand ist, wenn man einen bessern gekannt hat. Ihnen verdanke ich's zu wissen, daß derjenige, den ich heute vermisse, der bessere war. Ich bin bisweilen auf dem Punkte, an den Momenten des Wohlseins zu zweifeln deren ich mich erfreut habe, und die ich vielleicht unter die Chimären rechnen würde, welche mein Leben vergällt haben, wenn die Erinnerung an Sie nicht damit verbunden wäre. Ich tauge nicht für die Gesellschaft, in der ich lebe. Mein Geist verzehrt sich ohne Frucht für mich, ohne Genuß für die Andern. Die, welche diese Gesellschaft leitet, hat einen Weg eingeschlagen, der nicht zum Glücke führt. Ihr Geist unterliegt ei»em Drange, der ihm nicht natürlich ist. Nur ihr Herz bewahrt in einem hohen Grade seinen Adel und Hochsinn. Sie werden das Werk Benjamin Cvnstants erhalten. Ohne Ihrem Urtheil vorzugreifen, sehe ich es voraus. Ich empfinde, daß mein Urtheil nicht so strenge sein wird, wie das Ihrige."
So Madame de Beaumont wie Ihr Freund waren nicht gerecht gegen Benjamin Constant. Aber die Partie war nicht gleich. Weder er noch Madame de StaiU hatten durch die Greuel der Revolution gelitten, wie die Tochter Montmorins, und besorgten nicht in die Zeit der Greuel zurückzuverfallen. eine Besorgnis;, welche in jenen Tagen bei vielen nnr zu lebendig war. Sie kämpften für die Freiheit, welche sie mit legalen Formen gegen die despotische Gewalt umgeben und schützen zu können glaubten, und hatten nicht das Schreckbild des Terrorismus immer lebendig vor Augen. Die Opposition, welcher sie ihr Talent liehen, schien ihnen ungefährlich und gerechtfertigt. Tie allgemeine Stimmung war ihnen übrigens schwerlich günstig. Man war müde nach all diesen traurigen Erlebnissen, wünschte ruhige, gesicherte Zustände, erwartete dieselben kaum von den Schwankungen der öffentlichen Gewalt und hätte eine fi'ste Hand freudig bewillkommnet, die man in dem momentanen Parteigewirre schmerzlich vermißte. Darüber kam die Revolution vom 18. Bruinaire (9. November 1799) heran. Während der

panliiic de Nontmorin, -—
ersten noch bewegten Tage und der Dictatur der provisorischen Consuln schrieb die Gräsin von Bcaumont an Joubert! „Es ist schwer den Zustand zu schildern, in welchem wir uns befinden. Es ist kein Schrecken, davon ist hier nicht die Rede. Man spricht so laut wie früher, nur die Journalisten sind zu etwas größerer Vorsicht genöthigt. Niemals aber ist man in Wirklichkeit weniger frei gewesen, Die Polizei hat ihre Mittel verdreifacht und Alles ist ihr unterthan. Die Regierung hat nicht einen Agenten, den sie nicht bei dem geringsten Verdacht zu vernichten geneigt wäre, und es giebt nicht Einen dieser Agenten, der nicht von der Ungewißheit seiner Stellung überzeugt wäre. Für sie herrscht der Schrecken. Argwöhnisch und beargwöhnt, neidisch und beneidet, empfinden sie alle die widerwärtigen Gefühle, die sie einflößen, und ich zweifle, daß sie durch die Ausübung einer so wenig gesicherten Gewalt entschädigt werden."

Diese Stimmung war eine vorübergehende. Der Mann war da, den die Zeit verlangte; der 18. Brumaire war sein Werk gewesen. Das provisorische Cvnsulat wurde bald ein definitives, und Napoleon Bonaparte, indem er die Freiheit vernichtete, setzte unter monarchischen Formen die Revolution Frankreichs in der Welt fort.

Joubert und seine Freundin theiltcn bald, namentlich als nach Marengo die siegreiche Friedenspolitik des Consulats die Oberhand zu gewinnen schien, die Bewunderung für den Sieger. Die Mehrzahl ihrer Freunde schlössen sich ihm an und wurden seine Mitarbeiter bei den großen Institutionen, durch welche er dem zerklüfteten Lande mit fester und starker Hand neue Formen gab.

Tie Geschicke der Gräfin von Bcaumont hatten während dessen einen bedeutenden Wechsel erfahren. Wir sahen, wie bald ihr eheliches Verhältniß zu ihrem Gatten getrübt und gewissermaßen gelöst worden war. Graf Bcaumont war nicht emigrirt, sondern unter wechselnden Verhältnissen meist in Paris oder wenigstens in Frankreich geblieben. Er hatte keinen Versuch gemacht, sich Pauline wieder zu nähern, und au deren Schicksalen keine Spur von Anthcil genommen. Als das französische Gesetz die Ehescheidung gestattete, wünschte die Verlassene ihre Freiheit wiederzuerlangen, ohne die Absicht einer neuen Verbindung zu hegen, obgleich eine solche ihr durch Adrien de Lezay nahe gelegt worden zu sein scheint. Der Schcidungsproceß wurde im Jahre 1800 zu ihren Gunsten entschieden. Ihr Gemahl, der schon während der Ncvolutionskricge zeitweilig in Deutschland gewesen war, wählte später, aus welchem Grunde weiß man nicht, Frankfurt zu seinem Aufenthalte. Er heirathetc wieder und hatte einen Sohn, der nach Frankreich zurückkehrte, ihn aber in seiner letzten Krankheit wieder aufsuchte. Das von ihm bewohnte Haus war dasjenige, welches heute dem Banquier von Elsasser gehört. Er soll sehr wohlthätig, aber ein vollkommener Sonderling gewesen sein, und man erzählt von ihm, daß er sein Mittags- und Abendmahl mit eigener Hand zubereitete. Er starb in Frankfurt am 6. Juni 1851.

Schon ist darauf hingewiesen worden, wie geringen Anthcil religiöse

Empfindungen in der französischen höheren Gesellschaft jener Tage in Anspruch nahmen. Pauline de Montmorin hatte eine religiöse Jugenderziehung nach den Begriffen ihrer Zeit genossen; sie hat später in dem ernstesten Moment bekannt, daß das entsetzliche Unglück, von welchem ihre Familie und sie mit ihr in der Zeit der Schreckensherrschaft betroffen worden war, Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit hatten aufsteigen lassen. Aber eben dieses Unglück hatte sie ernster gestimmt und ihren Hang zu Nachdenken und Betrachtung verstärkt. Sie fand sich als die Letzte ihrer Familie, die kaum vorher noch so blühend gewesen war. Inmitten der Revolutionszeit war ihr jüngster Bruder, Seecadet in der königlichen Marine, als er von der Jsle de France heimkehren wollte, in den Finthen umgekommen. Ihre Cousine, Wittwe Francis de Pange, war im Jahre 1799 in Paris in ihren Armen gestorben. Gerade unter ihren Habitues waren mehrere, welche Glaubenstreue mit Geist und Studium Vereinigten. Sie selber liebte ernste Lectüre. „Wissen Sie Wohl," schrieb sie im Jahre 1799 an Joubert, „daß, wenn Port Royal noch cxistirte, ich mich in Gefahr befände mich hinzubegeben ? Glücklicherweise beginnt mein Eifer sich ein wenig abzukühlen. Ich werde die Provinciales wieder lesen, nachdem ich meine drei Bände Geschichte des Klosters durchgearbeitet habe/ Ihr Freund war nicht derselben Ansicht in Bezug auf die Jansenisten. Er warf ihnen vor, sie schienen Gott ohne Liebe und nur aus Pflicht, Vernunft und Gerechtigkeit zn lieben, auf das Ungewisse, Dunkle und Betrübende Gewicht zu legen und über die tröstenden und leuchtenden Wahrheiten hinwegzugchn. Die Ehescheidungssache scheint bei der Gräsin Beaumont keinen religiösen Zweifel geweckt zu haben. Die alte Sitte französischer Heirathen, bei denen das Herz nicht gefragt, sondern nur nach der Conoenienz der Familien gehandelt wurde, und die vollständige Jgnorirung ihres traurigen Geschicks von Seiten ihres Gemahls mochten dazu beitragen, ihr Gewissen in völlige Ruhe einzuwiegen. Unter ihren Papieren hat sich ein Brief einer alten Kammerfrau ihrer Mutter vorgefunden, der uns ahnen läßt, wie es in ihrem Innern aussah. „Sie sind viel jünger als ich, aber das Unglück hat zu der Zahl Ihrer Jahre hinzugefügt. Wenn Sie Ihre Blicke zu unserm gemeinsamen Vater erheben wollten, so, glaube ich, würden Sie Ihre Leiden mit Resignation ertragen. Was haben Sie in dieser Welt des Schmerzes empfunden? Wenig wahre Freude und viel Entbehrung und Leid. O Madame, wie glücklich würde ich sein, wenn ich, bevor ich diese Welt verlasse, Sie heilig sähe, ja heilig, wenn Sie wollen. Es steht in Ihrer Macht. Ich werde zu Gott beten, daß er Ihnen diese Gnade gewähre."

V.

Im Mai 1800 stellte Fontanes im Salon der Rue neuve du Luxembourg einen noch jungen Mann vor, den er in London gekannt hatte und zu dessen Rückkehr nach Paris er der eigentliche Berather gewesen war. Es war Francis Auguste de Chateaubriand. Der jüngere Sohn einer zahl-

reichen Familie der Bretagne, zu St. Malo geboren, war er zur Militär-
carriöre bestimmt, hatte während der Revolution Frankreich verlassen, um in
der Armee der Prinzen zu dienen, war nur zu den allerletzten Ereignissen
des französisch-deutschen Krieges von 1792 hinzugekommen und hatte sich, nach
einer verunglückten abenteuerlichen Campagne, nach Nordamerika begeben, in
der ebenso abenteuerlichen Absicht, eine nordwestliche Verbindung auf dem
Landwege zu suchen. Die entsetzlichen Unglücksfälle seines Vaterlandes hatten
ihn nach Europa zurückgetrieben, und er hatte in London durch literarische
Arbeiten ein kümmerliches Leben zu fristen versucht, wobei er mit Fontanes
Verbindung angeknüpft hatte, welcher, wie wir sahen, der Deportation durch
Flucht nach England entgangen war. Interesse und Freundschaft dieses Mannes
bewogen ihn, mit fremdem Passe und falschem Namen nach feiner Heimat
zurückzukehren, nachdem die politischen Dinge sich einigermaßen beruhigt hatten,
und nachdem sein Name von der Emigrantenliste gestrichen worden war, be-
gann seine Thätigkeit, welche bald Frankreich und die Welt mit dem Ruhme
seines Namens erfüllen sollte. Seine ersten Arbeiten waren Beiträge zu
dem Usi-Ours äs Kranes, dem Journal seines Freundes. Aber er hatte
schon in London ein Werk begonnen, welches Epoche zu machen bestimmt
war und an dessen Herausgabe er bereits dachte, als Fontanes und andere
Freunde ihn zur Umarbeitung veranlaßtcn. Es war der „Genius des Christen-
thums". Nicht Bonapartes Annäherung an die Kirche und den Papst hat
dasselbe veranlaßt; unabhängig davon ist es entstanden und einem innern
Herzensbedürfniß seines Verfassers entstammt. Chateaubriands religiöse An-
schauungen waren großem Wechsel unterlegen. Der Glaube seiner Kindheit
und Jugend war ihm abhanden gekommen; die Mahnung seiner sterbenden
Mutter, welche das Elend des Lebens in vollen Zügen gekostet hatte, führte
ihn zu demselben zurück. Eine Schwester, selbst unglücklich und quälender
Melancholie verfallen, die ihr moralisches Gleichgewicht zeitweilig stören konnte,
Lucile, war die Vermittlerin zwischen ihm und der Mutter gewesen. Unter
solchen Einflüssen hatte er in England das Werk begonnen.

Im Jahre 1792 hakte Chateaubriand eine junge Landsmännin und
Freundin seiner Schwestern, Celeste de Lavigne geheirathct, dieselbe aber nach
wenigen Monaten verlassen, als er zu der Armee des Prinzen und dann
nach England ging, von wo er erst spät zurückkehren sollte. Er hatte, wie
einer seiner Biographen sich ausdrückt, seine Heirath beinahe vergessen, als er
sich wieder in Paris und der dortigen Gesellschaft befand. Er war nun
zweiunddreißig Jahre alt. Sein Kopf und seine Stirne waren von großer
Schönheit, sein Blick zugleich durchdringend und sanft, sein Lächeln nach Aus-
sage von Zeitgenossen unwiderstehlich. Zu diesem Kopfe patzte der Körper
nicht; er war zu klein, und die hohen Schultern beeinträchtigten feine freie
Haltung. Tic seltsamen Schicksale, deren Spielball er gewesen war und ebenso
sehr die Entbehrungen, denen er ausgesetzt gewesen, hattcn seine Einbildungs-
kraft auf Kosten seiner übrigen geistigen Eigenschaften gesteigert und haben

ihm Während seines ganze» späteren Lebens einen Mangel an Gleichgewicht gegeben, der in dem Staatsmann? mehr noch als in dem Schriftsteller sich ausspricht. Fontanes hatte ihm bei der Gräsin von Beaumont einen guten Empfang bereitet: seine geistigen Eigenschaften und die Natur seines schrisi-stellcrischcn Talents thaten das übrige. Seine Schwester Lucile hatte ihm einmal gesagt, als er mit ihr von dem eigenthümlichen Reiz der Waldungen in den großen Flußthälern, von den unabsehbaren Steppen Nordamerika? und den mächtigen Eindrücken dieser großartigen Natur auf Herz und Sinne sprach: Du solltest das Alles malen. Das erste, was er zu Anfang 1801 herausgab, war eine Episode aus dem großen Werke, das ihn beschäftigtem Atala. Wenige Bücher haben so allgemeine Bewunderung, solches Entzücken geweckt und die gleichzeitige Kunst in solchem Maße begeistert. Alles erschien neu, Personen, Landschaft, Stimmung, Gesinnung. Auch heute, nachdem beinahe ein Jahrhundert verflossen ist und der Verfasser selber in seinen Denkwürdigkeiten den Zauber abgeschwächt hat, zu welchem sein Werk be-geistert, ist vieles von der Wirkung geblieben, die diese Erzählung auf dic Umgebung nicht blos, in welcher sie erschien, fondern auf Europa und di> Welt ausübte. Nicht lange darauf trat eine andere Episode an's Lichl, RenS, ein Gemälde des Scelenzuflandes, wie die Erkenntniß der menschlichen UnVollkommenheit und der Drang nach einem höhern Unerreichbaren inmitten religiöser Empfindungen nnd Hoffnungsstrahlen ihn erzeugt, der Ausdruck der Nichtbcfriedigung und des Gefühls der inneren, mit Ucberdruß am Bestehenden verbundenen Leerheit, welche die Krankheit des Verfassers in allen Lebens lagen bildete. Der Name des Verfassers war bereits in Aller Munde, di>' allgemeine Thcilnahme durch den Glanz der Bilder, durch die Neuheit der Schilderungen, durch die Frische der Empfindungen geweckt, als Chateaubriand an die Vollendung des großen Werkes ging, das, wie gesagt, in der Fremd? entworfen, in der Heimat vollendet werden sollte.

Auf dieses Werk hat die Gräfin von Beanmont wesentlichen Einfluß geübt, Chateaubriand hat dieselbe geschildert, wie sie war, als er ihr vorgestellt wurde, „Die Gesichtszüge der Gräfin Benumont, welche das von Madamc Vigee de Brun gemalte Porträt trcn wiedergiebt, waren keineswegs schön zu nennen. Ihr Gesicht war abgemagert nnd bleich; ihre Augen würden vielleicht mit zu starken Lichte gestrahlt haben, wenn eine außerordentliche Milde den Blick nicht halb gedämpft hätte, so daß er etwas Languissantcs hatte, wie der Lichtstrahl sich mildert, indem er den Krystall der Welle durchzittert. Ihr Charakter hatte etwas Herbes und Ungeduldiges, welches mit der Kraft ihrer Gefühle und dem inncrn Weh zusammenhing, welches sie empfand. Eini? starke Seele, ein hoher Muth, war sie für die Welt geschaffen, aus welcher ihr Geist sich aus Wahl und durch Unglück getrieben zurückgezogen hatte ^ aber wenn eine befreundete Stimme diese einsame Intelligenz aus sich selbst hervorrief, so kam sie und antwortete mit der Sprache des Himmels. Ihre große Schwäche ließ ihren Ausdruck langsam erscheinen, und diese Langsam-

Kit hatte etwas Rührendes. Ich habe diese Frau nur in dem Augenblick gekannt, in welchem sie schon die Welt zu verlassen bestimmt war; schon hatte der Tod seine Hand an sie gelegt, und ich habe mich ihren Schmerzen geweiht."

Vom ersten Moment an hatte Pauline sich dem Eindruck der neuen Bekanntschaft völlig hingegeben. Chateaubriands ganze Persönlichkeit, seine Prüfungen, Erlebnisse, Schilderungen nahmen ihr ganzes Sein gefangen. Der warme Antheil, den sie an ihm, an den Arbeiten und Erfolgen des Schriftstellers nahm, welche von der Kritik nicht ohne lebendige Polemik zugestanden wurden, täuschten sie in Bezug auf das Gefühl, dem sie, als sie es erkannte, keinen Widerstand leisten konnte, vielleicht auch nicht wollte. Sie hatte soviel Trauriges erlebt, so geringes Glück genossen, daß sie sich nicht zu gestehen wagte, welche unsichere Dauer die Empfindung versprach, der sie sich hingab. Vielleicht trug auch die Erregung, in welche alles, was sie erduldet hatte, im Verein mit der Krankheit, deren Spuren ihre Freunde längst erkannt hatten, sie versetzte, dazu bei, eine leidenschaftliche Stimmung zu steigern, die sie selber sich zu Anfang nicht gestehen mochte.

Das Jahr 1801 war herangekommen. Die Freunde der Gräfin von Beaumont, vor allen Joubert, drangen auf eine ernste ärztliche Behandlung und riethen zum Gebrauche der Quellen von Moni Dore in der Auvergne Mochte aber Pauline das Nebel für nicht so gefährlich halten, mochte sie glauben, ein Landaufenthalt, den sie vor allen liebte, werde ihm Schranken setzen, sie konnte sich nicht zu dieser Reise entschließen. Ihre nicht glänzenden Vermögensverhältnisse hatten sie veranlaßt, das Schloß von Theil zu verkaufen, und so miethete sie ein Landhaus in dem Oertchen Savigny an der Orge, einige zwanzig Kilometer von Paris, an der nach Orleans führenden Straße. Hier lud sie mehrere ihrer Bekannten ein, Fontanes, Joubert, Chateaubriand und zwei seiner Schwestern. Zu Ende Mai kam sie in Savigny an. In dieser anmuthigen Einsamkeit, inmitten einer friedlichen aber belebten Umgebung, ist während einer Zeit von sechs Monaten der bereits fertige Theil des „Genius des Christenthums" vollständig umgearbeitet worden, der Rest entstanden. Der Verfasser selber giebt folgende Auskunft darüber.

„Die Gräfin von Beaumont machte mir den Vorschlag, mir ein Zimmer auf dem Lande einzuräumen, in einem Hause, welches sie zu Savigny gcmiethet hatte. Hier habe ich sechs Monate in der Zurückgezogcnheit zugebracht. Das Haus lag am Eingange des Dorfes auf der Seite gegen Paris zu, nahe bei einer alten Heerstraße, die man im Lande den Weg Heinrichs IV. nannte. Es lehnte sich an einen mit Weinreben bepflanzten Hügel und hatte vor sich den Park von Savigny, welchen ein Streifen von Laubholz abschloß und durch den der kleine Fluß der Orge strömte, der in die Seine fällt. Zur Linken erstreckte sich die Ebene von Jvry bis zu den Fontainen von Juvisy (einem Schlosse, welches, einst Eigenthum der Brancas, heute dem Grafen Montessuy, vormaligem Gesandten beim deutschen Bundestag, gehört). Rings um diese Oertlichkeit herum zogen sich Thalgründe, in welchen wir in

den Spätstunden uns zu ergehen pflegten. Morgens frühstückten wir zusammen, dann zog ich mich zurück und begab mich an meine Arbeit. Madame de Beaumont hatte die Güte, die Stellen zu copiren, deren ich für mein Buch bedurfte und ihr angab. Diese edle Frau hat mir ein Asyl gewährt, als ich keines hatte: ohne den Frieden, den ich ihr verdanke, hätte ich vielleicht niemals ein Werk vollendet, welches ich inmitten meiner schweren Prüfungen nicht zu Ende führen konnte.

»Bis an mein Ende werde ich mich einiger Abende erinnern, die ich in dieser von der Freundschaft mir gewährten friedlichen Zurückgezogenheit verbracht habe. Von dem Spaziergange zurückkommend, versammelten wir uns bei einem großen Bassin fließenden Waffers, Welches sich mitten in einem Rasenstück befand. Madame de Beaumont, Madame Joubert und ich setzten uns auf eine Bank; der junge Joubert spielte im Grase, sein Vater spazierte in einem Laubgange, zwei Wächterhunde rannten hin und her und Tauben flogen um den Dachfirst. Welches Glück für einen kürzlich aus der Verbannung Zurückgekehrten, der von acht Jahren des Exils nur wenige flüchtige Tage zu den besseren gezählt hatte. Bei solchen abendlichen Zusammenkünften ließen meine Freunde mich oft von meinen Reisen erzählen, und ich glaube, ich habe nie die Einöden der neuen Welt so gut geschildert."

Während dieser ganzen Zeit hat die Gräfin von Beaumont an der Arbeit ihres Freundes den lebendigsten Anthcil genommen und ihm dieselbe auf alle Weise erleichtert. Chateaubriand brauchte viele Bücher, und sie war unablässig bemüht, ihm dieselben zu verschaffen, namentlich durch Joubert, mochte dieser in Villeneuve, mochte er in Paris weilen. Aber es handelt sich noch weit mehr als um Bücher, um die Art sie zu benutzen. Die Details über die Art und Weise, wie Chateaubriand arbeitete, und über die Rathschläge, welche Joubert ihm gab, sind eigenthümlicher Natur. „Er ist so in seine Arbeit vertieft," schreibt die Gräfin, „daß er Schlaf, Essen und Trinken vergißt. Aber ich finde ihn glücklich in dieser Art von Trunkenheit, in der er sich befindet," Aber Joubert, der die Natur Chateaubriands und seines Werkes kannte, befürchtete den Einfluß der hastigen und fragmentarischen Lcctüre auf beide. „Sagen Sie ihm," so schrieb er an seine Freundin, »er studirtc zu viel. Das Publikum wird wenig nach seinen Citaten, viel nach feinen Ideen fragen; man kümmert sich um sein Genie, nicht um sein Wissen. Das Publikum zählt auf Chateaubriand um das Christenthum zu lieben, nicht auf das Christenthum um Chateaubriand zu lieben. Er soll sich erinnern, daß alles Studium ihm unnütz ist und er in seinem Buche einen einzigen Zweck verfolgt, die Schönheit Gottes in dem Christenthum zu zeigen. Er muß sich die Regel vorschreiben, die jedem Schriftsteller dnrch die Notwendigkeit zu gefallen und leicht lesbar zu werden, vorgezcichnet ist, ihm zwiefach vorgezeichnet durch die Natur seines Geistes, der die Gabe besitzt, Andere dem Kreise ihrer gewöhnlichen Ideen zu entrücken. Hier handelt es sich um die zu oft veniachlässigte Regel: Verbirg Dein Wissen. Unser Freund ist kein Rohr oder Schlauch wie hundert Andere, sondern eine Quelle, aus

Welcher alles hervorzusprudeln scheinen muß. Seine Citate sind für die
Meisten nur Ungeschick. Als Prosaschriftsteller gleicht Chateaubriand nicht
den Uebrigen; durch die Macht seines Gedankens und seines Wortes wird
feine Prosa Musik und Vers. Er soll seine Aufgabe erfüllen: er soll uns
bezaubern. Er durchbricht zu oft die durch seine Magie hervorgerufenen
Kreise, indem er Worte ertönen läßt, welche nichts Uebernatürliches haben
und den Zauber lösen. Seine Folianten erschrecken mich. Ich bitte Sie
ihm zu empfehlen, in feinem Zimmer damit zu machen was er will, aber
seine eigenen Sätze damit zu verschonen. Er möge uns gewöhnen, das Christen-
thum mit günstigem Auge anzusehen, mit Freuden den Weihrauch einzu-
athmen, den er zum Himmel emporsteigen läßt, seinen Gesängen mit einiger
Freude zu lauschen: damit wird er gcthan haben was er kann, und sein
Zweck wird erreicht sein. Die Religion wird das Uebrige thun. Wenn
Philosophie und Poesie ihr einmal den Menschen wieder zugeführt haben,
wird sie sich seiner bald bemächtigen; denn ihre Macht und Anziehungskraft
find gewaltig. Man tritt nicht vorbereitet in den Tempel, ohne ihn gläubig
zu verlassen. Die Schwierigkeit ist heute, den Menschen Lust zu geben, ihn zu
betreten. Darauf muß Chateaubriand sich beschränken, aber er darf keinen Zwang
üben und muß auf die Autoritäten verzichten, denen man Anerkennung versagt."
Das Buch erschien 1802. Die Aufnahme, die es fand, übertraf die
Erwartung. Bald wurde ein neuer Abdruck nöthig, in dessen Vorwort des
ersten Consuls Erwähnung geschah. Neben den günstigen Kritiken, unter
denen die von Fontanes sich auszeichnete, fehlten auch übelwollende nicht, so
diejenige des alten Revolutionärs Ginguenö, des Verfassers der Literatur-
geschichte Italiens. Der Autor selber hat die Umstände geschildert, unter
denen sein Buch an's Licht trat. „Inmitten der Ruinen unserer Kirchen ver-
öffentlichte ich den ‚Genius des Christenthums^. Die Gläubigen hielten sich
für gerettet. Man empfand damals ein Bedürfniß des Glaubens, einen
Durst nach religiösem Trost, der in der langen Entbehrung dieses Trostes
seinen Ursprung hatte. Welche übernatürliche Kraft hatte man nach dem Er-
dulden so unerhörten Mißgeschicks zu erbitten! Wie viele verstümmelte Familien
hatten bei dem Vater der Menschen ihre verlorenen Kinder zu suchen! Wie
viele zerrissene Herzen, wie viele vereinsamte Seelen sehnten sich nach einer
göttlichen Hand, sie zu heilen! Man stürzte sich in das Haus Gottes, wie
man inmitten einer Pestkrankheit des Haus des Arztes sucht. Die Opfer
unserer Unruhen (und wie viele Opfer aller Arten!) retteten sich um den Altar,
Schiffbrüchige, die sich an den Felsen festklammern, von welchem sie ihre
Rettung erhoffen. Bonaparte, der seine Macht auf der ersten Grundlage der
Gesellschaft aufzubauen wünschte, hatte feine Vereinbarung mit Rom ge-
schlossen. Von seiner Seite kam kein Hinderniß gegen das Erscheinen eines
Werkes, welches seinen Absichten Popularität verschaffen konnte. Er hatte
gegen die Männer zu kämpfen, die seine Genossen waren, wie gegen die
Gegner aller Gottesverehrung. Es war ihm also lieb, außerhalb seines Kreises

durch die Meinung vertheidigt zu werden, an welche mein Buch appellirte. In späteren Zeiten hat er bereut, sich damals geirrt zu haben: mit den religiösen Ideen sind auch die eigentlich monarchischen Jdecn aufgekommen."

Nur wenn man diese Umstände beherzigt, begreift man das Aufsehen, welches dies Buch machte. Tie Schönheit der Sprache, dieser vollkommene Fluß einer poetischen Prosa, welche majestätisch dccherrollte, zeichnete es vor den Werken der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts aus. die für den Verstand aber nicht für das Herz geschrieben schienen. Die vorwaltende Gesinnung kam dem Buche entgegen und ließ dessen Mängel verschwinden, während sie seine Vorzüge steigerte. Man muß sich dies vergegenwärtigen, um nicht gegen das Werk ungerecht zu sein. Heute kann es keine Analyse ertragen. Ter Verfasser ist weder Philosoph noch Theologe, und seine poetischen Anschauungen genügen nicht für den mächtigen Gegenstand. Aber gerade das, was uns heute als Schwäche erscheint, trug zur Zeit des Erscheinens dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Selten ist ein Werk in einem geeigneteren Moment erschienen, selten hat ein solches einem tiefgefühlten und ernsten Bedürfnisse des Publikums mehr entsprochen.

Tie Wirkung war in jeder Beziehung eine augenblickliche wie sie eine außerordentliche war. Der Chef des Staates empfand den Werth der Unterstützung, die ihm unerwartet kam. Er wollte dem Autor ein Zeichen seiner Anerkennung geben, und ernannte ihn im darauf folgenden Jahre zum Secretär bei der römischen Gesandtschaft.

Ter Traum von Glück, der einzige im Leben Paulincns de Montmorin, hatte sechs Monate gewährt, als sie im Spätherbste 1801 nach Paris zurückkehrte. Tie Absicht, ihrem Freunde die Bourgogne zu zeige», wo sie die traurigsten Tage ihres Lebens, aber auch heitere zugebracht hatte, war unerfüllt geblieben. Tie gewohnte Gesellschaft versammelte sich wieder in ihrem Salon, durch mehrere neue Mitglieder verstärkt, deren schon oben im Verein mit den übrigen Erwähnung geschehen ist. Chateaubriand war längere Zeit abwesend. Er war nach Lyon und Avignon gegangen, um einen Nachdrucker seines Buches aufzuspimn. Er hatte sich nach der Bretagne begeben, wo eine Zusammenkunft mit seiner Frau stattgefunden hatte. Pauline war hievon in Unkcnntniß gehalten Worden. Aber das Erwachen aus einem Traum, unausbleiblich wann immer es erfolgen mochte, drohte schon in der Ferne. Während dieses ganzen Jahres 1802 war von der beabsichtigten Badecur wenig mehr die Rede. Die Gesundheit der Gräfin von Beaumont war in steter Abnahme. Tic Spuren eines Brustleidens waren allen ersichtlich, und es fehlte ihr an Muth, sich einer strengen Cur zu unterwerfen. Die literarischen Interessen spannen sich fort, und sie nahm an denselben zwar passiven aber leidenschaftlichen Anthcil. Je mehr die politischen Aeußerungen unterdrückt waren, um so mehr flüchteten sich die verschiedenen Meinungen in die literarische Kritik, der sie einen heftigen und zum Theil anstößigen Ton gaben, der uns heute unangenehm berührt. Eine neue Schrift Neckers

über die französischen Zustände, in welcher die monarchischen Tendenzen des
Consulats hervorgehoben und die Schwierigkeiten derselben ohne Creirung
einer aus den Mitgliedern der alten Aristokratie gewählten Kaminer bezeichnet
wurden, und der Roman: Delphine von Madame de Staöl boten den Dis-
kussionen reichlichen Stoff. Im Frühling 1803 schrieb Gnöncau de Mussy
an Chenedvll«: „Meiner Ansicht nach geht es mit der Gesundheit von
Madame de Beaumont täglich abwärts. Ich glaube, daß die Lebensquellen
vertrocknet sind; ihre Kraft ist nur Aufregung, und ihr Geist gleicht der
leichten Flamme und dem leuchtenden Dunste, der aus einem erlöschenden
Scheiterhaufen aufsteigt. Nicht ohne Schrecken kann ich an die Beschwerden
einer Reise denken, die sie nach Mont Dore zu unternehmen beabsichtigt."
Kurz vor ihrer Abreise schrieb sie selbst an Joubert: „Ich wollte Ihnen nur
schreiben um zu sagen: ich bin unterwegs, aber es ist anders gekommen.
Meine Ermüdung ist so groß, daß ich von der Diligence selbst Ruhe er-
warte. Schmälen Sie mich nicht wegen meiner Ungeduld, in Mont Dore
anzukommen, noch wegen meiner Besorgniß vor dem Schncckengang einer
Diligence, die nicht mit meinen theuren Freunden besetzt sein wird. Unter-
ließ muß ich Ihnen aber von einer Art Glücksfall erzählen. Eines Nach-
mittags besuche ich Frau von Krüdener und finde sie in ihrem Garten mit
den HabitnSs des Hauses. Neben ihr saß eine Frau mit von der Sonne
gebräuntem Teint, mit dicken Lippen und von gewöhnlichem und sehr mate-
riellem Aussehen; etwas weiterhin ein alter Mann, der auch nichts sehr Aus-
zeichnendes harte, wenn ich sein volles wallendes Haar ausnehme. Zwischen
dem Greise und ihrer Mutter saß die kleine Krüdener, eine wahre Rosen-
knospe, und las mit ihrer Silberstimmr den berühmten Roman Paul und
Virginie. Bald vernahm ich was ich schon ahnte, daß der Greis Bernardin
de St, Pierre, die Frau seine Gattin war. Es freut mich sehr, ihn gesehen
zu haben, aber ich empfinde keinen Wunsch ihn wiederzusehen. Er nahm die
aufrichtigen Lobeserhebungen seines Buches einfach hin. Dies gefiel mir an
ihm, aber ich weiß nicht, ob viele Güte sich unter seiner Bonhommie verbirgt."
Zu den Bekanntschaften, welche sie in dieser Zeit machte, gehörte die der
berühmten Tragödin Mademoisellc Tuchesnois, deren Tarstellung der Phädra
allgemeine Aufmerksamkeit erregte, aber zugleich heftige Rivalität hervorrief,
welche lange Jahre gewährt hat. „Ich bin buchstäblich entzückt von ihr."
schrieb die Gräfin von Beaumont an Pascmier; „sie ist einfach nnd naiv und
etwas zerstreut, aber wenn man ihre Aufmerksamkeit weckt, so beleben sich
Ihre Augen und verschönert sich ihr Gesicht. Ich bednure, sie nicht mehr auf
der Bühne sehen zu können." Mademoiselle Duchcsnois behauptete ihren
mühsam erkämpften Ruf, bis Mademoiselle Rachel eine Umwandlung in der
tragischen Kunst zuwegebrachte.

Es waren nicht blos Chateaubriands literarische Interessen, die sie
während des Restes ihres Pariser Aufenthaltes in Anspruch nahmen. So
schmerzlich auch die bevorstehende Trennung sie berühren mochte, so that sie

doch Alles, seine Ernennung nach Rom zu fördern. Und nachdem er Paris im Mai verlassen hatte, nahmen seine römischen Erlebnisse, von denen bald die Rede sein wird, ihre befreundete Theilnahme sehr in Anspruch. Ihr eigener Zustand flöhte immer größere Besorgnisse ein. Sie konnte sich über denselben keiner Täuschung mehr hingeben; Tagebuchblätter von ihr zeigen, wie sie ihre Lage erkannte und in welcher geistigen Verfassung sie sich befand. Aus dieser Zeit ist das nachfolgende traurige Bekenntnis;.

„Seit mehreren Jahren ist meine Gesundheit in beständigem Sinken. Symptome, die ich für Signale des Abschieds hielt, haben sich gezeigt, ohne daß ich zur Reise noch bereit bin. Mit dem Fortschritt der Krankheit mehren sich auch die Illusionen. Ich habe viele Beispiele dieser seltsamen Schwäche erlebt und merke jetzt, daß sie mir zu nichts nutzen. Schon gebrauche ich Mittel, die ebenso lästig wie vergeblich sind, und ich werde nicht mehr Kraft genug haben, um solchen zu widerstreben, die man bei Brustkranken anzuwenden Pflegt. Gleich Anderen werde ich mich der Hoffnung hingeben — der Hoffnung! Kann ich denn zu leben wünschen? Mein vergangenes Leben ist eine Kette von Unglück gewesen, mein gegenwärtiges Leben ist voll Verstörung und Betrübniß; die Seelenruhe hat mich auf immer verlassen. Mein Tod wird für Wenige ein augenblicklicher Schmerz, für Einige ein Gut, für mich das größte der Güter sein.

Am 21. Florsal. 10. Mai, dem Jahrestag des Todes meiner Mutter und meines Bruders. Ich sterbe die Letzte und von allen die Elendeste! Weshalb habe ich nicht den Muth zu sterben? Diese Krankheit, welche ich zu fürchten schwach genug war, scheint Halt zu machen, und vielleicht bin ich verurtheilt, lange zu leben, während ich mit Freuden sterben würde. Meine Tage sind nicht einen Seufzer Werth."

Sie kämpfte mit ihrem Herzen, und ihr Herz trug den Sieg davon.

VI.

Am 28. Juni verließ die Gräfin von Beaumont Paris. Erschöpft kam sie in Fontainebleau an, von wo es am folgenden Tage in einem Zuge bis Moulins. zweiunddreißig Wegstunden, ging. Hier miethete sie ein leichtes Fuhrwerk nach Clermont, von wo sie nach Moni Dore gelangte, nachdem sie während der ganzen Reise von Husten und Brustschmerzen gequält worden war. Die Auvergne ist die Heimat der Montmorin. deren letzte Tochter hier Heilung zu suchen kam. Einer ihrer Vorfahren hatte diese Provinz vor den Greueln der Bartholomäusnacht bewahrt. Keine Gegend Frankreichs kommt diesem Binnenlande an Mannigfaltigkeit und malerischem Reize gleich, keine vereinigt solche Eigenthümlichkeiten der Naturerscheinungen. Hier wie in der rheinischen Eifel, welche mit der Auvergne große Ähnlichkeit hat. steht man vor den gewaltigen Zeugen der vulkanischen Bodenerschütterungen, welche spätere Jahrhunderte thcils in ursprünglicher nackter Schroffheit gelassen. Iheils mit üppigen Waldungen bedeckt haben. Die fortwährende Abwechselung

Von Bergketten, Höhen und fruchtbaren Thalgründen, die zahlreichen Ströme und Bäche, unter denen der Allier und die Dordogne die bedeutendsten sind, die kleinen Seen in ausgebrannten Kratern, die fruchtbaren Triften neben verkohlten oder kalkigen Felsenmassen bieten auf beschränktem Räume ein Gesammtbild, in welchem pittoreske Schönheit mit natürlichem Reichthum wetteifert. Inmitten dieser Region liegt in einem kleinen Thale mehr als tausend Meter über dem Meeresspiegel das Dorf Mont Dore, welches den Namen von der nahen Gebirgskette erhalten hat, einer der bekanntesten und besuchtesten Curorte Frankreichs, bei den Quellen der Dordogne, die der Niederung zuströmt, um sich nach langem Laufe mit der Garonne zu vereinigen, welche von da an den Namen der Gironde trägt.

Auch heute sind manche selbst berühmte Curorte des Landes in einem Zustande, welcher dem der meisten Badeorte Deutschlands wenig entspricht. So dürfen wir uns nicht darüber wundern, wenn die Gräfin von Beaumont in Mont Dore elende Zustände fand. Ihre Briefe an Joubert legen nur zu sehr Zeugnis; davon ab. „Ich bin unter ungünstigen Umständen angelangt. Die Umgebungen Clermonts waren mir anmuthig erschienen, und ich wünschte sie in der Morgenfrühe noch zu begrüßen, aber ich bin um zwei Uhr früh abgereist. Natürlich unterschied man nichts, und bei Tagesanbruch hatte ich den ewigen langweiligen Puy de Dome vor mir, der mich lange nicht verlassen hat. Um sechs Uhr hielten wir bei einer Hütte, wo wir vortreffliche Milch fanden und unseren Muth gegen die Rippenstöße zusammennahmen, die ich erträglich zu machen versuchte, indem ich mich auf der Matratze im Fuhrwerk ausstreckte. So kamen wir um Zehn nach Rochefvrt, wo das Pferd rasten mußte. Man schlug mir vor, zu Mittag zu essen, aber ich empfand keinen Appetit. Ich bin längs eines hübschen Baches in sehr angenehmer Landschaft spazieren gegangen; von alten Bäumen umgeben, macht das Schloß Rochefort mit seinen Ruinen eine malerische Wirkung, und von der Straße aus zeigt es sich unter verschiedenen wechselnden Gesichtspunkten. Um Mittag fuhren wir bei drückender Hitze weiter. Ich hatte dem Fuhrmann aufgetragen, beim Drap d'or zu halten, um zu speisen, aber er schlug Auftrag und Mittagessen in den Wind, und später fanden wir nicht ein Stück Brot mehr. Das Unglück voll zu machen, brach ein seit lange drohendes Gewitter über uns herein. Der Regen faßte uns erst im Rücken, aber auf diesem ewig wechselnden Wege hatten wir ihn bald von vorne, wo wir nicht geschützt waren, während ein starkes Hagelwetter uns bis auf die Knochen durchnäßte und erkältete. In solchem Zustande bin ich in Mont Dore angelangt und während einer halben Stunde von Thüre zu Thüre gefahren, um eine Wohnung zu suche», die wir nicht fanden. Endlich gab man mir ein kleines Cabinet, und während man es herrichtete, habe ich mich nothdürftig in der Küche getrocknet, aber ich war so ermüdet und verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sagte und that. Es war mir nicht möglich, einen Bissen zu genießen. Eine Legion hungriger Flöhe hat mein Bett zu einer Hölle gemacht, und als das Tages-

licht mir offenbarte, in welchem schauerlichen Luch ich mich befand, war es-
mit meinem Nest von Muth zu Ende. Da mehrere Badegäste abreisten,
erhielt ich endlich ein heizbares und, wenigstens für Mont Dore, ziemlich
wohnliches Zimmer, gegenüber dem Brunnen, wo man das Wasser trinkt."
Mit Mühe erlangte sie die Erlaubnis; zu baden, denn der Arzt fürchtete
ihre Schwäche. Mit vieler Vorsicht nahm sie endlich das Bad und trank
das Wasser mit Milch gemischt; es schien ihr wohl zu thun, und sie gewann
allmählich etwas mehr Kraft. Aber die Oertlichkeit machte ihr keinen an-
genehmen Eindruck. Tie Berge schienen sie zu erdrücken, und das Klima
war heute August, den Tag darauf December. Am 7. September schrieb
sie an Joubert: „Meine Klagen über Flöhe, Schweine, Schmutz dürfen Sie
nicht lachen machen. In meinem damaligen Zustande von Schwäche ver-
mehrten Quälereien und Ekel meine Leiden sehr. Ich glaube, Langeweile
thut mir Wohl, aber nicht Langeweile vertreibt mich, sondern die Kälte. Es
friert jede Nacht, und ein eisiger Nordwind schadet mehr als die Bäder nutzen.
Morgen bade ich zuletzt, und übermorgen sage ich Mont Dore Lebewohl,
wohin nur Todesgefahr mich zurückbringen könnte. Ueber Clermont denke ich
mich nach Lyon zu begeben, wo ich Briefe erwarte, welche über meinen Winter-
aufenthalt entscheiden werden. Von Herrn von Chateaubriand habe ich keine
neueren Nachrichten. Seine letzten Briefe waren von einer tollen Heiterkeit.
In Lyon werde ich bis zum 18. September bleiben; sehen Sie zu, ob Sic Zeit
finden, dorthin ein Wort an mich zu richten. Ihre Freundschaft und die
Ihrer Frau ist vielleicht das stärkste Band, welches mich an das Leben fesselt.
Villeneuve und Nom umschließen, was mir auf dieser Welt am theuersten ist."
In Clermont fand die Gräfin von Beaumont eine Verwandte, deren
Haus ihr freundliche Aufnahme bot. „Madame de Vichy," schrieb sie, .betet
mich an, weil ich die Tochter meiner Mutter bin." Tie Erinnerungen an
ihre Familie thaten ihr wohl. Sie verweilte mehrere Tage. Die Lage der
Stadt nnd ihrer Umgebungen machten einen angenehmen Eindruck auf sie
und richteten sie aus der Versunkenheit auf, der sie sich hingegeben hatte.
Eine Spazierfahrt durch die nnmuthigen Umgebungen der Stadt endigte mit
einem überaus heftigen Hustenanfall, der die geringen Ergebnisse der Badecur
wieder in Frage zu stellen schien. Dennoch bestand sie auf ihrer Neise nach Lyon.
Schon in Paris waren ihre Freunde überzeugt daß sie den Winter in Rom
zubringen würde, obgleich sie selber es nicht Wort haben wollte. Die An-
sichten von den klimatischen Eigenschaften der Orte wechseln mit den Zeiten. Da-
mals scheint man in Frankreich nicht geglaubt zu haben, daß das römische Klima
zu irgend etwas gnt sein konnte. In Lyon wurde sie von einem Freunde
Chateaubriand?', dem als tiefer und origineller Denker berühmt gewordenen
Ballanche empfangen. Nach kurzem Aufenthalt trat sie die Reise nach Italien an.
Die Ernennung Chateaubriands zum Legationssecretär in Rom war
vom ersten Consul selbst ausgegangen. Fontanes und der Abb6 Emöry.
Direktor des Seminars von St. Sulpice, hatten namentlich dazu beigetragen.

Am 9. Mai verkündigte ein Billet Talleyrcmds, des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dem Dichter seine Ernennung. Er war aber nicht der einzige, der am Tiber seine diplomatischen Prvben ablegen sollte. Die Republik war bis dahin beim heiligen Stuhl durch einen Diplomaten der Revolutionszeit vertreten worden, Herrn Cacault, Bonapartes Collegen bei dem Friedensschluß von Tolentino, den er nach der Schlacht von Marengo an den Papst sandte, einen im Geschäftsleben mehr und mehr durch Mäßigung und Tact bemerkenswerth gewordenen Mann, an welchen der erste Consul auf seine Frage, wie er den Papst zu behandeln habe, die bekannte Antwort richtete: „Als wenn er hunderttausend Mann zu seiner Verfügung hätte." Die Beziehungen Frankreichs zum h. Stuhl waren seitdem in? ganzen gute gewesen, aber nun machten sich Verhältnisse geltend, welche eine Repräsentation feierlicherer Art passend erscheinen ließen. Am 27. Mai kündigte Bonaparte dem Papste an, daß er seinen Oheim, den Cardinal Fesch, zu seinem Gesandten in Rom ernannt habe. Schon vor diesem, am 23. Juni traf Chateaubriand ein. Bald darauf, am 2. Juli, kam der Cardinal in Rom an und übernahm die Geschäfte. Der Verfasser des „Genius des Christenthums" welcher den bisherigen ersten Legationssecretär A. F. Artaud, den Autor der weitschweifigen aber nützlichen Biographien Pius VII. und seiner beiden ersten Nachfolger, ersetzte, war in diplomatischen Angelegenheiten gänzlich unerfahren. Seine Ernennung hatte von vornherein Bedenken geweckt. „Herr von Chateaubriand," hatte der abberufene Gesandte an Talleyrand geschrieben, „ist ein berühmter und verdienstvoller Schriftsteller, aber es ist zu besorgen daß es der Wirkung der Sendung des Herrn Cardinals schaden wird, wenn er einen Secrctär mitbringt, mit dessen Schriften die theologische Kritik sich gewiß sogleich zu schaffen macht. Schon jetzt machen sich verschiedene und unruhige Meinungen darüber in Rom geltend." Chateaubriands eigenes Verhalten war nicht von der Art, vorgefaßte Meinungen gegen ihn zu entwaffnen und seine Stellung zu regeln. Zwar empfing Pius VII. den Vorkämpfer des christlichen Glaubens auf's freundlichste und gütigste, aber dessen Geltendmachung eines angeblichen Vorrechtes des französischen Lcgationssecretärs, eigenmächtig sich im Quirin«! Audienz zu erbitten, konnte sein Chef auf keine Weise dulden, worin Cardinal Consalvi ihm beipflichtete. Ein Besuch, welchen Chateaubriand dem Könige von Sardinien, Carl Emannel, welcher in Rom lebte, abstattete, machte auch in Paris unter dessen Gegnern und Neidern viel von sich reden. Die Gräfin von Beaumont, Fontanes, Elisa Bonaparte Bacciocchi, welche sich für Chateaubriand interessirte, mußten sich in's Mittel legen und es ging vorüber. Unterdessen wechselten seine Stimmung und unverständigen Pläne fortwährend und machten seiner armen Freundin viel zu schaffen. Bald traurig und muthlos, bald ausgelassen lustig, war er immer von Launen oder kleinen Vorfällen hin- und hergeworfen, wollte die diplomatische Carriöre aufgeben, in die er eben eingetreten und für welche er in der That wenig

gemacht war, wollte sich heute in einem der Athosklöster vergraben, morgen in einer Hütte bei Marly. Die Schilderungen Roms und der Campagna in seinen Briefen waren Rhapsodien voll unwahren Pathos, neben Bekenntnissen der Nichtbefriedigung, wie sie in Renös Natur lag.

Chateaubriands Freunde machten sich über seine Fehler und Charakterschwächen keine Illusion. Spätere Jahre haben dieselben sehr verstärkt, und eine Reaction gegen ihn geweckt, die vielleicht das Maß überschritten hat. Aber damals schon waren sie offenbar, und Joubert, der ihn zärtlich liebte, gab der Auffassung seines Wesens zur Zeit, in welcher wir hier stehen, in einem Briefe an Molö Ausdruck. Er sagt unter anderem: „So durchsichtig er von Natur ist, so verschlossen ist er durch System. Mit einer offenen Seele, bewahrt er nicht nur die Geheimnisse Anderer, was Jeder thun muß, sondern auch die eigenen. Vielleicht hat er sie niemals Jemandem recht anvertraut. Er nimmt Alles auf und giebt nichts wieder. Er würde die Wahrheit und selbst die Tugend in feiner Gegenwart verletzen lassen, ohne sich für sie zu erheben. Der schönsten Sache der Welt würde er seine Feder, nicht seine Zunge leihen. In der Vertrautheit der intimsten Gesellschaft entschließt er sich nur höchst ungern zum Widerspruch, dem man dm Zwang anmerkt. Dazu kommen seine Manieren des großen Herrn, seine Vorliebe für alles was theuer ist, seine Verachtung der Sparsamkeit, seine Nichtbeachtung seiner Ausgaben und Gleichgültigkeit gegen deren üble Folgen, sein Unvermögen Launen zu widerstehen, kurz die Unsitte reicher junger Leute in einem Alter, wo sie unverzeihlich ist und mit einem Charakter, der sie nicht hinlänglich entschuldigt, denn es ist etwas anderes, verschwenderisch oder freigebig geboren werden. Diese Tugend setzt einen Geist der Reflexion voraus, Achtsamkeit auf Andere und auf ihr Loos. einen Geist der Ablösung vom eigenen Ich, den er, so scheint mir, nicht von der Natur erhalten und noch viel weniger zu erwerben verstanden hat. Längere Zeit nach Paulinens Tode schrieb Molö an Joubert: ‚Es fehlt viel daran, daß ich Chateaubriand ebenso verständig finde, als er liebenswürdig und Kon entant ist. In ihm steckt eine frivole Eitelkeit, die ich mit einem Verdienste wie das scinige unverträglich erachte."

Hatte Pauline de Montmorin eine Ahnung der Charakterfehler des Mannes, dem sie ihr Herz geschenkt hatte? In der traurigen Einsamkeit von Moni Dore stiegen ihr Zweifel an seiner Zuneigung auf. Zweifel, welche durch die Natur ihres Verhältnisfes zu ihm verstärkt, durch den Ton seiner Briefe nicht beschwichtigt wurden. Aber als sie noch wählen konnte, ob sie die Einladung nach Villeneuve, wo sie den Winter ruhig verbracht hätte, annehmen oder ob sie in dem Zustande von Erschöpfung, worin sie sich befand, die Reise nach dem Süden unternehmen sollte, folgte sie ihrem Schicksal.

Am 1. October schrieb die Gräfin von Beaumont von Mailand aus nn Joubert: „Ich bin in Mailand in weit besserem Zustande angelangt, als ich erwartete, obgleich außerordentlich ermüdet. Die Bewegung des Wagens unterbricht meinen Husten, bis die Ermüdung den höchsten Grad erreicht.

Könnte ich reisen wie ich wollte, so wäre dies vielleicht das beste Mittel. Verwünschtes Geld! Von hier werde ich den Rest der Reise bequemer machen, in einem guten Cabriolet, mit dem Bruder Bertins, während unsere Leute in einem andern folgen. Das giebt mir wieder Muth. Savoyen ist von Pont de Beauvoisin an bis Chamböry und einige Meilen höher ein prächtiges Land. Piemont ist vortrefflich für den Landwirth, aber langweilig. Das Mailändifche hat mehr Abwechselung und ist angenehmer, aber weniger als Savoyen. Was mich überrascht, ist der Glanz der Vegetation. Leben Sie wohl, ich werde Ihnen erst von Rom aus wieder schreiben. Hoffentlich erhöht die Ruhe einigermaßen meine Denkthätigkeit. Lassen Sie mich aber namentlich hoffen, daß Sie fortfahren werden mich zu lieben, wie immer ich sein möge. Das hält mich aufrecht. Alles Uebrige ist, zweifelhaft. Mein Herz ist von Traurigkeit erfüllt, und kein Strahl der Freude ist bis jetzt eingedrungen." Der Brief kam am 10. October in Villeneuve an, und Joubert, der an den Schriftzügen die Schwäche der Schreiberin erkannte, las ihn mit tiefer Wehmuth.

Chateaubriand war durch Amtsgeschäfte verhindert worden bis Mailand zu gehen. Bcrtin der Aeltere, Eigenthümer des Journal des Döbats, der in Italien verweilte, hatte in seinem Auftrage die Gräfin von Beaumont empfangen. Am 7. October traf er mit ihr in Florenz zusammen, wo Tages darauf Vittorio Alfieri Plötzlich starb, den er im Sarge sah. Wie mochte Pauline de Montmorin der Tage denken, in denen sie im Pariser Salon seiner Freundin Beaumarchais sein Drama vorlesen hörte! Von Florenz ging die Reise langsam über Arezzo und Perugia. In Terni wünschte die Gräfin den berühmten Wasserfall zu sehen, aber nach kurzem Verweilen sagte sie: „Wir müssen die Wasser strömen lassen." So erreichten sie das Ziel der Reise. Dicht bei der Piazza di Spagna, am Ende der Via San Bastianello auf dem AbHange des Pincio liegt ein von einem Garten umgebenes Haus, Casa Margherita; dies hatte Chateaubriand für seine Freundin gemiethet. Aber ihre Schwäche war so groß, daß sich voraussehen ließ, sie werde Luft, Licht und Sonne nicht lange genießen. Die Aerzte erklärten, nur ein Wunder könne sie retten. Sie konnte nicht mehr gehen noch die Treppe ersteigen. Einige Male fuhr sie in den Mittagsstunden aus. zuletzt noch um das Cvlosseum zu sehen. Am 28. October schrieb sie die letzten Zeilen in ihr Tagebuch: „Seit zehn Monaten habe ich nicht aufgehört zu leiden: seit sechs haben sich alle Symptome des Brustleidens, einige in höchstem Grade eingestellt. Mir fehlen nur noch die Illusionen, und vielleicht sind sie schon da." Am 2. November benachrichtigte der Arzt Chateaubriand von der Lebensgefahr. Die Kranke erfuhr es ohne Bestürzung. Man holte den Abbö de Bonnevie, welcher als Generalvicar von Lyon den Cardinal-Erzbischof nach Rom begleitet und mit Chateaubriand sich befreundet hatte. Schon oben ist bemerkt worden, welchen Einfluß die Unglücksfälle der Revolution auf Pauline geübt hatten. Sie gestand es dem Geistlichen, bekannte ihre

Jrrthümcr und empfahl sich der Barmherzigkeit Gvttes. Sie sprach die
Hoffnung aus, ihre irdischen Leiden würden ihr von der göttlichen Gnade
angerechnet werden. Nachdem der Geistliche tiefbewegt Abschied genommen
hatte und sie nun mit Chateaubriand allein war, ließ sie ihren Gefühlen
freien Lauf. Sie gestand ihm, daß sie gefürchtet habe ihm zur Last zu sein,
und daß sie zu sterben gewünscht habe, um ihm diese Last abzunehmen. Dann
empfing sie die Sterbesakramente in Gegenwart der das Zimmer füllenden
Personen, die. wie es in Rom Sitte ist, den Priester begleiteten. Nachdem
die Menge sich entfernt hatte, ließ sie Chateaubriand an ihrem Lager nieder-
sitzen. Sie hatte ihm ihr Vermögen hinterlassen wollen, wozu doch keine Zeit
mehr vorhanden gewesen und welches er nicht angenommen hätte; sie rief die
Erinnerungen von Savigny wieder herauf und die nicht erfüllten Träume
jener Zeit; sie beschwor ihn, sich mit seiner Gattin wieder zu vereinigen; sie
gedachte Jouberts, der mit ihm von ihr reden würde. Es war Freitag, den
4. November. Gegen drei Uhr Nachmittags empfand sie das Nahen des
Todes. Nach wenigen Minuten schloß sie die Augen und sank in das Kiffen
zurück, ihre Hand in der des Freundes ruhend. Am folgenden Tage gegen
Abend wurde ihre sterbliche Hülle nach der französischen Nationalkirche ge-
bracht und in das ihr dort bereitete Grab gelegt.
Chateaubriand ließ ihr das Monument errichten, welches zu Anfang
dieser Geschichte beschrieben worden ist. Die Anordnung ist von Bertin, die
Ausführung von einem jungen französischen Bildhauer, Marin, einem Zög-
ling der französischen Akademie. Die Zeit ist an dem Relief nicht ohne
Schädigung vorübergegangen; Hunderte, um nicht zu sagen Tausende, hat
dasselbe an die traurigen Geschicke Paulinens de Montmorin erinnert.
«Ich sage Ihnen nichts von meinem Schmerz," schrieb Joubert am
2. Januar 1804 an Chencdollö, „er ist nicht leidenschaftlich, aber er wird
währen. Welchen Platz nahm diese liebenswürdige Frau in der Welt für
mich ein! Chateaubriand beklagt ihren Verlust ohne Zweifel ebenso wie ich,
aber sie wird ihm weniger fehlen oder auf weniger lange Zeit." Er hatte
Recht. Chateaubriand war durch die Bedingungen des Lebens zu sehr in
Anspruch genommen, um sich der Traner lange hinzugeben. Seine Stellung
in Rom und sein Verhciltniß zu dem Cardinal waren nicht lange haltbar.
Er klagte, man weihe ihn in kein Geheimnis; der diplomatischen Unterhaltungen
ein; er komme sich vor wie ein Expedient in einer Präfectur. Sein Chef
zuckte die Achseln über seine Ausarbeitungen. Im Jahre 1804 wurde er
abberufen, um als Geschäftsträger bei der ephemeren Walliser Republik nach
Sion zu gehen. Er kam nach Paris zurück und machte am 21. März einen
Besuch in dem Garten des ehemaligen Montinvrin'fchen Hauses in der Rur
Plumet, wo eine Cyprcssc stand, welche von Pauline gepflanzt worden war.
Als er von dort wegging, vernahm er unterwegs die Hinrichtung des Herzogs

Von Enghicn, welche an demselben Tage in Vincennes stattgefunden hatte. Durch die Memoiren von Madame de Römusat und diejenigen des Grafen von S6gur weiß man, welche Bestürzung dieses Ereigniß in den Kreisen verursachte, die dem ersten Consul zunächst standen. Chateaubriand ging nach Hause und sandte sogleich seine Entlassung von seinem diplomatischen Posten ein.

Es ist unnöthig, bei seinen späteren Lebensercignisscn hier zn verweilen. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris hatte er sich mit seiner Gemahlin wieder vereinigt, und diese begleitete ihn auch auf seiner letzten Ambassade, die ihn im Jahre 1828 nach Rom führte. Der Graf d'Haussonville hat in seinen Erinnerungen von dieser Ambassade gesprochen, bei welcher er als Attachö fungirte. Er hat Madame de Chateaubriand geschildert, wie sie sich in einer Art von inneren Gegensatz zu ihrem Genial befand, aber er hat nur wenig über Chateaubriand selber gesagt, der in dem eigenen Salon eine an das Theater erinnernde Figur machte und dessen sninü ihn zu keinem Genüsse seiner Stellung kommen ließ. Rom, sagte er, sei alt, er selbst sei alt (er war ein Sechsziger), da lasse sich keine neue Zuneigung fassen. In der Kirche San Lorenzv in Lucina setzte er seinem berühmten Landsmann Nicolas Poussin ein Denkmal: was mochte er vor dem Denkmal empfinden, welches er ein Vierteljahrhundert früher seiner Freundin gesetzt hatte? Seine Aömoires ,V mitrotombs reden von ihr und ihren letzten Tagen, aber die Schilderung ist weniger einfach und ergreifend als die Briefe, die er unmittelbar nach jenem Ereigniß schrieb.

Die Ernennung des Fürsten von Polignac setzte seiner diplomatischen Thätigkeit ein Ziel. Er kehrte nach Paris zurück, wo bald darauf die Julirevolution die Dynastie stürzte, welcher er immer schwankend und ungewiß gedient hatte. Seine Erlebnisse während des Bürgerkönigthums sind bekannt. Die literarischen Arbeiten seiner späteren Jahre waren weit entfernt, feinen Ansprüchen an Berühmtheit zu genügen. Sein Egoismus mehrte sich mit seiner Zurückgezvgenhcit aus der Welt. Madame de Chateaubriand, welche ihm die Vernachlässigung vergangener Zeiten nicht vergalt, mußte den Dichter Böranger zu Hülfe rufen, um ihren Gemahl „reden zu machen".

Sie starb am 9, Februar 1847, nachdem sie ihre letzten Jahre der Gründung einer wvhlthätigen Anstalt gewidmet hatte, welche unter dem Namen Marien Theresiens sie überlebt hat. Chateaubriand erlebte noch die Februar-Revolution des Jahres 1848 und starb am 4. Juli gedachten Jahres inmitten der gefahrvollen Zuckungen, welche Frankreich mit Anarchie bedrohten. Man weiß, daß er, schweigsam und verdrossen, in seinen letzten Zeiten nur den Salon der wie einst durch ihre Schönheit so durch Geist und Liebenswürdigkeit berühmten Madame Mcamier besuchte, wohin er sich tragen ließ, als er nicht mehr gehen konnte. Einen traurigen Eindruck macht aber das Wort, welches er über diese seine letzte Freundin aussprach: Vielmehr als durch Freundschaft sei er durch Gewohnheit an sie gefesselt gewesen.

Die poetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur.

von

tturd Lgszwitz.

— Sott,«. —

ie Wirkung dcr Natur auf das Gemiith ist ein uraltes und allgemeines Band der gesammtcn Menschheit. Wie die schweigende Nacht über uns ihren Sternenmantel breitet und den bewundernden Blick hinaufzieht zur ewigen Ordnung unendlicher Sonnen, so enthüllt sie die funkelnde Tiefe auch über dem fernen, armseligen Neger, der vor den Nachtgeistern zittert, so strahlte sie vor Jahrtausenden dem wandernden Nomaden - Volk, eine Leiterin durch die Wüste, so führte ihr stiller Wandel den chaldaischen Priester zur Anbetung der Gestirne und zur Beobachtung ihrer Gesetze. Aber mit der gemeinsamen Grundstimmung des Gemüths verbinden sich bei der Natnrbetrachtung veränderte Vorstellungen je nach dem Fortschritt der Cultur. Andere Gedanken sind es, welche das wilde Naturvolk an den unheimlichen Schauer seiner Seele knüpft, als diejenigen, welche dem irrenden Hirten aufsteigen, wenn er das Siebengestirn im Norden sucht; mit anderen Gedanken starrt dcr philosophische Grübler zum dunkeln Nachthimmel, andere bannt der moderne Astronom in seine mathematischen Formeln. Unermeßlich ist der intellectuelle Unterschied in der Naturauffassung. Während der rohe Wilde sein Antlitz furchtsam vor der Nacht verbirgt, während der Sternanbeter es ehrfurchtsvoll zu den leuchtenden Göttern des Himmels erhebt, suchen an den Küsten des Mittelmccrs die griechischen Weisen nach dem Grunde des Sternenlaufes. Im Gewirr ihrer willkürlichen Annahmen erscheint der Philosoph Anaxagoras als „ein Nüchterner unter Trunkenen" (Aristoteles Metaphysik I, 3), indem er die Vernunft als Weltprincip einführt. Aus der Ordnung des

Himmels beweist er die Existenz eines vernünftigen, weltlenkenden Geistes. Das ist der Vorzug, sagt er, welchen das Sein vor dem Nichtsein hat, daß es die Betrachtung des Himmels und der kosmischen Ordnung gestattet. Und nun tritt das Interesse des Forschers immermehr in den Vordergrund. Die Bewegungen der Gestirne werden das beherrschende Beispiel, an welchem der Menschengeist die Existenz einer Gesetzlichkeit der Natur erkennt. Die Astro - nomie bleibt das Muster der Naturwissenschaft. Von den Sphären des Eudoxus bis zu der Gravitation, in welcher Newton das einende Band der Welten findet, erblickt man das Suchen nach mathematischer Darstellung der Himmelsordnung. Kant eröffnet die Einsicht in die mechanische Bildung der Weltsysteme; L «place analysirt die Bewegungen der Gestirne und rollt ihre dauernde Bahnen vor dem geistigen Auge auf. Unter den Händen des messenden Astronomen verschwindet der waltende Geist, und die Mechanik des Naturgesetzes verlangt ihre ausschließliche Geltung. Doch was auch der Verstand festsetzt über die Ordnung des Himmels, was für Folgerungen er zieht aus den Bewegungen der Sternenwelt, im Menschenherzen glüht allüberall dasselbe Gefühl, so heut wie vor Jahrtausenden, im gelehrten Europa, wie beim wilden Naturvolk; wo nur immer der Himmel mit feinen Sterncnaugen dem Menschenauge entgegenblitzt, da bebt das Gemüth in gleichem geheimnißvollen Schauer. Es ist die metaphysische Grundstimmung des Menschen, welche von ihm unzertrennlich ist, das ist die Ahnung von einem unerkannten Grunde alles Seienden, von einer Alleinheit des Ichs mit der Natur. „Von den Sternen her klingt, wenn die Stille der Nacht kommt, auch zu uns noch jene Harmonie der Sphären, von welcher die Pythagoreer sagten, daß nur das Geräusch der Welt sie übertäube" (Tilthey. Einleitung in die Geisteswissenschaften, S. 464). Diese Stimmung fließt zu uns herab als ein Gruß des Unendlichen, Nachricht von einer Welt, die wir nicht begreifen, sondern nur im tiefsten Innern als groß und göttlich empfinden. Es ist der Wille nach Erkenntnis; des Unerkennbaren, der, weil vom Verstände unvollziehbar, sich als unbeschreibliche Sehnsucht des Gefühles bemächtigt. Aus dieser Stimmung quillt ein Gegensatz, der sich durch die moderne Weltanschauung hindurchzieht, die Geister verwirrt und endlosen Streit angeregt hat. Denn in dieser Stimmung zürnen wir der modernen Wissenschaft, daß sie die Natur uns entgöttert und das schöne Weltbild in geistlose Atome zerschlägt.

Von diesem Gegensatz, in welchen die wissenschaftliche Naturauffassung, die der Forscher nicht entbehren kann, nothwendig tritt zu der poetischen Weltauffassung, nach welcher das Herz sich sehnt, und von der Lösung dieses Gegensatzes, wie die Versöhnung von Forschung und Dichtung sich vollziehen könne, davon soll im Folgenden die Rede sein.

Es ist nicht die scheinbare Verletzung des religiösen Gefühls durch die Mechanik des Naturgeschehens, welche hier besonders zu behandeln ist. Denn wahre Religion kann so wenig von Ergebnissen der Forschung berührt werden, wie man Ideale mit Fernröhren sehen kann. Der lebendige Glaube trägt

Gott im Herzen, und die Natur, sie mag in ihrer Beschaffenheit ergründet werden wie sie will, bleibt dem religiösen Gefühl gegenüber Creatur, abhängiges Geschöpf, wie der Mensch selbst. Tic Flügel des Glaubens tragen stets weiter als der Schritt des Forschens, und wohin auch die Wissenschast Vordringen mag, Gott ist schon dort; wir finden ihn überall, weil wir ihn mit unS bringen in unserer Liebe.

Aber anders als mit dem religiösen Gefühl, das alles Endliche um saht, verhält es sich mit jener metaphysischen Stimmung, mit der dichterischen Naturauffassung. Hierbei stehen Natur und Mensch nicht als verschwindend gegenüber dem allmächtigen Gottc, sondern der Mensch sieht in der Natur die gleichberechtigte Gewalt, er fühlt sich Eins mit ihrem Walten, möchte sie zugleich ästhetisch genießen, mitlebend verstehen, schaffend durchdringen. Und dieses lebendige Naturgcfühl geräth in einen Widerspruch mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Naturforschung.

Im Mittelalter bestand dieser Widerspruch zwischen Forschung und Dichtung nicht. Denn die ganze Welt war ein lebendiger Organismus, durch welchen die Weltsecle fluthete, und zahllose Engel und Dämonen walteten in den Dingen und lenkten die Planeten, alles in Rückficht auf das Heil des Menschen auf Erden, der im Mittelpunkte des Universums stand, behütet und geleitet durch die Fürsorge der Kirche. In diesem enggeschlossenen Kreise, welcher das Denken ebenso in Fesseln hielt, wie sich der Wille in die festen Verbände der Gesellschaft nach Stand und Gewerbe eingegliedert fand, in diesen traditionellen^ Formen des geistigen Lebens traf die ewige Sehnsucht des Menschen nach dem Unbegreiflichen nirgends auf einen Widerspruch de:» Verstandes. Aber der Verstand traf überall auf das Unbegreifliche. Und als die Ketten der mittelalterlichen Weltanschauung brachen, als der Humanismus die Nationen zu neuem geistigen Leben rief, als die Phantasie sich in der Kunst befreite und nach vollendeten Schönheitsformen rang, als das Gemütt? in der Selbstgewißhcit der religiösen Erfahrnng, wie sie Luther aufging, seine freie GlanbenSwclt fand und die Religion vom Drucke der scholastischen Wissenschaft löste, da sprengte auch der Verstand die Fesseln der Tradition und befreite die Wissenschaft vom Drucke der Theologie. Indem die Gebietc menschlicher Gcistcsthätigkeit in Religion. Kunst und Wissenschaft ihre Selb Müdigkeit gewannen, erhob sich jener Gegensatz, der in ihrem Wesen liegt, und verschärfte sich, je weiter die Culturentwickelung fortschritt.

Erkenntnis; der Natur war das Losungswort der neuen Zeit, Ihren Zweck verkündete Francis Bacon: die Beherrschung der Natur durch den Menschen; ihre Mittel lieferten Galilei und DeScartes: Beobachtung, Experimcnt, Messung und Rechnung. Die Folge des neuen Strebens mußte ei» vollständiges Brechen mit der hergebrachten Vorstellung von der Natur sein. So lange die Geisterwclt in den Dingen lebte und webte, fehlte es der Wissenschaft an jedem Angriffspunkt, wo sie die Werkzeuge der Erkenntniß hatte einsetzen können. Wenn die ganze Natur beseelt ist. wie soll die Forschung in dies

innere Leben dringen, wie soll sie die ewig wechselnden Formen des Lebendigen festhalten und aufzeigen? Die organischen Processe sind viel zu complicirt, als daß man mit ihrer Betrachtung beginnen könnte.

Um Naturerkenntniß zu gewinnen, muß in der That etwas geschehen, das unser Gefühl zu verletzen scheint; denn alles Gefühl muß von der Natur ausgeschlossen werden. Die Naturwissenschaft beginnt damit, das Leben aus der Natur zu verbannen und nur die Bewegungen des seelenlosen Stoffes zu betrachten. Denn ihre Aufgabe ist es, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu erklären, d. h. den Zusammenhang derselben auf einfache Gesetze zu bringen. Das aber ist nur möglich, wenn wir die Erscheinungen dort aufsuchen, wo sie uns in meßbaren Verhältnissen entgegentreten, wo wir in ihrem Wechsel unveränderliche Angaben in Maß und Zahl festzuhalten vermögen. Und solche Messung giebt es nur in Kaum und Zeit. Ter ermüdende Druck auf unsere Hand, das wohlthuendc Gefühl von Licht und Wärme lassen sich nicht in Zahlen angeben, wenn wir sie nicht als Kräfte und Bewegungen im Räume auffassen- wir können nicht sagen, dieser Arm thut mir fünf Mal so weh als der andere, aber wohl, ich habe diesen Arm fünf Mal so oft vder so hoch gehoben. Darum ist die erste Forderung, welche die Wissenschaft an die Beschaffenheit der Natur stellen muß, die Obsectivität der Welt in Raum und Zeit, das heißt die Unabhängigkeit des Weltgeschehens von alle Dem, was Sache des subjectiven menschlichen Gefühls ist. Denn die inneren Vorgänge im Lebendigen und Beseelten, obwohl sie uns unmittelbar im Gefühle gegeben sind, ermangeln der räumlichen Größe und damit der Meßbarkeit, wodurch sie in Zusammenhang gebracht und mathematisch dargestellt werden könnten. Nicht das bunte Farbenspiel unserer Empfindungen, sondern nur den mechanischen Proceß sich bewegender Stvfftheilchcn müssen wir betrachten. Was wir wollen, fühlen, denken, ist gleichgültig, das Leben des Menschen ist für die Forschung selbst nur ein Naturvorgang, der Weltproceß umfaßt auch uns als einen verschwindenden Theil der Natur. Eine gebrechliche Maschine hastet der Mensch auf seinem Planeten umher, und dieser Planet selbst tanzt als ein verlorenes Stäubchen im Wirbel der Gestirne, Die Bedeutung des Subjects mit all feinem Hoffen und Sehnen, mit Frend und Leid und dem Stolze des Herrn der Schöpfung, sie muß verschwinden, und nichts darf gelten, als die Wunsch- und wahnlose Objectivitiit des Weltgeschehens, die alles fühlend Menschliche abgestreift hat.

In diesem Uhrwerke des Universums, in welchem der Mensch ein ohnmächtiges Rädchen ist, dars es ferner nicht den geringsten äußeren oder willkürlichen Einfluß geben; denn die Welt wäre unerklärbar, wenn an ihrem eisernen Gesetze auch nur der kleinste Wandel statthaben könnte. ' Daher ist es die zweite Forderung der Naturwissenschaft, daß die objective Welt keinen anderen Antrieb kennt, als die mechanische Nothwendigkeit.

Nichts geschieht ohne Ursache; kein Stäubchen verweht, kein Haar fällt vom Haupte, keine Regung zuckt durch das Antlitz, die nicht so verursacht

Wäre, daß sie nicht anders geschehen konnte, und die nicht selbst fortwirkte in Ewigkeit. Durch diese Auffassung der Natur als nothwendige Bewegung des Stoffes im Räume wird das erfolgreiche mathematische Verfahren der Naturforschung möglich, indem an Stelle der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der sinnlichen Dinge ein einheitlicher großer Zusammenhang tritt, der Mechanismus der Atome. Beobachtung und Experiment allein genügen noch nicht zur Vollendung der Naturwissenschaft, es muß noch hinzukommen die mathematisch-analytische Methode, welche auf Grund weniger prinzipieller Annahmen den Inhalt der naturwissenschaftlichen Erfahrung zu beschreiben gestattet. Seitdem zuerst Descartes versuchte, auf rein mechanischer Grundlage eine das ganze Weltall umfassende Naturerklärung zu geben, ist dies der Grundgedanke der modernen Naturforschung geblieben. Indem er in der Körperwelt nichts anerkannte, als eine den unendlichen Raum erfüllende, in ewiger Bewegung begriffene Materie, leitete er aus der Bewegung ihrer kleinsten Thcilchcn alle Erscheinungen der Sinnenwelt ab. Was er nur mangelhaft leisten konnte, das hat die heutige Naturforschung nach einem Fortschritte von drittehalb Jahrhunderten zu einem einheitlichen System ausgebildet, welches das Erkenntnißbedürfniß in hervorragender Weise befriedigt. Das Weltall zeigt sich als Product eines seit unermeßlichen Zeiten dauerndn mechanischen Processcs. Im unendlichen Räume zerstreut ballen sich die Atome zu einzelnen Massen zusammen, deren riesige Dimensionen doch noch verschwinden gegenüber den Entfernungen, in welchen sie sich befinden; es sind die Sonnensysteme der Fixsterne, die ihre Wirkungen nach denselben Gesetzen unter einander austauschen, die wir auf unserer Erde beobachten. Ueberall in der Welt herrschen dieselben Stoffe und Kräfte, und aller Wechsel besteht nur in der Lagenveränderung der Stofftheilchcn, während diese selbst und die Gesammtfähigkeit ihrer Wirkungen ewig unveränderlich bleiben. Es ist der Stoß der Aethertheilchen, welcher die Atome der Körper trennt und verbindet, hier das Wasser verdampfen läßt, dort den Dampf zu befruchtenden. Regen verdichtet, hier in der Pflanzenzelle die Kohlensäure zersetzt, dort im Gewebe der thierischen Lunge sie bildet. Dieselbe elektrische Bewegung, welche die Erde zu einem großen Magneten macht oder in unseren Telegrapheilleitungen Welttheile verbindet, zuckt auch durch die feinen Fädchen des Nervensystems und bewirkt mit der Zusammenzichung der Muskeln jede thierische wie menschliche Thcitigkeit. Keine Lücke ist Von dem Kreislauf der ungeheuren Massen der Weltkörper, welche in den fernsten Himmelsräumen sich umschwingen, bis zum Aufbau der organischen Zelle, bis zur feinsten Regung im Nervensystem des Menschen, überall ist es der Stoß und Zug der Atome, welcher den gesammten Weltproccß im Gange erhält. Und wenn die heutige Naturforschung noch nicht alle Bindeglieder in diesem großen Mechanismus bloßgelegt hat, so ist dies doch ihr eifrigstes Bestreben. Denn nur durch diese Methode, welche alles Geschehen als räumliche Veränderung faßt, läßt sich die Natur auflösen in die abstracte Formel und damit erklären. Die

ganze Welt, die uns lebendig umfluthet, darzustellen als ein großes Rechen-
exempel, das ist das Ideal der Naturwissenschaft, und der Naturforscher
gesteht ein, nichts anderes zu wollen.
Als Folgenmg endlich ergiebt sich, daß es in diesem objectiven Mechanis-
mus der Natur kein Ziel geben kann, dem er entgegenrolle, sondern nur Ur-
sachen. Causalität im Sinne einer Ursächlichkeit, die blvs s terZo wirkt, ist das
Getriebe der Welt. Die Natur kennt nur das blinde Geschehen; nirgends fragen
wir nach dem Zwecke, wozu das Ganze? Denn wo wir ihn suchen, nirgends
sehen wir ihn erreicht. Millionen von Keimen müssen verderben, ehe ein einziger
zum Gedeihen kommt. Alles Erstandene wird wieder vernichtet, der Tod ist
das Ziel des Lebens, die Zerstörung ist zugleich Folge und Mittel alles Werdens,
und gleichgültig knirscht das Weltrad über die Trümmer seines Weges. —
Dies sind die Forderungen, welche die Forschung erheben muß, um eine er-
kennbare Gesetzlichkeit der Natur zu besitzen. Erinnern wir uns nun an jene
metaphysische Grundstimmung, mit welcher das Menschenherz dem Walten der
Natur entgegenschlägt, an den heiligen Schauer des Gefühls, der vom bestirnten
Himmel niederweht, oder an das milde Zauberlicht eines blühenden Frühlings-
tages, der in Lied und Wort unserm stillen Sehnen die Lippe löst. Da erkennen
wir, daß die Forderung des Naturforschers der genaue Gegensatz von derjenigen
ist, welche der fühlende Mensch und sein redender Vertreter, der Dichter, an die
Natur zu stellen hat. Es öffnet sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen der
Arbeit des Forschers und des Dichters; die Neigung der Menschheit, welche
für beide Raum haben muß, scheint in einen unlöslichen Eonflict, das Denken,
welches beide vereinen will, in unvermeidliche Widersprüche zu gerathen.
Objectivitüt verlangt der Forscher, Subjektivität ist das Lebensclement des
Dichters. Um den Gegenstand der Erkenntniß rein zu erfassen, muß der Forscher
Alles, was seiner eigenen Persönlichkeit angehört, ausschließen und verbannen.
Der Künstler, um seinem Werke die Weihe des Genies zu geben, muß die ganze
Gewalt seines innersten und eigensten Gefühles hineinlegen. Die Objektivität der
Welt in Raum und Zeit verschwindet vor dem subjektiven Gesichtspunkt, unter
welchem der Poet die Welt betrachtet. Er ist nicht in der Welt als ein ver-
schwindendes Theilchen, ein Punkt im unendlichen Raum, sondern die ganze
Welt ist in ihm, sein großes Herz umfaßt die Natur und bestimmt den Werth,
den sie für ihn hat. Und so kann er auch die Nothwcndigkeit des Natur-
geschehens nicht brauchen. Was er bedarf, ist Freiheit, und er besitzt sie voll
und ganz in seiner productiven Thätigkeit. Darum verabscheut er die Vorstellung
des mechanischen Weltgeschehens, welche dem Naturforscher unentbehrlich ist.
Endlich tritt für die künstlerische Thätigkeit die bloße Ursächlichkeit in
ihrer Bedeutung zurück. Der Forscher kann nur rückwärts sehen und nach
Ursachen fragen, weil das Ziel ihm verschlossen ist; der Dichter sieht voraus;
denn vor ihm steht sein Ideal, und das Ziel ist es, nach welchem er hinstrebt.
Bon Anfang an wird im Kunstwerk Alles abgemessen, gebildet, ausgeglichen
in Rücksicht auf die beabsichtigte Wirkung und Harmonie des Ganzen. Der

Zweck bestimmt Form und Mittel, die ganze Art der Thätigkeit. Tie Natur ist blind, die Kunst sieht mit dem Auge des Schöpfers aus das Ende, Also Objectivität, Nvthwendigkeit, Ursächlichkeit fordert die Wissenschaft von der Natur; Subjektivität, Freiheit, Zweckmäßigkeit kann die Dichtung nicht entbehren. Wie ist es möglich, beiden gerecht zu werden?

Zwei Bedürfnisse liegen vor, auf welche die Menschheit nicht verzichten kann: die Befriedigung der Er kennt« iß auf der einen, die Befriedigung des Gefühls aus der andern Seite; Herrschaft des Naturgesetzes hier, des Ideals dort. Da scheint es zunächst, als gäbe es einen Ausweg aus diesem Dilemma nur auf Kosten des einen der beiden Interessen. Entweder, man erkennt die Naturnotwendigkeit an als das einzige Princip, welches Erklärung der Natur und strenge Wissenschaftlichkeit gestattet, und sucht die ideale Forderung dadurch zu befriedigen, daß man die Ergebnisse der Forschung mit einem bunten Firniß der Poesie überkleidet, um ihre rauhe Blöße zu verdecken; oder man stellt das ideale Interesse voran und sieht zu, wie weit man es mit einer Poetischen Welterklärung bringen kann.

Beide Auskunftsmittel sind oft versucht und die Grundlage weitverbreiteter Weltanschauungen geworden. Daß beide hinfällig sind, läßt sich nachweisen.

Betrachten wir zunächst den Versuch, den Mechanismus des Weltgeschehens zwar vorauszusetzen, aber ihn unter dem Schimmer eines erborgten Idealismus zu verhüllen. Wer als Anhänger des Materialismus glaubt, daß die Atome und ihre Bewegungen wirklich die Welt selbst seien, der nimmt das, was nur die „Rechenmarken" der Wissenschaft sind, für baare Münze, und kann dann freilich den geistigen Gehalt, den er aus dem Weltall ausgetrieben hat, nur durch Falschmünzerei wieder einführen. Auch der mehr kritische Naturforscher, welcher weiß, daß es nicht seine Sache ist, das letzte Näthsel des Daseins zu ergründen, ist geneigt, das Naturgeschehen und die mechanischen Gesetze als das Maßgebende hinzustellen. Er weist dann den Dichter in humanster Art darauf hin, daß ja in den Resultaten der moderneu Forschung ein höchst dankbarer Stoff für poetische Behandlung und eine reiche Fundgrube schöner Gefühle liege, die er sich nur gefälligst zu Nutze machen möge. Da werden wir denn etwa in folgender Weise getröstet. Wohlan, wir sind nur ein Atom unter Atomen, machtlos unterworfen dem eisernen Gesetz; aber ist es nicht ein erhebender Gedanke, daß wir Eins sind mit dieser unendlichen Welt, mit den Elementen kommen und gehen, und doch hinabzublickcn vermögen in die Ordnung des Wirbels, die Umwandlungen der Kräfte, die Wanderungen der Stofftheile zu verfolgen? Ist es nicht dieselbe Schwerkraft, welche hier den Mond an die Erde fesselt, dort die zarte Wurzclspitze des Veilchens in das lockere Erdreich senkt? Ist es nicht dieselbe Aetherschwingung, die vom Weltbrand des Sirius herabzuckt und die im zärtlichen Reflex eines schönen Auges aufblinkt? Diese Gemeinschaft mit der Natur soll uns zugleich erheben und demüthigen. Denn während wir den Menschen als ein nebensächliches Product der Materie erkennen, sehen wir doch in ihm die höchste

Blüthe des Daseins, die Spitze einer jahrmillioncnlangen Entwickelimg, von
dem ersten Weltnebeldunste der Ewigkeit durch die Perioden des Sonnen-
systems und der Erde hindurch zur organischen Gestaltung und aufsteigend
vom schleimigen Weichthier bis zum höchst civilisirtcn Naturforscher. Wenn
uns aber das Herz in zu kühnem Stolze schwillt, sollen wir bedenken, daß
wir, das Nebenprodukt des chemischen Processcs, der sich Welt nennt, auch
wieder zerrieben werden in der großen Stoffmaschine; sei es, daß wir nach
Millionen von Jahren, wenn die Sonnenwärme verstrahlt ist, im kalten Raum
elendiglich erfrieren, sei es, daß wir, wenn die Erde in ihrem Umschwünge
durch die Reibung des Oceans, durch Mond, Sternschnuppen und Aether ge-
hemmt wird, in die Sonne stürzen und beim Zusammenstoße verdampfen.
Gerade die sichere Vernichtung bilde den poetisch verklärten Hintergrund
unserer Existenz, wodurch das Leben zum Ernst werde, statt zum Spiele,
bilde die gewaltige Tragik des Weltgeschehens, welche den Blick des Menschen
in männlichem Feuer des Muthes auflodern lasse, bevor er in der Trauer
um unersetzlich Verlorenes erstarrt.
Die Schwäche dieses Versöhnungsversuches zwischen Naturnothwendigkeit
und idealer Lebensanschauung liegt offenbar in dem künstlichen Zwange, welchen
der Jntellect sich selbst anthut, um dem Gefühle entgegenzukommen. Der
Forscher behandelt hier den Dichter mit einer gewissen Freundschaftlichkeit,
wie der Arzt den Patienten, der ihm einen „interessanten" Fall darbietet,
und redet ihm zu, sich doch aus Liebe zur Wissenschaft viviseciren zu lassen.
Thatsächlich liegt aber eine Lösung des Problems, wie die erwähnten Gegen-
sätze zu versöhnen seien, gar nicht vor, sondern es handelt sich nur um eine
äußerliche Verknüpfung, welche durch eine Jnconsequenz sich ermöglicht. Der
strenge Mechanismus schließt die lebendige Phcmtasicwelt des Dichters aus;
aber da einmal das Gemüth mit seinen Stimmungen dem Menschen als ein
unveräußerliches Eigenthum gegeben ist, so wird es einfach neben der Natur-
wissenschaft geduldet. Wie das möglich sei, wird nicht gesagt und nicht ge-
fragt; es wird so gethan, als sei die Forderung des Gemüths eine Folge
der intellektuellen Einsicht. Ter Verstand glaubt das Erhabene und das
Schöne in der Natur nachzuweisen, aber er findet nur das, was er sich vom
Gefühle unwissentlich geborgt hat. Ob es sich um den Umlauf von Sonnen-
systemen oder um die Molecularbewegungen der Gehirnsubstanz handelt, das
ist naturwissenschaftlich gleichgültig; immer sind es nur Zahlen, mit denen ge-
rechnet wird. Was aber die mathematische Formel an inneren Werthrn ent-
hält, daß sie Weltexistenz oder Menschenwonne bedeutet, welche noch etwas
ganz anderes sind als Zahlengrößen, das erkennt keine Naturforschung, würde
sie nie erkennen, wenn wir es nicht wüßten, weil auch dem nüchternen
Rechner ein warmes Herz im Busen schlägt. Wir dürfen uns daher durch
jene großartige Resignation der sogenannten natnrwissenschaftlichen Weltauf-
fassung nicht beirren lassen. Wäre die Welt so beschaffen, wie die Natur-
forschung sie uns zeigt und zeigen muß, so wäre diese Jdealisirung des Natur-

Mechanismus keine freie That des Menschen, keine Besiegung des Geschicks, wie sie die Tragik auch im Untergange des Helden verlangt, sondern sie gliche jenem Galgenhumor, mit welchem der Dieb zum Henker sagte: Der Klügste girbt nach! Das erhabene Bild, welches die Wissenschaft vom Universum entrollt, würde uns erdrücken, wenn nicht unser Bewußtfein als Persönlichkeit aus einer anderen Quelle stammte, als aus dem Verstände.

Alle Systeme, welche den Mechanismus zum absoluten Weltgesctz erheben, kommen zu derselben Inkonsequenz, auch das großartigste derselben, die tiessinnige Philosophie Spinozas nicht ausgenommen. Spinoza betrachtete das Gewühl der Welt leidenschaftslos vom hohen Standpunkte des Weisen, der in ihm nur die innere Notwendigkeit des Geschehens sieht, und entwickelte theoretisck. daß Erkenntniß zur intellectuellen Liebe Gottes führe, in welcher unser Glück und unsere Freiheit liege. Aber er hätte dies Glück und diese Freiheit Wohl vergebens in seinem Systeme gesucht, wenn sie nicht in seinem edlen Herzen und in der unwandelbaren Sonnenklarheit seiner Gesinnung geruht hätten.

Ebenso wenig löst es den Widerspruch zwischen Naturerkennen und dem Streben der Dichtung, Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Vertiefung der Erkenntniß eine Vervollkommnung des Naturgenufscs und dadurch eine idealere Naturauffassung zur Folge habe. Alexander von Humboldt wollte in dem klassischen Naturgemälde, das er im „Kosmos" uns hinterließ, die Bcsorgniß als grundlos erweisen, „daß bei jedem Eindringen in das innere Wesen der Kräfte die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnißvollen und Erhabenen verliere"; die Erweiterung und Vertiefung der Naturerkenntniß veredle den Naturgenuß und verschönere das Leben durch einen größeren Reichthum an Ideen. Das ist gewiß ebenso wahr und richtig, als Humboldts Kosmos für alle Zeiten ein Muster bleibt, wie dieser edle Zweck durch eine vollendete Vereinigung von Wissen und Darstellungsgabe, von Geist und Herz erreicht werden kann. Aber der große Naturforscher löst nicht den Widerspruch zwischen naturwissenschaftlicher und dichterischer Weltanschauung, sondern er weiß nur mit bewundernswerthem Tacte jeder dieser beiden Auffassungen an der geeigneten Stelle gerecht zu Werden. Wohl ist er der exacte Forscher, der unser Erkenntnißbedürfniß befriedigt, so daß wir ihm mit immer wachsendem Interesse folgen; wo er aber zum Herzen spricht und durch die Schilderung der Natur auf unsere Stimmung wirkt, da wird er selbst zum Dichter, welcher der Natur die Töne ablauscht, mit denen sie unserem Gefühle schmeichelt. Der Trieb nach Erkenntniß kann selbst zum Affect des Gemiiths werden nnd dichterische Begeisterung wecken. Aber dann haben wir es nicht mehr mit der erkennenden Thätigkeit des Verstandes zu thun, sondern nur mit einem neuen Objecte der Dichtung. Zur Erklärung des Widerstreits hilft dies nichts. Daß in manchen Menschen Forscher und Dichter vereint sind, ist keine Lösung des Problems, sondern es ist eben das Problem selbst, wie dieses Zusammen der beiden entgegengesetzten Interessen der Menschheit in der Menschennatur sich begründe.

Eine Confusion beider Standpunkte findet sich in manchen populären Naturdarstellungen in bedauerlicher Weise. Da wird von anziehenden und abstoßenden Kräften gesprochen, die wie Liebe und Haß der Elemente gedeutet werden; die Gesetzmäßigkeit der Natur wird gepriesen, als fei sie eine Art von Rechtlichkeit; oder man giebt dem Verfahren der Natur ethische Prädicate, erklärt es für weise und vorsorglich, emsig und stillbescheidcn, daß wir uns daran ein Beispiel nehmen könnten, und Aehnliches mehr; alles Das in bester Absicht, der Naturforschung zu dienen, ohne zu merken, daß der Grundsatz alles Naturerkennens, Objctivität, Notwendigkeit, Causalität, damit zerstört wird. Mit dieser falschen Sentimentalität ist nichts gethan. Das Hineindeuten von gefühlsmäßigen Beziehungen in die Formeln der Mechanik schadet der Wissenschaft, und dem wahren Idealismus ist damit ebenso wenig gedient, wie dem Bedürfniß des dichterischen Genies, welches das Rüstzeug des Naturforschers in keiner Weise brauchen kann, und wenn es mit den zierlichsten Blumen der Phantasie umwunden wäre.

Der entgegengesetzte Versuch, dem künstlerischen Drange im Menschen gerecht zu werden, geht davon aus, daß die Notwendigkeit und der Mechanismus des Naturgcschehens verworfen und das innere Leben der Natur zum Erkenntnißprincip erhoben wird. Das lebendige Zusammen von Gefühl und Willen, welches wir aus unserer inneren Erfahrung kennen, erscheint dem Menschen zunächst als das einfachste Mittel zur Naturerklärung. Da wir von vielen unserer Handlungen wissen, daß sie von unserem Bewußtsein abhängig sind, so suchen wir auch den Grund der Naturvorgänge in einer ähnlichen Beseelung alles Seienden. So war diese Beseelung der Natur beim Verfall der mittelalterlichen Scholastik auch der erste Versuch der jungen Naturforschung. Der deutsche Arzt Paracelsus, die italienischen Naturphilosophen Giordano Bruno, Telesio u. A. strebten nach Naturerklärung auf phantastische poetischer Grundlage mit Hülfe einer Weltseele. Aber bald zeigte sich, daß nur die messende Beobachtung und die mathematisch-analytische Methode Keplers und Galileis zu einem Fortschritte der Erfahrung führen könne. Als nun zwei Jahrhunderte später die experimentirende Naturwissenschaft einen ausreichenden Vorrath von Erfahrungen gesammelt und eine Reihe von Naturthatsachen enthüllt hatte, versuchte die speculative Naturphilosophie, insbesondere Schölling, auf's Neue den verlockenden Weg, die Weltbeseelung zur Grundlage einer Erklärung zu machen. Diese Naturphilosophie wollte die Natur auflösen in Intelligenz, indem sie von den Gesetzen des Geistes ausging und diese in die Natur hineindeutete. Dadurch, daß man die Naturkräfte wie Vorstellungskräfte ansah und die Physik nach logischem Schema aufbaute, entstand ein System, das durch seinen geistigen Gehalt und seine vielversprechenden Enthüllungen die bedeutendsten Köpfe anzog und in der That eine poetische Weltanschauung gestattete. Aber weil dasselbe der Natur den Charakter der Intelligenz beilegte, so verlor es die Beziehung zur Erfahrung und baute seine Gcdankenschlösser um so höher in die Luft, je mehr ihm der

empirische Boden schwand. Zur Bermehrung unserer Erkenntniß von der Natur konnte diese Philosophie nichts beitragen; denn dazu gehört Beobachtung und Messung an den Thatsachen. So glichen diese Systeme kunstvoll geschnitztten Schränken mit zierlich geordneten Fächern und Schubladen, in welche man die Entdeckungen der empirischen Naturwissenschaft wohl hineinzwängen konnte, so daß das Ganze nun ein fcinsäuberliches Ansehen bekam; aber herausnehmen konnte man nichts, was nicht vorher durch Erfahrung hineingelegt war. Willkürlich blieben alle Erklärungen, man konnte sie ebenso gut auch anders geben; und so sah man denn bald ein, daß die Natur» Philosophie keine Wissenschaft, sondern nur eine systematische Lichtung fei. Die Naturforschung, welche mit dieser müßigen Speculation nichts anfangen konnte, gerieth zn ihr in berechtigten Gegensatz, und dieser schürfte sich so heftig zu, daß noch heute manche Naturforscher geneigt sind, die wissenschaftliche Philosophie mit den Begriffsdichtungen der Metaphysiker zu verwechseln.

Tie Verschmelzung von poetischer und wissenschaftlicher Naturauffassmig konnte durch die spekulative Naturphilosophie nicht geleistet werden, lveil diese den Fortschritt der Wissenschaft unmöglich machte. Ebenso wenig ist es eine Lösung des Problems, das uns beschäftigt, wenn dichterisch beanlagte Naturen sich ihre eigene gefühlvolle Naturanschauung schaffen, oder wenn der naive Volksglaube die Natur mit seiner Phantasie anmuthig oder schaurig belebt. Denn in beiden Fällen ist nur die eine Seite, die metaphysische Stimmung des Menschen befriedigt, und daß es auch ein Recht auf wissenschaftliche Erkenntniß giebt, ist einfach vergessen.

Es bleibt nun die Aufgabe nachzuweisen, wie jener Zwiespalt der Naturauffassung sich nvthwcndig ergiebt aus dem Wesen des menschlichen Geistes selbst. Gelingt es, die Ursache des Gegensatzes in unserer Erkenntnißthätigkeit aufzufinden, so verschwindet auch die Gefahr, daß wir uns durch denselben entweder in unserer Werthschätzung der Naturforschung oder in unserer idealen Lebcnsanschauung beirren ließen. Denn wenn wir sehen, wie der Mechanismus der Natur und die Freiheit des Genies, Erkenntniß der Natur und Innewerden der Natur, beide in den Tiefen unseres Gemüthes entspringen, so löst sich der Streit der Parteien durch die Einsicht in die Grenzen ihres Rechtes.

Vor allem müssen wir uns von der naiv-realistischen Vorstellung frei machen, als sei das, was wir Natur nennen, etwas dem menschlichen Bewußtsein fremd und äußerlich Gegenüberstehendes, das nun auf irgend eine Weise in unser Inneres gelange und dort unsere Gedanken oder unsere Gefühle bestimme. Vielmehr ist Alles, was überhaupt existirt, nur in der gegenseitigen Beziehung psychischer Vorgange enthalten und gewinnt durch dieselben seine Existenz, einerseits als die objective Realität der Außenwelt im Räume, andererseits als die unmittelbare Innerlichkeit unseres Seelenlebens. Der gesammte Lebensinhalt, welcher in stetem Wechsel unser Bewußtsein erfüllt, heißt unser Erlebniß. Er ist zunächst etwas Ganzes, etwas Einheitliches, Ungeschiedencs. Versuchen wir den thatsächlichen Inhalt unseres

Bewußtseins in einem Momente zu erfassen — wir haben nichts als das bloße Innewerden des Daseins, ein allgemeines Lebensgefühl ohne jede Bestimmtheit. Drängen wir jede deutliche Vorstellung aus der Seele, so verschwindet der Unterschied von Welt und Ich, es bleibt nur jener traum-hafte Zustand der Existenz, von welchem man nicht zu sagen weiß, ob es die niedrigste, ob es die höchste Stufe des Bewußtseins ist, ob dumpfes Hindämmern der Pflanzenseele, ob seliger Selbstgenuß der Gottheit.
Es ist aber die Eigenthümlichkcit unseres menschlichen Bewußtseins, daß wir der Einheit unserer Existenz nur in diesem allgemeinen Gefühle des Daseins inne werden, daß indessen unser unmittelbares Erlebniß sofort in eine Vielheit von Zuständen sich auflöst, sobald wir es deutlicher zu erfassen suchen. Alsdann theilt sich unser Wesen. Wir unterscheiden die Sinnes-empfindungen in Raum und Zeit als die bunte, bewegte Mannigfaltigkeit der Körperwelt, als ein Objcct der Wahrnehmung, und daneben eine Welt von Gefühlen des Behagens und Mißbehagens als ein Innewerden von Zuständen, Den Zusammenhang dieses Gefühlszustands bezeichnen wir als unser Ich im Gegensatz zu dem Inhalt unserer Vorstellungen, den wir als Object dem fühlenden und vorstellenden Subject gegenüberstellen. Ich und Welt, Mensch und Natur scheiden sich so durch die Thätigkeit unseres Bewußtseins. Thatsächlich ist aber Alles dies zusammen und ungetrennt, und es ist nur das Charakte-ristische unseres Vorstellens, daß dieses nicht stattfinden kann, ohne das, was in unserm Erlebniß vereint gegeben ist, zu zergliedern. Diese Zergliederung unserer Erfahrung geht nach Regeln vor sich, welche wir die Gesetzlichkeit des Verstandes nennen, in ihr besteht die Arbeit des Denkens und ihr Resultat ist die Erkenntniß. Wie dadurch das System der natnrwissenschaftlichen Sätze zustandekommt, soll an einem Beispiel erläutert werden.
Das Erlebniß, welches wir als Beispiel wählen, ist ein allbekanntes: ein Regenwetter. Das Regenwetter gehört wie Alles zum Inhalt unseres Bewußtseins, und zwar ist es ein complicirter Inhalt, ein Zusammen von Sinnesempfindungen, Gefühlen und Vorstellungen. Da sind z. B. die Em-pfindungen grau, naßkalt, rauschend; das Gefühl des Frostes, die Unlust über den verregneten Ausflug oder die verdorbene Toilette; die Vorstellung, daß das Regenwetter ein wirkliches (nicht etwa blos ein getrimmtes) sei, d. h. unsere Nachbarn ebenso treffe, den Acker weich und die Straßen schmutzig mache und im Zusammenhange der Natur seine Ursachen und seine Wirkungen besitze. Das Regenwetter als unser Erlebniß ist also ein einheitliches aber doch complicirtes Ercignisz, und für jeden, der es erlebt, ein anderes; denn nicht jeder empfindet den Schlag der Tropfen gleich stark, und nicht jeder hat dabei dieselben Gefühle; der Landmann hat vielleicht den Regen mit Sehn-sucht erwartet, der den Touristen ärgert. Ein Theil des Erlebnisses also ist subjectiv, Sache des Gefühls; dieser Theil ist nicht Gegenstand der Erkenntnis;. Einen Theil aber sondern wir durch das Denken von der Gesammterscheinung ab, nämlich denjenigen, welchen wir erkennen und welcher objectiv ist, d. h.

von allen darüber nachdenkenden Menschen in gleicher Weise vorgestellt werden muß. Zur Natur, welche erforscht werden soll, gehört nur der objective Theil des Regenwetters, nämlich der ursächliche Zusammenhang desselben mit allen übrigen Erscheinungen. Sollen wir nun hier erklären, was der Regen ist und wie er entsteht, so können wir mit dieser Gesammtvorstellung .Regen" nichts anfangen, wir kommen nicht weiter, wenn wir sie nicht i» Theilerscheinungcn auflösen. Wir unterscheiden also z. B.: Erstens, es ist Wasser in der Luft; zweitens, das Wasser fällt herab. Nun verfolgen wir die beiden Theilerscheinungen einzeln, indem wir nach ihren Ursachen fragen. Wir müssen sie dabei immer auf's Neue zerlegen, sonst würden wir nichts erkennen, und so entstehen immer neue und neue sich verzweigende Reihen von Abstraktionen. Nur die eine dieser Reihen wollen wir, um nicht zu lang zu werden, verfolgen. Wie fällt das Wasser aus der Luft? In Tropfen. Wir unterscheiden daran: 1. die Kugelform; 2. die Fallbewegung. Beides muß auf's Neue zergliedert werden, doch halten wir uns nur an die Fallbewegung. Wir bemerken das Fallen nicht blvs am Regen, fondern an allen andern Körpern, also brauchen wir nicht darauf zu achten, daß es Wasser ist, welches herabfällt, sondern nur auf die Bewegung desselben. Diese Bewegung ist, sobald wir die Aufmerksamkeit darauf richten, wieder ein zusammengesetztes Phänomen; der Tropfen wird nach unten beschleunigt, von der Luft gehindert, vom Sturme gepeitscht. Wir betrachten nun blos die beschleunigte Bewegung nach unten und fixircn zu diesem Zwecke einen einzigen Punkt des Tropfens, den Schwerpunkt. Hier sind wir endlich auf eine so einfache Theilerscheinung gekommen, daß wir sie in der einfachen Formel aussprechen können: die Geschwindigkeit beim freien Fall wächst proportional der Zeit, oder, wie der Mathematiker noch kürzer sagt: v — Ft. In ähnlicher Weise muß man nun aber auch alle die andern Thcilfragen zergliedernd verfolgen, also die Verdunstung des Wassers :c., bis man zu einfachen, mathematisch formulirbarcn Antworten gelangt. Die EntWickelung der Naturwissenschaften zeigt, daß man bei allen Naturerscheinungen durch fortgesetzte Zerlegung schließlich zu einem allgemeinen Resultate gelangt, nämlich zu den Bewegungsgesetzen der Atome. Die Frage .Warum?" macht nicht eher Halt, bis wir unser objectivcs Erlebniß auf diesen allgemeinsten Begriff zurückgebracht haben, der unter dem Gesetze der Causalität alles einzelne Geschehen als ein nothwendiges in der Form der räumlich-zeitlichen Veränderung umfaßt. Dann ist unser Erkenntnißbcdürfniß befriedigt. Was haben wir aber damit gethan? Wir haben das unmittelbare Erlebniß zergliedert, und jede dieser Zerlegungen ist eine Abstraction, d. h. wir lassen gewisse Vorstellungen bei Seite und ziehen nur diejenigen in Betracht, auf welche es ankommt; wir abstrahiren z. B. von dem Widerstand der Luft und der Wirkung des Windes und betrachten nur den durch die Schwere verursachten Fall des Tropfens. Was wir also denken, ist gar nicht die wirkliche Naturerscheinung, ist nicht der Regen, den wir erleben, sondern eine Abstraction, in welcher keineswegs alle Eigenschaften

des wirklichen Regens enthalten sind. Aber wir können nur in dieser abstrakten Weise denken; denn es ist eben das Wesen des Denkens, die Begriffe zu analysiren und an dem fallenden Tropfen die Einzelheiten, wie Gestalt. Dichtigkeit, Flüssigkeit, wegzudenken, die in Wirklichkeit vereint sind. In der Natur giebt es keine mathematischen Punkte und Linien, keinen freien Fall, keinen Körper ohne Temperatur und Farbe, fondern nur das Denken löst die Naturerscheinungen in die einzelnen Gesetze der Mathematik, der Mechanik, der Optik u. f. w. auf. In der Natur giebt es also gar nicht jene einfachen Thatsachen, bis zu welchen die Naturforschung vordringt, sondern immer nur das Zusammen der sinnlichen Erscheinung, und die elementare Gesetzlichkeit, in die wir sie auflösen, gehört dem Denken an. So zeigt uns diese Erläuterung über das Verfahren des naturwissenschaftlichen Denkens, daß der Mechanismus der Atome nichts anderes ist als eine Abstraktion, eine Leistung unseres Denkens, ein Resultat unserer Arbeit des Begreifens, von welckem im Erlebniß selbst nichts zu entdecken ist. Wir nennen diese begreifende Thätigkeit unseres Bewußtseins, durch welche sein Inhalt Object der Vorstellung und des Denkens wird, den Verstand.

Die mechanisch bewegte Atomwclt ist also gar nicht die Wirklichkeit, welche wir erleben, sondern diejenige, welche wir denken; sie ist ein Product des Verstandes. Und jene Forderungen, welche wir an die Begreiflichkeit der Natur stellen mußten, Objektivität in Raum und Zeit, Notwendigkeit, Causalität, sie sind nichts anderes als die Gesetzlichkeit unseres Verstandes, durch Welche er allein wirken kann. So löst sich der Bann, unter welchem das Leben zu stehen schien. Jener todte Mechanismus ist das Gesetz unseres eigenen Geistes, wodurch uns Natur als Gegenstand der Forschung gegeben ist.

Aber man glaube nicht, daß die Annahme dieses Mechanismus irgend etwas Willkürliches sei, etwa eine Erdichtung, der keine reale Bedeutung zukäme. Wir können uns von dem Gesetze unseres Verstandes, das uns gegeben ist, nicht frei machen. Sobald wir die Natur erkennen und auf sie wirken wollen, dann ist sie ein Mechanismus und laßt sich nur als solcher begreifen und behandeln. Aber wenn wir unfern Willen nicht auf die Erkenntnis; richten, so verschwindet auch der Zwang der Erlenntnißthätigkeit. In unserm Erlebniß, im unmittelbaren Anblicke der Natur, finden wir den Mechanismus nicht, sondern er ist die Form, unter welcher uns das Erlebniß entgegentritt, sobald unser Ich ihm beobachtend oder beeinflussend gegenübersteht. Wo es sich um objcctivc Beziehungen der Menschen untereinander handelt, um eine „Verständigung" in allen äußeren Angelegenheiten des Lebens, da stehen sich die Menschen als Zuschauer und Wirkende einander gegenüber, und da gilt allein das verstandcsmäßige Denken, da gilt die Ausnahmlosigkeit des Naturgesetzes, welche durch unser Denken selbst garantirt ist. Niemand glanbe, das Naturgesetz ließe sich überspringen, weil es aus unserem Verstände stammt — nein, eben darum ist es unverletzlich, so lange wir den Verstand gebrauchen. Aber es ist falsch, das Gesetz als ein solches anzusehen, welches unser ganzes Sein ein-

schlöffe. Es beherrscht nur alles das, was dem Menschen erkennbar ist. Innerhalb dieses Gebietes ist Wissenschaft möglich und mächtig, wo aber nicht Wissenschaft sein soll oder sein kann, da ist Freiheit.

Ter Mensch ist nicht blos ein vorstellendes und denkendes Wesen, sondern er ist vor allem ein fühlendes und wollendes Wesen. Derjenige Theil des Erlebnisses, den wir unmittelbar im Gefühl wahrnehmen, steht uns näher, als der durch das Denken vermittelte. Der erstere ist unser inneres Selbst, der letztere ist die Welt außer uns. Was im Erlcbniß des Regenwetters zu unserem subjectiven Gefühl des Behagens gehört, das bestimmt in erster Linie unser Verhalten; das theoretische Interesse kommt in zweiter Linie. Wo wir dem Erlebniß mit dem Verstände gegenübertraten, mußten wir zergliedern, alsdann die Elemente wieder nach Regeln verbinden, und erhielten dadurch die Gesetzmäßigkeit der objectiven Natur; wo wir ihm aber mit dem Gefühl gegenübertreten, da handelt es sich nicht um ein Zersetzen und Neubilden, sondern um ein Innewerden des Werthes, welchen das Erlebniß für uns hat, und hierbei wirkt dasselbe als Ganzes, «„zersetzt, als ein unmittelbares Zusammen. Im ersten Falle begreisen wir die Natur, aber sie bleibt uns fremd und ihr Gesetz erscheint als Zwang; im zweiten Falle erleben wir die Natur, wir sind selbst Natur, und frei gehen wir in ihr auf. Ter Verstand liefert Erkcnntniß, das Gefühl Stimmung; erstere beschäftigt den Forscher, letztere schafft den Künstler.

Wir haben gesehen, wie durch die Gesetzlichkeit des Verstandes die Wissenschaft von einem objectiven, mechanischen Naturgeschehen zustande kam. Wir müssen nun auch betrachten, wie die dichterische Naturauffasfung ebenso bedingt ist im Wesen des menschlichen Geistes.

Soviel wir auch durch den Verstand von unserem Erlebniß abzweigen, um es objcctiv erkennbar zu machen, so erfaßt doch das Vorstellen und Denken niemals das gesammtc Erlcbniß. Es bleibt immer noch ein Rest in der Welt der Gefühle, das unauflösliche Eigenthum unseres subjectiven Selbst, das sich nicht denken, sondern nur fühlen läßt. Dieser dem Verstände unzugängliche Theil unseres Bewußtseinsinhalts ist jene metaphysische Grundstimmung der Menschheit <vgl. Dilthey a. a. O.)> welche in Gegensatz zur wissenschaftlichen Naturauffassung tritt. Es ist ein Inbegriff von Gefühlen, der für das zergliedernde Denken keine Bedeutung mehr gewinnen kann, aber für unser Ich einen absoluten Werth besitzt; absolut, weil wir darin vom Naturgesetz, das der Verstand giebt, gelöst sind, weil wir darin unseres Daseins ohne Vermittelung des Denkens inne werden, selbst als schaffende Natur, als freie, nur durch uns selbst bestimmte Wesen. Jeder Mensch besitzt die Fähigkeit, in dieser Gefühlswelt zu schwelgen und diesem Genüsse holden oder wehmüthigen Wähnens sich hinzugeben. Wer jedoch feiner Stimmung einen solchen Ausdruck in der Sinnenwelt zu geben weiß, daß dadurch in anderen dieselbe Stimmung erweckt wird, den nennen wir einen Künstler, und wer dies in mustergültiger Wcijc thut, heißt Genie. Das Gesainmterlebniß der Menschheit

gestaltet sich zu objektiver Gesetzlichkeit durch die erkennende Forschung; es ge-
staltet sich zu freien Schönhcitsformcn durch die subjektive That des Genies.
Das Genie ist das Talent zu erfinden (Kant), und zwar das Muster-
hafte zu erfinden, d. h. dasjenige, was nicht anderen nachgeschaffen wird,
sondern zum Vorbilde dient. Das innere Kennzeichen des Genies ist diese
Originalität, sein äußeres Kennzeichen ist die bahnbrechende Wirkung. Für
das wahre Genie giebt es kein Gesetz der äußeren Welt, sondern alles Vor-
handene gehorcht dem Gesetze des Genies, ist nur der Stoff, mit welchem es
frei schaltet. Denn das Genie ist selbst Natur und giebt schöpferisch sein
Gesetz. Selbstverständlich ist die bloße Mißachtung der hergebrachten Schranken
der Knnst noch lange kein Beweis für Genie, auch der genialste Künstler
muß niit strengem Flciße an sich arbeiten; aber die That des Genies wird
daran erkannt, daß sie mit Sicherheit trifft das Rechte und den Stoff sich unter
wirft, so daß man nun aus dieser That selbst das Gesetz der Kunst erst abliest.
Die schöpferische Kraft des Genies bezwingt die Welt, indem seine That das vor
aller Augen stellt, was in aller Herzen schlummerte; nur die Eigenart des Genies
konnte ihm das Gesetz der Existenz verleihen, das nunmehr bestimmend auf uns
wirkt. Demnach ist das Verfahren des Genies durchaus subjcctiv, es fragt nicht
nach der Gesetzlichkeit der Außenwelt, sondern handelt allein nach der inneren
Gesetzlichkeit, d. h. selbstbestimmend, mit Freiheit. Aber weil dasjenige, was es
hervorbringt, aus der innersten Menschennatur selbst quillt, so hat es objective
Geltung, ist allgemeingültig für die Welt, d. h. das Product des Genies ist noth-
wendig. Die Gestalt eine Iphigenie, eines Faust oder Wallenstein, trotz allen
historisch gegebenen Materials, ist eine freie Schöpfung des Dichters, aber so.
wie er sie schuf und sie jetzt vor uns steht, fordert sie Anerkennung schlechthin.
„Der Genius," sagt Bischer, „hat ein neues subjcctives Weltbild, das zugleich
vollkommen objectiv die Sache selbst ist." Wie der Genius schafft, weiß Nie-
mand, es genügt, daß er da ist und wir uns ihm hingeben. So äußert sich
Goethe über Shakespeare: „Wir erfahren von ihm die Wahrheit deS Lebens und
wissen selbst nicht wie. Er gesellt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt
wie jener, und beiden ist nichts verborgen." Und demselben Gedanken, daß
das Genie das innere Naturwalten selbst ist, giebt Schiller Ausdruck:

„Mit dem Genius steht die Natur im ewige» Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andere gcwig."

Diese Gewißheit seines Sieges trägt den Genius sicher in seinem Fluge;
er ist sich der eigenen Gottesnatur bewußt, die ihn auf den Fittigcn der
Idee hoch emporhebt und zum Ziele führt über jedes Hemmniß der Welt.
Wir haben an dem Beispiel vom Regenwetter gesehen, wie das Erlebniß
durch den Verstand aufgelöst wird zum objectiven NaturmechanismuS. Be-
achten wir nun auch, wie dasselbe Erlebniß in seiner fubjectiven Seite vom
Dichter zum Ausdruck der Stimmung gestaltet wird, und wie die absolute
Freiheit und Siegcsgewißheit des Genius darin triumphiren.

„Wen Du nicht verliissest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz,
Wen Du nicht verliissest, Genius,
Wird dem Regcngewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegensingcn,
Wie die Lerche,
Du da droben.
Den Du nicht verliissest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Bluinenfüfzen
Neber Teukalions Flulhschlamm
Putbo» tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollon.
Wen Du nickt verlassest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen.
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wunne Charitinnen.
Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen,
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Neber den ich wandle
Göttergleich.
Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser.
Ihr seid rein wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Neber Wasser, über Erde
Gölterglcich.

Es ist „Wanderers Sturmlied", jener „Halbunsinn", wie Goethe selbst sagt, den er vor sich hinsang, dem Sturm, dem Regen entgegenwandernd. Welch treffender Beleg für die absolute Selbstgewißheit des Genius und für die zwingende Kraft, mit welcher er die Natur beherrscht! Wasser und Erde vermischen sich zum Sohn des Wassers und der Erde, zum schmutzigen Brei des Straßenschlamms — aber selbst noch in der Betrachtung dieses Schlamms zeigt sich die Toppelnatur des Daseins. Dem Forscher ist der Schlamm Gegenstand der chemischen und mikroskopischen Analyse, und am Resultat der Untersuchung kann kein Gefühl des ästhetischen Mißbehagens etwas ändern; der Dichter sieht im Schlamin ganz das, was er sehen will, Urbild deS hätzlichen Chaos oder heiligen Ursprung alles Lebendigen. Das widrige Hemmniß des Weges wird der Stoff zum Siege des Genies. Auf den Feuerflügeln des Genius schwebt es über dem Schlammpfad, gvttergleich; für den Genius giebt es nur die reinen Elemente; denn er selbst ist Natur, ist Element, gottcrglcich, Pythius Apollo».^

Nirgends in der Culturgeschichte zeigt sich der Gegensatz von natur-
wissenschaftlicher und dichterischer Weltauffassung mächtiger, als in Goethes
gewaltiger Persönlichkeit. Daß ein Geist von seiner Kraft, durch eine fein-
sinnige Beobachtungsgabe zu einer umfassenden Empirie geführt, in jedem
Gebiete, das ihn interessirte, produktiv auftreten mußte, ist selbstverständlich;
daher brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn sein Genius den subjektiven
Gehalt seiner Persönlichkeit in jedes dieser Gebiete hineintrug, denn eben diese
Subjektivität war Goethes Größe. Wenn man mit Vorliebe von Goethes
Objektivität redet, so bezieht sich dies nur auf seine aus der objektiven
Wirklichkeit geschöpften Mittel, durch die er wirkte, aber durch und durch
subjektiv ist die Gewalt, mit welcher er alles, was er beobachtet und erfährt,
der persönlichen Richtung seines Geistes unterwirft. Das eben ist die Herr-
schaft des Genies, wodurch es im Gebiete der Kunst das objektive Gesetz
schafft. Sobald aber diese Herrschaft des Genies auf das Gebiet der Natur-
forschung übertragen wird, muß sie in Gegensatz treten zu der Analysis des
Verstandes, welche daselbst allein zum Ziele führen kann. Goethe fühlte den
Pulsschlag der Natur in seinem Innern, und so suchte er dieses Leben mich
in der Natur, die er als einen lebendigen Organismus erkennen und beschreiben
wollte, ohne vorher „den Geist herauszutreiben", um dann „die Theile in
der Hand zu haben'. Deshalb hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen
gegen die nawrwissenschaftlichen Experimente, welche aus dem Zusammenhange
der Erscheinungen einen Theil zur Untersuchung durch Instrumente heraus-
lösten. Er hielt dieselben für .gefährlich', weil sie nicht die Natur selbst,
sondern nur einen isolirten Theil der Erkcnntniß lieferten. Sie zerstörten
ihm seine Idee von der Natur als etwas Ganzem und erschienen ihm unzu-
länglich , weil sie die Erscheinung absonderten. Er liebte die einfachen Versuche
ohne Apparate, die sich im Garten, mit einem Prisma in der Hand, anstellen
ließen. Damit glaubte er der Natur näher zu sein. Jede Abstraktion war
ihm widerwärtig; deshalb wandte er sich mit solch leidenschaftlichem Eifer
gegen die verhaßte mathematische und analysirende Methode Newtons und
ließ sich verleiten, dem großen Physiker eine neue Farbentheorie entgegenzustellen.
Erinnern wir uns an die verschiedenen Bedingungen von Naturerkennen
und Naturfühlen im Wesen des Menschen, so sehen wir, warum Goethes
Farbenlehre wissenschaftlich nichts erklären konnte. Sie war im Grunde
nichts anderes als die Umschreibung des sinnlichen Eindruckes selbst. Darum
hat sie großen Werth für den Künstler, geringen für den Naturforscher. Er»
kcnntniß konnte sie nicht liefern, weil Goethe die Einheit des ihn erfüllenden
Lebens nicht aufgeben wollte und diese Einheit sich nur erhalten läßt im
dichterischen Ausdruck, in der Gestalt des Kunstwerks. Indem Goethe die
Natur zu beschreiben und zu erklären versuchte ohne sie zu zergliedern, er-
strebte er etwas Unmögliches; als Ganzes läßt sich dir Natur nur fühlen,
nicht erkennen. Denn das Wesen der Erkenntnis; ist die Auslösung in
mathematische Formeln. Was Goethe unter Naturcrkennen verstand, war

gar nicht cin solches, sondern cs war metaphysische Stimmung, Um Natur
zu begreifen, muß mau ihre Theile in der Hand haben, muß man den Geist
daraus vertreiben. Die naturwissenschaftliche Welterklärung soll ja nicht
Metaphysik, nicht eine Weltanschauung sein, welche Anspruch auf tran-
scendcnte Gültigkeit macht. Goethe aber hielt sie dafür und wandte sich mit
so viel Bitterkeit und Acrger gegen die theoretische Physik, die doch die Cirkel
seines künstlerischen Schaffens gar nicht zu stören brauchte.
Das Problem, wieso Wissenschaft und Poesie entgegengesetzte Natur-
auffassung verlange», hat sich uns gelost durch die Untersuchung, wie beide
im menschlichen Geiste entstehen. Damit aber hebt sich der Streit um die
Alleinherrschaft, und die Versöhnung wird gewonnen durch Abgrenzung der
Rechte. Natur wird vom Menschen erlebt und sie wird vom Menschen
gedacht. In der Natur, die wir erleben, finden wir durch die Zergliederung
des Verstandes das mechanische Gesetz. Sehen wir mit dem Auge des Forschers,
so sehen wir die objcctive Ordnung in der Welt; sehen wir mit dem Auge
des Künstlers, so fühlen wir die subjective Ordnung unseres freien Ich,
Daß wir beide Fähigkeiten besitzen, ist kein Widerspruch, sondern die Bedingung
unseres Daseins, ebenso wenig wie es cin Widerspruch ist, daß wir unsere
eigenen Worte zugleich reden und hören können; im Reden sind wir frei,
aber hören können wir nur das Gesprochene; so sind wir im Fühlen und
Wollen frei, aber denken können wir nur das Naturgcsetzlichc, d. h. das unter
den Verstandesgesctzcn Stehende. Naturwissenschaft und poetische Naturauf-
fassung sind beide unser Eigcnthum, ihre Gesetze sind die Gesetze unseres
eigenen Ich, und die Trennung erfolgt erst durch das Denken selbst. Ein
Widerspruch ergiebt sich dagegen, wenn man ihre Grenzen nicht auseinander
hält. Will man das innere Crlebniß dem Naturgesetz unterordnen, so
überschreitet der Verstand seine Grenzen, indem er sich auf das ausdehnen
will, was sich niemals denken läßt und daher der künstlerischen Gestaltung
bewahrt bleiben muß. Tann kommen wir zu der thörichtcn Vorstellung des
Materialismus, daß der Mechanismus die Grundform alles Seins fei, während
besonnene Naturforschung weiß, daß er nur ein Erkenntnißmittel des Ver-
standes ist. Will man jedoch mit der dichterischen Phantasie auch das
erfassen, was nur durch das Denken erklärt werden kann, so überschreitet daö
Gefühl seine Grenzen und bemüht sich fruchtlos in nichtigem Kampfe gegen
das Recht der Wissenschaft.
Unsere Pflicht aber ist, darauf zu achten, daß beide Functionen unsere?
Bewußtseins ihre Gebiete bewahren. Dann gestaltet sich ein harmonische?
Weltbild, in welchem Forschung und Dichtung gedeihen und unser Ich als
den Träger des Weltgeschehens sich zugleich erkennt und in seiner Würde
fühlt. Keinen der beiden Standpunkte können wir entbehren, keinen brauchen
wir zu entbehren. In allen äußeren Beziehungen des Lebens, überall
Natur und Mensch in gegenseitige Beziehung treten, da herrscht Wissenschaft,
da gilt das nüchterne Gesetz des Verstandes, da unterwerfen wir die Natur

in immer fortschreitendem Wissen unserer Erkenntnis). Hier gewährt uns die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens und die hell leuchtende Fackel der Wissenschaft sicheren Schutz vor allen jenen dunklen Mächten, welche Geist und Willen des Menschen zu fesseln streben, weil wir nicht alles zu erkennen vermögen. Doch es ist unser Recht, furchtlos zu forschen und zu ringen nach Erkenntniß. Wie weit wir aber auch mit dem Verstände dringen, immer bleibt eine unauflösliche Macht unseres eigenen Seins, in welcher die Ideen wurzeln, unter denen wir unser Leben betrachten. Dieses dem Denken Unzugängliche darstellen und aus dem subjectiven Erlebniß zu verallgemeinern, daß es Alle mitzuleben vermögen, dieses der Wissenschaft Unerreichliche leistet die Kunst. Das nicht zu Denkende, nur zu Erlebende, in der Kunst wird es sinnliches Ereigniß; das Unsagbare, in der Kunst wird es gegeben. Wo Wissenschaft zum Unsinn wird, weil sie begreifen will, was sich nur fühlen läßt, da strahlt die Kunst mit warmem Scheine in die Tiefen des schlagenden Menschenherzens. Das innerste, unbeschreibliche Erlebniß, im Marmor des Praxiteles steht es vor uns, auf der Leinwand Rafaels glüht es, in Beethovens Tönen wogt es einher. Wir schauen und hören, und ohne zu denken wissen wir, was der Künstler erlebte, was ihn durchstürmte und feine Seele mit Schmerz oder unendlicher Wonne füllte. Wir wandeln durch die Frühlingsnacht im stillen Mondenglcmze; was uns durchdringt, wenn wir hier aufblicken zum Himmelsdome, das ist kein Gedanke, es ist eine Stimmung. Wollten wir sie mittheilen, wir müßten sie denkend zergliedern, und sie wäre nicht mehr, was sie ist; wollten wir selbst uns klarmachen, was uns erfüllt, wir würden dadurch zum Forscher, aber die Harmonie des Gefühls wäre zerstört. Es ist dem Vorstellen unfaßbar, dies stille Leben und Weben der Seele. Der Dichter greift in die Saiten und spricht zum Monde:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endliq auch einmal
Meine Seele ganz."

Wir hören — und unsere Seele wandelt mit ihm gelöst im stillen Nebelglanze, wir begreifen nicht, aber wir erleben, wir genießen mit ihm die metaphysische Stimmung, das uralte Erbthcil des Menschenherzens, das heilige Geheimniß des Sternenhimmels —

„Was von Menschen nicht gemußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Nyx.

Novelle

von

AgneF Gräfin KlinrKowström.

— Berlin. —

S giebt eine ganze Reihe sprichwörtlich gewordener Redensarten, welche scimmtlich die Nacht auf böswillige Weise verleumden, „Häßlich wie die Nacht," oder „die Nacht ist keines Menschen Freund" sind Aussprüche, die im Volksmunde traditionell geworden sind, und doch ist nichts falscher und undankbarer.

Das kleine Städtchen zum Beispiel, das sich zur Rechten des schilfbewachsenen Sees auf mäßiger Anhöhe erhob, hatte alle Ursache, ihr Kvmincn freudig zu begrüßen. Wenn der aufgehende Mond den zitternden Wasserspiegel mit flüssigem Silber übergoß, und der alterthümliche, sonderbare Kirchthurm sich scharf und dunkel vom nächtlichen Himmel abhob; wenn phantastische Siebelwolken die zackigen, unregelmäßigen Formen der Häusermasse mit weißlichem Schleier umgaben, durch den hindurch einzelne lichthelle Fenster wie feurige Augen nach dem See hinausglühten, dann hatte schon Mancher gewünscht, dieses nächtliche Bild mit Stift und Pinsel festhalten zu können, der am Tage dem schmutzigen Landstädtchen nicht den geringsten Reiz avzu gewinnen vermochte.

Eng zusammengedrückt und übereinander geschachtelt umgaben die häßlichen Häuser den Marktplatz, in dessen Mitte ein baufälliges Rathhaus mit blinden Fensterscheiben schief und verdrießlich auf seine Umgebung niedersah. Dir Honoratioren des Städtchens, Pfarrer, Doctor, Apotheker und Amtsrichter, pflegten nn schönen Tvmmcrabcndcn mit ihren Frauen und Pfeifen auf diesem

Nyr, 29!
Platz vor den Hausthüren zu sitzen, und dem Spiel der Kinder zuzuschauen, die um die Kirche herum ihr Wesen trieben.

Der Apotheker freilich blieb auf seine Pfeife allein angewiesen, denn er war ein Junggeselle, und konnte daher auch von Rechtswegen unmöglich ein Interesse an der lärmenden Kinderschaar finden. Nichts desto weniger wandte auch er der Richtung, in welcher die Kirche lag, feine ungetheilte Aufmerksamkeit zu. Es war nicht der Anblick des Gotteshauses, der ihn beschäftigte, obwohl dasselbe, aus der deutschen Ordenszeit stammend, Beachtung verdiente, noch weniger fesselte die nachbarliche Nachkommenschaft seine Blicke, es mußte also noch ein anderer Gegenstand dort sein, der ihn interessirte.

Die Doctorin und Amtsrichterin waren einig darin, daß dieser Gegenstand des Cantors Aniela sei, wogegen die Pfarrerin, welche eine erwachsene Tochter besaß, behauptete, sie kenne Herrn Windlers, des Apothekers, guten Geschmack zu genau, um zu glauben, er werde an einer Halbverrückten Gefallen finden.

Die Amtsrichterin bemerkte hierauf, daß die Cantorstvchter weit über ihren Stand hinaus gebildet und unterrichtet sei, und jederzeit ihr Gouvernantenexamen hätte machen können, wenn sie nur gewollt hätte, und daß sie schön sei, werde Niemand leugnen können.

Dies war ein indirekter Hieb gegen die Pfarrerstochter, welche in geistiger nnd körperlicher Beziehung von der Natur nicht gerade bevorzugt und durch das Gouvernantenexamen gefallen war; und die Pfarrerin empfand die Kränkung in ihrem vollen Umfange.

Nun, über Geschmack läßt sich nicht streiten, soviel aber ist gewiß, daß die junge Menschenblume, welche unter dem niedrigen Dach des Cantorhauses emporwuchs, einer fremdländischen Pflanze ähnlicher war, als unseren biederen einheimischen Gewächsen. Wer sie zum ersten Mal sah, wandte sicherlich den Kopf nach ihr, doch sie ließ sich selten sehen, und trieb ihr einsames Wesen in dem kleinen Hause, das sich wie ein Schwalbennestchen an die Kirche anlehnte.

Es war ein scheues seltsames Geschöpf, das den Verkehr mit Altersgenossinnen mied und von diesen ebenfalls gemieden wurde. Schon als Kind hatte Niemand mit ihr spielen wollen, sie war gar zu absonderlich in sich gekehrt und träumte mit offenen Augen. Niemand hatte sie jemals herzlich lachen gehört. Viele zweifelten auch daran, daß sie wirklich des Cantors leibliches Kind sei, und in der That fiel es schwer, an eine Verwandtschaft zwischen Beiden zu glauben, wenn man das strenge finstere Gesicht des Mannes mit dem ausgesprochen nordischen Typus neben dem dunkelhaarigen Köpfchen des Mädchens sah.

Er war vor zwölf Jahren ohne Frau, mit dem Kinde allein, in das Städtchen gekommen, um sein Amt anzutreten, nur der verstorbene Pfarrer hatte ihn gekannt und ihm durch seinen Einfluß die einträgliche Stelle verschafft, und aus den spärlichen Mittheilungen des alten Herrn hatte man die

Kcnntniß geschöpft, daß der Cantor im Polnischen mit einer schönen schwarz-
haarigen Person verheirathet gewesen sei. Ob dieselbe aber gestorben oder
von ihm getrennt lebe, darüber erfuhr man nichts und scheute sich auch, den
wortkargen Mann, der übrigens wegen feiner strengen Rechtlichkeit und
Tüchtigkeit in hohem Ansehen stand, danach zu fragen.
Er verwaltete sein Amt mit der größesten Gewissenhaftigkeit, sein Wort
hatte als das eines Ehrenmannes Geltung in der Gemeinde, der Pfarrer selbst
hätte kaum größere Achtung genießen können, und doch setzte der Cantor den
Beweisen dieser Achtung eine rauhe, zuweilen höhnische Abweisung entgegen,
das hob ihn noch mehr in den Augen der Leute und brachte ihn in den Ruf
der Bescheidenheit. Eines nur machte man ihm zum Vorwurf, nämlich die
Abgeschlossenheit, in der er Aniela aufwachsen ließ, und der man die vielen
Eigenthümlichkeiten des Mädchens zuschrieb.
Kam ihm Derartiges zu Ohren, so zuckte er die Achseln und sagte:
„Sie hat genug zu thun und keine Zeit für müßiges Geschwätz. Ich lege
ihr übrigens keinen Zwang auf, sie mag thun und lassen was sie will, aber
es scheint, daß sie am liebsten allein für sich ist."
Und er hatte Recht. Sie verrichtete ihre häuslichen Arbeiten mit
mechanischer Pünktlichkeit, wenn aber der Abend kam, glitt sie allein durch
den kleinen Garten nach dem See hinab, dahin, wo der Gemeindeanger an
das Grundstück des Ccmtors anstieß und im Schilf verborgen das gebrechliche
Floß lag, dessen sich die Leute zum Wasserschöpfen bedienten. Dies war
Anielas Lieblingsplatz, auf diesem Floß konnte sie regungslos stundenlang
sitzen. Das hohe Schilf verbarg sie vollständig, und die Arme um die Knie
geschlungen, blickte sie mit weitgeöffneten träumenden Augen hinüber nach dem
jenseitigen Ufer, wo ein großes Gebäude abgeschlossen für sich, mit hoher
Mauer umgeben dastand, dessen zahlreiche, erleuchtete Fenster im Wasserspiegel
reflectirten.
Es war, als würde jeden Abend da drüben eine Illumination veran-
staltet, und es sah lustig genug aus. Dennoch drängte sich die Quintessenz
menschlichen Elendes und menschlicher Abscheulichkeit in jenen Mauern zusammen,
denn das große Gebäude war ein Zuchthaus, und hinter den starken Eisen-
gittern der hellen Fenster arbeiteten Männer, deren Physiognomiken alle Ab-
stufungen seelischer Zustände zeigten, von der stumpfen thierisch brutalen
Gleichgültigkeit bis zur sanften Resignation einer feinfühlenden Natur, die
vielleicht ein einziger unbedachter Augenblick aus den Reihen der achtbaren
Gesellschaft in die Verbrecherwelt gestoßen.
Die Umgegend war daran gewöhnt, daß sich zu bestimmten Zeiten der
eiserne Thvrflügel öffnete, um einen Trupp gleichförmig in Braun gekleideter
Männer herauszulassen, die unter sicherer Bedeckung zur Arbeit geführt
wurden, Männer mit scheuem Blick und kurzgeschnittenem Haar.
Bei Feldarbeiten und Bauten wurden Sträflinge beschäftigt und die
Geschickteren und Kenntnißrcicheren unter ihnen fanden mannigfache Verwendung

in den Bureaus und Werkstätten der Anstalt. Es erregte deshalb auch nur
bei einzelnen streng denkenden Gemüthern Anstoß, als die Regierung bestimmte,
Saß bei dem Umbau des alten Gotteshauses im Städtchen das Zuchthaus
einen Zuschuß an Arbeitskräften liefern solle.
Die Kirche stammte, wie schon erwähnt, aus der Zeit des deutschen
Ordens und konnte manche Schönheiten aufweisen, die allerdings stark in
Verfall gerathen waren. Im Lauf der Jahrhunderte hatte man je nach
Bedürfniß und entsprechend dem herrschenden Geschmack niedergerissen und an-
gebaut, so daß ein monströses Bauwerk daraus entstanden war, das weder
einem bestimmten Stil noch einem bestimmten Jahrhundert angehörte.
UnserermodernenZeitströmung jedoch, welche die beinah krankhafte Richtung
hat, Alles nach alten Mustern herzustellen und aus dem Staub und Moder
der Vergessenheit Dinge an das Tageslicht zu fördern und auf's Neue in Ge-
brauch zu nehmen, welche unsere Voreltern als unbrauchbar bei Seite stellten,
ihr war es vorbehalten, die ursprünglichen Pläne des Kirchleins in irgend
einem vergessenen Winkel aufzufinden, und sofort ging man mit Eifer daran,
dasselbe in seiner alten Gestalt wieder herzustellen.
Ein Comit« bildete sich privatim, welches sich die Aufgabe stellte, das
Innere des alten Gotteshauses in der Weise wiederum auszuschmücken, wie
es traditionellen Überlieferungen zu Folge unter dem Ordensregiment ge-
schmückt gewesen, mit geschnörkelten bunten Schnitzereien und Malereien. Es
stand fest, daß in jener Zeit allegorische Fresken die Wände bedeckt hatten,
. man sah noch an einzelnen Stellen zerbröckelte und verwitterte Ueberreste da-
von, andere Stellen waren weiß übertüncht. Nun handelte es sich darum,
diese Fresken von einer geschickten Meisterhand, da wo unter dem vorsichtig
entfernten Kalkbewurf die Umrisse noch sichtbar waren, auffrischen und an
total verdorbenen Stellen neu in alter Manier ergänzen zu lassen. Doch hier
gerieth das Cvmit5 in Verlegenheit, denn namhafte Künstler, an welche man
sich wandte, forderten einen schwindelhaft hohen Preis für diese Arbeit, welche
allerdings viele Monate in Anspruch nehmen mußte, einen Preis, der die zu-
sammengebrachten Mittel weit überstieg, und einem Pfnscher und Anfänger
wollte man das Werk auch wiederum nicht anvertrauen.
In diese Verlegenheit hinein, als das Comit6 eines Tages wieder in
dem ersten Gasthof des Städtchens unschlüssig und bcrathend beisammen saß,
warf der Tircctor des Zuchthauses, welcher sich darunter befand, die Worte l
.Ich hätte Wohl einen Künstler, der die Arbeit übernehmen könnte, ohne
daß es große Kosten verursacht."
Und als Alle ihn erwartungsvoll ansahen, fuhr er fort.- „Sie er-
innern sich des Malers, der vor vier Jahren des hier an Ort und Stelle
verübten Mordes überführt wurde? Ter Manu ist hier unter meiner Ob-
hut, und ich muß gestehen, daß ich herzliches Mitleid mit ihm habe, denn
wenn er sich auch, Gott weiß aus welchen Motiven, zu einem Verbrechen
hinreißen ließ, so ist er doch kein schlechter Mensch und verbindet ein weiches

liebenswürdiges Gemüth mit seltener Bildung. Er leidet still aber schwer,
seitdem ihm das Recht seine Kunst auszuüben genommen wurde, geben Sie
ihm einen Pinsel in die Hand und Sie werden ihm eine Wohlthat erweisen
und mit seinen Leistungen zufrieden sein."
„Was ist es denn mit dem Mann?" fragte eines der Comitömitglieder.
das erst seit Kurzem in der Provinz ansässig war.
„Ach das ist eine Geschichte, die ihrer Zeit Aufsehen genug machte.
Unten am See auf dem Gemeindeanger fand man vor vier Jahren eines
Abends die Leiche eines Mannes, der, wie nachher thatsächlich festgestellt, er-
würgt worden war. Ein anderer Mann stand neben ihm, mit verstörtem
aschfarbenen Gesicht, halb zur Flucht gewandt, als Leute hinzukamen, welche
sofort aus der Situation ihre Schußfvlgerungen zogen und sich des Fliehenden
bemächtigten."
„Nun, daraus folgt aber doch noch nicht, daß er der Mörder war.
Er konnte ja zufällig dazu gekommen sein.'
„Gewiß, das allein wäre kein Beweis gewesen, aber die Untersuchung
lieferte eine solche Kette von zwingenden Beweisgründen, daß die Geschworenen
nicht anders konnten, als das ‚Schuldig^ über ihn auszusprechen. Er hatte
sich in seiner Eigenschaft als Maler längere Zeit in der Umgegend aufge-
halten, man munkelte auch, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der
Tochter eines unserer angesehensten Besitzer die Ursache seiner Anwesenheit
sei. Den Tag ehe das Unglück geschah quartierte er sich hier in diesem
Gasthof ein, und zwar, wie aus einem unter seinen Sachen gefundenen Brief
hervorging in Folge einer Aufforderung des nachher Ermordeten, hier mit
ihm zusammen zu treffen, um gewisse Angelegenheiten zu ordnen. Die
Untersuchung brachte ferner zu Tage, daß Jener bedeutende Schuldforderungen
an den Maler hatte, denen dieser nicht gerecht zu werden vermochte, und der
Ton des gefundenen Briefes war so drohend und barsch, daß man daraus
ersah, der Schreiber hatte die Geduld verloren und sei entschlossen, mit
ganzer Strenge gegen den Schuldner vorzugehen.
„Die Leute im Gasthof schilderten den Tobten als einen kleinen feinen
Mann mit hartem höhnischen Gesichtsausdruck. Derselbe kam an, während
der Maler gerade einen Ausflug unternommen hatte, und erklärte, nachdem
er einen Imbiß genommen, er wolle einen Spaziergang nach dem See hin-
ab machen, wenn der Maler inzwischen zurückkehren sollte, so möge er ihm
folgen. Zwanzig Minuten später kehrte Jener heim und kam der erhaltenen
Aufforderung sofort nach, jedoch mit einem so finsteren Gesichtsausdruck, daß
der Hausknecht, der ihm nachblickte, meinte: ‚Das giebt nichts Gutes ab
Mischen den Beiden.'
„Ein zweiter Umstand, der schwer in's Gewicht fiel, war die Kenntniß.
daß der Ermordete, der sehr reich war, sich um eben dieselbe junge Dame
bewarb, welcher der Maler seine Neigung zugewandt hatte, und von dem

Vater derselben sehr gern gesehen wurde, während er Jenem notorisch die Thür gewiesen hatte.
„Als der Mord entdeckt wurde, constatirte der sofort zur Stelle gerufene Arzt, daß der Tod vor zehn Minuten eingetreten sein müsse. Er sah nach der Uhr. Es war fünf Minuten vor Sieben; der Hausknecht des Gasthofes hatte zufällig ebenfalls nach der Uhr gesehen, als der Maler nach dem See hinabging, um den Fremden zu treffen, es war damals fünf Minuten nach halb Sieben gewesen. Ein Junge hatte den Fremden, als die Kirchenuhr «in Viertel schlug, allein am Rande des Sees zwischen dem Schilf steh« und nach dem Zuchthaus hinüberblicken sehn."
„Gestand der Maler das Verbrechen ein?"
„Nein. Er blieb dabei, daß er den Mann habe todt daliegend gefunden, als er zum See hinabgekommen. Befragt, wo er denn die Zeit zwischen seinem Fortgehen vom Gasthof und dem Auffinden der Leiche zugebracht, da der Weg nach dem See hinab nur fünf Minuten in Anspruch nahm, wurde er einen Augenblick verlegen, und erklärte dann, er habe längere Zeit hinter einem Baum an der Landstraße gestanden und die vorüberfahrenden Wagen betrachtet. Der Gerichtshof ging über diese Aussage als unglaubwürdig hinweg, der Maler konnte sein Alibi nicht beibringen, denn es hatte ihn Niemand an der Landstraße gesehen, und so wurde er verurtheilt und zwar unter Annahme mildernder Umstände zu nur zwölfjähriger Zuchthausstrafe."
„Halten Sie selbst nun den Mann für schuldig?"
„Ja und nein. Vom rein psychologischen Standpunkt aus halte ich ihn für unfähig, ein solches Verbrechen zu begehn. Wenn ich jedoch durch die Brille meiner Erfahrungen als Anstaltsdirector sehe, so stellen sich mir die Dinge in ganz anderem Lichte dar, denn ich habe gelernt, Charakter und Temperament als ganz nebensächliche Factoren zu betrachten, mit denen man nicht rechnen darf, und positive Facten allein gelten zu lassen, und da muß ich leider sagen, daß ich ihn für schuldig halten muß. Jndeß sei es fern von mir, den Stein auf ihn werfen zu wollen. Wer weiß, ob der Keim zum Verbrechen nicht auch in unserer eigenen Brust schlummert. Der Aufenthalt in seiner Zelle und die leichte Arbeit im Bureau sind ja gerade keine allzuharte Strafe, aber die Schande ist es, die ihn zu Boden drückt, das Bewußtsein, für alle Zeit gebrandmarkt zu sein."
Man zog den Vorschlag des Dircctors in Betracht und erwog das Für und Wider. Einige Stimmen erhoben sich dagegen, aber die Mehrzahl erklärte sich einverstanden damit. Die Geldfrage gab, wie bei allen Dingen in der Welt, so auch hier den Ausschlag.
So kam es, daß an einem hellen Sommermorgcn ein schlanker blasser Mann in brauner Straflingskleidung, die schirmlose runde Mütze auf dem kurz geschorenen Haar, in Begleitung eines Aufsehers das kleine Gotteshaus betrat.

Er betrachtete und prüfte genau mit den Augen eines Kunstverständigen
die rohen Ueberreste von Malerei an den Wänden, indem er zugleich in kurzer
sachgemäßer Weise anordnete, wie die Gerüste herzustellen feien, welcher er
bedurfte. Der Ausdruck Heller Befriedigung, der dabei in seinen tiefliegenden
Augen aufleuchtete, mochte ein seltener Gast in diesem Gesicht sein, welches
die Spuren seelischen Leidens trug, und als man ihm seine Malutensilien
einhändigte, tastete er mit sanft liebkosender Hand darüber hin, als wolle er
sie nach der langen Trennung zärtlich begrüßen
Von da an war er täglich hier zu finden. Still versunken in sein«:
Arbeit, fast wie in eine andere Welt entrückt, achtete er auf nichts anderes,
und unter seiner Hand entstanden die alten Gebilde einer kindlich naiven
Phantasie auf's Neue in weichen reichen Farben nnd durchgeistigter Auffassung.
Hier auf seinem Gerüst konnte er wähnen, allein und frei zu sein, hier wurde
er nicht in jedem Augenblick durch die Umgebung an seine Schande gemahnt.
Der ihn stets begleitende Aufseher saß unten im Kirchenschiff auf einer Bank
und kümmerte sich nicht um ihn, sofern er ihn nur im Auge hatte, und die
Thüren waren verschloffen, der Eintritt jedem Unberufenen verwehrt.
Einen Ausgang hatte man indessen außer Acht gelassen, die kleine Thür,
die am Ende des Orgclchors auf eine staubige enge Treppe mündete, deren
ausgetretene Steinstufen zur Cantorwohnung hinabführten.
Durch diese Thür schlüpfte bisweilen eine schlanke Mädchengestalt still
und geräuschlos in die Kirche, kauerte sich auf eine Bank, da wo das Orgel-
chor mit dem Gerüst des Malers zusammenstieß, und schaute seiner Arbeit
zu. Die Sonnenstrahlen brachen sich in den blinden in Blei gefaßten Fenster-
scheiben und umgaben sie mit einem buntfarbigen Glorienschein, aber es schien,
als ob die Lichtwellen von ihr abglitten, als ob Sonnenschein und Wärme
machtlos über sie wären. Ihr reiches ticsschwarzcs Haar, das in weichen
Löckchen und Wellen die niedrige Stirn umgab, war so vollständig glanzlos,
das streng geschnittene feine Gesicht so farblos, daß es der Sonne nicht zu
verdenken war, wenn sie es als verlorene Liebesmüh betrachtete, Licht und
Farbe hieran zu verschwenden. Das Eigentümlichste in diesem Gesicht waren
die Augen; groß und vom hellsten durchsichtigsten Blau, schienen sie stets
über das Gegenwärtige hinweg, träumend mit einer gewissen leblosen Starr-
heit in's Weite zu blicken.
Anfänglich hatte der Maler die stille Zuschauerin nicht beachtet. Allmählich
aber ward es ihm zur Gewohnheit, ihr blasses Gesicht über der Brüstung
des Chors auftauchen und seiner Arbeit folgen zu sehen.
Ein jedes menschliche Wesen, ganz besonders aber ein Künstler bedarf
der Sympathie und Anerkennung, und in seiner vollständigen Verlassenheit
that ihm die stumme Thcilnahme dieses einen Wesens wohl.
„Versteht Ihr ein wenig von Malerei?" fragte er eines Tages und
wandte sich plötzlich nach dem Orgelchor.
Nach der lautlosen Stille, welche bisher geherrscht, klang der freundliche

Ton feiner Stimme fast erschreckend laut durch den weiten Raum, und das Mädchen fuhr heftig zusammen.
„Spracht Ihr mit mir?"
„Ja, und ich fragte Euch, ob Ihr ein wenig von Malerei versteht? Fast muß ich es glauben, da Ihr meiner Arbeit soviel Aufmerksamkeit schenkt. Wer seid Ihr denn?"
„Ich bin nur Äniela, des Cantors Tochter."
„Ah, die schöne Aniela?" In dem Ton des Malers lag Ueberraschung und er umfaßte zum ersten Mal mit einem Blick des Interesses die Gestalt auf dem Chor. „Ich hörte von Euch sprechen, früher — Ihr wißt, früher, als ich noch ein freier Mann war, aber ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben."
„Ich habe Euch gesehen."
„Ah wirklich?" Ein bitterer Ausdruck überflog seine Züge. „Ja, es hat mich Wohl ein Jeder gesehen, als ich auf der Anklagebank saß. Man erlangt eine traurige Berühmtheit, wenn man zum Zuchthaus verurtheilt wird. Doch schweigen wir davon. Seid Ihr mit meinen Leistungen zufrieden, Aniela?"
Sie hätte ihm erwidern können, daß sie in den Stunden, welche sie regungslos, nur wenige Schritte von ihm entfernt hier zugebracht, fast gar nichts von den Fortschritten seiner Arbeit gesehen, daß ihre Blicke unverwandt an dem blonden Kopf mit den fchwermüthigen Augen gehangen hatten, aber sie schwieg und versetzte erst nach einer Pause ausweichend:
„Was kann Euch an dem Urtheil eines in der Malerei ganz unbewanderten Mädchens liegen ?"
„Viel, sehr viel. Ter unbefangene Blick eines Laien entdeckt oft Mängel, die der selbstschaffende Künstler übersieht. Ich werde irre an mir, weil mir der Austausch der Ideen und Ansichten fehlt, der die Schaffenslust anregt und der Phantasie einen wohlthätigen Zügel anlegt. Ich bin der Ansicht, daß nur der lebensvolle Gestalten schafft, der in das volle Leben hineingreifen kann."
Er schwieg und arbeitete eine Weile fleißig weiter, aber das Bedürfnis; der Mittheilung, einmal erweckt, ließ sich nicht so rasch wieder zum Schweigen bringen. Er war zu lange in strenger Zucht gehalten worden, um sich nicht bei dem ersten Anlaß rückhaltlos gehen zu lassen.
„Ich habe dort für jenes Feld neben der Kanzel einen Entwurf im Kopf," begann er nach einer Pause auf's Neue. „Von den alten Fresken ist hier jede Spur verschwunden, und da habe ich gedacht, daß der siegreiche Kampf des Lichtes, also des Christenthums, mit der Nacht des Heidenthums ein Vorwurf wäre, der sich Wohl für den Zweck eignen würde. Nur die Gestalten sind mir noch nicht gegenwärtig, meine Phantasie läßt mich hier im Stich. Wir Künstler bedürfen der Inspiration und in mir ist Alles zu hoffnungslos und trostlos, um den Begriff des Lichtes personificiren zu

können. Was nun die Figur der Nyx betrifft, der altgriechischen Personifikation der Nacht, so macht mir dieselbe fast noch mehr zu schaffen. Allerdings giebt es Vorbilder, wie die Alten sie sich dachten, doch reicht keines derselben an die Vorstellung heran, welche ich mir von ihr mache. Die Nyx muß schön sein wie das Leben und doch des Lebens baar."
„Sie muß den Schlaf und den Tod im Arm halten."
„Ja doch. Ihr seid bewandert in der Mythologie, wie ich sehe, das überrascht mich."
„Ich habe viel Zeit zum lesen und manches studirt, was in den Schulen nicht gelehrt wird. Auch habe ich stets eine Vorliebe für die Nacht gehabt. Der helle Tag bedrückt mich."
Der Maler wandte sich und betrachtete sie aufmerksam. Sein Interesse als Künstler und als Mensch war geweckt, und mit Kennerblicken prüfte er die schönen Linien ihrer Gestalt. Der eigenthümlich leblose Ausdruck ihres streng geschnittenen regelmäßigen Gesichtes mit den durchsichtig hellen Augen-sternen, über welchen dunkle Brauen in beinah gerader Linie sich an der Nasenwurzel berührten, und vor Allem der Reichthum tiefschwarzen glanzlosen Haars fesselte ihn. Er versank Plötzlich in tiefe Gedanken und starrte die Erscheinung des Mädchens mit Hintenansetzung aller guten Sitte unverwandt an, als käme ihm eine plötzliche Eingebung, welche er ganz und voll in sich ausklingen lassen müsse.
Der Aufseher unten im Kirchenschiff hatte bei Beginn des Gesprächs aufgeblickt und überlegt, ob es seine Pflicht sei einzuschreiten, sich dann aber dabei beruhigt, daß es ja nur des Cantors Aniela sei, und er dem Ge-fangenen schon ein paar Worte mit dem Mädchen gestatten könne. Jetzt schlug die Thurmuhr in lauten Schlägen die sechste Abendstunde, und froh, von seinem langweiligen Posten erlöst zu sein, erhob er sich und rief dem Maler zu, daß es Zeit sei für heute ein Ende zu machen.
Dieser folgte der Aufforderung mit einem Seufzer: „Gute Nacht, Aniela!" nickte er hinüber. „Werde ich Euch morgen wiedersehen?"
Sie sah ihm nach, bis der letzte Schimmer der braunen Sträflingskleidung ihren Blicken entschwand und die Thür schallend hinter ihm in's Schloß siel, dann erst glitt sie die kleine Treppe hinab, schloß die Pforte sorgfältig und hing den Schlüssel an seinen gewohnten Platz.
Sie wurden gute Freunde, der Maler und Aniela. Es verging kaum ein Tag, ohne daß das Mädchen auf dem Orgelchvr erschienen wäre. Bis» weilen arbeitete er stumm ohne ein Wort zu sprechen, und anscheinend ohne von ihr Notiz zu nehmen, aber das Bewußtsein, daß ein menschliches Wesen in seiner Nähe sei, das Theilnahme für ihn empfand, spornte ihn an. Er begann in Kreide den Entwurf zu dem Sieg des Lichtes über die Nacht in großen Dimensionen und genialen Strichen. Es war offenbar eine Inspiration über ihn gekommen, und während die Gestalten immer

deutlichere Formen annahmen, schwebte ein leichtes Lächeln der Befriedigung um seine Lippen.

„Erzählt mir etwas," bat er eines Tages während der Arbeit. «Etwas aus Eurem Leben. Einerlei was, wenn's nur die quälenden Gedanken verscheucht."

„Was soll ich erzählen?" gab sie zurück. „Mein Leben verfließt in so einförmiger Weise, daß ich kaum weiß, wo ich anknüpfen soll, und meine Erinnerungen verschwimmen unklar in einander. Ich versuche zuweilen Klarheit hineinzubringen, aber es ist wie ein Druck, der hier liegt." Sie legte die Hand an die Stirn. „Je schärfer ich nachzudenken versuche, je dumpfer und verwirrender wird der Druck, so daß ich den Versuch schließlich aufgebe. Die Leute sagen, ich sei tiefsinnig und anders als alle andern Menschen, aber wenn sie wüßten! Wenn sie nur wüßten —"

„Was denn?"

„Ah bah! Nichts von Belang. Aber das Schicksal ist sehr hart und ungerecht. Dem Einen giebt es Glück und Frohsinn mit auf den Lebensweg. Andere erhalten wie zum Hohn ein entsetzliches Geschenk, das sie gern um Alles in der Welt los sein möchten. Ich möchte wohl wissen, warum man verpflichtet fein soll, seinen Eltern für die Existenz dankbar zu sein? Vermutlich würde der größere Theil der Mensche», wenn sie vorher gefragt werden könnten, ob sie ein Erdenleben durchmachen wollten, auf dieses zweifelhafte Glück verzichten."

Der Maler ließ den Kreidestift sinken und blickte erstaunt zu dem jungen Mädchen hinüber, von dessen Lippen die bittern Worte sonderbar klangen.

„Wie alt seid Ihr eigentlich. Aniela?"

„Zwanzig Jahre."

„Zu jung noch, um von Rechtswegen so weltfeindliche Ansichten zu hegen. In Eurem Alter ist man noch hoffnungsvoll und zuversichtlich. Was sollen diejenigen thnn, denen jede Hoffnung abgeschnitten ist?"

„Und woher wißt Ihr denn, daß dies bei mir nicht der Fall ist?"

„Junge Mädchen geben sich leicht dieser Einbildung hin. Vielleicht habt Ihr eine unglückliche Liebe."

Sie lachte kurz auf, es hallte schrill und unheimlich durch die Kirche.

„Höchst wahrscheinlich! Das ist die gewöhnliche Anficht der meisten Menschen, die es sich nicht denken können, daß ein Mädchen unter einer andern Heimsuchung leiden könne, als unglücklicher Liebe. Fragt nur hier in der Stadt herum. Ihr werdet überall der gleichen Meinung begegnen."

„Unglücklicherweise ist mir die Möglichkeit dazu abgeschnitten," versetzte er mit herbem Spott. „Lebt Ihr schon lange hier?"

„Zwölf Jahre."

Der Maler stellte in seinem Innern Betrachtungen darüber an, wie es möglich sei, daß ein Wesen, welches so lange Zeit hindurch in den kleinlichen

einseitigen Verhältnissen eines kleinen deutschen Landstädtchens gelebt, sich so eigenartig entwickeln und so ganz Murillo bleiben konnte.

„Und vorher wart Ihr wo?"

„Drüben im Polnischen. Meine Mutter war eine Polin, die Tochter eines herabgekommenen Edelmanns, und der Vater blieb ihr zu Liebe in ihrer Heimat. Sie war sehr schön."

„Sie ist todt?"

„Ich weiß es nicht. Es kann sein. Der Vater spricht nie mit mir über die Mutter, und meine Erinnerungen aus der Zeit als sie noch bei uns war sind zu verworren und dunkel, um einen Anhalt zu geben. Ich weiß, daß sie eine heitere lebenslustige Frau War, und daß mehr Gäste bei uns aus- und eingingen, als dem Vater lieb war.

„Ein Mann kam in jener Zeit fast täglich. Ich entsinne mich seiner nicht mehr genau. Ich glaube, daß es ein kleiner feiner Mensch war, mit hartem hohnischem Gesicht, aber es ist auch möglich, daß sich sein Aussehn allmählich in meinen Träumen so gestaltet hat. Es hieß, er habe Geschäfte mit meinem Vater, aber er warf meiner schönen Mutter immer ganz sonderbare Blicke zu. Sie war sehr höflich und zuvorkommend zu ihm und zog sich immer ganz besonders hübsch an, wenn er erwartet wurde. Lieber Gott! Ich glaube nicht, daß die paar armseligen Fähnchen, welche sie besaß, Eindruck auf einen Mann gemacht haben, der wie er in den glänzendsten Verhältnissen lebte, aber sie war eben schön, was sie auch anhaben mochte.

„Und dann kam ein Tag, an welchen mein Vater mit gerungenen Händen und starrem verzweifelten Gesicht dasaß. Meine Mutter war in der Frühe ausgegangen und kam nicht mehr heim. Wir warteten den ganzen Tag und die Nacht und wieder den folgenden Tag. Die Zeit verging, aber sie war verschwunden. Auch die Besuche jenes Mannes bei uns hatten ein plötzliches Ende erreicht.

„Von da an war der Vater wie verwandelt, wortkarg und hart. Er war oft wochenlang abwesend und wenn er heim kam, finster und niedergeschlagen. Ich wagte nicht mit ihm zu spreche», und es schien, als habe er gegen mich eine tiefe Abneigung gefaßt. Er Vennied es, mich anzusehen, denn ich sah meiner Mutter ähnlich, ohne ihre Schönheit zu besitzen, und mein Anblick mochte ihm schmerzliche Erinnerungen erregen. Als wir nach einem halben Jahr hierher zogen, überließ er die Sorge für mich ganz unserer alten halbtauben Magd, und ich sah ihn nur während der Unterrichtsstunden und bei den Mahlzeiten."

„Armes Kind! Es ist hart, ohne Mutter aufzuwachsen."

„Vielleicht habe ich es nicht ganz so hart empfunden. Ich glaube nicht, daß meine Mutter sich jemals viel um mich gekümmert hat. Ich erinnere mich nicht, daß sie zärtlich zu mir war. Nach der Richtung hin also bin ich, wie Ihr seht, nicht verwöhnt worden."

Nyr. 30!

„Ihr habt eine traurige Kindheit gehabt. Ich bedaurc Euch, denn nichts gewährt uns im spatern Leben einen so ungetrübten Genuß als die Erinnerung an sonnige glückliche Kindertage, an jene sorglose, vor allem Unheil behütete Existenz, deren goldene Zukunftsträume alle dem einen weit entfernten Zeitpunkt gelten: .Wenn ich groß bin/ — Ah — was sagte ich? Sprach ich nicht eben von ungetrübtem Genuß? Ich sprach die Unwahrheit. Nichts gleicht der bittern Verzweiflung, mit der man sich nach dem unwiderbringlich verlorenen Paradies zurücksehnt. Fast könnte ich Euch darum beneiden, daß Ihr ohne jene qualvoll süßen Erinnerungen seid."

„Habt Ihr noch eine Mutter?"

Es ging ein schmerzlicher Ausdrnck über sein Gesicht.

„Ja, sie lebt, um die Schande ihres einzigen Sohnes zu sehn. Ihre Haare werden in Kummer und Sorgen grau. Ich, der sie so über Alles liebte, bin die Ursache, daß sie sich schämen muß, unfern Namen zu tragen, und doch, Gott ist mein Zeuge, ich bin unschuldig. Nicht wahr, Amela? Ihr wenigstens glaubt es mir, daß ich die That nicht beging?"

Das Mädchen wandte sich wie zufällig ab und nestelte an ihrem Haar, er konnte ihr Gesicht nicht sehen.

„Aniela!" wiederholte er ungeduldiger, „sagt mir die Wahrheit, könnt Ihr mich für schuldig halten?"

„Nein," sagte sie tonlos, als spräche sie nur mit Anstrengung. „Ich weiß es, Ihr seid unschuldig."

„Ihr wißt es? Was soll das heißen? Soll ich daraus entnehmen, daß Ihr, wenn Ihr gewollt, hättet Licht in die dunkle Angelegenheit bringen können, «nd es nicht gethan habt? Ahnt oder wißt Ihr etwa, wer die That beging?«

Sie wandte ihm jetzt wieder ihr Gesicht zu, es war farblos und undurchdringlich wie gewöhnlich.

„Wie Ihr heftig seid und Eure Schlußfolgerungen zieht. Ich sprach nur meine Ueberzeugung aus. Wie sollte ich dazu kommen, etwas von dieser unseligen That zu wissen?"

„Der Schauplatz derselben stieß an Euern Garten."

„Ei. wollt Ihr nicht vielleicht gleich mich oder meinen Vater anklagen?"

„Seid vernünftig, Aniela. Könnt Ihr es nur in meiner Lage verargen, wenn ich nach jedem Strohhalm greife, in der Hoffnung, Aufklärung zu erlangen? Ich liege zuweilen die halben Nächte hindurch wach und grüble darüber nach, wer ein Interesse daran gehabt haben kann, den Mann, der allerdings mein größcstcr Gegner war, zu beseitigen. Ich haßte ihn, Gott weiß es, daß ich Ursache dazu hatte, aber ich hätte uic die Hand gegen ihn erhoben, und als ich ihn mit dem starren entsetzlichen Todtenantlitz daliegen sah, waren die einzigen Gefühle, die sich in mir regten, Schreck und Mitleid.

„Er hatte meine unerfahrene Jugend dazu benutzt, mich an sich zu locken. Ich war lebenslustig, leichtsinnig, er bot mir Geld an, drängte es mir beinah

auf, in der Aussicht, daß mir eine Erbschaft bevorstand, die ihm Sicherheit gab, und ich nahm es, unbekümmert um die hohen Wucherprocente. DaS Geld hatte von jeher die Neigung, rasch durch meine Finger zu rollen, und während er die Frist der Rückzahlung immer verlängerte ohne mich je zu mahnen, wuchs meine Schuld mit Zins auf Zins zu ungeheurer Größe an.

„Da zerfiel meine Aussicht auf jene Erbschaft in Nichts durch eine späte Heirath des präsumtiven Erblassers, und sofort begann mein jetzt unerbittlicher Gläubiger andere Saiten aufzuziehen. Er verlangte sofortige Leistung der Zahlung, für mich ein Ding der Unmöglichkit. Ich bat ihn, sich zu gedulden; ich fing an, mir einen Namen zu schaffen, meine Bilder wurden gesucht und gut bezahlt, ich konnte ihm mit Sicherheit versprechen, meine Schuld allmälich abzuzahlen. Er wollle nichts davon wissen, und schrieb mir, er werde sich an meine Mutter halten und sie zur Zahlung für ihren Sohn zu zwingen wissen.

„Er hätte keine härtere Drohung gegen mich aussprechen können, ich hätte lieber die größeste Strafe erduldet, als daß ich zugegeben hätte, daß meine liebe alte Mutter ihre Ersparnisse, ihr ärmliches kleines Capital für mich an einen Wucherer dahingab. Ich hoffte ihn umzustimmen, ich wollte mich so weit demüthigen, ihn zu bitten, mir eine letzte Frist zu gewähren, und dieser Beweggrund veranlaßte mich, in eine Zusammenkunft hier im Städtchen zu willigen, welche er schriftlich von mir verlangte, um ein für alle Mal in's Reine zu kommen. Ich hielt mich hier in der Umgegend auf, er berührte das Städtchen auf der Durchreise, und so erschien dasselbe als der geeignetste Ort."

Er stockte und suhr dann nach einer Weile mit leiser Stimme fort:

„Ich hatte noch einen anderen Grund, ihn zu hassen. Ich liebte ein Mädchen, die Tochter eines Gutsbesitzers in der hiesigen Gegend, und ich weiß, auch sie liebte mich damals. Ihr Vater wies mich ab, verbot mir. fein Haus zu betreten. Ich war ja nur ein armer Anfänger ohne Vermögen, er hatte andere Pläne mit seiner Tochter. Sie theilte es mir bei einer heimlichen Zusammenkunft unter Thränen mit, daß ein reicher Bankier sich um sie bewerbe, und daß ihr Vater diese Partie dringend wünsche. Eine schlimme Ahnung durchzuckte mich, ich verlangte den Namen zu wissen, sie nannte ihn, und meine Befürchtungen bestätigten sich, — es war der Name meines unerbittlichen Gläubigers. Ich bat, ich beschwor sie, fest zu bleiben, nicht irre zu werden, mir ihr Wort zu halten, und sie versprach es mir.

An dem Abend als die unselige That geschah, wußte ich, daß sie auf einer Spazierfahrt die Stadt passiren werde. Ich hatte im Freien gearbeitet, und als ich in den Gasthof heimkehrte, wurde mir die Mitheilung gemacht, daß mein Gegner angekommen, aber des langen Wartens müdr, spazieren und nach dem See hinabgegangen sei, und mich auffordern ließ, ihm sofort dorthin zu folgen.

Der Jnstinct der Liebenden trieb mich jedoch, eine Abweichung von

wenigen Schritten nach der Landstraße hin zn machen, um womöglich einen
Schimmer von der Geliebten, wenn auch nur im Vorüberfahren, zu erhaschen.
Sie kam in der That in Begleitung ihrer Mutter vorbei. Ich stand hinter
einem Baum verborgen, sie sah mich nicht, und ich wagte nicht mich zu
zeigen, aus Furcht, sie zn compromittiren, aber ich ließ meine Blicke auf
den geliebten Zügen ruhn, als hätte ich eine Ahnung, daß ich diesen Anblick
zum letzten Mal gehabt haben würde. Tann ging ich nach dem See hinab.
Ich hatte die besten Vorsätze, ruhig zn bleiben, denn der Mann war schließlich
in seinem Recht, ich war nun einmal sein Schuldner, und wer von uns auf
dem Felde der Liebe Sieger bleiben würde, blieb noch dahingestellt.
Da — wie ich den schmalen Pfad zum Wasser hinabschritt, hatte ich
einen entsetzlichen Anblick. Wenige Schritte vor mir, zwischen dem Schilf
lag der Mann, den zu sprechen ich hierher gekommen war, todt auf dem
Rücken, die Augen aus den Höhlen gequollen niit einem furchtbaren Aus-
druck groß zum Himmel aufgeschlagen, die Kleidung zerrauft und das Schilf
rings umher wie nach erbittertem Kampf niedergedrückt.
„Ah, ich sehe, Ihr mögt dergleichen nicht hören," unterbrach er sich
plötzlich, als Anicla das Gesicht wie im Entsetzen mit den Händen bedeckte.
„Wie komme ich anch dazu, Euch die alte verjährte Geschichte auf's
Neue zu erzählen, die Ihr ja, wie Jeder hier am Ort, genügend aus den
Verhandlungen kennt? Aber seht einmal, ich denke so oft, wenn ich zehn
Minuten früher zum See hinabgegangen wäre, so hätte ich vielleicht ein
Verbrechen verhüten können und wäre jetzt ein freier Mann. Nun, ich habe
vier volle lange Jahre hindurch Zeit gehabt, dieses Versäumnis; zu beklagen.
Könnt Ihr Euch eine Vorstellung machen, was das heißt, vier Jahre lang
der Freiheit beraubt und von Allem abgeschnitten zu sein, was dem Leben
Werth und Reiz verleiht?",
„Und sie, das Mädchen, das Ihr liebtet, und das Euch, wie Ihr
sagtet, liebte, sie ist Euch treu gelieben, nicht wahr? Sie hat Euch nicht im
Unglück verlassen?"
Die vielleicht absichtslos gethane Frage schien ihn in's Herz zu treffen.
„Wollt Ihr mich höhnen?" fragte er bitter. „Ihr wißt vermuthlich,
daß sie nie wieder mit einer Silbe nach mir gefragt hat. Von dem ersten
Augenblick meiner Haft an war ich todt für sie. Das war dasjenige, was
am schwersten für mich zu ertragen war, was mir den Rest von letztem Lebens-
muth nahm."
„Das ist so die Art der vornehmen Damen. Die verstehen es nicht,
ihr Herz ganz und voll dahin zu geben, und das wässerige schwächliche Ge-
fühl, das sie Liebe nennen, nnd das sich nie über den untersten Wärmegrad
erhebt, gefriert, sobald etwas geschieht, das den Mann ihrer Liebe in den
Augen der Welt herabsetzt."
„Ihr sprecht, als ob Ihr Erfahrung in der Liebe besäßet. Verzeiht
die müssige Frage: Habt Ihr denn schon einmal geliebt, Aniela? So weit

Agnes Klinckoroström in Berlin,
ich Euch kennen gelernt habe, glaube ich. daß Ihr an dem Manne Eurer Wahl unter allen Umständen festhalten würdet."
Sie neigte sich leicht über die Brüstung zu ihm, und ihre hellen Augen senkten sich in die seinen.
„Ich würde lieber die ewige Seligkeit verwirken als von ihm lassen."
Der Maler konnte sich eines leichten Unbehagens nicht erwehren. Er hatte die Frage halb lächelnd, leichthin gethan; die Antwort mißfiel ihm.
„Sagt mir nur Eines," bat er nach kurzer Pause. „Was ist aus Bianka Hertenfelt geworden? Ist sie verheirathet? ist sie glücklich? Ihr müßt das ja wissen. In einer so kleinen Stadt wie die hiesige weiß man Alles, was in der Umgegend passirt. und die Hertenfelts sind Leute, die in hohem Ansehen standen, deren Name hier vielfach genannt wurde. Mein Herz kann doch noch nicht von der alten, thörichten Liebe lassen. Bianka hat mich vermuthlich längst vergessen und schämt sich, daß ihre Neigung jemals eine so plebejische Richtung zu einem Manne genommen hat, der jetzt die Sträflingskleidung trägt, ich aber möchte so gern von ihr hören, ich würde mich freuen, wenn sie glücklich wäre, wenn es auch hart ist, allein und vergessen weiter zu vegetiren."
„Ich weiß nichts von der Familie," versetzte Aniela kurz und hart. Zhr wißt ja, daß ich still für mich lebe und mich um die Außenwelt nicht kümmere. Ich habe nie nach der Familie Hertenfelt gefragt."
Der Maler seufzte. Seine Anwandlung von Redseligkeit war vorüber, er versank in tiefes Schweigen und widmete sich ausschließlich seiner Arbeit.
(Schlich >olgt,>

Einführung in das Studium der ncurrc« Kunstgeschichte. Von vi Alwin
Schulp. Mit 1300 Textabbildungen und 14 Farbendrucktafeln. Prag,
F. Tcmpsk», Lieferung 1—13,

Der größte Tbcil des gebildeten Publikums, das Ausstellungen und Museen be-
sucht, nicht blos weil es Modesache ist, sondern aus ehrlicher Freude an dem Kunst-
genüsse, unterrichtet sich über die ältere Kunst aus den landläufigen kunstgeschichtlichen
Werken, über die neuere, besonders wie sie in den Ausstellungen zu Tage tritt, aus den
Kritiken der Tageblätter. Tie kunsigeschichtlichen Werke sind aber ihrer Aufgabe gemäß
nur wenig im Stande, das UrtKeiisvermögen zu bilden. Sic bieten ein fertiges Urtheil
und da? Publikum nimmt es auf Treu und Glauben hin. Nur mittelbar kann
auf diese Weise ein Verständnis; für die Beurtheilnug der Kunstwerke erzielt werden;
indem man denjenigen Werken der Kuust der Vergangenheit und Gegenwart besondere
Aufmerksamkeit widmet, welche der Kunsthistoriker und der Kritiker als benchtenswcrth
hervorhebt, kann man wohl allmählich dazu gelangen, sich selbst einen Maßstab für
die Vorzüge der Kunstwerke zu bilden.

Das Kunstverständniß aber unmittelbar zu fördern durch die Belehrung über die
Aufgaben, über die Mittel und Zwecke der Klinst, lag nicht im Bereich dessen, was
die bisherigen Kunstgeschichten sich zur Aufgabe gestellt haben. Das ist es, ivc>5 Alwin
Schultz mit seiner „Einführung" bezweckt.

Die „Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte" erschien vor zwei
Jahren in der bekannten Sammlung „Ta? Wissen der Gegenwart" unter dem Titel
„Kunst nnd Kunstgeschichte". Das Buch ist jetzt neu bearbeitet oder richtiger erweitert
und durch zahlreiche Abbildungen, besonders durch Farbendrucktcneln, bereichert. Schon
das kleinere Büchlein bat einen großen Erfolg gehabt, und die vorliegende Neube-
arbeitung wird sicherlich noch mehr Anerkennung finden. Sehen wir von dem hie und
da nicht unbedingt klaren Vortrag ab — der Verfasser ist überhaupt kein Meister des
Stils —, so können wir dem Buche in jeder Hinsicht nnr Lob spenden.

Die Disposition des Ganzen ist übersichtlich und der Aufgabe des Buches ent-
sprechend. Der Verfasser entwickelt zunächst in einer größeren Einleitung allgemeine
Gedankei über die Kunst, über ihre Stellung innerhalb der anderen Erzeugnisse des

Menschengeistes, über die Hervrrbringung ven Kunstwerken und über dic Kunstge-
schichte im Allgenicinen. Tann folgt eine Beliachtung der Technik der verschiedenen

Tcr 5vgk„am»e Pvmmiriche Kunslichra,,!, jetzt im k, E,e,verdemuieu»i zu Bkrlin,
Aus^ Alwin Schultz, E,nMr>>ng in das Studium dir neucren Knnftgkschichte,
Prag, F, Tempjjky.
Künste, der Baukunst, der Bildhauerkunst und der Malerei, In jeder Abtbeilurig
wird ein geschichtlicher Nbris, der Stellung der Künstler, in ihrer Zeit gegeben und sr>
für dic Beurtlieilung der Kunstwerke von Seiten des Laien ein bisher selten einge-
nommenen Standpunkt gewonnen: denn e« ist klar, das, der zünftige Meister des

Mittelalters ganz anders zu beurtheilen ist, als der freie Künstler der Gegenwart,
der Geistliche, der in seinen Mußestunden in minorem <Isi izlori^m auch malte, nicht

Elsenbemlanne des grüneu Gewölbes zu Dresden.
AuS- Alwin Schulz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte
Prag, F. Tempsky,
mir dem Masistab gemessen werden kann, den wir an den künstlerisch geschulten, mit
allgemeiner Bildung ausgestalteten und von öem Mcieenatenryum Einzelner und des
Staates unterstützten modernen Maler legen. Der Bildhauer, dem die Gesetze der

Hans HolÃ¼eiu d, Jâ€ž Entwurs zu einem Tlieile der Wandmalerei des HausÂ« zum Tanz in Basel.
Â«Original: Berliner I. Kupserstichsammlung,)
Aus! Alwin Echulg. EinsnKrung in das Studium der neueren Kunstgeschichte,
Prag, g. Tempstv.

Anatomie ganz unbekannt waren, und der nnter dem Einflu» religiöser und gesell-
schaftlicher Vorurtheiie die Darstellung des nackten Körpers scheute, mar dadurch in
enge Grenzen gewiesen, während der Künstler der Jetztzeit von diesen Vorurtheilen
wenig beengt wird und, mit der vollkommensten Kenntnis! der Anatomie ausgestaltet,
mil freier Verfügung über das lebende Modell schafft.

Unglafirte rscnlachel. im Besitze de« Muleumö Tchlcsischer Allerthümer zu Breslau,
AuLi Alwin Schultz, Einsührung in das Studium der neueren Kunstgeschichie,
Prag, F. Tempsk«.
Es wird dann in jeder Hauptabtheilung die Technik der einzelnen Kunst abge-
Kandelt, von dem Momente der Conception bis zur Fertigstellung des aesammtcn
Kunstmerks, so da« der Leser einen vollkommenen Einblick gewinnt in die Entstehung
der einzelnen Theile und in die Mittel, über welche der Künstler verfügt oder vor
Zeiten verfügt hat, denn auch hierin ist naturgenM ein Fortschritt wahrzunehmen.

An dic Darstellung der Äunststile, dir in der öauptabtheilunq „Baukunst^ be-
trachtet werden, schließt Schultz eine ausführliche Schildcrung des Kunsthandwerk? m
allen seinen Zweigen: die Tischlerei, dic Gvldschmicdekunst, dic Schlosser- und Grob-

schinicdekunst, dic JcothgicKerkunst, die Lcderbearbeitung — alle diese Zweige höherer
Industrie werden ähnlich, wie wir das oben von oer Kunst gcschcn habcn, geschichtlich
betrachtet und ihre Technik ausführlich geschildert.
Um Einzelnes beworzuheben, das in diesem Zusammenhange und für den ungelehrten
Leser unsere? Wissens wohl noch nicht geschildert worden ist, gcdcnken wir des aus-

führlichen Capitels üb« die Fornmng plastischer Kunstwerke, Das groszc Publikum besucht die Ausstellung von Modellen zu Bildwerken, die späterhin einen vielbesuchten Platz zieren sollen. Es geht dann an diesem in Erz gegossenen Standbild eines Goethe, eines Lessing vorüber. Der ganze weite Weg von dem kleinen Modelle, dem die Jury den Preis ertheilt hat, bis zu der Ausführung und Aufstellung des Kunstwerks am öffentlichen Orte ist den Wenigsten bekannt, und Schultz' Belehrung über alle Einzelheiten der Fertigstellung eines solchen Bildmerks darum von höchstem Interesse.

Ein fernerer Umstand, der das Buch für das größere Publikum zu einer angenehmen und zugleich reichlich belehrenden Lectüre macht, ist die polemische Behandlung aller derjenigen Fragen, die in der Gegenwart so häufig auftauchen, wie die Errichtung der Kunstschulen oder der Unterricht bei einem bevorzugten Meister, Pläne und Unterrichts-Gegenstände der Kunstschulen, Einrichtung von Ausstellungen, das Preisrichtermesen u. s. w.

Da die Gesammdarstellung durch sehr gut gewählte und schön rcproducirte Werke unterstützt wird, gewinnt das Buch an Gemeinverständlichkeit und wird unzweifelhaft viel Gutes wirken in der Anbahnung einer fachgemäßen, begründeten Beurtheilung der Erzeugnisse der neueren Kunst. ^. V.

Bibliographische Notizen.

I'ii. cks vluinoex, Bekenntnisse eines OpiumefferS Stuttgart, Verlag von R. Lutz.

Das Büchlein bildet die persönlichen Bekenntnisse eines Mannes, der dem Opiumgenusse Jahre hindurch vollkommen ! ergeben war. Diese Bekenntnisse sind nicht , nur vom medicinischen Standpunkte von Interesse, sondern auch vom psychologischen. Man glaubt, was der Verfasser erzählt, und er erzählt mit Geschmack und einer nicht zu unterschätzenden Darstellungsgabe, Quincey strebte sein Leben lang danach, sich des Opiums zu entwöhnen, und doch ist es ihm kaum gelungen. Mit außerordentlicher Klarheit wird darum gerade aus diesem wahrheitsgetreuen Bericht die ganze Gcfalir der Opiummonne klar.

Äntan MoellerS Danziger Frauentrachtenbuch aus dem Jahre 1601 in getreuen Facstmile-Reproductionen neu herausgegeben nach den Original-Holzschnitten mit begleitendem Tezt von A.Bertling. Danzig, Richard Bertling.

Die Seltenheit des Moeller'schen Werkes und seine Bedeutung für die Culturgeschichte der alten Hansestadt Danzig boten die Veranlassung, eine neue Ausgabe desselben mit einem erläuternden Nachwort zu veranstalten. Nur zwei Ezemplare der „Fraucntrachten" sind noch erhalten und beide sind unvollständig: aber es ließ sich aus ihnen das ursprüngliche Werk bis auf die drei ersten Blätter, welche Widmung und Vorrede enthielt,«, reconslruircn und dein Kunsthistoriker und Geschichtsforscher ein Material zugänglich machen, welches nach mehr als einer Richtung hin das größte Interesse bietet. Wir ersehen aus den Bildern, daß nm Ende des sechszehnten Jahrhunderts die spanische Mode auch in Danzig zur Herrschaft gelangt war, allerdings durch örtliche Bedingungen in mancherlei modificirt. Daneben macht sich, zumal in den Schmuckgegenständen, auch der Einfluß Italiens geltend, der eine natürliche Folge der engen Handelsbeziehungen zwischen diesem Lande und den Hansestädten war. Wenige Maler nur haben es verstanden, das reiche, blühende Leben einer großen Handelsstadt sv zur Darstellung zu bringen wie Moeller, der ein Geistesverwandter von P. P. Rubens genannt zu werden verdient. „Das sinnlich Anziehende, das stauncnerregendPrachtvolle ist bei beiden das Vorherrschende: . . . beide sieht man in ihren umfangreichen Gemälden gleichsam in rauschenden Fest tagskleidern daherziehen, der eine melir feierlich gestimmt, um größeres Aufsehen zu erregen, der andere, Anton Moeller, mehr zum Maskenspiel geneigt." Wenn auch das Trnchtenbuch die gegebene Charakteristik des Künstlers nicht ganz bestätigt, so liegt der Grund darin, daß erstens nur ein kleiner Kreis seiner Thätigkeit hier zur Darstellung gelangt ist, und daß zweitens der Künstler seine Zeichnungen nicht selbst, sondem durch einen Andern, weniger bedeutenden, im Holzschnitt aus-

geführt hat. Die vorliegende Publikation entspricht der originalen in Druck, Papier und Ausstattung auf's treueste und liefer! einen Beweis, welche Höh? die modeme Reproductivnskunst erreicht Kai. rl.

JcnscitS v«n Wut und Bö«? Vorspiel einer Philosophie der Zukunft, Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C, G. Naumann.

Ein eigenartiges Buch, wie Nietzsches Schriften alle. Formell ist es eigenariig, inhaltlich hol es zum mindesten den Schein der Eigcnnrtigkcit. Tie Form und der Inhalt fesselt den Leser und reizt tbcils zum Protest, Ihcils zum Beifall. Sogleich der erste Satz der Vorrede charaklcrisirl es in beider Hinsicht: „Vorausgesetzt, dem die Wahrheit ein Weib ist —, wie? ist der Verdacht nicht gegründet, das? alle Philosophen, sofern sie Togmatikcr waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? . . ,"
Es enthält gegen dreihundert längere oder kürzere Aphorismen, welche, i» neue Haupl-stücke gefaßt, durch die Einheit eines moralphilosophischen Grundgedankens ge-bunden werden, Ter wie bei den meisten Schriften des Verfassers etwas abscnder-liche Titel deutet ihn an. Gut und Böse nämlich, diese vermeintlich obersten Kate-gorien für das sittliche Handeln, taugen nichts als Werthmesser, Sie haben ihren Ursprung in der zwar landläufigen, aber unechten „Sklavenmoral". Dieser gegen-über steht als des Verfassers Ideal einer Moral die „Herrermwral", für welche es ein Gut und Böse nicht gicbt. Diese „Moral der Vornehmen" liegt jenseits von Gut und Böse, die Frage nach dem. was sittlich ist, ist auf diesem Boden Machl-frage.

Man sollte meinen, es müßte schier unmöglich sein, die Idee der Macht als Moralprincip zu fruelifieircn, und stellen-weise milchet das Buch einen wirklich an wie eine im höchsten Grade geistreiche Caricatur irgend einer modernen philoso-phischen Ethik, eine Caricatur etwa in der Weise, wie Enspnr Schmidt (Mar Sliriicr) durch sein ehemals viel gelesenes Buch „Der Einzige und sein Eigcnthum" Ludwig Feuerbach ironisch caricirle durch eine „Negation der Moral zu Gunsten des Egoismus". Bei Nietzsches „Willen zur Macht" denkt man unwillkürlich an Schopen-hauers chrannifchen, übermächtigen „Willen zum Leben," Aber die Verschiedenheiten sind doch zu augenfällig, als daß man nicht sofort dahinter käme, dag es dem Verfasser nicht um eine witzige Persiflage zu lhun, sondern daß es ihm damit Ernst ist. Denn Schopenhauers Moral läun aus in die Forderung der Negation des Willens zum Leben, Nietzsches Herrenmoral fordert Bejahung des Willens zur Macht, — dort schmarzgalliger Pessimismus, hier „fröhlicher" Optimismus. Jene Wurzel einer neuen Moral, wie sie sich der Ver-fasser denkt, ist, so unfruchtbar sie scheint, so absonderlich sie ist, nur unfruchtbar eingesenkt in den Boden der modernen Eultur und ibre Sitllichkeitsbegriffe, an sich betrachtet ist sie triebkrnftig: die vor-nehme Art Mensch füklt sich als ivertbbe-stimmcnd, sie ist wc rthsch äffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist SelbstverKerrlichung, Im Vor-dergrund steht das Gefühl der Fülle, der Macht die überströmen will, das Gluck der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und ab-geben möchte.

Soll diese Moral Geltung gewinnen, so muß es natürlich die erste Aufgabe des Philosophen sein, mit dem, was überall jetzt als werllibcstimmcnd das Denken und Leben beherrscht, auszuräumen, daduich. daß er die gegenwärtigen moralischen Be-griffe und Ideen umprägt, die „Wcrthe

ummcrthcl". Diese Ilmprägung nimmt
das vorliegende Buch in Angriff, daher
nennt es der Verfasser ein „Vorspiel zu
einer Philosophie der Zukunft". Man.
sieht sofort, diese Zukunftsphilosophic wird
eine PhilosopKie des Willens fein, nicht
des Willens schlechthin, sondern des Willens
zur Macht, und zwar eher eine Phäno-
menologie als eine Metaphysik desselben,
nach der An, wie Nietzsche hier den Pro-
blcmen zu Leibe geht, zu schließen.
Inzwischen sind schon wieder neue
Schriften aus seiner emsigen Feder ange-
kündigt worden, deren eine wenigstens,
wie ihr Titel „Ter Wille zur Macht^ Ber>
such einer Umwerthung aller Werlhe" an-
zudeuten scheint, sich in der Richtung des
vorliegenden Buches weiterbcivegcn wird.
Wir behalten uns vor. seinerzeit auf
, Nietzsches interessante Philosophie, aus
welcher mancher mannigfache Anregung
schöpfen dürfte, auch wenn er sich nicht zu
ihr dekennt, znriickzukoimnm. rnk.

EojuS Rungholt. Eine Erzählung aus
dem 17. Jahrhundert von Lucian
Bürger. Breslau, S. Schottlaender.

Wie es auf dem Gebiete der Malerei
erst deni energischen Genius eines Karl
l Friedrich Lessing vorbehalten mar, wahr-

Haft ergreifende lebensvolle Historienbilder zu schaffen, so scheint auch der geschichtliche Roman trotz der vielfachen Pflege, die ihm bei uns zu Theil wird, noch immer seines wahren Meisters zu harren: den gewaltigen Schöpfungen Bulwers tritt in Rücksicht der fesselnden Schilderung allein der Franzose Flaubcrt mit seinem „Salambo" an die Seite. Die deutschen Schriftsteller von Gutzkow bis zu Ebers und Dahn, selbst den leicht und anmuthig schreibenden Emst Eckstein nicht ausgenommen, verfallen immer wieder in den Kathcderton und, wenn, man auch öffentlich jetzt gegen die gelehrten Anmerkungen volemisirt, sie lugen wie des Teufels Kralle aus dem Text hervor. Ter wesentliche Zweck des historischen Romans aber, uns Menschen von Fleisch und Blut vorzuführen, deren Denk- und Handlungsweise wir verstehen, während sie gleichzeitig ein treues Spiegelbild ihrer Zeit bietet, geht dabei verloren. Anders ist es bei der vorliegenden „Erzählung", wie die talentvolle Verfasserin — denn mit einer solchen baben wir es zu thun — ihr Werk bescheiden bezeichnet: da wird uns das ganze bewegte Treiben einer so hochinteressanten Zeit, wie es die zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges ist, mit seinen blutigen Gräueln, feinem Fanatismus, der manches häusliche Glück zerstört, vor Augen geführt. Am Hofe des Täncnkönigs Christian IV. herrschen Jnlriguen und falsche Cabinetspolitik, deren Leiterin des Königs illegitime Tochter, die Gräfin Eleonore Ilhlfcld und ihr Gatte, der allmächtige „Rcichshofmeistcr", deren Opfer der treuherzige, geradsinnige Titelheld ist: in großen, gewaltigen Bildern rollt das Schicksal dieser Menschen sich ab, mit sich zugleich das Glück manches Unschuldigen wie der irregeleiteten Gude von Thiencn und des lustigen Junkers Henning Bruckdorfs und manches Bösewichts, wie des verkommenen Herm von Zoppelow. in den Abgrund reißend. Die Erzählung schreitet sprungweise fort: Jahre und Jahrzehnte liegen zwischen den einzelnen Abschnitten, aber sie spannt den Leser bis zum letzten Augenblicke. Das irdische Glück geht dem Helden im Kampfe verloren, aber der Friede, welcher stets dem tüchtigen Ringen und Streben beschicken ist, bewirkt einen versöhnenden Abschluß, Ter Leser wird nicht mit langweiligen Dctailschilderungcn gequält und doch j treten die Vorgänge ihm plastisch entgegen. So offenbart sich „Lueian Bürger" als ein für historische Romane besonders beanlagtes Talent,. das hoffentlich aus dem Boden ihrer Heimat und deren nächster Umgebung noch viele Bilder einer interessanten Vergangenheit hervorzaubern wird.
tv.

Gottfried Schodows MarmorftandbilS der Prinzessinnen Luise und Friederike von Mrklenvin g Strehlitz
Diese hervorragende Marmorgruppe der späteren Königin Luise von Preußen und der späteren Königin von Hannover hat in der historischen Ablheilung der Jubiläums-Kunstausstellung von Neuem die Aufmerksamkeit aller Kunstkenner und Kunstfreunde auf sich gezogen Mit Erlaubnis! Sr. Majestät des Kaisers hat die Verlagsbuchhandlung von Herm. I. Meidinger in Berlin eine vortreffliche Photographic in Panel-Format davon herstellen lassen, und so ist dieses liebenswürdige und anmuthreiche Werk des Meisters, eines der bedeutendsten, die unter seinem Meißel hervorgegangen sind, Jedermann in vorzüglicher Reprvductionzuganglich geworden. Wir wollten nicht verseilten, unsere Leser auf diese wichtige Nachbildung eines Kunstwerks, das nicht an öffentlicher Stelle zu sehen ist, aufmerksam zu machen.

k»U8t. ^ trsgdv?>v.lolmnr, ^VoIiAang
von LoetKo. ?Ks lirst ?»rt. Irang-
lateä, in tli« Original Zlstros dv
I'runK Olauäv. ^VasInniztvn O. Ö.
>Vra. H.)lurri»«u.

Frank Claudes Uebersetzung des ersten Theilcs von Goethes Faust im Originalvcrsmaß ist, die Frucht einer 15 jährigen ernsten Arbe,t.

Wir rühmen gern den Dichtelsinn, mit welchem der Verfasser sich in dies Riesenwerk des Altmeisters vertieft, und bewundern zugleich die Gewalt der Sprache, mit welcher der Deutsch-Amerikaner stets scheinbar zwanglos den treffendsten Ausdruck, die getreueste Wiedergabe findet. Wir könnten einige Stellen, wahre Perlen der Ucbei tragnng, anführen! Trotz mancher guten Uebersetzung — wir erinnern nur an die bekannt vorzügliche von Bai,ard Tmilor — wird sicher durch die vorlieger.de Arbeit das Verständnis; für Goethe in gebildeten englischen und amerikanischen Kreisen immer mehr geweckt und gefördert werden. slc.

s»t äsr L«ck«:tioi> V«» ,,»»eil »»< lur SssprsoK«nz «inzszznz»»» öilck».
^inxotoi', (ZorKsrZ von, Duron X«!Qt ?arn llokt.
^em»»!«»» SIdllolnIti, Nemussssedsn von
I^oipiig, VilKolin?rieckrick,
vsrilnue »,IIII>»>t» «ort», <Z««mm«It nnck Kor-
I»„jes. Xr. KI, 8cnill»r, von Barlos, KS,
««'Ks, Vsrtdor. KS, ?nn,t II, «4. Wrnsr,
Arinv, K5. Zürnst ScdnlM, R«^»nb«ri« Ros«.
KK. ^ncksrsoo, LililsrliueK okv« IZilckrr. K7,
?on,jus. i?vc>ivs. «8, Dickens, Der VeiK-
Virsrinie. 70/71, Nsins, Suon cker llscker, 72,
Heins, ^.tt» l'rnll, ?S/7>, Heine. IZsiseinIckor
7K/77, Ijgin», Homi^ncer«, 7», Heins. I»Kt«
«eckiodte, 79, «cdiller. Dio grnut v«„
ülessio». »«, üoliSre, Der 8I/«Z,
gl«»»nü»r1f, Dr. stebK^I I«berevKt vnn
MiwKor, üit ^em Lilcks ölücksrs nnii >I»r
kngeHiorn, ^Ilxem, ^IZ«mnn-IZiKIi"tKeK. Dritter
von ürn^t I'",^^ ^, IS, I«, kromont
kx»»»nk»rt, üinneilnv^eo aus Sei 5t»öt-
llitelce K Vulls.
I.eir«i?, Dent^od« Verlofls-^nswlt.
lZrotK, Dr, kirun^ri«s üer r^lewtoinkunae,
«efnsster?r»ckix<>>n iider Sis s,,nntSxUonen
Her««!» von Seslanö, I^si>>»^ Vildelrn
r>»II«»Iu, ?rio,Iricn von, Illustrirte ^niknrz,'e>
Nsinriel, «elimickt^ Qurl »iintksr. U«k. l'.
il>K'sK»näwns (^^ Lisi».
X«ro«I,,, Victor Zlurc«», D»? VeüsntlioK««
I^eipiig, Vilnelm krieckrick.
S ^rien. DentsoK von L, v, öx,rck,^svlln,
8, riscker.
lioke üreiisü^e, Drosäen n, I^six«?, k^, ?isr»
>»utkn«r. ?rit2, Von Xellsr ?n Xolv üritir^I»
^nksntze. Inlinlt^ «„ttkrieä Keller. k>, ?d.
Visier, .1, V, ^Keklsl, Sretklsr!« k?»r>?Zie,,
Vsrisff,
»Kur», ^ntoo, Dr, ?r,,k, l.nuvi^ QnI»nZ >8»n>n>'
Poll»?, änrslin» (LrioK ?elü>. Im H»rni»?d,
H»inbiirff, ,1, Ri<^»sr,
?«»»», Dr, jur, II>i?o, r°ri«cksi>?r,rllssnr nnl
Soi^on, Der Ko,n,,äi»„ten-riom!io. HeKer«et?t.
«inssleitet nnd mit ^.nmsrlinnzsn v«r«de„
von K»il 8«r. ^ Drei viwSs, Lorliu nnä
Splnn»tud». Di», Sin?!>pie>cnW kür Micken,
(kernst g«nps>, ^ ^' ^
I«I»t«l, <Zr»k I>o XiK»I«.se«it»o>>, Vov„n äie
Knniilo,,? <U, X>»I>Isr>.
Uni«»r»»lSldIIo«I,«Ii «»r dltts««,n Xr
I2/K, lvunük >>«8 Isl»m, 15. OiünesiseKsKnv.ot.
Vo»i. liicksrll^ IZnKilt«, ^r»uersi>ie!, Drsscks»
Lcnvsnn? ?»rtitur, »limmendskt.
Redigirt unter vkrsntmorllichkeit des yerauszebers,
Druck und Verlag von ö. öchottlaender in Breslau,
Unberechtigter Nachdruck au« dem Inhalt dieler Zeilschrift untersagt. Uebersetiungsrechi «>,b,t,alren.

1887«. 5risOks ^ÜIWNF. 1887e7

«PN,« , ..»82«?.,
»««« -
IIIIIIIslllllllllllllllNIIUIIIIIIIIMNsMNTIIMIMMttMIIIMNIIIINIINNIttlNM

UsderssgisvKs llspok in lisn gröbsten Ztälltsn a»^>- WsIttKeils ^

ö«i cksr Ksck«tiou von ,,A»rck unck 8i>!>" Zur SssxrsoKllllz «ill^SiZ^llzso» LiieKsr.
^m^ntor, (Z«rK»rck von, OoroK Xsrdt ?o.u> llckt.
^rmsi>i»one SidliotK«, risrniiügsgsdsll von
I^sipÄg, VilKsIi»?risckri<7k^
Ssrllusr ssHiiuslts «ort», «««ininslt „nck Ks»
»ll^Sk'r^n VN ?»ul llncksukerz. Lsrli»,
wttckes, X'r. «I, S^Killsr, von i,'»rlos, K2,
»<«ll,s, ^Vsrtdsr. ^«S. ?nnzt II, «4,
k°ooo,lls, vockio«, «», OicKsns, Oer V«iK-
n»c>>ts»>«nck, Sg. L»int-Pi«rr?, ?n„I »,„1
Vilnius, 7N/7I, N«i»o, LucK cksr I^iockor, 72,
Uoins, ^tt» ?roll, 7Z/7«, Ilsio«. IZsisoliilckvr
7K/77, Usins, Nomiinosr«, 7», Ijoins, I^sKts
(ZsckioKW, 79, ScKiNsr. vis ür»ut von
IK»i»». SV, llaliSrs, vor kisi«?s, AM.
gl»»»nckorF, Or, NsbKsrck I^KorscKt von
vlkrds^. IM ckvm Silcks kZIüeKors nnck ck«
^ ^ Vildolm ?risckri«K, ^ ," ! ^,
cn>»Inoii„ ^II?»m,^«mi>r,-rZibIiotnoI>', Dritt«?
kx»»»nl»?t. Zli»Ksilnll«e» m,s cksr !>t»ckt>
I^iitcli« K VuM,
I^rsnisI, t?i>rl, Dunst, Rom«,, Stult^'art nnck
vr»tn, Dr, ?,. lZrunuri«!! cker LcksKtoinIiUllck».
»Itsr nnck nenor Vier,7»Iirj,'!>n^s Kurz-
IZis^sr, SilltttMrt, grswer Zi I'ksittsr, I I^isk.
?risckri«d. ^ ^
»sin»«, O^rl, (Zscksvliduol,, I?rmnsr„n? kn — „nck
ttsll«»^, ?ri«>trion von, ^Illustrirts <.'nit»r^s»
I»^'sK^vckwns 1^" LI«i!>,
H»r««>tk, Viotor Ä^oooo, D-ls ^VrssntlirK««
Lsix^is, VilKsIro k'rieckrick,
8/?iscKsr.° °^ ^ ^ ^^K. Ssrllu,
KoKut, ^VckoIriK, (isgon cksn Strom. <Z«sIIsoll!lkt»
I»III»»ori>n, Dstlov von. grsij« Hiimmslsdiitts!,
»uutnnsr, ?ri», V,m Kslwr ?n Xoiz. Urittx^Ks
äuk-iit», lnk»?ti Soltkrisck KsIIsr. ?r, ?»,
VisoKsr, V, ^otietkol. IZrst Hürt« <?»r,cki»>,
Druckst, Lmil« 2ol», Rsrlin, ^, ^. tlsinss
IZIlirn, ^ntov, Dr. ?ros, I^m?I7K>knck. sSRMM'
?»Il»r, Karsli«« <LrioK ?«Is'. Im N»rnisoK.
H^mKorx, .1, ?, Mcntsr,
Ii«icK«vcrra«»nj,', Qn» «»tsneKtUet»
vno° H«r> 8»sr, Droi Siiocks^Serlin unck
«tutt?»5t, V. Spomsno,
Sodmsckłng, Nr, Victor Hn?o, klill Nsitr»^ ?u
SoKiidln, Ossin. k!ti<,ustts, Lins «««>«> ^rubssks,
Nsxlin. ««Kriickvr piv>t?I,
!!!>«<»»»? Ii»,! AusiK v,,n Nsrmonn Ivir>r»r.
titur, Stimmsvni'st, Isit» Ullck NsirisKueK,
Lxdsrt. ^V,, L»ns Visronsr, Ur»m» ill küuk
?.,i,nun,i kinin, I^eii,«^, D>i, ^V^rti^'i Verl»z
(kernst Nvllz»),
I«I»t»>, lZrak 1^« XiKaI>i««its<!ll. ^Vsvon ckis
K»N!IW„II m, Kov>,Isr>.
UlII«Sr»,I-Sit,UotI,vIl cksr ^Icksncksll «»»,,». Xr.
liicksrck, Srixiir», ?r»u»rsvi»I, vrssck»«
Ägsimsrls^sii, s!?cki<!k! vo» TZmimn«! ^isibsl.
Redlgirt unter Verantwortlichkeit d» ycransgebers,
Druck und Verlag von 2. öchottlaender in Breslau,
Unberechtigter Nachdruck au» dem ZnKolt dieler Zeitschrift unterlagt. Ueberlegungsrechr oorbehalt».

^istürlickö >V>inöi-sI«ä886i-
^ 1887«. k'riLOks ?ülwn^. 1887„,

s««ie llurck
Usdersssisvns llepöt8 in clen grö88ten 8tälltsn sü^i- WyIttKeils

Vor ^I^LN ^VLK« Iäfe^va88ern rüKmIickLt
ävSLILI^MK, 1.0^00«, 1884.
backen,
kiörlik,
icempteo IL.,
?0SIll,
Augsburg,
Lreurnacb,
ttslle s/S..
Köln,
Zernagen,
Ss6en Sä6ev,
Dortrnunä,
Hamburg,
I^snäau.
KemscKeiä,
Lemberg,
Dresden,
rlannn i/^.,
Leipzig,
Saarbrücken,
ösrrnen,
Duisburg,
Hannover,
LudvigsKasen,
ScKveriv i >l.
Berlin.
Düren,
Harburg,
>lagäeburg,
Stettin.
Lielelelö,
Dusseläorl,
tteiäelberg,
dlain?.,
Stuttgart,
LocKuin,
RIberlelä,
lieilbronu,
Klavnlieim,
Irier,
öovn,
LIl«!iNZen,
Herkorä,
^lüncke»,
Wiesbaden,
Lrnuoscli^eig,
Lssen,
Ingolstadt,
«ülijkr i/V,,
Vorms,
Lreslsu,
?rsnkkurt a/I^lsm,
Kaiserslautern,
5Iücubelg,
^Vureburg,
(,'oblen?,
?reiburg i/L,,
KarlsruKe,
Ozusbrüclc,
^iv^it>ruc«su
Loburg,
Kl. <ZIs6bscd,
Bassel,
1'I»ueo i/V.,
^weiL-domptoir: Remagen s. I^Kem.

)um 1887.

Inhalt.

Agnes Gräfin Mnckowström in Berlin.
Nyx, Novelle. ,SHwß, ZjZ
Rudolf von Gottfchall in Leipzig/
Viktorien Sardou. Ein literarischer Essay l,
Karl Gustav Andresen in Bonn.
Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen. ... 367
Zosef Kiss in Budapest.
Iehovah. «Line poetische Erzählung. Uebersctzt von Joseph
Steinbach. 284
A. Brückner in Dorpat.
Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe 2H^
Karl von den steinen in Berlin.
Samoageschichten 4 ü
Rudolf Schmidt in Kopenhagen.
Die Kammerherrin.. H27
Bibliographie 444
Die «uns! fSr Zille, sM!> Zllustralionen.I — preußisch» Bilderbuch. — Ein
elsSIflscher Tondichler,
Bibliographische Notizen HZ j

hierzu ein Portrait von victorien Sardou.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

.Nord und SSd" erscheint am Ansang jedes Mona» in Hessen mit je einer Zl^nflbeilaze,
— preis pro gZaarlas (Z gefle, S Mark,
—Alle auf den redactionellen Inhalt von „ZiZort, und Süd" bezüglichen
Sendungen sind an die Sedscrivn nach BreKlsu, Liebenhufenerstraße :/z. «hn«
Angabe eines Personennamens zu richten.

n unsere Abonnenten!

ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Bände von
Nord und Süd
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis
pro Band (—3 Hefte) broschirt 6 Ulark, gebunden in feinstem
Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 ZNark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI^I (April
bis Juni 1887), wie auch zu den früheren Bänden I — XI^
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur j Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Lortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.
Original?-Ginbanööecken
lBeslell^tlel umstehend.)

Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und öüd"
herausgcgeben von Paul Linda»
Expl. Band I., II.. III.. IV.. V.. VI.. VII.. VIII..
IX. X., XI., XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII.,
XVIII.. XIX.. XX. XXI., XXII.. XXIII.. XXIV.,
XXV.. XXVI., XXVII.. XXVIII.. XXIX.. XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV., XXXV..
XXXVI.. XXXVII, XXXVIII., XXXIX., XI..
elegant broschirt zum preise von ^5 6.—
pro Band (— 5 hefte?
fein gebunden zuin preise von ^. 8.— pro Band.
Expl. Heft 2, z, 4, 5, s, 7, 8, q, w, u, 12, ,z, ,4, 15,
IS, 17, ,8, ,9, 2«, 21, 22, 2Z, 24, 25, 26, 27, 28. 2?, 20, 21, 22, 22,
24, 25, 26, 27, 28, 29, 4«, 41, 42, 42, 44, 45, 46, 47, 4«, 49, 50, 5,,
52, 52, 54, 55, 56, 57 , 58, 59, 6«, 61, 62, 62, 64, 65, 66, 67, SS, 6«,
70, 71, 72, 72, 74, 75, 76, 77, 7S, ?9, «0, «1, 82, 82, 84, 85 , 86, S7,
88, 89, 9«, 9>, ?2, 92, 94, 92, ?S, 9<, YS, S9, 1««. 1«1, ',02, ,02,
104, 105, 106, 107, ,08, >«9, U«, III, 112, 112, 114, '15, HS, 117,
!,», 12«, 121, 122
zuin Preise von 2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Band XI.I. (April bis
Juni (387)
Lrpl. do. zu Band I., II.. III,. IV.. V.. VI.,
VII,. VIII.. IX.. X, XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV..
XVI.. XVII.. XVIII.. XIX., XX, XXI.. XXII.,
XXIII.. XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII.. XXVIII..
XXIX., XXX., XXXI., XXXII, XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI. XXXVII.. XXXVIII., XXXIX..
XL.
zum preise von (.50 pro Decke
Ivül^mng Name!

Nord und 5Ã¼d.
ine deutsche Monatsschrif
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
XI.I. Band. â€” Juni M7. â€” Heft ^25.
<Mi> cinrm poriraÃ¼ in Radiivng ^ viclsrien Sardou)

W r e S l a u.
Druck und Verlag von ^chottlaender.

Nyx.

Novelle
von
Agnes Gräfin Alinciiowstrcim.

— Verlin, —

<SchI„ß,>

as Werk schritt unter seinen fleißigen Händen rüstig vorwärts, und als Aniela eines Tages auf dsm gewohnten W?ge die Kirche betrat, schrak sie zurück und ein kurzer Ausrus der Überraschung rang sich von ihren Lippen.

Dort, wenige Schritte von ihr, von der Wand schaute ihr eigenes Gesicht ihr gar sonderbar fremdartig entgegen. Ja, das war sie, die dort, den Finger an die Lippen gedrückt, als wolle sie ein Geheimnis; bewahren, den rechten Arm wie zur Abwehr fast drohend ausgestreckt, langsam vor einer Uebermacht zurück zu weichen schien. Und doch — besaß sie denn wirklich jene dämonische sinnliche Schönheit und zugleich jenen unheimlich leblosen Blick der klaren kalten Augen?

Unter dem Nebelschleier hervor fiel das schwarze Haar aufgelöst in üppiger Fülle über , den weißen Nacken, und in den Falten der dunkeln antiken Gewandung, an welcher hie nnd da ein Edelstein gleich einem feurigen Stern aufleuchtete, verbargen sich die schattenhaften Gestalten zweier Kinder, die ganz verschieden im Ausdruck, nnd doch im Grunde einander sprechend ähnlich schienen. Es war dies der Schlaf und der Tod.

„Nyx!" sagte das Mädchen leise, und legte die Hände in einander: „Bin ich Käs?"

„Verzeiht mir, Aniela," bat der Maler. „Ich konnte mir kein besseres Vorbild denken. Als die Idee zu diesem Bilde in mir entstand, und Ihr

mir entgegentratet, war es mir wie eine Vision. Wenn Ihr jedoch etwas dagegenhabt, Eure Züge hier im Gotteshause der Nachwelt überliefert zu wissen, so muß ich mich schon dazu verstehen, eine Aenderung vorzunehmen, aber es wäre schade darum/'
„Nein, es ist gut so, es mag so bleiben. Ihr seid von der alt-griechischen Auffassung abgewichen, wie ich sehe. Nach dieser hält die Nacht den Schlaf und den Tod im Arm; Ihr laßt sie den Finger geheimnisvoll an.die Lippen legen, und Ihr habt Recht, denn sie hat ein Geheimniß zu hüten, ein entsetzliches Geheimniß."
Der Maler blickte zweifelhaft zu ihr hinüber, er wußte nicht recht, ob sie sich in phantastischen Ideen erging oder ob ein tieferer Sinn hinter ihren Worten verborgen war.
„Habt Ihr auch daran gedacht, was die Leute sagen werden, wenn Eure Züge sie bei ihrem Eintritt in die Kirche von der Wand herab begrüßen? Ihr müßt es mir als Künstler schon verzeihen, wenn ich mehr für mein Werk besorgt war, als für Euch, aber jetzt drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß ich sehr egoistisch gehandelt und Euch vielleicht der Mißdeutung ausgesetzt habe."
„Es ist mir gleichgültig. Ich frage nichts nach den Leuten."
Tie zweite Figur war in der That nur in zarten Umrissen angedeutet. Er begann jetzt an ihr zu arbeiten, die Gewandung zu untermalen, aber er vermied es, dem Kopfe Form und Züge zu geben.
Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, seitdem die Kirche renovirt wurde, daß Fremde, die sich besuchsweise in der Stadt und Umgegend aufhielten, hierher geführt wurden, um die Neuarbeiten zu besichtigen. Der Cantor und seine Tochter pflegten die Fremden dann hineinzuführen. Seitdem der Maler in der Kirche arbeitete, war es allerdings nur einmal vorgekommen, daß Fremde dieselbe besichtigt hatten. Er hatte sich nicht nach ihnen umgeschaut, die Furcht, einem bekannten Gesicht zu begegnen, war stärker gewesen als das Verlangen, Menschen zu sehen, die ihn in Berührung mit der Außenwelt brachten, und als eines Tages abermals zu ungewohnter Stunde der rostige Schlüssel im Schloß gedreht wurde, und die kleine Ausgangspforte neben der Sacristei sich knarrend öffnete, beugte er sich unwillkürlich tiefer auf Farben und Palette nieder, um sein Gesicht neugierigen Blicken zu entziehen.
Er hörte Anielas Stimme mechanisch die oft wiederholte Erklärung hersagen, es schallte Alles so deutlich durch den leeren Raum. Er hörte auch, wie fremde Stimmen sich halblaut darüber unterhielten, daß das Mädchen eine ganz eigene Art habe, die Dinge zu erklären, und jedenfalls eine weit über seinen Stand hinausreichende Bildung besitzen müsse. Dann wurden einzelne Ausrufe der Bewunderung über die neuentstandenen Fresken laut, und endlich kamen Vielsache Schritte die schmale Treppe zum Orgclchor empor. Man wünschte die Schnitzereien dort in Augenschein zu nehmen, vielleicht auch daS halbfertige Gemälde in der Nähe zu betrachten, welches für Unten-

Nyr.
31,7
stehende ebenso wie die Gestalt des Malers von dem Gerüst halb verdeckt
wurde.
Dieser fühlte, wie ihm das Blut heiß in das Gesicht stieg, als er sich
urplötzlich de» schonungslos neugierigen Blicken fremder Menschen ausgesetzt sah.
Dicht neben ihm brach Jemand in den Ausruf aus: „Aber liebes
Mädchen! Das sind ja Sie selbst! Haben Sie denn zu dem Bilde gesessen?
Und wer ist der Künstler, der etwas Derartiges zu leisten im Stande ist?
Das ist ja einfach 8,idlims!"
Ein Etwas in dieser Stimme veranlaßte den Maler unwillkürlich, fast
gegen seinen Willen den Kopf zu wenden. Warum auch nicht? Sein Ge-
wissen erlaubte ihm, Jedermann frei in's Auge zu sehen.
Der Sprecher verstummte plötzlich, als er in das blasse ernste Gesicht
blickte, und prallte so erschrocken zurück, als sei ihm ein Geist erschienen. An
ihm vorbei aber glitt eine andere Gestalt bis dicht an die Brüstung und
lehnte sich mit weitgeöffncten Augen und fest zusammengepreßten Händen
hinüber, als wolle sie sich überzeugen, daß hier keine Täuschung obwalte.
Es war dies eine junge Dame niit einem vornehm geschnittenen blonden
Köpfchen, eine zarte Erscheinung mit rosigem süßem Gesichtchen.
Ter Maler schaute sie einen Moment wortlos, aber mit festem stetigem
Blick an, und es znckte seltsam in feinen Zügen, dann wandte er sich wieder
feiner Arbeit zu, als ginge ihn die Gesellschaft dort auf dem Orgelchor
nichts an.
Sie mochte in seinem Abwenden den Wunsch sehen und ehren, nicht
erkannt, zum Wenigsten nicht angesprochen zu werden. Er fühlte mit namen-
loser Bitterkeit aus ihrem Schweigen heraus, daß sie sich seiner schäme und
sich Wohl nur im ersten Augenblick der Ueberrafchung zu einer Unvorsichtigkeit
habe fortreißen lassen.
„Komm hinab, Bianca," tönte die Stimme abermals, welche vorhin
über das Bild des Lobes voll gewesen, und fügte dann halblaut hinzu:
»Verdammt! Warum hat uns denn Niemand ein Wort der Warnung zu-
kommen lassen! Ich hätte dieses Zusammentreffen gern um jeden Preis
Vermieden."
„Wer ist denn der Mann, Herr Hertenfeld?" fragte Jemand in dem
rücksichtslosen Flüstertöne, dem nichts daran liegt, ungehört zu bleiben.
„Wer er ist? Nun, Sie sehen ja — ein Sträfling," war die kurze
schneidende Antwort.
Gleich darauf verließ die kleine Gesellschaft in unbehaglicher Stimmung
die Kirche, der größte Theil derselben, der in der Gegend fremd war, von
Neugier gepeinigt. Dennoch wagte Niemand eine Frage, denn der alte Herr
mit dem entschlossenen Gesicht und den steif aufwärtsstrebenden grauen Haaren,
der, seiner Tochter Arm in den seinen ziehend, mit ihr raschen Schrittes und

in aufrechter Haltung voranging, sah nicht aus, als sei er bereit, Rede und
Antwort zu stehen.
Aniela schloß die Kirchcnthür hinter ihnen und schaute ihnen nach, die
Augen mit der Hand vor der Sonne schützend, bis sie die Wagen bestiegen
und davonfuhren.
„Das also war sie?" murmelte sie vor sich hin. „Dieses blonde Milch-
gcsichtchen besitzt sein Herz, und vier Jahre der Trennung und der Vernach-
lässigung von ihrer Seite haben nicht vermocht sie daraus zu vertreiben?"
Sie lachte leise.
„Aber zwischen ihnen ist eine unübersteigliche Scheidewand aufgerichtet,
die Keines von ihnen jemals überschreiten wird."
Der Maler war, eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen, in der
Kirche zurückgeblieben. Es war ihm, als habe er einen Schlag empfangen,
der ihn betäubte und unfähig zu weiterer Arbeit machte.
Das Wiedersehen war beiden Theilen so überraschend und unter für ihn
so demüthigenden Umständen gekommen, daß er sah, Bianca und ihr Vater
hatten keine Ahnung von seinem Thun und Treiben und seiner augenblick-
lichen Beschäftigung, sonst würden sie nicht gekommen fein. Wie oft hatte
er danach verlangt, feine Augen noch einmal auf den geliebten Zügen ruhen
zu lassen; nun war ihm die heißcrsehnte Freude geworden, aber nur. um
ihn um so bitterer daran zu erinnern, daß die Trennung von ihr für immer
eine vollständige bleiben müsse.
Der folgende Tag war heiß und schwül. In der Kirche war die Luft
erdrückend. Der Maler mußte den Pinsel öfters aus der Hand legen und
sich über die Stirn fahren. Es fehlte ihm ohnehin die Freudigkeit zur Arbeit
und die Energie, seine Stimmung zu meistern, schien von der Hitze gelähmt.
Das Licht wurde von Minute zu Minute ungünstiger. Zuerst hatte er
den grauen Vorhang vor das Fenster ziehen müssen, um die gelben blendenden
Streiflichter fern zu halten, jetzt wurde es draußen trotz der frühen Tages-
stunde dunkler und dunkler, uud zugleich herrschte jene athemlose Stille,
welche einem Unwetter vorherzugehen pflegt. Nur in den Zweigen der
nimmer ruhenden Espe vor dem Portal regte es sich leise flüsternd, und in
der Holzverschalung des Daches zwitscherten die Schwalben, während sie ihre
Brut fütterten. .
Da kamen leichte rasche Schritte die enge Treppe von der Wohnung des
Cantors her nach dem Orgelchor hinauf. Er meinte es sei Aniela und hielt
es nicht der Mühe Werth, den Kopf zu wenden. Doch das rauschte wie
Seide, und er hatte des Cantors Tochter doch niemals anders als im dunklen
Wollenkleide gesehen. Diese Wahrnehmung veranlaßte ihn, eine rasche Be-
wegung zu machen, dann blieb er wie angewurzelt stehen und sein Herz begann
in wilden Schlägen zu klopfen.
„Bianca! Tu? Ah Verzeihung, Fräulein Hertenfelt —"
„Conrad!"

— Nyx.
Ter Ton dieser Stimme mochte eine ganze Welt der Enthüllungen für
ihn enthalten, denn er stürzte plötzlich vorwärts bis zu der Brüstung des
Chors und faßte die kleinen ihm entgegengestreckten Hände.
„Bianca! Bist Du endlich, endlich gekommen? Vier Jahre hindurch
habe ich auf ein Wort des Trostes und des Mitleids von Dir gewartet. Ich
konnte es mir nicht denken, daß Du mich so kaltblütig aufgeben und mich
verurtheilen würdest, weil die Thatsachen gegen mich sprachen. Ich meinte,
Tu müssest mich besser kennen und wissen, daß ich einer solchen That nicht
fähig war. Bianca! Kannst Du Dir nicht denken, wie mir zu Muthe war,
als die Zeit langsam verging und kein Lebenszeichen von Dir kam, als die
Verzweiflung mir an's Herz griff und mir zuflüsterte: ‚Du bist von Allen,
von Allen verlassen und vergessen, selbst von der, auf deren Treue Du Häuser
gebaut hattest."'
„Ich habe nie einen Augenblick an Dir gezweifelt, Conrad; nnd wenn
man mir noch hundert andere Beweise Deiner Schuld gebracht hätte, ich würde
nicht daran geglaubt haben. Du mußt meinen Brief erhalten haben, den ich
Dir gleich nach dem entsetzlichen Ereigniß schrieb!"
.Ich habe nie ein Wort von Dir erhalten."
Die junge Dame bedeckte das Gesicht mit der Hand.
„Das ist zu viel! Man hat sich also nicht damit begnügt, mich von
hier zu entfernen, mir jede Möglichkeit, Dich zu sehen, zu nehmen, man hat
auch meinen an Dich gerichteten Brief zurückbehalten. Mein armer Conrad!
Was mußt Du von mir gedacht haben!"
Hier unterbrach das Dazwischentreten des Aufsehers das Gespräch. Er
hatte Fräulein Hertenfelt erkannt und hielt es für nöthig, wenn auch in der
höflichsten Form, Einsprache gegen eine Unterhaltung zu erheben, welche er
nicht gestatten zu können glaubte.
„Beruhigt Euch, guter Freund," sagte sie etwas hochmüthig. „Ich habe
mir von Eurem Vorgesetzten die Erlaubnis; verschafft, diesen Herrn hier ohne
Zeugen sprechen zu dürfen. Vielleicht genügt dies."
Sie reichte ihm ein Papier hin, welches die Unterschrift des Direktors
zeigte.
Der Aufseher zog sich mit einer Entschuldigung zurück und ging discret
die kleine Treppe hinab zum Cantor, denn obgleich der Letztere ein finsterer
wortkarger Mann war, so war seine Gesellschaft doch immer noch besser als
gar keine. Er wußte, daß der seiner Obhut anvertraute Mann da oben ihm
sicher war und konnte sich schon ein Plauderstündchen gönnen, wie er es
Jenem gönnte.
„Weißt Du denn nicht, Conrad, daß mein Vater gleich mit mir außer
Landes ging, um zu vermeiden, daß unser Name bei der Untersuchung
genannt wurde, und um allen unangenehmen Erörterungen aus dem Wege
zu gehen?" fuhr die junge Dame fort, als der Schritt des Aufsehers sich
entfernte.

.Ich durfte nicht mit den Meinigcn in der Heimat brieflich verkehren; ich wurde mit neuen Eindrücken überschwemmt, ich sollte durchaus vergessen. Du mußt meinen guten alten Vater nicht zu streng beurtheilen. Er ist heftig und gegen Tich sehr ungerecht gewesen, aber in jener Zeit war er sehr gut und nachsichtig mit mir. Und ich will Dir noch Etwas sagen. Conrad, er ließ auch Dir später Gerechtigkeit widerfahren. Aus einem Brief, den er mir zu lesen gab, ersah ich, daß er genaue Erkundigungen über Tich eingezogen und in Erfahrung gebracht hatte, welch ein guter liebevoller Sohn Du stets gewesen, und wie Du Tich in allen Lebenslagen ehrenhaft benommen Haft."

„Er hätte das früher thun sollen, jetzt war es zu spät."

„Ja, es war zu spät, aber ich dankte es ihm dennoch. Es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen uns, geschehene Dinge nicht zu berühren, und so legte er mir nur stillschweigend die Zeitungsberichte hin. in denen die hier spielenden Gerichtsverhandlungen enthalten waren, und ich las sie ebenso stillschweigend und weinte meine bitteren Thronen. Oh, niemals bin ich so unglücklich gewesen, als an dem Tage, als ich aus dem unseligen Zeitungsblatt Deine Verurtheilung erfuhr. Das war dann das Letzte, was ich von Dir hörte. Ich war sehr krank, und als ich wieder gesund wurde, gab man mir keine deutschen Zeitungen mehr in die Hand.

„Wir waren vier Jahre hindurch auf Reisen. Jedes von uns sehnte sich heimlich nach der Heimat, und verbarg doch sorgfältig vor dem Andern diesen Wunsch. Wir sahen viel Schönes und Interessantes und sahen es doch auch wieder nicht mit den richtigen Augen an, denn unsere Gedanken schweiften zerstreut in die Ferne, und wir zwangen uns dann nur aus Rücksicht für einander zur Theilnahme und zu einem freundlichen Gesicht.

„Allmählich gewann ich äußerlich meine alte Heiterkeit wieder. Oh vergieb mir Conrad. Ich hasse mich selbst dafür, daß ich lachen konnte und scherzen, während Du —"

„Mache Dir keine Scrupcl darüber, Kind. Tu warst stets eine Sonnenblume, die sich, einer innern Nvthwendigkeit folgend, immer den lichten Seiten des Lebens zuwandte."

„Mein Vater mochte glauben, daß nach so langer Zeit in der Heimat Gras über die traurige Geschichte gewachsen sei, und machte mir den Vorschlag heimzukehren. Mit welcher Freude ich diesem Vorschlag entgegenkam, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Vor einer Woche erst langten wir zu Hause an. Mein armer Vater, er glaubte, zwischen uns abgeschlossen zu haben, und mußte nun plötzlich entdecken, daß die vier Jahre der Abwesenheit ganz umsonst gewesen sind. Wahrhaftig, er dauerte mich, der arme alte Papa."

„Verzeih, ich habe nicht gerade Ursache, sanfte Gefühle für Deinen Vater zu hegen.'

„Versetze Dich doch in seine Lage. Ich war sein einziges Kmd und wenn er auch wohlhabend ist, so wünschte er doch, mir eine glänzende Stellung

-in der Welt zu sichern. Die Entdeckung, daß ich mein Herz ganz rücksichtslos an einen jungen namenlosen Maler verschenkt hatte, brachte ihn außer sich, denn Tu weißt, was für Pläne er mit mir hatte. Daher mußt Du ihm verzeihen, wenn er im ersten Augenblick der Entdeckung etwas hart zu Dir mar. Aber Du bist so ernst und stumm, Conrad, und hast mir noch nicht «in einziges Wort des Willkommens gesagt. Liebst Du mich denn nicht mehr? Hat die lange Trennung wirklich vermocht, mein Bild in Deinem Herzen auszulöschen?"

Sie neigte ihr sonniges Gesichtchen mit einem reizend ungläubigen Lächeln zu ihm.

Der Maler stand unbeweglich, aber seine Augen senkten sich mit unendlich schmerzlichem Ausdruck in die ihren, die ihm glücklich und hoffnungsfroh entgegenstrahlten.

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich das einzige Glück, das mir im Leben beschieden war, vergessen haben sollte. Kein Tag ist vergangen, an dem ich Deiner nicht gedacht hätte. Aber sage mir Eins, Bianca: Bist Du mit Zustimmung der Deinen in diesem Augenblick hier?"

„Nein. Ich habe nicht um Erlaubniß gefragt. Aber ich mußte Dich sehen und sprechen, um jedes Mißverständnis; zwischen uns aufzuklären, und — hier bin ich, und nun ist Alles wieder gut, und es liegt nichts mehr zwischen uns."

„Doch, Bianca, doch! Du vergißt, wo ich mich befinde. Jede Verbindung mit dem Sträfling ist in den Augen der Welt für Dich cvmpromittirend und ehrenrührig, und ich bin es Deinem Vater schuldig, Alles zu vermeiden, was wie ein Versuch aussehen konnte, Dich zu meinen Gunsten zu beeinflussen. Du gabst mir einmal Dein Wort, ich gebe es Dir zurück, und wenn Tu einmal an der Seite eines andern Mannes glücklich bist, so wirst Tu es mir noch danken."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und die convulsivischen Bewegungen ihres Körpers verriethen, daß sie bitterlich weine.

„Meinst Du, es sei leicht für mich," fuhr er fort, „hier zu stehe» und Dich nicht in meine Arme zu schließen, meine verdurstenden Lippen nicht auf die Deinen zu pressen? Aber ich bin Dir und den Deinen die äußerste Zurückhaltung und Entsagung schuldig."

„Ich aber bin es nicht!" rief sie, rasch ausblickend und durch Thränen lächelnd, und hatte iin nächsten Augenblick mit einer impulsiven Bewegung die Arme um seinen Hals geschlungen und den Kopf an seine Schulter gelehnt. „Meinst Du, es sei so leicht, mich abzuschütteln und die Fesseln abzustreifen, die Du vor vier Jahren freiwillig auf Dich nahmst? Sieh Conrad, ich bin nicht mehr das willenlose siebzehnjährige Kind, ich habe jetzt meinen eigenen bestimmten Willen."

Er schob sie sanft von sich und sagte: „Tu vergißt, Kind, zwischen uns Beiden liegt eine unüberschreitbare Kluft."

„Wir werden Himmel und Erde in Bewegung setzen, diese Kluft zu überbrücken. Deine Unschuld wird an den Tag kommen."
„Ja, am jüngsten Tage, oder vielleicht wenn ich alt und grau bin und aufgehört habe, zu streben und zu verlangen und in der Freiheit das höchste Gut zu sehen."
„Nein, nein! Eine innere Stimme sagt mir. daß für uns Beide im Schooße der Zukunft noch ein großes Glück aufbewahrt liegt. Ist es nicht schon ein Glück, daß wir uns wieder haben und wissen, daß unsere Herzen nach wie vor für einander schlagen? Ich bin so voller Hoffnung und Zuversicht, möchte es mir doch gelingen, einen Theil davon auch auf Dich zu übertragen! Habe doch nur Vertrauen auf den lieben Gott. Er hat uns diese schwere Prüfung auferlegt, er wird uns auch ganz sicher heraushelfen."
Er sah in ihr belebtes Gesicht, das sich in der Erregung mit sanftem Roth bedeckte. Ein einzelner Sonnenstrahl brach in diesem Augenblick durch das schwere dunkle Gewölk und flimmerte goldig auf dem blonden Haar des jungen Madchens. Es schien, als ginge der lichte Schein, der die Kirche momentan erhellte, von ihr aus, und unwillkürlich theilte sich ein leiser Hoffnungsschimmer seiner Seele mit, und er fühlte sein Herz freier und leichter werden wie seit Jahren.
Die Thurmuhr schlug jetzt die sechste Stunde, und zugleich klangen Schritte auf der Treppe, eine Mahnung für den Sträfling, daß seine Zeit um und das kurze Glück der letzten halben Stunde nur ein flüchtiger Schein gewesen.
„Ich muß fort," sagte er hastig, peinlich berührt bei dem Gedanken, daß sie Zeugin seiner Temüthigung sein solle. „Leb wohl, und habe Dank für die ZÄohlthat, die Tu mir erwiesen hast."
„Wir sehen uns wieder!" flüsterte sie, während er ihre Hand an seine Lippen führte. Dann eilte sie hinab, an dem Aufseher vorbei, welcher höflich Front machte, und in seinem Innern bedauerte, daß die strenge Pünktlichkeit des Dienstes ihm nicht gestatte, ein Zwiegespräch länger dauern zu lassen, für das er volles Verständnis; besah, da ihn der Himmel mit einem gefühlvollen Herzen begabt hatte.
Im Westen grollte es schon feit länger als einer Viertelstunde bedenklich, wennschon die Blitze wegen des hie und da noch hervorbrechenden fahlen Sonnenlichtes unsichtbar blieben. Jetzt brach das Unwetter mit voller Kraft los. Heulend bog der Sturm die Kronen der Espen, daß die Vögel erschreckt unter dem Airchendach Schutz suchten, und während der Donner in kurzen knatterndenSchlägen schnell aufeinander folgte, prasselte der Regen heftig gegen die Fensterscheiben.
Unten in dem Wohnstübchen des Cantorhauses saß Bianca Hertenfelt auf dem altmodischen Sopha und ließ ihre lebensfreudigen Augen, die jetzt eben von einem wehmüthigen Anflug umschattet waren, im Zimmer umherwandern. Sie konnte bei diesem Wetter nicht an die Heimfahrt denken und mußte mit dem Obdach in dem niedrigen kleinen Hause zufrieden sein.

Die ganze Einrichtung des Zimmers, in welchem sie sich befand, zeigte
die einfache, bedürfniszlose Richtung seiner Bewohner. Ein Tisch und ein paar
Stühle, unter dem Spiegel die Commode mit weitzgehäkeltem Deckchen und
bunten Porzellanvasen, im Fenster einige Blumentöpfe und ein Vogelbauer,
an der weißgetünchten Wand einige wcrthlose Holzschnitte, Martin Luther
und Melnnchthon darstellend, das war Alles. Doch nein! In der Ecke stand
noch ein Repositorium mit Büchern, dickleibige ernsthafte Folianten.
„Ist dies das Zimmer Ihres Vaters, liebes Mädchen?" fragte Bianca
mit einem Blick auf die Bücher. „Ich hoffe nicht, daß ich ihn verscheucht
habe.'
„Nein, es ist mein Zimmer," erwiderte Aniela, welche unweit von ihr
auf einem Schemel Platz genommen hatte. „Ich halte mich den Tag über
hier auf. und mein Bett steht in der Kammer nebenan. Mein Vater kommt
nur hierher um seine Mahlzeiten einzunehmen, sonst nie. Sein Zimmer liegt
drüben auf der anderen Seite der Diele neben der Treppe, die zur Kirche
hinaufführt."
„Aber jene Bücher dort? Sie werden doch nicht sagen wollen, daß es
die Ihrigen sind?"
„Ich habe sie mir nach und nach alle hierher zusammengetragen. Sie
sind die einzige Unterhaltung, die ich habe. Die Bücher dort ersetzen mir
den Verkehr mit Menschen vollkommen. Zum Mindesten flößen sie mir
niemals ein Grauen ein, wie die Menschen es oft thun."
„Aber liebes Kind, wie ist das möglich! Sie sind so jung noch. Sie
müssen doch mit Ihren Altersgenossinncn verkehren, Freundinnen haben.
Sie haben ja ganz krankhafte unnatürliche Ideen. Die Bücher da verdrehen
Ihnen den Kopf, Sie müssen mehr hinaus in das frische frohe Leben
draußen."
„Ich habe nie eine Freundin gehabt. So lange ich lebe, hat sich nie
Jemand um mich gekümmert, und ich habe mich um Niemand gekümmert.
So etwas ist immer gegenseitig."
„Haben Sie denn nie das Bedürfniß gehabt, Jemand so recht lieb zu
haben? Freilich, was frage ich denn! Ich vergaß, Sie haben ja noch einen
Vater."
„Mein Vater hat nie nach mir gefragt. Er betrachtet meine Existenz
als ein Uebel, in das er sich finden muß. Ach ja, es muß schön fein, ge-
liebt zu werden, aber glauben Sie nicht, daß es Existenzen giebt, die durch
das Leben gehen und in's Grab steigen, ohne jemals einer Seele Liebe ein-
geflößt zu haben?"
„Nein, das glaube ich nicht. Es giebt ja so verschiedene Arten der
Liebe, je nach dem Verhültniß der verschiedenen Menschen untereinander,
aber ganz ohne sie geht wohl niemals Jemand durch das Leben."
„Als ich noch ein kleines Kind war, da fühlte ich auch das Bedürfniß,
mich Jemand anzuschließen. Unsere alte Magd war mürrisch und taub, der

Agnes Klinckow ström in Berlin.
Verkehr mit ihr also sehr erschwert, und wenn die Schule aus war uud d-e Kinder vergnügt nach Hause liefen, ging ich hinter dem Einen oder der? Andern her, und sah mit heimlichem Neid zu, wie es von der Mutter zärtlich empfangen wurde, und wenn ich dann hinzugeschlichcn kam und schüchtern das Kleid der Frau berührte, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und sehnsüchtig zu ihr aufblickte, in der Hoffnung, sie werde auch für mich ein liebkosendes Wort haben, dann stießen die Kinder nach mir und riefen, ‚Schicke sie fort, Mutter, das ist Kantors kleine Hexe, die hat böse Bugen.' Und die Mutter, statt ihnen die Unart zu verweisen, sagte: .Ja, es ist wahr, die Kleine hat unheimliche Augen/ und zog ihre Kinder unwillkürlich an sich, als könne mein Blick oder meine Berührung ihnen schaden. Später sah ich ein, daß es meine Bestimmung sei, allein durch das Leben zu gehen."
Bianca war aufgesprungen, und vor die Andere hintretend und ihr ini! liebenswürdiger Freundlichkeit beide Hände entgegenstreckend, rief sie lebhafte „Lassen Sie uns Freundinnen sein! Wir sind Altersgenossinnen, ich fühlte mich gleich, als ich Sie gestern zum ersten Mal sah, zu Ihnen hingezogen und empfinde die herzlichste Theilnahme für Sie."
Aniela war ebenfalls aufgestanden, sie überragte die zarte Gestalt der jungen Dame um ein Beträchtliches und starrie finster wie im wortlosen Schreck in das helle Gesichtchen, in welchem sich freundliches Mitgefühl spiegelte.
„Wie kann zwischen uns von Freundschaft die Rede sein." sagte sie, einen Schritt zurücktretend, als scheue sie sich, die dargebotenen Hönde zu berühren. Sie vergessen den Unterschied unserer gesellschaftlichen Stellung."
„Oh wer denkt denn daran! Wir sind Beide jung. Sie bedürfen einer Freundin, und um die Wahrheit zu sagen, auch ich bedarf einer solchen. Nicht wahr? Sie sind das Original zu dem Bilde dort in der Kirche? und Sie müssen dem Maler oft genug dazu gesessen haben, um ihn kennen nnd schätzen zu lernen. Nun denn, vermuthlich kennen Sie auch unsere Beziehungen zu einander und wissen, daß wir verlobt waren und durch ein hartes Geschick gelrennt wurden. Ein Verbrechen ist hier begangen worden, an dem er unschuldig ist. Es gilt, seine Unschuld darzuthnn. Ich bin überzeugt, daß der liebe Gott mir den rechten Weg dazu zeigen wird. Wollen Sie mir helfen? Bitte sehen Sie nicht so finster aus; geben Sie nur Ihn Hand, soll ich denn vergebens um Ihre Freundschaft bitten?"
„Und wer sagt, daß ich helfen könne?"
„Nun, ich erwarte keine direct eingreifende Hülfe von Ihnen. Was können auch zwei schwache Mädchen in einer solchen Angelegenheit thun. Aber ein mitfühlendes Herz und ein freundschaftliches Interesse sind mir schon viel Werth, und wenn Sie mir das gewähren, so will ich Sie recht lieb haben." .
Sie faßte Anielas Hände und sah ihr mit einem süßen bittenden Blick in die Augen. Es war das erste Mal, daß sich Jemand der Tochter des Kantors in dieser zutraulichen gewinnenden Weise näherte, und an Alles was

sauft und weiblich in ihr war appellirte, und es überkam sie eine ganz sonderbare Empfindung.

„Lassen Sie mich," bat sie niit rauher und doch zitternder Stimme. „Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen!" Und als die Andere sie erstaunt ansah, fuhr sie fort: „Ich bin ein abstoßendes schlechtes Geschöpf und eigne mich nicht dazu, Jemandes Freundin zu sein. Mir ist, als müsse ich allen Menschen, die mit mir in Berührung kommen, Unglück bringen. Es hat auch noch Niemand jemals nach meiner Freundschaft verlangt."

„Aber ich thue es, und nicht nur um meinetwillen allein, sondern auch um Deinetwillen. Ich lasse Dich nicht. Du sollst eine sonnigere Lebensanschauung gewinnen. Glaube mir, wenn man mit den Menschen lebt und mit ihnen lacht und weint, ihre Schwächen trägt und das was liebenswerth in ihnen ist anerkennt, dann sprudelt der Quell lebendiger Theilnahme ganz von selbst in uns und in ihnen, und auch wir werden mit unsern Schwächen ertragen. Gelt? Du versprichst mir's in die Hand, daß Du Dich von jetzt an meinem Einfluß nicht entziehen willst? Ich bin ein wenig herrschsüchtig und Du mußt mir schon darin den Willen thnn."

Es war unmöglich, diesem herzigen Kind des Glückes auf die Dauer zu widerstehen. Es warb so ehrlich und eifrig um die Zuneigung des sonderbaren verschlossenen Geschöpfs, daß dieses, einem unwillkürlichen Drange folgend, sich Plötzlich niederbeugte und eine der weißen kleinen Hände an die Lippen preßte.

„Oh was thust Du da?" rief Bianca erschrocken, und sich rasch auf die Zehenspitzen stellend, berührte sie mit den rosigen Lippen Anielas blasse Wange.

„Wie schön Tu bist!" fuhr sie mit neidloser unbefangener Bewunderung fort. „Viel schöner, als ich gestern bei unserer ersten flüchtigen Begegnung sehen konnte. Conrad hat Glück gehabt, daß er Dich als Modell für sein Bild haben durfte. Ah, aber da kommt ja mein Wagen schon. Das Unwetter hat nachgelassen, nnd der Kutscher scheint der Ansicht zu sein, daß dieser sanfte Regen kein Hindernis; für die Heimfahrt ist. Ich darf die Pferde nicht warten lassen. Leb wohl, Kind! Wir sehen uns bald wieder; , vergiß mich nicht bis dahin!"

Die junge Dame hüllte sich in ihren Mantel, nickte noch einmal freundlich, zog die Kapuze über ihr blondes Haar und lief dann rasch zur Thür hinaus nach dem Wagen, dessen Halbverdcck ihr vor dem Regen Schutz gewährte.

Als der Wagen' im schnellsten Tenipo über das holprige Pflaster des Stadtchens rollte, öffnete sich hie und da ein Fenster, und neugierige Gesichter schauten ihm mit dem ganzen Interesse nach, welches das elegante Gefährt eines reichen und bekannten Gutsbesitzers in einem Landstädtchcn erregt, das sich in Langeweile verzehrt und keine Interessen kennt, außer denen, welche das Gespräch über den lieben Nächsten und die alltäglichen kleinen Vorkommnisse im Ort selbst liefert.

Auch Herr Windler, der Apotheker, reckte seinen langen Hals, um den
Wagen um die Ecke biegen zu sehen, rieb sich dann die Hände und murmelte:
„So so! Also bei Kantors waren wir. Dahinter muß doch ganz etwas
Besonderes stecken. Sobald der Regen nachläßt, muß ich einmal zu dem
Alten hinüber und ihn aushorchen, was es mit dem Besuch auf sich gehabt hat."
Aniela zog in diesem Augenblick ein dunkles Tuch über den Kops und
lief in den dämmerigen Garten hinab.
Der Regen hatte noch nicht nachgelassen, aber ein kräftiger Dust von
nasser Erde und frischem Heu erfüllte die Luft. Die erquickte Natur strömte
ein köstliches Aroma aus.
Sie ging den baumlosen Kiesweg entlang nach der breilästigcn Kastanie,
die am Ende des Gartens stand, und suchte unter dem Blätterdach Schutz
Das Tuch war ihr vom hastigen Gang vom Kopf geglitten und die warmen
großen Tropfen von den Zweigen fielen auf ihr Haar und rieselten langsam
an ihren Schläfen nieder.
Sie athmete tief und schwer, wie unter körperlichen Leiden, und bedeck«
das Geficht mit den Händen. Abgebrochene rauhe unartikulirte Laute rangen
sich von ihren Lippe», Laute, wie sie ein gebrochener verzweifelter Mensch in
der höchsten Seclenpein ausstößt, ohne Sinn, nur dem Bedürfnis; entspringend,
sich Luft zu schassen. Sie wußte, daß sie hier allein und unbeachtet war.
denn wuchernder Hollunder und Spyräen umgaben den Platz und schlössen
ihn sowohl nach dem Hause als auch nach dem Gemeindeanger hin ab, und
wer hätte sich auch jetzt während des Regens hinausgewagt. — Doch! —
waren das nicht Schritte, die dort den Kiesweg hinabkamen? harte seste Tritre.
die sie nur zu genau kannte, jedoch gerade jetzt und hier am wenigsten zu
hören erwartete.
Sie biß die Zähne zusammen und richtete sich hoch auf, indem sie mit
dem Rücken der Hand die Regentropfen, vielleicht auch noch andere Tropfen
fortwischte, die über ihr Gesicht rollte».
Im nächsten Augenblick stand die breite Gestalt eines Mannes, die
Hollunderranken mit ungeduldiger Hand bei Seite schiebend, vor ihr auf dem
Plätzchen unter dem Kastanienbaum. Sein unbedecktes ehemals blondes, jetzl
beinah graues H.iar klebte iu nassen Strähnen zusammen und ließ das finstere
tiefgefurchte Gesicht noch unschöner erscheinen, als es ohnehin schon war. Ein
gewaltthätiger Wille und eiserne Energie lagen in diesen Zügen ausgeprägt,
die, wenn sie jemals sanftere Regungen gekannt, dieselben längst vergessen
haben mochten.
„Ich suchte Dich, Aniela. Ich habe mit Dir zu sprechen/
„Und es muß etwas Wichtiges sein, Vater, da es Dich hierher zu mir
hinaustreibt. Tu pflegtest sonst gerade diesen Platz am Se.' zu meiden.
Sollen wir in das Haus gehen?"
„Rein, was ich zu sagen habe, kann hier gesagt werden und gleich."
„Und was kann das sein?"

„Ein Mann war vorhin bei mir. Er kam um sich mit albernem Ge-
schwätz die Zeit zu vertreiben, und ich mußte ihn dulden, mußte seinen ein-
fältigen Worten zuhören. Es erwies sich, das; sein Geschwätz nicht so ganz
nutzlos, denn ich habe Dinge durch ihn erfahren, die hinter meinem Rücken
vorgegangen sind, von denen ich nicht begreife, wie sie mir so lange verborgen
bleiben konnten."
Trotz der erzwungenen Ruhe, mit der er sprach, zitterte der Zorn doch
in dem Ton der Stimme und blitzte ihm aus den Augen. Die meisten
Frauenzimmer würden sich vor ihm gefürchtet haben, aber Aniela war sein
eigen Fleisch und Blut und eine ihm ebenbürtige Gegnerin. Sie blickte ihm
furchtlos in die Augen und sagte kalt:
„Was mögen das für Tinge sein?"
„Willst Du die Unbefangene spielen? oder willst Du es vielleich leugnen,
daß Du Tag für Tag zur Kirche hinausgelaufen bist, hinter dem Menschen
dem Maler her, und daß er Dein Bild an die Wand gemalt hat, damit
die Leute niit Fingern auf Dich zeigen und Dich uud mich auslachen, wenn
sie in die Kirche kommen? Willst Du das leugnen?"
„Nein, ich leugne nichts."
Der Kantor war an die Art seiner Tochter gewöhnt, aber dieses kalt-
blütige ruhige Zugeständnis; brachte ihn doch für einen Augenblick aus der
Fassung. Dann hob er drohend die Hand:
„Dirne!"
Aber er bezwang sich und fuhr mit gewaltsamer Ruhe fort: „Ich habe
Dich stets uach Belieben frei schalten und walten lassen, weil ich sah, daß
Du anders warst, als der gewöhnliche Schlag Mädchen hier herum, und
weil ich annahm, daß Tu von der Freiheit, die ich Dir ließ, keinen unge-
bührlichen Gebrauch machen würdest."
„Sage lieber, weil Dir das Interesse für mich und mein Thun und
Treiben fehlte."
„Stundenlang hast Tu oben in der Kirche gesessen," fuhr der Mann
fort, ohne ihren Einwurf zu beachten, „und Dir von dem Menschen Gott
weiß was für thörichte Dinge in den Kopf setzen lassen. Soll ich mir nach-
sagen lassen, meine Tochter habe ein Liebesverhältniß mit einem Sträfling?
Und obcnein noch nicht einmal allein. Dem alten Hertenfelt werden die
Augen übergehen, wenn er erfährt, daß sein einziges Kind eine Verbindung
mit einem Menschen unterhält, der die Zuchthauslivrec trägt, und daß meine
Tochter die Hand dabei im Spiel hat. Aber ich werde diesem Treiben ein
für alle Mal einen Riegel vorschieben, ich werde noch heute an Hertenfelt
schreiben."
‚Das wirst Du nicht thun, Vater."
„Meinst Du, ich werde mich durch Dich in meiner Pflicht hindern lassen?"
„Ja. Was Tu Pflicht nennst, entspringt aus einer ganz andern Quelle
— aus der Furcht. Aber Du wirst dem Unglücklichen, der fremde Schuld

abbiißt, nicht den einzigen Lichtstrahl nehmen, der in sein elendes Tasein ge-
fallen ist, weil Tu weißt, daß jeder Tropfen, mit dem Tu seine schwere
Last vermehrst, jede kleine Freude, die Tu ihm raubst, gegen Dich zum
Himmel schreit und einst am jüngsten Tage das Gewicht Teiner Schuld
centnerschwer niederdrücken wird, denn Tu weißt es, daß er unschuldig ist,
— und ich — ich weiß es auch."
Es lag eine sonderbare scharfe Betonung in ihren Worten und der
Mann fuhr zusammen, als habe ihn ein jäher Schlag getroffen.
Sie standen Beide dicht »eben einander, Vater und Tochter, und blickten
einander in dem grauen Zwielicht der Abenddämmerung starr in die Augen,
als wollten sie die geheimsten Gedanken ihrer Seelen herauslesen. Ter
Kantor war bis in die Lippen hinein erblaßt, und seine Züge nahmen einen
entsetzlichen Ausdruck an. Alle Muskeln seines Gesichtes arbeiteten, aber er
brachte kein Wort hervor.
Endlich legte er die Hand schwer auf des Mädchens Schulter, wie um
sich zu stützen, und sagte in heiserem keuchendem Flüsterton: „Tu weißt es?"
Sie neigte leise das Haupt.
„Und Tu hast geschwiegen?"
„Konnte ich Tich anklagen? Tu bist mein Vater!"
Er trat zurück und tastete sich mit wankendem Schritt bis zu der kleinen
Bank unter dem Baum. Hier sank er schwerfällig nieder, daß die gebrech-
lichen Holzlatten sich unter seiner Wucht bogen, und schlug die Hände vor
das Gesicht.
Aniela wandte sich ab. Es widerstrebte ihr, Zeugin des Kampfes zu
sein, der offenbar in seiner Brust tobte, und es trat eine bange athemlose
Stille ein. Man hörte die Tropfen von den Blättern langsam zur Erde
fallen. Endlich erklang des Kantors Stimme muh und gebrochen:
„Ja, ich that es. — Mit meinen Händen habe ich den Schurken er-
würgt und verflucht sei die Stunde, in der er zum ersten Mal mein Haus
betrat. — Ich war zu feige, mein Verbrechen einzugestehen, der Gedanke, die
Achtung der Menschen in Verachtung verwandelt zu sehen, war zu entsetzlich.
Und jetzt — jetzt tritt mein eigen Fleisch und Blut gegen mich aus."
„Nein Vater, Tu bist sicher nach wie vor. Wir haben Beide bis jetzt
diese Last stillschweigend, Jedes für sich getragen, meinst Tu nicht, daß es
leichter ist, wenn wir, die wir doch nun einmal aufeinander angewiesen sind,
zusammen daran tragen?"
„Damit ich täglich nnd stündlich die furchtbare Anklage in Trinen Augen
lese? — Nein! Ich konnte neben Dir her leben, trotz des Bewußtseins der Schuld,
so langeich glaubte, ich wisse allein darum; ich vermag es nicht mehr, seitdem
ich weiß, daß meine Tochter in mir den Schurken, den ehrlosen Feigling
sieht, der ich bin. — Es ist hart, sast sechzig Jahre alt zu werden und dann
mit Fingern auf sich weisen zu lassen und zischeln zu hören: Ter da, den
wir Alle für das Muster der Rcchtschaffenheit hielte», ist ein Mörder, und

schlimmer als das, er duldete, daß ein Unschuldiger vier Jahre hindurch die Strafe erlitt, die ihm zukam. Auf der Anklagebank zu sitzen! Hunderte von mitleidlosen Augen auf sich gerichtet zu sehen! — Ach, es ist furchhar!"

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Du willst doch nicht sagen, daß Du gesonnen bist, Dich selbst den Gerichten zu überliefern?"

„Ja. Ich kann nicht leben, wenn meine Sicherheit auf den Lippen eines Mädchens liegt."

„Haben meine Lippen nicht vier Jahre hindurch zu schweigen verstanden?"

„Und wer steht mir dafür, daß sie im fünften Jahr schweigen?"

„Ich bitte Dich, Vater, lade nicht den entsetzlichen Vorwurf auf meine Seele, Dich in Schande und Unglück getrieben zu haben. Wir haben uns nicht immer so nahe gestanden, wie es zwischen den nächsten Blutsverwandten sein sollte, aber Du bist doch nun einmal mein Vater. Wir Beide sind die einzigen Menschen, welche um Dein Geheimniß wissen, und nichts in der Welt soll mich je dazu bewegen, gegen Dich Zeugniß abzulegen. Ich will fortgehn, wenn Dir mein Anblick eine Pein ist, will Alles thun, was Du willst, laß nur die unglückselige Geschichte ruhen,"

Ueberwallende Gefühlsäußerungen waren zwischen diesen Beiden niemals Gewohnheit gewesen, es überschritt bereits das hergebrachte Maß von Vertraulichkeit, daß Aniela in diesem Augenblick ihre Hand auf die seine legte, und sie that es mit einer gewissen Schüchternheit, als fürchte sie, ihre Hand könne zurückgestoßen werden.

Aber es schien, als sei mit dem endlichen Eingeständniß seiner Schuld die Rauheit und Härte von ihm gewichen.

.Armes Ding," sagte er. „Du hast ein trauriges Leben neben mir gehabt, und es wird noch trauriger für Dich werden, denn Du hast in der ganzen Gotteswelt keinen einzigen Freund. Aber mache Dir keine Vorwürfe. Es ist gut, daß es so gekommen ist. Du bist nur der letzte Anstoß gewesen, der einen Entschluß zur Reife gebracht hat, welcher lange in mir entstand und nur mit der Furcht vor dem Urtheil der Menschen rang. Das Leben, wie ich es während der letzten vier Jahre geführt, war eine Qual. Ich sehnte mich danach, die Maske der Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit abzureißen, und zu denen, die mich mit ihrer Hochachtung zu Boden drückten, zu sagen: Ich bin ein erbärmlicher Mensch, ein Verbrecher, und schlimmer als das, ein Feigling, der sich hinter einem fremden Schilde schützt. Und immer, wenn ich diesen Entschluß zur Altsführung bringen wollte, fehlte mir der Muth, es erschien mir so entsetzlich, die Achtung der Leute, welche ich so lange Jahre hindurch besessen, zu verlieren, ich konnte die Worte nicht über die Lippen bringen. So verging die Zeit, und meine Schuld wuchs riesengroß an; ich zitterte davor, daß sie an den Tag kommen könne, und sehnte mich doch danach, wie nach der Erlösung."

Eine Weile saß der Kantor still und regungslos da, dann begann er
auf's Neue zu sprechen, halblaut, wie zu sich selbst, und mitten aus seinem
Gedankengange heraus:
„Ja, er war ein hübscher Mann. Er kam oft in mein Haus; ich Hatto
damals noch nicht eine so untergeordnete Stellung wie jetzt; ich war Lehrer
an einem Institut, und er benutzte meine Kenntnis; der alten Sprachen, um
Familienacten. die in lateinischer Sprache abgefaßt waren, zu ordnen und
einen Auszug davon zu machen. Ich hatte kein Arg, daß er häufig kam,
um sich mit mir zu besprechen, und es fiel mir auch nicht auf, daß — sie
aufgeregt war und die Farbe wechselte, wenn er in's Zimmer trat.
„Ich hätte Häuser auf ihre Treue gebaut. Ich liebte sie, großer Gott,
ja, ich liebte sie abgöttisch, und in den neun Jahren unserer Ehe hatte sich
dies Gefühl eher gesteigert als vermindert. Sie war das Licht meines Daseins,
sie herrschte so unumschränkt in meinem Herzen, daß das Kind kaum einen
Platz daneben fand, und diesen Platz verdankte es eben nur dem Umstände,
daß es ihr Kind war und ihre Züge trug.
„Ich war ein steifer, verschlossener, ruhiger Nordländer, ihre slavisax
lebhafte Schmetterlingsnatur entzückte und fesselte mich immer wieder auf's
Neue, und ich war solch ein Narr, ihren süßen Worten Glauben zu schenken
und mir einzubilden, sie liebe mich, und ich war blind. Ich sah nicht die
vcrbuhlteu Blicke, welche die Beiden sich zuwarfen, wenn ich über die Acten
gebeugt saß, nicht die Händedrücke, welche sie wechselten. Die Spatzen aus
den Dächern erzählten sich meine Schande, und ich wußte noch immer nichts.
Wer hätte auch wagen sollen, mir die Augen zu offnen; ich war als jäh-
zornig bekannt und hätte jeden Verleumder zu Boden geschlagen, einem Lächeln
von ihr würde ich mehr geglaubt haben, als hundert Anklagen. Ich hätte
es nicht für möglich gehalten, daß mein guter Name in den Staub gezerrt
und befleckt werden könne.
„Und dann kam ein Tag —" der Kantor stieß einen rauhen, halb unter-
drückten Schrei auö und preßte die geballten Fäuste gegen die Augen. .Drei-
zehn Jahre! Und in ihnen kein Tag, an welchem ich den Augenblick ver-
gessen hatte, in dem ich entdeckte, daß jener Schurke sie, mein Weib verleitel
hatte, mich zu verlassen und mit ihm zu fliehen!
„Ich war wahnsinnig, ich verfolgte ihre Spur mit der Ausdauer ein^
Bluthundes, der bereit ist, seinem Todfeind an die Kehle zu springen. Ter
entsetzliche Schlag hatte mein ganzes Wesen verändert. Ich haßte sie, die
mein Herz und meinen guten Namen mit Füßen getreten halte, jltzt ebenso sehr,
als ich sie vorher liebte, und war nur des einen Gedankens fähig: Rache!
„Sie waren in's Ausland gegangen, ich besaß nicht die Mittel. .
ihnen zn folgen — dort ist sie in Armuth und Schande gestorben. — Er
hatte sie verlassen, nachdem er ihrer überdrüssig geworden. — Sie schrieb mir
— sie bat mich, ihr zu verzeihen; ich zerriß den Brief, — sie hat nie eine
Antwort von mir erhalten.

Nyr.
.Ich hatte meine Stelle verloren. Man konnte einen Menschen, der so
nnftär und desperat geworden, dessen Frau mit einem Anderen davongelaufen
war. nicht brauchen. Die Schande fiel auf ihn zurück, und daß er obenein
finster und menschenscheu wurde, verdarb ihm vollends jede Aussicht auf ein
Fortkommen.
„Der verstorbene Pfarrer der hiesigen Kirche war mein Freund. Er
hörte von meinem Unglück und bot mir, da ich musikalisch war, die Stelle
des Kantors an feiner Kirche an. Er besaß Einfluß, und es war so gut, als
hatte er die Stelle zu vergeben. Ich griff danach — es war doch ein Noth-
anker — und entfernte mich weit ^enug von dem Ort, wo ich Schiffbruch ge-
litten hatte. Freilich, das Kind mußte ich mit mir nehmen, was hätte ich
sonst mit ihm anfangen sollen, ich besaß kein Geld, um es aus dem Hause
in Pflege zu geben. Das Kind war mir eine lebendige Erinnerung an die
Vergangenheit, ich verabscheute es; es glich seiner Mutter. Ich fürchtete
seinen Anblick; ich fürchtete von seinen Lippen das helle Lachen zu hören,
das die Aehnlichkeit vollständig gemacht hätte, und ich hielt es fern von mir.
ich schloß es von dem Verkehr mit anderen Menschen ab, ich nahm ihm jede
Freude, die Kindern sonst gewährt werden, ich verdammte es zur Einsamkeit,
es sollte nicht lachen lernen. Es war anders als andere Kinder, still und
in sich gekehrt, und es ging mir instinctiv aus dem Wege, als wisse es, daß
mir sein Anblick eine Qual sei. Gottlob, es lachte nie!
„Die Jahre vergingen, aber keines milderte den Stachel in meinem
Herzen.
„Ich galt für einen rechtschaffenen ehrenwerthen Mann, mein Name hatte
einen guten Klang, und ich legte einen beinah krankhaften Werth auf die
Achtung der Menschen, ich briistete mich mit dem Ruf der Ehrenhaftigkeit und
wachte mit eifersüchtigem Stolz darüber. Es war das Einzige, worauf ich
noch im Leben Gewicht legte. Ah, und wenn ich in der Kirche auf der Orgel
den sonntäglichen Lobgesang anstimmte und die Leute sagten: ‚Wie schön und
zu Herzen gehend unser Kantor spielt/ dann sandte ich wohl in demselben
Augenblick das leidenschaftliche Gebet zum Himmel, daß der Tag der Ver-
geltung für mich kommen möge.
„Und der Tag kam. Er wußte wohl nicht, daß ich hier fei, sonst hätte
er seinen Fuß nicht hierher gesetzt. Ich war durch den Garten nach dem
See hinabgegangen, um in der Gießkanne Wasser für die Blumenbeete her-
aufzuholen, es war gegen Abend. Da sah ich ihn vor mir stehen, wenige Schritte
von mir, zwischen dem Schilf am Rande des Wassers, wir waren nur durch
die niedrige Hecke getrennt, die den Garten vom Geineindeanger scheidet. Er
war ein wenig älter geworden, aber derselbe höhnisch lächelnde Ausdruck,
dessen ich mich so genau erinnerte, lag auch jetzt noch auf seinen Zügen.
„Die Gießkanne entfiel meinen Händen. Das Geräusch veranlaßt« ihn
den Kopf nach mir zu wenden, und bei dem Anblick meines Gesichtes, das
ihm etwas Entsetzliches weissagen mochte, wich er unwillkürlich einen Schritt

zurück. Er hatte ein gutes Gedächtniß und erkannte mich auf der Stelle. Noch eine Secunde und ich sprang über die Hecke, ich stand vor ihm und hatte ihn an der Kehle gefaßt.

„Er wollte um Hülfe rufen, aber er brachte keinen Ton hervor. Er rang mit der Kraft der Verzweiflung gegen mich, aber er war nur ein erbärmlicher Schwächling. Sein Sträuben und Ringen steigerte meine Wuth. Ich war in dem Augenblick nicht mehr als ein Thier. Das Blut war mir in den Kopf gestiegen, es brauste mir in dcn Ohren, ich wußte nichts von mir selbst, ich war in einem fürchterlichen Delirium. Fester und fester preßten sich meine Hände um seinen Hals. — Ueber sein Gesicht ging ein gräßlicher Ausdruck, dann sanken seine Arme mit zuckenden, krampfhaften Bewegungen herab, ich fühlte, wie sein Körper schwer wurde.

„Ich kam zur Besinnung, meine Finger lösten sich und gaben ihn frei: — Er fiel erst gegen mich, und dann zu Boden. — Es war geschehen!

„Als ich mich entsetzt, athemlos über ihn beugte und nach einer Spur des Lebens forschte, sah ich, daß die Zuckungen der Glieder nur noch die mechanischen Bewegungen der Nerven waren. Es war vorbei mit ihm. Ich hatte meine Rache gehabt — und ich war ein Mörder!

„Wie das schreckliche Wort sich meinem Bewußtsein aufdrängte, taumelte ich wie vom Schlage gerührt zurück, der kalte Schweiß trat mir vor die Stirn. Was? hinfort sollte mein Name gebrandmarkt sein? Die Leute, auf deren Achtung ich eitel war, würden das Recht haben, mit Fingern auf mich zu weisen? Das große Asyl der Verbrecher jenseits des Sees würde mich aufnehmen?

„Ich zitterte am ganzen Leibe. ‚Nein, nein und abermals nein!' schrie es in mir. .Niemand hat mich gesehen. Niemand wird Verdacht auf dich werfen/ Und ich wandte mich, von Entsetzen gejagt, und floh durch den Garten nach dem Hause zurück, indem ich insiinctiv die Gießkanne, die vielleicht gegen mich zeugen konnte, vom Boden aufhob und mit mir nahm.

„In meiner Stube saß ich dann, dcn Kopf in die Hände vergraben, und wartete, ob man kommen werde, mich zu holen, mich anzuklagen. Jeden Augenblick glaubte ich verworrene Stimmen, Schritte zu vernehmen, die sich dem Hause näherten.

„Da — ich täuschte mich nicht, da kamen sie wirklich, ein Knäuel aufgeregter Menschen, die alle zugleich durcheinander schrien und sprachen.

„Ich raffte mich auf. Leichenblaß wankte ich zum Fenster. Die Zunge klebte mir am Gaumen, aber ich war bereit zu sagen: ‚Hier bin ich. Ich leugne nichts. Ich that es/ — Da rief mir einer aus dem Menschenhaufen zu: ‚Habt Jhr's noch nicht gehört, Kantor? Unten am See ist ein Mord geschehen, und sie haben den Mörder ans frischer That erfaßt! Es ist ein Maler, der seit gestern hier in der goldenen Krone logirt/

„Eine wahnsinnige Freude regte sich bei diesen Worten in mir. Ter Verdacht war nicht auf mich gefallen.

„Mechanisch beugte ich mich hinaus, und meine trockenen Lippen stießen
die Worte hervor: Hat er die That eingestanden?
„.Nein, natürlich nicht. Aber die Beweise liegen klar am Tage.'
„Weiter wälzte sich der Haufe, und ich blieb allein zurück. — Was sage
ich! allein? — mit der ganzen Hölle, die in meiner Brust entfesselt war,
und die mich von da an auf Schritt und Tritt begleitete.
„Die Untersuchung begann. Der Maler wurde verurtheilt. Eine ganze
Kette unglücklicher Umstände sprach gegen ihn. Auf mich siel nicht der
Schatten eines Verdachtes, und ich schwieg, mir fehlte der Muth, mich frei-
willig zu der That zu bekennen. Ich blieb nach wie vor in den Augen der
Menschen der rechtschaffene achtungswerthe Mann, und glaubte, nur ich allein
wisse hier auf Erden, daß ich- ein Schuft sei. — Ich irrte mich. — Ha, ha,
es wird sich hübsch ausnehmen vor Gericht, wenn die Tochter Wider den
Vater als Zeugin auftritt."
„Das wird niemals geschehen. In kurzer Zeit wirst Du wieder allein
der Hüter Deines Geheimnisfes sein."
Der Kantor wandte sich, und blickte seiner Tochter starr in's Gesicht,
der sonderbare, beinahe irre Ausdruck desselben fiel ihm auf.
„Was willst Du damit sagen?"
„Meine Zeit ist um. Es hat mich gerufen, und ich muß dem Rufe
folgen, ich mag wollen oder nicht. Und ich will, oh Gott ja, ich will.
Tag für Tag habe ich darauf gewartet, daß es mir ein Zeichen geben werde.
Ich war so müde, mich weiter durch das Leben zu schleppen, und als es
endlich kam, da war es wie eine Erlösung."
Der Mann griff den Arm seiner Tochter und schüttelte ihn, als wolle
er sie auS einem unnatürlichen traumhaften Zustande erwecken.
„Bist Du toll?" fragte er. „Du phantasirst!"
Aniela lächelte. „Hast Du nie davon gehört, daß es Menschen giebt,
denen die Natur die entsetzliche Gabe mit auf den Lebensweg gab, kommende
Ereignisse mit ahnendem Blick vorherzusehen? Du freutest Dich, daß ich
nicht war wie andere Kinder, daß ich nicht lachte und froh war, und Du
gabst Dir nie die Mühe, dem Grunde nachzuforschen."
Sie legte die Hand an die Stirn.
„Es war wie ein Druck, der hier auf mir lastete, als ich klein war.
Als ich größer wurde, kam es allmdlich, ganz cillmälich über mich, und ich
^ah mit Grauen die Hand des Todes auf den Gesichtern der Menschen, die
nach Ansicht anderer Leute noch frisch und gesund umhergingen.
„Als ich das erste Mal den entsetzlichen Anblick hatte, bedeckte ich die
Augen mit der Hand und rief, indem ich unserer alten Magd einen frischen
muntern Knaben zeigte: ‚Sieh das arme Kind, es ist todt!'
„Die gute Person erschrak und glaubte, ich spräche im Fieber, und als
der Knabe nach drei Tagen vom Gerüst eines Baues fiel und an den Ver-
letzungen starb, nahm sie mich bei Seite und zwang mir das Versprechen ab,

nie mehr derartiges zu äußern, wenn ich nicht in den Ruf kommen wolle, eine Hexe zu sein. Und ich schwieg. Es graute mir vor mir selbst.
„Kannst Du Dir nicht denken, was für ein Gefühl das ist, wenn ein Mensch gesund und ahnungslos lächelnd bei Dir eintritt, und Du siehst den Stempel des Todes auf seiner Stirn?
„Ich floh die Menschen; ich wollte es nicht sehen, und doch trieb es mich unwiderstehlich immer wieder, sie heimlich zu beobachten, nach den Zeichen in ihren Gesichtern zu forschen. Ich beobachtete mich selbst, wenn ich vor dem Spiegel stand, mit einer Art neugieriger Spannung und dankte Gott, daß er mir Freundschaft und Liebe fern gehalten. Entsetzlich, wenn ich in den Gesichtern derer, die ich liebte, die furchtbaren Zeichen hätte sehen müssen!"
Der Kantor war unwillkürlich, wie in innerm Grauen vor seiner Tochter zurückgewichen. Es überschlich ihn die Empfindung, daß er jahrelang mil einer Wahnsinnigen unter einem Dach gelebt, ohne es zu wissen.
Sie errieth seine Gedanken.
„Ich bin nicht wahnsinnig in dem Sinne, wie Tu es meinst. Vielleicht bin ich geisteskrank, insofern, als gewisse Organe in mir krankhaft ausgebildet sind. Ich habe viel darüber gelesen und nachgedacht, aber nie eine Erklärung dafür finden können."
Emphatisch die Hände zusammenpressend, fuhr sie fort:
„Wie es wohl thut, einmal sich auszusprechen, nicht immer und ewig darüber zu schweigen!
„Sagte ich nicht, daß ich Gott gedankt hätte, daß er mir Freundschaft und Liebe fern gehalten? — Sie kam aber doch. — ja, sie kam doch!
„Ich sah ihn eines Abends. Er kam sorglos pfeifend, seine Malgeräthschaften unter dem Arm über die Wiese jenseits der Stadt. Ich stand auf dem Kirchhof hinter dem Zaun. Er ging an mir vorüber, ohne mich zu sehen, aber er nahm den Hut ab, denn der Abend war warm, und die Sonne schien auf sein krauses blondes Haar und in sein heiteres lebhaftes Gesicht, und er lächelte vor sich hin, wie unter dem Eindruck eines glücklichen Gedankens.
„Mir war, als sei mit einem Schlage Alles um mich her verändert und schöner geworden. Ich fühlte den Sonnenschein als eine Wohlthat. Ich pflückte ein paar Blumen und sog mit Wonne den Duft ein, ja ich ertappte mich dabei, daß ich auf dem Heimwege ein Lied vor mich hin summte.
„Als ich über den Marktplatz an der goldenen Krone vorüberging, hielt ein Wagen vor der Thür des Gasthofs. Ein Herr war ausgestiegen und wechselte einige Worte mit dem Wirth. Es war ein kleiner schlanker Mann mit graugemischtem Haar und feinen scharfen Zügen. Ich sah ihn an, und — da war es! da war es wieder! — Mein Herz stand'einen Augenblick still. Ich wußte, er war dem Tode verfallen, und zugleich stieg eine undeutliche Erinnerung in mir auf, daß ich dieses Gesicht schon einmal irgendwo gesehen. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm wenden, ich war wie er-

starrt. Endlich, wie ich sah, daß mein Benehmen auffiel, schlich ich heim, und versuchte den Eindruck abzuschütteln. Aber es ließ mich nicht los.
„Eine furchtbare Unruhe und Aufregung hatte sich meiner bemächtigt. Ich kauerte am Fenster nieder und behielt die Thür des Gasthofs im Auge, hinter welcher der Fremde verschwunden war. Endlich nach Verlauf von zwanzig Minuten trat er wieder heraus und schlenderte quer über den Markt und dann in die schmale Gasse, die auf den nach dem Gemeindeangcr und See hinabführenden Pfad mündet. Ich folgte ihm mit den Augen, immer noch unter dem Eindruck, daß ich ihn früher schon gesehen, und als er meinen Blicken entschwand, stand ich auf und ging zum Garten hinab. War er wirklich an den See gegangen, so konnte ich ihn von unserem Garten aus nm besten beobachten.
„Vorsichtig bog ich das Hollundergebüsch zur Seite, ich konnte den Platz unter der Kastanie, und jenseits der Hecke den Gemeindeanger übersehen. Da, das Entsetzen lähmte mich, und wenn es mein eigenes Leben gegolten hätte, ich würde keinen Ton hervorgebracht haben."
„Sprich nicht weiter!" unterbrach sie der Kantor. „Was Du da sahst — ich habe es Dir erzählt, aber ich ertrage die Wiederholung nicht."
„Ah," meinte sie bitter, „Tu erträgst es nicht? Meinst Du denn, ich hätte weniger gelitten als Du?
„Ich sah ihn, als sie ihn nach seiner Verurtheilung hierher brachten. Er ging zwischen zwei Gensdarmen, den Kopf gesenkt, das Gesicht sehr blaß und sehr schmal, das krause blonde Haar kurz abgeschnitten. Er lächelte nicht mehr, seine Lippen waren schmerzlich zusammengepreßt. Da hätte ich mein Leben darum gegeben, wenn ich das Lächeln in seine Züge hätte zurückrufen dürfen. Aber ich durfte nicht. Die Bande des Blutes legten mir eine Verpflichtung auf, die stärker war als alles Andere."
Der Kantor nahm die Hand seiner Tochter und drückte sie. Zum ersten Mal empfand er etwas wie Dankbarkeit gegen sie.
Aber ihre Finger lagen steif und kalt in den seinen, und bewegten sich nicht, um den Druck zu erwidern, und als habe sie sein Thun gar nicht bemerkt, führ sie fort:
„Die Mauern da drüben jenseits des Sees nahmen ihn auf. und Abends schlich ich hinunter an das Waffer und sah nach den erleuchteten Fenstern hinüber, hinter denen ich ihn wußte, und sein Bild stand Tag und Nacht vor meiner Seele. Ich sprach zu ihm und schloß dann die Augen und meinte, er müsse dastehn und mir Antwort geben. Es war mir, als sei er mein Eigenthum, so lange er dort blieb, und als würde ich ihn verlieren, sobald sich das Thor dort öffnete, um ihm die Freiheit zurück zu geben. Ich hätte mein ganzes Leben hindurch so fortträumen mögen.
„Und dann fingen die Neuarbeiten an der Kirche an.
„Ich stand vor der Thür, als der Director des Zuchthauses eines Tages vorüber ging, und ehe ich mich zurückziehen konnte, war er stehen geblieben,

um ein paar Worte mit mir zu wechseln, wie das so seine Art ist. Er sprach von dem Bau. und fügte dann seufzend hinzu: „Ja, wenn wir nur erst einen geschickten Maler fänden, der uns die Fresken renovirt."

„Da kam es mir wie eine Eingebung, und ich sagte schnell' «Sie haben ja einen Maler da drüben unter Ihrer Aufsicht. Warum nutzen Sie diese Kraft nicht aus."

„Er sah mich verdutzt an, und erwiderte dann: ‚Wahrhaftig, Sic haben Recht. Sie sind ein kluges Mädchen; ich werde die Sache zur Sprache bringen und Ihres Ruthes gedenken.'

„So kam es, daß er, der alle meine Gedanken beschäftigte, für einige Stunden am Tage wenigstens seinem traurigen Asyl entrückt wurde, um in der Kirche zu arbeiten. Er war in meiner unmittelbaren Nähe. Ich hatte nur nöthig, den Schlüssel zum Orgelchor zu nehmen, und die kleine Treppe zu benutzen, so konnte ich ihn sehen, jede seiner Bewegungen verfolgen.

„Er wußte kaum etwas von meiner Existenz. Ich- war für ihn nicht mehr wie der bunte Stein, an den man beim Gehen achtlos mit dem Fuß stößt, und den man dann zum Zeitvertreib aufhebt und betrachtet, um ihn nach einer Weile wiederum achtlos fallen zu lassen. Er war seiner geliebten Kunst wiedergegeben und vergaß, daß seine Arbeit keine freiwillige war, und ich sah mit einem Schauer des Entzückens, wie das Lächeln in seinen Zügen wieder auslebte. Hie und da plauderte er mit mir, und was er sagte war für mich allein bestimmt, gehörte mir allein.

„Vater —" das Mädchen beugte sich zu dem Kantor nieder und es flammte blitzartig in den hellen Augen auf. „Von da an schwieg ich nicht mehr um Deinetwillen allein. Ich wußte, daß ich ihn verloren haben würde, sobald meine Lippen verriethen, was ich wußte. Es lag ein entsetzlicher Reiz darin, sich zu sagen, daß ich nur ein Wort zu sprechen brauche, um ihn der Freiheit und dem Leben zurück zu geben, und daß dieses Wort für immer ungesprochen, daß er mein bleiben werde.

„Zuerst erschrak ich vor dem Abgrund von Schlechtigkeit in mir. Dann aber fragte ich mich, welche Berechtigung er denn habe, glücklich zu sein, da doch das Leiden die Welt beherrscht, und welchen Anspruch auf Freiheit er erheben könne, während Tausende sich ohnmächtig gegen die eiserne Hand des Schicksals sträuben, die sie unerbittlich zu Boden drückt?

„Da kam Bianca Hertenfelt, und mit dem sorglosen Freimuth der wirklichen Besitzerin nahm sie das für sich in Anspruch, was ich zu halten glaubte. Sie bot mir Freundschaft dafür, wahre echte Freundschaft. Das hatte mir noch Niemand geboten, und ich fühlte eine sonderbare Umwandlung mit mir vorgehen. Der eifersüchtige Haß, den ich gegen sie genährt, ging in heiße, leidenschaftliche Dankbarkeit über. Ich hätte ihr die Sterne vom Himmel holen mögen, um ihr einen frohen Augenblick zu bereiten. ,

„Und sie verlangte nur Eines, — und gerade dieses Eine konnte ich

nicht erfüllen. Sie verlangte seine Freiheit, und mir waren die Hände gebunden."
„Du sollst Deinen Willen haben," sagte der Kantor bitter. Er war aufgestanden und schickte sich an, gesenkten Hauptes den Heimweg anzutreten, «ls in feiner unmittelbaren Nähe in dem Hollundergebüsch ein trockener Zweig am Boden knackte und brach, als sei ein unvorsichtiger Fuß darauf getreten, gleich darauf schlug der Schall eiliger sich entfernender Schritte an das Ohr der beiden Aufhorchenden.
Es hatte aufgehört zu regnen, und die Dunkelheit war völlig hereingebrochen, nur am Horizont zeigte ein Heller Schimmer hinter den Wolken, daß der Mond aufgegangen sei, und bei diesem unsicheren Schein blickten Vater und Tochter einander entsetzt in die Augen. Keines von ihnen wagte der plötzlichen Entdeckung Worte zu geben.
Endlich sagte der Kantor leise: „Wir haben einen Zeugen gehabt. Die Entscheidung ist aus meiner Hand genommen."
„Noch hast Du Zeit zur Flucht.'
„Um nachher steckbrieflich verfolgt und zu Boden gehetzt zu werden? Nein. Und selbst, wenn es mir gelänge zu entkommen, ich kann nicht vor mir selbst fliehen."
Er ging dem Unvermeidlichen mit Entschlossenheit entgegen. In das Haus zurückkehrend, nahm er den Hut vom Nagel und bürstete ihn mit einer gewissen peinlichen Sorgfalt ab. Dann griff er zum Stock, mechanisch aus alter Gewohnheit. Im Begriff, aus der Thür zu gehen, wandte er sich auf der Schwelle um, als besinne er sich plötzlich, daß seine Tochter da sei, und sagte:
„Du brauchst nicht auf mich zu warten. Ich komme wahrscheinlich nicht wieder."
Einer seiner Schüler begegnete ihm, als er mit stetigem festem Schritt über den Marktplatz nach der Wohnung des Amtsrichters ging. Der Junge riß die Mütze vom Kopf und wunderte sich, daß der Kantor den Gruß gar nicht zu sehen schien.
Dieser zog die Glocke an der Thür des Amtsrichters, und als auf seine Frage die Magd erwiderte, der Herr sei zu Hause und zu sprechen, ging er geradeswegs nach dessen Arbeitszimmer.
Er fand ihn bei der Lampe am Schreibtisch sitzend und mit allen Anzeichen des Erstaunens einem aufgeregten Bericht Herrn Windlers, des Apothekers, lauschend, der ihm erzählte, wie er in der Dämmerstunde zum Kantor hinübergegangen sei, aber im Hause Niemand getroffen, dagegen die Thür nach dem Garten offen gefunden habe, und in der Hoffnung, der schönen Aniela dort zu begegnen, trotz des Regens zum Garten hinabgegangen sei, wie er dann Stimmen gehört habe, und wirklich und wahrhaftig nicht in der Absicht zu horchen, die Schritte nur ganz unwillkürlich dämpfend, dem Klange

gefolgt sei. Was er aber da gehört, habe ihn vor Schreck regungslos still
stehen lassen.
Und nun folgte eine unzusammenhängende verwirrte Erzählung, welcher
der Kantor ein Ende machte, indem er, eintretend, den Apotheker ohne Um-
stände bei Seite schob.
Der Schein der Lampe siel voll auf sein aschfarbenes Gesicht, bei dessen
Anblick der Amtsrichter sich unwillkürlich erhob, und er sagte entschlossen:
„Ja, ich that's. Ich tödtete vor vier Jahren unten am See den Mann
und übergebe mich jetzt der Gerechtigkeit. Sie mag mit mir nach Verdienst
verfahren."
Obgleich Herr Windler sich eidlich zu vorläufigem Stillschweigen ver-
pflichtet hatte, verbreitete sich die Nachricht von dem Vorfall dennoch mit
unbegreiflicher Schnelligkeit, und brachte das sonst so friedliche Städtchen in
Aufregung.
Die Schuljugend Wußte es schon, die vor der verschlossenen Thür des
Kantorhcmses lärmte. Auf dem Markt standen die Leute in Gruppen zu-
sammen. Die Meisten glaubten es nicht, der Mann hatte in zu großem
Ansehen gestanden.
Der Amtsrichter hatte sofort seine vorgesetzte Behörde telegraphisch be-
nachrichtigt. Tie Herren trafen in Begleitung eines bekannten Irrenarztes
ein, der die völlige Zurechnungsfähigkeit des Kantors feststellte. Dann wurde
seine Aussage zu Protokoll genommen, und ein Beamter reiste nach dem Ort
hin, wo Jener die ersten Jahre seiner Ehe verlebte, um Erkundigungen
einzuziehen.
Es ging Alles den nüchternen geschäftlichen Gang. Die Zeitungen
waren voll davon, nur durch die Mauern jenseits des Sees drang nichts
von Allem. Es war den Aufsehern verboten, mit den ihrer Aufsicht An-
befohlenen über das was draußen vorging zu sprechen, und der Maler war
in Folge dessen ahnungslos bei seiner Arbeit in der Kirche beschäftigt, als
die gerichtliche Commission eintrat, welche kam, um ihm die Freiheit zu
verkünden.
Mit einem Lächeln auf den Lippen wandte er sich.
Er that soeben die letzten Pinselstriche an der lichten Gestalt, die mit
einer sanften Neigung des blonden Hauptes dem Vordringen der Nacht ein
Ziel setzt, und mit strahlendem Lächeln auf das Kreuz deutet, welches sie
mit dem linken Arm umfaßt. Diese Gestalt trug die Züge Bianca Hertenfelts.
und der junge Künstler empfand mit stolzer Befriedigung, daß er sich in
diesem Bilde ein bleibendes Denkmal gesetzt habe, und daß noch nie zuvor
ein Werk wie dieses aus feiner Hand hervorgegangen sei. Er glaubte, man
käme, um das Bild zu betrachten, aber es wurde ihm ganz sonderbar zu
Muth, als er auf den Wunsch der Commission in das Kirchenschiff herabkam,
und Herrn Hertenfelt bemerkte, welcher ihm beide Hände entgegenstreckte.

Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen füllte, und zauderte un-
schlüssig, aber der alte Herr nahm ihm jeden Zweifel, indem er lebhaft rief:
„Ich habe viel an Ihnen gut zu machen, junger Freund. Diese Herren
hier werden Ihnen sagen, weshalb wir gekommen sind, ich sage Ihnen nur:
Bianca erwartet Sie, und mit ihr noch Jemand — Jemand, dem sie stets,
trotz mancher leichtsinniger Streiche, ein guter Sohn gewesen sind/
Der junge Mann war wie betäubt. Er konnte sich den Zusammenhang
nicht erklären, und die Wirklichkeit, daß er der Freiheit, dem Leben und
Glück wiedergegeben sei, drängte sich ihm erst als Thatsache auf, als er nach
Beendigung der nothwendigen amtlichen Formalitäten neben dem alten Herten-
felt im Wagen saß. und jetzt ganz ruhig von der Vergangenheit zu sprechen
vermochte, während dem alten Herrn die Thränen in den Bart rannen, und
er die schmale Hand des jüngeren Gefährten, dem er einst in der Heftigkeit
die Thür gewiesen, ab und zu herzhaft drückte. Und dann bog der Wagen
durch das Hofthor und hielt vor dem Herrenhause und eine leichte schlanke
Gestalt flog die Treppe hinab und umschlang den Hinausspringenden mit
weichen Armen und zog ihn dann hinauf, wo in der Hausthör eine alte
Frau mit weißem Haar seiner wartete — seine Mutter.
Später am Tage, als die hochgehenden Wogen des stürmischen ersten
Glückes sich etwas beruhigt hatten, saßen sie im Garten beisammen und ent-
warfen frohe sonnige Zukunftsbilder. Herr Hertenfelt ging mit der Cigarre
auf und nieder und warf ab und zu ein Wort mit hinein.
Die Ankunft der Postsachen, sonst auf dem Lande ein Ereigniß, ging
in diesem Augenblick spurlos an den Glücklichen vorüber. Nur der Hausherr
widmete den Zeitungen einige Aufmerksamkeit, und warf seiner Tochter einen
Brief zu, welcher zwischen ihnen gelegen hatte.
„Für Dich, Bianca."
„Für mich? Wer kann mir denn hier aus der Stadt schreiben? Die
Handschrift ist mir außerdem ganz unbekannt."
„Das Einfachste wäre jedenfalls, Du öffnetest den Brief, und sähest
nach der Unterschrift," meinte ihr Vater trocken.
„Oh wie Du immer Recht hast, Väterchen," lachte sie, und riß nun
das Couvert mit einiger Ungeduld auf.
Der Brief enthielt nur wenige Zeilen:
„Gottes Segen über Dich und ihn. Ich bin sehr einsam und un-
glücklich gewesen mein ganzes Leben hindurch. Du warst das einzige
Wesen, das mir Freundlichkeit entgegengebracht und menschlich warme, wohl-
thuende Empfindungen in mir erweckt hat, und ich danke Dir dafür. Wir
werden uns nicht mehr sehen, aber es macht mich froh, in diesem Augen-
blick noch daran zurückzudenken. Lebewohl. Aniela."
„Wie egoistisch das Glück macht!" rief Bianca, den Brief sinken lassend.
„Ich hatte das arme Mädchen vergessen. Wie einsam und verlassen sie sich

gefühlt haben mag. Und klingt es nicht, als sei dies ein Abschicdsbrief? Höre Väterchen, wenn Du nicht willst, daß ein Schatten für mich auf diesen Tag fällt, so mußt Du schon so lieb und gut sein, und noch einmal zur Stadt fahren, und das arme Kind zu uns herausbringen. Wir haben wahrhaftig die Verpflichtung, uns ihrer anzunehmen."
Herr Hertenfeit machte Einwendungen, versprach am folgenden Morgen hereinzufahren, aber seine Tochter ließ ihm keine Ruhe und bat und schmeichelte so lieblich, daß er ihr endlich den Willen that, und so hatten die Bewohner des Städtchens gegen Abend noch einmal das interessante Schauspiel, den Hertenfelt'schen Wagen auf dem Marktplatz halten zu sehen.
Doch gerade in diesem Augenblick kümmerte man sich nicht sonderlich darum. Es schien, als ob ein Ereigniß die Gemüther beschäftige. Die Leute standen vor den Thüren nnd flüsterten zusammen und gesticulirten lebhaft.
Der alte Herr fand die Thür des Kantorhauses verschlossen. Er läutete nnd klopfte, aber Niemand antwortete. Endlich kam der Wirth der goldenen Krone herübergelaufen und sagte:
„Entschuldigen Sie, aber in dem Hause da wohnt Niemand mehr."
„Wo ist denn das Mädchen hin. die Tochter des Kantors?"
„Die ist todt."
„Todt? Aber das ist ja gar nicht möglich! Meine Tochter hatte doch noch heute, soeben erst einen Brief von ihr."
„Das Unglück ist auch eben erst, d. h. vor drei Stunden geschehen. Die Aniela ist im See ertrunken. Ich denke nur, sie hat Wasser schöpfen wollen, wenigstens stand der eine ihrer hölzernen Krüge noch auf dem Floß, während der andere im Wasser schwamm, und da hat sie wahrscheinlich das Gleichgewicht verloren, und ist kopfüber in den See gestürzt. Unter uns gesagt, dieses plötzliche Ende, an und für sich so traurig, ist für das arme Ding vielleicht ein Glück. Was hätte aus ihr werden sollen?"

Victorien Sardou.

Ein literarischer ^Lssay.

von

Sudolf Kon Gorrschstt.

— Leipzig. —

^on den neuen Dramatikern Frankreichs hat Victorien Sardvu in Deutschland die größten Erfolge aufzuweisen. Zu einer Zeit, in welcher sich die Akademie, die bereits Augier aufgenommen hatte, noch spröde gegen ihn zeigte und die Ksvus cle« cksux mcmdes in ihren Schauspielkritiken zögerte, die Boulevardsersolge Sardous mit denen jener im ?Iieätrs trgn^sis siegreichen Rivalen in eine Linie zu stellen, hat die deutsche Schauspielkritik bereits seine Bedeutung rückhaltlos anerkannt. Und in der That hat Sardou in seinen Werken einen dem deutschen Wesen sympathischen Zug, der noch mehr hervortreten würde, wenn ihn nicht die Usancen der französischen Bühne in ein gewisses Schema bannten, in welchem sich sein Talent nach unserer Ansicht nicht ganz behaglich fühlen und durchaus nicht seine ganze Eigenart zur Geltung bringen kann.

Victorien Sardou hat anfangs wissenschaftliche Anläufe genommen, ehe er der Muse der Bühne hnldigte. Zu Paris im Jahre 1831 geboren, widmete er sich zuerst der Medicin, während er später mehr historische Studien trieb. Seine Lebenslage war nicht derart, daß sie ihm erlaubt hätte, sich ausschließlich für seine künftige Laufbahn vorzubereiten: er mußte Stunden in verschiedenen Lehrfächern geben, Beiträge für Zeitschriften und Wörterbücher beisteuern, nur um seine Existenz fristen zu können. Um des Erwerbes willen wandte er sich ^auch zuerst der Bühne zn: doch sein erstes Stück „laverns <le» öwäisuti,", obschon im Pariser Hnilrtisr latin, am Od6on (1854) aufgeführt, machte ein entmuthigendcs Fiasko, Sardon kehrte wieder zu den

ernsteren Wissenschaften zurück; ja er hatte in seinem ganzen Wesen einen mystischen Zug, der durchaus nicht zum Cultus der heiteren Thalia zu passen schien: -er war ein Adept der neuen Geheimwissenschaften, der Magie des 19. Jahrhunderts, obschon damals die Home und Slade noch nicht von sich sprechen machten; doch es gab in Paris stets eine große Gemeinde, welche diesem Cultus anhing. Wir selbst haben die magnetischen Vorlesungen des Baron Dupotet im Palais-Royal wiederholt besucht und den Experimenten beigewohnt, welche dort mit männlichen und weiblichen Somnambulen vorgenommen wurden. Jedenfalls war Victorien Sardou ein tiefsinniger Kopf und auch sein Aeußeres erinnerte in keiner seiner Lebensepochen an einen siotten Lebemann, wie sie im Theater, im Parquet, im Foyer und hinter den Coulissen oft zu finden sind. Zur Zeit, als ich seine Bekanntschaft machte, hätte man den langhaarigen jungen Mann für einen deutschen Candidatcn der Theologie halten können, freilich nur bei oberflächlichem Anblick; denn er hat etwas Feingeistiges in seinen Zügen, deren Schnitt durchaus interessant und anziehend ist. Einem von Bvnhommie strahlenden, von Lebenslust übersprudelnden Lust'pieldichter, wie es deren ja zu allen Zeiten gegeben, sah Sardou durchaus nicht ähnlich.
Der junge Gelehrte wandte sich indeß wieder der Bühne zu, nachdem er Mademoisellc von Bröcourt gehejrathet. deren Beziehungen zum Theater, besonders zu der berühmten Soubrette Mademoisellc Tejazet ihn wieder zur Laufbahn des Dramatikers zurückführte». Diesmal hatte er besseren Erfolg.
Bei seiner großen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit experimentirte er in den verschiedensten Genres, verfaßte romantisirende Dramas, exccntrische Possen, errang aber seine Haupterfolge auf dem Gebiete des eigentlichen Lustspiels, besonders am Gymnase- und Vaudevillctheater. Es war die Zeit von 1861—6V, die sein hervorragendes Ncnvmmöe als Bühnendichter entschied. Noch verschlossen sich ihm die vornehmeren Knnststätten und die Akademie; doch auch diese wußte er sich zu erobern, nicht ohne manches von seiner Eigenart aufzugeben, um der Schablone der am ?Keäti« triui^ais herrschenden <?omöäi« larlno^ants gerecht zu werden. Auch die vornehme Kritik der lisvue äes clsux monckes, die ihn anfangs nicht als voll passiren ließ, zog allmählich andere Saiten auf und jetzt steht er allgemein anerkannt als ebenbürtiger Dramatiker neben Augier und Alexandre Dumas, denen er durch seine rastlose Produktivität, ein unleugbarer Vorzug für einen Lustspieldichter, durch die Findigkeit in Bezug auf interessante Stoffe und durch seine Allgegenwart in allen Genres und auf allen Bühnen überlegen ist, wenngleich ihn wiederum Augier in Bezug auf Vornehmheit des Stils und Feinheit psychologischer EntWickelung, Dumas durch markige Energie der Darstellungsweise und ein sittliches, wir möchten sagen reformaturisches Pathos, so zweifelhaft auch dessen Berechtigung sein mag, übertrifft.
Die großen Erfolge seiner rastlosen Feder verschafften Sardou das schöne Besitzthum in Marly, wie einst Scribe durch die finanziellen Eiträgnisse seiner Stücke in den Stand gesetzt worden war, sich jenes Palais zu kaufen, welches

durch seine Inschrift den vorüberziehenden Wanderer daran erinnerte, daß
der Dichter dieses Schloß auch ihm verdanke; denn wer hätte nicht sein Scherf-
lein dazu beigesteuert durch den Besuch der Scribe'schen Stücke? Die Ge-
nossenschaft dramatischer Autoren in Frankreich sichert denselben den vollen
Ertrag der Tantieme von allen Bühnen und da außerdem die Pariser Theater
für das Vorzugsrecht, daß ihnen die Stücke zugewendet werden, noch besondere
Prämien zahlen, so ist das Einkommen der Dramatiker jenseits des Rheins
ein ganz erhebliches. Doch noch eine andere glänzende Einnahmequelle hat
sich für Sardvu eröffnet, das Ausland, besonders Deutschland.

Ich besinne mich noch, daß bei einem Spaziergang über die Boulevards
im Jahre 1866 Sardou sich bei mir bitter über die geringen Einnahmen
beklagte, die ihm aus Deutschland zuflössen, so ost auch dort seine Stücke
gegeben würden. Wie ganz anders ist das seitdem geworden! Sardou und
die übrigen beliebten französischen Dramatiker erhalten in Deutschland größere
Honorare als deutsche Autoren; denn auch die Bühnen in den deutschen
Hauptstädten bezahlen wie diejenigen in Paris Prämien für das Vorzugs-
recht der Aufführung und das sind oft Summen, welche für viele deutsche
Dramatiker an Rheingold und andere sagenhafte Schätze erinnern. Unsere
Agenten antichambriren bei Sardou, um sich den Rang abzulaufen; unsere
Bühnen verwenden auf ein Sardou'sches Ausstattungsstück immense Summen
— kurz, Sardou kann auch für den erfolgreichsten deutschen Dramatiker
der Neuzeit gelten. Und noch mehr, er hat hier Schule gemacht; zahlreiche
Jünger schwören zu seiner Fahne; er ist dem deutschen Naturell sympathischer
als Augier und der jüngere Dumas; darum knüpft gerade an ihn unsere
moderne Salonkomödie an; ja es giebt manche Autoren, die ihm abgeguckt
haben, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und selbst mit diesen Aeußer-
lichkeitcn noch ganz anständige Bühnenerfolge in die Tasche stecken. Sardou
besitzt eine Technik, welche in der That viel Erlernbares hat für Nachahmer,
die sich auf dies Studium verlegen und dnrch's Fenster zu zeichnen verstehen.
Daß das elegante Salonstück bei uns durch die französischen Meister Mode
geworden, wollen wir nicht tadeln, es ist ein Gegengewicht gegen die stillosen
Schwänke; aber es giebt bei uns jüngere Autoren, welche alle Details Sardou's
nachdrechscln und nachciseliren, natürlich auch die Schwächen seiner Compositions-
weise mit hinübernehmcn ans Kosten deutscher Eigenart und deutscher Komik.
Jedenfalls ist Sardou jetzt eine dramatische Großmacht jenseits und
diesseits des Rheins und ein literarisches Charakterbild des Modedichters
zweier Nationen darf deshalb gewiß auf Authcil rechnen.

Sardou ist ein Zeitdichtcr und Sittenmalcr. der aus dem realen Leben
schöpft, obschon er sich auch im historisch-romantischen Genre versucht hat;
er bringt indeß nicht blos das kleinbürgerliche Genrebild, nicht blos die Herzens-
conflicte des Salons auf die Bühne, auch das politische, religiöse, sociale

Zeitbild. Er ist nicht blos Menander, er hat eine Ader von Aristophanes. Doch seine Fundgrube ist das moderne Leben, er verwerthet feine Erfahrungen, seine Beobachtungen. Den neueren Naturalisten freilich geht er nicht weit genug in seiner Darstellung der Lebenslvahrheit, er hat ja noch ein künstlerisches Gewissen, Aufbau, Technik; er hat Nespect vor den sogenannten Vorurtheilen des Publikums; er würde nie eine Prügelei in der Waschküche, wobei die eine Kämpfende mit dem Wäschschlägel an unsagbarer Stelle gebläut wird, oder das dsHi-Ium tremon« auf die Bühne bringen wie Zola in tVLLsommoir; er hat nicht den Muth, dem Leben in solcher Weise seine Tocnmente abzufordern. Deshalb wird er auch von Zola als ein Zurückgebliebener charaklerisirt. wie denn das ganze Drama dem Fortschritt, den der Roma» gemacht hat, noch nicht folgen kann. Sardou ist für Zola der Jünger Scribe's, der Vertreter des Jntriguenlustspiels, der Handlung um jeden Preis: „Seine große Eigenschaft ist die Bewegung; er hat nicht das Leben, er hat die Bewegung, eine verteufelte Bewegung, welche alle seine Personen mitfortreißt und der es bisweilen gelingt, über sie zu täuschen; mau glaubt, sie seien lebendig und sie siud doch nur gutgcarbeitete Marionetten. Der Geist, die Geschicklichkeit, die Witterung des Aktuellen, eine große Kenntniß der Bretter, ein ganz besonderes Talent für die Episode, verschwenderisch ausgestreute und lebendig ausgeführte Details. Das sind die vorzüglichsten Eigenschaften Sardous, aber seine Beobachtung ist oberflächlich; seine Stoffe find überall aufgegriffen und geschickt zusaminengefädelt. Die Welt, in die er, uns führt, ist eine Welt von Pappe, bevölkert mit Zappelmännchen. Man fühlt, wie in jedem dieser Werke der feste Boden unter ihm weicht. Immer findet sich eine unannehmbare Jntrigue, ein falsches, bis zum Extrem gesteigertes Gefühl, welches dem ganzen Stück zum Angelpunkt dient. Diese Stücke sind maßlos vergrößerte Vaudevilles, deren Komik Grimasse ist." Immerhin wird Sardou von Zola als Vorläufer und Vorarbeiter des Naturalismus anerkannt; die genaue Darstellung der alltäglichen Existenz ist sein Verdienst; cr hat dem Publikum den Geschmack daran beigebracht.

In diesem Urtheil Zola's ist bei aller Einseitigkeit viel Zutreffendes. Sardou ist ein Realist, ein scharfer Beobachter des menschlichen Lebens, und er hat die für einen Lustspieldichter unerläßliche Eigenschaft, die Schwächen der Menschen von ihrer ergötzlichen Seite aufzufassen und im Spiegel einer heiteren Tarstellung aufzufangen. Er ist ein Realist, der nicht bis zu den Rohheiten des Naturalismus fortgeht, die sich zum Theil, wie auch Zola zugeben muß, auf der Bühne von selbst verbieten. Was oben der scharfe Kritiker von der „Welt von Pappe" sagt, in die uns Sardou einführt, das hat ebenfalls sein gutes Recht, wenn anch in etwas anderem Sinn als es Zola meint: die Bühnenschablone, die das neue französische Theater beherrscht, ist für Sardou eine maßgebende gewesen und von Stück zu Stück es mehr geworden. In meiner Darstellung des „Französischen Dramas und Theaters unter dem Kaiserreich" sage ich: „Uns scheint, daß bisher nicht der Punkt -

getroffen wurde, welcher der Quellpunkt für die Eigcnthümlichkeit dieses Autors
ist. Sardou hat von allen neuen französischen Dramatikern die größte Be-
gabung für das echte Lustspiel und sein scharfes satyrisches-Talent liegt fort-
während mit den Anforderungen der Oomödis larino^snt« im Streit. Der
für ein französisches Publikum unerläßliche Beisatz des Rührenden liegt nicht
in feiner Sphäre. Er ist ein Meister in der Schilderung der Lächerlichkeiten;
als englischer und deutscher Dramatiker würde er sich dieser Meisterschaft mit
Behagen hingeben können; als französischer muß er auf die Schnupftücher des
Publikums Rücksicht nehmen. Indem er eine ernstere auf das Gemüth wirkende
Handlung in seine satyrischen Erfindungen hineinbaut, eine Handlung, die ihm
selbst wenig sympathisch ist, erhalten seine Stücke den Charakter des Zusammen-
gestückelten; es fehlt seinen Compositionen die Einheit, nicht blos die Einheit der
Handlung, wie die französischen Kritiker ihm mit Leidenschaft vorwerfen,
sondern, was noch weit schlimmer ist. die Einheit der Stimmung. Hierin
sind Augier, Dumas, Feuillet glücklicher; sie gehen in erster Linie auf psychologische
Analyse aus, welche für Ernst und Scherz ein gleichmäßigeres Element bietet;
Sardou mit seinen satyrischen Intentionen stößt auf spröderen Widerstand,
wo seine Handlung eine ernste Wendung nimmt."

In einigen seiner elften Stücke, in denen diese Wendung nicht so ent-
scheidend hervortritt, machen die Vorzüge seines Talents sich nach unserer An-
sicht am meisten geltend. Wir können hier von „Äonsisur üäi'st" und „Lss
?res 8?unt lZsrvuis" (18(i0) absehen, ebenso von dem Rünftlerdrama: „?iMoIiv"
mit seinen malerischen Tableaux, Von dem Feenstück „Don (Zuixots" mit seinen
phantastischen Illustrationen, die an Zeichnungen von DorS erinnern, von
dem Drama: .,I^a ?sile noirs" mit dem Eingriffe des Wunderbaren und den
Reminisccnzen an Rossinis .Diebische Elster", von dem noch romantischeren
Drama: ,^,es äisdles noirs" und der übermüthigen kalais-Roz'al-Posse .,I^es
Pommes 6u voisin"; wir führen diese Dramen nur an, um zu zeigen, wie Sardou
nach allen Seiten hin expermentirte, wobei er dem Charakter der verschiedenen
Pariser Theater, für welche er seine Stücke bestimmte, volle Rechnung trug,
aber diese Stücke zeugen nur von seiner virtuosen, in allen Sätteln gerechten
Buhncngewandtheit, sie liegen alle außerhalb der geraden Linie seiner Ent-
wickelung als dramatischer Autor.

Die beiden Werke, in denen er zuerst seine Befähigung für das echte
Luftspiel am glänzendsten documentirte, sind „I^es k'sttss üs mouoks" und
Kamills Rsnoitoo", und zwar nach verschiedenen Richtungen hin. Das
erste ist eins der lustigsten Situationsstucke der neueren Bühne, das zweite eins
der besten satyrischen Charaktergemälde.

„I^es ?»ttes äs monons", unter dem Titel „Ter letzte Brief" auch auf
deutschen Bühnen oft gegeben, ist eigentlich nur ein dramatisches Versteckspiel,
aber mit köstlichem Humor und mit einer unerschöpflichen Erfindungsgabe
durchgeführt. An den etwas gewagten Voraussetzungen, die man Sardou
zum Vorwurfe macht, fehlt es freilich auch in diesem Stücke nicht. Doch da

das Tempo desselben durchweg Scherzo ist, so nimmt man's damit nicht so
genau und läßt sich auch eine Möglichkeit gefallen, die sich nicht ganz leicht
zu lrgitimiren vermag. Mindestens hat der Autor nichts versäumt, was zu
diesem Zwecke dienen kann. Da befinden wir uns in einem Schlosse, das
seit drei Jahren unbewohnt und unberührt geblieben, seitdem die Tochter
der Schloßherrin einen Herrn Vanhove geheirathet hat. Die Domestiken
sind damit beschäftigt, alles abzustäuben; nur die Biscuit-Statuettc der Flora
darf nicht berührt werden; so ist's der Wille der Seligen gewesen, nachdem
der Zephyr auf dem Postament gegenüber bei den früheren Reinigungsarbciten
heruntergestoßen und in tausend Stücke zerbrochen wurde. Man könnte leicht
das so in's Detail gehende Domestikengeschwätz für müßige fhakespearisirende
Arabesken hallen; doch man sieht bald, daß es sich hier um ein für die
Handlung sehr wichtiges Motiv handelt. Ehe Clarissc, die jetzige Frau
Vanhove, ihren Gatten hcirathete, hatte sie eine kleine Liaison mit Prosper
von Block; sie war eine junge Pensionärin, sie schrieben sich Bricfchen, die
alle unter der Flora eine Stelle fanden. Eines Tages aber war Clarisfe nack
Paris gereist, um dem Willen der Mutter gemäß Herrn Vanhove zu Heirathene
vorher hatte sie aber an Herrn von Block einen Brief geschrieben, in dem
sie ihm alles anvertraute, ihn nach Paris zu kommen einlud — doch Herr
von Block kam nicht. Er hatte sich an demselben Abend im Park zwar keim
Erkältung, aber doch ein Duell zugezogen und lag längere Zeit an den Wunden
darnieder, bis er von Clarissens Verheirathung erfuhr. Aber dieser letzte
Brief, den er nie erhalten, dieser' für Frau Vanhove so comvromittirende
Brief — er muß noch unter der Flora liegen.

Das ist die Grundlage des Stückes, und sie ist recht künstlich zusammen-
geballt. Prosper von Block ist inzwischen in China gewesen und jetzt von dort
zurückgekehrt. Clarissens Enthüllungen überzeugten ihn, daß der Brief noch
vorhanden sein muß. Prosper hat um Clarissens Schwester angehaltene
Clarisse wünscht diese Ehe nicht im Hinblick auf ihre Antecedentien. Jetzt
beginnt die Jagd nach dem Briefe — Prosper und Clarissc suchen sich
desselben zu bemächtigen. Eine Freundin Clarissens, Susanne, wird mit in
daS Geheimnis! eingeweiht. Wie der Brief unter der Vase hervorgeholt
wird, herunterfällt, wie sich Prosper desselben bemächtigt: dies ist alles mit
der geschicktesten Bühncnmachc ausgeführt. Die folgenden Acte bringen die
weiteren Schicksale dieses letzten Briefes, die wirklich mit der glücklichsten
Laune erfunden sind: er wandert sogar in's Feuer, wird aber dort nocK
herausgcrettet, fliegt zum Fenster hinaus, wird von einem der Jäger, der
zugleich ein eifriger Käfersammlcr ist, als Papierhülse für einen Hirschkäfer
benutzt, den er in der Flinte mit nach Hause nimmt; zuletzt wird seine leere
Seite für einen anderen Liebesbrief verwerthett, dessen Schicksale wiederum
höchst merkwürdig sind. Der Doppelbrief geräth in die gefährlichsten Hände,
bis ihn Herr von Vanhove selbst verbrennt. Prosper und Susanne, die
Mitwisserin, die sich für ihre Freundin Clarissc opfert, werden ein Paar.

Das Stück hat keine Tendenz, keine moralische uder unmoralische
Etikette; es ist keine Satyre auf Zustände oder Persönlichkeiten darin ent-
halten; aber es ist höchst ergötzlich und spannend und die Handlung von einer
rastlosen Beweglichkeit. Es zeigt viele feinkomische Ciselirarbeit, wie in der
köstlichen Scene, in welcher der unreife Paul den Weltreisenden Prosper
furdert, und dieser ein japanisches Duell in Vorschlag bringt; auch die
Charaktere, besonders Prosper und Susanne, wie man auch über die
Plötzlichkeit denken mag, mit der sie zusammengeführt werden, haben joviale
Irische, während der eifersüchtige Herr von Vanhove und seine Freunde mit
dem Vexirspicgel des Humors aufgefangen und mit scharfer Silhouettenscheere
ausgeschnitten sind.
Dies Lustspiel war ohne Frage das verheißungsvollste von Sardous
Erstlingsftücken.
Gegenüber der dramatischen Escamotage, die in „Der letzte Brief" sich so
glänzend bewährt, lenkt „Die Familie Benoiton" in das ruhigere Fahrwasser
des Lustspiels ein, Shne sich zu der Höhe der Oomedis Iainio;'äat« zu erheben,
welche für die französische Höhenmefsung dramatischer Bedeutung so wichtig
ist. Allerdings streifen einige Scenen daran; doch der Charakter des Lust-
spiels im deutschen Sinne bleibt noch gewahrt. Der Autor wollte eine Satyre
auf die Putz- und Modesucht, auf die Toilettenwuth der Frauen schreiben
und er schwingt in seinem dramatischen Chciraktcrgemälde schonungslos seine
Geißel. Die Satyre oder die Moral, wenn man will, tritt oft in ganz
directer Form auf, ähnlich wie bei Benedix, und ist nicht blos in die Situa-
tionen, die Handlung hineingepaßt. Vater Benoiton ist wie der deutsche
Vater Hasemann ein schlechter Pädagoge und wird in der Erziehung seiner
Töchter durchaus nicht durch die Mutter unterstützt. Madame Benoiton ist
nämlich nie zu Hause, was von Sardou sehr geschickt zu komischer Wirkung
benutzt wird; man hört immer blos von Madame sprechen; sie spielt blos hinter
der Scene mit; sie kommt, um wieder zu gehen. Die eine verheirathete
Tochter Martha aber hat am Spieltische des Seebades Dicppe die Güte eines
Cavaliers in Anspruch genommen, um ihre Schulden bezahlen zu können:
dadurch entsteht allerlei Verdacht und eine Verwickelung, welche in's ernstere
Gebiet überzugehen droht, sich aber doch noch rechtzeitig in freundlicher Weise
löst. Die innere Zerrüttung der Familien durch den Modeteufel ist nie mit
solcher Lebenswahrheit dargestellt worden, wie in dem Sardou'fchen Stücke.
Die künstlerische Eigenart des Autors, in Gruppen zu schildern, denselben
Grundgedanken in verschiedenen Varianten auszuprägen, eine Eigenart, die
sich schon in der .Familie Benoiton" ankündigte, tritt noch weit schärfer
hervor in „Nos Intimst. Hier hat es sich der Dichter zur Aufgabe gestellt,
unsere guten Freunde zu schildern, wie sie in die Familien einbrechen und
auf Conto der Freundschaft wirtschaften. Diese guten Freunde unterscheidet
der Arzt Tholosan, welcher als Chor des Stückes auftritt und die Moral
. desselben verkündet, scharf von den wirklichen Freunden. Er entwirft eine

Musterkarte der lntimss: „Der despotische gute Freund nöthigt mich, alle seine Commissionen zu besorgen; der nützliche gute Freund macht mich zum Stichblatt seiner Witze; der indiscrete gute Freund schildert den Männern laut meine kleinen Schwächen, und den Weibern schildert er sie leise und macht sie groß, und so weiter bis auf den, welcher Bücher von mir entlehnt und sie mir nicht wiedergiebt, bis auf den, welcher mein Weib von mir entlehnt, das er mir aber wiedergiebt." An dieses Programm hat sich Sardou nicht streng gehalten: die Colonie von Freunden, die sich bei dem Herrn Caussade angesiedelt hat, besteht aus allerlei ergötzlichen Exemplaren, welche indeß jene Rubriken durchaus nicht decken. Da ist vor Allem der neidische Freund Vigneux mit seiner gleichgesinnten Gattin Eulalia; da ist der grämliche Marecat, der die ganze Hausordnung nach seinen eigenen Wünschen umstoßen will, mit seinem vielversprechenden Söhnchen Raphael; da ist Maurice Duval, welcher der Frau des Hausherrn in bedenklicher Weise den Hof macht; da ist ein Militär aus Algier, Abdallah, dem Haus-herrn wildfremd, der sich aber als intimer Bekannter aufspielt, bis es sich ergiebt, daß der brutale Söldner sich in dem Vornamen des vermeintlichen Freundes und in der Adresse geirrt hat. Caussade lebt im Krieg mit einem seiner Nachbarn: sie werfen sich gegenseitig ihre Cactus- und Dahlienstöcke über die Hecke. Die Freunde benutzen das, um in aller Eile ein Duell zu arrangiren, der algierische Bramarbas voran. Die Liebe des jungen Maurice zu Cäcilie scheint das beliebte ernste Motiv der Ehebruchsdramatik in die Handlung zu verweben. Doch Sardou beseitigt unsere Furcht vor solchem Conflict durch die lustspielartige Wendung, die er dieser Licbesscene giebt: der Doctor Tholosan erklärt der Frau Cäcilie, daß Maurice herzkrank sei, jede Aufregung, besonders auch jedes Niederknieen vermeiden müsse und als der junge Mann nun richtig seine Liebeserklärung vorbringt, da empfindet Cäcilie dabei nur die Angsr, er könne sich schaden oder gar um's Leben bringen, und dies pathologische Interesse giebt der ganzen Scene einen stark-komischen Beigeschmack.

Auch dies Lustspiel gehört zu Sardou's besten Sittenkomödien und wenn eine Hauptintrigue fehlt, welche das ganze Stück beherrscht, wenn die Gliederung der Handlung in einzelne Gruppen vorwiegt, so entschädigt dafür die gleich-mäßige Spiegelung der satyrischen Grundidee, in den Charakteren und Situationen, die durch sie hervorgerufen werden.

In einem anderen Sittenbilde: „I^ss Visux (Z»ry«i)s'° ist die Dar» stellungsmeise dieselbe; die Helden des Stückes sind Junggesellen, wie in Benedix' „Ein Lustspiel". Diesmal aber ist Sardou ganz in das Gleis des Rührstückes hinübergelenkt und ist durch die zweifelhafte Tragik, welche er in das Schicksal des einen alten Junggesellen verwebt, aus dem Lustspieltou herausgefallen. „Es war gewiß." heißt es in einer Schrift über das neu-französische Theater, „ein glücklicher Griff von Sardou gewesen, die alte» Junggeselle» in ihrer Lächerlichkeit zu geißeln; er hat sich durch diese Skizze

ein Verdienst um die Gesellschaft erworben, welches Octavius Augustus, der Gesetzgeber der Julia und Papia Poppaea, gewiß mit einem Sabinum oder Tusculum belohnt hätte. Doch in diese heitere Welt echter Komödie tritt nun ein ernster Conftict, eine Scene zwischen Vater und Sohn, welche an das Hildebrandlied und den Kampf zwischen Hildebrand und Hadubrand erinnert. Der alte Mortimer, einer der, galantesten Junggesellen des seocmä «mpirs, gerieth in Streit mit Herrn von Nantya, seinem eigenen Sohne, wie sich später bei dem rührenden Abschluß ergiebt." Vor Allem ist der ernste Ton in diesen Scenen, auch in den Monologen von Mortimer, der auf sein an Abenteuern reiches Lebm zurückblickt, ein ganz fremdartiges, auf den Stamm des Lustspiels ausgeknipstes Reis: es bringt uns um die gute Laune und versetzt uns nicht in eine gerührte, sondern in eine peinliche Stimmung. Der alte Mortimer, der ein junges unschuldiges Mädchen zu verführen sucht, welches in seiner Harmlosigkeit einen glänzenden Sieg über seine Verführuiigskünste davonträgt, ist überhaupt eine wenig sympathische Figur. Sardou beginnt hier den Erfolg des Stückes auf die großen Scenen zu bauen, in denen sich die dramatische Handlung energisch zusammenrafft, aber nur für die melodramatischen Wirkungen des Rühr- und Thränenspiels, in denen sich die heitere Muse verabschieden muß. Und welche ergötzlichen Bilder hat die letztere gerade in diesem zur Tragikomödie verpfuschten Lustspiele geschaffen! Welche köstlichen Exemplare sind die beiden anderen Junggesellen neben dem Don Juan Mortimer: Claviöres, der mit der Frau seines Freundes Du Borug, Rebecca, eine Art von Liaison hat. die aber keinen ernsten Charakter annimmt, sondern den guten Junggesellen nur in ganz Paris herumjagt, während die Geliebte durch fortwährende Gewissensbisse sich und ihn beunruhigt, und der schwerfällige geistesbeschränkte Beaucourtois, der von seiner „Nina" so hinters Licht geführt wird. Nehmen wir dazu den Herrn von Tro'ines, der als junger Gatte auf Abenteuer ausgeht und im Hause eines Freundes zwei Tage lang einen schweren Rausch ausschläft: so sehen wir eine Fülle der mit übermüthiger Satyre ausgeführten Genrebilder vor uns, die aber anfangs mit solcher Gleichberechtigung in den Vordergrund treten, daß man es als ein Mißverhältniß empfindet, wenn der eine aus diesem Kleeblatt zu einer pathetischen Größe herauswächst. In seinen späteren Effectstücken war Sardou in der Abtönung der Haupt- und Nebengruppen glücklicher, doch da war das Genrehafte von Hause aus mehr Arabeske.

Der Kampf zwischen dem Genremaler und dem Rührdramatiker als ein noch unentschiedenes, nicht abgeschlossenes Ringen, prägt sich noch in drei Stücken aus: „Nos Kons Villssssois/' „I^s8 Litovsns äs ?«nt-L^«z^ und „Usison neuf«". In diesen Dramen ist die Tendenz das Sittengemälde gewisser Lebenskreise und die sensationellen Motive sind von außen hineingetragen. Diese Convenienz lastet auf Sardou's Talent, giebt ihm etwas Unfreies und Schiefes, wie auch diese Stücke wiederum beweisen.

„Unsere guten Landleute" sind die Bewohner eines Dorfes in der Nähe

Von Paris; sie haben einen so ausgeprägten Localpatriotismus. daß ihnen alle Pariser, die sich bei ihnen niederlassen, verhaßt oder sogar verdächtig sind. Am meisten gehaßt ist der Main, Baron Dumesnil, und gerade wegen der Wohlthaten, die er der Gemeinde erwiesen hat. Dem Bauernvolk ist alles, was mehr Bildung hat, widerwärtig; es sind Tenier'sche Bilder, die uns der Autor aus dem Leben dieser guten Landleute entrollt; diese Wasch-, Fischerei- und Rasirscenen, dieser Aufmarsch der neuformirten Feuerwehr, deren Thätigkeit mit dem Humor der Fliegenden Blätter geschildert wird: dem Baron, der die Spritze aus Gefälligkeit in seine Remise nahm, ruiniren sie Wagen und Pferde und dm Pariser Morisson, bei dem auf dem Remisen» dach eine Handvoll Stroh in Brand gerathen, aber gleich gelöscht wurde, jagen sie aus dem Hause, bilden die Kette; der eine lenkt den Schlauch, die andern pumpen, bis Zimmer und Bett unter Wasser stehen und die Stühle zu schwimmen anfangen. Sollte Sardou, der es ja in Marly bis zum Maire gebracht hat, seine eigenen Erfahrungen inscenirt haben? Keinesfalls haben diese Dorfgeschichten eine Ähnlichkeit mit den deutschen, in denen ja Behaglichkeit und Gemüth vorherrscht und die poetische Beleuchtung der Idylle: hier ist Alles in ein scharfes satyrisches Licht gerückt. Der neidische ehrgeizige Apotheker Floupin, der schadenfrohe Gemüsegärtner Grinchu, der Feldhüter, der Barbier und die anderen sind die unliebenswürdigsten, in ihrer Gesinnung rohesten Menschen, es ist eine von Gehässigkeit und Neid gleichsam grinsende Gesellschaft. Floupin, der mit seinen Droguen und seiner gespreizten Halbbildung das ganze Dorf beherrscht, will Maire werden. Deshalb gilt es den Baron zu verdrängen und damit ist der Faden gefunden, der diesen genrebildlichen Theil mit dem ernsten verknüpft.

Auf den Wunsch seines Sohnes Henri hat sich ein Pariser. Morisson. in dem Dorfe niedergelassen: Henri, ein junger Advocat, besucht den Vater, er hat bei dieser ganzen von ihm angeregten Villegiatur seine Nebenabsichten: er liebt die Frau deS Mnire's, Baronin Pauline, die er mit ihrer Schwester Gencvieve auf einer Reise in den Pyrenäen kennen gelernt hat: sie war anfangs kokett genug, sich von ihm den Hof machen zu lassen, ihn zu ermuthigen. So sucht er eine Begegnung mit ihr, des Nachts im Park; sie gewährt ihm das Rendezvous, um ihre Briefe zurückzuerhalten. Henri's Umherschweifen im Park macht ihn dem Gemüsegärtner verdächtig: man spricht darüber im Dorf; die guten Leute treffen gleich das Richtige; sie halten ihn nicht für einen Dieb, sondern für einen Liebhaber der Baronin uud hoffen, der kleine Scandal werde dem Maire seine Stelle kosten. Am nächsten Abend dringt Henri wieder in die Villa ein: die Dörfler veranstalteten ein Kesseltreiben; Henri kann nicht wieder heraus; er rettet die Ehre der Baronin, indem er sich für einen Dieb ausgiebt und ihre Edel^ steine an sich nimmt.

Dies Motiv kommt schon in früheren französischen Romanen vor: eS ist bekanntlich auch in Freytags „Valentine", wenn auch in gänzlich abweichender

Variante, benutzt. Nun folgt ein Verhör, bei welchem die Baronin die im neufranzösischen Drama üblichen Marterstationen durchmachen muß. Ter Baron gewinnt die Ueberzeugung, daß Henri seiner Frau wegen eingedrungen, und zwingt ihn zum Geständnis;, indem er drvht, seinen Vater als Mitschuldigen verhaften zu lassen. An Stelle des Processrs tritt das Duell aber auch da erscheint ein rettender Engel, Gencviöve, eine echte Pariser ingönns, was sich auch darin zeigt, daß sie gleich auf's Hcirathrn losgeht. Ihre Bekenntnisse beweisen zugleich, daß Pauline Henri schon auf der Reise zurückgewiesen hat und vor ihm geflüchtet ist, und der junge Advokat überzeugt sich noch recht-zeitig, daß er eigentlich Gcneviöve liebt.

Als Dramatiker hat Sardon seine Schuldigkeit getha», indem er schon im ersten Acte in einer Scene zwischen Henri und Genevi^ve die Schluß-Wendung vorbereitete, noch mehr in der großen Scene des vierten Actes- aber ist es ausreichend für den Psychologen, ausreichend für den tieferen Antheil an den nun folgenden Begebenheiten, wenn Henri nach der ersten Begegnung mit Geneviöve ausruft! „Bei Gott, bin ich eine Viertelstunde in ihrer Gesellschaft, so ist sie es, die ich liebe. Ein vernünftiger Mensch kann keinen Augenblick schwanken, er muß sein Herz der strafbaren Liebe verschließen und es der reinen Flamme weihen, die ihm so süß verlockend winkt — aber — ich bin kein vernünftiger Mensch!" Und wenn er sich nach solchem Bekenntniß an der Flamme der strafbaren Liebe die Finger verbrennt — wem soll das Theilnahme für die großen Scenen einflößen, welche die Folge der eingestandenen Unvernunft sind?

In der That, als satirischer Genremaler bewährt Sardou in dem rustikalen Theile des Stückes seine Meisterschaft. Das Gerüste aber, auf dem die Sensationsscenen aufgebaut sind, ist etwas schwankend, das eigentliche Lustspiel wird dadurch verpfuscht und die Stimmung eine sehr getheilte.

Dasselbe gilt von den „Modernen Kleinstädtern", „les Koni-FsoiL ck« ?«nt> ^,1-05" (1873), anch hier handelt es sich, insoweit der Antvr durch den Titel seine Intentionen ausdrückt, wie bei dem vorigen Stücke um ein Gruppenbild, einen satyrischen Gobelin, in welchen Sardou den romantischen Faden einer erfundenen Handlnng verwebt hat. Das Stück ist augenfällig nach der Schablone der „Guten Landleute" gearbeitet, die Verknüpfung der Haupthandlung mit den Genrebildern geschieht ganz in derselben Weise: durch die Neugierde der auf der Lauer befindlichen Gesellschaft. Nur spielt sie ein sociales Stockwerk höher: bei den Kleinstädtern statt bei den Bauern. Ein Partei- und Wahlkampf bildet für diese Gruppe den Mittelpunkt. Neben dem Maire Trabu, seiner Frau Clarisse, einer ehrgeizigen Modedame, einer aufgedonnerte» Kleinstädterin, spielen als Vertreter entgegengesetzter Parteien Anselm Brockst, der Bruder der Baronin von Saint-Andrö, nnd der Prcifccturrath Clavajol eine Hauptrolle. Der schwankende Maire ist köstlich gezeichnet, ebenso die alte feine Madame dotieret mit ihren Erinnerungen an die schöne Zeit, wo ihr die verbotenen Aepfel im Paradies allzugut geschmeckt haben.

Alle diese Personen und Gruppen sind sehr ergötzlich. Wieder aber braucht Sardvu große Scenen, welche diesen ergötzlichen Genrebildern aufgepfropft sind. Dem Sohn einer Baronin von Saint-Andrö enthüllt ein Fräulein Marcclle Aubry, eine Modistin, daß sein Vater während später Ehe ein Verhältniß mit ihr gehabt, das nicht ohne Folgen geblieben ist. Daß sie zu dieser Enthüllung sich gcnöthigt sieht, war schwierig zu motiviren, und in der That erscheint die Motivirung hier geradezu künstlich und nicht vollkommen überzeugend. Der Sohn bietet alles auf, wieder gut zu machen, was der Vater gesündigt hat. Seine erste Sorge aber ist, der Mutter um jeden Preis die Angelegenheiten zu verheimlichen, um ihr eine bittere Enttäuschung, einen herben Schmerz zu ersparen. Doch der Spürsucht der Kleinstädter entgeht die Begegnung von Fabrice und Marcclle nicht; in der effektvollsten Scene des Stückes wird die Letztere wie ein Wild im Netz cingefangen und es bleibt Fabrice nicht? übrig, als sie für seine eigene Geliebte zu erklären, aus Lüde zu seiner Mutter. Damit sagt er sich auch von seiner Braut Berengöve los. Reizend ist die Scene, in welcher er unter vier Augen diese von der Unwahrheit seiner Erklärung zu überzeugen sucht, indem er an ihr unumschränktes Vertrauen apvellirt. Am Schlüsse löst sich der Conflict in freundlicher Weise: die Mutter erfährt Alles durch ihren Bruder und tröstet, sich über die frühere Untreue des Gatten durch das stolze Bewußtsein, einen so edlen Sohn zu besitzen. Diese Verherrlichung kindlicher Pietät gegenüber Eltern, denen ein Makel anhaftet, erinnert nn Augler's „Haus Fourchambautt".

Mit demselben unausgeglichenen Gegensätze zwischen dem satyrischen Genrebild und den Effectscencn, die durch gar kein künstlerisches Band, sondern nur durch die Willkür des Dramatikers und seine technische Geschicklichkeit mit einander verknüpft sind, ist auch die Komödie: „Usi«ou nsuts" behaftet, welche eine ganz actuelle Pariser Modrkrankheit geißelte: die Sucht, in die neuen luxuriösen Häuser der von Napoleon III. errichteten Boulevards zu ziehen und die Wohnungen zu verlassen, in denen der Väter Hausrath noch an seinem Platze stand und eine bescheidene Existenz noch möglich war. Sardou zeigte hier wiederum seine Feinspürigkeit gegenüber allen gesellschaftlichen Verirrungen, welche die Satyre des Lustspieldichters herausfordern können, und bewährte von Neuem seine satyrische Ader; aber die Sensationsmotive waren hier in bedenklicher Weise gesteigert: die Opiats- und Entführungsscenen appellirten schon an melodramatische Wirkungen; man empfand in mißlicher Weise den Contrast zwischen behaglicher Genremalerei und der fieberhaften Unbehaglichkeit, welche diese grellen Erfindungen hervorrufen mußten.

Mit Ausnahme der ..IZomFoois 6s kcmt-^r«^ sind alle diese Stücke Sardou's vor 1866 geschrieben worden; sie bezeichnen seine erste Epoche, in welcher das Genre überwog oder zu gleicher Hälfte sich mit der Effectdramati! die Herrschaft theilte. Wenden wir uns jetzt den Dramen Sardous zu, in deren Mittelpunkt von Hause aus ein Held oder, wie es fast immer der Fall ist. eine Heldin steht. Die malerische Gruppenbildung ist damit nicht ausge-

löscht, aber sie hat keinen selbständigen Werth mehr, so köstlich gerade oft
oie Nebencharaktere gezeichnet sind; sie führt uns nur die gesellschaftliche Atmo-
sphäre vor, um mit Zola zu sprechen, das milimi, worin die Hauptpersonen
sich bewegen. Die Handlung drängt von Hause aus zu den großen Scenen
hin, die organisch mit ihr verwachsen und nicht blos kostbare Einlagen sind.
Gerade diese Stücke, die mit großer technischer Geschicklichkeit abgefaßt sind,
indem Sardvu ein gelehriger Schüler seiner auf diesem Gebiete erfolgreichen
Vorgänger ist, verdienen indeß den Tadel Zola's, daß sie meist eine unan-
nehmbare Voraussetzung haben und ihnen die innere Wahrheit fehlt. Einige
derselben sind als bürgerliche Trauerspiele zu betrachten; denn der tragische
Ausgang hebt sie aus dem Bereiche der Komödie heraus. Doch vergebens
würde man in ihnen das ernste Schicksal suchen, „welches den Menschen er-
hebt, wenn es den Menschen zermalmt". Dagegen versteht sich Sardou darauf,
seine Helden und Heldinnen in einer Weise zu martern, daß dem Publikum
i>er Angstschweiß auf die Stirne tritt: mit solchem Raffinement setzt er die
psychologischen Daumenschrauben an, auch oft in den Komödien, die zum
Schluß noch einen günstigen Ausgang haben. Sardou's Muse hat einen
grausamen Zug. Solche Grausamkeit zeigte freilich auch der jüngere Alexandre
. Dumas, während der Vater mit Vorliebe geschichtliche Stoffe wählte, in
denen nicht die Seele der Heldin, sondern ihr Leib gefoltert wurde, ganz
im Stil der alten Märtyrerlegenden. Etwas von dieser Grausamkeit muß
im französischen Nationalcharakter liegen.

Zwei der wirksamsten Stücke Sardou's, „Fernande" und „Dora", die auch
in Deutschland über fast alle Bühnen gingen, haben eine innere Verwandt-
schaft mit Bezug auf das, was man die Aschenbrödelstimmung nennen könnte.
Man muß allerdings das unschuldige Bild der lieblichen deutschen Märchen-
prinzessin dabei aus dem Spiele lassen; wenigstens Fernande hat nichts mit
ihr gemein; aber Fernande wie Dora sitzen als Stiefkinder der Gesellschaft
an einem häuslichen Herde, der sie mit Asche bestäubt, und werden nachher,
.wenn auch nicht Prinzessinnen, doch durch edle Männer, deren Liebe sie be-
seligt, in eine reine freie Sphäre entrückt. Beide sind aufgewachsen unter
zweideutigen Persönlichkeiten, zu denen auch ihre Mütter gehören: Fernande
«m Spieltisch, Dora im Kreise feiler diplomatischer Agenten und Agentinnen.
Das Aschenbrödel der Spielhölle ist gleichsam die Tochter des Hauses:
ihre Mutter, deren Lebenslauf sie ganz in das Reich der verlorenen Seelen
verweist, hält selbst die lable ä'Iwts, die sich dann in den Spieltisch ver-
wandelt. Hier Verkehren sehr zweifelhafte Dämchen, freche Rouös, aben-
teuernde Schwindler jeder Art: und in diesen Kreisen ist Fernande aufge-
wachsen, wie Eugen Sue's ?l«ur clo Asrio, ohne Schaden an ihrer Seele
zu nehmen. Die Schilderung dieses millsu ist durchaus drastisch: das Ab-
stoßende überwiegt fast das Komische; namentlich ist der brutale Noqueville,
welcher Fernande tyrannisirt, ein widerwärtiger Charakter. Das junge Mädchen
will sich das Leben nehmen, es stürzt sich unter die Räder einer Equipage,

doch es wird gerettet und die vornehme Dame, Clotilde, die in jenem
Wagen fuhr, sucht Fernande in ihrer Wohnung auf; hier geräth sie in den
Spielsalon und trifft dort einen früheren Habituv desselben, einen Advocaten
Pomerol, der ihr' ein Bild des wüsten abscheulichen Lebens mit frappanten
Zügen entwirft, Sie läßt sich nicht abschrecken; sie will es schaudernd miterleben;
sie und der Advocat beschließen, Fernande aus diesen unwürdigen Verhältnissen
zu erretten, und zwar am nächsten Tage. Wegen eines von Roqneville her-
vorgerufenen Scandals, über den die Mutter außer sich ist, und zum Fenster
hinausrufend Lärm macht, steht die Ankunft der Polizei in nächster Aussicht.
Deshalb gehen die beiden Besucher rasch fort aus dem berüchtigten Local.
Clotilde hat einen Bräutigam Andr6, der sie in letzter Zeit vernach-
lässigt und hintergeht: er giebt vor zu verreisen und bleibt in Paris; er
liebt ein Mädchen, das er gesehen, das er überallhin verfolgt: es ist Fernande.
Clotilde hat sie zu sich genommen mit der Mutter: sie wohnen im Seiten-
gebäude; Aiidr« macht die ihn hoch erfreuende Entdeckung, Clotilde spielt die
Gleichgültige und entlockt so Andrv ein volles Geständnis;: sie hört es mit
anscheinender Ruhe an, doch sie fühlt sich auf's Tiefste gekränkt und durstet
»ach Rache.
So hat Sardou die dramatischen Karten gemischt: die Retterin wird
zur Verderberiii : sie trägt dazu bei, Andrv das ersehnte Glück zu ver-
schaffen; er soll das Mädchen hcirathen, dessen Vorleben er nicht kennt, und
sich so vor der Welt für immer compromittiren. Doch wie, erfährt er nichts
davon? Nicht von Fernande selbst? Sie will ihm alles gestehen; doch Clotilde
behauptet ihm bereits gesagt zu haben, in welchen Verhältnissen die auser-
wählte Gattin aufgewachsen ist. Fernande kann sich die Qual des Geständnisfes
ersparen. Und doch erkennt das arme Mädchen aus der Art, wie sich Andro
ausspricht, daß er noch an ihre Unschuld glauben muß. Sie ist auf der Folter.
Da räth ihr Clotilde, am Hochzcitsmorgen an ihn zu schreiben. Andrö er-
hält den Brü'f, bricht sogar das Cvuvert auf: man sieht dies durch's Fenster;
aber er liest ihn nicht, und Fernande ist glücklich in der Meinung, daß er
ihn gelesen und ihr verziehen hat. Clotilde behauptet, der Brief sei von ihr;
doch er solle ihn erst lesen, wenn er aus der Kirche zurückgekehrt. Und
Andr« erfährt nichts von Pomerol? Ter ist nach Corsika gereist, kommt gerade
zurecht zur Hochzeit; doch Clotilde weiß ihn aufzuhalten, plaudert mit ihm,
bis das Unglück geschehen. Er hat keine Ahnung davon, daß Fernande Andrv's
Braut ist . . . Mutter und Tochter hatten einen andern Namen angenommen.
Da erblickt er sie an Andrü s Seite. Jetzt will Clotilde ihren Revolver ab»
feuern — den Brief überreichen, doch Pomerol hindert sie mit Gewalt daran
— und entreißt ihr das Schreiben. Im letzten Acte weiß sich Clotilde doch
bei Andrö einzuschleichen, enthüllt ihm Fcrnande's Herkunft und freut sich des
höllischen Triumphes ihrer Bosheit: da erscheint Fernande — die zweite
große Scene; nun endlich erkennt sie. daß ihr Gatte von nichts weiß, und
steht ihm vernichtet gegenüber. Doch der rettende Engel ist nah: der Advokat

Pomerol versteht zu plaidiren, Fernande's Brief ist zur Hand als Beweisstück, daß sie vor der Hochzeit ihm nichts verschweigen wollte. Andre wird gerührt — und verzeiht. Hätte er den Brief gelesen als er ihn erhielt: so wäre Clotilde um ihre große Rachescene gekommen. Warum hat ihn Andre nicht gelesen? Wahrscheinlich Zufall ... er war zerstreut, er beschäftigte sich nur mit seiner Hochzeit. Durch solche kleine Mäuselöcher hindurch windet sich die Jntrigue bei Sardou; er ist ein geschickter Escamoteur, aber wenn man ihm auf die Finger sieht, da merkt man doch, daß er durch kleine Kunststücke seine großen Wirkung?« erreicht. Nichts war erklärlicher, als daß Fernande Andre selbst in ihre Vergangenheit einweihte: hatte Clotilde bei ihrem Rache-plane nicht an diese naheliegende Möglichkeit gedacht? Doch nun dreht und wendet sich Sardou, um das Natürliche fortzuescamotircn. Er ist unerschöpf-lich in kleinen Hülfsmitteln' aber man glaubt ihm nicht.
Sehr fein weiß Sardou die Gewichte der Schuld abzuwiegen, soweit sie einen Druck auf das Geschick der Heldin auszuüben vermögen. Daß Fernande die Tochter einer Kupplerin und in der schlechtesten Gesellschaft aufgewachsen, das scheint ihm nicht auszureichen für die Rache der Clotilde: dabei wäre die Heldin immer noch ein deutsches Aschenbrödel gewesen. Nein, er läßt die Arme schuldig werden: am letzten Tage, als sie schon Aussicht hat. aus diesen schmachvollen Verhältnissen durch die Güte ihrer Beschützer errettet zu werden, giebt sie sich Roqueville hin, durch seine Drohungen und Versprechungen bethört, um ihre Mutter aus dem Gefängniß zu retten. Doch Madame hat ja schon vorher vierzehn Tage in Haft gesessen: dafür opfert sich eine Tochter nicht. Und diese Hingabe im allerunwahrscheinlichsten Moment! Hielt Sardou sie für nöthig, um aus Fernande eine Magdalene zu machen, so mochte diese Sünde viel früher begangen werden.
Keine Magdalene, sondern durchaus ein schuld- und fleckenloses Mädchen ist „Dora" in dem gleichnamige» Drama doch auch sie wird gefoltert, wie die schuldige Fernande; auch von ihr heißt es: „per aspers acl astrs." In diesem Drama hat sich Sardou einen eigenthümlichen Ausschnitt der modernen Gesellschaft für seine satyrischen Bcleuchtungseffecte gewählt: die diplomatischen Kreise zweiten Rangs, einen Sumpf, in welchem der Tanz der internationalen Irrlichter sein Spiel treibt. Zu allen Zeiten hat es neben der offiziellen Diplomatie eine Diplomatie niederen Ranges gegeben, welche für jene die Handlangerdienste verrichtet, die Spionage betreibt, die gewünschten Nachrichten herbeischafft. Selbst in der officiellcn Diplomatie haben die Frauen bisweilen eine bedeutende Rolle gespielt, in dieser Diplomatie der Antichambre in der Regel die Hauptrolle. Die Frauen in dem Sardou'schen Stücke sind meistens die Damen der Dumas'schen Halbwelt, aber aus dem bürgerlichen Leben in die Kreise versetzt, in denen die Politik und das Völkerrecht nach den Grund-sätzen des Macchiavelli gepflegt werden. Das war ein Stoff für Sardou's bewegliche Phantasie, welche stets eine Reihe von Typen auf einmal entläßt. Welche buntscheckige Garderobe aus allen Zonen konnte er hier anwenden, welche

Physiognomien zeichnen in diesein diplomatischen Bagno; denn viel besser ist die Gesellschaft nicht, in die er uns führt. Eine den untersten Volksklassen Londons entstammende, bereits mehrfach als Diebin bestrafte Gräfin Zicka spielt darin eine Hauptrolle. Daneben eine spanische Generalswittwe, die Marquise von Rio-Zarös, die allerdings eine richtige Marquise ist, und ihre Flinten, mit denen sie Handel treibt, so rechtmäßig ererbt hat, wie die Großherzogin von Gerolstein den Säbel ihres Vaters, deren Gatte aber zu den abenteuernden Generalen gehört, die in beiden Zonen als Generale Bumbum die Pauke ihres Ruhmes schlagen. Dann bewegt sich in diesen Salons eine russische Fürstin, eine Engländerin, ein verfolgter Ungar, ein österreichischer Diplomat, der voller Schliche und Kniffe ist; außerdem noch ein für politische Zwecke thätiger französischer Abgeordneter. Die Sache, um die es sich handelt, ist so unbedeutend und gleichgültig wie möglich. Weder die Flinten der Frau Marquise noch die römischen Aktenstücke interessiren irgend Jemand. Daraus kommt es dem Autor nicht an: er sucht diese Agenten und Agentinnen bei ihrer Arbeit auf. Das Resultat derselben fällt gar nicht in's Gewicht. Ihre Mittel und Wege sind im Großen und Ganzen dieselben. Zu diesen gehört auch der diplomatische Diebstahl: und ein solcher steht im Mittelpunkte der Handlung und geht sogar auf offener Bühne vor sich. Gräsin Zicka ist die Diebin, was bei ihren Antecedentien weiter nicht Wunder nimmt. Dieses Diebstahls wird indeß Dora verdächtig — und so läßt Sardou aus diesem diplomatischen Wirrwarr eine Herzensgeschichte mit fesselnden Zügen heraus-wachsen. Ein reizendes Kind, unschuldig, dabei voll stolzen Selbstgefühls, durch die sittlichen Ansteckungen aller Zonen unberührt, bewegt sich diese Dora neben einer speculirenden Mutter, die in ihrer Armuth die Hand ihrer Tochter verkaufen will, in einer Gesellschaft, die nicht einmal diese Hand zu kaufen w'ünscht, sondern eine in solchen Kreisen aufgewachsene Schönheit für eine leichte Beute hält. Dieser Contrast einer, man möchte sagen, unüber-windlichen Unschuld mit einer grenzenlosen Corruption ist nicht ohne poetischen Reiz. Einen frechen Bewerber um ihre Gunst weist Dora mit Energie zurück und wird dann beglückt durch die Hand des Mannes, den sie liebt, Andrö von Marvillac. Doch eine unglückliche Verkettung von Zufällen läßt sie als die Schuldige erscheinen, die dem eigenen Gatten ein diplomatisches Aktenstück entwendet hat. Diesen Conflict gipfelt Sardou zu der großen Hauptscene des vierten Actes, welche reich ist an wohlthuenden Wendungen. Tie gekränkte Unschuld weist nicht nur den entwürdigenden Verdacht zurück, sondern auch die Liebesleidenschaft des Mannes, der sie für schuldig hält und doch von ihren Reizen hingerissen ist. Sein Freund Favrollc stellt indessen mit der Schlauheit eines Jnquisitionsrichters der Gräsin Zicka eine Mausefalle, in welche diese hineingeräth. Dora ist gerettet. Die Unschuld triumphirt und das Laster zieht von bannen, begleitet von der gebührenden Verachtung. „Dora" ist vielleicht das am meisten sympathische Stück von Sardou; jedenfalls ist Dora selbst feine am meisten sympathische Heldin.

victorien scirdo».

Es ist oft behauptet wurden, daß der dramatische Proceß große Ähn-
lichkeit mit dem juristischen habe. Sardou ist in der That ein vortrefflicher
Criminalist; er versteht es, die Schuldigen in seinen Dramen in die Enge zu
treiben, und setzt sie oft im dramatischen Verhör einem vernichtenden Kreuz-
feuer aus: das sehen wir schon in den letzterwähnten Stücken. Doch er hat auch
in vollständiges Criminaldrama geschrieben: „?srr6«1" (1875), in welchem zu-
gleich die satyrischen Hiebe auf die Criminaljustiz nicht fehlen. Schon die unruhige
Beweglichkeit der ersten Salon- und Genrebilder wirft auf die Justiz ein
hin- und herflackerndes satyrisches Licht. Haben doch ihre öffentlichen Ver-
handlungen für das große Publikum nur die Bedeutung eines die Neugierde
reizenden Schauspiels und die fieberische Angst und Hast dieser um ihre Plätze
besorgte» Damen zeigt die Evasnatur, die bei den feierlichen Sitzungen der
Themis auf ihre Kosten kommt. In der Unterhaltung zwischen Ferröol und
dem Staatsanwalt Lavardin wird mit großer Beredtsamkeit das unselige
Vorurtheil hervorgehoben, welches dem Berufe der Juristen anhaftet, indem
sie in Allem, was der Angeklagte sagen oder thun möge, immer nur einen
neuen Beweis gegen ihn sehen. So verurtheilt denn auch im Laufe des
Stückes der Gerichtshof einen gänzlich Unschuldigen und der glänzende Ver-
theidiger, der das Damenpublikum entzückt, hat ebenfalls keine Ahnung von dem
wahren Sachverhalte. Noch einschneidender ist die Satyre auf die Geschworenen,
welche durch den ewigen Störenfried Perissol vertreten sind, der alle Sünden
in sich vereinigt, denen sich ein Mitglied der Jury schuldig machen kann.
Das Stück gehört zu denjenigen, in denen die Kunst, die Helden zu
martern und das Publikum in krampfhafte Spannung zu versetzen, mit größter
Virtuosität ausgeübt wird. Es handelt sich um einen Criminalfall: ein
Wucherer, der zugleich ein Wüstling von üblem Leumund war, ist auf der
Landstraße ermordet worden. Als Mörder ist ein Herr von Egremvnt in
Anklagestand versetzt, der bei dem letzten Besuch, den er dem Geldverleiher
machte, sich in drohenden Aeußernngen erging. Auch fehlten in der Brieftasche
des Ermordeten die Wechsel Egremonts.
Der Criminalproceß nimmt seinen Verlauf. Egremont wird verurtheilt.
Nun giebt es aber drei Personen, welche wissen, daß er schuldlos ist. Der
wirkliche Mörder, der Feldhüter Martial, und außer diesem der Artillerie-
offizier Ferröol und die Frau des Gerichtspräsidenten von Boismartel. Die
beiden letzteren hatten ein nächtliches Rendezvous, welches aber die Gerichts-
präsidentin abkürzte, umsomehr als ihr Kind erkrankt war. Ferröol sprang
vom Balkon herunter und wurde Zeuge jener Mordthat; er kann darüber
nichts aussage», weil er die Präsidentin compromittiren würde. Das muß
natürlich, um dem Publikum einzuleuchten, nach allen Seiten hin verklausulirt
werden; denn man frägt sich, warum sollte er nicht zufällig des Weges ge-
kommen sein und so den Mord mit angesehen haben? Doch er hat seinen
Freunden gegenüber erklärt, schon einen Tag früher abzureisen . . . und
dann , . . warum hat er so lange geschwiegen? Nach diesen Verklausulirungen

sind wir in hinlängliche Spannung versetzt, um die Aufregung Ferröol's und der Präsidentin zu begreifen, und den Edelmuth des ersteren zu bewundern, als dieser sich selbst des Mvrdes anklagt, um sowohl den Verurtheilten zu retten, als die Freundin vor jedem Verdacht sicher zu stellen. Nun wird der gordische Knoten durch den Feldhüter Martial zerhauen und zwar in einer Weise, welche nicht gerade künstlerisch fein ist: er vcrschnappt sich. Er weiß, daß Ferrüol Kunde hat von dem wahren Mörder, daß er gedroht hat, ihn anzuzeigen, wenn er nicht mit einer beträchtlichen Summe, die er ihm schenken wolle, aus dem Lande wandern würde, und als er nun den Artillerieoffizier nach seiner Selbstanklage bei dem Richter sieht und selbst dorthin als Zeuge gerufen wird, da glaubt er von jenem angezeigt worden zu sein, geräth in Bestürzung, ergeht sich in Widersprüchen, aus denen seine eigene Schuld hervorgeht. Nun bleibt aber noch für die Justiz die Frage, warum Ferres! sich selbst für den Schuldigen erklärt! Der Präsident und der Staatsanwalt sind darüber einig, daß man fragen müsse: oü «st 1a temmo? Jener ahnt nicht, daß diese in feiner nächsten Nähe zu suchen ist. Doch wie Martial, „verschnappt" sich auch die Präsidentin und legt dann ein wahrheitsgemäßes Zeugniß der Vorgänge ab, durch die sie im Grunde nur leicht belastet wird. Da Martial so liebenswürdig war, sich im Gcfängniß zu erdrosseln, so sind weitere Zeugenaussagen vor Gericht ausgeschlossen. Der Präsident verzeiht seiner Frau, er glaubt ihr. Hätte sie gleich anfangs ihre Schuld gebeichtet, so wären wir freilich um dies ganze Drama gekommen, in welchem Sardou seinen grausamsten Scharssinn aufbietet, um den Folterapparaten, die er in Anwendung bringt, ihre Wirkung auf das Publikum zu sichern.

Immerhin ist der Abschluß ein versöhnlicher, aber Sardou wurde stets wieder zum Ernsten und Tragischen hingedrängt, und schrieb dann gesellschaftliche Dramen mit tragischein Abschluß. Tie BeHandlungsweise blieb aber trotzdem diejenige des Jntriguenstücks — und so kann man hier nicht von eigentlichen Tragödien sprechen.

Eine der packendsten dieser Tragikomödien ist „keclora" (1,833): hier verstieg sich die Muse Sardou's zu kühnen Conslicten von ganz paradoxer Art. Das Entröe im ersten Act entspricht nicht den Anforderungen einer künstlerischen Exposition: es ist von fieberhafter, krampfhafter Lebendigkeit und gemahnt mehr wie der letzte Act eines Trauerspiels. Fürstin Fcdora Romazofs, die Geliebte des Grafen Wladimir, erwartet ihn eines Abends vergeblich.! Da wird er schwerverwundet hereingebracht und stirbt gleich darauf. Fcdora, welche wie Sardou viel Talent zum Untersuchungsrichter besitzt, kommt durch ihren Scharfsinn auf die Spur des Verbrechers, es ist kein anderer als Loris Jpanoff! dieser wird gesucht, doch er ist entflohen. Fedora sieht jetzt die Aufgabe ihres Lebens darin, Wladimir zu rächen. Sie begiebt sich nach Paris, zieht Loris Jpanoff, den sie dort aufgefunden, in ihre Salons, ja d.ie empfängliche Dame erwidert die leidenschaftliche Neigung, welche der junge Russe für sie empfindet. Dabei bleibt sie immer ihrer Mission eingedenk, obschon sie nicht daran

glauben will, daß Loris der Mörder ist, bis er selbst es ihr beichtet', das
Nähere will er ihr später bei einem nächtlichen Besuche erzahle». Diese Ver-
tagung ist schwach motivirt; er brauche dazu längere Zeit, auch wollte er, wie sich
später ergiebt, noch einige Beweisstücke mitbringen. Was hinderte ihn aber,
die Hauptsache mit einigen Worten zu sagen, zu erklären, daß er kein Nihilist,
kein politischer Mörder sei, sondern sich nur an dem Verführer seiner Frau
gerächt habe? Doch in dieser Verzögerung liegt die ganze Tragödie. Die'
usurss morslss. die der Autor einheimst, bestehen dann in den sensationellen
Scenen des Schlußaktes. Mit diesen kleinen Mitteln äußerlichster Art, die
ganz gleichgültig erscheinen, werden die größten Wirkungen erreicht, und
das Publikum hält sich an diese und sieht über jene Manipulationen einer
geschickten Technik hinweg. Fedora hat nach jenem Geständnis;, nach welchem
sie den Lvris für einen Nihilisten hält, nichts Eiligeres zu thun, als nach
St. Petersburg zu Gerichten und die russischen Polizeiagenten in Paris mobil
zu machen, um Loris bei seinem nächtlichen Besuch verhaften und auf ein
russisches Kriegsschiff in Havre bringen zu lassen. Loris kommt und enthüllt
ihr nun die Wahrheit: Wladimir hatte ein Verhältnis; mit seiner Frau.
Indem Loris ihn tödtete, rächte er zugleich Fedora an dem ungetreuen Lieb-
haber. Jetzt ist er ihr Frennd, ihr Geliebter: sie läßt ihn nicht in die
Hände der lauschenden Häscher fallen; sie gewährt ihm ein nächtliches Asyl,
er ist auf einmal ihr Liebhaber geworden und muß auch vor der Welt als
solcher gelten. Doch nun kommt der Gegenschlag: ihre Briefe nach St. Peters-
burg haben ihre Wirkung gethan; der Polizeimeister hat kurz vor seinem
Sturz noch den Bruder von Loris verhaften lassen — und dieser ist in
seiner Zelle, in welche das Wasser der Newa drang, ertrunken. Die Mutter
starb vom Schlage gerührt. Eine Pariser Spionin hat dies verschuldet. Wer
ist sie? Fedora verriith sich selbst und nimmt Gift, als Loris sie miß-
handelt und mit Verachtung von sich gestoßen hat. Das Drama ist von
mffinirtester Erfindung und man mag in der rasch aufflammenden Leidenschaft
der Sarmatin den Schlüssel zu dem psychologischen Räthsel suchen, das den
Namen Fedora trägt.

Ein anderes Schauspiel mit tragischem Ausgang ist „OSstts" (1881): es
steht weit hinter „Fedora" zurück, was den spannenden Fortgang einer einheit-
lichen Handlung betrifft; es zersplittert sich in bunten Genrebildern, welche sogar
die Aktschlüsse mit Beschlag belegen: der Carneval in Nizza und der Spieler-
salvn, der uns lebhaft an den ersten Act der „Fernande" erinnert, nehmen
einen breiten Raum in den mittleren Acten ein. Die Exposition ist von
einer beleidigenden Brutalität. Ein Ehebrecher, der bei einem nächtlichen Be-
such überrascht wird, und die Exmission der schuldigen Frau, die gleichsam
mit einem Fußtritt auf die Straße geworfen wird: das ist der Inhalt des
ersten Aufzugs, des Vorspiels; denn die jugendliche Heldin der späteren Acte
liegt noch in der Wiege.

Und was das Thema dieser locker gefügten dramatischen Composition

betrifft, so gehört es zu jenen typischen Stoffen, an denen sich ein französischer Dramatiker nach dem andern versucht. Das Schema der üblichen Conflicte ist durchaus nicht so reichhaltig wie^man glauben sollte: es sind oft nur Varianten, welche derselben Rubrik angehören, was diesen Schein des Reichthums hervorruft. Eine unwürdige Mutter, welche dem Glück ihrer Kinder im Wege ist: das ist die Formel für eine ganze Serie von Dramen.
In Uchard's „Fiammina" ist es der Sohn, der durch den bösen 1>iuf der Mutter, einer Künstlerin, eine Ehe, die er eingehen will, rückgängig werden sieht. Die Mutter zieht sich von der Welt zurück und begiebt sich in die Einsamkeit. In „Heloise Pavanquet" von Dumartin kehrt ebenfalls die leichtfertige Mutter einer wohlerzogenen Tochter plötzlich zurück und will ihre Ansprüche geltend machen, doch sie entsagt aus mütterlicher Liebe. Einen ähnlichen Stoff behandelt Alexandre Dumas in „Denise". Bei Sardou ist es dasselbe, nur ist der Conflict noch tragischer zugespitzt. Odette, welche ein abenteuerndes Leben zusammen mit übelberufenen Personen geführt hat, trifft wieder mit ihrem Gatten zusammen, sie erfährt, daß ihre Tochter eine Heirath aus Liebe schließen will, daß aber die Familie ihres Geliebten sich weigert, die Zustimmung zu gebe», der Mutter wegen. Anfangs weigert sie sich, die Bedingungen zu erfüllen, die ihr auferlegt werden: dann aber nach dem Wiedersehen der Tochter nimmt sie sich das Leben, um das Glück derselben nicht zu stören. Diese ganze Handlung ließe sich in einen Acte zusammendrängen, alles andere ist überwucherndes Beiwerk.
Noch einmal kam Sardou auf dies neufranzösische Lieblingsthema zurück, in seiner ,,(üsoi-Fettv'-(1886); doch hier versuchte er's mit einer versöhnlichen Lösung. Tie Heldin, früher Bänkelsängerin" in Marseille und Geliebte eines Offiziers, hat von diesem eine Tochter Paula. Inzwischen hat sie durch die Hand eines amerikanischen Krösus Millionen und mittelst derselben nach seinem Tode durch die Hand eines halb blödsinnigen Herzogs eine Herzogskrone erhalten. Der junge Graf Gontrau de Chabueuil liebt Paula: doch nachdem die Vergangenheit ihrer Mutter enthüllt ward, weigert sich, ganz wie in „Odette", des Grafen Mutter, eine Halbweltdame in ihre Familie dadurch aufzunehmen, daß sie ihre Zustimmung zur Ehe des Sohnes mit der Tochter der Georgette giebt: Gontrau vertheidigt zwar lebhaft seine Liebe und sein gutes Recht: doch er verzichtet zuletzt und Paula denkt edel genug, der Mutter alle diese Vorgänge zu verschweigen. Den jungen Grafen zum Verzicht zu bewegen, hat sein Onkel, der Graf Clavel, ein vernünftig denkender Mann, seine ganze Beredtsamkeit aufgeboten; indem er für Familienrücksichten und die Pietät gegen die Mutter plaidirte. Er selbst hat indeß solche Rücksichten nicht zu nehmen; er steht unabhängig da; er liebt Paula und als der Vorhang fällt, sind wir überzeugt, daß er ihr später seine Hand reichen wird. Georgette braucht sich nicht wie Odette in's Wasser zu stürzen. Dafür ist sie auch keine dramatische Heldin, sondern sie ahnt gar nichts von dem Opferfest, da« ihr zu Ehren gefeiert wird.

Mehr als ein Dutzend neufranzösischer Dramen namhafter Autoren
illustriren nur das deutsche triviale Witzwort: man kann nicht vorsichtig
genug sein in der Wahl seiner Eltern. Wenn wir das Talent Sardou's
init Mißvergnügen sich in den Gleisen der neufranzösischen Schablonen-
dramatik bewegen sehen, aus denen er immer wieder heraustritt, um selbst
in diesen Stucken sich eine willkommene Ausbeute als satyrischer Genremaler
zu sichern, so werden wir um so aufmerksamer seinen Versuchen folgen, das
öffentliche Leben auf die Bühne zu bringen und den politischen Zuständen
seiner Nation den Spiegel vorzuhalten. Er begnügte sich, wie wir schon
oben erwähnten, nicht mit dem Ruhm, der Menander der neufranzösischen
Sittenkomvdie zu sein: er hatte auch den Ehrgeiz, der Aristophanes des
Pariser Lustspiels zu werden. Jedenfalls neigte sein Talent nach dieser
Seite; aber die Strömung der Mode ging dagegen und so haben diese Stücke
meist weniger Erfolg gehabt als die coinöäiss larmo^ants«. Schott in seiner
frühesten Zeit versuchte er eine Verquickung beider Genres in ,^es A-mac-Ziss"
(1862); doch das Stück war kein glücklicher Wurf; die Handlung war wenig
spannend und die Heldin mit ihren rührseligen Monologen, die sie als
heirathslustige inAsiuicz hielt, etwas langweilig. Die französische» ingsrmss
unterscheiden sich von den deutschen dadurch, daß sie eigentlich wenig von
Liebe sprechen, sondern immer gleich vom Heirathcn. So anch die Berangöre
in „Odette". Jene Marguerite in „l^es SauaOkes" stößt aber auf Hindernisse,
die in den politischen Ueberzengungen der Familie ihren Grund haben. Und
hier setzt nun Sardon die Hebel seiner dramatischen Charakteristik ein, um
uns die alten Parteien im Niedergange zu zeigen, sowohl die Royalisten,
welche Marguerites Vater, der Marquis, vertritt, wie die Republikaner der
strlcten Observanz wie Dr. Sanclin. Der Autor aber nimmt Partei für den
jungen Ingenieur Marcel, den Vertreter des Zeitgeistes, welcher in die alten
Vorurtheile Bresche schießt und überall neue Wege bahnt, mag auch der alte
Besitz dabei noch so sehr geschädigt werden. Sardou ist also hier ein Apostel
des Imperialismus und seiner praktischen reformatorischen Thntigkeit. Die
satyrischen Streiflichter, die auf die Legitimisten fallen, welche sich in die Zeit
nicht fügen können, find auch die Lichtseite des Stückes, das im Uebrigen
durch die Erkältung und Krankheit der Heldin die Bühne in eine Klinik zu
verwandeln droht.

Seiner aristophanischen Ader läßt Sardou in seinem Schauspiel: ,Mbsga»"
(1?72) die Zügel schießen: leider! zeigt sich auch hier wieder, daß die Schablone
der französischen Komödie kein genügendes Gefäß ist, einen derartigen Inhalt
in sich aufzunehmen, daß es dazu einer freieren dramatischen Form bedarf.
Nnd so ringt auch Sardou in diesem Stücke nicht mit dem Stoff, aber mit
den konventionellen Anforderungen der Bühne. Durch das Schema des
Jntriguenstückes wird ein Aristophanes an Händen und Füßen gefesselt. Die
Jntriguen der kleinen Höfe, die durch den Opcrettentrödcl hinlänglich travestirt
sind, ist man überhaupt nicht geneigt ernst zu nehmen; und diese Jntriguen

nehmen in „Rabagas" einen breiten Platz ein. Offene und verschlossene Thören, Eorridore, Treppen und Hintertreppen: das spielt alles eine so wichtige Rolle, wie in den Hof- und Rococokomödien, die sich auf dem Parquet des Schlosses von Versailles bewegen. Die Liebe der jungen Prinzessin zu einem Seitenverwandten des fürstlichen Hauses mit verschiedenen geheimen Begegnungen und die Liebe des Fürsten von Monaco zur Engländerin Eva Blounth, welche als das Agens des Stückes auftritt und den Revolutionair Rabagas »>Z »bsurclam führt, sind die ernsteren Einschlagsfäden und zwar einer mühsam zusammcngefädelten Jntrigue, die keinerlei Antheil einzuflößen vermag; es sind die Zugeständnisse Sardou's an die modische Einkleidung der Komödie zu Gunsten der Ausführbarkeit seines Stückes,

Tie eigentliche Bedeutung desselben liegt aber in der Satyre auf die Revolutionäre, als deren schlimmste Sorte die politischen Advocaten bezeichnet werden. Ein Advocat ist auch der gefeierte Volksmann Rabagas. Offenbar schwebte ihm dabei Gambetta vor und Sardou zeigte sich wieder als tactfestm Imperialisten, indem er einen früheren Hauptgegner des Kaiserthums an den dramatischen Pranger stellte. Spater hat Gambetta dem Romanschriftsteller Daudet für seinen Nouma Roumestan als Modell gesessen: doch das war schon der Gambetta der Republik; Nabagas ist der Gambetta des Kaiserreichs, der Mann der Opposition, der Revolution. Natürlich begegnete das Stück bei der Aufführung dem lebhaftesten Widerspruch; denn das Publikum war durchaus nicht so imperialistisch gesinnt wie der Verfasser. Außerdem hat er die Figur des Helden im Vexirspiegcl der Satyre aufgefangen. Dieser Rabagas gleicht dem Thier der Veterinärheilkunde, das sich auf den Titelblättern ihrer Lehrbücher findet nnd alle möglichen Krankheiten zur Schau trägt. Er ist mehr eine Earicatur und eine Charge, wie man sie sich in der Phantasiewelt derAristophanischen Komödie gefallen läßt, als ein Charakter, der zugleich eine Aufgabe für die Menschendarstellung sein soll; aber desto wuchtiger fallen die satyrischen Hiebe auf die Partei des Umsturzes; Rabagas, durch die Hosgunst benebelt, wird als Minister ein Gegner seiner Genossen, gegen die er die schärfsten Maßregeln anräth: nach Unterdrückung der Duodezcmcute wird er mit einem Fußtritt aus dem Schlosse Hinansgeworfen. Seine Genossen, der abenteuerliche General Pctrowlsky, ein verzerrender Spiegel, in dem sich auch Garibaldi gelegentlich beschauen mochte, der unverschämte Wirth und Redacteur Carmelin. der »ltraradicale Vuaillard, sind treffliche Typen ans dem Verbrecheralbum der Revolutionen — denn das ist die Anschauung des Dichters — «nd einzelne Züge sind von köstlicher Komik: so die drei Regierungen der RevolutivnSpartti in Monaco, die sich gegenseitig verdrängen und von denen jede nur eine Viertelstunde am Ruder ist; diese Regierungen der rothen und gelben Stuvc stehen in einer satyrischen Beleuchtung, welche auf die Pariser Revolution von 1870 mit scharfen Schlaglichtern fällt.

Die satyrischc Ader des Caricaturcnzeichncrs hat auch an den transatlantischen Reiseskizzcn, welche Sardou unter dem Titel: „l^on«!« (18731

auf die Bühne brachte, den Löwenantheil, während das Bestreben, die beliebten «großen Scenen zu schaffen, darunter leiden mußte; denn die Charaktere der Nordamerikaner und Nordamerikanerinnen sind so gezeichnet, daß sie kaum Antheil einzuflößen vermögen. Dies gilt auch von der Heldin Sara, welche wie alle ihre Freundinnen die Ehe als Geschäft betrachtet, Buch führt über ihre Bekanntschaften, die Vermögensverhältnisse derselben, ihre Capitalicn und Renten, ihre Solidität in Bezug auf finanzielle Angelegenheiten, und dann auch mit einem Candidaten, dem reichen Franzosen Robert, eine Probefahrt nach Saratogci macht, um nach üblicher Sitte ihn näher kennen zu lernen. "Doch da erwacht in ihrem Herzen in befremdlicher Weise die Liebe, die sie kaum zu gestehen wagt, und in der Liebesscene werden sie unterbrochen von dem Onkel und seinem Juristen, welche auf Grund ihrer Zeugenschaft die Eheverpflichtung des Fremdlings zu beweisen vermögen, um so mehr als auch der letzte Brief desselben an Sara in ihren Händen ist. Da Robert die Geliebte in Verdacht hat, Mitwisserin dieses Hinterhaltes zu sein, sagt er sich ganz von ihr los, doch klärt sich das Mißverständnis; auf. Sara zeigt unverkennbar ihre Liebe für Robert und die beiden werden ein Paar, nachdem der Bräutigam und ihr Advocat in einem amerikanischen Duell, welches aber nichts mit dem in Europa unter diesem Namen üblichen gemein hat, mit Revolvern in den Corridoren und auf den Treppen des Hotels aufeinander geschossen haben.

Diese Haupthandlung ist ziemlich interesselos; dagegen sind die satyrischen Genrebilder auf's Trefflichkeit gezeichnet; namentlich der erste auf dem Dampfer spielende Act enthält eine Reihe köstlicher Scenen. Diese ungenirten geschäftsmäßigen jungen Damen, dieser Wanderprediger mit seiner geistlichen Frau, welche die irdische Gattin eines anderen ist, diese Sectirerin Camilla, welche die freie Liebe predigt, diese Gespräche über Ehe und Ehescheidung; das alles versetzt uns in eine uns gänzlich fremdartige Welt, die allerdings in die grellste Beleuchtung gerückt ist. Das Schwindelgeschäft mit der neuen Stadt ist ebenso ergötzlich wie die spaßhafte Trauung eines nichts ahnenden Liebespaars, die aber gesetzliche Geltung hat.

Wenn sich Sardou in diesem ethnographischen Schwanke mit dem amerikanischen Ehcrecht beschäftigt hat, so konnte seinem feinspürigen Sin», der überall nach Stoffen von aktuellem Interesse umhersuchte, das französische Eherecht kein verschlossenes Sesam bleiben, es öffnete sich seinen dramatischen Zauberworten, um so mehr als Reformen auf diesem Gebiete die öffentliche Meinung sehr lebhaft beschäftigten. Die Frage, ob Civilehe oder kirchliche Trauung, hat er in seinem Rührdrama: „vsaisl Kooliat." (1880) behandelt, welches zwar die Bühne des ?Ii«ütrs klAnc/sis eroberte, aber in Deutschland nur bestrittenen Erfolg davontrug. Das Stück beruht in seinem ganzen Aufbau auf innerlichen Un Wahrscheinlichkeiten, wenn es auch den zwei Hauptscenen nicht an leidenschaftlicher Bewegtheit und dem episodischen genrebildlichen Beiwerk nicht an feiner humoristischer Ausschmückung fehlt. Die Frage, die es behandelt, wird von

dem Autor mit einer dramatischen Dialektik zugespitzt, welcher die Lebens-
wahrheit der Charaktere zum Opfer gebracht wird. Eine uninotivirtc Wendung
fvlgt der andern und die Hauptscenen bieten nur eine unerquickliche Quälerei.
Desto gelungener ist „vivoryon^' (i 880), wiederum ein echtes Lustspiel
ohne die Scenen der oomöclis larmo.vaiito. Die gesetzliche Einführung der Ehe-
scheidung in Frankreich gab dem Autor Anlaß zu diesem lustigen Capriccio. Tie
gesellschaftlichen Debatten über die Scheidung beleuchten das Thema meist von
den verschiedensten Seiten, ehe Sardou seinen dramatischen Haupttrumpf aus-
spielt. Dieser besteht in dem durch eine Reihe munterer Scenen geführten Nach-
weis, daß die gesetzlich erlaubte Ehescheidung den Liebhabern der verheiratheten
Frauen wenig zugute kommt; denn wenn die Ehen geschieden worden sind,
gerathen diese Freibeuter der Liebe selbst in Gefahr, in Hymens Joch einge-
spannt zu werden. Cyprienne hat mit ihrem Vetter Adhemar eine geheime
Liaison, die sich allerdings auf harmlose Rendezvous beschränkt, welche durch
geheime Zeichensprache verabredet werden. Cyprienne's Gatte, Herr von
Pounelles, kommt indeß dahinter und fängt den Liebhaber durch einen kunst-
vollen Klingelmechanismus ein. Adhemar hat thörichter Weise selbst ein
Telegramm gefälscht, dem zufolge die Scheidung mit großer Mehrheit in der
Kammer durchgegangen sei. Pounelles benutzt diese Fälschung in genialer
Weise- er zeigt sich zur Scheidung bereit und beräth in gemüthlichster Weife
darüber mit seiner Frau und ihrem Liebhaber, sie gehen die Scheidungsgründe
zusammen durch und finden zuletzt ein paar kleine Ohrfeigen vor Zeugen das .
geeigneteste Mittel. Bei dem Gedanken an eine künftige Ehe wird es indeß
dem Vetter Adhemar etwas unheimlich zu Muthe. Doch Pounelles entflammt
seinen Eifer durch den Hinweis auf Cypriennens bedeutendes Vermögen. Nun
hört aber die ganze Romantik der geheimen Rendezvous auf; ihr Vetter
beginnt ihr allmählich sehr hölzern zu erscheinen, und der Gatte selbst fängt
auf einmal an, die Rolle des beglückten Liebhabers zu spielen, ja, sie lassen
Adhemar im Stick, er wird von einer Tante zur andern geschickt, um die
Frau in 5ps auszusuchen, während sie mit ihrem Gatten in einem Restaurant
soupirt. Dieser sä sdsnnlum geführte Liebhaber ist eine parodistiiche Vignette
für die ganze französische Ehebrnchsdramatik.

Ter Ehrgeiz Sardou's und sein Bewußtsein, in allen Sätteln der dramati-
schen Dichtkunst gerecht zu sein, da er mindestens überall die technischen
Mittel vollständig beherrscht, trieben ihn dazu, sich auch auf dem Gebiete
der historischen Tragödie zu versuchen. Doch hier zeigte er sich nur als
Nachahmer der romantischen Schule, besonders des älteren Alexandre Dumas,
was eine glänzend bunte Ausstattung und eine sensationell krasse Handlung
betrifft; es fehlte die Weihe der höheren dichterischen Begeisterung und an ihre
Stelle tritt die Berechnung des Effectes.

Das erste dieser Trauerspiele: „1^ ?atiie" spielte in Brüssel unter der
Schreckensherrschaft des Herzogs Alba, die mit einem wahrhaft bluttriefenden
Colorit auf die Bühne gebracht ist. Man hat in Goethe's „Egmont" die Genre-

Malerei gerühmt, durch welche der niederländische Volkscharakter so trefflich geschildert wurde. Ein niederländisches Volk giebt es nicht mehr in Sardou's Stück. Die Funken seiner Lebenslust hat die spanische Tyrannei ausgetreten. Dies Soldaten- und Hcnkerregiment aber wird in frappanten Genrebildern von dem Dichter gezeichnet.

Dazu die flamländischen Interieurs in der Wohnung des Grafen Rysoor im Regierungsgebäude des Herzogs Alba, ferner der Markt am alten Schlachthaus in Brüssel, der Festungsgraben mit seinen Bastionen, die Scenerie im Innern des Stadthauses: alles mit einer Genauigkeit beschrieben, welche bei den Mciningern die größte Lust zur dekorativen Herstellung dieser stilvollen Bühnenkunstwerke erwecken müßte. Hierzu kommen die großen Massentableaus, die soldatischen Lagerscenen, die Vorgänge im Festungsgraben, wo die als Eisbären verkleideten Wassergeusen Wilhelms von Oranien die Spanier in die Eislöcher stoßen, der Zug zum Scheiterhaufen, alles Erfindungen einer Phantasie, welche den scenischen Apparat in volle Thütigkeit zu setzen versteht und aus eine ebenso erfinderische Regie einen verlockenden Zauber ausüben muß.

Die Situationen haben das Packende der französischen auf den Nervenreiz berechneten Romantik: der Gesammteindruck ist der des Grauenhaften und Schauerlichen, ohne irgend eine Art von tragischer Erhebung. Graf Rysoor und Carlov sind gewiß tapfere, für ihr Vaterland begeisterte Männer, doch der Dichter hat beide in ein peinliches Verhältnis; gebracht. Carlov ist der begünstigte Liebhaber der Gräfin Dolores, die gegen ihren Mann kein anderes Gefühl hat, als das des Hasses und zwar im Grunde nur, weil sie sich in der Ehe langweilt. Wie der Graf dahinter kommt, daß sein bester Freund mit seiner Frau die Ehe bricht: das ist in effektvoller Weise motivirt. Dolores, die in ihrer blinden, nichtsachtenden Leidenschaft kaum ein anderes Gefühl als das des Abscheues erwecken kann, hat die Verschworenen im Festungsgraben belauscht, sie dem Herzog Alba angezeigt und dafür Carlovs Befreiung verlangt, die ihr auf Fürbitte der Tochter Albas auch bewilligt wird. Der todtgeweihte Graf Rysoor verzeiht seinem Freunde Carlov, aber er macht es ihm zur Pflicht, den Verräther zu entlarven, der die Verschworenen angezeigt und dem Tode geweiht hat. In einer Haupteffectscene entdeckt er, daß Dolores die Verrätherin ist: ein Paß nach Lille^enlarvt sie, wie Carlov durch eine Handwunde als Ehebrecher entlarvt worden. Da weiht sich dieser selbst dem Tode. Die beliebten Contraste der neuromantischen Schule fehlen in dein Stücke auch nicht: so ist Alba zwar ein Wütherich, dabei aber ein zärtlicher Vater seiner schwindsüchtigen Tochter, welche die Greuel alle nicht ertragen kann und zuletzt aus Schreck darüber hinstirbt.

Den flamländischen Architekturbildern stellt Sardou in „Theodora", einem in noch größerem Styl angelegten historischen Trauerspiele, die byzantinischen an die Seite, und die Fülle archäologischer Details, die reichen Costüme, die Entfaltung großer Massen in den Cirkusscenen sicherten dem Stücke an

der ?«i'ts>8iunt>5lgrtill einen Erfvlg, der durch die essectvolle Kunst der Sarah Bernard, welche die Titelrolle spielte, ein vollständiger wurde. Es fehlt natürlich wiederum nicht an den prickelnden, nervenreizenden und nervenerschütternden Situationen, die bei der großen Masse eine sympathische Ader wecken, während sie in ästhetischer Hinsicht als roh und abstoßend zu betrachten sind. Das Hauptmotiv deckt sich in merkwürdiger Weise mit denjenigen in Wilbrandts „Arria und Messalina": ein edler junger Grieche liebt die verrufene byzantinische Kaiserin, ohne sie zu kennen, wie Marcus die Messalina: er strebt nach dem Sturze des Kaiserthrones. Daraus ergeben sich spannende Verwickelungen. Die Wirkung beruht auf Mord- und Marterscencn gräßlicher Art, in denen etwas von der Anziehungskraft der Hinrichtungen liegt. Und welch neues tragisches Bühnenrequisit ist — die Nadel der „Theodora". Im Detail hat das Werk alle Vorzüge der Sardou'schen Genremalerei, auch der Charakter des Justinian ist frappant gezeichnet.

Das ist das Gesammtbild des französischen Dramatikers. Victorien Sardou ist ein Lustspieldichter ersten Ranges von ebensoviel geistiger Feinheit wie Schärfe, großer Gewandtheit in der Führung der Jntriguen und köstlichem Humor in der Detail- und Genremalerei. Der erfolgreichste Jimger Scribe's und von gleicher Erfindungsgabe wie dieser, ist er durch deu Zeitgeschmack genöthigt worden, der ««mSclis 1srW«?kmts Zugeständnisse zu machen, welche ihm oft die gute Lanne verderben, die aber auch von seinem seltenen Talent für dramatische Escamotage, für Zusammenfädelung und Entwirrung der Jntriguenfäden Zeugniß ablegten. Seine ersten Stücke: „I^ss sattes cks monous", „I^a Kamills Lsuoiton", „N«s intimes" halten wir für vortreffliche Lustspiele und seine eigenartigsten Schöpfungen: von den Sensationsstückcn verdient „Dora" Wohl den Preis. Man hat ihm oft vorgeworfen, daß er seine Stoffe nimmt, wo er sie findet, ein Vorwurf, der bekanntlich auch Shakespeare nicht erspart wurde: jedenfalls hat er sie mit dem Arom seiner feingeistigen Originalität durchdrungen und mit selten geschickter Hand angefaßt. Für das deutsche Drama, seitdem es sich die französische Komödie zum Muster genommen, ist Sardou tonangebend geworden. Doch dem deutschen Genius liegt die Degen- und Mantelkomödie, das Jntriguenstück als solches fern, und darum ist der Meister an der Seine von den deutschen Schülern in keiner Weise erreicht worden. Die Farben unseres Lustspiels wachsen auf anderem Boden.

lieber die Namen und die Namengebung
der alten Deutschen.

von

Karl Gustsv Andresen.

— Bonn, —

cnn es feststeht, daß die Eigennamen eines Culturvolkes kein leerer
Schall sind, daß vielmehr alle insgesammt aus Wörtern der
Sprache bestehen und eine bestimmte Bedeutung haben, so wird
nicht allein der gelehrte Forscher, sondern jeder wißbegierige und vorurtheils-
freie Gebildete ein ganz besonderes Interesse daran nehmen müssen, in den
Inhalt dieser Namen zu dringen und sie zu verstehen. Mit Rücksicht auf
die Erklärung der deutschen Personennamen, bei welcher in der altern
Zeit die seltsamsten und verkehrtesten Ansichten zu Tage getreten sind, hat
die Sprachwissenschaft im Vereine mit der Culturgeschichte seit einer Reihe
von Jahren ganz außerordentliche Fortschritte gemacht und überraschende Er-
gebnisse gefördert, so daß heute ein wunderbar entwickeltes und fest gegliedertes
System vorliegt, welches alle Namen mit ihren mannigfaltigen Abstufungen,
Verkleinerungen und Erweiterungen begreift, die je nach verschiedenen Zeiten
und dem wechselnden Bedürfniß entsprechend verliehen worden sind.

Unter den Klassen der unzähligen Namen, welche in deutschen Geschlechtern
oder Familien weilen und walten, ragen die einheimischen Personennamen,
vorzüglich in ihrer ursprünglichen Gestalt, an Schönheit des Inhaltes und
der Form vor allen übrigen hervor und machen auf jeden, welcher sich der
Aufgabe, sie zu prüfen und zu würdigen, mit Einsicht und Empfindung über-
läßt, den allergünstigstcn Eindruck. Diese Namen sind nicht allein in der
von fremden Einflüssen nicht berührten Klasse unserer sogenannten Vornamen
enthalten und hier im ganzen leicht wiederzuerkennen, sondern sie bilden in

der That auch den eigentlichen Kern der in den Familien herrschenden, zu nicht geringem Theilc durch orthographische, volksetymologische und andere Einwirkungen bis zur Unkenntlichkeit entstellten Zunamen und haben, wie man jetzt weiß oder zu schließen berechtigt ist, auch der Zahl und Verbreitung »ach das Uebergewicht, selbst über die Menge der Localnamen, denen früher dieser äußere Vorrang allgemein eingeräumt wurde.

I.

Die Bedeutung der altdeutschen Personennamen hängt mit dem Charakter und der Lebensanschauung des germanischen Volkes eng zusammen; sie erfüllen einen äußerlich zwar oerhältnißmäßig kleinen, innerlich aber wahrhaft großartigen Gedankenkreis, in welchem kein unehrenhafter oder niedriger Begriff, dagegen eine Menge der edelsten Eigenschaften und Vorstellungen eines kriegerischen Volksstammes sich vertreten finden. Vor allem tönt uns der Krieg selbst, der für die würdigste Beschäftigung galt, und was zum Kriege gehört, das Kampf- und Schlachtcnlcbcn unserer Väter, an dem auch die Mütter teilnahmen, aus den Namen entgegen. Dem Kampfe sind fünf verschiedene Hauptstämme gewidmet, aus denen sich die gangbarsten, gewichtigsten und klangrcichstcn Namen entwickelt haben, Stämme, welche in der Sprache längst verloren gegangen sind und selbst in der ältern Periode als Gattungswörter kaum mehr vorhanden waren, noch weniger verstanden wurden; sie lauten Bad, Gund, Had, Hild, Wig und bilden je ein Glied vieler Zusammensetzungen, z. B. Badeger, Badomar, Badold, Bathildc — Gunther, Gudrun, Gustaf, Adelgunde — Hadufrid, Hadamar, Hadolf, Hedwig — Hildcbrand. Hiller, Hildegard, Mathilde — Wighard, Wigmann, Hartwig, Ludwig. An diese Stämme schließen sich einige weit seltener gebrauchte von ähnlicher Bedeutung : zunächst das dem lateinischen oampus, Feld im Sinne von Schlachtfeld, entlehnte Kamp, Kampf, woher Kamphard, Kempfert und Kampermann, Kempermann entsprungen sind; sodann Strit, Streit, in Strither, Stridolf, welche heute Strieder, Streitwolf lauten. Vorzugsweise auf Krieg und Kriegcshandwerk beziehen sich femer Scur, Schauer, Sturm, Strich, Streich, Agis, Schrecken; dahin gehörige Namen sind Scuriprant und die Koseform Scurizo, denen die Geschlechtsnamen Scheuerbrandt und Schurz entsprechen — Streicher, Strcichert — Eisrich, Eisold und Eiswald. Von strudian, verwüsten, zerstören, scacan (englisch slmke), schütteln, scrStan, hauen, schneiden, stingan (englisch »tin^), stechen, leiten sich die Stämme Strub, Scac, Scrot, Stang, mit denen Strubold, Schackert, Schraudolph, Stangolf, und Kosenamen wie Strut, Strich, Schacko, Schache, Schrott, Schröcks, Stange, Stengel zusammenhangen.

Einen Hauptbestandtheil der Namen unserer Heldenvätcr nehmen natürlich deren stete Begleiter ein, die Waffen des Angriffs und der Vcrtheidigung. Allgemeinern Sinn haben Stein, Eisen, Stahl, welche zunächst den bloßen Stoff bezeichnen; die entsprechenden Stämme Stein, Jsan, Stahal bilden das

erste Glied von Vollnamen wie Steinbrccht, Steinher, Jscnbrand, Eisentraut, Stahelhart, Stahalolf und treten in vielen Koseformen hervor, z. B. Steindel, Steincke, Eiscck, Jselin, Stehlecke, Stchlin. Unter dm besondern Waffen wurde zur Namenbildung am häufigsten der Ger, Speer oder Wurfspieß, verwandt; auf Gar, Ger verweisen außer vielen andern die auch heute wohl bekannten Namen Garibald, Gerhard, Gerold, Gertrud, Edgar, Oskar, Ottokar, Rüdiger. Den Speerschaft und darauf den Speer selbst bezeichnet Scaft in einzelnen verklungenen Namen, wie Scaftheri, Scaftrih. Da vorzugsweise die Esche das Holz zu Speeren und Lanzen lieferte, so hat deren Benennung, Asc, in Äschert und Eschert, Escherich, Efchloff den Sinn von Eschenlanze, Ort und Brord, welche an sich Spitze im Allgemeinen bedeuten, beziehen sich in Namen auf die Spitze des Speeres und des Schwertes und stehen sodann für diese selbst; dahin gehören Ortlicb, Ortwein, Ortloff und Brotfrid, Brot-har, Willibrord. Derselbe Uebcrgang ist bei den nur anlautenden Wort-stammen Ag, Agil, Agin, denen späteres Ecke entspricht, wahrzunehmen: Schärfe und Schneide des Schwertes, Schwert; aus den zahlreichen mit jenen Stämmen zusammengesetzten Namen mögen Eckart, Eilhard, EinHardt, die einander dem Inhalte nach gleich stehen, ferner Eckbert, Eilrich, Einwald herausgehoben werden. Auch bei Brand tritt der Begriff des Schwertes, welches im Altnordischen geradezu brandr, im Italienischen bi-ancko heißt, in den Vordergrund; zugehörige Namen sind Brandold, Brandolf, Hildebrand, Rembrand, Brandel, Brennecke, Brentz, Prentzel. Pfeil und Bogen kommen in den alten Namen selten zum Vorschein; auf strOla, Pfeil, verweist dcr Stamm Stral in Stralhelm, Strahler, Strelo, Strehlke, während Bog, das zu bogo, Bogen, stimmt, zwar in Bogenhard und Bögehold ziemlich deutlich erkennbar ist, im Allgemeinen aber sich mischt mit Bouc, Ring, Spange, Schmuck und Preis des siegreichen Helden, wohin friesische Namen wie Boje, Boy, Boyens, Boiken zu gehören scheinen. Die Rüstung wird durch Sar bezeichnet, der Harnisch durch Brun (zu brunja, brünne), in Hring liegt der Sinn Von Ringpanzer; mit diesen Wortstammcn sind Sarabert, Sarfert, Tariert und Sarholz — Brunger, Brunnert, Brunold, Brunhilde — Ring-hard, Rinker, Ringwald, Ringleff zusammengesetzt. Außer Scild hat auch Rand, worunter zunächst blos ein Theil des Schildes, insbesondere der so-genannte Buckel zu verstehen ist, die Bedeutung von Schild; der eine Stamm hat sich in Schildert, Schilfert, Schildert, der andere in Randwig, Randolf, Bertrand erhalten. Die Zierde des Helden, der schützende Helm, und die Schrecken einflößende grima, dcr altnordische Ausdruck für denselben Begriff, finden sich in den mit Helm und Grim zusammengesetzten Namen vertreten, wie Helmbvld, Helmrich, Helmold, Anselm, Wilhelm — Grimmert, Gremmerich. Adalgrim und Ahlgrimm, Jsangrim und Eisengrein, Grimhilde.

Ter Verfertiger der Waffen, der Schmied, dessen Gewerbe für das älteste und vornehmste gilt, hat die Ehre erlangt, daß sein Name in die Reihe der zur Namengcbung geeigneten Wortstämme aufgenommen wurde;

während aus Smid gebildete Koseformen in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, z. B. Schmiedel, Schmiedccke, Schmiedchen, finden sich auch noch einzelne alte Vollnamen erhalten, wie Schmedper aus Smidpert, Schmittat aus Smidhard, Smital und Schmithals aus Smidoald.

Die Heer- oder Kriegsfahne wird durch Band, woher Banner stammt, bezeichnet; auf dieses Wort leiten die Geschlechtsnamen Banncrt und Benters. Bandemer, Bandhold, Bandell, Pannecke, Pantz zurück.

Auf Schutz und Vertheidigung beziehen sich die unter einander verwandten Stämme War, Wer, Warin, Ward, zu denen die neuhochdeutschen Verba wahren, wehren, Manien, warten stimmen; dahin gehörige Namen sind Warmuth und Mermuth, Warner und Werner, Warnefried, Wehrenbrecht. Warthold, Tankwart, Eduard, Sigwart, ferner Kurzformen wie Warlo und Wörnle, Warnecke, Wernz, Wetzel. Der Begriff des Schutzes, besonders in rechtlichem Sinne (vgl. mündig, Vormund), liegt auch in Mund, welches selten den Anlaut, wie in Mundrich, Mondhold, sehr häufig den Auslaut bildet, wie in Edmund, Hellmund, Raymund, Siegmund. Aehnliche Bedeutung haben die überwiegend an der zweiten Stelle von Frauennamen gebrauchten Stämme Berga, Birg, Burg (zu bergen) und Gard (vgl. Garten), z. B. in Adalberga, Fridubirg, Burghard, Hildburg, Gardolf, Hildegard, Irmgard und Armgard. Endlich ist selbst Friede in den alten Namen wohl nicht als ein äußerer Zustand müßiger Ruhe und Behaglichkeit, auch nicht als etwas rein Innerliches etwa in christlichem Sinne zu verstehen, vielmehr als Schirm und Schutz und somit Sicherheit (vgl. das urverwandte einfriedigen); aus der großen Zahl der mit Frid zusammengesetzten Namen genügt es einige der bekanntesten herauszuheben: Friedlieb, Friedrich, Friedwcin, Ferdinand, Fredegundr, Gottfried. Landfried, Siegfried, Waldfried, Winfrid, Elfriede.

Sehr viele Namen deuten auf hervorragende und charakterisirende Eigenschaften des Helden hin. Seiner Kühnheit gelten drei adjectivische Stamme; während von diesen Kuon mit völliger Bestimmtheit sich nur in einem einzigen, aber einem der berühmtesten von allen Namen, in Konrad, behaupten läßt, kommt Bald (englisch dolch außerordentlich oft. Nand nicht selten vor. z. B, in Baldewin und Balduin, Baldolf und Baldauf, Hunibald und Humboldt, Sigibald und Sybcl — Nandger, Nentwig, Gernant, Volkenand, Wignand. Ter gerechte Haß und Zorn des Kriegers werden durch Nid bezeichnet, seine gewaltsame und stürmische Aufregung durch Wod. das im Ablaut zu Wad steht (vgl. altnordisch vada, stürmen, stürzen); dahin gehören Niethardt und Neidhart mit der Koseform Nitzsch, Wvderich und Wuttrich. Wntterich nebst Watzke und.Wadschek. Ernst, ein im Alterthume wie heute sehr beliebter Name, dessen jüngeres Patronymicum Ernsting gleichwohl die einzige bisher nachgewiesene Form ist, die sich aus ihm gebildet hat. weist auf die Entschlossenheit des Helden, Mon, Mun, woher Mombert, Momni, Mohnickc stammen, auf sein freudiges Verlangen, in den Kampf zu gehen. Ten letztern Begriff enthalten der Hauptsache nach ebenfalls Gn

und Gern, mit denen Gierhardt, Gieram und Gemhard zusammengesetzt sind, wahrscheinlich auch Gaid in Gaidbald, Kaibel und Geibel, Gaidold und Kcitel. Geduld, d. h, Ausdauer im Kampfe, liegt in Duld. woher Tulpracht und Tülper, Dülfer, Duldhardt und die Koseformen Tulke, Dultz entsprungen sind. Auf Kraft, Stärke und Gewalt, körperliche und geistige Tüchtigkeit beziehen sich die Stämme Kraft, Maht, Stark, Sin, Ellan, Mag und Magin, welche uns in Krefter, Machtolf, Starklof. Sinold, Ellanbert, Magold und Meinold entgegentreten. Für Harb, Hart muß eine dem urverwandten griechischen xpservz und dem aus dem Deutschen entlehnten französischen Iisräi entsprechende Bedeutung angenommen werden; bekannt sind Hartmann, Hart-inuth, Hartwig, Bernhard, Eberhard, Richard. Frum nimmt keine Rücksicht auf Frömmigkeit im jetzigen Sinne, vielmehr aus Tüchtigkeit und Bravheit (vgl. frommen); dahin gehören die heutigen Namen Frommert, Frömmerich, Fromhold und Fromholz, Frahm, Frohme, Frömmel. In Fast und Stat. woher Fastrat, Fastrich, Stadebert und Stapper stammen, liegt der Begriff der Festigkeit und Stcmdhaftigkeit; Stind, Stidh in Stimbert, Stinder, Stinde, Stiederich, Stidolf, Stieda bedeutet Strenge; Snel und Swind, welche in Schnellhard, Schnellrath, Schnellke und Swidbert, Amalasuintha, Roswicha vertreten sind, heben die mit der Kraft verbundene Geschwindigkeit hervor; Was heißt scharf (vgl. wetzen) und entspricht in Namen wie Wasmuth und Wachsmuth, Wasmnnd und Wachsmund dem lateinischen »oor; Wac und Wacar, womit in erster Reihe der berühmte Name des Herulerfürsten Odo-acer, sodann unter ncuern Wachholtz, Wach und Weckherlin zusammenhangen, gelten der Wachsamkeit des Kriegers.

Auf der Wahlstatt liegen die Gefallenen, Walküren führen die Erlesenen zu Odin in Walhalla; zu Wal (Niederlage, Untergang) gehört Walahraban, heute Walraf, Walram und entstellt Wohlrabe, Wollram. Der Gegner ist bezwungen, Gefangene ergeben sich auf Gnade nnd Ungnade; von Kagin (gegen) stammen Kainbold, Keinert, Kanold, Kam, Kainz, von Gisal (Geisel), Gisselbrecht und Giesebrecht nebst Gisbert und Gilbert, Gieseler, Gieswein. Geislauff. Mühe und Arbeit, die durch Amal bezeichnet werden, haben ihr Ziel erreicht, die Noth, d. h. Drangsal und Gefahr (vgl. der Nibelunge nöt) hat ein Ende genommen. Auf Amal verweisen Amalher und Amler, Amlung und Amblang, auf Zil (Ziel) Zilger. Zillhardt, Zillmer. auf Not Nothardt. Nothold. Notker und Nocker. Adnot, Gernot. Das Gefühl der Rettung und des Glückes erfüllt die Herzen der muthigcn Streiter; Heil und Sal (vgl. mittelhochdeutsch saelcls und lateinisch sslus) sind in Namen wie Heilker, Heyler, Heilmann und Selbert, Sellrath. Selwig vertreten. Der Sieg, um deswillen alle ihr Leben eingesetzt haben, ist da; das glorreiche Wort tönt uns aus einer sehr großen Menge Vollnamen entgegen, z. B. Sigibcrt und Siebert, Sigibodo und Seebode, Siegfried und Seifart, Sigimar und Simar, Siegmund und Sigismund, Sigwart und Seiwert. Die Männer, welche in den Krieg gezogen sind und ihn bestanden haben, das ganze Heer nimmt

an dem Ruhme, der auf den Sieg folgt, Theil; zahllose Namen, im zweiten Gliede noch weit mehr als im ersten, sind mit Her zusammengesetzt, unter ihnen Herbert, Hermann, Herwarth, Günther, Walther, Werner. Und an den Ruhm und an die Ehre, welche dem tapfern Heere gebühren und widerfahren, eriimern Wörter und Wortstämme, die an Bedeutsamkeit, Beliebtheit und Anzahl denjenigen, welche den Krieg bezeichnen, nicht nachstehen. Zuerst zwei gewichtige und fruchtbare Stämme, die den griechischen Wörtern >.).'i'ä; (berühmt) und (Schall, Ruhm) entsprechen, Hlod, Hlut und Hrod. Hruod; dahin gehören einerseits Lothar und Luther, Chlodwig und Ludwig, Clothilde, Ludolf, andererseits Robert und Ruprecht, Roland und Ruland. Rüdiger und Rücker, Rudolf und Rolf. Das Wort Ruhm selbst. Hrom. Hruom, ist nur in wenigen Namen, wie Rumbold, Rümcker. Ruminert, Röhmelt vertreten' einen ebenso geringen Umfang hat Era, Ehre, womit Erhard, Ehrhold, Ehrentraut, Ehrenfried zusammengesetzt sind. Dagegen gehören die adjektivischen Stämme Beraht (vgl. englisch Kiisslit) und Mar. die sich auf Glanz und Ruhm beziehen, wieder zu den beliebtesten; es genügt an Berthold, Bertram, Bertha, Adalbert nebst Albert und Albrecht, Dagobert. Hubert, Lambert, sowie an Marbod, Marold, Ottomar, Volkmar, Waldemar zu erinnern.

Nicht im Widerspruche, wenn auch zum Theil in einem gewissen Gegensatze zu den Wortstämmen, in denen der kriegerische Charakter der Germanen sich ausspricht, befinden sich diejenigen, welche den Sinn unserer Väter auch für die milden Tugenden und Verhältnisse des Hauses und der menschlichen Gesellschaft überhaupt an den Tag legen. Ein großer Theil der dahin gehörigen Namen betrifft das weibliche Geschlecht. Liebe und Freundschaft offenbaren sich in den mit Liub und Win zusammengesetzten Namen, wie Liebetraut, Licbheit, Liebram, Liebrich und Liebreich — Weintraut, Weinmar, Winold und Weinhold, Alwin, Erwin, Ortwin, Trautwein. Von Milde und Sanftmuth zeugen Mild, Bil, das zu stimmt, und Stil (vgl. stillan. beruhigen); bezügliche Namen sind Mildbrand, Milbrecht, Milting — Bilhardt, Bilmer, Billing — Stillfried, Stilke, Stilling. Dem süßen Gefühl der Heimat und der Häuslichkeit ist Heim gewidmet, enthalten in Heimbrccht, Heimert, Heimrich, Heimhold. Mit Nat, Nad anlautende Namen, wie Natbold, Natbert, Nadold. welche heute Nabold, Nabert, Nadol lauten, weisen auf das altnordische niidh, altsächsisch nätha hin, denen das neuhochdeutsche Gnade entspricht. Funs, Jus bedeutet geneigt, bereitwillig; dahin gehören Alfons und die Koseformen Juso und Fuhse, außerdem, wie es scheint, einige umgebildete Namen auf — fuß, z. B. Pernfuß, Siefuß, aus Bernefuns, Sigifuns. Frohsinn und Heiterkeit liegen in den adjectivischen Stämmen Blid (vgl. englisch blitlls) und Zeiz (altnordisch teitr), mit denen Blicffert, Blediger und Blicker. Plitt. Bliedung — Zeisberg. Zizold, Zeißolf. Zeiße, Zcitzschel zusammenhangen; Freude und Wonne in Fagin (vgl. englisch tain, froh) und Won, Wun, Woher Faginold und dessen Patronymicum Feinholi),

Wöniger, Wöhner, Wondrich, Wunram stammen. Auf Glanz und Schönheit beziehen sich Blanc und Scon, desgleichen Flad, dessen Gegentheil in „Unflat" erhalten ist, ferner Wan nach der Bedeutung im Altsächsischen und Friesischen; nur in wenigen Namen, wie Blankart und Blankerb, Schönhardt, Schönreich. Schönewolf, Fladrich, Gerflat, Wambolt, Wahnfried, Wannlofs, sind diese Stämme vertreten. Auch Dag scheint, da dem Tage Licht und Helligkeit zukommt, hellen Glanz und somit Schönheit zu bedeuten; als Vollnamen können Tagebold und Tabold, Dagobert und Dabbert, Dagafrid und Daffcrt, Taglieb, Dagmar, Helmdach angeführt werden.

In jeder Lage des Lebens, im Kriege wie im Frieden, fallen Rath und Ansehen, welche durch Rad, Rat und Ragan, Ragin bezeichnet werden, ins Gewicht; aus der großen Menge der mit diesen beiden Stämmen gebildeten Namen lassen sich einerseits Rappold, Rappard, Radloff. Alfred, Dankrat und Tankrcd, Frorath, Konrad, andererseits Reinbold, Reinhard, Reimer, Raymund als die bekanntesten hervorheben. Klugheit, Einsicht, Weisheit sind durch Fruot, Glau, Wis vertreten; dahin gehören Frödrich, Fruotwin. Glau-brecht, Glauert, Wisger, Weishardt. Die List ist nicht vergessen, wie Listhardt, Lister, Listing ausweisen. In Mod, Muot vereinigen sich Muth und Gemüth; zusammengesetzte Namen sind Mvtard, Moder und Muthhcrr, Mudrich und Muthreich, Demiith, Hartmuth, Nichmod. Wenn sich nach strenger Analogie von dem sächsischen söth (vgl. englisch sootli) auf ein hochdeutsches Sand i buchstäblich so lautet das Adjectiv im Dänischen) schließen läßt, so findet sich auch die Wahrheit in den alten Namen berücksichtigt, wie in Sandebold und Sambol, Sandheri und Sandhcrr, Sandrat, Sandold nnd Sannwald nebst Sandholz. Hug und Dane bedeuten Geist und Gedanke, Wil bezieht sich auf deiv Willen; an diesen Stämmen nehmen Gunter andern Hubert, Huffert, Hugold, Dcmkert, Dankwerth, Dankleff, Wilibald, Wiibrand. Wilhelm mit je einer Hälfte Theil. In Gab, Geb, Gib, die z. B. in Gabold, Gebhaid, Giebfried vertreten sind, scheint der Begriff der Freigebigkeit vor-zuhcrrschen. Recht und Gesetz werden durch Ewa, E (vgl. Ehe) bezeichnet, eine ähnliche Bedeutung liegt in Dau; dahin gehören Emuth, Einund, Erich, Ewald, Daubert, Daumer, Dauwald, Dau, obgleich die lctztern Namen vielleicht richtiger aus Diot erklärt werden.

Dem Begriffe Volk sind drei dem Alter und der Geläufigkeit nach verschiedene Benennungen gewidmet: zuerst das hochdeutsche Diot, Diet, im Gothischen als Thiuda vorhanden, von allen zur Namengebung gebrauchten Stämmen, wie es scheint, der fruchtbarste; sodann Liud, Liut, dessen Plural Leute sich erhalten hat; endlich dasjenige Wort, welches heute allein gilt, Volk. Von den zahlreichen Namen, die mit diesen Stämmen zusammengesetzt oder von ihnen abgeleitet sind, reicht es hin anzuführen: Theobald und Tobold, Ticdemann und Ticmann, Tittmer und Thiemer, Dietrich, Detlef, Thilo, Tiedge und Tieck, Diez und Deetz, Duden, Timm — Luitpold und Leopold nebst Licbhold und Leibhold, Licbrecht und Liebherz, Lüder und

Karl Gustav Andresen in Bonn,
Leiter, Leuthold und Lewald, Lücke, Lutz — Volbrecht und Vollbeding,
Volkmar und Vollmer, Vollgold und Vvlkhvlz, Volkwarth und Volquarts,
Focke, Volz. Auch Volksstämmc haben Vertretung in den Namen, zunächst
deutsche, wie die Falen, Franken, Friesen, Hessen, Sachsen, Schwaben.
Thüringer, dann fremde, namentlich die Mauren, Welschen, Wenden; während
diese Völkerschaften in vielen Koseformen und nur vereinzelt in Zusammen
setzungen wie Fahlmcr, Frankloff, Früsmer, Hessemer, Mohrhard, Wahler:.
Windolf nachweisbar sind, kommen von den beiden Stämmen, welche sich an^
geblich auf die Gothen beziehen, Gaud und Goz, ziemlich viele Vollnamen
vor, z. B. Gauder, Gaumer, Kosbothe, Gausrapp, Kotzolt, Gotzloff. Nacr
freilich seltenen Namen wie Stampert, Stemmerich zu urthcilen, ist auch Stam
selbst zur Namengebung verwendet worden. An die fremden Völker schließ:
sich der ans der Fremde ausgezogene Krieger, der durch Gast bezeichnet wird,
in Gastart und Gassert nebst Gesterding, Gastram und Jastram, Gastrich und
Westrich. Arbogast. Leidgast, Rodigast.
Wie das Volk, so dient auch das Land zur Namenbildung; daher z. B.
Lamprecht und Lambert, Landfried mit der jüngern Zusammensetzung Land-
fermann, Landwig, Landolph, Gerland, Roland, Uhland. Auf Mark, Landes
grenze, Grenzland, verweisen Markbcrt, Markart, Markwald, Markwart und
Marquard. Markloff.
Innerhalb des Volkes finden je nach Geburt, Besitz und Macht
Unterschiede statt. In Rich begegnen sich die Begriffe der einander verwandten
Wörter Reich, reich und lateinisch isx; zahlreiche Vvllnamen, mehr noch im
zweiten als im ersten Glied?, enthalten diesen Stamm, z. B. Rippold,
Ribbert, Riffert, Richard und Reichard, Neichhold und Reichwald. Richwin
und Rcichwcin, Alberich und Elfreich, Theodorich und Dietrich, Emmerich.
Friedrich, Heinrich, Ulrich. Kuni heißt Geschlecht, eine patronymische Ab
leitung davon ist kuninc, König, als Oberhaupt und Anführer des Geschlechtes
verstanden; aber nach angelsächsischen Zusammensetzungen, wie cynedom, König»
thum, cynerlce, Königreich, cynestül, Thron, scheint es, daß Kuni, woher
Kunibert, Kunigunde, Kunhardt, Ktthnrmund, Kühnreich, Kunolt und Kunwald
stammen, im Altgermanischcn schon selber König bedeutet hat. Bei BoS,
Bud ist vorzugsweise an bodo, boto, Gebieter, zu denken; bezügliche Name»
sind Bodcmcr, Bvdrich. Bodewig, Böthclt. Puttloff, Bode und Budde. Bop
und Putsche. Gerbodc, Herbothe, Meerbott, Neinbothe, Seebode. Wald in
alten Namen bedeutet niemals silva, sondern gehört zu „walten" im Sinuc
von herrschen (vgl. Gewalt); aus der großen Menge von Volluamen, in
deren zweitem Thcile die alte Form —old sehr oft erhalten geblieben ist,
können hervorgehoben werden; Waldpott, Waldhard, Walther und Waldherr,
Waldhelm, Waldraff, Waldemar, Waldcrich, sodann: Arnold und Arnmaldt,
Berthold, Meinhold, Harald und Harold nebst Herrwald, Reinold und
Reinwald, Rohdewald. Weinhold. Vornehme Geburt und Besitz sind die
vorherrschenden Begriffe in den einander nahe verwandten, meist blos I

dialektisch verschiedenen Stämmen Ad, Ed, Üd (vgl. Allod) und Uvd, mit
deren liquiden Erweiterungen Adal, Odal und Uodal; es wird genügen
Adolf, Edgar, Otfrid. Uhdolph. Adalbert. Ollmer. Ulrich anzuführen. Da
der Besitz als ererbtes Gut zu verstehen ist, so begreift sich, daß auch das
Wort Erbe selbst, Arbi, Erbi, zur Namengebung verwendet wurde, z. B. in
Arbogast, Arbert, Erberich, Erpold. Wie das englische earl, das nordische
Jarl einen Grafen bedeutet, so das entsprechende deutsche Erl, womit Erlcr,
Erlwein und Erlenwein zusammengesetzt sind. In Tegau, welches nach dem
Gesetze der Lautverschiebung dem griechischen rexvov, sowie dem altenglischen
Ehrentitel tli.ine gleichsteht, liegt der Begriff des jungen Burschen, woran sich
der des Knappen und weiter des Helden schließt; zu Degan gehören Dcinigcr,
Degenhard, Degener und Theiner, Degenhold, Herdegen. Die jetzige Bedeutung
von Schalk stimmt nicht mit der ursprünglichen überein, Scale ist Knecht;
die erhaltenen Vollnamen haben den Stamm an der zweiten Stelle: Gott-
schalk und entstellt Gottschall (vgl. Marschall, wörtlich Pferdeknecht) und
Gottschald(vgl. mittelhochdeutsch ssnesclislt, Seneschall). Engelschall. Muthschall.
Der bloße Unterschied des Alters offenbart sich in Alt und Jung, z. B.
Alderich, Altwig, Altwein — Junghart, Jungmann, Jungerich; dieselben
Begriffe liegen in Gamal (dänisch Fsmrusl, alt) und Niwi, Niu (vgl. ve^c,
jung; v°«v'«z, Jüngling), womit einerseits Gamalher und Kamler, Gamalrat
und Gammrath, andererseits Frauennamen wie Albniwi. Liubniu, Siginiu
(Sigune im Heldenepos) zusammengesetzt sind.

Unter Madal ist die nach diesem Worte so genannte Mahlstätte zu ver-
stehen, d. h. der dem griechischen «755?. ungefähr entsprechende öffentliche Platz,
wo das Volk sich versammelt, beräth und Gericht hält; von Madal, welche«
sich zuweilen in Mad kürzt, sind Madalhart und Mählert nebst Madert,
Madalcr und Mader, Madoland nnd Mahlandt gebildet. Urtheil und
Gericht ist auch die ursprüngliche Bedeutung von Dom, Tuvm gewesen, welches
in der abstracten Compositionssilbe —thum, z. B. Neichthum, auf den Werth
einer bloßen Ableitungsform herabgesunken ist; in Namen aber, wie Tompert
nnd Tombart, Domhard nnd Dummert, Domrich, Thümmel, Dvmke, scheinen
die Begriffe Stand, Würde vvrgchcrrscht zu haben. Aus den vielen Be-
deutungen, die dem Stamme Heid, dessen heutige Form —heit, z. B. Thor-
heit, eine noch stärkere Abstraction als —thum enthält, nach verschiedenen
Zeiten und Mundarten zugeschrieben worden sind, dürfen Art, Zustand, Rang.
Person als die wesentlichen Vorstellungen herausgehoben werden; Zusammen-
setzungen sind: Heidebrecht, Heitmar, Hcidrich und Heidenreich, Heidolf und
Heidelauf, Adelheid. Albheid. Biliheid, Ellenheid. Licbheit.

Vor der Gottheit beugt sich der rauhe Krieger, ihre Gnade und Hülfe
erfleht er voll Hoffnung und Vertrauen. Und so spricht, von andern Zeug-
nissen abgesehen, auch das für den religiösen Sinn unserer Väter, daß sie
ihre wenngleich rohen und sinnlichen, so doch ernst gemeinten und tief
empfundenen Vorstellungen von Gott und göttlichen Wesen in die Namen

aufgenommen haben. Zunächst erscheinen mit God zusammengesetzte Namen
und deren Koseformen in großer Menge, z. B. Gottbrecht, Gottfried, Gott-
hard, Gotthold und Gottwald, Gotleip und umgedeutet Gottlieb, Gottwein.
Godt und Goethe, Gvdel und Göll. Gödecke und Goecke. Götz und Gosche.
Götschke und Gottschick. Aus die heidnischen Gottheiten Fro (vgl. gothisch
ki-aaja, x'^y;) und Frouwa, altnordisch Frcyr und Freyja, welche Herr und
Herrin oder Frau bedeuten, bezieht sich der als Fraw zu bezeichnende Stamm,
womit Frobarth, Fraucr, Frorath, Frorcich, Frohwein. Frohloff zusammen-
gesetzt sind; Frohnert, Frohner und Fröhner setzen liquide Erweiterung, wie
sie in den alten Femininen Frauenhildis, Frowinlint erkennbar ist, voraus.
Zu den untergeordneten Götterwesen sind die Asen zu rechnen, vom altnordischen
Singular As, welcher hochdeutsch Ans. angelsächsisch Os lautet; dahin gehören
Asberth und Osbarth, Asboth. Asbrand. Osburg. Ansgar und Oskar, Anselm.
Asmund und Osmund, Asmuth, Oswald und Aswold, Ansel und Ensli.
Oske, Enslin. Die Riesen sind theils durch Hun (vgl. Hüne, aber auch
Hunne), theils durch altnordisch Thürs vertreten; während Hun in ziemlich
vielen Namen enthalten ist. z. B. Humboldt, Humbert, Hunrath, Hundrich.
Hunold, Huhn. Hünccken, Hunze, gilt für die jetzige Zeit als der einzige von
Thürs gebildete Name einer der berühmtesten des frühesten deutschen Alter-
thums, der Name der Gemahlin Armins, Thusnelda, aus Thursinhilda. Zu
den in der Natur waltenden und schaffenden Geistern gehören die Elfen,
welche in den Stammformen Alp, Alf gemeint sind; auf sie verweisen Alfred
und Elfrath. Alberich und Elfreich nebst Alverichs, Alboin oder Albuin. Elfe.
Elbcl, Elflein, Elben und Elvcn. Den Druden mehr als dem Adjectiv trüt,
traut, sind die Zusammensetzungen mit Drud gewidmet, z. B. Trüter,
Drummer, Trautwein. Trautloff und Trolf. Ehrentraut. Gertrud, Irmtraut.
Liebetruth, Der Stamm Run, welcher Geheimnis; bedeutet (vgl. raunen),
bezieht sich auf diejenigen halbamtlichen Jungfrauen, die sich mit Zaubersprüchen
beschäftigen und die Gehcimsprache der Runen zu lesen verstehen, wie in
Runhilt, Gudrun, Sigirun. Mit Engel zusammengesetzte Namen, z. B,
Engclbrecht und Engelbert, Engelfried, Engelhard, enthalten Wohl zum Theil.
aber jedenfalls nicht im Ursprünge das christliche Wort, sondern gehen zunächst
auf den sagenhaften nordischen Gott Ingo, Jnguio zurück, woher Jngebrand.
Jngeburg, Ingram, Jngomar, Jngold und Jngwald stammen; die altdeutschen
Formen Angilo, Engilo, Jngilo, denen die Geschlechtsnamen Angell, Engel
(natürlich noch anders deutbar), Jngel entsprechen, sind durch liquide
Erweiterung aus Ingo hervorgegangen. Jrmino wird als der kriegerisch
dargestellte oberste Gott Wvdan, der in Namen selbst nicht vertreten ist,
erklärt, scheint aber hier die persönliche Bedeutung verloren zu haben und nur
den Begriff des Höchsten, mithin eine Verstärkung zu bezeichnen; von Jrmin
stammen Irmgard und Armgard, Armengaud, Jrmingcr, Jrmert und Ermert
nebst Armerding, Ermold, auch die Kurzform Armin, woraus fälschlich
Hermann gemacht worden ist. Von den dem Gottesdienst geweihten localen

Benennungen Alah, Tempel, und Wih, wobei man an einen heiligen Hain
zu denken hat. ist die erste mit Sicherheit nur in einzelnen wenigen alten
Namen, z. B. in den weiblichen Alahgunt und Alahtrud, zu erkennen; zu
Wih dagegen, welches sich ebenfalls allein in Frauennamen findet, gehört vor
allen der Vorname Hedwig, während der gleichlautende Mannsname, den auch
heutige Familien führen, im zweiten Theile Wig (Kampf) enthält.
Mit den religiösen Vorstellungen der heidnischen Germanen, die hierin
den ältesten Naturvölkern gleichstehen, hängt es zusammen, daß sie einzelne
durch besondere Eigenschaften hervorragende Thiere, welche sie für Begleiter
und Freunde der Götter hielten, auszeichneten und als heilig betrachteten;
dies ist der Grund, daß auch deren Namen in den Kreis ihrer eigenen persönlichen Namengebnng gezogen wurden. In dem Stamme Diur, Tiur wird,
wie es scheint, der Gattungsbegriff im allgemeinen bezeichnet; Namen sind
Thierold und Tyrolt, Dierolf und Thürolf nebst Diruf und Thierauf. Der
ursprüngliche König der Thiere war nicht der Löwe, der gleichwohl in dem
bekannten Namen Leonhard und dessen Neben- und Ableitungsformen, z. B.
Lienhardt und Lennartz, enthalten ist, sondern der Bär; mit seinem Namen,
Ber, sind unter anderen Bernot und Biernoth, Berold und Bärwald nebst
dem Patronymicum Bierhals, Berwin und Bierwein, Berengar und Beringer,
Bernhard, Bernold, Bernswind zusammengesetzt. Im Reiche der Vögel
herrscht der mächtige Aar oder Adler (adclaere, Edelaar); ans ihn beziehen
sich mit Ar, Arn anlautende Namen, wie Arold und Arlt, Armbold, Armbrecht, Arnerich, Arnold und Arnwaldt, Arnulf. Diesen beiden königlichen
Thiercn gehen nach der Mythologie des deutschen Heidenthums der Wolf,
der Eber und der Rabe an Heiligkeit voran. Von den Stämmen, welche
ein Thier bezeichnen, ist Wolf, dessen Auslaut meistens —olf lautet, der
fruchtbarste und überhaupt einer der fruchtbarsten; die Vorliebe für ihn mag
damit zusammenhängen, daß der Wolf als Sieg und Glück verheißend galt;
Namen sind z. B. Wolfgang, Wolfhard und Wohlfahrt, Wolfhilde. Wolfram
und Wohlfromm, Adolf, Ludolf. Rudolf und Nolauf nebst Rolf und Rollfuß. Der wilde Eber ist vertreten in Eberhard und Ebcrt, Eberwein, Ebbe,
Epple, Ebbecke; der Nabe, ursprünglich Hraban, gleichfalls von glücklicher
Vorbedeutung, in Rabener, Ravmund, Rabenhold und Kranold, Bertram
und Berirab, Guntram, Wallraff, Wolffgramm. Nächst den genannten
Thieren sind noch zwei andere zu berücksichtigen. Zuerst die Schlange, nicht
Slange, sondern Lint (vgl. das tautologische Lindwurm), mit ihrem glänzenden
nnd anschmiegenden Wesen, zugleich ein Sinnbild geheimnißvollen Wissens;
dahin gehören Limprecht, Lindart, Lindelof und die alten Frauennamen
Dietlinde, Gotclint, Siglint. Sodann der Schwan, ein weissagender und
daher heiliger Vogel, in Schwaniger, Schwanert, Schwaner und den Femininen
Swanaburg, Swanahildis.
Unter die Beziehungen zu der Thierwelt ist auch die Jagd zu rechnen,
der sich die alten Germanen bekanntlich mit besonderer Vorliebe hinzugeben

pflegten. Zwar Jagd selbst oder etwas dem Aehnliches findet sich zur Namengebung nicht verwendet. Aber das Hauptlocal derselben, der Wald, ist durch zwei hervorragende Stämme, deren Beziehung auf jene edle Beschäftigung am nächsten zu liegen scheint, bezeichnet, Hag, Hagau, Hagin, Hain und Wid, Wit, zu althochdeutsch witu (englisch voo<>); volle und gekürzte Namen find einerseits: Hegebart und Heimbrecht, Hackert und Heinhardt, Henrich und Heinrich, Hegewald und Heinold, Hey und Heine, Hegel und Hänel. Haack und Heinicke, Heiß und Hiiche, andererseits: Wittbold, Weitbrecht, Wideburg. Wittckind und Wedekind, Wittmer. Witold. Weitlof. Wicde (vgl. Veit und Guido), Wcidle. Wittich, Weddigen. Wiedling.

Werfen wir einen Blick auf die bei den beiden hervorragendsten C»ll»r volkern der alten Zeit. Griechen und Römern, am meisten üblich gewesene Art der Namengebung, so begegnet uns eine überraschende Ähnlichkeit zwischen der griechischen und germanischen Weise, während der Charakter römischer Namen mit dem unserer später» Beinamen vielfach zusammenfällt. Nicht allein, daß die griechische» wie die deutschen Name» in der Regel zusammengesetzt sind; auch der Inhalt der Namen offenbart im Großen und Ganzen dieselben edlen, poetischen und idealen Grundanschauunge», welche wir i» den germanische» Namen finden und preisen, insbesondere Beziehungen aus die Gottheit, auf Volk und Heer, Ruh», und Glanz, Stärke »nd Gewalt. Tugend n»d Tapferkeit. Es verlohnt der Muhe, griechische und deutsche Personen „amen zu suchen und vorzuführen, die sich »'örtlich decken, wie ^«z^M).?: und Konrad, ^««^r«//)? und Baldwig, und Sigiher, ^2^ox).?,z und Volkmar oder Dietmar oder Liutmar, He^'ä'^z oder ^«-ssv?^ und Gotlcip, und Gottschalk, ^5>i7,Ä^ und Godrat, rvXso^«/«? und Ludung, und Marold oder Rothwald. Auch das haben mit den deutschen Namen die griechischen gemein, daß von ihnen wie von jenen Kosc- oder Kurzformen in unübersehbarer Menge gebildet worden sind, z. B. ,?.!>tuv. ^«^<uv. 'I'hilov und .V')?'«?, /,?'^z, welche sich zu Vvllnamcn wie '.^ s«>>vxX?^. ^^o^z, 'I'^iö-z^. '^s,/.- .V'z?!^«-//>z. stellen lassen. In manchen Fällen stimm: sogar der Inhalt des deutschen Vollnanicns und seiner Koseform mit dem Inhalt der entsprechenden griechischen Name» überein, z. B. in Sigibert und Sigo, Robert und Rohde, verglichen mit X'./.üP^v^ und X'.?.^;, KX?^?^; und IxX^i«'/,

Einen wie großen Abstand der Bedeutung bekunden dagegen die prv saischen, realen, auf Aeußerlichkciten gerichteten Namen der Römer in ihre, Mehrzahl! Vergleiche zwischen römischen Name» und deutschen Geschlecht«' »ainen lassen sich in Menge beibringen, z. B. Crassus. Lonaus. Macer und Tick, Lange, Mager — Lentulus, Piso und Lmsemnnn, Afkcbauer — Bald»?, <>ro„to, Naso, Plautus und Stammler, Stirnemann, Naseman», Platinch.

Namen, die blos zählen, wie Secundus, Tertia, Quintus nebst Pontius und Pompejus, finden ihres Gleichen im Deutschen nicht.

II.

Für die Beantwortung der Frage, ob die altdeutschen Personennamen in ihrer Gesammtheit aus einem bunten und gesetzlosen Gemisch zweistämmiger und einstämmiger Namen bestehen, wie es heute der Fall zu sein scheint, kommt es auf zweierlei an. Zuerst mutz die geschichtliche Zeit von der vorgeschichtlichen getrennt werden. In der Periode, da von Germanen noch nicht die Rede war, sind vermuthlich alle ihre Namen anfangs einfach gewesen, bis allmählich die zusammengesetzten entstanden, deren Herrschaft in der Zeit, da die Geschichte von ihnen meldet, dergestalt hervortritt, daß sich der Grundsatz hat aufstellen lassen: die Namen der alten Deutschen bestehen mit verschwindenden Ausnahmen, die sich vielleicht auch noch der Negel anbequemen, aus der Verbindung zweier verschiedenen Wvrtstäinme. Ferner: Die große Menge anscheinend einfacher Namen sind sogenannte hypokoristische oder Kosenamen, nach bestimmten Gesetzen aus Vollnamen gebildete Kurzformen, wie sie der traulich gemüthliche Verkehr des täglichen Lebens auch in viel späterer Zeit hat eintreten und gelten lassen, z. B. Bruno, Fritz, Hein, Irma, Kunz, Willi, und von fremden Namen, die hier ebenfalls verglichen werden dürfen, Guste, Hans, Life, Matz, Toni, Trina.

Von jeher hat man sich bemüht, die beiden Glieder der zusammengesetzten Namen in ein logisches Verhältnis; zu einander zu bringen nnd darnach die Namen zu verstehen. So einfach und natürlich dies Verfahren, das ja in allen andern Fällen der Zusammensetzung selbstverständlich ist, auch hier zu sein scheint, so muß es doch von vornherein und ohne Rückhalt als trügerisch bezeichnet werden. Zwei Gründe, ein negativer und ein positiver, sprechen entschieden dasür, daß die Verbindung des einen Wortstammes mit dem andern eine logische Beziehung weder hat noch zu haben braucht, daß vielmehr jeder Stamm seiner Bedeutung nach mit jedem andern, einerlei welcher Bedeutung dieser sei, sich vereinigen dürfe.

Eine Prüfung der in älter» wie neuem Schriften versuchten und aufgestellten Erklärungen und Uebersetzungen altdeutscher Personennamen fällt wahrlich nicht zu Gunsten derjenigen aus, welche die Nothwendig'eit eines logischen Bandes der beiden Glieder des Namens behaupten. Den meisten der auf Grund dieser Voraussetzung in jüngerer Zeit veröffentlichten Beispiele sieht man die Verlegenheit an, in welcher die Erklärer sich befunden haben muffen, wenn sie sih und ihren Lesern vorzustellen haben, wie die Beziehung der beiden Stammwörter auf einander beschaffen sei, ob der Sachbegriff als persönlicher Begriff verstanden, das abstracte Substantiv in personificirender Versinnlichung gefaßt werden dürfe, welche Übersetzung oder Umschreibung für das Verständniß zu gelten habe, und dergleichen mehr. Dem einen ist Wilhelm „Willenshelm", einem andern „Helm nach Wunsch", einem dritten

„der nach dem Helm verlangt"; Ludwig soll hier „Ruhmeskampf", dort „laute Schlacht", anderswo „berühmter Kämpfer" bedeuten; Dietrich wird als „Volksköllig" oder „Volksfiirst". als „volkesmüchtig" und als „reich an Volk" verstanden; der eine übersetzt Heinrich durch „Dorffürst", der andere durch „reich an umzäuntem Lande"; Fridleib hat die wortreiche Erklärung erfahren: „der in Frieden sein Erbtheil verzehrt, über sein Erbtheil waltet, Friedenssohn". Daß zwischen den Deutungen des Namens Alfred: „Elfenrath" und „Elf an Rath", welche beide beliebt worden sind, ein sehr großer Unterschied besteht, liegt auf dcr Hand; aber dazu führt eben der Zweifel über die Beziehung. Höchst wunderbare wörtliche Uebersetzungen sind den mit Ger gebildeten Namen widerfahren, z. B. Gerfrid und Fridger durch „Speerfriede' und „Friedensspcer", Lindgcr durch „Lindwurmspeer", Ottokar durch „Vermögensspeer", Witgcr durch „Waldspcer". Welcherlei Begriffe man mit diesen selbstgeschaffenen Zusammensetzungen, die obendrein auf Personen anwendbar sein sollen, zu verbinden habe, bleibt zu errathen. Von Dagobald heißt es: „kühn am Tage"; daläßt sich fragen: nicht auch in dcr Nacht? Aber wahrscheinlich ist die Meinung: einer, dessen Kühnheit zu Tage tritt. Während nach gewöhnlicher Weise Willeram einen „Willensraben", Tidolf einen „Volkswolf" bezeichnen sollen, hat die Consequcnz für Winolf eine» „Wonnewols" gefordert. Was ist ein Wonncwolf und wie sieht er aus? Wenn Helmolf. Hrabanger, Wolfram wirklich einen zusammengesetzten Begriff ausdrückten, so müßte doch die Beziehung des Wolfs auf den Helm, des Speers auf den Raben, des Raben auf den Wolf irgendwie aus der Mythologie oder sonsther nachgewiesen werden können; davon aber findet sich keine Spur. Wer unbefangen urthcilt, wird die Frage, ob die Namen dcr Personen, welche Brunhild, Gcrland, Hrodegang, Knnigund, Kunimar, Rodland, Rudmar geheißen haben und größtcnthcils noch heißen, als „Brustpanzerkampf, Speerland, Geschlechtskampf, Geschlechtsruhm, Ruhmesland, Ruhmesruhm", wie die Uebersetzungen thatsächlich lauten, zu verstehen seien, mit der allergrößten Entschiedenheit verneinen. Können ferner Namen, welche aus zwei ihrer Bedeutung nach einander entgegengesetzten Wortstämmen bestehen, einen schicklichen Sinn geben ? Man vergleiche Fredcgunde, Fridhild, Hadufrid. Gundfrid, Hildefrid, wo jedesmal der Friede mit dem Kriege oder Kampfe vereint nach außen hervortritt. Nicht viel anders steht es um Fridbald, Ferdinand und deren Erklärung „Friedenskühn". Ebenso wenig kann vorausgesetzt werden, daß Eltern ihre Söhne Gundwig, Hedwig, ihre Töchter Bathilde, Hildegund, in dem Bewußtsein nicht allein des tantologischen Charakters der beiden Wortstämme, sondern auch der Verständlichkeit ihrer Beziehungen, genannt haben. Es giebt auch viele Namen, welche sich durch die Stellung der beiden Compositionsglieder von andern Namen desselben Wortgehaltes unterscheiden, wie Gernvt und Notker, Herold und Walthcr, Herdcgen und Dcgenher. Herrmuth und Muthcr, Herloff und Wülfer, Marbod und Bodumar. Waldemar und Marold, Wolsgang und Gangloff. Zu untersuchen oder darüber zu streiten.

ob diese Namenpaare denselbcn oder einen verschiedenen Sinn enthalten, ver-
lohnt sich der Mühe nicht; ohne Zweifel beruht die Unikehrung auf einem
anmuthigen und behaglichen Spiel mit den Formen, wie es der Volksgeist
auch sonst äußert, und hat nur in dieser Hinsicht eine Bedeutung. Lehrreich
aber ist die Wahrnehmung, daß sich in griechischen Namen ein gleiches Ver-
hältnis? offenbart, z. B, in ^T^PlXs? und 6>I).i57^«?, ^<opöAsvz nnd
'InTiox^z^z und K^,ckit?77:e,z, lO.äavö^O? und AvöpoxX^?,
^lxö<??^«io? und Xis/«röv'.xo;.
Von achtbarer Seite, wo man sich der Bedenklichkeit jener vorgeführten
Erklärungen und Uebersetzungen wohl bewußt zu sein scheint, ist als Haupt-
zweck derselben das Bedürfniß. dem des Altdeutschen Unkundigen einen Begriff
von der Bedeutung der Namen zu geben, in Anspruch genommen worden.
Das klingt angemessen, ist es aber nicht und kann es nicht sein, weil hier,
wie aus der vorhergehenden Erörterung folgt, von einer durchaus irrigen
Voraussetzung ausgegangen wird, vermöge deren dem Unkundigen, bei der
jeden Augenblick auch ihm sich aufdrängenden Möglichkeit verschiedener Auf-
fassungen und insbesondere Beziehungen, obendrein noch die Mühe eigener,
schwieriger Untersuchung und Wahl keineswegs erspart bleiben würde. Was
zunächst noth thut und genügt, besteht darin, daß die Bedeutung der
beiden Glieder, welche den Namen bilden, aufgedeckt und, wenn dies in
einigen wenigen Fällen nicht sogleich vollständig erreichbar ist, an der Hand
der Sprache nnd Geschichte wohlbegründeten und glaubwürdigen Vermuthungen
Raum gegeben werde. Sodann aber ist es erforderlich, sich mit dem
positiven Grunde bekannt zu machen, der unsere Vorfahren bestimmt hat,
die Namen ihrer Kinder in der Weise, welche wir in ihnen ausgedrückt
finden, zusammenzusetzen. Dazu bedarf es nunmehr der Vorführung eines
erst in neuerer Zeit anfgestellten, historisch hinreichend unterstützten Grundsatzes,
dessen hohe Bedeutung für die Erkenntniß und Würdigung der altdeutschen
Personennamen einem Jeden, der ihm mit Vertrauen und ohne Vorurtheil
entgegenkommt, unschwer einleuchten wird.
Der nächste und natürlichste Namengeber war der Vater, in besondern
Fällen konnte ein anderer theurer Verwandter des Kindes oder hervorragender
Freund der Familie dessen Stelle vertreten. Die Wahl des Namens beruhte
nicht auf Laune und Willkür; sie fand vielmehr, wie aus der Geschichte, aus
Sage und Mythe, vorzüglich aber aus zahlreichen Urkunden verschiedener
Länder und Gegenden hervorgeht, mit liebevoller und sorgsamer Rücksicht auf >
Verhältnisse der nächsten Verwandtschaft statt, so daß sich auch darin das
Gemüthsleben und der ethische Charakter unseres Volkes in schöner Weise
offenbaren. Durch den Namen ward dem Kinde eine Mitgäbe für das Leben
zu Thcil, eine Mahnung, was ihm auch die Zukunft vorbehalten habe, stets
sich seines Geschlechtes und dessen Genossen würdig zu beweisen.
Der Sohn heißt zuweilen nach dem Vater, häufiger jedoch nach dem
Großvater. Auch Geschwister des Vaters oder der Mutter können bei der

Wahl des Namens für das Kind berücksichtigt werden. Nicht selten tragen Geschwister unter sich verwandte Namen, die ihrerseits wieder von den Namen angesehener und thcurer Geschlcchtsgenossen abhängig sind. Der häufigste und weitaus wichtigste Fall ist aber der, daß den Kindern zusammengesetzte Namen verliehen wurden, deren Glieder sich entweder beide oder zur einen Hälfte auf die Namen zweier oder eines nahen Verwandten gründeten.

Die Geschichte meldet, daß Karl der Große nach seinem Großvater Karl Martell benannt worden ist und daß sein Bruder Karlmann geheißen hat: weit höher hinauf, in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt, reichen die zur Hälfte gleichen Namen des Cheruskerfürsten Segestes und seines Bruders Scgimar. In dem sagenhaften Hildcbrandsliede begegnen uns die zugleich allitterirenden Namen der drei Helden Heribrand, Hildcbrand und Hadubrand, Vater, Svhn und Enkel. Das Gedicht von den Nibelungen führt den Sigmund und die Siglint als die Eltern Sigfrids an, während ebenda die Namen der drei fürstlichen Brüder Gunther, Gernot und Giselher nur unter sich und mit dem Namen ihres angeblichen Vaters Gibich allitteriren. Des Sigfrid und der Grimhilde Svhn heißt nach feinem Oheim Gunther. Gunthers Sohn aus demselben verwandtschaftlichen Grunde Sigfrid. In mittelalterlichen Urkunden werden Hildcgaus, Hildebrandus, Hiltrndis und Agenardus als die Kinder eines Hildegaudus und einer Agentrudis aufgeführt: ein Lantfredus und eine Adalhildis nennen ihren Sohn Adalsredus, ihre Tochter Lantberga; ein Waltbert wird als der Sohn des Waldram und der Waltrata, ein Nado und eine Waldrada als die Kinder des Waltbertus und der Nadhildis bezeichnet. Mutter und Tochter heißen Ellanpurc und Engil-purc, zwei Schwestern Liutswind und Ellanswind, ein Brüderpaar Wilibald und Wunnibald, ein anderes Ellanrih und Engilrih, welche an Alprih und Askrih, die Namen der Brüder ihres Vaters, erinnern.

Aus diesen Zeugnissen, denen sich eine große Menge anderer, vorzüglich aus dem Altnordischen, hinzufügen lassen, geht deutlich hervor, durch welche Rücksichten und Gründe die alten Germanen sich bei der Namcngebung bestimmen ließen. Von einem solchen Gesichtspunkte aus betrachtet, geben jene Namen, in denen wir einen zusammengesetzten Begriff nicht haben erkennen und gelten lassen können, einen Sinn, nämlich den, daß sie auf einer innig bewußten Nachbildung der Namen nächster theurer Verwandten beruhen. Wenn der Vater Gunther, die Mutter Hildegard hieß, so begreift sich für die Tochter der Name Hildegund, dessen Bedeutung eben in der Vereinigung jener Namen der liebenden Eltern, keineswegs aber in der seltsamen Verbindung des Krieges mit dem Kriege liegt. Ebenso darf Hadufrid, wo die beiden Gegentheilc, Krieg und Fried.', auf die Oberfläche treten, beurtheilt werden: nahe Verwandte, nach denen sich die Wahl des Namens für das Kind richten sollte, mochten Gotfrid und Hadeburg oder Hadolf und Friderun heißen, oder noch anders anklingende Namen besitzen. Auch Ottokar, Wolfram. Gerland, Kunigund und andere Name», gegen deren logische Bezichbarkeit

und damit zusammenhangende Übersetzung wir uns erklärt habe», erhalten nun eine Bedeutung, welche nicht weniger hoch anzuschlagen ist, als diejenige, deren nur überhaupt ein edler Name fähig sein mag.

In Betreff der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Namen innerhalb der Verwandtschaft kann schließlich wiederum das Griechische in einigen hervorragenden Beispielen aus der Geschichte verglichen werden. Die beiden Dionysius, Tyrannen von Syrakus, waren Vater und Sohn; des Nikias Vater hieß Nikomedes, des Timon Vater Timarchus, des Timolcon Bruder Timophanes. Aristoteles war der Sohn und der Vater eines Nikomachus, Miltiades der Sohn eines unberühmten und der Vater des berühmten Kimon; Platon. der Sohn des Aristo», soll zu Anfang den Namen seines Großvaters Aristokles geführt haben; Von den Namen der beiden Söhne des Pisistratus, Hippias und Hipparchus, ist der erste die Koseform eines Vollnamens wie der zweite.

Eine poetische Erzählung,
von
Josef Ütss.
— Budapest, —
Aus dem Manuscript in s Deutsche übertragen von Josef Skcinbsch.
— Franzensbad. —

I.

^Imhergeirrt bin ich am Erdenkreis;
Anbetend lag ich vor des Südens Sternen,
vom blüh'nden Strand der blondgelockten
Theiß
Trieb mich ein dunkler Drang in weite
Fernen,
Am Fuß der Alpen, Rosen bis an's Knie —
vurchschwelgte ich Italiens Feerie.
Doch Duft und Farbe, sie verwchn, ver>
gliihn;
Wie flüchtige Wolken eilen sie von hinnen,
Und kaum geboren, müssen sie zerrinnen,
Sie sind zu schön, um nicht hinrocgzuziehn!
Und auch aus meiner Seele floh der Süden,
Ein luft'ger Traum, im Morgenroth be>
schieden.
Nichts mahnt an Duft und Glanz und
Ueppigkeit . . .
Bh schleichende Zerbröcklerin, du Seit! —
kebend'ger hat das Düstre sich erhalten
Und mancher Felsen steht noch unbewegt,
wie er sein Zerrbild mir in's Herz geprägt;
Ich seh' ihn ragen und die Wolken
spalten. . .
Bb ungeschlacht auch — fest und ehern steht
Der Felskoloß in kahler Majestät,
Zu seinen Füßen aber blüht der Strauch
Und über Blöcken sprießen üpp'ge wiesen;
Ein jeder Block ein Stück vom keib des
Riesen,
Im SturzbefruchtetvondesSturmesHauch.
Die eignen Rinder sind's, aus ihm ge-
fällt —
Und ihre Welt doch nicht mehr seine Welt!
Wo sah ich's nur, dies wohlbekannte Bild?
Sah ich's in Marmor? In Granit ge-
hauen ?
Des Armes Schwung, die trotzgewölbten
Brauen,
Sie sind vom Geiste Anzelos erfüllt,
verzehrend flammt der Seele Zorn und
Schmerz
An dieser Stirne festgefügtem Erz,
Ist's Wirklichkeit? , , . Ist es in meinem
Hirne,
In San Oietros heil'gem Dom gekeimt?

!7ein, nein!. , . Im Bann der dämmern-
den Gestirne
Hat es mein Geist dort nur zurücker«
träumt.
Aus meinem lZeimatsdorfe stammt das
Bild
«Z? daß es mir nicht längst schon ringe'
fallen I),
Ich seh das ruhig reckenhafte walle»
Des hohen Greises, vom Talar umhüllt.
N?irgingen ihm beklommen aus dem Wege,
Die nbermüth'ge Straßenjungenschaar,
Und bargen uns, wie vor der Sturmgefahr
Die Sxerlingbrut in dichtem Laubgehege.
Fast hundert Jahre thürmten sich auf ihn,
Doch seinen Rücken konnten sie nicht beugen;
Ein lebend Märchen schritt er in dem
Reigen
Der Nienschenschaar geheimnißvoll dahin,
Geahnt — vielleicht, allein verstanden
— kaum
Durch eines kebens endlos langen Raum I
Sein wissenruf erregte hkil'ge Scheu,
Doch seinen Ursprung konnte Niemand
deuten.
Die Sage ging, daß er der Eingeweihten
Der uralten Kabala Einer sei.
Und nur an ihm, an ihm allein sei's eben
So wie cin Fürst, in Glanz und Pracht
zu leben!
Doch fein Gelübde sei der Armuth Noth;
Em Rohrhaus war es, das ihm Bodach bot.
Er las in Büchern, wallte in den
Tempel,
Auch war sein wissen nicht von dieser Welt!
von todten Sprachen, die kein Strahl erhellt
— Ehaldäisch, Syrisch — löste er den
Stempel;
Und Tag und Nacht verbrachte er im
prüfen
verschlung'ner Schnörkel dunkler Hiero>
glyphen.
Die Weisheit gleicht dem wein — schloß
er gelehrt —
Mit ihrem Alter steige auch ihr Werth;
Die Weisheit aber, sie ist ewig Eins!
Iehovah ist's! die Wurzel seines Seins!
Der starre, harte Gott, der an den Sündern
Noch Rache nimmt in Aind und Aindes>
kinder»,
Das ist sein Gott! — So wie der tZauch
am Spiegel,
So wie die Thröne, die ein Kind verstreut,
So schwand auch über seinem Haupt die Zeit
Und trug Geschlechter hin auf ihrem Flügel.
Und Alles, Alles wankte um ihn her:
Fest wie ein Fels: Iehovah nur und
— Er!
Mit Worten war es karg bei ihm bestellt,
Doch eine Welt schlief unter seinen Brauen:
In Nacht getaucht, in blitzdurchzucktes
Grauen
Lag der Gedanken schrankenlose Welt,
Er mied die Menschen, wie sie ihn gemieden
sSelbst ausgestoßen hat er sich schon lang),
Doch wo ein Mensch im Todeskampfe rang,
Da nahte er: beschieden, unbeschieden.
Sein Betgesang scholl wie Posaunenklang,
Und aus des Augs verheißendem Durch»
dringen
Sog sich der Kampfer noch im Todesringen
Ermuthigung auf seinen letzten Gang,
Vft wachte er des Alltagsbrotes wegen
In später Nacht bei mattem Lampenlicht:
Die alten Texte zwang ihn Noth undpflicht
Auf Pergament in Topien zu prägen,
vie Satzungen vom alten Testament,
Die Heilgen kehren, Trieb und Drang zu
zäumen,
Den frischen Urquell mit dem em'gen
Schäumen,
Und das Mysterium, das sich: Gottheit
nennt!
Doch weil er nichts als Buchstaben bewacht,
Gewann der Buchstab über ihn auch Macht!
von sehnsuchtswilder Schwärmerei erfaßt,
Gedachte er der finster», blut'gen Zeiten,
Da noch Iehovah Fackel war im Streiten

Josef Riss in Budapest,
Und todgeweiht, wer sei» Gebot gehaßt;
Ivo das Gesetz, auf todten kaut gestützt,
Mit Steinigung und Brand und Abgrund
drohte,
Der Scheiterhaufen grell zum Himmel lohte
Und Hohepriester mit dem Beil geblitzt!
Aus dieses Felsens öder Vodenkrume,
von Vnellgcsang und Zephyrhauch ge>
nährt,
vom Sonnenstrahle traurig abgekehrt,
Sproß im verborgenen eine holde Blume. ^
Entbehrung, Sehnsucht, starrer Vater-
sin» —
Der durst'gen Blume Reif statt milden
Thaues!
wie feindlich auch das Klima und wie
rauh es,
Die Tochter Hiobs blühte auf darin.
Ein Helles Wunder, rein und ohne Fehle,
In zauberhaftem Einklang keib und Sc'cle!
Die Schönheit himmlisch, rhythmenhaft der
Gang —
Und wie um uns in Träumerei» zu locke»,
Auf Abendfluren weiche Silbcrglocken,
So sllßmelodisch ihrer Stimme AlangI
von Worten — klug und r>on Gedanken
— schön:
Ei» bunter Falter, der auf goldnem Flügel
Sein Bild belauscht im blauen Bergsee-
spiegcl , , ,
Und ach das Aug , , . das Augenpaar
zn seh n . . .
In einem Meer von Sprachen könnt' ich
angeln,
Ich köderte den holde» Ausdruck nie;
Für dieses Augs siegreiche Poesie
Das rechte wort, es wurde ewig mangeln.
Doch eine Fabel will ich Euch erzählen:
Die Mittagssonne und des Abgrunds
Nacht,
Sic waren schmachtend für einand erwacht
Und fanden sich zu seligem vermählen.
Da schmolz die Nacht in Eins mit dem
Gefnnkel
Und glühte in gcheimnißvollem Dunkel.
Am besten aber macht die Fabel klar:
Die dunkle Gluth in Mirjams Angenxaar,
Die harte Scholle wiegte ihren keib,
Die Einsamkeit war ihrer Seele Amme;
Die treue Amme, deren kied die Flamme
Geheimer Regung lodern macht im Weib.
An altvergilbten Fetzen von papieren
Saß sie des Nachts und lernte buchstabiren,
verstohlen las sie manch verstümmelt Buch
Und lernte heimlich wort und kied und
Spruch:
Brosamen nur vom Tische der Gedanken,
Doch eignem Fleiß und eigner kust zu
danken
von Wissensdurst war ihr das Herz ge
schwellt I
Nach Frcihcit und Erkenntniß ging ihr
Streben,
Sie sehnte sich aus diesem Alltagsleben
Und schuf sich träumend eine neue Welt
Der sie die schönsten, reinsten Farben lieh,
Gewebt aus Ahnung und aus Poesiel ..
Da fiel ein altes Buch ihr in die Hand
— Nur Titelblatt und Antornanic fehlte —
welch schöne Dinge ihr dies Buch erzählte!
wie hätte sie den Autor gern gekannt!
Das las und las sie hundertmal im Jahr,
wie wir so oft auf wegen und auf Stegen
Die Melodie z» wiederholen pflegen,
Die uns einst tief in s Herz geklungen
war.
Und was sie auch in jenen. Buch gelesen,
In jedem Bild sah sie ihr eignes Wesen,
Heut war sie Julie, Romeos Refrain,
Die unglückscl'ge Dcsdemona morgen,
Nun kady Macbeth mit de» Klötgen
Sorge»,
Eordclie heut und morgen Imogcn,
Und kam in roher Tölpelhaftigkeit
Ein plumper Dorflaff kiebe zu erbetteln,
war sie Titania und verhöhnte Zetteln,
— Nu» kennt Ihr Mirjam, Hiobs holde
Maid.

Iehovah,

Z87

Gelinde Herbstnacht, kaubwerk rieselt nieder,
Die Schwalbe flieht das Nest am kleinen Haus;
Das warme Nest kühlt bis zum Morgen aus,
Mein süßer Iwitschrer, Schwalbe, kehrst Du wieder?

Aus kleinem Rohrhaus dringt ein lichter Schimmer
Und gleitet zitternd Ubers Pappellaub;
Die Pappel glitzert wie von goldnem Staub,
Und hüllt die Nacht in dämmrig Goldgc» flimmer.

Das weiße Haupt vergraben in der Hand
Sitzt hiob da — und wiegt sich in Gedanken;
Die losen Pergamente vor ihm schwanken
Und Kiel und Tinte — halten heut nicht Stand,

Er greift danach und will die Feder führen,
Doch fließen ihm die kettern in einand;
Senkt sich ein schwerer Nebel iiber's Land?
Du alter Aar, wirst Dn die Schwingen rühren!

Taucht wieder ein und regt die Hände fleißig,
Der Abschnitt und die trübe Grübelei,
Sie passen zu einander . . . Mosis;Zwei,
Tapitelanzahl Nummer: Iweiunddreißig,

Im trauten Kreise unter Eurem Giebel
Schlagt auf das Buch und lest daheim die Bibel!

Lest wie es dort in Demantlettcrn steht:
Wie sie nm's goldnc Kalb den Reigen schlangen,
Wie lNosis Klagen wild zum Himmel drangen —
— Der das besang, das war erst der Poet!

. . . Und Iosua sprach: Mein Meister, laß die Klage,
vom Lager her braust Heller Siegeston.
Der Meister aber sprach: Du irrst mein Sohn,
Das ist kein Sieg und keine Niederlage.

Ganz andre Töne brausen aus dem Thal,
Ein wildes Johlen ist's, ein Bacchanal!

Und wundersam! da er es niederschreibt,
Schlägt ihm ein gelles Brausen an die Ghren,
Als war der wüste Lärm heraufbeschworen,
Der vor Jahrtausenden das Bhr betäubt.

Wie sonderbar das johlt und gröhlt und kreischt . . .
Er steht und lauscht . . . wie hat er sich getäuscht!

Das sind nicht Töne aus verklungne» Tagen,
Nicht Geisterstimmen einer todten Welt;
vom Wirthshaus kommt der kärm da° hergegellt,
Wo Schauspieler die Schmiere aufgc> schlagen.

Begeistert horcht die dichte Menge Volks
Und klatscht, daß es die Schlummernden vernehmen,
Die Hohlhand schwitzt, die Thräne rinnt in Slrömen —
Die Muse aber freut sich des Erfolgs!

Dies Tosen war es, das den Greis erregt.
Es schwirrt der Kiel, doch nicht nach seinem Sinne,
Er schwirrt und knistert, hält auf's Neue inne —
heut fehlt die Ruhe, er ist zu bewegt.

Die Geige schweigt, doch statt der Töne gleiten
verrauschter Seit Gespenster bleich empor
Und quälen ihn und martern ihn im Ehor —
Wozu erwacht Ihr, längst begrabnc Zeiten? . , .

Drei schöne Söhne hat ihm Gott ge-
geben —
Und nicht der Tod entriß sie ihm — das
kebenl
Den ihm der Tod genommen von den
Drein:
Des cinz'gen Sohnes durfte er sich fren'n.
Die kuft, der Kampf, der Geist der neuen
Zeit,
Der unbemerkt auf leisen Sohlen schreitet,
Den wir nicht spüren, bis er weit ver-
breitet
Auch unser Haus mit seiner Fluth bedräut:
Die Neuzeit, die die alte Seit bezwungen,
Sie war es, die die Söhne ihm ver-
schlungenl
Siel und Gedanken, Glauben, Sittenart —
Ach, Kind und Vater hatten nichts gemein;
Und jenes Band, versöhmingsvoll und rein,
Das auch entzweite Seelen wieder paart'
Das heilge Band aus Fleisch und Blut
gewoben,
Serriß des Vaters hochmuthsstarres
Toben I
Oer Himmelshuld vertraute er den Sohn—
Und sandte ihn hinaus in's Weltgewühle.
Mit dreizehn Jahren hängt man noch
am Spiele!
Doch so erheischt's die alte Tradition.
<Z?b je ein Wort von seiner Hand erschiene!
Und sieh — ein Brief nach endlos langer
Seit:
„INcin theurer Vater! Groß und ruhm-
geweiht
Ist hier auf Erden Lins nnr: Die
Maschine!"
Des Vaters ganze Antwort aber war:
Das Wort: „Iehovahl"— kurz und lapidar.
Und wieder kam Bericht: ,,Die wildniß
flüchtet!
Fern am Missouri bohr ich Felsengänge,
Urwälder rott ich, lege Schienenstränge,
Mein Führerruf ist's, der das Dunkel lichtet,
Mein Zelt der Himmel, die Prairie mein
Bett,
Der Indianer wälzt sich auf der kauer,
Des Rohrmolfs Nachlschrci füllt das Herz
mit Schauer —
Und heil, mein Vater, blieb Dein
Amulett!" —
Dann schmieg er lange. — kenz um Lenz
verdorrte;
Am Grab des alten sproß ein neu Ge-
schlecht.
Kaum Einer, der noch Hiobs Sohns ge-
dScht' —
Und plötzlich taucht er auf im Heimatsorte.
KammitGefolg, wie Votentaten wandern,
Karossen, zahllos, sammt> und seiden»
schwer,
Am Bock der Neger und vom Sclavenheer
vor ihm die Linen, hinler ihm die Andern;
Es glänzt und strahlt von farbigen
Livreen -
Das hat das Heimatsdorf noch nicht gesehn!
Und siehe da, das Rohrhaus wird um
drängt,
Die dichte Schaar verdunkelt Gras und
Hecken;
Der Herr, ein schlankes Bild von einem
Recken
(Dem des Aequators Gluth die Haut
versengt),
Hebt federleicht aus einer der Talefsen
Ein zartes Weib mit kindlich holdem Blick
Und führt es vor den Greis, der eitel
Gluck
Die Arme regt, die Frau an's Herz zu
pressen.
Da fährt er auf . . . und bebt . . . und
steht zerknickt:
Am Hals der Frau hat er ein — Kreuz
erblickt I
„Abtrünn'ger Du!" — rief er in wildem
Ton,
„Abtrünn'ger Du! — nein. Du bist nicht
mein Sohn
Und wirst mir diese Schwelle nie betreten.
So wahr Zehovahs Gnade mir von>

Nöthen!"

Bh schmerzliche Erinnerung — oh SZual,
Sie schürt den alten Zornesbrand im
Herzen,
Die alten Wunden brechen auf und
schmerzen
Und bluten wieder, ach, wie dazumal.
Gesenkten Hauptes brütet er dahin
Und fliegt und fliegt mit seinen Phantasten I
Ach und ein zweiter . , . auch ein zweiter
Sohn , , ,
Noch hängt sein Auge an dem schönen
Zungen . . ,
Ein Fcnergcist aus Gottes Haupt ge-
sprungen —
Und auch verirrt und ohne Religion.
Mit Mikroskopen und Scalxell bewehrt,
Zerlegte er des Lebens Wurzelgräser,
Verhundertfacht verkündeten ihm Gläser,
U?as ungeahnt im wassertropfcn gährt.
In pflanzen und Gesteinen sucht er Gott,
Li opferte die Jugend, um zu siegen;
Als er des Wissens Höhepunkt erstiegen,
Da drohte seinen kehren das — Schaffott I
Sein Name flog auf goldnen Ruhmes-
fliigeln
von Welt zu Welt und glänzte sternenhell;
Dem gläub'gen Wahne galt er als Rebell,
Der frevelnd Gottes Räthscl will ent-
siegeln.
Vie großen Funde schrieb er in ein Buch,
Der weise Rath befahl zu widerrufen;
Er konnte nicht — und von des Tempels
Ztufcn
Schrie die Posaune über ihn den Fluch!
Der Unsterblichen Einer und der Großen
ward er geflohn, wie Aussatz, Pest und Tod;
Mit ihm begann ein neues Morgenroth,
Doch von den Seinen war er — ausge»
stoßen.
Und wie den Trieben der Natur zum Hohn,
versah der valer selbst das Amt der
vehnie;
Er stieß in's Horn, dasi es die Welt ver>
nehme:
Der Glaube stehe höher als — ein 5ohn!
j keis und verstohlen — rührend schönes
Bild! -
Schleicht eine Thräne über HiobsWangen;
Nur Gott allein weiß, wie es zuge-
gangen —
Sein jüngster Sohn ist's, dem die Thräne
gilt.
Ihn stieß er nicht hinaus in's Welt»
getriebe,
Ihm galt vor Allen seine vaterliebe.
Ein muntrer Knabe, strotzend, kraftgcübt,
In jedem Zuge seines Vaters Gleichen,
Geschniegelt rein, ein Freund von losen
Streichen,
von aller Welt getadelt und geliebt,
Und kaum noch fünfzehn, fünfzehn Jahre
alt . .
Da geht ein Brausen durch den Völkerwald:
Und Throne wanken, Bastionen sinken,
! Gewetzte Sensen, Bajonette blinken,
^ Das Gras trinkt Blut und Blut das
Morgenroth —
Und auch der Knabe — zog in Krieg
und Tod.
Für Flintenkolben allzu zart ersprosfen,
warf ihm das Heer die Trommel um
den Hals,
So zog er mit beim Lärm des Wirbel'
schalls -
Bis eine Kugel ihm das Herz durch»
schössen . . ,
Vie Kerze schmilzt und flackert nur mehr
kaum,
Den morschen Vocht hat Dämmerung
umwoben;
Und als sich Hiob nun vom Sitz erhoben.
Fällt noch mehr Schatten in den dunkeln
Raum.
Er flüstert — Mirjam! — Du mein süßes
Kind!
Du bliebst mir treu, da Alle abgefallen!
Mag schirmend Dich die Engelschaar um-
wallen

Bis süßer Friede sich in s Herz Dir spinnt.
Mag Gabriel, Rasael, Michael
Mit all den sechzigtcmsend reis'gcn Mannen

Josef Riss in Budapest,
Alp »nd Gespenster Dir vom Traume banne»,
Du gute Seele ohne Schuld und Fehl,
Er facht das kicht z» hellen» Scheine an,
!Ind schleicht sich sacht in's Innere des Raumes,
wo Mirjam auf dein blauen Meer des Traumes
Hu schaukeln pflegt, ein blendendweißer Schwan:
Doch wer vermag die <!Zualen zu er-gründen —
Das Bett ist z» — und Mirjam nicht zu finden I
vor ihrem Bette auf dem kleinen Tisch
Liegt ein Papierblatt mit verworrne» Zeichen;
Und wo die Lettern fließe» und verbleichen
Hängt noch die Thräne Mirjams feucht und frisch,
verworrne Seichen und verworrne Reden . . .
<BH Gott, das Mädchen kam um den verstand,)
von vaterfluch . . . von Siel . . , von Seelenbrand , , ,
Sie Rnnst umgarne sie mit tausend Fäden!
Kurzum, sie sei aus höherem verlangen
Mit jener Schausxieltruppe — durchge» gangen I!
So wie das wild, verwirrt vom Büchse»' knall,
Venn ihm ein Streifschuß über's Fell gestrichen,
LH noch die lvucht des ersten Schrecks gewichen,
Ohnmächtig wankt in dichtem Pulver. schwall , . ,
Dan» sich emporrafft , . . stutzt . . , und schnaubt und wittert
Und jähe» Sprunges in die Höhe schnellt
Und sich dem Zager keck in's Auge stellt —
Auch Hiob so. Lr taumelt. , , wankt . , . und zittert
Und fühlt die Linne schleierhaften Blicks
wie nachtumfangen einen Nu versagen.
Aufschreien mächt er und — vor Schmerzen klagen,
Doch welcher kaut wär würdig solch Sc schicks?
Lin kallc» ist's das aus dem Herze» bricht:
„Also auch Du l Du Mirjam! . . . ineine Freude!"
Und schluchzt erschütternd auf im tiefen Leide
Und weint um sie — um seinetwillen nicht.
Doch als der erste Ansturm im vertoben.
Da lag auch schon sein Götzenbild zer schellt!
Rein Sohn und keine Tochter auf der Welt:
Nur Gott Ichovah — sein Gebieter droben!
<Lr hat das kleine Fenster aufgerissen,
— Nur ein, zwei müde Sterne holten Wacht —
Und hebt den Blick und senkt ihn in die Nacht,
Die tief und ernst gleich seinen Kümmer» nissen
Und nun, als rief' er auf zum Lngelhcer,
Als Zeuge» auf die Welt herabzurauschen.
Daß <Lrd und Himmel seinen Worten lauschen,
wie unerschüttert er im Glauben wär'.
Schrie er, im Tone unterdrückte Thrcinen,
— Die Fugen krachten an dem kleinen Haus —
Sei» Credo in die dunkle Nacht hinaus
In langgezogen dumpfen Letertönen:
„Gott Adonaj, Herr über Tod und keben.
Du hast's genominen, der Du es gegeben !"

Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe.

vsn

A. Brückner.

— Vorpat. —

I,

einer Abhandlung „Die Geschichte der Todesstrafe" (Nord und Süd, Heft 119) wurde an mehreren Gruppen von historischen Thatsachen gezeigt, daß die strafrechtliche Praxis, die Behandlung der Verbrecher die allerdnrchgreifendsten Veränderungen im Sinne und Geiste der Abschaffung der Todesstrafe aufweisen. Aehnlichen Wandlungen begegnen wir ans dem Gebiete der Geschichte der Discussion über diesen Gegenstand. Jahrtausende hindurch war die Praxis der Todesstrafe in umfassendster Weise geübt worden, ehe die Frage von der Nothwendigkeit, Rechtmäßigkeit, Zuliissigkcit derselben aufgeworfen wurde. Entzieht sich anch der Anfang der Discnssivn über diesen Gegenstand unserer Beobachtung, so greifen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es Zeiten gab, in denen Niemand etwas gegen das Princip der Todesstrafe einzuwenden hatte, und daß sodann andere Zeiten folgten, während deren Zweifel an der Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und sittlichen Berechtigung der Todesstrafe geäußert wurden. Es begann also eine Bewegung, deren Endziel die Beseitigung der Todesstrafe war.

Es ist eine im Einzelnen festzustellende ?hatsache, daß die Aeußerungen der wenigen Gegner der Todesstrafe Jahrhunderte laug ohne jede praktische Wirkung blieben, daß aber sodann die Zahl der an der Nothwendigkeit. Rechtmäßigkeit und Sittlichkeit der Todesstrafe Zweifelnden zunahm, bis eine derartige Opposition im Laufe des letzten Jahrhunderts in der öffentlichen Meinung zn einer Macht geworden ist, welche allerdings die Praxis der Strafrechtspflege wesentlich bcinflußt, durchgreifend rcformirend wirkt, auf eine

Beseitigung der Tvdesstrafe hinarbeitet und gegenwärtig diesem Ziele sehr nahe ist.

Eine andere völlig entsprechende Thatsachcnreihe aus dem Gebiete des Strafrechts hat einen ganz ähnlichen Verlauf gehabt. Jahrhunderte, Jahrtausende lang waren Menschen gefoltert worden, ehe die Frage von der Nothwendigkeit, Rechtmäßigkeit, Zuläfsigkeit der Folter aufgeworfen wurde. Zuerst hielten Alle die Folter für unbedingt erforderlich: dann tauchte eine Opposition gegen dieselbe auf; die Zahl der Gegner der Folter wuchs; sie gewannen einen Einfluß auf die Strafgesctzgebung, bis dann endlich die Menschheit vvn diesem chronischen Leiden genas, diesen Denkfehler überwand, sich von einer derartigen moralischen Verirrung befreite. Die Tiscussion über die Folter hatte einen Ansang, einen Berlauf und einen Abschluß. Die Folter wurde abgeschafft. Vielleicht wird der Hinweis auf die Geschichte der Tiscussion über die Todesstrafe eine gewisse Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Abschlusses ergeben.

Die Criminalrechtspflege verfügt über eine große Anzahl von Strafmitteln. Eines darunter ist die Todesstrafe. Tie Beibehaltung oder Abschaffung derselben ändert nichts an den allgemeinen Grundsätzen der Strafrechtstheorie: die Priucivieu der Vergeltung, der Sicherung, der Rechtsordnung und Besserung bleiben im Wesentlichen unberührt von der Lösung der Frage von der Todesstrafe in dem einen oder in dem andern Sinne. Nur über das Maß der Anwendung dieser Principien in gewissen Fällen, d. h. bei Bestrafung gewisser Verbrechen, kann eine Meinungsverschiedenheit bestehe». Die Frage, ob die Todesstrafe nothwendig sei als ein Mittel der Vergeltung, ob sie zur Sicherung der Rechtsordnung entbehrt werden könne oder nicht, ob und wie weit man auf die Besserung des Verbrechers bedacht sein müsse, stehen bei der Tiscussion über die Todesstrafe im Vordergrunde. Die Talio», die Abschreckung und die Humanität bilden das Hauptthema der Verhandlung.

Wir betrachten die Hauptmomentc der Geschichte derselben.

II.

Wer sich auch nur mit der Geschichte der die Todesstrafe betreffenden Meinungen beschäftigte, hat die Wahrnehmung gemacht, daß die in der mosaischen Gesetzgebung eine sehr hervorragende Stellung einnehmende Talion«-idee von außerordentlich schwerwiegendem Einfluß auf die Anschauungen der späteren Zeiten gewesen ist. Holtzendvrfs schreibt: „Die herrschende Meinung der Theologen nimmt das mosaische Gesetz als göttliche Anordnung über das Christenthum fortwirkend an: der Bluträcher soll den Todtschläger tödten. So bleibt das Fundament der Rache und der äußerlichen Wiedervergeltung als Kennzeichen der mosaischen Gesetzgebung bestehen. Wenn nun die Bibelauslegung dabei bcharrt, das; die Todesstrase in Gemäßheit der nlttestamrntarischen Satzung bestehen bleiben soll, so nimmt sie eine für die heutige Zeil völlig unhaltbare Stellung ein." Holtzendorff fuhrt dann weiter aus. wie

die Talion theils unausführbar, theils durch die Willkür der auslegenden Personen unsicher, streitig und haltlos wird, wie ferner die Bibel nicht zwischen Mord und Todtschlag zu unterscheiden vermag, während unsere Zeit außerordentlich viel Gewicht legt auf diese Unterscheidung u. f. w. Er schließt diese Betrachtungen mit dem Satze, daß das ganze mosaische Recht für die Gegenwart völlig unbrauchbar sei *) In seiner gekrönten Preisschrift „Die Todesstrafe vom Standpunkte der Religion und der theologischen Wissenschaft" führt Bitzius aus, daß Christus sich dem Buchstaben des alttestamentlichen Gesetzes, dem Recht der Wiedervergeltung, der sittlichen Entrüstung des Volkes, welche auf Lynchjustiz und schnelle Todesstrafe hindrängte, widersetzte, und daß es unmöglich sei zu beweisen, daß Christus für die Todesstrafe gewesen sei. Statt der Talion predigt Christus das Gegentheil: man solle Unrecht leiden und es mit cdelmuthigem Wohlthun vergelten.**) Das Resultat einer eingehenden Untersuchung, welche Hetzcl anstellt, ist: Sowohl Jesus als sämmtliche Apostel erkennen, einzig und allein auf den Standpunkt der Religion sich stellend, in Consequenz ihres Princips, in der Todesstrafe eine unchristliche, d. h. eine in religiös-sittlicher Beziehung durchaus verwerfliche Strafe.***) Hetzet führt dann weiter aus, wie die christliche Kirche in dem früheren Mittelalter die Todesstrafe bei den neubekehrten Völkern milderte. Je schärfer das christliche Bewußtsein sich ausprägte, desto entschiedener wurde die Todesstrafe verworfen. Einige der hervorragendsten Kirchenväter haben sich auf das All erentschiedenste gegen die Todesstrafe ausgesprochen. Christliche Secten, wie die Nuvatianer und Donatisten excommunicirten Jeden, der ein Todesurtheilt gefällt hatte.f)

In diesem Sinne und Geiste christlicher Gesinnung hat die Kirche während der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters die Praxis der Todesstrafe zu beschränken gesucht und u. A. auch von ihrem Asylrecht Gebrauch gemacht, indem sie die Geflüchteten nur unter der ausdrücklichen Bedingung auslieferte, daß sie nicht am Leben gestraft würden. Das kanonische Recht spricht es aus, die Kirche als solche dürste nicht, nach dem Blute; sie solle vertheidigen, bessern, nicht vernichten; sie dürfe an Niemand verzweifeln, Keinen verloren geben und für unverbesserlich halten. Arbogast, der erste Bischof von Straßburg, ließ sich unter dem Galgen begraben, um dadurch seinen Abscheu vor der blutigen menschlichen Gerechtigkeit und sein inniges Mitleid mit ihren Opfern auszudrücken. Der heilige Bernhard erbat sich das Leben eines Räubers, der eben hingerichtet werden sollte, um ihn vielmehr „durch eine lange Buße sterben zu lassen".

Da, als die Ketzerei das Bestehen der Kirche bedrohte, änderte die

') Holtzendorss 1«8 ff.
") Bitzius 25—2«.
'") Hetzet 7!.
-s) Bitzius 35 ff.

letztere ihre Meinung in Betreff der Todesstrafe durchaus. Papst Nikolaus I. beglückwünschte die Kaiserin Theodora, daß sie 100 000 Pauliciancr gekreuzigt, enthauptet, ersäuft hatte. Gregor VII rief: „Verflucht fei, wer das Schwert des Herrn aufhalt, daß es nicht Blut vergieße. Das Schwert, dos einen Ketzer tödtet, ist Gottes Schwert, einen Mörder zu strafen nur weltliches Recht" u. gl. m.

BitziuS, dessen Schrift wir diese Ausführung entnehmen, schreibt weiter: „Ebenso charakteristisch für die Stellung der protestantischen Kirche zur Todesstrafe, als verderblich für die Zukunft dieser Kirche sind da die Aussprückc Luther?." Ihm gilt es für ausgemacht, daß gemeine Verbrecher am Leben zn strafen seien. Er will, daß die Obrigkeit nicht gelinde sei; die Gewissens bedenken, welche einer seiner Freunde — „ein Jurist und noch dazu ein guter Christ" — gegen die Todesstrafe hegte, waren ihm ganz unbegreiflich. Er meinte, unter Umständen sei eS jedes Christen Pflicht, freiwillig Henkerdicnste zu thun. Die aufrührerischen Bauern rieth er wie Hunde todt zu schlagen, „Wenn Gott." sagt Lnther, „das Schwert von einem Christen menschen will geführt haben und in die Hand giebt, soll er's thun, frisch hinrichten und würgen." „Die Hand, die das Schwert führet und würget, ist alsdann nicht mehr Menschen Hand, sondern Gottes Hand, und nicht der Mensch, sondern Gott hänget, rädert, cnthäupt. würget und krieget" u. s. w. Holtzcndorff bemerkt dazu: „Es ist traurig, bei einem Manne wie Luther zu sehen, daß sein Eifer ihn soweit hinreißen konnte, um das Rädern der Menschen als ein göttliches Werk anzuempfehlen. Er stand unter dem doppelten Banne der in seiner Zeit herrschenden Aufregung und des Wahne?, daß die alttestamentlichcn Todesstrafen für das christliche Gewissen verpflichtend seien. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß auch in allere neuester Zeit die streng lutherische Theologie, wo sie Probleme der Gesetz gebnng und Rechtswissenschaft berührte, auf Abwege gerieth."*)

Das Betonen der Sühne in den Anfchauungen der conscrvativen Theologen entstammt direct den Traditionen der mosaischen Gesetzgebung. Ein solcher Anachronismus ist beklagenswert!) und macht dem Denkvermögen und der christlichen Gesinnung solcher Anhänger der Talionsidee keine Ehre, Ter bekannte Jurist Geyer schreibt: „Es zeugt von einem auffallenden Verkennen der wahrhaft christlichen Anschauung, wenn heutzutage noch von den Streng gläubigen aller Confcfsionen in der Regel behauptet wird, die Todesstraft sei ein Gebot des Christenthums. Die Verthcidiger einer solchen Lehre sinken aus den Standpunkt des alten jüdischen Rechts und ihr Gott ist der strenge Jehovah. welcher die Sünden der Väter straft an den Kindern und Kindes lindern.'

Ter Prediger Hetze! führt aus den „Salbadereien" de» Vorstehers des

') Lwlvmdmsi 212.

"*) H^I^ciidorfs, Eiu'ykloMdic drr Rechtswissenschaft, L, 87ii.

sogenannten Muckervereins zu Königsberg. Predigers H. Diestel.'folgende Sätze «n: „Nach dem Gesetze der Talion ist die Todesstrafe schlechthin unerläßlich!" „der Delinquent stirbt als Märtyrer einer höheren Gerechtigkeit;" „wo ein Mensch alle Lebensbedingungen seines menschlichen Daseins durchbrochen hat und ihm nur das thierische Leben nachgeblieben ist, da wird er durch Opferung des Thieres auf dem Altar des Staates, auf dem Schaffst, wiederum Mensch." Hetzel bemerkt dazu: „Gut gebrüllt, Löwe!" Ebenso gründet sich Harles; in seiner „Christlichen Ethik" bei seinen Ausführungen über die Uuerlttßlichkeit der Todesstrafe klar und bar auf das alte Testament. Aehnlich äußerten sich Hofacker, Vilmar u. A. Hcngstcnberg erklärt die Abschaffung der Todesstrafe für „gottlos", „im Nebermaß gottlos", und bemerkt von derselben: „Sie lehnt sich geradezu auf gegen die Autorität des höchsten Gesetzgebers. Sie hat zu ihrem Ausgangspunkte die Verkennung der obrigkeitlichen Gewalt, serner die Verkennung des Ernstes Gottes gegen die Sünde, endlich den Zweifel an dem jenseitigen Dasein" u. s. w.*)

Solchen Anschauungen gegenüber haben sich selbst inmitten der theologischen Kreise gewichtige Stimmen erhoben. Der Pfarrer Bitzius bemerkt, auf Beccaria hinweisend: „Als vor hundert Jahren auch für das Strafrecht ein junger Morgen anbrach, da war es nicht die Kirche, die ihn herausführte, sondern der Humanismus, Für die Kirche selbst begann ein neuer Tag der Schmach. Wohl haben sich einige von ihren lenchtendstcn Vertretern gegen die Todesstrafe erhoben, allein sie schlugen sich in den Reihen des Humanismus: sie vermochten weder die Kirchengcwalten, noch die Masse ihrer Diener, noch die Kirchen selbst zu den Überlieferungen der alten Kirche zurückzurufen. Die eigentliche Kirchlichkeit stand immer zu den heftigsten Vertheidigern der Todesstrafe." Derselbe Schriftsteller weist hin auf die Abhängigkeit der Kirche vom Staate und bemerkt: „Wenn die Kirche zum Staate in ein neues Verhältnis; tritt, wenn sie eine freie Kirche wird, so wird kein Mensch mehr von dem göttlichen Rechte der Todesstrafe reden. War für die Kirche nicht einstmals auch die Tortur, die Herenverbrennung, die qualificirte Todesstrafe göttlichen Rechts und jetzt?"

Indem Bitzius auf den Begriff der Sühne zu sprechen kommt, bemerkt er: „Bis auf einige neapolitanische Priester**), ist man allgemein darüber einverstanden, daß der Verbrecher durch ein bloßes passives, vielleicht sogar widerwilliges Erdulden der Todesstrafe seine That noch nicht sühnt***)" u. s. w. Holtzendorff schreibt über den Antheil der Kirche und Theologie an der Discussion über die Todesstrafe: „Wenn man bedenkt, daß Hexenprocesse und Folter an den Männern des Starrglaubens ehemals die eifrigsten Fürsprecher

') Hcpel; 285, «77, 390, 43«.

**) Es ist nicht einzusehen, warum nicht Hmzstenberg, Diestel und Witt quant,! auch dazu gehörten.

*"') Bißius 64—6«.

fanden, und daß es in Schottland die Geistlichkeit war, welche bis zu allerletzt die Nothwendigkeit der Ausrottung vvn Hexen verkündete, wird man nach den Gesetzen der historischen Analogie vermuthen, daß es Geistliche sein dürften, welche dereinst als die letzten die Nothwendigkeit des amtlichen Blutvergießens im Namen der göttlichen Gerechtigkeit verlangen werden, nachdem Staatsmänner und Richter längst davon Abschied genommen haben. Es ist Hoffnung vorhanden, daß es gelingen werde, wenigstens die Gesetzgebung und den Staat von dein Glaubensbanne zu erlösen, der sie bei jener Entwickelungsstuje festhalten möchte, die ein fremdes Volk zu Zeiten pharisäischer Hierarchie und römischer Tyrannei eingenommen hatte . . . Der Grundsatz der äußeren Talwn ist von der Rechtswissenschaft glücklich beseitigt und in seiner UnHaltbarkeit allgemein anerkannt worden" u. s. w.*)

III.

Ebenso wie das vermeinte göttliche Recht der Todesstrafe, so ist auch die praktische Frage von der Nothwendigkeit derselben Gegenstand der Discussion geworden. Hatte auf religiösem Gebiete die Macht der Aufklärung und Humanität den Glauben an die Unerläßlichkeit der Todesstrafe um der Sühne willen als einen Aberglauben erschüttert und so gut wie beseitigt, so trugen auf dem Gebiete der weltlichen Strafrechtstheorien viele Umstände dazu bei, die Ansicht von einer Entbehrlichkeit dieses äußersten Strafmittels zu befestigen. In ähnlicher Weise wie die mosaische Gesetzgebung in Betreff der Todesstrafe die Criminaljustiz späterer Zeiten beeinflußte, so wirkte das römische Recht lange Zeit hindurch als Mittel der Verbreitung und Aufrechtcrhaltung der Todesstrafe. Mit der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. war das römische Criminalrecht neben den germanischen Rechtsbestimmungen gesetzlich anerkannt. Diese Strafgcsetzgebung, welche bis in das 18. Jahrhundert zur Richtschnur diente, widerstrebte mit ihren grausamen Strafen den milderen Sitten durchaus. Erst während des letzten Jahrhunderts wurden mehr oder niinder erfolgreiche Versuche unternommen, die Strafgesetzgcbung dem modernen Rechtsbewußtsein entsprechend umzugestalten, wobei man sich denn allmählich von der alten terroristischen Anschauung emancipirte. Die Strafandrohungen, früher sehr hart, wurden viel milder. Insbesondere trug Beccaria durch sein 1764 erschienenes Buch ^Islitti e <isllo psns" wesentlich zu einer Reform der Strafrechtspflege bei; er bekämpfte die Härte der damaligen Criminaljustiz und erwarb sich ein bleibendes Verdienst um eine mildere Handhabung des Rechts. So wurde die Frage von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe, welche in früherer Zeit nur ausnahmsweise Gegenstand der Discussion gewesen war, dauernd auf die Tagesordnung gefetzt, um bis auf die Gegenwart nicht wieder von derselben zu verschwinden.

Schon die ersten Mahnungen, daß man den Rachedurst nicht leidenschaft-

*) A. a, O. IS«, ff.

lich im Blute des Gegners kühlen dürfe, enthielten einen Protest gegen die Nothwendigkeit der Todesstrafe. Wenn Thukydides von der Unwirksamkeit der Tvdesstrafe sprach, wenn Plato die Bemerkung machte, daß eine Strafe, blos um Unrecht zu rächen, veruunftlos sei, weil man Geschehenes doch nicht ungeschehen machen könne; wenn Jsokrates hervorhob, der Staat solle vielmehr darauf bedacht sein, Verbrechen zu verhüten, als sie zu bestrafen; wenn Aristoteles die Talionstheorie verwarf, wenn Cicero ausrief: „Was wollte ich lieber, als daß ich den Henker vom Markte, das Kreuz vom Felde fortschaffte;" wenn Sencca die Todesstrafe wenigstens auf möglichst schmerzlose, schnelle Weise vollzogen wissen wollte; wenn u. A. das Concil von Toledo im Jahre 400 sich gegen die Todesstrafe erklärte, weil der Zweck der Strafe Besserung sei — so waren das zunächst noch vereinzelte Stimmen, welche die Praxis nicht zu beeinflussen vermochten. Wichtiger war es schon, daß einzelne Secten sich grundsätzlich gegen die Todesstrafe erklärten; so die Katharer im 11. Jahrhundert, die Waldenser im 12. Jahrhundert, die Wiedertäufer im 16. Jahrhundert, die Quäker im 17. Jahrhundert, die Mcnnoniten u. s. w.

So wiesen denn relativ früh einzelne hervorragende Männer entweder auf die Entbehrlichkeit der Todesstrafe hin oder sie suchten wenigstens eine Beschränkung derselben herbeizuführen. So verwarf in England Wicliffe (f 1384), in Italien der Prinzenerzieher Elisio Folenzio (f 1503) die Todesstrafe; so suchte Thomas Morus (f 153S) in seiner „Utopia" die Ungerechtigkeit derselben sowie allzuharter Strafen überhaupt nachzuweisen; so sprachen sich Luther, Erasmus, Zwingli, Servede u. A. gegen die Hinrichtung von Ketzern aus, während trotzdem im Refvrmationszcitalter der Grundsatz von der Nothwendigkeit der Todesstrafe im Kampfe gegen die Ketzerei herrschend blieb; so eiferte der freisinnige Osterodt ff 1611) gegen die Anwendung der Todesstrafe auf Diebe und Räuber u. s. w. Es war dem Einflüsse der Quäker zu danken, wenn in Pennsulvanien zu Ende des 17. Jahrhunderts die Todesstrafe auf schweren Mord beschränkt wurde. In der Zeit, als in Mittel-Europa die grauenvollsten Martern sich auf den Blutgerüsten abspielten, sprach sich Montaigne (f 1592) ganz erfolglos gegen die qualificirte Todesstrafe aus, fragte Anton Matthäus ff 1644), woher man denn wisse, daß der als unverbesserlich Hingerichtete wirklich nicht hätte gebessert werden können, rieth Thomasius den ausgiebigsten Gebrauch zu machen von dem Begnadigungsrechte, wollte Rousseau die Todesstrafe möglichst auf den Fall der Staatsgefahr beschränkt wissen u. s. w.*)

So mehrte sich denn im Laufe des 18. Jahrhunderts die Zahl derjenigen Männer, welche geneigt waren, gegen die allgemein herrschende Auffassung von der absoluten Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe Widerspruch zu erheben. Beccarias Schrift, zu glücklicher Stunde bald nach dem Justizmorde Calas zu Toulouse (1762) erschienen, machte besonders durch die Begeisterung, mit welcher sie die Todesstrafe angriff, den nach-

*) Diese Beispiele entnehme ich dem umfassenden Werke Hemels.

haltigsten Eindruck. Joseph von Sonnenfels vertheidigte 1764 in einer öffentlichen Disputation den Satz, daß die Todesstrafe dem Endzwecke der Strafen widerspreche und zweckmäßig durch Strafarbeit zu ersetzen sei. Voltaire behauptete, daß andere Strafen wirksamer abschreckten als der Galgen, daß der Tod nichts gut mache u. s. w. Lcssing, Klopstock, Herder sprachen sich gegen die Todesstrafe aus. Wilhelm von Humboldt that dar, daß mildere Strafen den Vorzug verdienten vor der Härte der Todesstrafe. So gewann denn bei den Gebildeten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Ueberzeugrmg die Ueberhand, daß die Milderung und Beschränkung der Todesstrafe nothwendig sei, und dieses Ergebniß der Discussion über diesen Gegenstand war von entscheidendem Einfluß auf die Strafgesetzgebung und die Criminalpraxi«. Als Beccaria schrieb, zweifelten nur ganz Wenige an der Rechtmäßig' keit und an der Nuthwendigkcit der Todesstrafe überhaupt. Später galt sie allgemein noch für rechtmäßig; aber in Betreff ihrer Nvthwendigkeit gingen die Ansichten immer mehr auseinander. Damit war der Kampf, wie Bitzius ausführt, vom theoretischen Gebiete auf das praktische hinübergetragen. Die Gegner der Todesstrafe suchten zu beweisen, daß der moderne Staat für gewöhnliche Zeiten und Verhältnisse der Todesstrafe nicht mehr bedürfe, daß ihm vielmehr ebenso wirksame, ja wirksamere Mittel zu Gebote stehen, um die Rechtsordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Dieser Beweis ist ihnen gelungen; seit sie ihn führen, schlagen sie die Todesstrafe aus einer Verschanzung nach der anderen heraus. Je häufiger aber die Fälle werden, in denen der Staat die früher verhängte Todesstrafe vermeidet, darob nicht zu Grunde geht, vielmehr feinen Zweck erreicht, desto allgemeiner wird die Todesstrafe überall, wo sie noch eintritt, als etwas Unnöthiges, als eine überschrittene Nothwehr und überflüssige Grausamkeit, kurz als etwas Unrechtmäßiges empfunden*). In dem Maße, als die Stärke und Sicherheit der Rechtsordnung überhaupt gewachsen sind, in dem Maße als diese Culturerfolge empfunden und gewürdigt werden, erscheint dieses Strafmittel entbehrlich. Was früher gut, weil zweckmäßig, erschien, erweist sich unter veränderten Umständen als verwerflich. Ist kein Glaube an die Zukunft, an die besseren Elemente des Volkes, an die edle Natur im Menschen, schreibt Bitzius an einer anderen Stelle, vermögen die Regierungen ihre Untcrthanen weder zu schützen noch zu bändigen, so werden sie eher geneigt sein zu harten Strafen, zu Folter, Rad und Scheiterhaufen zu greifen. So konnte es Zeiten geben, wo, wie Rossi sagt, die Gesetzgeber an Rohheit und Wildheit mit den Misscthätern wetteiferten und mehr als einmal in diesem entsetzlichen Kampfe Sieger blieben. Bricht sich aber der Glaube an die sittlichen Mächte, an die Besserungsfähigkcit des Verbrechers Bahn, herrscht, mit einem Worte, eine optimistische Weltanschauung vor, so erscheint die Todesstrafe nicht mehr als ein unerläßliches Mittel der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicher-

") So dir Ausführnmgrn bei Bitzius 3—4.

heit *). Alle, selbst Schwarzseher, lächeln heutzutage über den Satz de Maistres: „Jede Größe, jede Macht, jede Unterordnung beruht auf dem Scharfrichter; er ist das Band der menschlichen Gesellschaft. Nehmt ans der Welt dieses unbegreifliche Agens: sofort macht die Ordnung dem Ehaos Platz; die Throne versinken und die Gesellschaft verschwindet." So etwas wird gegenwärtig für abgeschmackt und albern gehalten; es kann als ein politischer Aberglaube gelten. Es ist allerdings nicht leicht, das Maß der Sicherheit oder Gefahr richtig zu beurtheilen: die Confervativen, welche die Stärke des Staates unterschätzen und von jeder Veränderung feine Auflösung fürchten, stehen den Liberalen gegenüber, welche die Stärke des Staates zu überschätzen geneigt sind. Karl Hase bemerkt im Gegensatze zu de Maistre: „Im Frieden des Gesetzes bedarf die öffentliche Sicherheit nicht der Todesstrafe, widerspricht die Vollziehung derselben dem Geiste des Christenthums . . . Jede ohne Notwendigkeit vollzogene Todesstrafe ist Justizmord." Du BoisaymS (f 1846) sagt: „Es gab eine Zeit, wo wir der öffentlichen Sicherheit wegen die von der Wuth ergriffenen Personen zwischen zwei Matratzen erstickten; heute suchen wir sie zu heilen. Laßt uns auch den Verbrecher zu heilen suchen." John Bright schrieb 1869 an einen Freund in Chicago: „Ich glaube nicht/ oaß die Todesstrafe für die Sicherheit und das Wohlsein der Gesellschaft nothwendig ist . . . die Sicherheit und das Wohlsein der Gesellschaft hängen nicht von der Härte der Bestrafung ab. Das Barbarenthum im Gesetz fördert das Barbarenthum unter denen, die dem Gesetze unterworfen sind , . . Eine tiefe Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben ist zur Verhinderung von Morden mehr Werth als tausend Hinrichtungen. Menschen wegen Verbrechen zum Tode führen, heißt eher eine Probe von Schwäche als Stärke ablegen" u. s. w.**)

Die Art, wie die Todesstrafe gchandhabt wird, der Umstand, daß, der gegenwärtigen Criminalpraris entsprechend, die Todesstrafe nur ausnahmsweise angedroht und noch viel seltener vollzogen wird, zeigen, daß die Regierungen im Wesentlichen sich diese theoretischen Anschauungen zu eigen gemacht haben und daß sie sich dieselben zur Richtschnur dienen lassen. Es ist mit der Praxis der Todesstrafe so weit gekommen, daß vom moralischen Standpunkte aus jeder Hingerichtete Mörder im Verhältniß zu den nichtHingerichteten ungerecht bestraft erscheint, und daß die Regierungen durch die Thatsache der relativen Seltenheit der Hinrichtungen indirect erklären, dieses Strafmittels zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit nicht mehr zu bedürfen,

IV.

Bei der Handhabung der strafrechtlichen Praxis gilt es nicht blos die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Neben einem solchen Gesichtspunkte der äußeren Zweckmäßigkeit giebt es leitende Grundsätze

') Bißius 46.

**) Hepel 21«, 250. 353.

der Menschlichkeit und diese letzteren treten mehr und mehr in den Vordergrund.

Das Strafrecht früherer Zeiten kannte weder die Bedeutung der Frage von der Zurechnungsfähigkeit noch derjenigen von dm „mildernden Umständen". So erklärt sich die große Zahl Hingerichteter Kinder, Aus den Annale« der Strafrechtspflege in Deutschland werden viele Fälle dieser Art mitgetheilt. Kinder bis zu 12 Jahren hinab sind Opfer des Schaffots geworden. Daß Calvin, auf altjüdischen Anschauungen fußend, ein Kind, welches seine Eltern geschlagen hatte, hinrichten ließ, erscheint uns als ein unserm Denken und Empfinden unfaßbarer Frevel. In London wurden noch im Jahre 1792 u. A. ein Knabe von 10 Jahren und ein Mädchen von 14 Jahren wegen Einbruchs hingerichtet u. gl. m.

Wähend in früheren Zeiten nahezu 100 aller Todesurtheile vollstreckt wurden, änderte sich das Verhältniß der Todesurtheile zu den Hinrichtungen in der Weise, daß gegenwärtig, z. B. in Frankreich, bei mehr als 3/4 der Verurtheilungen durch Annahme von mildernden Umständen die Anwendung der Todesstrafe ausgeschlossen wird. Wie es sich in Frankreich mit den Freisprechungen und mildernden Umständen verhält, ergiebt die Thatsache, daß im Jahre 1871 nur 16 Todesurtheile gefällt wurden, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß das französische Strafgesetzbuch nicht blos den Mord, sondern eine ganze Reihe anderer Verbrechen, insbesondere auch den Kindes» mord mit dem Tode bedroht. Die englischen Geschworenen antworten auf eine Anklage wegen Kindesmord fast niemals mit schuldig, weil nach der allgemein herrschenden, von der Gesetzgebung bisher mißachteten Volksüberzeugung die Todesstrafe für den Kindcsmord eine durchaus unpassende Strafe ist. Seit 1849 ist in England keine Kindesmörderin mehr hingerichtet worden*).

Der Begriff eines todeswürdigen Verbrechens ist eben sehr großen Aenderungen unterworfen gewesen.

Es ist ein wesentliches Merkmal der modernen Strafrechtspslege, daß sie die Strafen für Vergehen und Verbrechen in der mannigfaltigsten Weise abstuft, während frühere Zeiten die relative Schwere der Rechtsverletzungen weniger genau unterschieden. Weil nun überhaupt in früherer Zeit strenger, rücksichtsloser, härter gestraft wurde, so galt, wie schon oben angedeutet wurde, die Todesstrafe bei einer sehr großen Anzahl von Verbrechen für allein angezeigt. Und die neuere Zeit hat sich lange genug mit einer solchen Erbschaft der Rohheit und Fühllosigkeit weit zurückliegender Eulturstufen herumgeschleppt, che man sich zu Reformen im Sinne des modernen Rechtsbewußtseins entschloß. Bis zum Jahre 1780 zählte man in England gegen 240 verschiedene Verbrechen, für welche die Todesstrafe erkannt werden konnte und sollte. Wir finden darunter: die Bestechung eines Richters, rechtswidrige Tödtung von fremdem Vieh, Abhauen von Bäumen oder Stehlen von Feld-

") Holbmdorff 4« ff. 321.

fruchten, Einreißen von Kirchen, wenn in ihnen für den König und den Prinzen von Wales gebetet wird, Anhören der Messe, Zweikampf ohne Erlaubnis der Regierung, Einbruch in ein Haus, mit der Absicht wollene Waaren auf dem Webstuhle zu zerstören u. s. w. Nominell bestanden alle diese Bestimmungen bis zum 19. Jahrhundert. Einige derselben haben noch vor einigen Jahrzehnten eine große Anzahl von Hinrichtungen veranlaßt. So kam es, daß z. B. im Jahre 1829 allein in London doppelt so viel Menschen gehängt wurden als gegenwärtig in ganz England. Erst seit 1830, besonders aber seit 1832 wurde die Beschränkung der Todesstrafe auf eine geringe Anzahl von Delicten herabgesetzt. Sie wurde aufgehoben für Pferde- und Hammeldiebstahl, Diebstahl in Wohnhäusern, Fälschung mit wenigen Ausnahmen, 1833 für Einbruch, 1834 für Rückkehr ei»cs Deportirten, 1835 für Sacrilegium und Briefdiebstahl, für Anzünden von geeintsten Feldfrüchten, für schwere Körperverletzung. Es blieben außer Mord und Mordversuch noch etwa 7 Fälle statt 240 für die Anwendung der Todesstrafe übrig. Ein weiterer Schritt geschah 1861, als man nur noch zwei todeswürdige Verbrechen aus jener langen Reihe übrig ließ, Mord und Hochverrath*). Eine ähnliche Reduction der Todesstrafe auf ganz wenige Verbrechen fand auch in andern Ländern statt. So z. B. wurde sie in Belgien 1832 für Falschmünzerei, 1841 für Tödtnng im Tucll aufgehoben- so wurde im Kirchenstaate 1332 bestimmt, daß Verbrecher unter 20 Jahren die Todesstrafe nicht erleiden sollten u. dgl. m.

Aber auch in diesen zwei Fällen, Mord und Hochverrath, findet die Todesstrafe nur ausnahmsweise Anwendung, wie aus folgendem, von Holtzendorff angeführten Beispiele zu ersehen ist. In dem Zeitraum 1867—1868 sind in England und Wales von der Todtenbeschauer-Jury 516 Verbiete auf Mord gefällt worden, wobei man daran erinnern muß, daß diese Ziffer sehr gering erscheint, weil die Todtcnbeschauer»Jury jeden irgendwie vorhandenen Ausweg benutzt, um an Stelle des Mordes einen Todtschlag anzunehmen. Von den 516 ersten Anschuldigungen wurden, nach Sichtung klarer und zweifelhafter Fälle nur 165 zum Hauptverfahren vor die Urtheilsgeschworenen verwiesen. Nach dem Durchschnitt der Freisprechungen in allen übrigen Criminalfällen würden ^ der gesetzlichen Strafe verfallen sein, was für die auf Mord gerichteten Anklagen ungefähr 120 Todesurtheile hätte angeben müssen. In Wahrheit sind nur 43 zum Tode verurtheilt, die verbleibende Mehrheit von -/g dagegen ist von der Beschuldigung des Mordes losgesprochen worden. Von den 48 Vcrurthcilten wurden nur 22 gehängt. Auf dem Wege von der Todtenbeschauer-Jury bis zum Galgen ist die Ziffer 516 auf 22 zusammengeschrumpft, wobei noch daran zu erinnern ist, daß englische Geschworene anders beschaffen sind, als continentale, insbesondere, daß der Glaube an den Abschreckungszweck nirgends so weit unter Rechtsgelehrtcn und

") Hohendorfs 13S ff. 38«.

Laien verbreitet ist und die orthodoxe Geistlichkeit nirgends so erfolgreich die vermeinte göttliche Verordnung der Todesstrafe predigt, wie in England.
Die Wahrscheinlichkeit, daß ein englischer Soldat auf dem Schlachtfelde oder in einer westafrikanischen Garnison zu Grunde geht, ist weit größer als die Anwendung der Todesstrafe auf die nach Absicht des Gesetzes darunter fallenden Thatbestänhe*).
Ein anderes Beispiel nominellen Bestehens der Todesstrafe auf Mord ist folgendes: in Frankreich ist die Todesstrafe für Kindesmord zulässig.
Von 206 angeklagten Kindesmörderinncn sind nur 127 überhaupt schuldig befunden worden, aber allen wurden „mildernde Umstände" bewilligt, so daß kein einziges Todesurtheil gefällt wurde. Ebenso werden in Frankreich der Blutrache angeklagte Morder freigesprochen, ferner Duellanten, welche ihre Gegner tobten u. s. w.
Es ist unmöglich, sagt Holtzendorfs, das Vorhandensein jener starken moralischen Tendenz zu bestreiten, welche im Geschworenengericht, über die juristische Consequenz, hervortritt. Eine Elasticität des Strafmaßes, so etwa, daß einfacher Diebstahl nach dem deutschen Strafgesetzbuch mit Gefängnis; von einem Tage und höchstens 5 Jahren bestraft wird, daß es also für die Strafzumessungen 18 26 Abstufungen giebt. wenn man den Tag als Rechnungseinheit festhält, würde in alten Zeiten für absolut unbegreiflich gehalten worden sein**). Die Thatsache eines solchen für die Geschichte der Todesstrafe, resp. sür die Geschichte der Abschaffung der Todesstrafe eminent wichtigen Gedankenganges ist ein Ergebnis; ethisch-historischer EntWickelung. Daß die Tödtung ohne Ucberlegung iu dem einen Falle mit 130 Tagen, in dem andern mit 5,478 Tagen Zuchthaus bestrast werden kann, so daß die eine Strafe sich zur andern verhält wie 1:42, hätte ein Carpzow nie begriffen.
Diesen Thatsachen gegenüber erscheint der so ost auch heute noch aufrechterhaltene Satz, daß Mord mit dem Tode bestraft werden müsse, als sinnlos.
War man aber so weit gekommen, daß man die Todesstrafe nur auf die schwersten Fälle des Hochverraths und des Mordes beschränkte, so blieb man auch dabei nicht stehen. Es ist in den letzten Jahren wieder und wieder die Frage aufgeworfen worden: ist Mord das schlimmste Verbrechen? Und wer auch nur einigermaßen darüber nachdachte, hat diese Frage verneinen müssen.

V.

In noch einer Hinsicht unterscheidet sich das Rechtsbewußtsein und die Sittlichkeit unserer Zeit von denjenigen früherer Jahrhunderte, und dieser Umstand hat sehr wesentlich zur Beschränkung resp. Abschaffung der Todesstrafe beigetragen. Wir meinen die Gefahr des Justizmordes. Derselbe ist gegen-

*) Holpendoiff 55—öö.
*') HolMdorsf 218.

wärtig in de» Centren der Civilisation durch das Anbringen von Sicherheits-
ventilen in der Criminalpraxis so gut wie unmöglich gemacht, während die
Zahl der in früheren Zeiten constatirten Justizmorde grauenhaft erscheint und
einen Schluß gestattet auf die noch unvergleichlich größere Zahl von nicht
constatirten, aber unzweifelhaft stattgehabten Justizmorden. Jahrhunderte hin-
durch sind Menschen auf Grund durch die Folter erpreßter, also in den
meisten Fällen dem Thatbcstande nicht entsprechender Aussagen zum Blut-
gerüst geschleppt worden. Uns erscheinen alle Herenverbrennungen als Justiz-
morde, ebenso die Hinrichtung religiöser Märtyrer u. dgl. m. So beziffern
sich die Justizmorde früherer Jahrhunderte auf Hunderttausende.
Aber auch die Zahl der constatirten Justizmorde im engeren Sinne ist
sehr beträchtlich. Im Jahre 1518 wurden 118 Menschen wegen Kirchen-
diebstahls hingerichtet; sie alle hatten auf der Folter ihre Schuld eingestanden,
nnd sie alle waren unschuldig: die vier wahren Diebe wurden später
ermittelt. Tausende haben, durch moralische Foltern, d. h. durch rücksichts-
loses inquisitorisches Verfahren gepeinigt, falsche Geständnisse abgelegt. In
Hetzels Werk sind eine Anzahl solcher Fälle mitgetheilt. In Frankreich sind
in sechs Monaten des ruhigen Jahres 1826 neun Todesurtheile gegen Un-
schuldige gefällt worden. Tie größte Zahl von Opfern des Justizmordes
zählt in neuerer Zeit England. Fitzroy Kelly behauptete, daß in der englischen
Strafpraxis in 57 Jahren 49 irrige Todesurtheile nachgewiesen werden
konnten*).
Das System der mildernden Umstände hat manchen unschuldig Verur-
theilten vom Tode gerettet. Bekanntlich beschäftigt man sich gegenwärtig in
Deutschland mit einem Gesetzentwurf betreffs Entschädigung unschuldig Verur-
theilter. Eine solche Manifestation des ethischen Fortschritts war unserer Zeit
vorbehalten; keine frühere dachte daran und konnte daran denken, weil die
Todesstrafe, welche keine Entschädigung gestattet, vorherrschte, während unsere
Zeit sich vom Schaffst abwendet und die Freiheitsstrafen in den Vordergrund
stellt. Früher gab es keine Juristen, welche die Todesstrafe um der Gefahr
des Justizmordes willen verwaisen. Jetzt giebt es solche Juristen. Keine
Zeit hat, wie Holtzendorfs bemerkt, in dem Grade wie die unsere viel Ge-
wicht gelegt auf die Möglichkeit der Urteilsberichtigung; daher weist man
jetzt darauf hin, daß die Unwahrscheinlichkeit, einen Justizmord zu erweisen,
beim Festhalten an der Todesstrafe um so größer ist, weil die zum Ent-
lastungsbewcise wichtigste Person nach der Vollstreckung eines Todcsurtheils
verschwindet. An einer andern Stelle bemerkt derselbe Gelehrte, daß in der
Gegenwart das Vorkommen zweifelhafter Todesurtheile von dem Gcwissen
der heutigen Zeit bereits schwerer empfunden wird, als die wirkliche Hinrichtung
Unschuldiger in früheren Jahrhunderten**).

") Hetze! 442 ff.

") Holtzendorff 63, 299, 305, 313

VI.

In der Seltenheit der Vollziehung der Todesstrafe äußert sich der Verzicht auf dieses Strafmittel als Abschreckung. Bekanntlich gehört aber die Abschreckungstheorie zu den wichtigsten Argumenten der Anhänger der Todesstrafe. Die Gegner der Todesstrafe behaupten: Wer zur Warnung Anderer hingerichtet wird, verliert sein Leben um fremder Verbrechen willen, welche noch nicht einmal begangen sind. Ferner lehrt die Erfahrung, daß in Ländern, wo Raub und Mord an der Tagesordnung sind, Hinrichtungen, Ausstellung der Köpfe von Verbrechern sich nicht als wirksame Abschreckungsmittel erweisen. Endlich zweifelt man auch in Juristenkreisen je länger je mehr an der abschreckenden Wirkung der Todesstrafe. So bemerkt Geyer: „Die Beweise, welche man für die Abschreckung aus der Erfahrung beibringt, sind sehr trügerisch. Die abschreckende Kraft der Strafe liegt nicht sowohl in der Höhe der Androhung als in dem Grade der Sicherheit, mit welchem die Bestrafung zu erwarten ist. Diese Sicherheit ist bei der Todesstrafe gerade am wenigsten vorhanden, weil sich die Richter nur auf Grund ganz zwingenden Beweises zu einem Todesurtheil entschließen und weil überdies in der Mehrzahl der Falle Begnadigung einzutreten pflegt*)." Feuerbachs Abschreckungstheorie gilt heutzutage in Fachkreisen für unhaltbar. Daher ist das Festhalten an der Todesstrafe wohl gelegentlich als ein „juristischer Aberglaube" bezeichnet worden. Auf Grund umfassenden statistischen Materials erklärt Engel die abschreckende Wirkung der Todesstrafe für eine eingebildete **). Die Mehrzahl der Strafrechtslehrer und die neuere Wissenschaft, schreibt Holtendorfs, wollen von dem Abschreckungszweck der Strafe nichts wissen und zählt ihn zu den überwundenen Standpunkten. Dagegen hält die Menge noch kritiklos an diesem Princip bei der Todesstrafe fest. Die Darlegung der UnWahrscheinlichkeit des Eintretens der Todesstrafe auch bei den schwersten Verbrechen gehört zu den glänzendsten Partiren des Holtzendorff'schen Buches. Auch er gelangt, gleich anderen Juristen, zu dem Schlüsse, daß die Androhung wahrscheinlicher Zuchthausstrafe abschreckender wirke, als diejenige der so überaus unwahrscheinlichen Todesstrafe.

Die Erfahrung hat, wie Theoretiker und Praktiker wiederholt hervorgehoben haben, gelehrt, daß die Beschränkung oder völlige Beseitigung der Todesstrafe nicht irgendwie eine Vermehrung der Verbrechen zur Folge gehabt habe. In einem Hofkanzlcidecret vom 29. October 1803 erklärte der Kaiser Franz ausdrücklich, die Zahl der todeswürdigen Verbrechen habe sich seit der Abschaffung der Todesstrafe nicht vermehrt, ein Zeugniß, welches um so größeren Werth hat, als mit diesem Decret die Todesstrafe für viererlei Vergehen wieder eingeführt wurde, jedoch nur für den Fall, daß die Hoffnung der

') Encyklopädic der Rechtswissenschaft S. »05.

") Hcpe, 3«3, 459.

Besserung des Verbrechers ausgeschlossen sei. Ebenso wies ein Anhänger der Todesstrafe, Professor Carmignani in Pisa (f 1847). mit edler Unparteilichkeit nach, daß nach der Aufhebung der Todesstrafe in ToScana die Verbrechen fich nicht vermehrt hätten und daß sie selbst 1795 nur aus politischen Gründen wieder eingeführt worden sei. Mackintosch erklärte in Indien in seiner Abschiedsrede an die Geschworenen: es sei hier die Verminderung der Todesstrafe von einer Verminderung der Verbrechen begleitet gewesen. Ebenso erklärte Professor Thonisfen in Löwen: die Todesstrafe sei ebenso wenig notwendig wie die Tortur, die Criminalstatistik aller Länder, auch Belgiens, zeige, daß da, wo die Todesstrafe beschränkt oder aufgehoben worden sei. nirgends die Verbrechen zugenommen hätten. Aehnliches ist in Finnland beobachtet worden; die Prophezeihung Radziwills, daß die Abschaffung der Todesstrafe das Eintreten der Lynchjustiz zur Folge haben müsse, hat sich da, wo man den Schritt wagte, nicht als zutreffend gezeigt*). Die Erfahrung lehrt, sagt Geyer, daß nach Abschaffung der Todesstrafe in einem Staate die Zahl der früher mit derselben bedrohten Verbrechen nicht wächst. Diese Erfahrung macht man namentlich ganz allgemein bei der eingetretenen Beschränkung auf die bedeutendsten Verbrechen**). Die Erfahrungen der Niederlande und der Schweiz find, wie Holtzendorff bemerkt, von großer Beweiskraft für andere Staaten. Allmählich wird die Furcht derer schwinden müssen, welche von dem Wegfall der Todesstrafe die schrecklichsten Folgen für die öffentliche Ordnung befürchten. Die Erfahrung lehrt, daß da, wo die Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben sehr groß und weit verbreitet war, weder die einfache noch die qualificirte Todesstrafe viel ausrichtete; nur daß sie mit gesteigerter Grausamkeit zu einer Steigerung der Sittenrohheit beitrug. Es war daher ein Zeichen mangelnder Einsicht, wenn die alte Gesetzgebung in Folterqualen und Grausamkeiten dem Mörder gegenüber die Rolle des Meistbietenden festzuhalten suchte***).
Es ist constatirt, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte die. nach früherem Maßstabe gemessen, todeswürdigen Verbrechen abgenommen haben, während zu gleicher Zeit die Strafliste sich vermindert hat. und, wie Ohrring sagt, die Geschichte der Strafe ein fortwährendes Absterben derselben gewesen ist. Dabei ist der Sinn für das Erkennen des Schuldmomentes feiner geworden, der Abscheu vor dem Verbrechen als solchem größer als früher. So erscheint es denn, wie Holtzendorff ausführt, unzulässig anzunehmen, daß die Todesstrafe, welche für Diebstahl, Fälschung, Raub und Nothzucht den Abschreckungszweck nicht erfüllt hat, ihn ausnahmsweise bei Mördern werde erfüllen können.
Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Anschauung von der Entbehrlichkeit der Todesstrafe allmählich mehr und mehr Verbreitung gewinnen werde. Die gegenwärtige Staatsordnung verfügt über Mittel zur

') Heßel 1t>3, 22». 254, 32!>, 347, 2!'5.
"'j Enzyklopädie der Rechtswissenschaft !X)5.
'*') Hohendorfs 132.

Niederhaltung verbrecherischer Unternehmungen, vvn denen frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Die EntWickelung des Gefängniszwcsens wahrend des letzten Jahrhunderts zeigt, wie hoch die neuere Zeit über allen früheren Fahrhunderten in Bezug auf die Strafrechtspflege steht. Sehr treffend ist auf die Bedeutung des Umstandes hingewiesen worden, daß der Kampf Beccarias gegen die Todesstrafe der Zeit nach mit Howards Bestrebungen für die Reform des Gefängnißwesens zusammenfalle. Die Gefängnisse mußten als Sicherunosanstalten ihre Leistungsfähigkeit erwiesen haben, ehe der Staat auf die Todesstrafe als Sicherungsmittel verzichten konnte. So wird denn die Todesstrafe durch andere Mittel, Deportation, Zuchthaus, Gefängnis; ersetzt.

Mit einer solchen Reform der Strafrechtspflege hängt denn anch die Betonung der Besserungstheorie auf diesem Gebiete zusammen. Die Annahme der Unvcrbesserlichkeit ist falsch. Alle Zeugnisse, die aus einer Zeit herrühren, welche der heutigen Strafanstalten entbehrten, sind werthlos. Die Stimmen der Beamten der Gefängnißanstalten entscheiden diese Frage in ganz anderem Sinne, als diejenigen der Rigoristen, welche an der menschlichen Natur verzweifeln*). Man kennt gegenwärtig diese letztere besser als früher. Die intellektuelle Cultur, welche Mitleid erzeugt, erleichtert auch, wie u. A. vvn Leck« hervorgehoben worden ist, die Vergegenwärtigung der Charaktere und Meinungen - frühere Zeiten urthcilten strenger über Verbrecher, weil es leichter, ist, sich eine Handlung zu vergegenwärtigen, als einen Zustand des Geistes, in welchem sie vollzogen wird. Keine Zeit vor der nnserigen hat daher so viel Gewicht gelegt auf die Frage von der Zurechnungsfähigkeit und den mildernden Umständen.

Die Erfolge der Discussivn über die Todesstrafe hängen mit diesen ethisch-historischen Momenten auf das Engste zusammen. Die Zahl der Gegner der Todesstrafe ist im Laufe der Zeiten gestiegen. Aus vereinzelten Kämpfern sind geschlossene Armeen geworden, welche gegen die letzten Reste einer veralteten Strafrechtspflege ankämpfen. Große Vereine haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte gebildet, um das angestrebte Ziel, eine völlige Beseitigung der Todesstrafe, zu erreichen. Die 1825 gegründete „8«üöt6 cl« 1s moral? ^Ilrötionn«" stellte eine Preisaufgabe über die Todesstrafe und krönte das Werk des 24 jährigen Advokaten Charles Lucas, welcher sich gegen die Todesstrafe aussprach. Eine ganze Anzahl vvn Juristen, welche früher Anhänger der Todesstrafe gewesen, haben ihre Ansicht in diesem Punkte geändert: so Feuerbach in seinen letzten Lebensjahren, so Carmignani seit 1836, Mittermaier seit 1848. Haus in Belgien, Holtzcndorff, Lord Brougham u. A., während kein Fall bekannt ist, daß Gegner der Todesstrafe zu Anhängern derselben wurden. Im Jahre 1863 bildete sich in Belgien ein Verein .welcher es sich zur Aufgabe machte, für die Aufhebung der Todesstrafe zu wirken. In Mailand begann im Jahre 1861 eine Zeilschrift zu erscheinen „(Ziornslo

') Holpendorff 194.

per 1'iidolixioue cl?ll» psns 6i morts^. Eine Gesellschaft, welche denselben Zweck verfolgte, bildete sich in London.

Betrachten wir die Literatur über diesen Gegenstand, so stellt sich heraus, daß von 1764 bis 1869 mehrere hunderte von Schriften darüber verfaßt worden sind und daß die Zahl der gegen die Todesstrafe sich aussprechenden in folgender Weise im Steigen begrissen ist. Theilen wir diesen Zeitraum in drei Abschnitte (1764—1529, 1830—1847. 1848—136«) und sehen wir die Zahl aller für und gegen die Todesstrafe verfaßten Werke gleich 100, so steigt der Procentsatz der gegen die Todesstrafe gerichteten Schriften wie 51»/u, 61«/u, 7?v/g*). Holtzendorff macht darauf aufmerksam, daß, während die Zahl der Gegner der Todesstrafe in raschem Steigen begriffen ist, die Veränderungen in der öffentlichen Meinung, in der Strafgesetzgebung und in der Strafrechtspflegc die Wahrscheinlichkeit der Abschaffung des Todesstrafe immer starker hervortreten lassen, die Zahl der Anhänger derselben, welche gegen eine solche, von ihrem Standpunkte aus als Gefahr zu erkennende Erscheinung ankämpfen müßten, nicht gewachsen sei. Aus der Mitte der Rechtsverständigen in Deutschland erging eine Collcctivcrklärung gegen die Todesstrafe auf dem Juristentage zu Mainz, ein Beispiel, welchem die zu Rom 1873 verfammelteu italienischen Juristen gefolgt sind. Unter dem Vorsitze von Mancini haben 21 Rechtslehrer, welche an den italienischen Universitäten wirken, einstimmig die Todesstrafe vermorsen**).

VII.

Sehr begreiflich, daß. in Berücksichtigung aller dieser Umstände, der Gedanke einer endgültigen Beseitigung der Todesstrafe bei den Machthaber« und Gesetzgebern auftauchte.

In früheren Jahrhunderten begegnet uns dieser Gedanke ganz vereinzelt. Er gewinnt keine praktische Bedeutung. Zu einer allgemeinen gesetzgeberischen und wissenschaftlichen Streitfrage wurde die Todesstrafe durch Beccarias Buch „Ueber Verbrechen und Strafen" (1764). Wie kaum ein anderes hat dasselbe die Praxis beeinflußt. Zuerst ward die Todesstrafe in Toscana abgeschafft (1786), demnächst vorübergehend auch in Oesterreich (1787). Um die Zeit der Revolutionen 1830 und 1848 erschien die Frage von der Beseitigung der Todesstrafe auf der Todesordnung der Parlamente. Zunächst erwiesen sich bei der Debatte und Abstimmung über diesen Gegenstand die Anhänger der Todesstrafe in den meisten Fällen als den Gegnern der Todesstrafe überlegen. Hier und da siegten die letzteren, wenn auch zeitweilig. So wurde im Jahre 1848 in allen deutschen Staaten, welche die „Grundrechte" annahmen, die Todesstrafe aufgehoben. Die Folgezeit brachte dann

"1 Auf Grund der Literaturverzeichnisse am Schlüsse des Hetzel'fchen Werkes zusammengestellt.

") Holpmdvrff 281, 3S4.

weitere Fortschritte: die Todesstrafe wurde unter andern beseitigt in Rumänien
und Holland, in manchen Cantonen der Schweiz, in Portugal, in einer An-
zahl nordamerikanischer Staaten. In Deutschland war bis 1370 die Todes
strafe abgeschafft gewesen in Oldenburg, Bremen, Anhalt und in dem König-
reich Sachsen. Auch die Mehrheit des norddeutschen Reichtags verwarf An-
fangs die Todesstrafe und ließ, nachdem die letztere in zwei Lesungen bereits
gefallen war, die Beibehaltung derselben nur zu, weil das Zustandekommen
des Strafgesetzbuchs durch den Bundesrath von deren Aufrechterhaltung ab-
hängig gemacht wurde. Eine Majorität von wenigen Stimmen entschied,
nicht aus strafrechtlichen, sondern aus allgemein politischen Gründen, um das
Werk der Einigung Deutschlands nicht zu gefährden, für die vorläufige Bei'
beHaltung der Todesstrafe. Man war der endgültigen Abschaffung der
letzteren in Deutschland sehr nahe gewesen. Um dieselbe Zeit schrieb Bitzius:
„Wenn heute eine Großmacht, Preußen z. B., die Todesstrafe, ausge
nomine« im See- und Kriegsrccht, aus ihrem Strafgesetz streicht, so tritt
die Abschaffung derselben ihren Siegeslauf durch Europa an, und das
gegenwärtige Geschlecht stirbt nicht, so wird bereits die letzte ordentliche Hin
richtung vollzogen sein."*)
Die Bedingung hat sich nicht erfüllt und jener erwartete Zeitpunkt wird
hinausgeschoben. Im Allgemeinen aber steht fest, daß der Pruceß der end-
gültigen Abschaffung der Todesstrafe begonnen habe. Von jenen oben ge-
schilderten Veränderungen in dem Lkechtsbewußtsein der Culturvölker, in der
praktischen Anwendung der Todesstrafe, in der Technik des Hinrichtens war
nur ein kleiner Schritt zu thun zur Erreichung des Ziels. Die Wiederein-
führung der Todesstrafe in denjenigen Gegenden, wo sie abgeschafft worden
war, hat nur mehr einen episodischen und — wir wiederholen, — einen mehr
politischen als eigentlich strafrechtlichen Charakter. Ucberall, wo die Ab-
schaffung der Todesstrafe ein Werk revolutionärer Bewegungen war, mußte
ihre Wiedereinführung auch zu einer Sache der Reaktionen werden. Aber
die Beispiele mehren sich, in denen die Regierungen selbst, die an der Gesetz-
gebung regelmäßig Thcilnehmenden, ernsthaft an diesen Schritt einer Reform
der Strafrcchtspflege denken, ohne von einer politischen Parteistellung beein-
flußt zu sein. Das Beispiel solcher Staaten, wie Portugals, der Nieder-
lande, der Schweiz, Sachsens übt eine gewisse Wirkung; diese ist bei der
Solidarität aller Culturvölker größer als sie früher je hätte sein können.
Der zeitgeschichtliche Vorgang der Abschaffung der Todesstrafe in einzelnen
Länder», sagt Holtzendorff, wiegt darum in seinen Folgen schwerer als die
literarische Arbeit früherer Jahrzehnte. Aber allerdings, so lange in der
Mehrzahl der großen Gesrtzgcbungsgebiete die Todesstrafe besteht, beeinflußt
sie durch ihr bloßes Bestehen die gesummten strafrechtlichen Grundanschauungen

') BiPills, die Todesstrafe vom Standpunkte der Religion uns der theologischen
Wissmschnst. Berlin und Leiden, 1870, S. 2.

im Volke. Soll man aber annehmen, daß dieser Zustand der Abschaffung der Todesstrafe in einigen Staaten und des Bestehcnbleibens derselben in andern Staaten lange Wöhren könne? Liegt es nicht viel näher zu glauben, daß alle Regierungen später oder früher auf ein Strafmittel verzichten werden, welches, wie viel Juristen behaupten oder zugeben, die der modernen Strafrechtstheorie entsprechenden Erfordernisse nicht besitzt? Wird man nicht auch principiell und endgültig auf eine Strafart verzichten, auf deren Anwendung man jetzt schon längere Zeit hindurch thatsöchlich verzichtet hat? Hat es früher gar keine Gegner der Todesstrafe gegeben, dann einige, dann viele, dann sehr viele, so darf man fragen, ob nicht schließlich die Vertreter dieser neuen Anschauung, welche in vielen Fällen schon jetzt partielle Siege erfochten haben, endgültig die Oberhand behalten werden? Ist es nicht klar, daß diese Strömung immer mächtiger wird? Mit Recht bemerkt Bitzius, daß jede Vollziehung der Todesstrafe Etliche mehr zu heimlichen oder offenen Gegnern der Todesstrafe mache und daß selbst die Anhänger der Todesstrafe den Glauben an ihre Sache verlieren. Das Gefühl, daß es sich, nach dem Ausspruche des berühmten Juristen Zöpfl, bei der Abschaffung der Todesstrafe um „eine moralische Emancipation, um die Freierklärung aus den Banden der Barbarei" handle, wird immer stärker und allgemeiner. Auf dem Wege zu diesem Ziele ist die weitaus größte Strecke zurückgelegt.

VIII.

Ist es dem Historiker, dem „rückwärts gewandten Propheten", gestattet, einen Blick in die Zukunft zu wagen, so ergeben sich für die Frage von der Todesstrafe vier Möglichkeiten:

1. Der gegenwärtige Stand der Frage bleibt unverändert.
2. Es tritt eine rückläufige Bewegung ein.
3. Es wechselt in aller Zukunft Abschaffung und Wiedereinführung der Todesstrafe ab.
4. Die Todesstrafe wird endgültig beseitigt.

Was die erste Möglichkeit anbetrifft, so ist nicht anznnehmen, daß, während sich auf alle anderen Erscheinungen des menschlichen Lebens das „nv'vi« pe?' Heraklits anwenden läßt, während alles Andere stets sich verändert, in der Entwickelung begriffen ist, Praxis und Theorie der Todesstrafe eine Ausnahme machen sollten. Hängen sie doch mit EntWickelungen zusammen, von denen man unmöglich annehmen kann, daß sie Plötzlich von jetzt ab stabil sein werden. Dazu kommt noch, daß das Zeitmaß, in welchem sich die oben geschilderten Veränderungen vollzogen, in den letzten Jahrzehnten ein immer beschleunigteres gewesen ist, so daß ein plötzlicher Stillstand in dieser Bewegung um so unwahrscheinlicher erscheint.

Die zweite und dritte Möglichkeit hängen zusammen. Wer die Möglichkeit eines Kreislaufes in der Geschichte annimmt, wem alles Geschehen ein stetes Ans und Ab, eine Fluth und Ebbe, eine Sisyphusarbeit ist, der

mag getrost glauben, daß man zurückkehren werde zu Folter und Herenverbrennung, zu qualificirter Todesstrafe und Menschenopfern, um gelegentlich und zeitweilig sich wieder zu höheren Idealen zu versteigen. Daß aber eine solche Annahme der bisherigen geschichtlichen Erfahrung wiederstreitet, daß dic Errungenschaften der Cultur immer solider, unverlierbarer werden, lehrt die Theorie der Geschichte, welche allerdings noch selbst der Weiterentwickelung bedarf. Was nun die Todesstrafe anbelangt, so kann eine Anzahl von Fällen, in denen die Todesstrafe während der letzten Jahre da wieder eingeführt wurde, wo sie abgeschafft worden war, von Manchen als der Beginn einer rückläufigen Bewegung aufgefaßt werden. Aber erstens werden selbst die eifrigsten Anhänger der Todesstrafe nicht mehr wollen als die Erhaltung des statu« quo. welcher, wie soeben bemerkt wurde, für längere Zeit nicht Wohl denkbar ist, und zweitens ist bei allem Fortschritt, bei allen Reformen ein gelegentlicher zeitweiliger Rückschritt beobachtet worden, ohne daß darum das Wesen der Resultate historischer EntWickelung gefährdet erschienen wäre. Mögen Fälle von Folterung vorkommen: die Folter ist und bleibt abgeschafft. Sie ist von einem Gegner Beccarias als eine „Wohlthat" gepriesen worden, aber Beccaria hat Recht behalten. Als Katharina II. 1767 die Folter abzuschaffen vorschlug, meinte man in der „gesetzgebenden Commission". daß damit die Grundlagen der Sicherheit von Leben und Eigenthum zusammenbrechen müßten. Die Kaiserin hat Recht behalten. De Maistre meinte, die Beseitigung des Schaffots werde sofort ein Chaos bewirken. Die Erfahrung hat ihn widerlegt.

So bleibt denn nur dic vierte Möglichkeit übrig, die Weiterbewegung in der Richtung, welche oben dargelegt wurde. Findet eine solche statt, so ist das endgültige Ziel bald erreicht. Ist von Beccaria bis heute in 120 Jahren eine so ungeheure Strecke zurückgelegt worden, so erscheint der noct, zn durchmessende Weg gut geebnet und kurz. Für die Lösung des Problems ist es unwesentlich, ob die endgültige Beseitigung der Todesstrafe etwas früher erfolgt oder etwas später. Der größte Theil der Arbeit ist gethan. Der Rest derselben wird selbstverständlich geleistet werden. Das Hauptergebniß des bisherigen Verlaufs dieser wichtigen Angelegenheit faßte Goethe in den Worten zusammen: „Welchen Weg mußte die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein/'*) Wie für die größten kosmischen Vorgänge, so gilt auch für die historische Entwickclung, für den ethischen Fortschritt dcr Satz: « pur «i irmovg.

*) Hchel 201.

Hamoageschichten.

von

Karl von den Steinen.

— Berlin. —

^aß gewisse Gedanken unter gewissen Umständen mit einer gewissen Naturnotwendigkeit in allen Gehirnen entstehen müssen, ist nicht »ur ein in der großen Wissenschaft der Ethnologie erkennbares Gesetz, auch in dem kleinen Erfahrungsbereich alltäglicher Convcrsation tritt dem Forschungsreisenden der „Vlllkergedanke", wie Adolf Bastian jenen Vorgang getauft hat, mit einer unheimlichen Sicherheit entgegen. Mit dem treuherzigen Händedruck, der den Rückkehrenden bewillkommnet, lvst sich auch schon die, offen gestanden, unendlich thörichte Frage von den Lippen des lieben daheim Gebliebenen: „Wo hat es Ihnen denn nun am besten gefallen?" In dem freundlichen Lächeln, welches die Erzählung begleitet, verbirgt sich auch schon die Äeußenmg: „Das muß Ihnen doch jetzt Alles wie ein Traum vorkommen." und das bewundernde Kopfnicken, mit dem der Bericht endlich dankend quittirt wird, ist ganz untrennbar nicht nur von der natürlichen Schlußfolgerung, daß man es Wohl nicht sehr lange in Europa aushalten werde, sondern in keiner Weise auch nur denkbar ohne den hingefügten Vergleich: „Wissen Sie, der Löwe, der einmal Blut geleckt hat . . ."

Es ist oft zum Verzweifeln. Frage ich mich denn nun selbst: „Wo hat es Dir am besten gefallen?" Um des Himmels willen, vielleicht kann ich antworten ! Hier was die Landschaft, dort was die Werke der Cultur, hier was die Lebensweise, dort was die Madchen angeht, aber Alles in Allem wo? In der Heimat muß es Wohl sein, oder ich wäre nicht zurückgekehrt. Indessen, wenn ich mich denn einmal auf den immer wieder zugewiesenen Stand-

Karl von den Steinen in Berlin,
punkt zu stellen versuche, geschieht es mir am Ende wirklich, daß ich selber unvernünftig genug bin, ihn für eine Ecke der Welt als berechtigt anzuerkennen, daß ich ausrufe: „Auf den Samoainseln war es doch am schönsten, wenn ich ihrer gedenke, befällt es mich wie ein Traum, und dort noch einmal zu sein, fürwahr die Vorstellung könnte mich reizen wie einen hungrigen Löwen, der schon Menschenblut gekostet hat, der Anblick eines einsam in der Wüste spazierenden Negerknaben."

Im Jahre 1879 verbrachte ich auf jenem mittlerweile so häufig in commerziellen und politischen Erörterungen discutirlen Archipel ein schönes und genußreiches Vierteljahr, während dessen ich die wichtigsten Inseln aufsuchte und zum Theil durchwanderte. Ju der That, selbst dem sonst von keiner Sentimentalität angekränkelten Seemann, mag er die Meere aller Zonen befahren haben, ist ein Aufenthalt auf seinen „Schifferinseln", wie viel nur Italien dem Nordeuropäer sein kann. Das süße Nichtsthun, trotz unserer hastenden Zeit oder vielleicht gerade in unserer hastenden Zeit immer noch die Krone — das süße! wohlverstanden — aller Erdengenüsse, übt auch dort inmitten einer herrlichen Natur und eines lebensfrohen, zutraulichen Völkchens seinen unwiderstehlichen Zauber aus, und wenn der klassische Hintergrund griechischer Säulen und mittelalterlicher Paläste fehlt, so weht zum Ersatz dafür an dem sonnigen Palmenstrand der Südsee ein ungemein wohlthuender Hauch liebenswürdigster Ursprünglichkeit und Natürlichkeit.

Wir glauben nicht mehr wie das vorige Jahrhundert an das paradiesische Glück und die paradiesische Unschuld dieser Insulaner, allein dem unbefangenen Fremden ist es auch heute nicht anders möglich als die harmlosen Menschenkinder lieb zu gewinnen und ihnen mancherlei zu verzeihen.

Ein freundliches Lächeln und der Zuruf „l'alota alii, Liebe zu Dir, Herr,' empfängt ihn, wo immer er auf dem entlegensten Eiland in einer beliebigen Hütte Einkehr hält, und kaum hat er sich auf der blanken Matte, crwas ungeschickt zumeist, vor dem hockenden Gastgeber niedergelassen, sieht er die Frauen schon beschäftigt, ein Hühnchen zu schlachten und was an Taro- oder Damswurzel, Früchten und Fisch im eigenen oder im nachbarlichen Hause zu beschaffen ist, in patriarchalischem Eifer herzurichten; auf frischen grünen Blättern wird das Essen vor ihm ausgebreitet so sauber, so nett, daß er sich unwill kürlich die Frage vorlegt, ob Tischtuch, Serviette, Messer und Gabel nicht ursprünglich von unreinlichen Völkern erfunden worden sind; er schläft die Nacht mitte» zwischen seinen neuen Freunden (die leider noch lange zu schwatzen pflegen), unter dem gemeinsamen Moskitvvorhang, wobei er freilich das ihm zum Kopfkissen angebotene harte Bambusstück mit einem Theil seiner Kleidung umwickelt; er wird am nächsten Tage festlich mit dem erfrischenden Kawagetränk bcwirthct, dessen Zubereitung bekanntlich durch Kauen und wässriges Auslauge« einer Pfefferwurzel erfolgt, und des allgemeinen Singens, der allgemeinen Fidelität ist lein Ende, solange die Kawa im Dorfe vorhält.

Mit vielem Ekel, ich gebe es zu, berichten manche Reisende von diesem

nach unseren Begriffen nicht ganz appetitlich hergestellten Genußmittcl. De Fustibns! Während jedoch zum Beispiel der „Kaschiri" des südamerikanischen Indianers durch das Kauen der Mandiocawurzcl Seitens beliebiger, oft sehr alter und sehr häßlicher Weiber seinen säuerlichen Beigeschmack erhalt, sieht man in Samoa rigorös darauf, daß nur die hübschesten jungen Mädchen, allerliebste Creaturen, welche ein tadellos weißes Gebiß besitzen und dasselbe niemals sorgfältig zu reinigen vergessen, die Kawa kauen — sodaß ich wenigstens nicht den leisesten Abscheu zu empfinden vermochte und noch heute lieber an die Zähne der Samoanerin als an die Füße kelternder Winzer denke. Gewißlich auch mundete mir die Kawa ans anderen Südseeinseln, wo europäische Civilisationsmanie das Kauen polizeilich verboten und durch mechanische Zerkleinerung mit Steinen oder Werkzeugen ersetzt hat. bedeutend schlechter als das Erzeugniß der guten alten barbarischen Methode.

Ein besonderer Reiz liegt ferner in der streng gehandhabten Etiquette: den blumengeschmückten Mädchen sind eine Reihe zierlicher und graziöser Bewegungen vorgeschrieben; die jungen Bursche, welche die gefüllte Kokosschale zu kredenzen haben, rufen laut die Namen der sämmtlichcn Gäste auf und müssen die stricteste Rangordnung beobachten: niemals aber trinkt auch der vornehmste Häuptling vor dem Fremden und dieser soll zum Zeichen des Wohlgefallens nicht unterlassen, die bis auf den letzten Nest geleerte Schale von sich zu werfen, daß sie sich wirbelnd auf der Matte dreht.

Mit dem Gelage verbindet sich der Tanz; Tanz, sofern man eine Aufführung, die sich aus einförmigem Absingen kindlicher Melodien, aus schreitenden, stampfenden, wiegenden, aber sehr tactfest vollzogenen Bewegungen, aus Geklapper von Bambusstöckchen und Händeklatschen zusammensetzt, mit diesem Namen bezeichnen will. Beinahe wird es dem blasirten Weißen schon des Guten zu viel, da schlägt die langweilige „Siwa" plötzlich mit rasch sich steigernder Leidenschaftlichkeit in die wilde „PMa" um: ein wüstes, wenn auch rhythmisches Umherspringen, dessen Einzelheiten sich nicht mehr recht erzählen lassen. Wer sich jedoch zu dem ausgelassenen Cancan der bekränzten nackten Gestalten die balsamisch milde Nachtluft, den mondbeschienenen, freien Platz vor den Hütten, die seltsam glitzernden Palmenwipfel ringsum und das in den Pausen feierlich herübertönende Rauschen des Meeres hinzudenkt, der wird es nicht wunderbar finden, daß sich die phantastische Scene dem eindrucksfähigen Gemüth eines um die halbe Welt von der Heimat entfernten Reisenden unvergeßlich einprägt.

Polynesische Leichtfertigkeit, Verdorbenheit, Zuchtlosigkeit! Wie heißen nur alle die Ausdrücke des Entsetzens? Natürlich sind wir Zahmen bessere Menschen, aber eben darum ist es doch auch sehr überflüssig, so entrüstet zu sein, wenn man von diesen Tänzen spricht, wenn man vielleicht der Naivctat gedenkt, mit der beide Geschlechter zusammbaden, wenn man vor Allem die in der That absolute Freiheit constatirt, welche der unverheirateten jungen Insulanerin gestattet ist. Ich werde mich hüten, in ein Wespennest zu stechen, um etwa

zu behaupten, daß jene Leutchen mancherlei Dinge in aller Unbefangenheit offen treiben, die wir mit schlechtem Gewissen heimlich begehen, aber ich gebe doch zu bedenken, daß nicht nur die Kleidung, sondern auch die Ethik ein wenig von der mittleren Jahrestemperatur abhängen dürfte, und ich glaube namentlich, daß es keinem Zweifel unterliegt, wie der sogenannten Regellosigkeit eine Menge fest umschriebener Formen und ernsthafter Sitten und Gebräuche, die Vieles, wenn nicht rechtfertigen, so doch erklären, bei genauerem Zusehen entgegengestellt werden können.

Den Samoaner freilich zu einer uns nützlichen Arbeit zu erziehen: man wird es für Generationen hinaus nicht fertig bringen. Warum? Wozu? ist seine stete Antwort und mit einem höchst komischen Selbstbewußtsein, in dem er nur von dem Tonganer übertroffen wird, blickt er auf den emsig schaffenden Europäer geringschätzig hinunter. Das ist allerdings um so bedauerlicher, als der Eingeborene wegen seines kräftigen Körperbaues Vorzügliches zu leisten im Stande wäre; die Männer sind außerordentlich stattlich, zuweilen von geradezu herkulischer Plastik, während die anmuthigen Frauen meist etwas Untersetztes haben, und jeder dieser hübschen Kerle kommt mit einem getragenen Gange, einer stolzen Brusthaltung, einem gnadigen Lächeln den Strandweg dahergeschritten, als ob die Kokospalmen nur aus lauter Ehrerbietung vor ihm so krumm gewachsen wären.

Wie so viele Naturvölker, sind auch die Samoaner sehr conservativ denkender Art. In der gesellschaftlichen Ordnung unterscheidet man drei Stufen.

Zunächst die „Alii", die Häuptlinge. Uralten Geschlechtern entsprossen, sind sie es, die das Land besitzen, die im Kriege die Führerschaft übernehmen, deren oberste im Rang innerhalb ihres Tistricts unverantwortlich über Leben und Tod entscheiden können. Von Jagd und Fischfang gebührt ihnen der Löwenantheil, Schildkröten und gewisse Fische werden nur an sie abgeliefert. Für den Verkehr mit ihnen existircn nicht nur besondere ceremonielle Redewendungen, sondern sogar eine Menge einzelner Wörter, welche wie unser „geruhen" sonst nicht gebraucht werden und nicht gebraucht werden dürfen. Noch mehr, wenn sich mit ihrem Namen ein bestimmter Sinn verbindet, verschwindet das Wort in dieser Bedeutung aus dem Sprachschatz; so hieß ein Herrscher Moa und „Moa" war „Huhn"; sobald König-Huhn die Regierung angetreten, gab es kein „Huhn"' mehr auf seinen Inseln, sondern man quälte sich so lange mit künstlichen Umschreibungen ab, bis ein neues Wort gefunden war. Es ist wider den Respect, vor dem sitzenden Häuptling zu stehen, ihm gebührt der höhere Platz. Ich sah auf dem Consulat in Apia, wo mehrere geringere Samoaner auf Stühlen saßen, einen Alii eintreten, statt sich unter solchen Umständen ebenfalls eines Stuhles zu bedienen, schwangen sich seine Gnaden mit gravitätischem Ernst auf einen dort stehenden hohen Neisckoffer. In den Rathsvcrsammlungen — wer zweifelt noch an der Einsichtigkcit dieser Formen? — wäre es der Würde des Häuptlings entgegen, zu reden. Mit

einem Wedel aus Kokosfasein fächelt er sich die Moskitos ab und schweigt beharrlich.
Wer seine Ansichten zu entwickeln und seinen Willen kundzuthun hat, ist ein Mitglied der zweiten Volksklasse, ein „Tulasale". Deren Familien sind noch zahlreicher vorhanden als die der Häuptlinge. Ein Alii kann neben-her Tulasale sein, ein Tulasale aber nicht Alii werden. Die wichtigste Auf-gabe der Tulasale ist die Ueberlieferung der Chronik, die Kenntniß der Ge-schlechter, der Geschichte, der heiligen Sagen: sie sind die verkörperte Tradition des schriftloscn Volkes, und der Vater hat Sorge zu tragen, daß der Sohn sich Wort für Wort den Schatz dieses Wissens aneigne. Der gute Tulasale ist ein gewandter Parlamentarier; er spricht bei der gemeinsamen Berathung, auf einen langen Stab gestützt, zuweilen eine Stunde hindurch, ohne zu stocken, und alle Europäer, welche der sanften Samvasvrache mächtig sind, versichern übereinstimmend, daß er gar nicht übel rede und in hübschen sinnigen Gleich-nissen den Nagel auf den Kopf zu treffen verstehe.
Anch das ärztliche Wissen ist im Besitz der Tulasale. Diese gelehrten Medicinmänner machen häusig, besonders in Fällen von Elephantiasis, mit dem Messer oder einem scharsen Bambusstück ganz verwegene Operationen, meist jedoch beschränken sie sich auf allerlei sympathetische Mittelchen und die über alle Welt verbreitete Massage, indem sie die leidenden Theile mit Kokosöl kneten und dabei sehr ernsthaft unterscheiden, ob sie von oben nach unten oder Von unten nach oben streichen. Bei der Behandlung von Kopfschmerzen artet ihre Methode in's Heroische aus: mit beiden Fäusten — ich bekam etwas wie Migräne beim bloßen Zuschauen — hämmert der Arzt auf den Schädel des unglücklichen Patienten. Was auch immer für die Kur gebraucht worden, Schale, Kräuter :c. soll verbrannt oder in das Meer geworfen werden, um die Ausbreitung der Krankheit zu verhüten. Wenn der kluge Doctor mit der ihm gegebenen Bezahlung unzufrieden ist, weiß er aus dieser Sitte Capital zu schlagen; heimtückisch schiebt er die gebrauchten Sachen wieder in die Hütte seines Clienten, der nun rasch Vernunft annimmt.
Die dritte, unterste Schicht des Volkes wird sehr unhöflicher Weise „Puaelo" genannt, dem allgemeinen Sinn nach etwa „Canaille", in der — von einem gelinden Euphemismus abgesehen — genauen Uebersetzung jedoch „die duftenden Schweine". Ein jeder Häuptling besitzt aber Tact genug, sich im Gespräche mit einem Puaelo niemals des Verletzenden Ausdrucks zu be-dienen.
Ueberhcmvt gemüthlich sind diese Menschen immer, und der Kaufmann wie der Missionar, die sie richtig behandeln, haben es zur Genüge erfahren. Bei dem mühelosen Erwerb der Lebensmittel, wohl auch unter Mitwirknng des Umstandes, daß sich zu verschiedenen Arten des Fischfangs die ganze Bevölkerung eines Torfes zu vereinigen hat, ist von selbst ein idyllischer Communismus entstanden. Wer mit Beute beladen vom Korallenriff heimkehrt, ein Schwein im Walde erlegt oder gerade einige Jamswurzeln ausgegraben hat, erhält bald

Besuch vom lieben Nachbar, der sich einen Antheil erbittet und unter Voraussetzung baldiger Revanche auch sofort bekommt. Und wenn die ehrgeizige Gesellschaft sich einmal wieder zu einer kleinen fröhlichen Fehde begeistert — bei einzelnen Ortschaften oder Districten wechseln Krieg und Frieden mit derselben Regelmäßigkeit wie bei dem Studenten Semester und Ferien — so geht es dabei keineswegs so gefährlich her als man nach den renommistischen Schilderungen der Helden selbst vielleicht glauben könnte. Beide Parteien ziehen mit bemalten Gesichtern und fürchterlichen Perrücken, so daß ihnen selber angst und bange dabei wird, eines schönen Morgens gewaltig lärmend aus, jede versteckt sich in den Busch und sucht vorsichtig den dircctcn Zusammenstoß mit der andern zu vermeiden, womöglich aber das feindliche Dorf und die umliegenden Pflanzungen niederzubrennen. Die Frauen laufen mit, tragen Proviant und sind neutral. Kommt es zum Kampfe, so spielt sich derselbe gewöhnlich nur zwischen wenigen Heißspornen ab und wird schnell für beide Theile ehrenvoll beendet. Der Kopf eines Gegners ist die ersehnle Trophäe, die der glückliche Sieger in allen Dörfern seines Anhangs prahlend vorweist, bei diesem Triumphzug begleitet ihn zuweilen die Gattin des Erschlagenen, welche den Kovf zurückerhält, nachdem er überall genügend dcmonstrirt worden, und das ist doch gewiß gemüthlich.

Anthropophagie, die jetzt freilich schon längst nicht mehr vorkommt und deren Vorkommen auf den Samoainseln überhaupt bestritten zu werden pflegt, war in alter Zeit mit Sicherheit nicht unbekannt. Nicht nur, daß gewisse in der Heftigkeit gebrauchte Redensarten wie „Ich koche Dich im Ofen' noch heute an den Kannibalismus erinnern, daß sich ferner in einigen Sagen entsprechende Erwähnungen finden, ich bin auch in Besitz genauer Daten über einen tatsächlichen Fall gelangt, dessen Schilderung ich als ein charakteristisches Bild vergangener Tage, zumal er bisher vereinzelt dasteht, so, wie ihn mein Gewährsmann de Vere, ein Godeffroy'scher Agent, von vier damals noch lebenden Zeugen in Erfahrung gebracht hat, hier einftechten will.

Er hat sich auf den Mcmuainseln, den östlichsten der Gruppe, zugetragen. Wenige Jahre, bevor die Missionare der Londoner Gesellschaft das Christenthum einführten, wurde ein Walboot mit drei Weißen und einem fremden Südseeinsulaner nach Fitiuta verschlagen; zwei der Europäer sollen bald darauf, als ein Schiff in Sicht kam, an Bord geschwommen sein. Der Zurückbleibende, sowie sein polynesischer Gefährte, der sich durch gewaltige Körperkraft auszeichnete und von den Manualeuten Tuitalili genannt wurde, unterstützten die Bewohner von Fitiuta in einer damals heftig entbrannten Fehde gegen die Stammesgen offen zu Tau und Faleasau. Obwohl die Beiden im Besitz ihrer den Insulanern noch so gut wie unbekannten Feuerwaffen lange Zeit unwiderstehlich gewesen waren, geriethen sie doch eines Tages in die Enge, als sie allein sich plötzlich der ganzen Kriegsmannschaft von Tau gegenübersahen. Sie wurden am Strande abgeschnitten und machten, nachdem sie eine Weile tapfer gekämpft und zwölf ihrer Feinde niedergeschossen hatten, den leider ver-

geblichen Versuch, sich durch Schwimmen zu retten. Bei dem niedrigen Wasserstand, auch nicht gewöhnt, über die spitzen Korallen zu laufen, wurden sie vvn den Eingeborenen überholt, ehe sie die tiefere Fluth erreichten. Der Weiße, trotz eines ihm in den Leib gerannten Speeres noch ein Opfer mitreißend, fiel zuerst. Tuitalili's Meister zu werden, war schon schwerere Arbeit. Man war ihm hart auf den Fersen, da wendete er sich plötzlich um und streckte den Nächsten mit einem Schlage seines Flintenkolbens zn Boden; doch nicht nur der Schädel, auch die Flinte war zertrümmert: schon sprang ein Anderer auf ihn ein und, während er den noch abzuschütteln bestrebt war, wurde sein Körper von zahlreichen Speeren durchbohrt. Der letzte Griff nach dem Halse des Gegners war noch ein tödtlichcr gewesen; nur mit Mühe konnte man Tuitalili's festumspannte Finger von der Kehle des Erdrosselten lösen. Groß war der Jubel der Taulente, die beiden Feinde, von deren Hand noch in diesem Kampfe fünfzehn der Ihrigen gefallen waren, nun endlich bezwungen zu haben. Den Weißen ließen sie ans dem Riffe liegen, eine Beute der Fluth und der Fische, Tuitalili jedoch wurde nach allen Regeln der Kochkunst gebraten und verzehrt.

Die vier greisen Zeugen der That, die mittlerweile gute Christen geworden waren, aber jenes Festschmnuses anscheinend noch mit stillem Vergnügen gedachten, hießen Palega, Tuna, Tautaligogo und Toalepai — letzterer derjenige, dessen Spcerstoß den weißen Mann gefällt hatte.

Es ließe sich nach diesem Hergang nnschwcr verstehen, wenn auch hier wie in manchen anderen Fällen gelegentlicher Anthropophagie nach Ucbcrwindung eines besonders gefährlichen Feindes die Vorstellung von Einfluß gewesen wäre, daß man sich durch Verspeisen desselben auch die ihn auszeichnenden Eigenschaften der Kraft und des Muthes aneignen könne. Ein solcher Gedankengang darf bei Wilden kein Wunder nehmen, wenn gebildete Aerzte, die Hammelblut einzuspritzen hatten, für den Verstand ihres Patienten besorgt gewesen sind.

Also selbst, was man von einstigem Kannibalismus auf Samoa weiß, ist Wohl nur als eine Ausschreitung in der Siegestrunkenheit aufzufassen.

Eigentlicher Mord soll so gut wie gar nicht vorkommen, Selbstmord sehr selten sein. Man wußte mir nur zwei concrete Fälle mitzutheilen, daß Jemand Hand an sich gelegt hatte; Streit mit Verwandten und das Gefühl, beschimpft zu fein, waren die Motive gewesen; der eine Todescandidat hatte sich einen Fischspeer durch die Brust getrieben, der andere war von einer Palme herabgcsprungen.

Das Gastrecht ist heilig; ein Flüchtling, der sich in das Haus eines Häuptlings rettet und schutzflehend auf Knie und Hände niederwirft, vernimmt alsbald die tröstenden Worte: „Steh auf, Du bist todt gewesen, ich gebe Dir das Leben wieder."

Das häusigste Vergehen gegen die sociale Ordnung scheint der Ehebruch zu sein; um zu erklären, wie milde derselbe beurtheilt wird, muß ich einiges über die Heirathsgebrduche vorausschicken.

Aar! von den steinen in Berlin.
Ein junger Mann, der auf Freicrsfüßen wandelt, entsendet zwei Freunde zu dem erkorenen Mädchen, um dessen Jawort zu erlangen. Letzteres wird aber selbst, wo die Eltern einverstanden sind, nicht so leicht gegeben; die Festung capitulirt nicht ohne eine förmliche Belagerung. Nicht nur den langen Tag über wird der holden Widerspänstigen von den Werbern zugesetzt, sie muH auch Nachts zwischen den Beiden schlafen oder zu schlafen versuchen; unaufhörlich wird ihr vor dem Einschlummern von der einen Seite das Lob des Freundes vorgesungen, und wenn sie sich ermüdet auf die andere wendet, klingt ihr dort ein neuer Vers derselben Melodie entgegen. So hält das eine Reihe von vierundzwanzigstündigen Tagen an. Gleichzeitig machen der Bräutigam und seine Verwandten den Eltern ihre Aufwartung und empfehlen sich mit reichlichen Spenden von gekochten Tarowurzeln und gebratenen Schweinen; nach fünf oder sechs solchen Besuchen erst, bei denen viel gegessen wird, erfolgt die Zusage. Nun währt der Brautstand noch einige Wochen, bis ungefähr der ganze Besitz der Bräutigamsfamilie an Borstenvieh aufgezehrt ist. Sind die Eltern der Braut abgeneigt, werden die Geschenke zurückgewiesen, und nur nachdem sich die beiderseitigen Erzeuger geeinigt haben, erhält das junge Paar die Erlaubniß, das beschriebene Lustspiel in Scene zu setzen. Im Wesentlichen ist die Heirath ein durch die Tulafale vermitteltes Geschäft nicht zwischen zwei Personen, sondern zwischen zwei Familien. Die Verwandten des Mannes stellen Massen. Aexte, Kanus, Fischleinen, Thiers u. dergl., diejenigen der Frauen kostbare Matten (das werthvollste Erzeugnis; samoanischer Kunst), und daß der Tulafale nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. Auch finden weitere Hochzeitsfcierlichkciten meist nicht statt, die Frau wird einfach dem Manne zugeschickt oder von ihm abgeholt. Polygamie ist unter Reich und Arm verbreitet.

Da also die Eheschließung in erster Linie als Frage des Standes und des Vermögens und nicht als Frage der Neigung gilt, ist es weder unnatürlich, daß Vergehen gegen die eheliche Treue häufig sind, noch unnatürlich, daß sie mit Geld gesühnt werden können. Sie kommen heutzutage vor ein Ge richt von Häuptlingen und Tulafale. Frau oder Mann, die einfach aus dem gemeinschaftlichen Heim dcsertirt sind, müssen drei Dollar bezahlen, zwei Deputirte bringen die „ausgerückte" Hälfte zu der verlassenen zurück, natürlich entspinnt sich in kürzester Zeit ein hitziger Wortwechsel und beide laufen zur Freude der Nachbarn wieder auseinander.

Erwiesener Ehebruch wird mit zehn Dollar und aufwärts bestraft für Mann oder Frau; dabei kann es merkwürdiger Weise vorkommen, daß der getäuschte Gatte, wenn die Frau kein Geld besitzt, diese zehn Dollar obendrein selbst bezahlen muß.

Ter größte Vorwurf nach unseren sittlichen Anschauungen aber wendet sich gegen die auffallende Thatsache, daß nicht nur nicht das Vorleben des Mannes, sondern auch nicht dasjenige der Frau irgend einer Controle der öffentlichen Meinung unterworfen wird. Mögen die Mädchen lieben, wen sie

wollen, wie sie Wullen, bis sie verheirathet werde». Möge der Gatte sein
Weib bewachen, die Freiheit der ledigen Tvchter jedoch zu beschränken, fühlt
sich der Vater nicht verpflichtet. Ist diese Toleranz nun ohne Weiteres als
Zuchtlosigkeit zu brandmarken? Mir scheint es wichtiger, daß man sie zu ver-
stehen versuche. Der Samoaner giebt beiden Geschlechtern in der Liebe gleiche
Rechte; er begreift nicht, daß man den einen verbietet, was man dem andern
erlaubt. Und warum braucht er in der That, wenigstens aus praktischen Gründen,
nichts zu verbieten? Das ist sehr einfach und ist auch lehrreich. Der unmo-
ralische Insulaner begreift nämlich noch ein Zweites nicht. Es ist ihm unklar,
wie man zwischen ehelichen und unehelichen Kindern einen Unterschied machen
kann. Er heißt die letzteren, wenn sie ihm im eigenen Hause erwachsen, mit
Vergnügen willkommen, er adoptirt ein paar fremde hinzu, wenn er reich genug
ist, ja er behandelt sie angeblich eher besser denn schlechter als die legitimen
Sprößlinge. Ties Alles thut der Mann freilich nicht aus überschwänglicher
Freude an dem kindlichen Spiel der kleinen Geschöpfe, sondern als verständiger
Hausvater, der in einer großen Familie ein Vermögen, eine Stütze seiner äußeren
Stellung sieht und sich einen starken Anhang zu beschaffen bestrebt ist.
Geringschätzung aller bürgerlichen Ordnung ist also keineswegs vorhanden,
nur das System derselben, welches sich in einer überflußspendenden Natur ent-
wickeln konnte, ist ein von dem unsrigen grundverschiedenes und mag von
kompetenten Beurthcilern als sehr verderbt erkannt werden.

Daß auch in dem Gefühl des Samoaners etwas von unserer Art zu
empfinden vorhanden ist. erhellt aus der Existenz der „Taup6", der Town-
maid, wie sie von den Weißen genannt wird. In jedem Dorfe giebt es eine
solche Taupö, das heißt ein Mädchen, Tochter eines Häuptlings, welches die
Pflicht hat, sich einen durchaus unbescholtenen Ruf zu bewahren. Sie ist die
Königin ihrer Altersgcnossinnen bei Fest und Tanz, sie zeichnet sich durch be»
besonderen Schmuck aus und wird allerseits beschenkt; sie darf sich verheirathen;
sollte sie sich aber einen Fehler zu Schulden kommen lassen, ist ihre ganze
Familie von Schimpf und Schande betroffen.

Der Gegenpart der Tcmpö, der Führer der jungen Bursche, ist der
„Manaia". Er allerdings ergiebt sich nun umgekehrt einem recht leicht-
sinnigen Lebenswandel und wird dabei von seinem Anhang, der Aumaga, nach
Möglichkeit unterstützt.

Von den Geschenken, die bei der Heirath zwischen den beiden Familien
ausgetauscht sind, geht im Falle, daß der Gatte stirbt, ein erheblicher Theil
wieder an die Familie der Frau zurück und zwar gelegentlich des solennen
Festessens, welches der Beerdigung zu folgen pflegt. Dabei kommt es häufig
zu schlimmen Streitigkeiten. Ter Eine oder Andere, der sein letztes Stündchen
herannahen fühlte, nimmt deshalb seine Zuflucht zu dem seltsamen Ausweg,
den Leichenschmaus noch bei Lebzeiten selbst zu veranstalten und eine gültige
Vertheilung vorzunehmen. Unter so rührenden Umständen nämlich geniren sich
die bedrückten Erben, zu viel zu fordern.

Karl von den Steine» in Berlin,
Die Bestattung wird gewöhnlich den ersten Tag nach dem Ableben vorgenommen. Die ganze Nacht hindurch ertönt lautes Wehklagen. „Warum bist Du gestorben?" jammern die Frauen, „wer soll künftig fischen und den Ofen anmachen für das Mahl meiner Kinder?" Dabei schwärzen sich die Verwandten das Gesicht mit gebrannter Lamanuß *>. Der Leichnam, von Basttüchern umhüllt, auf Matten gebettet, wird in einem Kanu, den Kopf nach Osten, in die Erde gesenkt; eine Trinkschale wird ihm mitgegeben. Sofort tritt aber auch wieder das Leben in seine Rechte, man schmaust und tanzt als begehe man das freudigste Ereigniß.
In früheren Zeiten wurden die Leichen der Häuptlinge zum Austrocknen in den ehrwürdigen riesigen Banyanenbäumen aufgehängt, dort oft noch Jahre lang unablässig bewacht und endlich beerdigt.
Die Seelen der Verstorbenen gelangen in eine glückliche Unterwelt, wo noch viel mehr, noch viel sorgloser gesungen, gesprungen, geliebt, gegessen und getrunken werden soll als in den Mondscheinnächtcn am Jnsclstrand. Auf dem am meisten gen Sonnenuntergang gelegenen größten Eiland des Archipels, auf Sawaii, befinden sich am westlichen Ufer zwei tiefe Löcher, in denen die Fluth brandet, während sie bei Ebbe frei liegen. Das linke ist der Eingang zum Hades für die Alii und Tulafale, das rechte für die Puaelo; wie könnte auch ein Häuptling, wenn er drüben auf einmal mit einem während seines ganzen Lebens von ihm verachteten Puaelo zusammengehen sollte, darin eine Verbesserung der irdischen Zustände erblicken?
Im Umkreis von einigen 300 Schritt wagt Niemand der unheimlichen Stelle zu nahen, und doch erhält sich dort ein deutlicher Weg, den allem Tropenwachsthum zum Trotz kein Unkraut überwuchert: das ist der Pfad, den die Seelen der Todten wandeln.
Der Samoancr hat noch jetzt eine abergläubische Angst, zur Nachtzeit durch den Wald zu gehen, weil er den die Oberwelt besuchenden Schatten zu begegnen fürchtet. Vor Einführung des Christenthums war ihm die ganze Natur mit guten und bösen Geistern erfüllt. Jede Familie, jede Person hatte ihren Schutzgcist, der in irgend einer Verkörperung verehrt wurde. Von Thieren waren besonders häusig geheiligt die Schildkröte, Aale, ein gewisser Meerkrebs — in einem District wurden demzufolge etwa keine Aale gegessen, während man in einem anderen keine Schildkröten zu verspeisen wagte. Auch bestimmte Felsblöcke waren ein Gegenstand des Cultus. Tie guten und bösen Dämonen kämpften im Gewitter; die bösen trieben allerlei Spuk, trugen beispielsweise Menschen oder auch große als Landmarkcn dienende Steine meilenweit durch die Luft zu einem anderen Orte. Auf Manono findet sich ein trockenes Bachbett; ein Teufel hat dereinst, als er sich von einem alten Weibe vergebens einen Trunk Wassers erbeten, den Bach in einer Nacht entführt und nach Apolima getragen, das vorher wasserlos war.

Samoagcschichtcn,

Die wichtigste Rolle in dem Sagenkreis der Samoaner, muß ich nach meinen unterwegs gesammelten Aufzeichnungen glauben, dürfte nicht, wie man bisher annahm, der Westinfel Sawaii, sondern des östlichst gelegenen drei kleinen Manuainscln zukommen (Ofu, Olosega, Manua). Auf diesen wenig beachteten Eilanden hat bis Mitte der siebziger Jahre trotz der Missionäre ein echt theokratisches Regiment bestanden, ein Priesterkönigthum, welches getreulich die Hauptzüge der anderswo verschollenen voreuropäischen Epoche so lange bewahrt hatte. Die Person des damals verstorbenen uralten Königs Moa war absolut geheiligt gewesen. Er trennte sich von seinen Frauen, als er „Tui Manua", König von Manua wurde. Niemand durfte ihn berühren, sein Haar konnte nicht geschnitten werden, und die langen Nagel seiner altcrsgekrümmtcn Finger reichten schließlich bis an das Handgelenk. An einer Stange mußte ihm die Trinkschale überreicht werden. Hatte er in einer Hütte Besuch gemacht, wurden nach seinem Weggehen die Matten mit Wasser besprengt und an die Sonne gelegt; durch unmittelbare Benutzung wäre schwere Krankheit entstanden. Er gebot dem Donner und dem Blitz, er beschwichtigte und erregte den Sturm und die Brandung, Wo er das Land verwünschte, ließen sich Dämonen nieder, um jeden Wanderer, der es zu betreten wagte, zu verderben. Auf seinen heiligen Inseln durfte nicht tatowirt werden, weil dabei Menschenblut vergossen worden wäre, und die des Schmuckes bedürftigen Jünglinge mußten nach Upulu oder Tutuila fahren; es durfte keine Muschel dort geblasen werden, außer wenn der Tni Manua starb und wenn ein neuer gewählt wurde. Nach dem Hinscheiden des Herrschers war das Salzwasser für acht Monate geheiligt: keinem samvanische» Kanoe wurde währenddeß die Landung gestattet. Man stellte den Leichnam auf einer Bahre aus und wartete mit der Beerdigung, bis sämmtliche Häuptlinge der drei Inseln sich eingefunden hatten. Dann irrigen diese den tobten König feierlich umher, junge Leute voran, welche Alles vernichteten, was sich dem Zuge entgegenstellte; Thiere wurden getödtet, Hütten verbrannt, wo er vorüberging.

Daß die Gewalt des Manuakönigs sich vor Alters auch auf die anderen Inseln erstreckt habe, wird dadurch wahrscheinlich, daß noch immer beim Tode eines Häuptlings auf Upvlu, Sawaii, Tutuila :c. gerufen wird: „O König von Manua, einer von Deinen Häuptlingen ist gestorben."

Zum Schluß sei es mir gestattet, einige von mir heimgebrachte Legenden zu erzählen, die uns besser als jede Beschreibung einen Einblick in die Denkart des Völkchens von Samoa gestatten; die letzte steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage nach der Bedeutung der Manuainscln.

Die gewundene Kokospalme.

Vor ein paar Jahren noch war der sonderbare, fünffach gewundene Baum zu sehen.

König Moa (der damals freilich jung und gut zu Fuß war), wanderte eines schönen Tages mit einem Begleiter nach der Stadt Faleasau. Der

Aarl von den Steinen in Berlin.
Letztere trug eine Last Siapo, also des von dem Baste des Maulbeerbaumes*) geklopften Gewandstoffes, welche der König einem lieben Verwandten in der Stadt zu verehren gedachte. Da überraschte sie unversehens ein leichter Regenschauer, und eilfertigst suchten sie Zuflucht unter einer großen Kokospalme. Aber nur stärker goß es vom Himmel herunter, und der prachtvolle Siapo verdarb elendiglich. König Moa, so schlechter Behandlung wahrlich nicht gewohnt, wurde darüber von Grimm erfaßt, schüttelte sich zornig die dicken Tropfen vom Leibe und verfluchte den Baum, der ihm keinen Schutz gewährt hatte. Kaum war die Verwünschung erklungen, so zogen sich schon dunkelschwarze Wolken zusammen, gräuliches Unwetter brach los und krachend fuhr ein Blitzstrahl in die Palme, sie rundum drehend und noch viermal rundum, bis sie aussah wie ein Korkzieher; noch viele Jahre stand sie dort auf dem Wege nach Faleasau, als ein lebendiges Wahrzeichen von der Macht des Königs Moa und zur Warnung für alle anderen Bäume.

Vaa loa oder das Grabkanu.

Schauder ergreist Alle; wieder hat es Jemand gesehen, das Gespensterschiff. Woher es gekommen, weiß man niemals, plötzlich ist es da in seiner ungewöhnlichen Größe, wie man sie heute nicht mehr kennt, und mit dem riesigen Mattensegel; außerhalb des Korallenriffs, aber, wie zum Hohn auf die Gefahren der Tiefe, dicht demselben entlang, wo die weißen Wellen strudeln, gleitet es langsam vorüber durch die Nacht, von zahlreichen Fackeln erleuchtet; eine seltsame Musik ertönt an Bord und erfüllt die lauschenden Eingeborenen am Ufer mit Entsetzen, weil sie wissen, daß, bevor der Tag noch graut, Einer aus ihrer Mitte geheinmißvoll verschwinden wird.

Lange, lange ist es her, da lebten fünf schlimme Häuptlinge auf Manua. deren größte Lust es war, die ärgsten Gewaltthaten zu begehen. An einem Felskap, Faaga geheißen, pflegten sie sich zusammenzufinden und ihre unheilvollen Handlungen zn planen. Dort kamen sie auch eine Nacht übercin, ein machtiges Kanu zu zimmern, mit dem sie auf frechem Raubzug die Inseln Ofu und Olosega heimsuchen könnten. Weil es aber schwere Arbeit gekostet hätte, einen Banm von der entsprechenden Länge und Ticke auszuhöhlen, machte einer den Vorschlag, daß man ein großes Kanu, in dem nur wenige Tage vorher ein angeschener Häuptling bestattet worden war, wieder ausgraben und zu dem verabredeten Zwecke verwenden solle. Sofort begab man sich auch an's Werk; das schöne, noch neue Kanu wurde freigelegt, seetüchtig gemacht und in das Meer geschoben. Kaum aber hatten sie in demselben Platz genommen, als sich der Verstorbene am Ufer geisterhaft erhob und sie verfluchte, für ewige Zeiten um die Eilande zu segeln.

Sv thun sie auch noch heutigen Tages. Hunderte von Eingeborenen haben mit eigenen Augen das Gespenst gesehen und immer bedeutet es ein

Unglück. Entweder kündet es eine fürchterliche Sturmfluth an, oder, wie schon erwähnt, kommt es herbei, einen verruchten Gesellen zu holen, welcher sich würdig gezeigt hat, unter die Mannschaft des Vs» loa, des Grabkanus, aufgenommen zu werden.

Von dem mißgestalteten Aönigssolm, der sich verheirathen wollte.

Eine sehr merkwürdige und schrecklich endende Geschichte.

Vor vielen Jahren herrschte ein König über die Manuainseln, der einen einzigen Sohn besaß von schönen Gesichtszügen und überhaupt tadelloser Wohlgestalt, sofern man ihn sn K«« betrachtete. Allein im Profil, o weh! da fehlte dem Armen Etwas — Nofoaga nennt es der Urtext, und Nofoaga — wie soll ich es nur übersetzen? — ist einfach die gewöhnliche Tournüre, deren unvollkommene Ausbildung dem samoanischcn Schönhcitsgefühl entschieden unverzeihlich erscheinen muß. Denn der Jüngling, obgleich er doch so hoher Abstammung war, bemühte sich vergebens, ein Weib zu finden, das ihn nicht verschmähte. Da beschlossen Vater und Sohn, die Dämonen auf Upolu zu befragen, wie dem Unglück abzuhelfen sei. — Sie segelten also nach Mulifanua, wo sich ein uralter Steinwall, Jtupasü geheißen, am Ufer befindet, der sich unter dem Meer bis nach der großen Insel Sawaii hinziehen soll. Die Dämonen haben ihn gebaut. Sie wohnen auch daselbst und stehen dem Menschen unsichtbar mit ihrer Macht und ihrem Wissen bei, wenn er sich mit einem Opfer angenehmer Speisen um ihr Wohlwollen bewirbt. Tui Manu« und sein Sohn setzten deshalb einen hoch mit Brotfrucht und Schweinebraten aufgefüllten Korb bei dem Steinwall nieder, und siehe da, die durch das reiche Geschenk freundlich gestimmten Dämonen empfahlen ihnen, einen vornehmen Häuptling auf Sawaii aufzusuchen, der viele Söhne habe und sich vielleicht geneigt finden lasse, von einem derselben das Gewünschte herzugeben.

Freudigen Herzens steuerten sie nun gen Sawaii, gingen zu dem Hause des Häuptlings, der sie gastlich empfing, und brachten nach etwa zehn Tagen ihr Anliegen vor. Sic erzählten, daß sie von den Dämonen des Jtupast'l geschickt seien, und erklärten sich bereit, sechs Monate lang auf den Taropflanzungen des Häuptlings zu arbeiten, wenn er ihnen zum Entgelt das Nofoaga eines seiner Söhne überlassen wolle. Tie Leute von Manua aber waren weithin berühmt wegen ihrer Kunst, den Taro zu bestellen.

Nachdem sich der Häuptling eine kleine Weile besonnen, zeigte er sich damit einverstanden, ihr Begehr zu erfüllen, unter der Bedingung jedoch, daß der Tui Manua ihm außerdem eine feiner schönen Frauen schicken werde. Hiergegen hatte dieser auch nichts einzuwenden.

Tie Beiden arbcilcten also sechs Monate lang auf der Taro Pflanzung, der Jüngling empfing das Nofoaga von einem der Söhne des Häuptlings, und fröhlicher noch, als sie gekommen waren, reisten sie ab mit dem Versprechen, bei erster Gelegenheit die schöne Frau zu übersenden.

Sie erreichten die Heimat ohne Jährlichst und der Königssohn, an dessen

Anblick jetzt auch die böseste Weiberzunge nichts mehr auszusetzen vermochte,
fand gar bald nicht nur eine, sondern mehrere Gattinnen nach seinem Herzen.
In einem großen Familienrathe berichtete nun der Tui Manua über die
eingegangene Verpflichtung und fragte unter allen seinen Frauen umher, welche
Wohl sein Wort einzulösen bereit sei. Alle aber hatten den guten König sehr
lieb und wollten eher sterben, als ihn verlassen. Diese Gesinnung schmeichelte
dem Alten, und da es ein weiter Weg war von Sawaii nach Manua, der
Häuptling auch als ein hochbetagter Mann vor der langen Seereise zurück-
scheuen würde, nahm er die Sache auf die leichte Schulter.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als der Häupt-
ling ein paar Jahre vergeblich auf die schöne Frau von Manua gewartet hatte,
wurde er ungeduldig und machte sich ebenfalls nach Upolu auf, um die Dämonen
des Jtupasö um Rath zu fragen. Von ihnen vernahm er denn, nachdem
er einen großen Korb mit Schweinebraten gespendet, daß der Tui Manua
gar nicht daran denke, sein Versprechen zu halten. Der arme Häuptling, der
sich so lange umsonst gefreut hatte, wurde sehr niedergeschlagen, aber wie
athmete er erleichtert auf, wie vergnügt stimmte er zu, als die Dämonen sich
erboten, ihni durch ihre Zaubermacht wenigstens zur Rache zu verhelfen! In-
folge ihrer Veranstaltung empfing er auch sofort das verlorene Nofoaga zurück
und konnte es dem eigenen Sohne wiedererstatten.

Ter Sohn des Tui Manua dagegen, auf's Neue mit der früheren Miß-
gestalt behaftet, sah sich augenblicklich aller seiner Frauen beraubt, da sie voller
Abscheu vor ihm in den Wald liefen. Durch diesen Schmerz zur Verzweiflung
getrieben, eilte der Unglückliche auf einen hohen Felsen am Meer und stürzte
sich zwischen die von der Brandung überschäumten Klippen. Das Volk fischte
seine Leiche ans und brachte sie vor den König, indem es mit lautem Jammer
fang: „l'ai Ai>in,g, ?ni ^lsima, 1«u «Iii o/' König von Manua, König
von Manua, das ist Dein Häuptling oder Dein Sohn. Und von jenem
Ereigniß her schreibt sich die Sitte, daß noch heute auch auf den anderen
Inseln bei der Bestattung eines großen Häuptlings das Klagelied erschallt:
„l'ui Zlsnu.i, ?ui Hlamm, 1>)„ alii g."

N?ic die Insel Sawaii besiedelt wurde.

Vor ungefähr fünfzehn Generationen gab es auf den Manuainseln eine»
Häuptling, fast so mächtig als der König selbst, mit Namen Magulepapatai.
Ein übermüthiger Mann, herrlich in der Bildung von Antlitz und Gestalt,
war er ein auserkorener Günstling des schönen Geschlechts, und gar manche
Frau war ihm zu Liebe dem Gatten untreu geworden.

Ans demselben Eiland wohnte auch ein Häuptling, Vac geheißen, geringer
an äußerem Ansehen nnd weniger bedacht mit Vorzügen des Körpers, dem es
aber gelungen war, Sa, das reizendste der Manuamädchen, zu seinem Weibe
zu gewinnen. Beide lebten schon mehrere Jahre in glücklicher Ehe, als leider
Magulepapatai sein Auge auf die schöne Sa warf und dieselbe nach langem

Widerstande auch ihrer Pflicht abtrünnig machte. Kurze Zeit darauf wurde Sa von einer schweren Krankheit befallen und beichtete in der Todesangst ihrem Mann, der sie sorglich pflegte, den begangenen Fehler. Sie erhielt Verzeihung, mußte aber versprechen, ihm, wie er auch immer sich rächen werde folgsam beizustehen.

Den Tag nach ihrer Genesung nahm sie Vae mit in den Wald und hieß sie von jungen Faustämmchen*) die Rinde abstreifen, während er selbst einen großen Baum fällte. Manch einen Tag fortan zogen sie nun aus und höhlten nahe dem Ufer an einem wohlverborgenen Orte ein Kanu, dessen Vollendung zwei Monate dauerte. Darauf trugen sie einen Vorrath von Masi, gegohrener Brotfrucht, ein gekochtes Schwein und wassergefüllte Schalen zu dem Versteck. Auch Steine und Holzscheiter häuften sie an, welche die Ehre des beleidigten Mannes zu rächen bestimmt waren.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden, befahl Vae feiner Frau, ihrem Liebhaber an diesem Orte ein Stelldichein zu geben. Magulepapatai kam ohne Arg. Kaum hatte er sich jedoch neben Sa niedergelassen, als diese ihn auf ein verabredetes Zeichen mit allen ihren Kräften ergriff und festhielt, während es dem herbeieilenden Gatten gelang, ihn mit den Faustricken zu binden. Alsdann werden die Scheiter angezündet und flache Rollsteine auf dieselben gelegt, nach derselben Art, wie beim Kochen verfahren wird. Während das Feuer prasselte und die Steine sich allmählich erhitzten, hatte das gefesselte Opfer, wie man sich denken kann, eine lange Aufzählung seiner Sünden über sich ergehen zu lassen, und nicht immer begnügte sich der wüthende Vae mit den grausamen Worten. Das Holz brannte aus, die Steine glühten, und die beiden Gatten warfen den hülflofen Magulepapatai aus den schrecklichen Ofen; mit Stangen schoben sie die Steine zurecht und sorgten, daß der arme Häuptling nicht herabrolle, bis er vollständig zu Tode gebraten war. Darauf brachten sie ihr Kanu zu Wasser, trugen die Vorräthe hinein und vertraute» ihr ferneres Schicksal der Snlzfluth an, wo sie allein dem Zorne der Familie des Gemordeten zu entrinnen Aussicht hatten.

Der anfangs mäßige Wind verstärkte sich zu einer stürmischen Brise und trieb das Kanu am vierten Tage gen Upolu, wars es aber bald wieder in die hohe See hinaus, so daß es ihnen erst einige Tage später bei einer größeren Insel zu landen glückte, an einem Orte, der heute Safetulafai heißt. Vae und Sa fanden das Eiland unbewohnt und nannten dasselbe, ihre eigenen Namen verbindend, Sawaii. Tort lebten sie in Frieden und zeugten viele Kinder.

Also wurde nach dem Glauben der Manualeute zuerst Sawaii und von hier aus Upolu. Tutuila, Manono und Apolima bevölkert.

') Ilidiseus tiliscen».

Schon aus dem bloßen Wortspiel erhellt die späte und künstliche Em
stchung der letzten Legende. Da sie aber angeblich auf den anderen Inseln
anerkannt und jedenfalls also in einem Theile von Samoa selbst der Gang
der früheren Wanderung nach Manna zurückgeführt wird, ist sie einiger Auf-
merksamkeit Werth. Denn der Name Sawaii gilt als einer der wichtigsten
Schlüssel für die Enträthselung der Wege, welche die ersten Polyncsier ihrer
Zeit genommen haben. Gerade der Insel Sawaii zu Liebe hat man behauptet,
daß für die Bevölkerung von Neu-Seeland. Tahiti, von den Sandwichs- und
den Tongainseln der ursprüngliche Ausgangspunkt in dem Samoaarchipel zn
suchen sei. So sind die Namen der Tongainsel „Hapai" und der Sand-
wichsinsel „Hawaii" mit Sicherheit nichts anderes als das durch den Laut-
wandel veränderte „Sawaii" der Samoaner. Und kühnere Conjccturen haben
nicht nur versucht, dieses Sawaii mit „Java" zu identisiciren. man hat auch
in den, Wunsche, die malayische Wanderung bis nach Arabien zurückzuleiten,
dem Saba der biblischen Königin den gleichen Ursprung zugeschrieben. Bei
solchen schwierigen Verhandlungen ziehe ich aber vor, mich wie ein in der
Sonne sitzender Alii ruhigen Gemüthes zu fächeln und den Tulafale das
Wort zu lassen.

«1«

I

Die Kammerherrin.

von

Vudolf Schmidt.*)

— Kopenhagen. —

>>r Kammerherr lebte noch; sie that aber stets, als wenn sie Wittwe wäre. Er war ein eifriger Jäger und Libertin gewesen; ein paar Jahre nach der Vermählung war er imbecil. Er bewohnte seinen eigenen Flügel im Herrenhause und hielt sich mit Vorliebe in einem Zimmer auf, dessen Wände mit Hirsch- und Rehköpfen aus bemaltem GivS, in denen Geweihe wirklicher Thiers steckten, die er von frühester Jugend auf erlegt hatte, förmlich übersäet waren. Von diesen stummen Zeugen seiner Jagdabenteuer umgeben, ließ er sich ganze Monate hindurch nicht außer-halb seines Gebietes blicken. Nur bei dein großen Diner, das alljährlich zu Ehren der Kaufstadt-Hoiioratioren und höheren Gutsbeamten veranstaltet wurde, präsidirte er mit seinen Orden und betrug sich äußerst manierlich. Sonst hatte er oft schlimme Mucken. Daher widersetzte sich die Kammerherrin auch nicht seinem Hange zur Einsamkeit. Er lebte niit einem Diener zusammen in seiner

*) Autorisirte llebertragung aus dem Dänischen von I. Langfeldt.
Rudolf Schmidt, geboren 1336, begann als lyrischer Dichter, lag dann zehn Jahre hindurch dem Studium der Philosophie ob, gab im Verein mit Rasmus Nielsen und Bj. Bjürnson die Zeitschrift „i'or Ig« VirKeliKtwä" heraus, schrieb 1876—77 „ven fyrvsuglsä« Xon^s" (von dem Professor Barnhagen in seinem Werke »Ein indisches Märchen auf feiner Wanderung :c," eine Analuse und eine gelungene lieber-setzung einzelner Scenen lieferte) und ,.Lu Or>viiKK«l8«", erhielt 183Ö das Auker'sche Legat für Dichter und begab sich auf Reisen, begann dann — im Schwarzmald — Erzählungen zu schreiben und hat später mit großem und wachsendem Erfolge letzteres fortgesetzt.

eigenen Wohnung, und nur der Verwalter suchte ihn dort auf. wenn seine Unterschrift durchaus nothwendig war. Es konnte lange Zeit hingehen, ohne daß man ihn auf dem Gute jemals nannte — er wird auch im Nachfolgenden nicht genannt werden.

Die Kammerherrin war eine merkwürdig schöne Frau, obgleich schön wohl eigentlich nicht das rechte Wort ist. Vor einer Prüfung, welche die Schönheit zum ausschließlichen Maßstäbe nimmt, konnten die fein geschwungenen Linien, die ihrem Gesichte einen so aristokratischen Stempel verliehen, kaum bestehen. Dasselbe galt von ihrem höchst eigenthümlichen Teint; er war weiß, aber matt, wie aus glanzlosem Porzellan, und dieser porzellanene Anstrich wurde noch erhöht durch den seltsamen Schimmer, den die Wangen annahmen, sobald sie aus einem oder dem anderen Grunde in Aufregung gerieth. Es war das in alten Romanen so oft erwähnte, aber im Leben selbst so seltene Carmin in einer schwachen, aber gleichwohl nahezu prachtvollen Schattirung. Das Gedämpfte und Verschleierte, das über ihrer Carnation sich breitete, weckte leicht die Vermuthung, daß sie Puder gebrauche, was indeß keineswegs der Fall war. ausgenommen, wenn sie — und das geschah gern in jedem anderen Jahr — eine Reise nach Paris machte. Der Mangel an wirklicher Natürlichkeit war ein seelischer, er rührte ans dem Innern her. Was die Kammerhrrrin erst eigentlich zu einer blendenden Erscheinung machte, das waren ihre Augen und ihr Haarwuchs. Die Augen wiesen jenes Blau auf, das man so häusig an ' brennenden Flüssigkeiten wahrnehmen kann: am Grunde derselben war's wie ein stilles Sieden, das den sonderbarsten Gegensatz zur unveränderlichen und beinahe versteinerten Ruhe ihres Gesichtes bildete. Auch dieser Gegensatz machte den Eindruck des Unnatürlichen, und dasselbe war mit dem üppigen, gelockten, gelbblonden Haar der Fall. Es war nichts falsches darunter; aber die Art und Weise, in der sie es trug, hatte zur Folge, daß man unwillkürlich zu dieser Annahme kam.

Der Wittwenstand der Kammerherrin hatte, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, sieben bis acht Jahre gedauert. In dieser Zeit hatte sie sich bestrebt, ihrem Leben einen Inhalt zu geben, und es keineswegs an den nöthigen Anstrengungen fehlen lassen. Sie nannte sich selbst „eine suchende Natur", und ihr Suchen war in der That ein mannigfaltiges gewesen.

Die Geistlichen hatten den Anfang gemacht. Wenn sie sich Winters in Kopenhagen aufhielt, hatte man ihren Wagen Sonntags bald vor dieser, bald vor jener Kirche halten gesehen. So war es ihr in der That gelungen, mit mehreren der angeschensten Kanzelredncr Bekanntschaft zu stiften. Namentlich hatte einer der beliebtesten durch eine beredte Auseinandersetzung über das Eine, dem im innern Haushalte des Menschen alles dienen soll, einen starken Eindruck auf sie gemacht. Auf diese Wendung kam sie oft zurück, selbst lange, nachdem ihr Umgang mit den Geistlichen ein Ende gefunden hatte. Ucverhauvt lag beständig ein gewisser religiöser To.n auf ihrem Suchen, das sie mit immer wachsender schnelle zwischen Poeten, Philosophen, Aesthetikcr.

Künstler, Musiker und Schauspieler fortriß. Sie liebte es. ihre Seele in
geistigen Eindrücken zu baden, und freut sich, wenn der Wellenschlag stark und
die Abwechslung eine beträchtliche war.
Obgleich man ihr von allen Seiten bereitwillig entgegenkam, hatte sie
auf ihrer wilden Jagd nach einem Lebensinhalte doch mancherlei Täuschungen
zu erfahren. Einer unserer alten berühmten Dichter, der sich gegen Ende seines
Lebens einmal während der Sommerferien auf dem Lande bei ihr aufhielt,
hatte sie geradezu gelangweilt, obgleich er so zuvorkommend gewesen, ihr täglich
drei Stunden aus seinen älteren und neueren Werken vorzulesen. Mit der
Philosophie hatte sie ähnliches Unglück gehabt. Sie hatte die Bekanntschaft eines
genialen Denkers gesucht, in der ausdrücklichen Absicht, mit ihm die Haupt-
fragen des Daseins zu erörtern. Während einer großen Soiree hatte sie ihn in
eine Fensternische gezogen, und dann hatte er, ausschließlich zu ihrem Besten,
einen fast anderthalbstündigen Vortrag gehalten voll schäumender, übermächtiger
Beredtsamkeit. Es geschah das Merkwürdige, daß, während der Mann
mit dem mächtigen und überlegenen Geiste, die Kammerherrin, welche kaum
zehn Wörter hatte sprechen können, höchst interessant fand, die Gnädige sich
durchaus nicht gemüßigt fand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und es auf-
gab, die Bekanntschaft fortzusetzen.
Jenes ideale Streben, das Unterordnung und Folgsamkeit verlangt, war
nämlich im Grunde nicht ihre Sache. Sie forderte eine zarte Rücksichtnahme,
sie wollte selber die Leitende sein, sie wollte durch ihre Fragen den Faden
der Untersuchung lenken. Man hätte sagen können, sie sei sokrarisch angelegt,
wenn ihre Fragen nicht in allzu hohem Grade aller eigentlichen Ordnung und
Verbindung entbehrt hätten. Aber das Springende lag nun einmal in ihrem
Wesen. Das Geistige war ihr wie eine Sammlung seltener Essenzen und
kostbarer Oele. Sie wollte volle Freiheit haben, jeden Flacon nach Belieben
zu öffnen und zu verschließen. So kam es, daß Künstler und Poeten bald
ihren eigentlichen Umgang bildeten.
Und dieser Umgang, den ein unklares Gefühl ihrer eigentlichen Hinge-
hörigkeit von vorn herein mit zu Stande gebracht hatte, ward sehr bald zu einer
bemußten Wahl. DieKammerhcrrin pflog eine Verhandlung mit einem Aesthetiker.
der, selbst ein wahrer Ausbund von Häßlichkeit, in der Verfechtung des Satzes
lebte und athmete, daß Schönheit der eigentliche Zweck des Daseins sei, und
bei jeder Gelegenheit die Menschen der Gegenwart herabsetzte, die allzu matt
wären, um das Leben in Schönheit aufgehen zu lassen. Diese Anschauung
ward für die Folgezeit das Programm der Kammerherrin. Aber mit ihrem
neuen Schönheitscultus verband sie auf eigenthümliche Weise Erinnerungen aus
ihrer religiösen Periode, und namentlich war's jenes Geistlichen Aeußerung
von dem Einen, dem Alles dienen muß, die auffallend oft in ihrem Gespräche
wiederkehrte. Bei derartigen Anlässen fügte sie meistens hinzu, daß das
Heilige mancherlei Formen habe und jeder Mensch danach streben müsse, die
seine zu finden.

HZ» Rudolf Schmidt in Kopenhagen.
Wie schon erwähnt, war der künstlerische Umgang zum Grundsatz erhoben worden. Mit den eigentlichen Berühmtheiten ließ sich die Kammerherrin nicht mehr ein, ebensowenig mit denen, die noch keinen Namen hatten. Ihre Wahl fiel auf solche, deren Talent Niemand bestritt, denen es aber noch wie eine Verheißung bevorstand, unter die Auserwählten 'gezählt zu werden. Ju dieser Hinsicht entwickelte sie eine außerordentliche Rührigkeit. Sobald der Stempel der ersten Anerkennung auf den jungen Mann gedrückt war, hatte sie ihre Agenten, die ihn in ihrem Salon zur Ansicht aufstellten. Ihr vornehmer Name, ihre großartige Gastfreiheit, ihr offen zur Schau getragenes Interesse ließ sie nie auf Schwierigkeiten stoßen.
So hatte sie denn Winters in Kopenhagen ihren kleinen privaten Hof-halt von Schönheitsproducenten, welche sie aus erster Hand versorgten und welche ihre Verbindung mit dem wirklichen Hofe, an den sie in unvermerkter Weise zu erinnern verstand, in der Regel im Dienste sehr eifrig machte. Mit dem Ausdruck ruhiger Neugier in ihrem Porzellangesicht saß sie unter ihnen und hörte von Studien und Arbeiten, Plänen und Entwürfen, Compofitionen und Theaterproben. Bruchstücke wurden vorgelesen, wichtige Stellen aus Rollen wiederholt und Passagen aus unvollendeten Sonaten vorgetragen, alles aus-schließlich zu ihrem Vortheil. Man holte nicht selten ihren Rath ein, und da sie in der That ein treffliches Auffassungsvermögen besaß, so war es bis-weilen Von wirklichem Nutzen. Für die Produkte, an denen sie solcher-weise Antheil nahm, verstand sie bei ihren vornehmen Bekanntschaften in bemerkenswerthem Grade Interesse zu erwecken. Schließlich kam es so weit, daß man es geradezu als einen Gewinn ansah, sie zum Mitarbeiter zu haben. Außer Vortheilen von mehr realer Natur hatte es unter allen Umstünden eine Einladung, nach —Hof zur Folge. Denn auch in der warmen Jahreszeit mußte die Kammerherrin mit Schönheit versehen fein, und so hatte sie wechselweise ihre Wintergäste aus Kopenhagen bei sich auf Besuch, meistens in Abtheilungen zu dreien.
Dem Ausspruche eines berühmten Dichters gemäß ist es vornehmlich die Sommerwärme, die den Menschen zu erotischen Thorheiten verleitet. Däne-mark ist nun ganz gewiß ein kühles Land, die Dänen ein kühles Volk, und die Kammerherrin war, eine außerordentlich kühle Dame, wie viele Wärme-grade ihre Begeisterung für das Ideale auch immer zählen mochte. Nichtsdesto-weniger muß es fast als ein Wunder bezeichnet werden, daß ihr Ruf bei dem ununterbrochenen Umgang mit diesen kunstbeflissenen Mannspersonen nicht im geringsten litt. Und doch verhielt es sich wirklich so. Wiewohl ihrer Schön-heit oft in offenkundigster Weise Huldigungen entgegengebracht wurden — wo-gegen sie nichts hatte — so verlautete doch nie ein herabsetzendes Wort, äußerte man nimmer, selbst nicht in der vorsichtigsten Andeutung verborgen, irgend welche kränkende Vermuthung. Sie konnte sich, wenn ihre Begeisterung für die Kunst es verlangte, mit dem Unglaublichsten einlassen. Sie konnte auf die mißlichsten Einzelheiten der modernen realistischen Dichtkunst eingehen; sie

kvnnte sich Tarstellungen nach lebenden Modellen gegenüber in die technischen Geheimnisse der Figurmalerei einweihen lassen; sie konnte, um das eigentliche Problem herauszuschälen, die heikelsten Situationen eines französischen Lustspiels erörtern: das alles that sie mit einem so ruhigen Blick in ihren brennenden blauen Augen — ein Dichter hatte dieselben einmal mit den Wassern des Mittelmeeres verglichen — und mit einem so unveränderlichen, versteinerten Ausdruck in ihrem feinen Gesicht, daß jeder Argwohn entwaffnet und jedes Mißverstehen im Keime erstickt ward. Ihr weiblicher Umgangskreis fand sie sicherlich excentrisch, aber beneidete sie im Geheimen um ihre ausgebreiteten Interessen, und ihre hingeworfenen kleinen Predigten über das Etwas, das ein menschliches Dasein ausfüllen sollte, ließ verschiedene unter ihnen mit nagendem Schmerze fühlen, daß nichts da wäre, was ihr eigenes ausfülle.

Bei den Künstlern selbst hatte ihre Freimüthigkeit von Anfang an ein stilles Verwundern erregt, das in Worte gekleidet worden war, als sie eines Tages ein Atelier verließ. Es war einer der Veteranen der Kunst zugegen, ein ältlicher bärtiger Herr; als sich die Thür hinter ihrer raschelnden Seidenschleppe geschlossen hatte, stand er ein paar Secunden schweigend, dann aber rief er aus: „Das ist ein heldenmüthiges Weib!" Dies Wort ward von den eigentlichen Schöngeistern ihres Umgangskreifes aufgegriffen, jedoch ohne irgendwelche ironische Nebenbedeutung. Man verherrlichte sie als die, welche den Muth besaß, sich den großen Aufgaben des Geistes völlig hinzugeben. So gefestigt war das Vertrauen, welches man in sie setzte, daß ein sehr mäßiger, aber außerordentlich eitler Schauspieler, welcher sie mit der Idealität versorgte, die sich aus den inneren Angelegenheiten des Theaters abdestilliren läßt, geradezu ausgelacht wurde, als er eines Tages in einer Conditorei vorgab, auf feinem Tische ein Bouquet gefunden zu haben, das ihm von einer Dame zugestellt sei, „von einer hochstehenden Dame, meine Herren, deren warmes Interesse für die Kunst wir alle kennen". Der Mann redete in gutem Glauben. Einige Tage vorher war er gegen die Kammerherrin ungewöhnlich galant gewesen, und in thörichter Einbildung betrachtete er nun das Bouquet als eine geheime Einladung, im Mittelmeere ein Bad zu nehmen. Als man ihn so unverhohlen auslachte, wurde er in seinem Glauben wankend und ging nach Hause. Hier erfuhr er denn, daß es seine eigene Frau gewesen, die ihm die Blumen auf den Tisch gestellt hatte. Infolge dessen gab es zwischen den beiden Ehegatten einen kleinen Zwist.

Der artistische Umgang der Kammerherrin trug ihr dagegen noch ab und zu Widerwärtigkeiten ganz anderer Art ein. Unter den Künstlern, die sie sich zur Ansicht und Untersuchung verschaffte, gab es einzelne, die nur einen Augenblick innerhalb des Kreises ihrer ausgebreiteten Gesellschaftlichkeit verweilten und dann auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Wie sie sich einerseits wohl bewußt war, welchen Antheil Eitelkeit und rein praktische Nützlichkeitsrücksichten an den Huldigungen hatten, die ihr von verschiedenen ihrer unverdrossensten Partisane dargebracht wurden, so sagte ihr andererseits ein Instinkt mit voll-

kommener Klarheit, daß es ein mehr oder weniger bewußter Widerwille gegen
ihren ganzen Schönheitscultus sei, der jene Einzelnen von ihr entferne. Ueber
die Ursache dieses Widerwillens konnte sie in stillen Stunden, von denen
sie wirklich vereinzelte hatte, Erwägungen anstellen, worüber sie Anderen
gegenüber niemals etwas verlauten ließ, und deren Resultat allemal in aller
Heimlichkeit bei Seite gelegt wurde, um in künftigen stillen Stunden hervor-
gezogen zu werden, ohne jemals den geringsten Einfluß auf ihr Betragen aus-
zuüben. Anderen gegenüber hütete sie sich sorgfältig, den geringsten Unwillen
gegen die Abtrünnigen an den Tag zu legen, und hatten diese etwas geschaffen,
das lobende Würdigung und Beifall fand, so war sie stets in der ersten Reihe
der Anerkennenden.

Des Gutsverwalters ist bereits Erwähnung geschehen. Die Kammerhcrrin
mochte ihn nicht, und es ging die Rede, daß sie ihrer Zeit aus seine Entfernung
gesonnen habe. Aber theils wußte er den ausgedehnten Betrieb des Gutes
mit großer Tüchtigkeit zu leiten, was die Gnädige in den Stand setzte, eine
Unmasse Geld zu verbrauchen, ohne daß die Besitzthümer jemals belastet wurden -
theils erfreute er sich des Wohlwollens seines schwachsinnigen Herrn in solchem
Maße, daß die Kammerherrin, sobald sie seine Entfernung ernstlich betrieben,
aus dem mit Hirsch- und Wildköpfen überfüllten Zimmer eine plötzliche Willens-
äußerung zu befürchten gehabt hatte, die möglicherweise andere nach sich ziehen
konnte; und dem wollte der schönen Künste blondgelockte Protcctorin um jeden
Preis ausweichen. Der Verwalter wurde daher mit zurückhaltender Höflichkeit be-
handelt, deren geringer Grad eigentlichen Wohlwollens ihn nicht im geringsten
anzufechten schien. Ihren Vertrauten gestand die Kammerherrin geradezu, daß
die trockene, ältliche Mannsperson ihr eine unerklärliche Aversion einflöße.

Der Verwalter war denn auch gleichsam ein verkörperter Protest gegen
alle ideale Unregelmäßigkeit. Ueber seinem mageren Gesicht, das von einem
grauen Bartkranze eingefaßt wurde, im Uebrigen aber stets sorgfältig rasiri
war, breitete sich eine geradezu unheimliche Ruhe, und der wachsame Blick der
kalten, grauen Augen ließ dieselbe seltsamerweise nur noch schärfer hervor-
treten. Man erhielt den Eindruck, daß drinnen ein auf seine Weise scharfer
und durchdringender Verstand, mit einem sicheren und unbestechlichen Urtheil
über alles, was innerhalb der Grenzen seines Fassungsvermögens sich zeige.
Im Uebrigen aber war der Verwalter stets selber det erste, welcher hervorhob,
daß sein Gesichtskreis nicht über das hinausreichc, was sich in großer, deutlicher
Schrift in abgegrenzten Rubriken mittheilen lasse. „Ich bin Eomvtoirmensch".
das war eine Redensart, die er stets gebrauchte, wenn ihn Jemand auf's
Glatteis zu führen versuchte. Und seine sonderbare, schnarrende Stimme
wie die hohe, knochige Gestalt bekräftigte diese Redensart unwillkürlich.

Möglicherweise war's jenes seltsame Gepräge von Unbeugsamkeit, das
die Kammerherrin so unangenehm berührte: sie selbst war trotz all' ihrer Ruhc
eine außerordentlich bewegliche Natur. Aber an die trockene Person des Ver-
walters knüpfte sich unleugbar eine etwas demüthigende Erinnerung.

Das Künstlerkleeblatt, das die Kammcrherrin vor etlichen Sommern auf
—Hof versammelt hatte, bestand aus einem Schauspieler, einem Bildhauer
und dem bereits erwähnten Aesthetiker. Die Bekanntschaft des Bildhauers
hatte sie gemacht, als sie feine Statue, den „Schleudere?", erwarb, und das
war geschehen, sobald dieselbe als die in ihrer Art tüchtigste Arbeit, welche
man in vielen Jahren auf der Ausstellung gesehen, bezeichnet worden war.
Die Gnädige war mehrmals in Equipage mit einem Gespann prächtiger dunkel-
rother Füchse nach dem Atelier des Künstlers gefahren, um die Figur unter
den Händen des Bildhauers in Augenschein zu nehmen. Eines Tages erblickte
sie hier einen ärmlich gekleideten Menschen und entdeckte augenblicklich, daß
zwischen dessen Zügen und dem trotzigen, selbstbewußten Ausdruck im Gesichte
des Schleudcrers eine auffallende Aehnlichkeit bestand. Man erklärte ihr, daß
der Bursche bei Ausarbeitung der Statue in Thon wirklich Modell gestanden
habe. Natürlich war's vor allem bei der Darstellung des eigentlichen Corpus
mit dessen mächtigen Bündeln gestreckter und gespannter Muskeln gewesen, daß er
Dienste geleistet, in dicker Hinsicht wäre er, wie man die Gnädige versicherte,
ein wahres Prachtstück. Aber auch mit Bezug auf die Lineamente des Kopfes
hatte der Künstler in , seinen Zügen brauchbare Motive gefunden. Der junge
Mann, seines Handwerks ein Tischler, halte das Unglück, taubstumm zu sein.
Den grämlichen und menschenfeindlichen Ausdruck, welcher die gewöhnliche Folge
dieses Naturfehlers ist, hatte der Künstler zu kampfeslustigem Trotz und heraus-
forderndem Mannesmuth veredelt; aber die eigentlichen Gesichtszüge waren im
wesentlichen beibehalten. Die Kammerherrin richtete ihr Augenglas auf den
taubstummen Tischler, der sie seinerseits wieder unverzagt mit rollenden, dunkel-
braunen Augen betrachtete. Sie sagte nichts; als aber die Statue abgeliefert
wurde, äußerte sie leichthin, daß dem armen Menschen vielleicht ein Dienst
geleistet würde, wenn er eine Anstellung auf —Hof erhielte. Das Anerbieten
der Kammerherrin wurde dem Tischler mitgethcilt und mit Eifer angenommen.
So kam die Gnädige in den Ruf, wohlthätig zu sein und neben ihren hohen
geistigen Interessen auch das Beste ihrer Mitmenschen im Auge zu haben.
Der Schauspieler gehörte zu den Auserwählten; auf seinen Lippen ge-
staltete sich die dänische Sprache zu einer tönenden Goldharfe, die alles, was
eine Menschenseele beherbergt, zum Ausdruck zu bringen vermag. Im täg-
lichen Umgange aber war er wortkarg und zurückhaltend. Die Kammerherrin
hatte ihn zu wiederholten Malen eingeladen; — er hatte sich stets entschuldigt.
Bald nachdem der „Schleuderer" ausgepackt und im Salon zu —Hof auf-
gestellt worden war, nahm er endlich ihre Einladung an und traf per Extra-
post zugleich mit dem Bildhauer ein. Der Aesthetiker brauchte nicht erst an-
zukommen; er war der zurückgebliebene Dritte der vorhergehenden Truppe und
war dem Ansinnen der Kammerhcrrin, seinen Aufenthalt zu verlängern, um
die nachfolgenden zu ergänzen, bereitwillig nachgekommen.
Die Gnädige war in goldiger Laune. Der Schauspieler hatte ihre Neugier
gereizt. Schon längst hatte sie den Wunsch gehegt, diese scheue, verschlossene

Rudolf Schmidt in Roxenhagen,
Natur zu bewegen, sich zu öffnen, einen Blick in die Werkstätte werfen zu können, aus welcher so wunderbare Schöpfungen hervorgingen. An einem sehr schönen Tage, als die sich neigende Sonne die Gegend mit einem sanften goldglänzenden Schimmer überfluthete, gelang es ihr, eine Nachmittagswanderung zu Stande zu bringen, auf der man zuerst dem Strande folgte und dann, den kunstvoll verschlungenen Pfaden des Parkes nachgehend, langsam auf den Hof zurückkehrte. Die Gnädige ging voran, den Schauspieler neben sich, die beiden anderen folgten in einer Entfernung von etlichen Schritten. Indem sich die Sonne ihrem Niedergang näherte, nahm die unbewegliche Meeres-släche einen weinblauen Schimmer an; die Kammerherrin ließ eine Bemerkung falle«, die ihren tiefen Natursinn verrieth, und in welcher das Wort „wein-blau" ausdrücklich vorkam. Sinnreich wußte sie die Aeufzerung an eine oft citirte Stelle aus einem lyrischen Drama zu knüpfen, in welchem der Schau-spieler außerordentlich Glück gemacht hatte, und wartete nun mit Spannung darauf, was er erwidern wrüde. Er gab einen Laut von sich, dessen Sinn sehr schwer zu enträthseln war. Dagegen ließ sich der Acsthetiker mit großer Zungenfertigkeit vernehmen.

Er hatte das vom Weinblauen aufgefangen und befand sich mit einem Mal inmitten der homerischen Schilderungen des Meeres. Ihre Gnaden replicirte, und nun bemächtigte er sich des Fadens vollständig und riß sie mit sich fort auf ein Umherschweifen, das ebenso weitläufig war wie das des Odysseus. Der Schauspieler ging ständig neben der Gnädigen her, be-trachtete die Verhandlung aber offenbar als etwas, das ihn nicht anginge.

Die Sonne berührte fast den Spiegel des Meeres, zwischen die Stämme des Parkes, wo man sich jetzt bewegte, schössen rothe Blitze hinein, bis die Zweige denselben endlich keinen Durchgang gestatteten, und als man an dem Moor vorüberkam, von welchem der Weg in gerader Linie zum Gute hinaufführte, war es vollständig dunkel geworden. Weiß wogte der Nebel über dem niedrigen Erdreich. Es war eine Pause eingetreten; die gnädige Frau hatte dem Aesthe-liker immer kürzere Antworten ertheilt. Da öffnete der Schauspieler endlich seinen Mund, und der aufhorchenden Kammerherrin klangen die merkwürdigen Worte an's Ohr:

„Es dampft!"

Was den Bildhauer betrifft, so war dieser die ganze Zeit hindurch stumm wie ein Fisch gewesen.

Die Kammerherrin hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, den Dolmetscher der begeisterten Gefühle zum Sprechen zu bewegen. Sie wollte es am nächsten Abend anders einrichten. Ter Abend kam, aber weder Schau-spieler noch Bildhauer ließen sich blicken. Wie sich später ergab, saßen Beide drüben beim Verwalter und spielten L'hombre.

Der Abend ging der Kammerherrin übrigens nicht verloren. Der Aefthetiker unterhielt sie auf's Beste und entwickelte gerade bei dieser Gelegenheit mit größerer Vollständigkeit denn je seine Theorie, daß die Schönheit des Lebens Kern und

die Menschen der Gegenwart allzu entnervt seien, um sie voll und ganz zu befitzen. Während er sprach, betrachtete sich der Aesthetiker die ganze Zeit hindurch im Spiegel; die Kammerherrin ließ ihre Llugen dagegen auf dem „Schleuderer" ruhen, dessen athletische Gestalt beim Dammerschein der Lampe sich in scharfen Außenlinien gegen die dunkelrothe Wand abhob, und warf hin und wieder mit gedämpfter Stimme eine Frage ein.

Der Schauspieler wie der Bildhauer reisten bald ab. Die Gnädige wußte nun, daß sie zu denen gehörten, die sie nicht an sich zu fesseln vermochte, und fand sich mit gewöhnlicher Resignation darein. Ein neuer Phidias war bald gefunden, und der Schauspieler ward von seinem obgedachtcn College« abgelöst, der nicht zu den Auserwählten gehörte, sondern im Gegentheil zu den sehr Umgänglichen.

Der Unwille, den ihre Gnaden im Stillen gegen den Gutsverwalter nährte, verdichtete sich seit jenem L'hombre-Abend beinahe zum Haß. Aber auch der taubstumme Tischler sollte bald dazu beitragen, ihre bittere Stimmung gegen ihn zu verstärken.

Ter Tischler that so gut wie gar nichts und schien seine Hauptaufgabe darin zu erblicken, seine Ähnlichkeit mit der Statue, welcher er als Modell gedient hatte, zu einer vollkommenen zu machen. Namentlich legte er es darauf an, denselben Haarwuchs zu erlangen und ihn aus dieselbe Weise zu ordnen. Zu diesem BeHufe ließ er sein Nackenhaar wachsen, und indem er fortwährend mit der Hand hindurchstrich, bestrebte er sich, dasselbe in einem Bogen vom Halse abzuhalten. Der Gutsverwalter war dagegen der Meinung, daß er auf dem Hofe fei, um etwas zu thun, und klagte anfangs oft über ihn. Er war dazu um so mehr berechtigt, als der Tischler sich in seinem ganzen Wesen aufbegehrend und widerspänstig zeigte. Bei solchen Anlässen hielt die Kammerherrin dem strikten ältlichen Herrn mit einem gewissen nervösen Eifer vor, daß man den Armen, den das Schicksal so herb gezüchtigt habe, nicht zu hart behandeln dürfe. Dem gegenüber machte der Verwalter stets geltend, daß der Umstand, daß ein Mensch taubgeboren sei, ihn unmöglich daran hindere, seine Hände zu gebrauchen. Aber nach etwa einem Jahre hatten seine Beschwerden mit einemmal ein Ende. Dies Schweigen machte die Kammerherrin noch nervöser als die früheren Klagen und eines Tages fragte sie ihn schließlich mit einem gewissen Zaudern in der Stimme, ob sich der Tischler gebessert habe. Der Verwalter antwortete: „Wenn die Gnädige zufrieden sind, so kann ich es auch sein." Die Gnädige setzte ihre kälteste und strengste Miene auf und heftete die Augen in stummem Fragen auf ihn. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Dieser Unbeweglichkeit gegenüber fand es die Kammerherrin gerathen, das Thema fallen zu lassen, und der taubstumme Tischler wurde nie wieder zwischen ihnen berührt.

Auch den Sommergästen der Kammerherrin gegenüber legte der Tischler ein auffallendes Benehmen an den Tag. Er arbeitete meistens im Garten. Tie Gnädige hatte plötzlich gesunden, daß an Lauben und Bänken vieles zu

bessern wäre. Kam die Gebieterin mit ihrem Gefolge von Schongeistern daher,
hoch, blendend und stattlich, so konnte es geschehen, daß er ihnen mit einem
eigenthümlichen lauernden Hohne nachblickte, der bisweilen in ein spöttisches
Gelächter überschlug, das in Folge des Naturfehlers dieses Menschen höchst
übelklingend war. Dann erzählte die Kammerherrin immer aus eigenem An-
triebe, wie hart ihn das Schicksal heimgesucht habe, und man bewunderte ihr
gutes Herz.

Es gab Jahre, welche für die Kammerherrin nur die Bedeutung gewöhn-
licher Mitteljahre hatten. Mit dem vorigen Jahre war es anders gewesen:
dasselbe hob sich nicht allein über das Durchschnittliche hinaus, es war geradezu
ein ausgezeichnetes Jahr; selten war die künstlerische Versorgung so reichlich
und abwechselnd gewesen. Namentlich hatte die Gnädige auf einer Reise
nach Paris einen jungen Landschaftsmaler entdeckt, der kürzlich die kleine Gold-
medaille und ein Reisestipendium erhalten hatte. Er war jung genug, um
protegirt werden zu können, und begabt genug, um Glanz auf die Protection
zurückzuwerfen. Dazu kam noch, daß über dem jungen Künstler eine Seelcn-
unschuld sich breitete, welche die Kammcrherrin höchlich interessirte.

Sein gelungenstes Gemälde hatte zum Gegenstand einen Ausblick von
der Biegung eines Waldpfades über einen großen See, dessen ausgedehnter
Wasserspiegel mit großer Naturwahrheit wiedergegeben war, während in Folge
einer höchst sinnreichen Anwendung künstlerischer Mittel zu gleicher Zeit ein
stimmungsreiches Ahnen darüber ruhte. Die ehrlichen blauen Augen des
Malers lieferten gleichsam den Schlüssel zu seiner Kunst; ein kerngesundes,
unverdorbenes Gemüth schaute aus ihnen in's Leben hinein: sicher und be-
sonnen, ab?r doch mit dem Vorausgreifen der Unerfahrenheit und dem Reich»
thume der Erwartung. Der Landschaftsmaler war ihr Begleiter auf der
Pariser Ausstellung gewesen und hatte mit einer seltenen Schmiegsamkeit im
Verstehen alles bezeichnet, was unter den Tausenden Quadratellen bemalter
Leinwand in Wahrheit Beachtung verdiente. Im Vergleich zu dem Reich-
thum an Worten und Terminitz. an welchen die Kammerherrin gewöhnt war,
nahm sich seine Aesthetik sicherlich ärmlich aus. Seine stereotype Bemerkung
über die Gemälde, die er hervorheben wollte, war die, daß es „brillante
Sachen" seien. Stand man aber neben ihm vor diesen Kunstwerken selber,
so vermochte er mit seiner nothdürftigen Redeweise dem Beschauer gleich-
sam die Augen zu öffnen, so daß sich ihm plötzlich die verborgenste Absicht
des Künstlers enthüllte. Bei derselben Gelegenheit erschloß er, ohne es zu
Wissen, sein kindlich reines und treuherziges Innere. Wie schon angedeutet,
war es insonderheit der letzte Umstand, welcher die Kammerherrin anzog.

Ter Maler befand sich aus der Heimreise; fein Stipendium war auf-
gezehrt. Die Kammerherrin lud ihn bereits in Paris ein, sie zu besuchen,
und vierzehn Tage nach feiner Rückkehr in's Vaterland befand er sich als

Gast auf —Hof, wo sich der Dichter T. und der Musiker D. schon geraume Zeit aufgehalten hatten.

Was die Kammerherrin besonders erfrischte, war derGegenscch zwischen ihrem neuen Gaste und den beiden älteren, die in mehreren Jahren ihrem festen Hofhaltungsstock angehörten. Treuherzigkeit war nicht die Specialität dieser Herren. Ueber den Musiker hatte man einmal geäußert, er sehe aus. als ob feine Nahrung in Heimchen bestände. Wer diesen Ausspruch gehört hatte, mußte unwillkürlich an denselben denken, sobald er die hagere Gestalt mit dem wachsbleichen, schmalen Gesicht erblickte, aus dem die Haare beständig mit äußerster Sorgfalt zurückgestrichen waren. Es war. wie wenn er von innen verzehrt würde, was auch wirklich in dem Grade der Fall war, daß eine doppelte Flamme an ihm fraß. Die eine war sein Künstlertalent; er war nämlich wirklich begabt, und wenn seine Hände über die Tasten flogen, verbrannte ein ungleich bedeutenderer Inhalt, als es in seinem Gespräche zu entdecken möglich war. Aber in diesem spürte man um so deutlicher eine andere Flamme; eine unbändige Begierde, das anvertraute Pfund zur Erwerbung zeitlicher Vortheile auszunutzen, seien dieselben Geld, sociale Auszeichnung oder bürgerliches Fortkommen. Er hielt zur Kammerherrin, weil er des Glaubens war, sie könne ihn zum Ritter vom Danebrog machen.

Der Dichter war einige Jahre jünger; ihm war das Aus- und Eingehen im Hause einer Kammerherrin an und für sich schon genug. Seine eigentliche Stärke bestand in der Herrschaft über die Sprache; dieselbe erhielt unter seiner Behandlung einen eigenthümlichen kalten Schmelz, der Wohl das Ohr erfreute, aber nie das Herz erwärmte. Es steckte auch nicht viel Wärme in dem Dichter. Der Knmmerherrin, deren Vorname Leonore war. hatte er eine Reihe von Sonetten zugeeignet, in denen er sie mit Leonore von Este verglich, während er sich selber die Rolle des Torquato Tasso zuertheilte. Es war aber kein Mensch, der auch nur einen Augenblick glaubte, diese poetischen Verfolgungen konnten der Kammerherrin gefährlich werden, obgleich sie ihr augenscheinlich behagten. Der Dichter war ebenfalls von einer Begierde erfüllt, nämlich von der: Alles zwischen Himmel und Erde einzig auf sein Ich zu beziehen. Er war in sich gekehrt in demselben Grade als das Sinnen seines musikalischen Freundes nach außen gerichtet war.

Der reiferen Entwicklung dieser beiden Herren gegenüber berührte die Unerfahrenheit des Malers ihre Gnaden so unsagbar wohlthuend.

Auf ihr ausdrückliches Verlangen mußte er daher bei den Verhandlungen zugegen sein, die sie jeden Nachmittag mit den beiden Andern pflog. Das Gespräch drehte sich um eine Oper, zu welcher der Dichter den Text liefern und der Tonkünstler die Musik componircn sollte. Dieselbe sollte den Titel „Der Venusberg' führen; es war aber darauf abgesehen, die bekannte Sage ihres beschränkten mittelalterlichen Charakter? zu entkleiden. Ter Aufenthalt im Berge sollte keine Verzauberung sein, sondern im Gegenthcil ein höheres Dasein in vollendeter Schönheit nach antikem Muster.

Daß dir Gnädige sich in hohem Grade für diese Dichtung interessirte, durfte nicht Wunder nehmen: der Plan war mit ihr geführten Gesprächen entwachsen. Während der Erörterungen, die der noch unfertige Entwurf mit sich führte, erwies sie sich als ein im höchsten Grade hcldenmüthiges Weib. In zurückgebogener Haltung, die goldigschimmernde Lockenfülle über den Rücken des Lehnsessels hinabfluthend — eine Stellung, in der sie sich in Wahrheit vortrefflich ausnahm, deren Einstudirung aber auch große Mühe gekostet hatte — ließ sie sich in ihrer eigenthümlichen ruhigen Weise auf ein Ausmalen von Einzelheiten des idealen Schönheitsdaseins ein, in welchem Frau Venus präsidireu sollte. Der Maler konnte nicht umhin, sie mit der größten Verwunderung anzusehen. Der Dichter und der Componist sagten ihm später beide, daß das ein Zeichen von Ueberlegenheit wäre, und da er die Kammerherrin als eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame betrachtete, so meinte auch er, daß es Ueberlegenheit sein müsse.

In eine Sitzung, die an einem warmen, sonnigen Nachmittage auf der Veranda, die auf den Garten hinausging, abgehalten wurde, war merkwürdiger Weise der Verwalter hineingcrathen. Wie verschieden er und die Kammerherrin auch immer beanlagt waren, so begegneten sie einander in der Vorliebe für den jungen Maler. Trotz seiner vielen Sonderbarkeiten lag im Wesen des Verwalters etwas Gewinnendes; das zeigte sich auch hier. Der Maler suchte geradezu seinen Umgang; sie hatten zusammen verschiedene weite Spaziergänge gemacht und kamen eben, als die Versammlung eröffnet werden sollte, durch den Garten von einem solchen zurück. „Wollen Sie Sanl unter den Propheten sein?" hatte ihn die Gnädige in einem Tone gefragt, der ihm bedeutete, Nein zu antworten. Ter Verwalter bezeigte aber nicht übel Lust, einmal der Versammlung der Propheten beizuwohnen.

Es wurde ihm also ein Stuhl neben dem Maler angewiesen. Die gnädige Frau ließ Seltcrser-Wafser mit Graves und Zucker herumgehen, und die Verhandlungen nahmen ihren Anfang.

Die Kammerhrrrin eröffnete dieselben mit einem kurzen ResumS. „Es steht also fest, daß der Venusberg in Ihrer Opcr ein höheres Dasein bedeutet, wo die zerstreuten Schönhcitseindrücke des Lebens sämmtlich den Stempel der Wirklichkeit erhalten?"

Es war ein Nachklang der Deklamationen des Aesthetikers. Aber die beiden Mitarbeiter machten gleichzeitig eine kurze Verbeugung und deuteten dadurch an, daß es für sie eine neue und gehaltvolle Rede sei.

„Und das Glied, das in der Composition fehlt," — die Kammcrherrin liebte die technischen Ausdrücke — „ich meine: den Schlüssel zum Venusberge, den haben sie noch nicht gefunden?"

Eine neue bekräftigende Verbeugung. Der Verwalter war im Begriff zu trinken. Als er aber hörte, was man suche, hielt er die Hand, mit der er das Glas zum Munde führen wollte, unwillkürlich auf halbem Wege zurück. Er warf einen schnellen Seitenblick auf den Maler. Der junge Mann sah

Die Kam Hierher, in,
Vertrauensvoll vor sich hin: er wußte ja, daß dies alles Ucbcrlegcnheit bedeute.

Wie die drei Hohlen in „Vaulundur" mittels eines Schlüssels geöffnet werden, so, habe sich auch der Dichter gedacht, solle ebenfalls der Zugang zu dem in Schönheit vollendeten Dasein geöffnet werden. Hier wäre indeß die klaffende Lücke; nn diesem Punkte habe ihn bis dahin seine Erdichtungsgabe im Stich gelassen. Und doch bilde eben diese Situation den eigentlichen Schwerpunkt der Dichtung, Es gelte in Wort und Rhythmen das Recht des Begehrens durch dessen Macht zu begründen. Hierzu bedürfe es aber, erklärte der Dichter, einer Feucrader der Begeisterung. Er harre einer Stunde der Weihe, um die entscheidende Scene auszuarbeiten.

„Eine Feucrader!" wiederholte die Kammcrhcrrin; der Ausdruck behngte ihr. Mit einem Anstrich von unwillkürlicher Ironie wanderte dann ihr Blick von dem einen der beiden Mitarbeiter zum andern. Nnd rnhig und langsam begann sie nun einen Gedanken darzulegen, der ihr unter ihrem einsamen Sinnen gekommen war. — Ob das Wort hier im Grunde etwas zu thun habe? Wäre athemloscs Schweigen, die Auflösung aller einzelnen Gefühle in seligem Fürsichbehaltcn nicht die einzig wahre Form für die Hingebung der Seele an das Heilige?

Diesen Gedanken in einer Dichtung auszunützen, die aus Worten und Tönen bestand, mochte seine praktischen Schwierigkeiten haben. Componist und Dichter setzten ein bedenkliches Gesicht auf, und nach einer Pause begann letzterer ein wenig zögernd:

„Euer Gnaden haben sich ein Schweigen gedacht —"

„Das lauter redet als das Heulen des Fenriswolfs!" fiel der Verwalter mit seiner schnarrenden Stimme ein. Aller Augen richteten sich überrascht auf ihn. Allerdings war die bildliche Redensart, die er gebraucht hatte, so abgedroschen, daß selbst eine so durch und durch prosaische Person Wohl dazu kommen konnte, sich ihrer zu bedienen. Aber die entschiedene Abneigung des Mannes, sich um Dinge zu kümmern, die ihn im strengsten Verstände nicht angingen, war so bekannt, daß es kein Wunder war, wenn seine Einmischung in das Gespräch die größte Verwunderung hervorrief.

Mit großer Gemüthsruhe ließ der Verwalter die Aufmerksamkeit, die er geweckt hatte, über sich ergehen. Er kniff den Mund zusammen, als schmecke er noch immer die ungewohnten poetischen Worte, die er gesprochen, und stierte gleichmüthig vor sich hin, gegen den Garten hinaus. Die Kammer» Herrin, die sich eben bemühte, recht vornehm auszusehen, folgte der Richtung seines Auges, und plötzlich nahm ihr Blick einen ganz anderen Ausdruck an. Derselbe streifte den Verwalter mit einem kurzen forschenden Blinzeln, und zur selben Zeit breitete sich, einem zarten Firniß gleich, ein Schimmer von Roth in matter Carminfarbe über ihre Wangen.

Der taubstumme Tischler war aus einem Seitenwege gekommen und ging dicht an der Veranda, in welcher die Gesellschaft saß, vorüber, näher,

als es eigentlich schicklich und nothwendig War. Der Tischler war gut und
reinlich gekleidet, nicht ohne einen gewissen phantastischen Anstrich, der zur
Folge hatte, daß er eher wie ein unthätiger Statist in einem Theaterstück mit
Handwerkern aussah als ein Gutstischler in seinem täglichen Arbeitsanzug.
Er griff zum Hute auf eine nicht sonderlich ehrerbietige Weise, und indem
er vorüberging, richtete er seine dunkeln Augen frech auf die versammelten
Herren.
„Der Mensch sieht gerade so ans, als ob er sich über einen lustig machen
wollte," meinte der Cvmponist. — Der Dichter, welcher zu sehr mit sich selber
beschäftigt gewesen, um das Betragen des Tischlers zu beachten, und dem
es ein völlig neuer Gedanke war. daß Jemand sich über ihn lustig machen
könnte, wollte eine Bemerkung dazwischen werfen; sein musikalischer Werkge-
nossc aber wandte sich an den Maler und fuhr fort: „Ja, und Sie sah er
an, als wenn er Sie auffressen wollte."
Der Verwalter maß die dünne Figur des Angeredeten mit einer skeptischen
Miene und schien im Stillen die Bemerkung zu machen, daß der Maler jeden-
falls der sei, der sich am besten für das Verspeistwerden eigne. Der junge
Künstler entgegnete nichts. Er hatte den forschenden und zugleich drohenden
Blick schon mehrfach bemerkt, den der Taubstumme ihm zuwarf, und sich durch
denselben unheimlich berührt gefühlt. In seiner Verlegenheit rückte er auf
dem Stuhle hin und her und gewahrte drinnen im Salon den „Schleudern^.
Keiner hatte ihm von der Achnlichkeit des Tischlers mit der in Marmor ge-
hauenen Figur gesprochen; dieselbe ging ihm Plötzlich von selber auf, und er
sandte unwillkürlich einen vergleichenden Blick nach dem alten Modell des
Bildhauers. Tie Gnädige bemerkte es, und der feine Carminlack auf ihren
Wangen wurde um einen Ton stärker.
Aber ohne über den Zwischenfall ein weiteres Wort zu verlieren, begann,
sie die Verhandlungen mit vollkommener Ruhe an dem Punkte wieder aus-
zunehmen, wo sie stehen geblieben waren. Jndeß war's bestimmt, daß die-
selben an diesem Tage nicht fortgeführt werden sollten. Ein herrschaftlicher
Wagen rollte unter lautem Peitschengeknall über den Hofplatz. Es war ein
vornehmer Besuch vom Nachbargute, und die gnädige Frau erhob sich, um
denselben im Salon lächelnd und liebenswürdig zu empfangen.
Am späten Abend kehrten der Gutsverwalter und der Maler von einem
mehrstündigen Ausfluge zurück. Der Verwalter hatte den jungen Mann zur
Besichtigung einer Menge von Einrichtungen verschiedener Art, wie der Betrieb
eines großen Landbesitzes sie fordert, mit sich herumgezogen. Es war Nacht,
als sie den Garten betraten, auf dessen schattigen Lindenalleen das Dunkel
ruhte. An einer Lichtung, wo der klare Sommerhimmel hinreichendes Licht
spendete, um seinem Begleiter in's Gesicht sehen zu können, brach der ältliche

Herr die lange Auseinandersetzung über eine Maschine zur Herstellung von
Oelkuchen mit den Worten ab:
„Das interessirt sie wohl nicht, he?"
Ter Maler war ehrlich genug, das einzugestehen.
Ter Vermalter räusperte sich. „Ja, sehen Sie, es war auch nicht des-
wegen, daß ich sie mit herauskriegte." Er räusperte sich abermals. — „Es
ist sonst nicht meine Art, mich in dies raffinirte Treiben hier auf dem Gute
zu mischen. Aber" — ein neues und anhaltendes Räuspern — „Sie in
dem Schmutz waten zu sehen, das halt' ich nicht aus."
Ter Maler blieb verwundert stehen.
„Schmutz!" wiederholte der Verwalter. „Von welchem Kaliber die
beiden dürrbeinigen Cavaliere sind, davon haben Sie gewiß keine Ahnung.
Die Gnädige weiß es wahrhaftig wohl. Daher sollen sie als die Petersilie
fungiren, mit der man die Schüssel garnirt."
Er hielt inne, um zu hören, ob der Maler etwas sagen würde; dieser
war aber von dem aufgestellten Vergleich wie betäubt, er verblieb stumm.
„Wenn man in dem reinen Patschouli lebt und athmet," fuhr der Ver-
walter fort, dessen Rede mit einemmale ungewöhnlich bilderreich und nun ohne
Räuspern fortgeführt wurde, „so kann's zur Abwechslung angenehm genug
sein, mal an einem Waldmeister zu riechen. Wenn man an verrottete Manns-
leute gewöhnt ist, die ebenso viele Würmer in sich haben wie ein verhangener
Hase, so weiß man fo'n Stück von unverhudelter Jugend zu schätzen, an der
man nippen kann, —Das ist gerade wie französische Erbsen im Aprilmonat."
Der Maler stand bei dieser Fülle von Metaphern da, als hätte sich
über sein Haupt plötzlich ein Sturzbad entladen. Es war aber etwas in
seiner ehrlichen Natur, das ihm gebot, zur Verteidigung derjenigen aufzu-
treten, die er angegriffen fühlte, ohne daß er im Stande gewesen wäre, über
die Art des Angriffs in's Reine zu kommen. Er äußerte einige unbeholfene
Worte über die Mannigfaltigkeit der Kunstinteressen und darüber, daß ein
empfängliches Gemüth von vielen verschiedenen Menschen Eindrücke ver-
langen müsse.
„Von furchtbar vielen!" siel ihm der Verwalter in die Rede. „Von
so vielen wie möglich! Am liebsten von einem ganzen Regiment! Kunst-
interessen? Eine Batterie Niechflaschen, nichts anderes, bei meiner Seel'!
Was mich aber empört, ist der Umstand, daß Sie zugegen sein sollen, wenn sie
mit ihren beiden ausgebrannten Kadaverlyrikern über den Schlüssel zum
Venusberg schwatzt. Schlüssel! Hä, hä, hä!" — ein trockenes höhnisches
Lachen — „Schlüssel! Und dann handelt es sich ja darum, die Schönheit mit
der Wirklichkeit zu besiegeln, oder wie der Unsinn hieß? Man hat Petschafte
der eigenthümlichsten Sorte. — Ter geriebene Satan!"
Ter trockene, vorsichtige Herr hatte sich mählich nachgerade zur Er-
bitterung emvorgeredet, und sein Gesicht bezeugte das.
Nun war aber der Maler auch nicht länger darüber in Zweifel, daß

eine, allerdings noch verschleierte, aber gleichwohl nahegehende und beleidigende Anklage gegen die Gutsherrin erhoben wurde, und das von Seiten eines Mannes, der im Dienstverhältnis; zu ihr stand. Der letzte Punkt war ihm der einzig deutliche, und den erfaßte der Maler. Er war in naiver Weise von der Vortrefflichkeit der Kammerherrin erfüllt; das lieh seinen Worten Flug, und er las dem Verwalter gehörig den Text.

Dieser erlangte durch des Andern Heftigkeit seine gewohnte Ruhe zurück und hörte ihn merkwürdigerweise mit augenscheinlichem Behagen an, das sich in Linien uni den zusammengepreßten Mund zeichnete. Aber plötzlich streckte er seine knöcherne Hand aus und zog den jungen Mann mit einem gewaltigen Ruck zwischen die Bäume hinein.

Ehe dieser nach der Ursache fragen konnte, gewahrte er den Tischler, der den Weg heraufkam und, nachdem er sich sorgfältig umgesehen hatte, in einem kleinen Gesträuche verschwand. Hinter diesem hoben sich die Mauern des Hauptgebäudes in reinen deutlichen Umrissen gegen den gestirnten Nachthimmel ab.

„Nun hören Sie mich mal an!" sagte der Verwalter. „Wenn man so loslegt wie Sie, so muß man mit eigenen Augen sehen. Sie werden die kleine Thür unter den Gemächern der gnädigen Frau bemerkt haben, die, welche immer verschlossen ist! Ich wette hundert Kronen gegen ein Glas Wasser, daß sie heute Abend offen ist und daß die Angeln geschmiert sind. Sie können selbst den Versuch machen. Und dann stellen Sie sich mal gefälligst in die Büsche hinein und sehen nach dcni großen vorgebauten Eckfenster hinauf. Auf dem Observationsposten habe ich mir meine Weisheit geholt, und es müßte mit dem Teufel zugchen, wenn Sie die ihrige nicht ebenfalls dort holten. Glauben Sie dann noch immer, daß Schönheit und Heiligkeit hier auf dem Gute verschwistert sind, so können Sic sich meinetwegen auf der Stelle als Mitglied in die Gemeinde aufnehmen lassen. Es geschieht nur selten, daß ich mich um Sachen kümmere, die mich nichts angehen: ich bin Comptoirmensch, — Gehorsamster Diener!"

Er schlug den Weg nach der Verwaltcrwohnung ein. Der junge Maler stand ganz betäubt, und ohne selbst zu wissen warum, ging er zum Hauptgebäude hinauf.

Der Zufall führte ihn an der erwähnten Thür vorüber. Mechanisch legte er die Hand auf den Drücker: sie öffnete sich leicht und lautlos. Von einer plötzlichen unerklärlichen Angst befallen, trat er in die Büsche hinein.

Der Vorhang war vor dem großen Eckfenster niedergelassen, wo die Gnädige heute Morgen im blendend weißen Peignoir mit auf die Schultern herabwallenden ungeordneten Locken gestanden und ihm ihren Gruß zugeschickt hatte. Das Gemach war erhellt. Plötzlich sah er den Schatten der Kammerherrin auf dem Vorhänge: ihre schmächtige Gestalt war wieder von einem Peignoir umschlossen, und die gelösten Locken ihres Haares sielen auf die Schultern herab, gerade wie am Morgen.

Nun erst verstand der junge Mann die Worte des Verwalters, und
sejn Herz schnürte sich zusammen vor Furcht, noch einen zweiten Schatten
zu erblicken.
Einen Augenblick später zeigte sich einer.
Es war eine Mannsperson. Sie strich mit der Linken das Nackenhaar
in einem Bogen vom Halse ab, und der Schattenritz glich dem „Schleuderer".
Zu ihrer Verwunderung brachte einer der Diener der gnadigen Frau am
andern Morgen ein Billet von dem jungen Maler, in welchem er ihr kurz
mittheilte, daß er unerwartet nach Kopenhagen müsse und sich beim Tages-
grauen zu Fuß nach der Bahnstation begeben wollte, um nicht den ersten
Zug zu verfehlen. Am nächsten Tage lief ein langes Schreiben aus Kopen-
hagen beim Gutsverwalter ein. Als dieser dasselbe gelesen hatte, zündete er
seine Pfeife dabei an und schmauchte diese mit augenscheinlicher Befriedigung.
Von dem Augenblick an, da die Kammerherrin die Gewißheit erhielt,
daß der Maler unter die Abtrünnigen zu rechnen sei, hat sie nicht seinen
Namen genannt, sich aber im übrigen über den Verlust mit gewohntem Gleich-
muthe hinweggesetzt. Der Dichter und der Componist gehören noch zu denen,
die man in ihrem Salon am öftesten sieht. Ihre Arbeit macht nur langsame
Fortschritte. Dem Dichter ist es bisher nicht gelungen, auf eine Feucnider der
Begeisterung zu stoßen, und der Zutritt zum Venusberge ist noch immer ein
todter Fleck in der ganzen Dichtung. Mit ihrem unbeweglichen Gesicht, das
aussieht, als ob es gepudert wäre, was jedoch nicht der Fall ist, die Lvcken-
fülle der Haare über den Rücken des Lehnsessels hinanswälzend, in der
Stellung, die sie liebt, verhandelt die Kammerherriu noch in müßigen Stunden
mit ihnen, wie die Schwierigkeit sich am besten überwinden ließe.

^llustrirte Bibliographie.

Tie Kunst für Allk. Herausgegeben von Friedrich Pecht, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. F. Bruckmann in München.

Wir haben dieses Unternehmens kurz nach dem Erscheinen der ersten Hefte schon gedacht (s, Heft 106) und ihm unfern Glückwunsch auf den Weg mitgegeben. Es schien uns darum besonders dessen iverth, weil es zuerst einen Gedanken in bestimmte Formen kleidete, dessen Verwirklichung für Schaffende und Genießende in gleicher Weise nutz- und gmußbringend sein mußte.

Die Popularisirung der Kunst — war sie möglich in einer Zeit, wo die Kunststätten nur Wenigen zugänglich, die Reproductioncn berühmter Kunstwerke aber — selbst wieder Werke des Künstlers — des hohen Preises wegen nur für den Reichen da waren? Erst jetzt, nach der großen Umgestaltung der Verkehismittel. welche nnt den vermehrten Reisen auch die Freude nn den Werken der Kunst in Volksschichten geweckt hat, denen sie bis dahin ei» Fremdes gewesen, und den schnell aufeinanderfolgenden Fortschritten in der mechanischen Wiedergabe der Originale war es möglich, den Kunstwerken eine allgemeinere Verbreitung zu geben und die allgemeine Theilnahme an dem künstlerischen Leben der Zeit zu wecken. Wie günstig die Herausgeber der „Kunst für Alle" den Zeitpunkt für ihr Unternehmen getroffen haben, beweist der Erfolg. Tie Zeitschrift ist schon heute ein verbreitetes, vielgelesenes Blatt. Aber auch zur rechten Zeit unternommen, hätte „Die Kunst für Alle" nicht so schnell ihren Weg gemacht, wenn die Herausgeber nicht die rechte Form gefunden hatten. Aber das ist ihnen in vollem Maße gelungen. Wir wollen damit nicht sagen, daß das Blatt, wie es ist, nicht in diesem oder jenem Punkte der Verbesserung bedürftig wäre — welches neue Unternehmen wäre das nicht, und welcher vernünftige Leiter einer Zeitschrift würde auf Vervollkommnungen verzichten wollen, die ihm die täglichen Erfahrungen nahe legen? Auch „Die Kunst für Alle" hat während der kurzen Zeil ihres Bestehens kleine Veränderungen

«nähren und fernere in Aussicht gestellt. Mit grofzen kosmopolitischen Ideen trugen
sich der Herausgeber und die Verleger und gelangten allmiilig zu der Erkenntnis;,
dost die Beschränkung aus das Nationale das ersrrebensmerthere Ziel sei. „Anderer
Völker Ideale sind nicht die unsrigen, und mit ihrer Verbreitung würden wir nur
zu oft mehr Schaden als Ruhen stiften. Eine Nation must ihre geistige Nahrung in
der Hauptsache selber erzeugen, so gut als die leibliche," — Wird bei solcher Anschauung

Aus K, Siaupps «Iizzenvuch,
«uS: Die Kunst sür Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht, Vnlaglanstalt sür Kunst und
Wissenschaft in München vormals Friedrich »ruckmann.

das Fremde nur nicht geringgeschätzt — und das ist hier nicht der Fall — so ist der
Standpunkt sicherlich kein falscher.

Diesem so festgesetzten Ziele sucht „Die Kunst für Alle" geschickt auf verschiedenen
Wegen näher zu kommen. Es werden allgemeine Fragen in Leitartikeln behandelt, Ge-
denktage je nach der Bedeutung des zu seiernden Ereignisse? oder ManneS zu mehr
oder minder ausführlichen Darstellungen der Wirksamkeit eines hervorragenden Künstlers

benutzt, oder aus Ereignissen von großer allgemeiner Bedeutung Veranlassung zu principiellen Erörterungen geschöpft.
So werden beispielsweise in den 14 Heften des erscheinenden zweiten Jahrgangs Franz von Lcnbach und Karl Raupp bei Gelegenheit des fünfzigsten Gebunstags, Ed. von Steinte in der Woche seine« Hinscheidens in abgerundeten Essays vorgeführt. Tie Berliner Jubiläumsausstellung bietet dem Herausgeber den Stoff zu ausführlicher

Höfisches Mädchen. »uS K. Rauppji Slizzenbuch.
Aull Die «unft für Alle, Herausgegeben von Friedrich Pecht. Berlagkanftau >Sr »unft und Wiflenschast in München, vormals Friedrich Vruclmann.

Schilderung, die Steinle-Ausstellung im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. ist eine neue Veranlassung zur Betrachtung der Werke dieses Meisters, und die Concurrenz um das Lessing-Denkmal in Berlin wird in Bild und Wort dem Leser näher geführt. Alles das würdig und ernst mit voller Sachkenntnis; und doch mit der vernünftigsten Rücksicht auf ein Publikum, das nicht allseitig vorbereitet und so zu sagen sür die Kunst erst gewonnen werden soll.
Darum wird auch der ernste Stil durch Plaudereien weniger eraster, ja heiterer-Art unterbrochen. Man könnte die Beiträge, die wir hier im Auge haben, daS Feuilleton des Blattes nennen. Sie fallen nie aus dem Rahmen deö Ganzen, indem

sie nur dm Kunstinteressen gemidmet sind, oft sogar satyrisch den Schäden unserer Kunstverhällnisse zu Leibe gehen.
Tie allgemeineren Abhandlungen, besonders diejenigen, welche die Beziehungen der

Hessisches Madchen. »US L. Knaus' «tizzenbuch,
«us: Tie Kunftsür Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. VerlagSanftalt sur Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

bildenden Kunst zum Leben oder zu andern Kiinsten behandeln, dürsten — meinen wir — auf das größte Publikum rechnen. Darum scheint uns „Die Kunst für Alle" in dieser Beziehung zu wenig zu bieten. Wir denken dabei an die Betrachtungen Wilhelm Lindenschmits „Neber Reform der deutschen Kunstschulen" und Franz von Rebers Auf/

sich? „lieber Bühnencostüme" und «Ueber Bühnendecorationen". Reber hat seinen
Gegenstand — wie bei dem zugemessenen Räume natürlich — nicht erschöpft, aber schon

Hermann und Torothea. Originalzeichnung von Julius Scholy, Das Oelbild in dir Berliner
JnbilSums.Ausktellung.
«US: Die Kunst für Alle, Herausgegeben von Friedrich Pecht, Verlagsinftalt für «unft und
Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

die Anregungen, die er giebt, sind verdienstlich, und gerade dämm, weil sie hinüber-
greifen in ein Nachbargebiet, für welches seit Jahrzehnten ein lebhaftes Interesse in
den weitesten Kreisen zu finden ist, sind sie geeignet, auch dem von der Kunst für Alle
vornehmlich bearbeiteten Gebiete Anhänger zu schaffen.

Als Hauptsache bietet „Die Kunst für Alle" gute Nachbildungen hervorragender Werke, Sie sieht mit Recht darin ihre erste Aufgabe, das Bedeutende und im Text Besprochene auch zur Anschauung zu bringen. In der Wahl der Bilder herrscht Vielseitigkeit und Gerechtigkeit. Es sind alle Zweige der Kunst, alle Richtungen vertreten.

Wir können — beengt durch das Format unseres Blattes — nur kleinere Bilder probeweise vorführen, die schönen Vollbilder müssen zu unserm Bednuein onsgeschlossen bleiben. V. '

AnsK. Raupps Skizzenbuch.

»US: Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Fried rich PechI. Aerlagsanftalt für Kunst und Wifsenschalt in München, vormals Friedrich Bruckmann.

preußisches Bilderbuch.

Bon Karl Koberstein. Leipzig, Dunckcr K Humblot.

Je eifriger in den letzten Jahrzehnten das Studium der vaterländischen Geschichte betrieben wurde, je Heller und leuchtender die Gestalten aus Preußens Glanzzeit unter Friedrich II. und während der Befreiungskriege hervortraten, um so schwerer wurde es für den nicht historisch geschulten Schriftsteller, auf diesem Boden zu arbeiten; die meisterhafte Darstellungsweise Leopold von Rankes und Heinrich von Trcitschkcs trat ihm überall hindernd in den Weg. Aber wenn die Schriftstellerei wirkliche Herzenssache und nicht blos Mittel zum Zweck, nämlich zum Erwerb des Lebensunterhaltes oder äußerer Ehren, ist, den mußte gerade der Ton, den die genannten beiden Männer in ihren Werken anschlugen, von neuem begeistern, zu neuem kühnen Wagen fortreißen, und echte Begeisterung hat noch niemals ihre Wirkung verfehlt. Unter diesem Gesichts-punkte ist das Erzählertalent Karl Koberstcins aufzufassen, er ist kein „Saul unter den Propheten", wie er selbst scherzend sich nennt, sondern tritt uns von Anfang an als

>'in wahrer, des Wortes mächtiger Paulus entgegen. Die Leser von „Nord und Süd" haben den begabten Sohn des rühmlichst bekannten Literarhistorikers schon früher schätzen gelernt! die neuen Aufsätze, welche dieses „Bilderbuch" enthält, siud ganz dazu angcthan, ihm in den weitesten Kreisen Freunde zu erwerben, ja aus einem derselben, der die Ueberschrist trägt: „Kolberg und Gncisenau", möchte man einen Thcil in die Lesebücher der Schulen aufnehmen nach den Grundsatze: Das Beste ist für die Jugend gerade gut genug. .Koberstein ist ein echter, marmfühlendcr Preusze. der sich am Ruhme seines Vaterlandes erfreut, ohne jede Spur von engherzigem Chauvinismus, ohne blind zu sein für die nationalen Fehler, doch durchdrungen von dem beglückendes Gefühl, daß diese längst wieder gutgemacht sind: „Eine selbstbewußte Nation soll Schwächen nicht beschönigen, die sie tausendfältig gesühnt." Vorzüglich gelungen sind ihm daher die Schilderungen jener trotzigen Junker, die nirgends ihresgleichen in der Welt haben, die sogar heutzutage in Preußen selbst oft nicht mehr verstanden werden und deren treues vaterländisches Herz deich einzig dasteht in der neueren Geschichte. Dieser „märkische Junker", August Ludwig von der Marwitz, der „tolle lange Nostiz, ein Letzter vom Regiment Gensd'armes" oder endlich „der böse Baron", Herr Heinrich von Krosigk, sind die echten Vertreter dieser eckigen, aber so gediegenen Art. Man kennt sie längst, che man das Buch aufschlägt, man erinnert sich, viele der angeführten Charakterzügc früher schon ermähnt gefunden zu haben, aber Koberstein stellt sie wirklich plastisch dar, so daß man mit ihnen zu empfinden glaubt. Einen zarten, sinnigen Lorbeerkranz möchte man den Aussatz nennen, den der Verfasser dem „Dichter des Frühlings" gewidmet, während er „Prinz Heinrich von Preußen", dem Biewerkannten, ein Denkmal ehrender Gerechtigkeit setzt. Die drei noch nicht erwähnten Aufsätze tragen die Nebcrschriflcn: „Voltaire in der Mark", „Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges" und „Lützoms wilde, verwegene Jagd"; unter ihnen zeugt namentlich der letzgcnannte von gesundem historischen Urtheil. Wohlmeinende kritische Stimmen haben zwar gerade an diesem Aufsätze mancherlei auszusetzen gehabt. Wir sreuen uns indessen des Muthes »nd der Selb» ständigkeit der Meinung, wie sie in diesem Aussatze sröhlich hervortreten. Koberstein ist Offizier und preußischer Soldat mit Leib und Seele. Strenge Zucht ist in seinen Augen untrennbar auch vom wahren Heldenthum, und da, wo sich Mannesinuth und Schneidigkeit mit Zuchtlosigkeit veischwistcrn, erblickt er doch nur die abenteuernde Keckheit, auf die kein Verlaß ist. Die viel verherrlichte Freischaar stellt er kaum höher als die wegelagernden Franctireurs des letzten Krieges. Koberstein empfindet warm und richtig und schreibt und schildert vorzüglich. Sollen wir schließlich den Gesammlwerth des „Bilderbuchs" schätzen, so geschieht dies wohl am besten mit dem leichtveränderten Goethe schen Worte, das demselben als Motto aufgedruckt ist: „Wohl dem, der feiner Väter so gedenkt!"

Ein elsässischer Tondichter.

Johann Georg Kästner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken von Hermann Ludwig. Leipzig, Verlag von Breitkopf K Härtel.

In drei starken, mit dem größten Luxus ausgestatteten Bänden (ca. 1300 Seiten umfassend) wird das Leben und Schaffen eines Mannes geschildert, der seiner Zeit m Paris als Musiktheorclikcr und Praktiker eine hervorragende Stellung einnahm, m Deutschland aber kaum dem Namen nach bekannt ist. Die Vorrede belehrt uns, daß es sich in diesem Falle nicht um eine Buchhändlcr-Speculation, sondern um die Erfüllung einer Hcrzenspflicht handelt, mit anderen Worten: daß die Wittme des französischen MusikzeleKrten I. G Kastner die Herausgabe des Werkes in so splendider Form veranlaßt hat. Kastner, in Slraßburg geboren, kam 18öö, durch ein von inner Vaterstadt gemährtes Stipendium unterstützt, als armer Musislchrcr nach Paris, heirathcle dort die einzige Tochter des reichen Proprietärs Boursault und konnte in

Folge dieser Verbindung, von der Sorge um das tägliche Brot befreit, ungestört seinen künstlerischen Neigungen leben. Der Versuch, sich als dramatischer Componist geltend zu machen, mißglückte und Kastner wandte sich nun mit feiner reichen Begabung Tind seiner eminenten Arbeitskraft dem Felde zu, das ihn zum berühmten Manne machen sollte: der Musikwissenschaft. Seine Fruchtbarkeit grenzt an s Unglaubliche. Er schrieb Lehrbücher für Gesang, Clavier, Violine, Violoncello, Flöte, Clarinette, Waldhorn, Cornct, Posaune. Saxophon, Pauken ic,, die sich ebenso durch historische Gründlichkeit, wie durch praktische Brauchbarkeit — Kastner spielte selbst alle Jnstru» mente — auszeichnen. Seine Schriften über Harmonielehre Contrapunkt, musikalische Grammatik und Orthographie, Instrumentation, Militärmusik u, s. w, sind noch jept in Frankreich hochgeschäht und zum Theil an Musikschulen und Conservatorien ein» geführt. Seine interessantesten Werke sind ohne Zweifel die „I.ivrss-I'ärtitions'-. Einer umfangreichen philosophisch-literarischen Abhandlung („1ivre") folgt eine größere Composition „(purtitivn"), welche den in „livre" behandelten Gegenstand als Vorwurf für rein musikalische Gestaltung benutzt. So werden im ersten Theile des Buches „Les Lirsnes" alle auf die Sirenen bezüglichen Sagen und Mythen mit erschöpfender Gründlichkeit und enormer Gelehrsamkeit behandelt, während der zweite Theil von einer SlMphonie-Cantate für Soli, Chor und Orchester („Oswalds Traum oder die Sirenen") ausgefüllt wird. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Kastner durch die Gründung zahlreicher Männcrgesangvereine. Seine für diese Vereine (OrpKsuns) geschriebenen Chöre sind weitaus das Beste, was von seinen Compositionen zu verzeichnen ist: sie verdienten auch in Deutschland, wo an guten Werken für Männergesang kein Ueberfluß herrscht, bekannt zu werden. Kastner starb am 19. Deceniber 1867, nachdem er sich noch kurz vorher den aufreibenden Arbeiten des Preisrichteramts bei der Pariser Weltausstellung auf das Gewissenhafteste unterzogen hatte. Hermann Ludwig hat sich der Aufgabe, Kastner als Künstler und als Mensch zu schildern, mit großem Geschick entledigt. Die historischen Partien des Werkes zeugen von eingehendem Quellenstudium und gesunder Kritik: die Schilderungen aus dem Familienleben Kastners würden durch knappere Form und etwas gedämpfteren Enthusiasmus bedeutend gewonnen haben. L. L.

Teutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. Zweite umgearbeitete und bis zur Gegenwart ergänzte Auflage. Nördlingen, C. H. Beck.

Diese zweite Reihe der bekannten Studien Pechts umfaßt elf Künstlerleben. Rottmann, Defregger, Kaulbach, Lenbach, Rethel, Böcklin, Rauch, Passini, Genelli, Menzel, Mnkart werden in ihrem Leben und Wirken geschildert. Nirgends findet man — besonders über die lebenden unter den Genannten — so viel sichere biographische Mitthcilungen, wie in Pechts Buche. Das meiste verdankt der Verfasser den eigenen Erzählungen der geschilderten Meister. Er verwebt Thalsachcn und Urtheile so anmuthig mit einander, und bleibt, bei seiner Liebe für wahrhaft große Künstler und bei der aufrichtigen Bewunderung bedeutender Schöpfungen, doch ein so sicher abwägender Kritiker, daß man

seine Studien zugleich mit Genuß und mit Gewinn liest. Sollten wir sagen, in welcher Biographie die Objektivität des Kritikers besonders zur Geltung kommt, so würden wir die Böcklins nennen. Pecht hat volle Anerkennung für sein originelles, großes Talent, übersieht aber darum das Bizarre, häusig Gesuchte in seinen Arbeiten durchaus nicht. Die Fortführung der Darstellung bis in die jüngste Gegenwart giebt der ireuen Auflage erhöhten Werth. »v.

Die vervielfältigende Kunst derGegenwart rcdigirtvon Carl von Lützom. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Heft III u. IV.

Wir haben über dieses Lieferungswerk zu wiederholten Malen berichtet und es als ein ganz besonders hervorragendes bezeichnet. Heft III bringt den Abschluß des „Allgemeinen geschichtlichen Rückblickes" von Lützow und eröffnet „Die Geschichte

des Holzschnittes" von W. Hecht, Hecht
nimmt in Bezug auf den Holzschnitt der
Gegenwart einen eigenen Standpunkt
ein. „Der heutige Holzschnitt," sagt er
„wurde von feinen Ansängen nicht als
Kunst, sondern als Handwerk betrieben,
und so ist er denn im Ganzen auch mehr
ein Handwerk geworden, als eine Kunst."
Die Begründung dieser Behauptung wird
mit Scharfsinn in der IV. Lieferung durch-
geführt. — Von den vortrefflichen Kunst«
dcilagen der genannten beiden Lieferungen
heben wir mir die Vollbider hervor: Van
Dyck, «Karl I. König von Holland". Stich
von Mandel, — High, „Tie Kathedrale
von Peterborougb", Heliogravüre nach einer
Original-Radirung. — Menzel, „Shake-
speare", Holzschnitt von Ilnzclmann. —
Desselben, „Ziethen". — Rernbrandt
^cmnstsdls äe Lourliov.^, Radrrung «i
Köpping. — llhde, „Alte Frau", Radirun;
von Krauskopf. — Achenbach. „Aus de»
Gemälde: TasJudenviertel in Amsterdam'.
Radirung von E. Forberg. — Rernbrsnd!,
„Die Pilger von Emaus". ^lich vm
Gaillard. — Mar, „Illustration
Oberon", Holzschnitt von A. Klotz. „Mc
phisto", Holzschnitt von A. Kreich, und
„Faust und Gretchen im Garten", Holz-
schnitt von W. Hecht. — Alma Tcidems.
„Scene aus dem römischen Leven". L«?!;-
schnitt von Liezeninaue,-, und endlich Kloß.
„Schilflied", Holzschnitt von A. «losz. Es
verdient besonders hervorgehoben zu werden,
dah W. Hecht sich als auch stilistisch ge-
wandter Darsteller bewährt. »r.

Sei cker Iisä»ctio» von ,,»»>'^ »i>< S
ü»>t. Oer üis? ?mv>iieicl>'
IS7« imil ü»»it« ^u^»««. lüdingen,
vir»», vor Ike»^ IZnnnsrunrev »«<Zn»Uiv X«d»
tij.»»!. Itü «in?» ?arrn,il Kust»? XscKti»
M,i,»«rt,«„t, ck^rlottel^S)- ?«b. ««Kn t>vZen,
kick»!«!». Du?!, ^ns ckem ?i>x»i>n>'d einer ^nnZ««
I^ine C«rnev»Iü?«>oKirdr». (Letislsi»»
>„>»>«ris>, vidi,, rkeli X«, 101, IZerlin, Ried»S
LrKsIeiv X«cKkc>Is«r IIZ»mi»er K Rui«.'e>.
^errer», !>v!vj«5, Oer Slirli in s XicKks. liom»«.
g»r««,, rks^mislisok« krrZKIanren.
»»rk«i. ^Kxznäer, Ois?SicZir v<>r ällem, Xc»
velle. Xv?,ie >»«»^e. Drespe« ullä IIvip»
»»per«, Or, meS, ?d, Vis I»nr^?n.<Z,vr»n«>iK.
^nö,>.-?. Serün C. unä XeuvieS. Heu»«
>«x«e, ^»,»?»i!»»»>>.»«I»,»». üive >iI«rS>
>»r>i»I. <i«Uev. I.»»? 0m»°rd>,i>ck rur Lr^iNsL.
yc>s,Ks>?eit <>7S7 diü !««>, X«^d ck« V«.
PI»»«. Dr. S.. v« Veit, in S» X«nr> «I
ge?»K«n v. Or msck Zlax rkinelz. ^il«tili, -
im^Iext^ I^chz. I. I>sir«iz, Iii. gijede««
?r,I. Lolesl,«, LI« «vi 2«« valv'^t,?
Nim»«. ^Q»i<,I«, LKrist»? S» Zls»??K u«j k°r»i»
««»»««K,' kneckned. Ü^mi Sed!iel,tia?.
>»»««r». 0»lüel. ?«Ä>«>»I>z:i«?« äs? »Azs»
meinen Visssr«. Lsrliu, Lux« S«iuili
»««»». >mk. Dr. v»«iel. 2ei«r»riN kS?
äeur^rds Spröde, U^mK«^, ^. R,e!>7«
Oirven. Ourr» Sie ^^KrliiuiSstt». Scr»,
«,»»». «u^«Ik. t7r,s«re IOnSekM«It. IZum^-
melk. Sellin, tiicd»rS ^^sie,!! X«dt, »»i!
Il.ik»r»i?<7t>e VoIKskiekre Xs l, Sekür,
vruck U1> vnlaz ?^do:tl^cnder i« s,»!a».
U»t«echiiz»r:?^ch>r»^ >,m ZnXi^i Zni'chni, »«ni^jt. Uebnlr^oNZZrechr osrd,!,«!»».

1887er. ^risOks 5üIwnA. 1887e
?1

>INlsMIIINI>IIIttIIII>,IIIUIIIIIIIIIIIIIIIMMINI,IIIIIIIIIIIII»MIIIMII»III»IIIIII»!III»

l.öbel 8cKottIa«no!ei-, Lai->8balj i/gükmsn
Usbek'SösiscIl« Depots in ljsn li,«88t«n 8tä<jten »IIsi' Vl/yIttKsi!»

Vor MVLK« j'Afe1vvä88ern rükm1ick5l
äus^e^eicknet auf 6e7
ävLL'reI^Mc;, 1884.
backen,
Augsburg,
La6en-La6eo,
Lsmberg,
Lärmen,
Lerliv,
LieIeieI6,
LocKum,
Lovn,
Lrsuoscliveig,
Breslau,
Noblen!,
Coburg,
x^vl^icn ?v ?Kr?I3H« I«:
creieia,
CreurnacK,
Oortmunä,
Dresden,
Duisburg,
Düren,
Oüsselclori,
LIberlelä,
Lllvsngen,
Zossen,
?ranklurt aMsin,
?reiburg i/L,,
^l. LlaäbscK,
OörUk,
«alle s/S.,
Hamburg,
Hamm i/^V„
Hannover,
Harburg,
tteiäelberg,
Heilbronn,
tterlorä,
logolstacit,
Kaiserslautern,
KarlsruKe,
Kassel,
Kempten i/L.,
Köln,
I»andau,
Leipzig,
I.u6vigsKsseo,
Magdeburg,
Klaiiü,
Klannneim,
KliiocKev,
Klünster i/W.,
Kücuberg,
Osnabrück,
risusn i/V.,
?o«en,
Kemage»,
L,emscKeiä,
Saarbrücken,
Scdverin iM.
Stettin,
Stuttgart,
1?ner,
^Viesdacken,
Worms,
Wür^burg,
^«^^ibrücksn
^veiL-comptoir: «ems«eli s. «Kein.